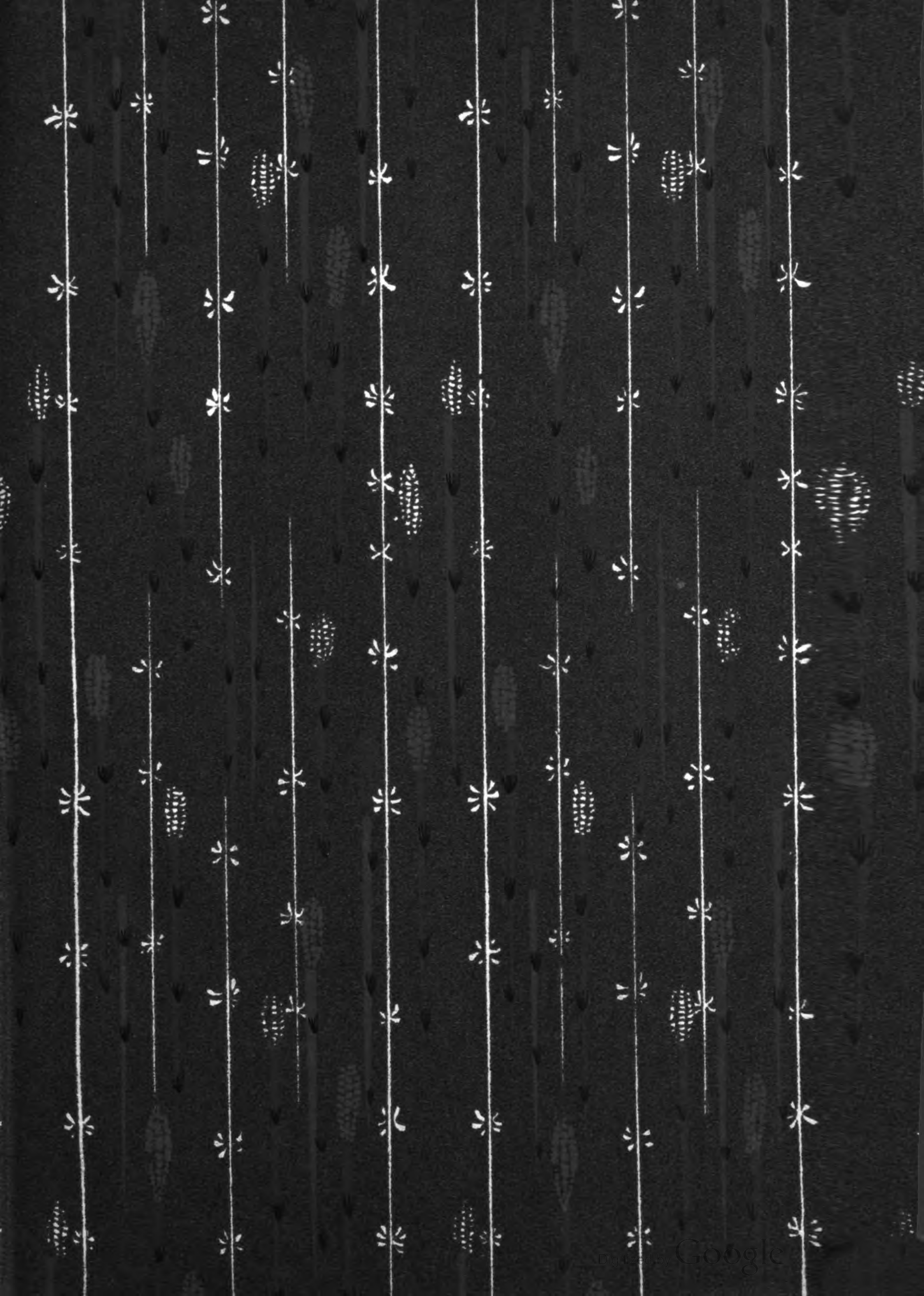

DER TÜRMER



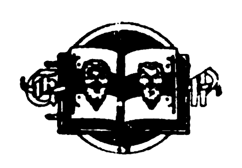
Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß

Vierzehnter Jahrgang · Band II

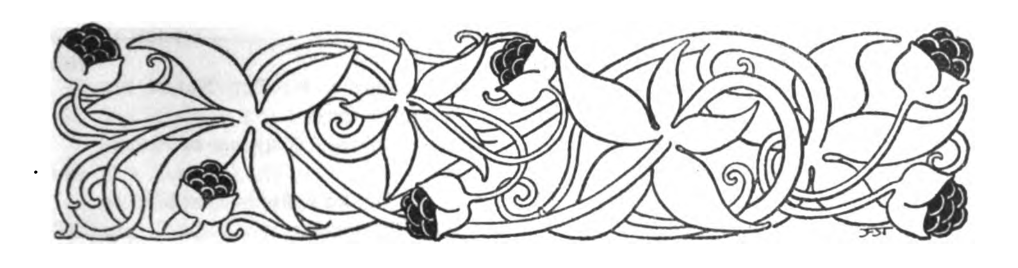
···· (April bis September 1912) ····



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


BUCHSCHMUCK
VON
FRANZ STASSEN



Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Offene Halle



Türmers Tagebuch

Literatur

Lese

Bildende Kunst



Musik

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

Notenbeilagen





Christus am Kreuz — Dürer

(Nach einer Aufnahme von Franz Hanfstaengl, München)



XIV. Jahrg. April 1912 Heft 7

Christentum und Weltfriedensidee

Von Dr. Georg Lomer

Ein neuer in die Welt geworfener Geniegedanke, ein neues Menschheitsziel wirkt mit magischer Kraft auf die nachgeborenen Geschlechter und zwingt sie um so länger in seinen Bann, je weiter der Gedanke seiner Zeit voraus war, je weniger er bei seinem ersten Auftauchen das Verständnis der Mitwelt gefunden hat.

Das Christentum war ein solcher vorausgedachter Gedanke. Nach seinem [illegible] Mißverstehen (Papsttum), nach Jahrhunderten voller Blut und Grauen, kämpft sich heute langsam sein Kern zum Siege hindurch; sein Kern: jener Liebesgedanke, der den sozialen Zusammenschluß aller Menschen zum Ziele hat. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! lautet ja die frohe Botschaft, für die Jesus von Nazareth am Kreuze starb.

Wenn heute im inneren Ausbau der Kulturstaaten der Grundsatz des sozialen Ausgleichs, der bürgerlichen Gleichberechtigung aller, des Eintretens der Gesamtheit für den einzelnen, kurz: das soziale Moment sich stärker und stärker durchsetzt, so hat da ohne Zweifel die jahrhundertelange Erziehung durch den christlichen Gedanken wirksam vorgearbeitet. Gerade jene Einrichtungen, auf die wir heute so besonders stolz sind, von unserer humanen Gerichtspflege bis zu unserem hochentwickelten staatlichen wie privaten Versicherungswesen, von unseren Kranken-, Irren- und Fürsorgeanstalten aller Grade bis zu den Millionenstiftungen



Christus am Kreuz

Nach einer Aufnahme



XIV. Jahrg. April 1912 Heft 7

Christentum und Weltfriedensidee

Von Dr. Georg Lomer

Ein neuer in die Welt geworfener Geniegedanke, ein neues Menschheitsziel wirkt mit magischer Kraft auf die nachgeborenen Geschlechter und zwingt sie um so länger in seinen Bann, je weiter der Gedanke seiner Zeit voraus war, je weniger er bei seinem ersten Auftauchen das Verständnis der Mitwelt gefunden hat.

Das Christentum war ein solcher vorausgedachter Gedanke. Nach seinem völligen Mißverstehen (Papsttum), nach Jahrhunderten voller Blut und Grauen, kämpft sich heute langsam sein Kern zum Siege hindurch; sein Kern: jener Liebesgedanke, der den sozialen Zusammenschluß aller Menschen zum Ziele hat. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! lautet ja die frohe Botschaft, für die Jesus von Nazareth am Kreuze starb.

Wenn heute im inneren Ausbau der Kulturstaaten der Grundsatz des sozialen Ausgleichs, der bürgerlichen Gleichberechtigung aller, des Eintretens der Gesamtheit für den einzelnen, kurz: das soziale Moment sich stärker und stärker durchsetzt, so hat da ohne Zweifel die jahrhundertelange Erziehung durch den christlichen Gedanken wirksam vorgearbeitet. Gerade jene Einrichtungen, auf die wir heute so besonders stolz sind, von unserer humanen Gerichtspflege bis zu unserem hochentwickelten staatlichen wie privaten Versicherungswesen, von unseren Kranken-, Irren- und Fürsorgeanstalten aller Grade bis zu den Millionenstiftungen

amerikanischer Trustkönige, — gerade sie wurzeln am augenfälligsten in dem strengen sozialen Verantwortlichkeitsgefühl, das sich mit der christlichen Grundidee beinahe deckt. Die Belege hierfür in unserem öffentlichen Leben sind Legion. Ja es ist durchaus nicht so paradox, wie es scheint, wenn ich im Besondern zu behaupten wage, daß gerade jene Partei, welche sich öffentlich am schärfsten von religiösen Ambitionen (? D. T.) losgesagt hat, heute im Gefüge des politischen Lebens vielleicht die reinste Verkörperung des so echt christlichen Strebens darstellt, das in der Parole: Schutz den wirtschaftlich Schwachen! sein politisches Schlagwort gefunden hat.

Ein Prinzip, das in diesem Grade unser ganzes innerstaatliches Leben durchdringt, konnte auch auf die Beziehungen der Völker untereinander nicht ohne Einfluß bleiben. Dafür sorgte schon der in der Neuzeit reißend zunehmende Verkehr mit seinen tausend Berührungsmöglichkeiten. Im Zeitalter der Dampfschiffe und Eisenbahnen mußten die Mauern der Vorurteile fallen, mit denen mangelndes Sichkennen die Völker gegeneinander abschloß. Im heraufkommenden Zeitalter der Luftschiffe wird das Tempo dieser Annäherung und Durchdringung sich noch um ein Erhebliches steigern. Dabei sind es ganz bestimmte Gebiete, welche auf diesem Wege die Führerschaft übernommen haben. Die Wissenschaft, die Technik kennen längst keine nationalen Grenzen mehr. Auch der Kapitalismus, der die Errungenschaften dieser beiden Gebiete in praktische Werte umsetzt, ist international geworden. Wir haben heute ein internationales Verkehrsrecht, wir haben den Weltpostverein, wir haben den Internationalen Telegraphenvertrag sowie seit Juli 1908 einen internationalen Funkentelegraphenvertrag. Wir haben zahlreiche Abkommen über Schiffahrts-, Handels-, Zoll-, Konsular- und andere Angelegenheiten. Wir haben, nicht zuletzt, die bis 1906 noch immer verbesserte Genfer Konvention mit ihren segensreichen Folgen für die moderne Kriegführung.

Ja allmählich ist das Gefühl der wirtschaftlich-geistigen Solidarität der Völker so stark geworden, daß es sich zu internationalen Weltfriedenskongressen, deren im ganzen bereits 18 stattgefunden haben, verdichten konnte.

Annäherungsklubs und Friedensgesellschaften mannigfachster Art schossen seitdem wie Pilze aus der Erde, und wer den jüngsten Jahresbericht des „Bureau international permanent de la Paix“ in Bern liest, der bekommt erst einen rechten Begriff von der Ausdehnung, welche die Bewegung bereits über die ganze kultivierte Erde gefunden hat.

Eine besonders segensreiche Wirksamkeit hat die 1888 gegründete „Interparlamentarische Union für Recht und Schiedsgericht“ entfaltet, welche die Initiative ergriffen hat, „um durch die Parlamente der Kulturstaaten die Staatsregierungen zum föderativen Ausbau der Völkergemeinschaft zu veranlassen und die Föderation unter eine Rechtsordnung zu stellen“.

Endlich kam es 1899 und 1907 zu den beiden berühmten Haager Friedenskonferenzen, deren erste von 26, deren zweite aber bereits von 47 Staaten beschickt war. Diese Konferenzen sind keineswegs so ergebnislos gewesen, wie der von der Preßkritik vielfach beliebte spöttische Ton glauben machen will. Das gilt besonders für das Hauptergebnis der ersten Konferenz, ich meine den seitdem be-

stehenden Haager Schiedsgerichtshof, der bereits in zahlreichen Fällen mit Erfolg in Anspruch genommen ist, und dessen bloße Existenz zur Genüge beweist, wie tief die Friedensidee in den Völkern heute schon Wurzel geschlagen. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist ein internationaler Gesamtvertrag zugunsten der ständigen Schiedsgerichtsbarkeit, wenn auch nach mancherlei Wehen und Schwierigkeiten, für die kommenden Jahrzehnte sicher zu erwarten, und von da bis zur offenkundigen Herstellung einer internationalen Friedensorganisation ist der Weg dann nicht mehr allzu weit. Wer offene Augen hat, der sieht, daß sich einschneidende Dinge vorbereiten, und daß das große Zukunftswerk viel, viel weiter gediehen ist, als der Unkundige ahnt.

Und alle diese Umwälzungen geschehen, wie schon eingangs gesagt, so recht eigentlich im Zeichen der christlichen Grundidee, sie sind gleichsam nichts anderes als fleischgewordenes Christentum. Da dürfte denn wohl die Frage berechtigt sein: Welche offizielle Stellung haben die christlichen Glaubensgemeinschaften den Friedensbestrebungen gegenüber bis jetzt eingenommen, und welche Rolle wird ihnen in Zukunft zufallen?

Die ersten Friedensorganisationen knüpften an die Napoleonischen Kriege mit ihren ungeheueren Menschenopfern an und standen ganz und gar auf religiösem Boden. Die Gründung der englischen Friedensvereinigung ging von der Quäkergesellschaft aus, doch gehörten zu den Gründern auch Mitglieder der englischen Hochkirche und einige Vertreter anderer Bekenntnisse. Der Verein, der stets allen Glaubensbekenntnissen offenstand, nahm als Grundprinzip den Satz an, „daß der Krieg gegen den Geist des Christentums und das wahre Interesse der Menschheit streite“.

Der erste französische Verein, der sich „Gesellschaft für christliche Moral“ nannte, stand gleichfalls auf religiösem Boden und hatte speziell die Förderung des Friedens zum Ziel. Auch in Nordamerika gibt es noch heute einen „christlichen Schiedsgerichts- und Friedensverein“.

Die Tätigkeit dieser Vereine, besonders des englischen Stammvereins, war eine äußerst rege. Vorträge und Versammlungen, fleißige Preßbenutzung, Petitionen an die Regierungen, ferner die Einwirkung auf religiöse Gesellschaften, Prediger und Lehrer, das waren die Mittel, deren man sich mit gutem Erfolge bediente.

Trotz dieser vielversprechenden Anfänge vollzog sich jedoch in der Folgezeit in der äußeren Vertretung der Friedenssache ein bemerkenswerter Wechsel, indem dieselbe aus der Hand religiöser Genossenschaften der Hauptsache nach auf die Laienwelt überging; ein Wechsel, der zwar einerseits die ganze Bewegung auf eine breitere Basis stellte, andererseits aber doch eine merkliche Einbuße an Stoßkraft bedeutete. Noch im Mai 1894 konnte der Pariser „Figaro“ die Preisfrage stellen: „Das Christentum ist eine Religion des Friedens und der Liebe. Wie kommt es denn, daß die Kirche ihres göttlichen Stifters Lehre vergessen hat, und daß man ihre Priester sich nicht mit Recht erheben sieht gegen Kriegsrüstung und Krieg?“

Die kirchlichen Kundgebungen zugunsten der Friedensbestrebungen sind in der Tat in den letzten Jahrzehnten nur vereinzelt geblieben; und wenn man von

dem 5. Weltfriedenskongreß in Chicago — August 1893 — absieht, auf dem von den Vertretern sämtlicher Bekenntnisse die Brüderschaft des Menschengeschlechts und die Abschaffung des Krieges als einigendes Ziel anerkannt wurde, so hat für die Folgezeit lediglich die katholische Kirche das Verdienst, an dieses Ziel wieder und wieder erinnert zu haben.

In seiner Enzyklika vom Juni 1894 weist der Papst darauf hin, wie „wünschenswert die Herstellung der Einheit zur Abwendung der grausigen Kriegsgefahren" sei; und im Dezember desselben Jahres sandte die englische Friedensgesellschaft mit Genehmigung des Kardinals Vaughan ein Rundschreiben an die katholische Geistlichkeit des Landes — und ein gleiches an die protestantische — mit der Bitte, den Sonntag vor Weihnachten als Friedenssonntag einzusetzen, an dem von allen Kanzeln herab zum tätigen Anschluß an Friedensbestrebungen gepredigt werde.

Eine im September 1895 an die Presse gerichtete Anregung Leos XIII., „internationale Fragen durch freie Beratung der Herrscher und des Papstes zu entscheiden", fiel zwar im österreichischen Parlament, wo ein Abgeordneter sich ihrer annahm, nicht auf fruchtbaren Boden, war auch vielleicht nicht ohne hierarchisch-eigennützige Hintergedanken. Aber die Idee ist doch nicht wieder zur Ruhe gekommen, und einen Monat später nannte in der bayerischen Ersten Kammer der Fürst Löwenstein-Wertheim-Rosenberg das ersehnte Welttribunal „den Abschluß und die Krönung einer der Vernunft, der Humanität und dem christlichen Glauben entsprechenden Rechtsordnung der Welt".

Auch späterhin ist es immer wieder die katholische Kirche gewesen, welche auf den Friedensgedanken zurückgekommen ist. Ihre Tochter, die Lutherkirche, dagegen hielt sich zurück und blieb im ganzen einem Werke fern, das wie kein anderes als „christlich" im rechten Sinne bezeichnet werden muß. Der Protestantismus tut sich durch diese Interesselosigkeit für eine der brennenden Zeitfragen unberechenbaren Schaden und gibt damit zugleich eine Waffe aus der Hand, mit der er sich einen Platz in der vordersten Reihe der Vorkämpfer einer glücklicheren Menschheitszukunft erobern könnte.

Unsere Kirche hat, darüber ist kein Zweifel möglich, in den letztvergangenen Jahrzehnten nicht an Popularität gewonnen, sondern verloren; und die Gründe für diese Tatsache sind nicht zum wenigsten darin zu suchen, daß sie es mehr und mehr verlernt hat, sich zur Trägerin der großen, weltbewegenden Ideen zu machen, die nun einmal das Kennzeichen unseres Zeitalters sind. Sie hat den Sturm der mächtigen sozialen Bewegung, in der wir leben, über sich hinwegbrausen lassen, ohne seine gewaltige Kraft in ihre Segel zu fangen, ja ohne anscheinend sich der inneren Verwandtschaft der sozialen Bewegung mit urchristlichen Ideen bewußt zu werden. Die Folge ist, daß der Sozialismus sich religionsfeindlicher gibt, als er es seinem eigensten Wesen nach ist, ja daß er sich zum fanatischen Gegner allen Kirchentums entwickeln konnte.

Nun ward der Friedensgedanke, die Idee der Völkerversöhnung in die Welt geworfen; abermals schwellen die Herzen von Hunderttausenden dem neuen Ziele zu. Der Katholizismus, unendlich gewandter in der Anpassung an neu auftauchende



Ausblicke, hat längst zugegriffen und sich auch hier die Mittäterschaft gesichert. Sollte nicht die Lutherkirche mit tausend Freuden diese Gelegenheit ergreifen, ihre gesunkene Volkstümlichkeit wieder zu gewinnen, indem sie in dieser großen Menschheitssache eine Führerstelle übernimmt?!

Unser Heil liegt allein im Blute Jesu Christi! hallt es von den Kanzeln. Gewiß, aber man vergißt gar zu leicht, daß dieser selbe Jesus sein kostbares Heilandsblut nicht dafür gegeben hat, daß man sich heute mit schönen Worten auf ihn beruft, sondern daß sein ganzes Leben ein mutiges Eintreten war für die süße Lehre von der Menschenliebe. Für jene Lehre, welche seitdem so oft aufs neue gekreuzigt worden ist.

Ein Evangelium der Tat ist es, was wir auch heute noch brauchen; eine wahre Nachfolge Jesu, die uns not tut. Wann wird unsere Kirche sich zu dieser Form von Christentum bekennen?!



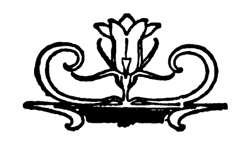
Vorfrühling · Von Bruno Großer

Nur noch am Walde blieb ein fahler Saum
Von grauem Schnee. Die Luft ist herb und blank;
Und dort vom Raine her, wie tief im Traum,
Tönt Zeit um Zeit ein halber Lerchensang.

Das sind die Tage, da mit zagem Fuß
Durchs bleiche Land ein scheues Hoffen geht,
Ist einer neuen Schönheit erster Gruß,
Die glutend bebt und um Erlösung fleht,

Wie einer jungen Liebe leis Gestehn,
Das erste Rühren einer linden Hand,
Das ist, als hörtest du herüberwehn
Ein fernes Klingen aus der Sel'gen Land. — —

Noch schläft die Erde — unruhvoll und schwer,
Wie eine Braut vor ihrem Hochzeitstag. — — —
Und wieder — dort — wie aus der Erde her,
Träumt Zeit um Zeit ein halber Lerchenschlag.





Der von der Vogelweide

Roman von Franz Karl Ginzkey

(Fortsetzung)

23.

Mit dem scharfen, schonungslosen Blick der Jugend für die Auswüchse und Sonderbarkeiten des Alters hatten die Knaben Leuthold und Ulrich den drolligen Gerhard Atze bald aufs Korn genommen. Sie hatten erfahren, daß Herr Walter, dem sie beide immer inniger zugetan waren, mit dem Atze einst einen bösen Handel gehabt, und das genügte, um sich in Kriegsbereitschaft gegen den vogeläugigen Rittersmann zu setzen.

Herr Atze hatte aus dem Schicksal des von Clusa immerhin eine weise Lehre gezogen: er verschonte Frau Uta nunmehr mit seinen hilflosen Galanterien und sah sich auch in seiner anrüchigen Beschäftigung als „Merker" dieser reinen Fraue gegenüber gründlich auf dem Sande. Also spähte er nach neuer Betätigung für sein reizbedürftiges Junggesellengemüt. Da gab es nun sowohl auf Branzoll als auch auf Säben manch zierliches Fräulein, teils dem besseren Gesinde, teils dem kleinen Hofstaat des Burggrafen angehörig, um das Herr Atze nunmehr schmachtend und schnurrend zu kreisen begann wie Meister Petz um den Honig. Er teilte Blumen oder kleine Leckereien, die er sich aus der Burgküche klüglich zu verschaffen wußte, unter dem losen Weibsvolk aus, das sich gerne seine Leckerbissen und Scherze, aber sonst wohl nichts gefallen ließ.

Die schalkhaften Jünglinge Leuthold und Ulrich, denen des alten Sünders Adamsschwäche im engen Getriebe der Burg nicht verborgen blieb, beschlossen nun, dem Ahnungslosen einen artigen Possen zu spielen.

Leuthold näherte sich eines Morgens dem verliebten Ritter, der sich eben, mit neuen Süßigkeiten beladen, auf listige Abenteuer begeben wollte, und flüsterte ihm zu, es stehe ihm unerhörtes Glück bevor, denn das schönste Mägdlein auf Branzoll sei nicht abgeneigt, ihn zu ihrem Ritter zu ersehen, woraus ihm „wonnigliche Wunder sonder Zahl" erblühen dürften. Und nun erging sich der verschmitzte Knabe in so farbenreicher Schilderung der unbegrenzten Schönheit jener wohlgetanen Maid, daß Herrn Atzes Kugelaugen verwegen zu rollen begannen, wobei sich Leuthold seine Verwirrung zunutze machte und ihm die Leckerbissen aus der Tasche fraß.

Aber die Maid verlange, flüsterte Leuthold, Herr Gerhard Atze müsse sie, wie es minnewürdiger Ritter Brauch sei, mit einem selbstverfaßten Liedchen ehren, das er des Abends im Hofe zu singen habe. Niemand dürfe wissen, wem das Liedchen gelte, aber ihrer „minniglichen Lippen wunderzarte Wonne“ werde ihm verstohlenen Dank nicht schuldig bleiben.

Da war nun guter Rat für Herrn Gerhard Atze teuer, aber der findige Leuthold hielt ihn schon bereit. „Und da Ihr, ruhmreicher Herr, doch ohne Zweifel“, meinte er, „mit Schild und Speer aushältiger umzugehen wißt als mit süßlicher Leier, bin ich gern bereit, ein fröhliches Liedchen für Euch zu spinnen, insofern Ihr mir versprecht, meinem Falken ein neues Federhütchen anfertigen zu lassen.“

Herr Atze ging sogleich auf den Handel ein und versprach ihm überdies einen Haufen Näschereien und ein Blasrohr für die Vogeljagd, worauf sich Leuthold sehr vergnügt aus dem Staube machte.

Er traf mit Ulrich im Zwingergärtchen zusammen, und nun gingen die beiden unter schallendem Gelächter ans Werk und hatten bald ein grauenhaftes Liedgeschöpf zur Welt gebracht, das einem anständigen Minneton etwa so ähnlich sah wie Gerhard Atze einem liebenswerten Ritter.

In aller Verborgenheit übte nun Leuthold mit seinem wehrlosen Opfer das Liedchen ein, lehrte ihn die Harfe mit Zärtlichkeit schlagen und allerlei Seufzer und Lallgesetzlein dazwischen vorbringen, bis Herr Atze, der anfangs nicht ohne Mißtrauen war, immer stärker und stärker in den Rausch seines großen Könnens versank und endlich, von Siegeszuversicht gebläht, den Abend vor Ungeduld kaum noch erwarten konnte.

Nachdem auch dies vollbracht, ging der böse Knabe Leuthold hin und setzte seinen Streichen die Krone auf: er sorgte nicht nur dafür, daß man allseits auf Branzoll und Säben von Gerhard Atzes erstem rühmlichen Auftreten als Minnesänger erfuhr, er ließ überdies der bösen Tante Siguna im tiefsten Vertrauen sagen, der edle Ritter Gerhard Atze sei in sie verliebt und werde ihr dies nach Sonnenuntergang mit einem Ständchen beweisen.

Frau Siguna zischte bei dieser Kunde empor wie ein im Winterschlaf gestörter Tatzelwurm und rüstete sich zu furchtbarer Abrechnung mit dem Tollverwegenen.

Und Gerhard Atzes Stunde kam nur allzubald. Noch war die Sonne nicht völlig hinter den Wäldern versunken und das Klausner Abendglöcklein noch nicht aufs lieblichste ins Rauschen des Eisack verhallt, als sich Gerhard Atzes Leier in den kläglichsten Tönen im Hofe bemerkbar machte.

Die Lauscher drängten sich in dichten Scharen in den Fensternischen und vernahmen mit hohem Ergötzen das folgende, jämmerlich gekrähte Liedchen:

„Tenderl, lenderl, lenderlin,
Zieh hin, mein Seufzerlein, zieh hin.
Ich bin, seit ich die Herrin sah,
Verträumt wie eine Nebelkrah.
Ahi, aho, ahu, aha.
O säß sie doch mit mir im Klee!
Ach, o weh! Ach, o weh!

Wann kommt die Zeit, in der es mait?
Wann schürzt die Maid zum Tanz ihr Kleid?
Zwei Füßchen seh ich, schwungbereit,
Sind nicht zu lang und nicht zu breit.
O Säulen aller Süßigkeit!

Ach, o weh! Ach, o weh!
O säß sie doch mit mir im Klee!
Ahi, aho, ahu, aha.
Verträumt wie eine Nebelkrah
Bin ich, seit ich die Herrin sah.
Zieh hin, mein Seufzerlein, zieh hin.
Tenderl, lenderl, lenderlin."

Herr Atze hatte kaum geendet, als Frau Siguna aus der Höhle ihrer Menschenfeindlichkeit wie ein giftiger Drache hervorbrach und den Rücken des fassungslosen Troubadours mit einem Sattelriemen und einem Schlüsselbund derart emsig zu bearbeiten begann, daß helle Funken stoben und Herr Atze in seiner Not unter Anrufung aller Heiligen rings um den Hof zu laufen sich anschickte, bis ihn das Hohngelächter und der maßlose Jubel aller Beteiligten seine männliche Würde zurückgab. Er wandte sich nun dem bösen Weibe zu und kämpfte einen harten Strauß mit ihm, von dem noch Kindeskinder meldeten, und nannte es einen „Helphont" und eine „abrahamische Krot", bis endlich beide des Schlachtens müde waren und wehrlos wie zwei müdgetobte Wässerlein zur Rechten und Linken wieder auseinanderliefen.

So endete Herrn Atzes zartes Liebesmühen, und er konnte nun die Stunde kaum erwarten, mit Frau Utas Gefolge aus der Burg zu verschwinden. Aber noch hatte sich das Maß seiner Leiden nicht ganz erschöpft.

Denn nun waren es die geistlichen Gewalten, die mit ihm noch abzurechnen hatten, nachdem ihm weltliche Grausamkeit so übel mitgespielt.

Am folgenden Sonntag predigte nämlich Herr Heimo, Kaplan auf Burg Branzoll, vor dem Kirchlein in der Aue, wo alles Volk auf einer schönen grünen Wiese voll Feierlichkeit versammelt war. Für die Damen des Adels standen teppichbelegte Bänke bereit, indes die Ritter, im blinkenden Staat, die Faust auf das mächtige Schwert gestützt, die Schönen im Halbkreis umstanden wie schimmernde Wolken den lichten Tag.

Des Sonntags höchste Zierde aber war, daß Seine Bischöfliche Gnaden Herr Konrad von Rodank mit seinen Amtsleuten der Predigt beizuwohnen geruhte, nachdem er zuvor im Kirchlein in der Aue höchstselbst die heilige Messe zum erstenmal zelebriert hatte. Der Bischof war heute in rosigster Laune, und Huzo, das kluge Malerlein, lachte nicht minder vergnügt in den schönen Spätsommertag: ihm hing ein straffes Beutelchen guter brixnerischer Goldfüchse am Gürtel, als Lohn für seine wohlgelungenen symbolischen Gemälde.

Herr Bischof Konrad saß auf erhöhtem Stuhl, von allerlei Prälaten, Domherren und andern geistlichen Würdenträgern umgeben, und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er seinen alten, beleibten Freund und Studiengenossen

aus der Domschule zum heiligen Kassian, den wortgewaltigen Kaplan Heimo, mit etwas Mühe die improvisierte Kanzel besteigen sah, die man zur Not an den Stamm einer alten Weide gezimmert hatte. Die Kanzel wackelte ein wenig, und Bischof Konrad, der es gerne liebte, sich den schweren Ernst seines Amtes mit der Wohltat des Humors zu vergolden, sah sofort ein fröhliches Bild vor sich: wie Heimo inmitten seiner donnernden Stegreifrede mit dem Fuße grimmig aufstampfte, worauf das dürftige Kanzelchen mit Gekrache unter ihm zusammenbrach und aller Beredsamkeit ein rasches Ende bereitete.

Schade um Heimo! Er war bereits als Präbendist in der Domschule der vielversprechendste aller „Clericelli" und glänzte besonders in den edlen Künsten der Rhetorik und Dialektik. Er wäre auch sicherlich im Dienst der heiligen Kirche ein rühmlicher und vielvermögender Mann geworden, aber — die Frauen, die Frauen! Herr Heimo trieb es sogar für jene geduldsamen Zeiten, da man jedem geistlichen Herrn mit Wohlgefallen eine verschwiegene Freundin und selbst noch etliche Kinderlein dazu gönnte (auf daß er geruhsam in sich abgeschlossen sei), selbst für jene einsichtsvollen Tage trieb es Heino zu arg und verscherzte sich bald jede Aussicht auf höhere Würden. Schade um Heimo! Er mußte schließlich froh sein, daß ihm Bischof Konrad durch seinen adeligen und geistlichen Einfluß eine Burgkaplanstelle beim Säbener Grafen verschaffte. Dort hauste er nun seit manchen Jahren und rundete sich behaglich ab, nach außen und innen. Aber der göttliche Funke feuriger Beredsamkeit war ihm geblieben, und Heimo hatte dieserart nicht seinesgleichen im Eisacktal.

Dies alles bedachte Bischof Konrad, indessen sich Heimo auf seinem Kanzelchen mit Geräusper und Scharfgeblicke zum Worte rüstete. Er hatte dabei, was seine Hörer besonders ergötzte, eine eigenartige Methode, seine Sprache zu entflammen, die ihn niemals im Stiche ließ. Als echter Gottesstreiter liebte er es nämlich, seiner Rede Schwert am Vorhandenen, nicht am Imaginären zu schärfen, und fischte sich zu solchem Zwecke mit dem beutesicheren Blick des Falken aus der Schar seiner Gläubigen ein einzelnes Opfer heraus, mit dem er nun beredte Zwiesprache zu halten begann. Er zog es mit dem wohlgespindelten Faden seiner Rede an sich heran, umspann es mit dem fehlerfreien Garn seiner Überzeugung, umwickelte es mit dem endlosen Gespule seiner Meinung und versetzte endlich dem also rettungslos Verknebelten die Donnerkeile seiner glorreichen Predigt mit solch biblischer Wucht auf den fassungslosen Schädel, daß meist nur ein Häuflein schlotternder Armesünderknochen in tiefster Zerknirschung übrigblieb.

Und wehe! Am heutigen Tage war es kein Geringerer als Gerhard Atze, auf den der scharfrichterliche Blick Pater Heimos gefallen war. Er hatte schon lange vorgehabt, mit dem weibertollen alten Lebemann anzubinden, wobei Herr Heimo ganz vergaß, daß es oft die eigenen Fehler sein, die man dem lieben Nächsten am schwersten verzeiht.

Herr Atze hatte sich, als wollte er die Schmach jenes Abends durch äußeren Glanz ersticken, aufs sorgsamste herausgeputzt. Er trug, der nicht geringen Hitze zum Trotz, ein papageigrünes, mit dem Pelz der Zieselmaus verbrämtes Samtröcklein, scharlachfarbene Hosen, ein Hütchen aus Pfauenfedern und hatte sich

überdies nach damaliger Stutzermode an Ärmeln und Beinen mit winzigen Schellchen behängt, um die Würde seiner Erscheinung nicht nur sichtbar, sondern auch hörbar zu machen.

So war sein Anblick ganz geeignet, Herrn Heimos Wut noch höher zu stacheln, der allsogleich zum Angriff überging, Herrn Atzen dabei mit drohenden Blicken verschlingend:

„Prima mors animam nolentem pellit de corpore," begann er, „secunda mors animam tenet in corpore. Der Tod des Fleisches, ihr Geliebeten, sondert die Seele von dem Leichname, also sondert die Sünde die Seele von Gott. Der Tod des Fleisches macht den Leichnam stinkend, also stinkt die sündige Seele vor Gott. Nun höret, ihr Vielgeliebeten, wovon geschrieben steht in der Väter Buch: Einst kam der heilige Erzengel Gabriel zu einem Einsiedel und sagte: ‚Einsiedel,' sagte er, ‚laß uns in die Wüste gehen und allda einen Pilgrim begraben, der was vor Tag gestorben ist.' Also gingen sie selbander, und als sie nun zur Stelle kamen, da verstopfte der Einsiedel seine Nase vor dem Ruche des Toten und sagte: ‚Er stinkt!' Doch als sie ihn nun begraben hatten und von dannen schieden, da begegnete ihnen hoch zu Roß ein wohlverzierter Ritter, behangen mit klingenden Schellchen, in Samt und Seide und prunkend wie ein Pfau. Und siehe, ihr Vielgeliebeten, nun aber verhielt sich Gabriel die Nase, und es fragte der Einsiedel den Engel: ‚O Herr, warum tust du dies?' Da sagte Gabriel: ‚Du sollst es wissen, daß dieser weltliche Mann mehr stinket vor Gott als des Pilgrims Leichnam vor deiner Nase!'

Also predigte Herr Heimo und hielt sich, sein wutzitterndes Opfer herausfordernd anstarrend, triumphierend die Nase zu. Aber noch hatte Herr Atze nicht ausgelitten. Denn nun begann der Pater, mit Hinweis auf die arge Sündhaftigkeit des ritterlichen Stutzertums, der Armut unseres Heilands zu gedenken, der im härenen Gewand auf einem Eselchen einritt ins israelische Volk, der sündigen Menschheit Erlösung zu bringen.

„Noli timere, filia Syon, ecce, rex tuus venit sedens super pullum asini." Und nun gefiel sich Herr Heimo in allerlei lieblichen Betrachtungen und tiefsinnigen Vergleichen zwischen dem Sünder und dem Esel. „Eia, sieben Dinge sollst du merken, gebrechliche Seele, welche dir und dem Eselein gleicherweise zu eigen sind: gleich dir ist er hart und träge und hat ein schweres Herz. Ist er jung, so ist er schön, danach aber wird er eislich. (Herr Atze sank stöhnend in sich zusammen.) Gleich dem Sünder ist er schwach in den Achseln, all seine Kraft liegt nach hinten in den Lenden. Er speist nach seiner Arbeit die Kardendisteln auf dem Felde oder die Streu auf dem Miste, denn das Stachlichte oder Unreine stört ihn nicht. Er hört auch gern die Harfe, die er doch zertritt, falls er sie auf seinem Wege findet. (Herr Walter nickte mit zustimmendem Lächeln.) Insbesondere aber ist es des Esels Hartnäckigkeit, die jener des Sünders gleicht, wie Jeremias, der Prophet, zu sagen weiß: Insanabilis fractura tua, pessima est plaga tua — —"

Doch ehe noch das wetternde Pfäfflein den siebenten seiner Gründe vorgebracht, warum der arme Sünder, alias Gerhard Atze, einem Esel gleiche, ertönte plötzlich wunderbarerweise das sonnenfreudige „Jah! iah!" eines wirklichen,



leibhaftigen Eselchens, das unter dem brausenden Jubel der hochergötzten Zuhörerschaft auf dem Weglein dahergetrabt kam, das vom Klausener Tor zur Aue führte. Es war mit allerlei Packwerk hoch beladen, aber nichtsdestoweniger guten Mutes und ward von einem graubärtigen Männchen geführt, das gelbe Ärmelstreifen auf seinem dunklen Krämerrock trug und ein seltsam zugespitztes Hütlein aufhatte, wie es lombardische Juden damals zu tragen pflegten.

Selbst Bischof Konrad hielt sich die Lenden vor Lachen über diese allerliebste Tücke des Zufalls. Und ob Herr Heimo nun wollte oder nicht, all die Pracht und Wucht seiner Gleichnisse, der ganze oratorische Wunderbau seiner Rede, all die flammenden Drohungen mit Höllenpein und knirschender Finsternis, — das alles war zerstoben und wie fortgeblasen vor dem heidnisch innigen Sonnen-Gejahe des Eselchens, das immer näher herbeitrabte, bis Herrn Heimo endlich nichts übrigblieb, als seine Predigt mit etlichen fürchterlichen Drohungen und Warnungen vor dem bösen Geiste in den Sand oder vielmehr ins goldige Grün der Aue verrinnen zu lassen.

Indessen hatte das Handelsmännchen, seinen Vorteil wohl vor Augen, seine Kisten und Körbe vom Grautier abgeladen, wobei es ein großes Geschrei erhob, mit den Händen gewaltig in der Luft herumfuhr und sich so aufgeregt gebärdete, als gäbe es auf Gottes weiter Erde nichts Köstlicheres und der Betrachtung Würdigeres als seinen bunten, der Käufer harrenden Kram.

„Siehst du, Bruder Heimo," flüsterte ein boshafter Kanoniker dem wutbleichen Prediger ins Ohr, „so geschieht es oft, daß einer dem andern das Geschäft verdirbt."

Herr Heimo aber würdigte den Spötter keines Blickes.

Das Volk aber, die kauflustige Weiblichkeit voran, umdrängte mit Neugier den tanzenden Krämer, der immer wieder neue wunderbare Dinge ans Licht zu ziehen wußte: Gürtel und Bänder, Schminken und Garne, Spangen und Ringe, Spiegel und Täschchen, Korallenschnüre und Paternoster. Doch zeigte sich das Feuer seiner Beredsamkeit erst in vollem Glanze, als er die Kiste mit den venezianischen Geweben und fremdländischen Seidenstoffen öffnete. Da ward der Mann zum Dichter, zum Propheten. Von fernen Ländern und hohlen Bergen erzählte er, wo Salamanderwürmer unverbrennbare Seide spännen, von Wunderbäumen, die des Nachts aus ihrem Baste die herrlichsten Stoffe selber webten, die ewige Schönheit verliehen, vom grünen Achmardin, vom rotgoldnen Bliat, vom Palmat aus den Balearen, der besser als ein Harnisch schütze, vom goldgestickten Zindal aus Granada, vom arabischen Sarumin, vom sarazenischen Purpur und endlich vom König aller Stoffe, dem köstlichen, vielfarbigen Samit, der zarter sei als der zartesten Jungfrau Pfirsichwange.

Da blitzte manch helles Frauenauge begehrlich auf und ergab sich, der Predigt Pater Heimos zum Trotz, nur allzusehr den sündhaften Wünschen nach dem bunten, verteufelt schönen und kostspieligen Zeug. Der schlaue Lombarde aber verstand seine Sache aufs beste. Er wußte für jede der Schönen die passendste Seide zu finden und schwor bei den Gebeinen seiner Väter, sie wäre eigens für sie im fernen Lande gesponnen worden, und daß es nun der blutigsten Grausamkeit gliche, die unter großen Gefahren ans Ziel Gelangte nicht liebreich aufzunehmen.

Gertrudis erstand unter allerlei nützlichen und zierlichen Dingen auch ein goldenes Ringlein mit blauem Stein und winkte ihren Bruder Leuthold verstohlen herbei. „Gib das Herrn Walter," flüsterte sie, „und sag ihm, es sei ein Angedenken an die schönen Tage, da er dein Lehrer gewesen sei."

Herr Walter hatte sich abseits unter einen Baum gelegt und sah dem buntbewegten Treiben zu, das der emsige Krämer verursacht hatte. Was war das für ein schönes, farbenfreudiges Bild: auf der sonnig grünen Wiese die feiertäglichen Gewänder der fröhlich stolzierenden Ritter und Damen, dazu das ungestüme Rauschen des wilden Eisacks und droben, im Wipfelgewirr der silbernen Weiden, der lieben Vöglein Tirilieren und Schalmeien.

Und doch war dies alles nur die traumhafte Umrahmung für die eine schlanke lieblichste Gestalt, die im weißgoldenen Gewande bald hier, bald dort aus der frohbewegten Menge auftauchte, Gertrudis, das süße Märchen seiner Jugend und doch die holdeste Wirklichkeit.

Da brachte Leuthold das Ringlein herbei und sagte, was die Schwester ihm aufgetragen, und rannte eilig davon.

Herr Walter ahnte sofort, von wem das Ringlein eigentlich käme. Ob er es nun wagen sollte, selbst ein schlichtes Kleinod zu erstehen und es Gertrudis durch den Bruder mit einem Scherzwort zu senden? So war es wohl höfischer Brauch?

Doch, ob es sich nun schickte oder nicht, er mußte es bleiben lassen, aus einem lächerlichen und doch sehr ernsten und peinlichen Grunde — er war bis auf etliche Silbermünzen mit all seiner Barschaft kläglich zu Ende.

So kam auch hier zu dieser hellen Stunde die bittere Freundin Armut und flüsterte Herrn Walter zu, sie habe ihn keineswegs verlassen. „Doch trifft dich diesmal selbst die Schuld", sagte die treue Gefährtin von Anbeginn. „Wo immer du ansonsten gesungen, o Walter, auf Burgen oder an Fürstenhöfen, du heischtest deinen Lohn wie andere Sänger auch. Hier aber, weil ein süßes, holdes Mündchen dich geküßt, hier glaubst du nun ein anderer zu sein und verschmähst es, den Lohn zu begehren, der dir zukommt. Vergiß nicht, wer du bist, o Walter von der Vogelweide! Ein weitberühmter Sänger bist du und doch ein armer fahrender Gesell!"

24.

In diesen Tagen, da der Herbst nicht fern war und das Blut in den Edeltrauben zu kreisen begann, gefiel es den Rittersleuten im Eisacktal, außer den jagdlichen Freuden auch einer erntefröhlichen Geselligkeit zu huldigen. Man schwang sich in den Sattel und besuchte den Nachbar hüben und drüben, insofern man eben nicht in Fehde mit ihm lag. Doch herrschte gerade damals ein heilsamer Friede im Lande, woran die Milde des brixnerischen und die Schärfe des trientinischen Bischofs gleichermaßen verdienstvoll gewirkt haben mochten. Waren doch selbst die rebellischen welschen Ritter am Gardasee, die Herren von Arco und Beseno, durch Bischof Friedrich von Wangas gestrenge Kriegskunst vor kurzem gezwungen worden, aufs neue den Vasalleneid zu leisten.

Er war ein tatenkühner, aber auch lebenskluger und einsichtsvoller Mann, dieser Bischof von Trient, der den jungen Staufer todesmutig über die furchtbaren

Gletscher der Bernina begleitet hatte. Seines schwächlichen Vorgängers Schulden und politische Fehler hatte er rasch zu tilgen gewußt, den zahlreichen Dieben, Räubern und Raufern war es bald zu schwül im Lande geworden, die eifersüchtigen Stiftsvasallen lernten Eintracht, die unbotmäßigen Bürger und Lehensleute einen starken deutschen Herrn kennen, und so war allmählich eine milde und gesunde Friedenssonne über dem alten Lande im Gebirge aufgegangen.

Und da der Friede eine schöne Sache ist, die niemals genug gefeiert werden kann, erließ der Bischof in weiser Erwägung seinen trinkfrohen Bozener Bürgern den Zoll auf ihren Wein, was großen, vielbegossenen Jubel zur Folge hatte. Aber auch der mächtigen Bürger von Trient Zuneigung wußte er sich durch mancherlei Wohlwollen zu erhalten, erbaute sich jedoch für alle Fälle einen starken, wehrgewaltigen Turm in der wankelmütigen Stadt und hielt von den trutzigen Zinnen mit blanker Wehr die Grenzwacht gegen Süden.

So war der wackere Bischof ein guter Priester und ein streitbarer deutscher Mann zugleich, und er zweifelte keineswegs, dereinst in dieser zwiefachen Eigenschaft in den Himmel aufzufahren. — —

Auch Herr Purchardt von Säben begann nunmehr, dem allgemeinen Brauch gemäß, mit seinen Kindern eifrig auf Besuch zu reiten. Bald war es Bertold der Villanderer auf der Trostburg, bald die Edelherren von Kastelruth und Layen oder auf Velthurns; es gab der Freunde manche, die dem Säbener Grafen durch Verwandtschaft oder geschäftliche Sorgen oder gemeinsame Kriegsfahrten verbunden waren. Auch konnten diese gegenseitigen Besuche eine Art von Heerschau bedeuten, die der eine über den andern in diesen Tagen übte. Und überdies konnte es nicht schaden, den störrischen Bauern und Hintersassen, die oft recht grimmig unter dem Joch ihrer Burgherren seufzten, die gute Eintracht ihrer Bezwinger deutlich vor Augen zu halten.

So nahm Herr Purchardt eines frühen Nachmittags mit Gertrudis und Leutholds und einigen Begleitern, worunter sich auch Herr Walter befand, den Weg in die rauschende Thinnebachschlucht, wo des Bischofs ältester Vasall, Herr Ekkehard von Gerrenstein, auf einsamer Felsenburg horstete. Dieser unverwüstliche, uralte Rittergreis, der fünf deutschen Königen und Kaisern und sechs Kirchenfürsten gedient hatte, hauste auf seiner waldumsponnenen Feste mit seinem jüngsten Sohne Reinbert in tiefer Abgeschiedenheit, nachdem sein Weib Mathildis schon vor langer Zeit gestorben, seine einzige Tochter Sophia sich an einen Herrn von Voitsberg vermählt und die zwei älteren Söhne in geistlichen Diensten die Heimat verlassen hatten.

Aber die Einsamkeit des alten Gerrensteiners war nicht gleich jener des Albertus Zant. Er gehörte zum Schlage der gottesfürchtigen Ritter im landläufigen Sinne, und indes der Zanter sich immer höher und menschenbefreiter ins kühle Himmelslicht erhob, ward dem Gerrensteiner ums Heil seiner Seele stets banger und banger, wobei er endlich in seiner Not bei jenen um Hilfe ausschaute, die in solchen Fragen von Amts wegen den besten Bescheid wissen. Das waren aber in diesem Falle die Chorherren des Klosters Neustift. Die Angst ums Seelenheil ließ den Alten seine irdischen Güter immer ärger mißachten, und so geschah es,

daß manche fette Wiese, manche Hube und mancher stattliche Meierhof allmählich in des Klosters Besitzstand überging, bis auch der alte Gerrensteiner am Ende eine mächtige Sehnsucht verspürte, seinen Gütern nachzufolgen und seine letzten ihm noch zugemessenen Tage in des Klosters gastlicher Kühle zu verbringen.

Dies alles erfuhr Herr Walter auf dem Wege nach Gerrenstein von seinem Begleiter, einem jungen Ritter Albert, der sich der Teiser nannte und auf Burg Anger zu Hause war. Herr Walter ließ des redseligen Jünglings Meinung schweigend über sich ergehen und spähte traumverloren nach vorne, wo das liebe Kind Gertrudis, die blonden Zöpfe voll Sonnengold, an des Bruders Seite dahinritt.

Aber mit einemmal horchte er scharf empor. Nun sprach der Teiser von Gertrudis. Des Gerrensteiners Jüngster, meinte er, bewerbe sich um der edlen Jungfrau Hand, was ja schließlich nicht verwunderlich sei, denn des Burggrafen von Säben Eidam und der Gatte des lieblichsten Mägdleins im Lande zu werden, das möchte jedem wohlgefallen. Auch sei der junge Reinbert nicht der Erste, der solches Begehren trüge, aber es sei wohl möglich, daß er den Preis gewinne. Denn keiner sei begüterter als er, und Gertrudis' Vater sei dem Bunde nicht abgeneigt.

Herrn Walter fuhr ein kalter Schauer übers Herz. Die süße, zärtliche Gestalt dort vorne, war sie im Geheimsten nicht sein eigen? Wer wagte es da, über ihr Schicksal zu schwätzen?

Doch stille, still! Wer war er selbst im Kreise dieser Wohlbestallten? Und doch, sie mochten reden, wie sie wollten! Was zwischen ihm und Gertrudis war, das wußte keiner und hatte auch keinen zu kümmern.

Keinen?

Herr Walter sah beklommen auf. Dort vorne gewahrte er das weiße Haupt seines Wirtes, des Grafen von Säben, dessen zärtlichste Sorge dem Töchterchen galt. Ein seltsames Geschick verband ihn mit diesem Manne: sie liebten beide das blonde Kind Gertrudis als ihr Teuerstes auf Erden und hatten beide einst Gertrudis' Mutter geliebt. Und wenn der alte Graf geschrien hätte: Was willst du mit diesem Kinde, landfahrender Gesell? Du ziehst einher in flüchtiger Sommerstunde und glaubst das Kind mir zu rauben, wie ein Dieb, der sich nächtlicherweile ins Haus stiehlt? Mit welchem Rechte tust du dies? Ich aber habe das Kind mit tausend Sorgen großgezogen, behütet und gepflegt mit meines Herzens letzter Zärtlichkeit! — Da hätte Herr Walter entgegengeschrien: Du irrest, alter Mann, ich bin kein flüchtiger Sommergast. Ich liebte das Kind gleich dir von seiner ersten Stunde an, es ist für mich allein so hold und traut erblüht, und meine Träume hatten es stets begleitet. Und auch das Mädchen weiß dies wohl, denn seiner reinen Seele dunkles Drängen führte es zu mir. Ei, frag es doch, für wen es sich entscheidet!

Da aber hätte der Graf mit grimmigem Hohn gefragt: Was habt Ihr dem Kinde zu bieten, Herr Walter? Auf, beladet die Pferde mit köstlichem Heiratsgut und führt die Traute auf Euer festes Schloß! Und hütet mir das Mäglein wohl, Herr Walter! Sie ist die Wunder des Reichtums gewöhnt und will wie ein Röslein behütet sein. Laßt strömen das Gold und den edlen Wein, laßt rauschen die seidenen Prachtgewänder, laßt steigen das fröhliche Federspiel und laßt sie auf feurigem Zelter pirschen weithin durch Eure Ländereien!

Da stöhnte Herr Walter qualvoll auf.

„Was ist Euch?“ fragte der Teiser.

„Ach, nichts!“ versetzte Herr Walter. „Mich schmerzt zuweilen eine alte Wunde aus jungen Tagen. Doch ist es schon vorbei.“

Die Wasser des Thinnebachs donnerten mächtig empor. Herrn Walter war es, als kühlte ihr Tosen den Brand in seinem Herzen. Doch Klarheit brachten sie ihm nicht. So sah er sein Leben verworren gleich dieser Gewässer Rinnen und Stürzen und brausende Flucht von Anfang bis zu Ende.

Da bäumte sich jählings unbändiger Trotz in ihm. Das Rauschen dieser Fluten, es konnte auch Kühnheit, Verwegenheit, Glück bedeuten.

Das letzte Glück vielleicht. Das Glück Gertrudis'.

Er ritt den andern vor und war bald an des lieben Mädchens Seite. Sonst nahte er sich nur, wenn die Herrin es befahl.

Diesmal kam er ungerufen.

Gertrudis las aus seinen Augen, daß ihm Sorge nahe sei. Und ihr mildes Antlitz ward bekümmert, als ahnte sie, woran er litt.

Der Burggraf aber zog verwundert die Brauen hoch, als er Herrn Walter plötzlich an seiner Tochter Seite sah. Gewiß, der Sänger war sein Gast. Doch war sein Platz bei solchen Fahrten unter dem Ingesinde. Sollte er das vergessen haben? — —

Nun weitete sich die finstere Schieferschlucht zum helleren Fichten- und Föhrental, und auch das Toben der Wasser ward geruhiger. Die Waldung unterbrach zuzeiten hellfarbiges Wiesengelände, und hoch von sonniger Höhe winkten Gehöfte und kleine Weiler mit Feldungen und mildgrünem Wein. Oft polterten Karren, von reisigen Knappen bewacht, den Talweg herab den Reitern entgegen. Sie brachten das edle Erz aus dem Pfunderer Bergwerk, wo Herr Bischof Konrad mit gewaltigem Glück nach lachendem Silber schürfte.

Einen Pfeilschuß hinter dem Bergwerk aber ragte auf schroffer Felswand die Feste Gerrenstein. Hier hatte sich das Tal geteilt, zur Rechten und Linken brausten die Bäche aus dräuender Waldschlucht hervor, und uralte Tannen umdrängten in dunklen, geharnischten Massen das uneinnehmbare Felsennest. Hier führte zwar, aufkletternd zu schartigem Alpenjoch, der in jenen Tagen vielbegangene Steilweg vorüber, der die Männer aus dem Eisacktal mit jenem vom oberen Sarntal verband, und doch umwehte die alte Feste ein Schauer der tiefsten Einsamkeit. Brausender Hochwald umschloß sie von allen Seiten, und nur gegen Osten erging sich der Blick über graudunkles Vorgebirge und bläulich dämmernde Höhen in sehnsuchtsvolle Weiten, wo die geisterhaften Silbernadeln der Dolomiten wie ein steinernes Märchen in die tiefe Himmelsbläue träumten.

Und recht zu dieser Waldverlorenheit paßte die knorrige Gestalt des alten Gerrensteiners, der in seinem langen weißen Barte, einem schlafverschollenen Bergriesen gleich, auf der Brücke die seltenen Gäste willkommen hieß.

Er führte sie in den Herrensaal, wo ein Imbiß ihrer wartete. Der Alte kniete vor einem großen Kruzifix in der Ecke nieder, eh' er zu Tische ging.

Neben Gertrudis saß der junge Gerrensteiner. Für die Edlen des Gefolges

war ein Seitentisch gerichtet. Dort weilte auch Herr Walter. Der alte Burgherr hatte kein Wort besonderer Begrüßung für ihn gehabt. Des Sängers Name schien hier nicht zu gelten. Nur des Ritters niederer Rang.

Herr Walter besah sich den jungen Reimbert. Er war von hünenhafter Ungeschlachtheit gleich seinem Vater, lachte ein breites Lachen in seinen ungepflegten Bart und übte plumpe Waldgebärden. Doch schien er im übrigen ein gutmütiger Junge zu sein.

Gertrudis saß wie ein lichtes Prinzeßchen neben ihm und lächelte zu seinen hilflosen Späßen mit jener milden, stillen Gelassenheit, die edler Damen Schild und Waffe ist.

Herr Albert der Teiser hatte wahr erzählt — des alten Gerrensteiners Wesen war seltsam zerfahren und scheu, als sei er nicht mehr recht in dieser Welt zu Hause. Seine wirr zerflackernden Blicke hafteten häufiger auf dem Bildnis des Gekreuzigten in der dunklen Ecke als am Antlitz seiner Gäste. Es war, als peinigten den einst so Lebensharten die neuentdeckten Sorgen und Sünden längst vermoderter Kriegs- und Liebesgrausamkeiten, emporgehetzt von der gellenden Posaune der Todesfurcht und der Angst ums Heil seiner Seele.

So ging des Wirtes gespensterhaftes Wesen und des Hauses Kälte und Verlassenheit gar bald auf die fröstelnden Gäste über, und selbst Gertrudis' goldenes Lachen vermochte hier nichts mehr zu retten.

Da sagte der Burggraf zum Gerrensteiner: „Gefällt es Euch, mein achtbarer Freund, so mag der werte Sänger, Herr Walter von der Vogelweide, uns etliche Lieder zum besten geben.“

Da hob der Alte das weiße Haupt und starrte umher, als habe er falsch verstanden. Dann aber knurrte er empor: „Wenn dies der Sänger ist, dessen ketzerhafte Lieder den Heiligen Vater zu Rom und seine ehrwürdige Priesterschaft zu schmähen beliebten, wie die Klosterherren mir berichteten, so kann für seine Harfe hier kein Raum in meinem Hause sein.“

Da ward eine peinliche Stille im Saal.

Herr Walter aber erhob sich gelassen und sagte schlicht und kühl: „Dann ziemt es mir keineswegs, vieledler Herr, in Eurem Hause noch länger zu verweilen!“

Er verneigte sich vor dem Gerrensteiner und den tief betroffenen Gästen und schritt hinaus, gesenkten Blickes, ein stilles Lächeln um die Lippen.

Nun aber begann der Alte erst recht zu toben. „Pfi, so sind sie,“ keuchte er und fuhr mit den Fäusten in der Luft herum, „so sind sie, die das Volk verwirren mit Harfengeklimper und Schöngetue, mit sündhaftem Firlefanz und Heia Tirileia! Sie nennen sich Schönheitsbringer und Sorgenscheucher und jagen eitlen Lügenmärchen nach und schmähen der frommen Väter Weisheit mit verruchtem Übermut. Ich aber sage Euch, der eitlen Pegasusritter und fahrenden Nichtshaber Schönheitsgelüste, sie sind des Satans Werk und wollen des Heilands Lehre verwirren in den Herzen der Menschen. Nicht Schönheitsgedusel und Geigengeflirr ist es, was uns not tut, das alles ist des Teufels Höllenköder! Den Glauben brauchen wir, den alten, getreuen Glauben an Gott und den Heiligen Vater zu Rom, den Hirten der Christenheit, und die da seine würdigen Priester sind, auf



Kreuzannagelung Dürer

daß wir aus irdischem Sündenpfuhl gereinigt hervorgehen und teilhaftig werden der ewigen Seligkeit!“

Inmitten seiner ekstatischen Predigt war der Alte, die schneeigen Flatterhaare sich raufend, vom Tische aufgesprungen und warf sich nun, seiner Gäste nicht mehr achtend, zu Füßen des Kruzifixes nieder und flehte, an allen Gliedern zitternd, zum Heiland um Vergebung seiner Sünden.

Da wußten die Gäste, daß ihres Bleibens hier nicht länger sei.

Der junge Gerrensteiner stand mit offenem Munde und wußte keinen Rat.

Gertrudis aber sagte zu ihm sehr ernst und bleich: „Berichtet Eurem Vater, daß es uns leid tut, ihm Kummer bereitet zu haben. Wir konnten nicht wissen, daß es hierzulande einen Burgherrn gebe, der von edler, ritterlicher Sangeskunst so trübe Meinung hat.“

Herr Reimbert nickte verlegen und versuchte keineswegs, die Gäste zurückzuhalten.

Der Burggraf aber legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte tröstlich: „Ich hoffe, Euch bald auf Säben begrüßen zu können. Dann sprechen wir von Eurer Jagd und den Pächtern im Inntal und manchem anderen.“

Im Hofe meldeten die Knechte, Herr Walter sei nach Säben vorausgeritten.

Es war eine mißgestimmte Heimkehr. Der junge Leuthold wetterte in so kräftigen Knappenflüchen über den alten „Trunkenschlund“ und „Mönchskumpanjon“, daß Gertrudis den Bruder mit Entsetzen fragte, aus wessen Zuchtmeisters Lehre so ungefüges Tönen komme, worauf sich Leuthold wohl ein wenig schämte, im übrigen aber behauptete, er schlage jedem den Schädel ein, der seinen vielgeliebten Lehrer fürderhin beleidige.

Das trug ihm wieder einen Verweis von Herrn Purchardts Seite ein, obwohl das Vaterherz sich im stillen an des Söhnchens Kraftentfaltung weidete.

Noch war die Sonne über den westlichen Wäldern nicht heimgegangen, als der Burggraf mit den Seinen bereits auf Säben eintraf.

Gertrudis sandte einen Boten nach Herrn Walter. Sie begehre mit ihm zu sprechen.

Aber man fand ihn nirgends; nicht in seiner Kammer, nicht im Herrensaal, im Hofe nicht und nicht in den Ställen, wo er oft nach seinen Pferden zu sehen pflegte. Und doch berichtete sein Knappe Dietrich, daß er heimgekommen sei.

Da ging Gertrudis eilig in die Gärten der Vorburg hinab, denn sie vermutete, der liebe Sänger säße in ihrer Rosenlaube, wo er oft an schönen Abenden zu weilen pflegte. Sie mied den steinigen Weg und schlich auf den Zehen hinter deckendem Buschwerk durchs Gras, als wollte sie Herrn Walter mit kindlichem Scherz aus dem Hinterhalt erschrecken.

Doch hielt sie mit einemmal betroffen inne.

Der sehnsuchtsvoll Gesuchte saß wirklich dort am Tischchen ihrer Laube, aber das Haupt war ihm schwer vornüber gesunken, das Antlitz hielt er im Arme verborgen, und so verharrte er regungslos, wie verloren in einsamer Schmerzversunkenheit.

Gertrudis' Augen füllten sich mit Tränen, und ihr Atem wogte voll stürmi-



schen Mitleids. Und ohne sich weiter zu bedenken, lief sie dem Einsamen zu und schlang die Arme um ihn, und legte das Haupt gar zart an seine Wange, halb Kind und halb Geliebte, halb mütterliche Trösterin und halb noch selbst des Schutzes bedürftig.

Herr Walter aber, aus wehen Träumen, die nur ihr gegolten, zur seligsten Wirklichkeit erwacht, riß sie stürmisch an sein Herz und küßte ihr die Tränen von den Wangen und küßte die jungen, kindlichen Lippen, und küßte sie immer und immer wieder, nun nicht mehr in schonender Verzagtheit und Andacht vor des Mädchens Lieblichkeit: er küßte die Geliebte seiner Jugend, den fiebernden Traum seiner Nächte, die qualvoll zehrende Sehnsucht all seiner Mannesjahre, er küßte das junge, zu namenlos süßer Verwirrung erwachende Weib in Gertrudis und trank von den roten, hilflosen Lippen all seines Lebens letztes und einziges Glück.

Sie aber, in plötzlichem Bangen vor seiner Heftigkeit, entwand sich ihm in scheuer Angst und drängte ihn zitternd von sich. Sie sank auf das Bänklein in der Laube und schluchzte in die vorgehaltenen Hände ein leises, kindliches Weinen, das Herrn Walter tief in die Seele drang. Da warf er sich vor Gertrudis nieder und bettete sein Haupt in ihren Schoß. Wie lag es da so selig sanft, vor aller Qual der Zeitlichkeit geborgen!

„Gertrudis," sagte Herr Walter, „nie ruhte mein Haupt auf süßerem Kissen als hier auf deinen Knien. O könnte ich hier mein armes Leben vergessen und verträumen! Vergessen, was jemals war, verträumen, was noch kommen wird. Wie soll mein Leben werden ohne dich, Gertrudis?"

Da schrak Gertrudis empor und faßte gelinde des Sängers liebes Haupt und zog es sanft ans wilde Pochen ihres Herzens und hielt es bang und zärtlich wie Maria ihr Kindlein umfangen: „In d e i n e m Geiste bin ich reif geworden," flüsterte sie, „aus d e i n e n geheiligten Liedern ward mir die Seele stark und frei, du warst mir Tröster und Führer, du lieber, lieber Mann, durch all meine magdliche Einsamkeit. So wisse es denn, mein Walter: Du warst mein Liebster längst im Traum, als ich fast ein Kind noch war und deine Lieder mir zum erstenmal so weh und süß erklangen. Auch wußte ich, w e m deine Weisen galten. Ja, staune nur, du törichter Mann! D u h a t t e s t m e i n e M u t t e r l i e b, ich wußte es, mein Walter! Und all das Weh deiner Minne, es brannte mir wie Feuer ins Herz, und jedes deiner maienfrohen oder todbetrübten Lieder durchrauschte mir das Blut mit wunderlicher Seligkeit, als sei's für mich allein gesungen. Und siehe, da wußte ich's, Geliebter, daß ich ganz an dich verloren sei, und ich sagte mir: Es kommt der Tag, da wird der Liebste vor mir erscheinen, gewiß, gewiß, er wird vor mir erscheinen. O könnte ich dann, so sagte ich mir, an tröstlicher Minne dem Ärmsten spenden, was meiner Mutter nicht beschieden war!"

Da hob Herr Walter schweigend das bleiche Antlitz zu ihr empor, und Gertrudis legte ihre Lippen auf die seinen, und so ruhten sie nun geschlossenen Auges, reglos wie ein Bild aus Erz.

Nur ihre Seelen zogen traumhaft hin und wieder, umschlangen sich in warmen, tiefen Strömen und sagten sich, was nur das Schweigen zu sagen weiß, die milde Botin aus der Ewigkeit.

Dämmerung umschlang die beiden mit kühlen Gespinsten, sie fühlten es nicht. Auf den schlafenden Feldern erwachten die Stimmen der Nacht, und allerlei scheues Getier umflatterte Busch und Baum.

Sie wußten es nicht.

Und wieder verging eine Ewigkeit, und als die beiden nunmehr ins graue Dasein zurückerwachten, geschah es für beide im gleichen Augenblick.

Gertrudis erschrak, denn man suchte wohl längst nach ihr.

Und sie bat Herrn Walter, einen andern Weg zu nehmen, auf daß der Pförtner sie nicht gemeinsam kommen sähe.

„So geh mit Gott, du liebe Freundin Gertrudis!" sagte Herr Walter. „Wie hat dein süßer Mund mich tief geheiligt! Was immer ich nun an Liedern singen werde, es wird von deinen Lippen gesegnet sein!"

25.

O seltsamer Traum, der Herrn Walter umwogte in selbiger Nacht! Er sah eine Aue im Wienerwald im milden Maienlicht erglänzen, und rings umher war Vogelgezwitscher und vieler kristallener Bächlein Silbergesang. Auch grünten hellaubende Linden im Tal, es blühten aber, wie wunderlich, auch flammende Rosen aus ihnen hervor. Aus blauender Ferne aber winkte, über rauschende Weiten hinweg, mit stolzen Bannern die Herzogsburg auf dem Kahlenberge.

Gewiß, gewiß, der Maien war gekommen!

Erst lag die Aue ganz einsam im Tal, doch plötzlich durchschwebten sie helle Gestalten. Sie kamen und gingen, sie traten hervor und verblaßten wieder, doch wuchsen sie mählig und mählig zu immer bunterer Deutlichkeit. Ein schlankes Mägdlein kam geschritten, ein Kränzchen auf den blonden Zöpfen. Es trug ein Maienbäumchen, von dessen Spitze ein weißer Schleier wehte. Nun tat sie die kirschroten Lippen auf, und Herr Walter vernahm einen zarten Sang:

„Wo nun Lieb bei Liebe gaht,
Da gibt Maie süßen Rat."

Da liefen die andern herbei und faßten sich an den Händen und sprangen um die Jungfrau einen frohen Reigen.

Ein Spielmann fiedelte am Lindenstamm, und jung und alt begann nunmehr den Baum zu umtanzen.

Die Krieger kamen von den Burgen, die Jäger aus dem Walde, die Krämer, Schmiede, Bogner, Münzer mit ihren reichgeschmückten Frauen und den Kindern aus der Stadt. Auch büßende Pilger, gelehrte Magister und finstere Mönche durchstreiften die Aue. Sie schauten ein Weilchen unwillig und dann mit Sehnsucht zu, und schließlich erfaßte sich jeder ein rosiges Ding und schwang das Bein gleich den sündhaften andern. Da wirbelte der Reigen immer toller und toller, bis dem Spielmann plötzlich alle Saiten sprangen. „O weh", rief er, und sang sogleich:

„Schreiet alle heia hei,
Denn die Fiedel ist entzwei."



Die andern aber lachten, und einer, der sein Mädel eben zärtlich umhalste, rief kläglich dazu: „O weh, mein Herz ist entzwei."

Und plötzlich gewahrte Herr Walter auch sich selbst. Er stand in der Menge und sang ein Lied, das er Leutholb gelehrt:

Wollt ihr schauen, was dem Maien
 Wunder sind gepaart?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
 Wie das froh gebahrt!
 Ja, er hat Gewalt!
Ob ihm Zauberkraft gegeben?
Wo er naht mit Wonneleben,
 Da ist niemand alt.

Herr Walter sah, wie das Volk sich sammelte und seiner Weise staunend lauschte. Und wieder griff er ins Saitenspiel:

Wohl dir, Mai, wie du beglückest
 Alles weit und breit!
Wie du reich die Bäume schmückest,
 Gabst der Heid ein Kleid.
 War sie bunter je?
Du bist kurzer, ich bin langer,
Also streiten auf dem Anger
 Blumen mit dem Klee.

Da hörte Herr Walter ein silberrieselndes Lachen, und das Herz erschauerte ihm. Er sah Gertrudis, die Geliebte, in der Menge stehen, und aus purpurrotem Mündchen hörte er sie lachen und sagen: „Das ist doch drollig über alle Maßen:

Du bist kurzer, ich bin langer,
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee."

Da ging Herr Walter mit offenen Armen auf Gertrudis zu, aber die Menge schloß sich wieder vor ihr, und er fand sie nicht mehr. Und da er nun bekümmert stand und sein Herz nach dem Mädchen schrie, begann er mählig wahrzunehmen, wie seltsam die Menschen um ihn herum sich gebärdeten. Sie schwebten an ihm vorüber, als sähen sie ihn nicht, und jeder schien nur mit sich selbst beschäftigt und sagte, was er denken mochte, ganz laut vor sich hin in den Maientag.

Ein Jüngling kam, der lachte selig ins Blaue. Er dachte an die Liebste und sagte:

„Was kann Trauren baß verschwachen,
Denn ihr zartes röselichtes Lachen?"

Es kam ein Mann, der hatte Trost gesucht im Maien. Er atmete auf und sagte:

„Da ich das grüne Laub ersah,
Da ließ ich viel der Schwere mein."

Eine ärmliche Witwe kam, die schüttelte das blasse Haupt und sang in des lieben Meisters Hartmann Weise:

„Dies wären wonnigliche Tage,
Wer sie mit Freuden möchte leben.
Nun hat mir Gott so schwere Klage
Zu dieser schönen Zeit gegeben."

Ein Mägdlein schwebte vorbei, das mochte heimlichen Kummer tragen, denn traurig nickte es vor sich hin:

„Der Mai hat manigfalte Blüte,
So hab' ich Sorge manigfalt."

Eine vornehme Dame stolzierte im Prunkgewand daher, das Antlitz gar sittsam vom weißen Gebände umrahmt. Sie schien sich der eigenen Schönheit mit Freuden bewußt und sagte klar und stolz:

„Ein reines Weib, in Tugend wert,
Die wohl ihr Ehre hüten kann
Und nichts, denn steter Treue, gehrt,
Soll man sich selber hüten lan."

Ein Knäblein mit hohlen Wangen, barfuß, das Röcklein zerschabt, das pflückte sich Blumen vom Rasen und sang aus blassen Lippen, und Herr Walter vernahm mit Wehmut sein eigenes Lied:

„Uns hat der Winter kalt und andre Not
Viel getan zu Leide.
Ich wähnte, daß ich nimmer Blumen rot
Sähe an grüner Heide."

So huschten sie traumhaft hin und wider und hatten fast alle eine leise Klage auf dem Herzen, obwohl der Mai so hell in Blüte stand. Und, obgleich sich alle im buntesten Gewühl durchdrängten, so ging doch jedes, wie es schien, in tiefster Einsamkeit.

Und plötzlich gewahrte Herr Walter Gertrudis wieder.

Wie seltsam! Sie war gekleidet wie einst ihre Mutter am Hofe zu Wien.

Herr Walter brach sich Bahn durch die Menge und faßte der Liebsten Hand.

Sie aber schwebte mit geschlossenen Augen neben ihm daher und ließ ihre kühle Hand in der seinen, als wüßte sie von nichts.

Da ward Herrn Walter bang ums Herz; er rief den lieben Namen in weher Zärtlichkeit.

Er rief ihn dreimal, ehe sie langsam die Augen auftat, wie aus todschwerem Schlummer erwachend.

Da schaute er tief in die milden, goldigen Sterne und blickte in endlose Weiten, auf ferne lächelnde Jugendtage zurück, und es nahm ihn nicht mehr wunder, als eine traute leise Stimme sprach: „Sei zart mit meines Kindes Seele, Walter!"

Da senkte Herr Walter tief das Haupt und sagte: „Sie ist mir wie mein eigen Kind!"

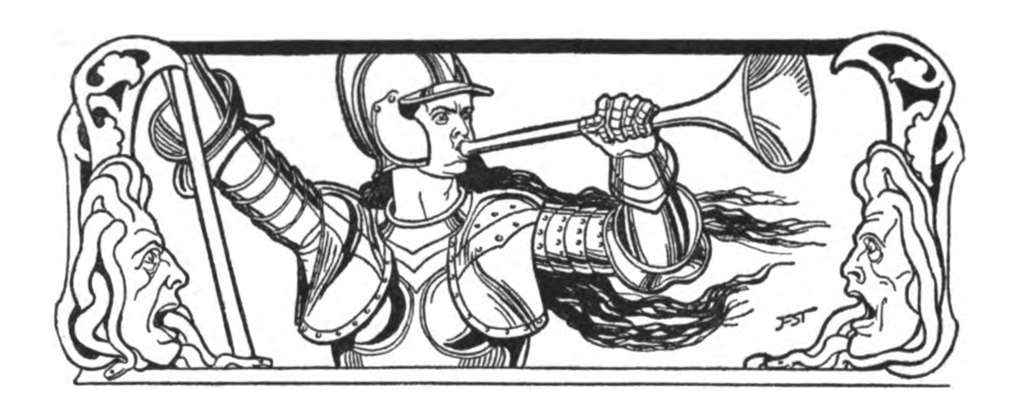
Die Stimme flüsterte hierauf: „Es wird unsterblich, wer in dir gelebt."

Da schrak Herr Walter empor — das Antlitz war verschwunden.

Er fühlte sich von wirbelnden Massen fortgerissen — und erwachte.

(Fortsetzung folgt)





Das zu oft verwaiste Regiment
Von Günther von Vielrogge

Im letzten Drittel des Januar d. J. beging Preußen den Tag festlich, der ihm vor zweihundert Jahren seinen größten König gegeben hat. Fast überall verlief die Feier im Sinne des Helden, dem sie galt, und so um vieles schlichter, als es sonst bei uns seit langer Zeit üblich ist. Und damit war auch beiden gedient, dem Andenken des großen Königs und dem Preußenvolk. Überall war der Blick zur völligen Würdigung Friedrichs frei. Andererseits bot sich dem preußischen Volke reiche Gelegenheit, durch Vergleich der Gegenwart mit der Zeit, welcher der Held seinen Stempel aufgedrückt hat, festzustellen, daß es heuer in vieler Hinsicht weit hinter dem Preußenvolk um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurücksteht. Friedrich war die Verkörperung des lautersten Pflichtgefühls. Das Leben erhielt für ihn nur dadurch seinen Wert, daß er es der Erfüllung der Pflichten gegen das allgemeine Wohl weihte. Und wenn er mit seinem Preußen so Gewaltiges vollführte und es selber so beträchtlich in die Höhe brachte, so ist dies wohl an erster Stelle dem Umstand zuzuschreiben, daß er es verstanden hat, das Volk mit demselben Pflichtgefühl zu durchdringen, das ihn beseelte. „Faulheit und négligeance“ hat er niemals in seinem Staate geduldet. Unendlich viel wird heute von den Pflichten gegen das Vaterland gesprochen und geschrieben, so daß man annehmen könnte, niemals habe lautere Pflichterfüllung so hoch im Preise gestanden wie gerade jetzt. Und doch hatte Graf Posadowsky, der frühere Staatssekretär des Innern, recht, als er vor etlichen Jahren einmal sagte, daß heute niemand mehr an Pflichterfüllung krank wird, geschweige denn stirbt. In Wahrheit wird uneingeschränkte, selbstlose Hingabe an die Allgemeinheit immer mehr und namentlich dort vermißt, wo sie auf Grund glücklicher geistiger Entwickelung und für die Erziehung günstiger Bedingungen zweifellos vorausgesetzt werden müßte. Hier hat aber ein widerliches, rücksichtslos über Leichen dahinschreitendes Strebertum Platz gegriffen, und wer es durch dieses zu Macht und Einfluß gebracht hat, der fürchtet, von den Gleichgesinnten für einen Simpel gehalten zu werden, wenn er nicht die Gunst der Umstände zur

Mehrung seiner materiellen Güter und zur Förderung seiner Sippe ausnutzt. Ein Minister durfte bekanntlich jahrelang weiter Minister bleiben, trotzdem ihm nachgewiesen worden war, daß er sich mit einer kaufmännischen Firma geschäftlich verbunden hatte, die ihre Waren dem Reiche zu bedenklich hohen Preisen lieferte. In der Regel dienen aber die so gewonnenen reichen Mittel nur üppigem Wohlleben, in welchem das Pflichtgefühl, soweit es überhaupt noch vorhanden, ersticken muß. Innerhalb der sogenannten Saison des vorigen Winters hat ein hoher preußischer Beamter zweiundneunzigmal in großem Stile diniert, also innerhalb eines Vierteljahres täglich; und an ihrem Schlusse mußte er in ein Bad gehen, weil der Magen seine Widerstandsfähigkeit verloren hatte. Wo bleiben da die Pflichten des Dienstes, wo die für diese erforderliche Straffheit des Geistes und des Willens?

Bei solchen Lebensanschauungen der höheren Schichten der staatlichen Gesellschaft ist es nicht zu verwundern, wenn in diesen allmählich eine Generation heranwuchs, die gar nicht mehr zu erkennen vermag, welche Pflichten nach friderizianischer Auffassung ihr zufallen, und wie sie zu erfüllen sind. Ich bin überzeugt, der deutsche Kronprinz hat bisher geglaubt, dem Reiche und Preußen pflichtgemäß gedient zu haben. Aber unter allen ernst denkenden Männern, die mit ihrem Denken und Empfinden noch in der bismärckischen Zeit wurzeln, dürfte nicht einer sein, der an der Art Gefallen fände, wie der erlauchte Herr den strengen Forderungen des Königlichen Dienstes gerecht wird. Wirklich strammen Dienst hatte er noch niemals und nirgends tun können, als er im September des vorigen Jahres das Kommando der Ersten Leibhusaren in Langfuhr übernahm. Mancher preußische Offizier begann aber damals zu hoffen, daß er nun endlich dazu kommen werde. Und in der Tat, keine Stellung im Heere ist so reich an Arbeit und Verantwortung, keine von so einschneidender Bedeutung für die Ausbildung der Truppe wie die des Regimentskommandeurs. Schwere dienstliche Schäden können nicht ausbleiben, wenn ihr nicht unausgesetzt alle geistigen und körperlichen Kräfte gewidmet werden. Gewiß, auch der Regimentskommandeur darf auf Urlaub gehen. Von Zeit zu Zeit muß er es sogar, um sich in einer anderen Umgebung die Unbefangenheit des Schauens und Urteilens wieder zu verschaffen, die durch zu langes ununterbrochenes Verweilen in demselben Milieu nur zu leicht verloren geht. Bis jetzt haben sich jedoch die an die Versetzung des Kronprinzen nach Langfuhr geknüpften Hoffnungen noch nicht erfüllt. Viel zu häufig war er auch von dort auf Urlaub. Ja, wann ist er seit Übernahme des Regiments in Langfuhr wirklich dienstlich tätig gewesen?

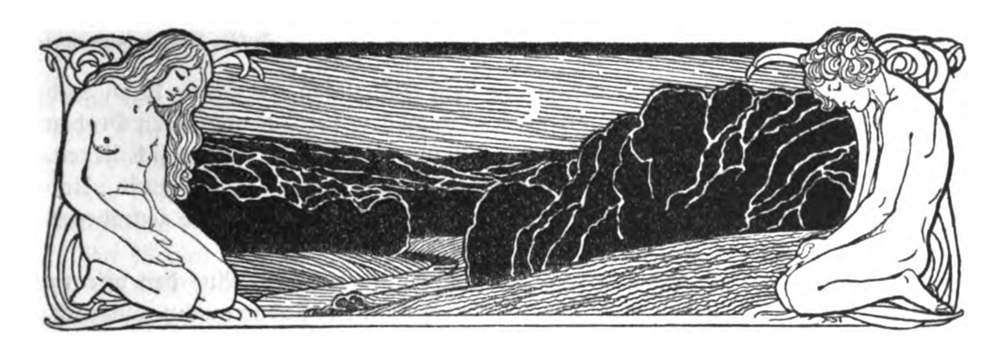
Unmittelbar nach seiner Ernennung begab sich der hohe Herr vier Wochen auf Reisen, vornehmlich um zu jagen. Bald nach der Rückkehr in seine Garnison sahen wir ihn in Berlin, teils im Reichstag, wo er den Verhandlungen über die Marokkofrage beiwohnte, teils auf Flugplätzen. Anfang Dezember weilte er etwa acht Tage in Schlesien zur Abhaltung von Jagden auf seinen dortigen Besitzungen und Ende Dezember und Anfang Januar wieder in Berlin. Zwischen diese beiden letzten Urlaube fiel aber eine Krankheit, die ihn in Langfuhr während des Weihnachtsfestes nicht nur an das Zimmer, sondern auch an das Bett fesselte. Allzu

ernsten Charakters ist diese Krankheit indessen wohl nicht gewesen. Sonst hätten die Berliner Blätter nicht alsbald nach den Festtagen berichten können, daß er im Tiergarten fleißig dem Wintersport obliege. Ende Januar kam der Kronprinz aufs neue nach Berlin, um den verschiedenen Festlichkeiten beizuwohnen, die aus Anlaß des Geburtstages des Kaisers und der Taufe seines vierten Sohnes dort stattfanden, und um sich nach diesen Festlichkeiten sofort nach der Schweiz zu begeben. Wie in den früheren Jahren huldigte er hier mit seiner hohen Gemahlin aufs eifrigste dem Wintersport; und wenn er in Celerina vielleicht länger geblieben ist, als es anfangs geplant worden war, so ist dies anscheinend darauf zurückzuführen, daß er eines Abends beim Eishockey ausglitt und sich eine Geschwulst an einer Wange zuzog. Am 6. März d. J. sahen die Ersten Leibhusaren ihren Kommandeur endlich wieder in ihrer Mitte. An diesem Tage gaben sie ihren bis dahin immer wieder aufgeschobenen großen Winterball im „Danziger Hof". Eigentlich hat sich der Kronprinz bis heute in der Führung des Regiments mehr vertreten lassen, als daß er es selber führte.

Nun sagt man vielleicht, große dienstliche Schäden könne die häufige Vertretung schwerlich zur Folge haben. Man wird allerdings dafür gesorgt haben, daß derjenige Offizier, der den Kronprinzen zu vertreten hat, außerordentlich tüchtig ist. Aber einmal hat dieser erst noch eigene Erfahrungen in der Führung des Regiments zu sammeln. Zum zweiten gibt es der Angelegenheiten zu viele, die nur der Regimentskommandeur selber erledigen kann. Wir nennen nur die mannigfachen Personalia, über die er allein zu entscheiden hat. Und endlich werden doch, so sollte man wenigstens meinen, in Preußen die Regimentskommandeure nicht ernannt, nur damit statt ihrer ein anderer das Regiment kommandiert. Vollends trifft dies nicht beim deutschen Kronprinzen zu, der weit mehr als alle anderen Offiziere des Heeres verpflichtet ist, in das Wesen des Dienstes einzudringen, damit er später in der Beurteilung militärischer Dinge als Kriegsherr nicht ausschließlich auf seine erfahrungsmäßig nicht immer glücklich gewählten Ratgeber angewiesen ist, sondern auf eigenen Füßen stehen kann.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß der deutsche Kronprinz den ernsten Willen hat, sich auf sein späteres Amt als preußischer Kriegsherr und Oberbefehlshaber der gesamten deutschen Streitkräfte im Mobilmachungsfalle gründlich vorzubereiten. Aber bisher hat es leider bei der guten Absicht bleiben müssen. Soll die Vorbereitung mehr bedeuten als ein zwar ungewolltes, aber doch tatsächliches Tändeln mit der Pflicht, so ist es unerläßlich, daß, wie alle, die unter den seit zwei Jahrzehnten herrschenden äußerst bedauerlichen Anschauungen über diese aufgewachsen sind, auch er sie einer eingehenden Revision nach friderizianischem Muster unterzieht und während der einundeinhalb Jahre, die er überhaupt noch die Ersten Leibhusaren kommandieren wird, sich ganz in den Dienst dieses Regiments stellt. Wie für jeden, der das ungefährdete Fortbestehen des Reiches wünschen muß, darf es auch für ihn und für ihn an erster Stelle nur den Wahlspruch geben: Zurück zu friderizianischer Pflichterfüllung!





Dornröschenprinzen

Von Eilhard Erich Pauls

(Fortsetzung)

17. Samariter

Sie gingen und schwiegen, denn die Nacht war heilig.

Die Juninacht war warm, und der Mond verschwand hinter den drohenden Wolken und sah wieder durch die Lücken zur Erde hinab, neugierig, was die Knaben da unten trieben.

Sie gingen mit leichten Schritten, wie die Sieger einhergehen, wenn sie aus langem Kriege heimkehren und haben ihren König in weißem Haar an der Spitze und ziehen durch das heilige Tor in die Hauptstadt ihres Vaterlandes ein. Sie haben Lorbeeren um den Helm gewunden und werden jubelnd begrüßt. Sie gehen einher mit tanzenden Schritten. So gehen die Knaben, denn das Herz ist ihnen leicht, und sie summen ein Lied, nach dessen fröhlichem Takt die Beine den Boden stampfen. Sie singen das Wanderlied von dem Müller und seiner Lust, vom Wasser, vom Wasser und von den Steinen selbst, so schwer sie sind. Das Herz ist ihnen leicht wie schwankende Birkenreiser in der Frühlingsluft, denn sie haben auch einen Kampf beendet und einen Sieg davongetragen. Es war ein Kampf, schwerer als der, den die Krieger mit den Waffen ausgefochten haben. Sie haben mit dem großen, grauen Gespenst des Heimwehs gekämpft, mit dem Vampyr, der in stiller Nacht kommt und sich schwer auf unsere Brust setzt, daß wir kaum Atem schöpfen können, der wie ein Stein auf uns liegt und seine Lippen auf unsere Brust preßt und unser Herzblut hungrig aussaugt. Wenn wir aufwachen, sind wir blutlos und matt. Aber die Knaben haben sich erhoben und haben den bleichen Nachmahr trotzig abgeschüttelt. Sie haben es gewagt, den Kampf aufzunehmen, und da haben sie schon gesiegt. Sie hatten sich gefürchtet, ihren Mut in beide Hände zu nehmen, aber dann haben sie aufgehört, zagend dazustehen, dann haben sie es gewagt, ihn aufzuheben, der vor ihnen lag. Und nun tragen sie ihn mit erhobenen Händen einher, wie man Palmzweige trägt, wenn man zum Feste geht.

Es war eine hohe, herrliche Nacht für die Knaben, lau und warm nach drückend schwülem Tage. Und ob auch der Mond sich senken wollte, um den Rand der Erde

zu küssen, wie man seine Mutter küßt vor dem Einschlafen, es wurde drum doch nicht dunkler. Und ob auch die Wolken, deren Schwärze verdeckt und deren Drohen verborgen war, ob sie auch tief herabhingen und die Sterne hinter sich ließen, so war doch in dieser langen Juninacht Dämmerung genug in der Luft. Und die Erde lag vor den Knaben wie eine Radierung mit dichten, schwer gegrabenen Strichen.

Sie kamen an der Schenke zum Grönauerbaum vorüber. Aus den offenen Fenstern schimmerte gelbes Lampenlicht durch dichten Tabaksqualm hindurch, hinter dem friedliche Bauerngesichter still saßen. Sie schritten an der Wiese vorbei, die von schwarzem Waldrand begrenzt wird, aus deren nächtlichem Grün der schmale Bach mild schimmerte. Auf einer Koppel galoppierte ihnen neugierig ein Pferd entgegen. Sie riefen es mit Schmeichelnamen, und es antwortete ihnen wiehernd. Sie streckten ihre Hände durch den Knick, und es bewegte seine Lippen nach den warmen Knabenhänden. Sie gingen auf der Landstraße weiter, und es folgte ihnen hinter dem dichten Hagebuchenknick. Sie liefen, und es galoppierte mit ihnen. Erst am Ende der Koppel blieb das Pferd zurück und wieherte hinter den Knaben her. Die kamen in das Tannengehölz und pfiffen ein Liedchen, als ihnen der Mut aus den Händen fallen wollte, und hielten ihn fest. Am Ende des kurzen Gehölzes, wo die Feldwege von rechts und links mit der Landstraße eine geheimnisvolle Kreuzung bildeten, standen die Grenzsteine. Sie setzten sich auf den Stein, in den der lübische Doppeladler eingemeißelt war, und dachten spottend, wie sie in Lübeck jetzt etwa zu Bett gingen; und danach saßen sie auf dem preußischen Grenzstein nieder und dachten jubelnd ihres Zieles und ihres Mutes. Sie kamen noch einmal auf lübisches Gebiet, wo das Siechenhaus der kleinen Kapelle gegenüber steht. Und selbst da noch saßen die Alten auf den grünen Bänken vor der Türe, hatten die schwarzen Mützen auf dem grauen Kopfe, hatten die warme Pfeife in der Mundecke und hatten die mageren, harten, zitternden Hände in dem Schoß gefaltet. Sie ruhten aus von dem Arbeiten ihrer heißen Tage und von den Gedanken ihres langen Lebens. Drüben, an die schlanke Kapelle gedrückt, schimmerten freundlich die weißen Grabkreuze herüber. Die Knaben nahmen die Mützen ab und boten den Alten einen höflichen „Guten Abend“. Hinter dem Siechenhaus kamen sie wieder auf preußisches Gebiet.

Und die Landschaft dehnte sich in die Weite. Weiden standen aufmarschiert an beiden Seiten, alte, zerrissene Stämme, die todwund zu sein schienen. Sie waren im vergangenen Herbste gekappt worden und streckten blutjunge Zweige und Gerten in die schwere Luft der heißen Nacht. Sie standen auf zwei Beinen und nickten mit den silbergrünen Häuptern. Sie machten sich den Scherz, die Knaben zu schrecken, und lachten heimlich, wenn es ihnen gelungen war. Dort stand keine Weide, das war ein Riese aus der Zeit der großen Findlingssteine. Die Knaben gingen vorsichtig heran, und ihre Schritte zögerten. Wenn sie aber nah waren, so war es doch eine neckische Weide gewesen. Sie atmeten erleichtert auf und schlugen mit den Händen nach ihr.

Aber dort, wirklich, war es eine Weide wie die anderen Bäume alle? Die Knaben standen und faßten sich an den Händen. Sie sahen scharf hin. Und es

war eine Weide. Aber was war das Schwarze an der grauen Weide? Was lehnte an dem Baum und rührte sich nicht? War es ein Spuk, sie zu schrecken? Oder war es ein Räuber, sie zu überfallen?

Die beiden Jungen gingen vom Fußweg auf die Mitte der Landstraße, hielten sich an den Händen gefaßt und setzten langsam einen Fuß vor den anderen.

Ein Mensch war es; was wollte der hier? Ein Mann, an den Stamm der Weide gelehnt, gebückt, als wolle er zusammensinken, und rührte sich nicht. Sein Hut lag auf der Erde und sein Wanderstab am Fuße der Weide.

Die Knaben schlichen scheu an ihm vorüber. Als sie an der Gestalt vorbeigegangen waren, schritten sie schneller aus. Und wie sie schneller schritten, wuchsen die Flügel ihrer Angst, die sie laufen und rennen machte. Dann aber hielten sie an und standen still, und sahen sich an und schwiegen. Drehten sich um und sahen die Landstraße rückwärts, konnten aber die Weide nicht wieder erkennen, und den Mann, der ihnen Angst gemacht hatte, nicht finden. Sprach Wolf:

„Wenn der Mann nun krank ist?"

Und Günther antwortete ihm:

„Er ist sicher krank."

Sprach Wolf wieder nach langer Pause:

„Er stand da, als ob er keine Kraft mehr hätte."

Und Günther fragte zaghaft:

„Sollen wir hingehen und ihm helfen?"

Da stimmte Wolf erfreut ein:

„Ja, laß uns schnell machen!"

Und sie liefen zurück, gingen aber langsam, als sie der Weide näher kamen. Dort war der Mann zusammengesunken und lag, ein Häuflein Elend, am Stamm der alten Weide. Die Knaben standen vor ihm, aber der Mann rührte sich nicht. Die Jungen warteten, aber sie hörten ihn kaum atmen.

„Sind Sie krank?" fragte Günther leise, aber der Mann antwortete nicht.

„Können wir Ihnen helfen?" rief Wolf, so laut es ihm sein bißchen Mut zuließ.

Da bewegte der Mann ein wenig seinen Kopf und sprach stockend und langsam:

„Schlapp — schlapp — bloß schlapp!"

Wolf beugte sich nieder und schüttelte den Mann ein wenig.

„Stehen Sie auf!" sprach er.

Aber der Mann antwortete wieder nur ganz mutlos und ohne Trost:

„Ich bin bloß schlapp!"

„Ach was!" rief Wolf, der jetzt seine Tatkraft wieder hatte, „versuchen Sie man aufzustehen, wir helfen Ihnen."

Die beiden Knaben faßten den Mann unter die Arme und richteten ihn mit Mühe auf.

„Halten Sie sich mal an der Weide fest!" befahl Wolf, und der Mann gehorchte. „Kannst du ihn mal allein halten, Günther? Ich will ihm den Hut aufsetzen und den Stock nehmen."

Dann schleppten sie den Kerl langsam dem nahen Dorfe Groß-Grönau zu.

„Ich bin schlapp!" sagte der Mann, half aber doch endlich selbst, sich fortzuschleppen.

„Warum sind Sie denn so schlapp?" fragte Wolf.

„Schlapp!" antwortete der Kranke, und nach einer Weile:

„Nichts gegessen. Ich habe den ganzen Tag nichts gegessen, gute junge Herren."

„Ach was!" rief Wolf von oben herab. „Sie haben Schnaps getrunken." Er roch das.

Der Kranke schüttelte langsam den Kopf: „Ach ja, auch Schnaps, — bloß so schlapp."

Die Knaben merkten, daß der Kerl nicht eigentlich betrunken war, daß er nur vollständig ermattet war. Sie hatten herzliches Mitleid.

„Hast du Geld?" fragte Günther.

„Ich habe gar nichts", sagte er traurig.

„Ich glaube, ich habe noch etwas. Halte den Mann mal allein, ich will nur in meiner Tasche nachsehen."

Die drei hielten an, dann sprach Wolf:

„Ich habe gerade noch eine Mark." Und weiter redete er den Mann an:

„Also, nun man Mut. Wir bringen Sie da in das Dorf bis in die Kneipe und geben Ihnen Geld."

„Gute junge Herren — schlapp!"

„Aber" — Wolf fühlte sich als patronisierender Wohltäter — „aber, Sie müssen sich von dem Gelde auch wirklich etwas zu essen geben lassen, nicht wieder bloß Schnaps."

Der Kerl antwortete mit sehr ehrlichem Ton, in dem sogar halbes Mitleid mit der mangelnden Welt- und Menschenkenntnis seiner Helfer lag:

„Ja, ja, nur zu essen. Gute junge Herren! Gute junge Herren!"

Und immer wieder, während die drei langsam vorwärts kamen, flüsterte der kranke Geselle:

„Gute — sehr gute junge Herren!"

Eines der ersten Häuser in Groß-Grönau war die Schenke. Bis dorthin brachten die Knaben den Mann und ließen ihn sich an dem Türpfosten festhalten. Sie gaben ihm den Stock in die Hand, sie gaben ihm ihr Geld, die eine Mark, alles Geld, das sie hatten, sagten noch einmal ihren guten Ratschlag:

„Aber auch wirklich essen!" und gingen weiter.

„Gute Herren!" hörten sie noch, da wandte sich Günther und sprach:

„Wir konnten Sie doch nicht einfach auf der Straße liegen lassen."

Dann gingen sie durch das Dorf Grönau. Die meisten Häuser waren still und dunkel. Nur selten leuchtete eine Lampe durch das Fenster. Das Dorf schwieg, nur die Hunde bellten die einsamen Wanderer an und heulten den Knaben nach und ärgerten danach sich gegenseitig noch eine Weile. Jenseits des Dorfes erst sprachen die Knaben wieder.

„Da haben wir doch etwas Gutes getan!" sagte Wolf stolz.

„Ja, du hast all dein Geld hingegeben", antwortete Günther bescheiden.

Da wehrte auch Wolf ab:

„Ich meine, wir sind beide Samariter gewesen.“

Nach einer Weile sprach Günther leise:

„Weißt du noch, wie uns einmal der Doktor diese Geschichte von dem Samariter erzählte? Da sagte er, man solle ja nichts halb tun. Der Samariter gab dem Wirt auch noch Geld.“

Wolf schwieg.

Nach langer Zeit stillen Weiterwanderns fing Günther wieder an:

„Mir war das so, als hätte ich etwas fallen hören.“

Wolf antwortete ängstlich:

„Wenn er nun die Mark verloren hat?“

„Ja, seine Hände zitterten so sehr“, antwortete Günther.

„Dann hat er sich danach gebückt und ist selbst wieder gefallen, und —“, Wolf sprach es laut und heftig, „und dann liegt er nun wieder da. Hätten wir ihn doch in die Kneipe selbst gebracht! Aber ich schämte mich so.“

Und auch Günther klagte sich an:

„Ich auch.“

„Sollen wir umkehren?“

Die Knaben überlegten. Dann sprach Günther:

„Laß nur. Da wird ihn doch schon einer finden, wenn sie nach Hause gehen.“

„Ja, wir wollen rasch weitergehen.“

Und sie schritten aus, aber die Leichtigkeit ihres Herzens war zerrissen.

„Ich bin müde!“ sagte Günther, als sie an dem väterlichen Rittergut eines ihrer Mitschüler, an Tischenbeck, vorbeikamen, dessen Herrenhaus hinter Linden verborgen lag.

„Ach was!“ rief Wolf unmutig, aber er fühlte doch selbst schon seine Beine. „Wir sind ja noch gar nicht lange gelaufen.“

„Wie lange sind wir schon gegangen?“ fragte Günther.

„Ich weiß es natürlich nicht,“ antwortete Wolf. „Warum hast du auch deine Uhr vergessen?“

Es war Wolfs Neid, daß Günther eine Taschenuhr besaß, er aber nicht.

„Wir wollen aufpassen,“ sprach er. Sie sprachen es alles leise. „Es ist ja so still, wir können sicher die Turmuhren schlagen hören.“

„Ich bin müde!“ sagte Günther. „Und meine Beine tun mir weh. Wir wollen uns ausruhen.“

Die Knaben kletterten einen hohen Hang an der linken Seite der Landstraße empor und staunten, als sie die schmale, aber ohne Ende weite Fläche des Ratzeburger Sees vor sich schimmern sahen wie ein Spiegelglas im Mondenlicht. Am Ende der ruhigen Seefläche lag inmitten von verschleierten Wiesen das rote Haus, von wo ein mächtiger Steinwall in den See hineinmarschiert war, wo die Wakenitz den See verläßt. Utecht und Kampow schliefen an der anderen Seite des Wassers, Sarau zu den Füßen der Knaben. Weiterhin entschwanden die waldschwarzen Ränder in hängenden Wolken.

Die Jungen standen und staunten und warfen sich ins niedrige Gras. Ein leiser, warmer Wind strich vom See zu ihnen herauf, aber kräuselte kaum unten die spiegelnde Fläche. Der Mond stand fern unten am Horizont, wenn die Wolken ihn hindurchließen, und rüstete sich, in eine andere Welt hinabzulaufen. Weit am Südende des Sees, der schimmernd vor ihnen in den Wolken verschwand, flammte ein breiter blasser Schein auf und verschwand. Die Knaben sahen ängstlich darauf hin. Und wieder ein kurzes Scheinen und ein rasches Verschwinden. Aber ringsum schrie die Einsamkeit und redete das Schweigen. Die Stille legte sich auf die klopfenden Knabenherzen und war fremd und kalt.

Und durch das eisig leere Schweigen über dem schlafenden See schwangen die Turmglocken ihren hallenden Schlag, ernst anpochend und feierlich nachzitternd, zwölfmal läuteten sie die Mitternacht ein.

„Die Geisterstunde“, flüsterte Wolf.

„Sei ruhig!“ rief Günther. „Ich habe Angst!“ Und der Knabe, dessen frische Kraft das Heimweh gebrochen hatte, begann plötzlich und bitterlich zu weinen. Sein Freund aber stand ratlos vor ihm.

„Laß uns weitergehen, Günther!“ mahnte er. „Höre doch auf zu weinen.“

Aber Günther hörte nicht auf ihn.

„Sollen wir umkehren?“ fragte Wolf verzweifelt.

Günther verneinte heftig.

„So komm doch!“

„Ich kann nicht!“ schrie Günther. „Mir tun die Beine weh.“

„Dann bleiben wir eben noch, bis du weiter kannst, aber du bist eine alte Flennliese!“ rief Wolf Nebben ärgerlich.

Die Knaben lagen still nebeneinander. Allgemach beruhigte sich Günther. Wolf lag ausgestreckt auf dem Rücken und sah in die dunklen Wolken.

Aber was war das nun wieder? Und nun schon ein zweites Mal? Zuerst auf die Stirn und dann auf die Hand, und nun auf Nase und Backe zugleich?

Wolf sprang auf.

„Nun fängt das auch noch an zu regnen!“

Günther aber blieb gleichgültig.

„Laß uns endlich weitergehen!“ bat Wolf. „Sonst regnet es noch mehr.“

Günther erhob sich langsam. Sie kletterten den Hang wieder herab und wanderten im tropfenden Regen weiter, aber Günthers Knie waren gelöst. Sein Freund zog des Knaben Arm durch den seinen und hatte auch noch die Unlust zu bekämpfen und neuen freudigen Mut zu erobern.

Und die Tropfen fielen und mehrten sich. Langsam und leise sickerte warmer Regen vom ganz bedeckten Himmel. Der Mond war verschwunden, und das Flammen erlosch in der Ferne.

Die Knaben aber stolperten weiter in die endlose Regennacht hinein.

*

18. Hein Reeck

Vier Stunden rückwärts! Es war am frühen Abend desselben ereignisreichen Sonnabends. Und eine ganze lange Nacht vorwärts! Es war in Sophienhof, dem Ziel der Knabensehnsucht. Auch über Sophienhof drückte die Schwüle eines Gewitterabends. Und auch in Sophienhof blühte die blaue Blume jugendlicher Sehnsucht.

Auf dem Gutshof war es still geworden nach lauter Arbeit. Der weite Raum war gefegt, und der Staub hatte sich verzogen. Aus dem offenen Küchenfenster fiel der gelbe Schein der Öllampe breit über die Auffahrt, und leises Mädchenlachen klang über den Hof, der sich zu feiern rüstete. Die Zimmer der herrschaftlichen Wohnung waren dunkel. Aber durch die Bäume des Gartens stahl sich das Flimmern eines Lichtes, bei dem die verlassenen Eltern ihres fernen Lieblings gedachten.

„Ob er jetzt schon zu Bett geht?“ fragte träumend die Mutter. Sie hatte die fleißigen Hände im Schoße gefaltet, hatte sich in die grüne Bank, die mit Kissen weicher gemacht war, zurückgelehnt, und schaute auf die erleuchteten Mattscheiben der Teemaschine, die einige schimmernde Landschaften zeigten, den Rhein bei St. Goar und Alexisbad im Harz und andere kleine Bilder, die Günther auswendig kannte. Das ziehende Wasser im kleinen Messingkessel sang das Lied zu dem mütterlichen Traume.

Mücken und Motten kamen und summten um die Lampe und flogen ins Licht, verbrannten sich die leichtsinnigen Flügel und klebten am schwitzenden Bassin. Immer neue Wesen des Lichtes kamen herbeigeflattert und fürchteten sich nur vor dem giftigen Atem, der aus des Vaters langer Pfeife kerzengerade in die blaue Luft emporstieg und um die heimlich beleuchteten Blätter des jungen Kastanienbaumes spöttischen Tanz gaukelten. Der Vater lag bequem im langen Zeltstuhl, die Joppe weit offen, auch hier noch die Augen von der schwarzen Brille behütet. Er hatte vor langer Zeit die Frage der Mutter nach ihrem Jungen gehört. Der Rauch seines Tabaks hatte sich gekräuselt und war verzogen. Eine große Motte kam angesurrt und stieß mit trotzigem Dickkopf gegen das gleißende Milchglas der schimmernden Lampe. In der Ferne hatte eine Kette geklirrt, und im Kuhstall hatte die Bunte aus schwerem Traume gerufen. Da antwortete er der mütterlichen Frage und sprach:

„Mein lieber, lieber Junge!“

Und er schaute dem blauen Ringe nach, der in der Luft unter den großen Kastanienblättern hing, der sich lang ausdehnte und zerging.

Vom Lüttower See her, zu dem der Gutsgarten sich hinstreckte, klang das leise Plätschern eines Ruders, das den Kahn langsam in schimmernder Furche dahingleiten ließ. Und das Lachen der Mädchen, die in der Küche die letzte Arbeit der vergehenden Woche verrichteten, klang einmal herzlicher durch die alles dämpfende Stille des Abends auf dem Lande.

„Nun kommt er bald!“ flüsterte die Mutter.

Das liebevolle Herz schwoll ihr in heißer Sehnsucht, ihren Jungen, den Preis ihrer Seele, neben sich zu haben, ihm in die großen, braunen, lieben, herzigen

Augen zu blicken. Sie zwang ihre Hände zusammen, daß sie sie nicht ausstreckte, ihren Jungen, die Angst ihres Herzens, an sich zu ziehen, ihm das schlichte, demütige blonde Haar glatt aus der reinen Stirne zu streichen, faltete ihre Hände fester, daß sie sie nicht ausstreckte in die Leere.

Der Schrei eines Raubvogels drang durch die dichte Stille und zitterte über den See weg. Im Birnbaum nebenan raschelte es, eine verkrüppelte Frucht, vom Madenstich zernagt, surrte durch die Blätter und schlug hart auf den Grasboden auf. Und es war wieder die heilige Stille des Feierabends.

Da sog der Vater kräftiger an seiner langen Pfeife, daß der glühende Tabak im weißen Porzellankopf leise aufleuchtete und verlöschte. Er ließ einen Arm vom Stuhle herabhängen, ergriff einen Kieselstein, spielte mit ihm und ließ ihn fallen. Er sprach:

„In drei oder vier Wochen kommt er wohl."

Aber die Mutter ergriff den silbernen Teelöffel und rührte den erkaltenden Tee in der niedrigen Schale und sprach mit tiefem Vorwurf:

„In drei oder vier Wochen? Morgen mittag in neunzehn Tagen ist der Junge hier!"

Der Vater lachte leise.

„Das ist noch eine lange Zeit", sagte er. „Da können wir noch eine Tasse Tee trinken, Mutter!"

Die Mutter erhob sich lächelnd, goß den heißen Tee in die bunten Schalen, tat den Kandis dazu aus der gläsernen Dose, die wieder mit dem silbernen Deckel vorsichtig geschlossen wurde, rührte ein erstes Mal den heißen Tee über dem Zuckerstück um und schob die Tasse dem rauchenden Vater hin. Danach nahm sie auch sich selbst noch eine Tasse des dampfenden Getränkes und legte auch ein Stückchen Cakes auf ihre Unterschale.

„Davon knabberte auch er so gerne, besonders, wenn es mit Schokolade bestrichen war", sagte sie leise.

Sie setzte sich wieder auf ihre grüne Bank, rückte sich ihre vielen Kissen wieder zurecht, zog auch die Fußbank nahe heran und faltete wieder die Hände über den Knien. Dann war ringsum wieder die Stille des Traumes, darin die losen Zeichen des Lebens nur verträumt klingen. Einmal flackerte die Lampe auf, und einmal tötete der Finger der Mutter eine zappelnde Motte. Einmal knackte die Planke, die den Garten von dem Hofe trennt, und einmal drückte der Vater die Asche fest auf den glühenden Tabak in dem weißen Porzellankopf. Danach, als die Stille eine Zeitlang gewährt hatte, sprach die Mutter:

„Ob er dann Margret noch sehen wird?"

Der Vater schüttelte ernst den Kopf und schwieg nach dieser traurigen Frage.

Ein leiser, lauer Wind kam daher und bewegte die großen Blätter der jungen Kastanie, unter der die Eltern saßen, langsam hin und her, und hauchte in die Lampe hinein, und warf eine zweite Krüppelbirne von einem fernen Baum, die wie die erste raschelnd durch das Laub auf die Erde fiel. Davon aber erwachte im Busche die Nachtigall, die füllte ihre Kehle mit Wohllaut und sang lang hin das Lied des heiligen Schweigens.



Grablegung — Dürer

Auf dem Hofe war es ganz still geworden. Die Mägde hatten in der Küche ihre Arbeit beendigt und waren mit ihrem Gelächter zu den Burschen auf die Landstraße gegangen. Wenn ein Kettenrasseln oder ein Hufscharren aus den Ställen drang, so war es nur, um die Stille danach größer zu machen. Mitten darin saß Hein Reeck auf der untersten Stufe der großen Freitreppe und lehnte seinen Oberkörper leicht an die Pfosten des Eisengeländers. Vor ihm saß Packer, der braune Jagdhund, dessen Herr in der Fremde war, schaute voller Erwartung in die Augen des Tagelöhnerknaben und klopfte höflich die Erde mit seinem Schwanze. Neben dem Knaben auf den Steinfliesen lag das Buch, das Günther ihm am Tage seines Abschiedes geschenkt hatte. Bis zum vollen Eintritt der dämmerigen Dunkelheit hatte Hein einmal wieder darin gelesen. Aber wenn er das tat, so tat er es doch kaum noch der Geschichten wegen. Die kannte er alle. Er staunte beim Lesen nicht mehr, wie er es noch im Winter getan hatte, wenn Günther seinem jungen Diener begeistert wieder erzählte, was er eben zuvor beim Pfarrer in Mölln Schönes erfahren hatte. Die Helden alle, Achilleus und Hektor und Alexander und Hannibal und Cäsar und alle, von denen das Buch große Taten berichtete, waren auch dem Tagelöhnerknaben vertraut geworden, und sie werden ihm noch vertraut sein, auch wenn Jahre und Jahrzehnte ins Land gegangen sind; aber lieb waren ihm die Namen doch nur, soweit sie zu Günther Hilen Beziehungen hatten, dem er sein ganzes Herz an jenem Abend geschenkt hatte, als er mit seinem unglücklichen Vater am hohen Lützow-Jahn-Denkmal saß, Günther Hilen aber ging vorbei, das Tesching unter dem Arm, Krähen zu schießen. Der junge Achilleus bei den Königstöchtern versteckt, das war ihm Günther in der fremden Pension, in die er nicht hineingehörte. Wann würde Odysseus kommen, ihn daraus zu befreien? Wenn der jugendliche Telemachos von schlankem Wuchse auszog, nach seinem verschollenen Vater zu forschen, so schritt vor seinen träumenden Augen Günther im Matrosenanzug einher, und der Wind spielte mit seinem seidenfeinen Blondhaar. So erzählte denn auch Hein Reeck die Geschichten weiter, wie er sie einst von seinem jungen Herrn gehört hatte. Ihm blieb aber nur einer in ganz Sophienhof, der seinen Geschichten standhielt und mit Aufmerksamkeit den wunderbaren Taten und Abenteuern folgte — das war Packer, der braune, einsame Jagdhund seines ferne studierenden, jungen, blonden Jagdherrn. Dem erzählte er die Geschichte von Odysseus altem Hunde diesen Abend.

Danach zog Hein Reeck ein Stück Zucker aus seiner Tasche, bei dessen Anblick Packers buschiger Schwanz sich regte wie die unermüdliche Nadel einer ratternden Nähmaschine. Dann machte er schön, sehr schön, bekam das weiße Stück Zucker auf seine feuchte Nasenspitze gelegt, warf es in die Höhe, fing es in der Luft auf, verschlang es schnell und konnte sich danach noch die Nasenspitze lecken.

„Das sollte eigentlich Hannibal haben“, sagte Hein Reeck, „aber er hat heute schon vier Stücke bekommen.“

„Wo hast du denn den schönen Zucker bloß her?“ fragte Packer neugierig, denn es interessierte ihn lebhaft, die Quelle zu wissen.

„Den habe ich aus der Küche stibitzt“, antwortete Hein, und in des Hundes Augen leuchtete es verständnisvoll auf.

„Geht das so einfach?“ fragte Packer.

Hein aber antwortete zögernd:

„Heut' hat mir die Mamsell eine große Ohrfeige gegeben.“

„Man muß sich eben nicht fassen lassen“, mahnte Packer weise.

„Nein, aber ich mußte doch den Zucker für Hannibal haben, weil Günther doch wieder nicht da ist.“ Worauf Packer laut und sehnsüchtig aufheulte.

„Ja, wir drei, Packer, Hannibal und ich — und wo ist Günther?“

Der Knabe dachte lange nach.

„Wenn er hier wäre, das wäre fein!“

Und wieder war es still.

„Oder sollen wir zu ihm gehen?“

Packer jubelte laut.

„Ich habe schon lange daran gedacht. Wir könnten ihn ja einmal besuchen. Morgen ist Sonntag. — Wenn wir die Nacht durch gehen, Packer, dann sind wir Montag zur Arbeit wieder hier. — Was meinst du wohl, Packer?“

Packer bellte seine freudigste Zustimmung.

Der Knabe stand auf, nahm sein Buch von den Steinfliesen und lief der Kate zu. Packer sprang hinter ihm drein. Dort erzählte Hein Reeck aufgeregt seinen Plan. Die Mutter schalt, aber der Vater besann sich und antwortete endlich:

„Das kannst du ja einmal tun.“ Stand auf und holte aus dem Schranke seinen derben Wanderstock mit der eisernen Zwinge.

Die Mutter schalt noch immer und nannte die beiden ganz verrückte Gesellen. Als aber ihr Schelten nichts ausrichten wollte, sagte sie:

„Dann warte wenigstens noch.“ Und ging in die Küche und kam danach mit einigen mächtigen Butterbrotschnitten zurück, die sie in Zeitungspapier wickelte.

„Zieh wenigstens deinen neuen Anzug an,“ brummte sie verdrießlich, „wenn du in die große Stadt willst.“

Hein nickte freudig und sprang fort, war aber bald mit Umkleiden fertig. Der neue Anzug war jener, den er am Weihnachtstage aus einem alten Anzuge seines lieben jungen Herrn gemacht bekommen hatte. Die Mutter schob ihm das Butterbrotpaket unter die Bluse, der Vater gab ihm den Stock in die Hand, beiden gab Hein die Hand. Packer bellte und sprang hoch auf. Es war fast elf Uhr, als Hein sich aufmachte, seinen jungen Herrn zu besuchen.

19. Der Tod

Es blieb in der dämmernden Nacht nicht so still, wie es am Abend im Gutshof und im Garten gewesen war. Ein leises Rauschen ging durch den Wald und schwoll an. Ein Wind zog durch die hohen Bäume und befreite sie von dem Drucke der brütenden Tagesglut. Dankbar wiegten sich die Zweige und grüßten ihren Erlöser. Hinter den Stämmen leuchtete es auf; nach einer langen Pause, da alles bang den Atem anhielt, grollte leise der Donner nach. Und wieder tönte der Wind sein großes, stilles Lied, als ob er nur schliefe und von seiner Macht träumte. Ein neues Wetterleuchten, das von beiden Seiten der Welt aus nach dem Himmel

sich hinaufzog, fahl, wie ein verlöschendes Feuer aufflammt, wenn du in seiner Asche wühlst; und der Donner murrte, weil er noch im Gefängnis war und verschlossen gehalten wurde, daß er nicht krachend und knatternd in die verhaßte Welt hinausbrechen konnte. Das Gewitter wollte auch hier nicht die schlaffe Erde zornig aufrütteln, sandte jedoch seine friedlichen Boten voraus, den Wind, der die heißen Wangen der Bäume umfächelt, und bald auch den Regen, der die müde Welt hätschelt, wie eine Mutter ihr liebes Kind leise mit weichen Händen tröstend streichelt.

Mit rüstigen Schritten ging Hein durch den Wald. Weit dehnte er die Brust und zog gierig den frischen Atem des Windes ein. Packer ging lautlos an seiner Seite. Dem war nicht so wohl zumute. Sein unverständiger Sinn fürchtete sich vor dem nahen Rauschen in den Buchen und graute sich sehr vor dem fernen Leuchten hinter den Bäumen, und das gedämpfte Rollen des Donners jagte ihm jedesmal einen großen Schrecken ein. Dann aber kniff er den Schwanz zwischen die Beine und drängte sich dicht an Hein Reeck heran.

„Was hast du, Packer?“ fragte der.

„Laß uns umkehren, Hein!“ heulte der Hund leise.

Da kam ein Mann des Weges daher, wie ein Jäger gekleidet, vor dem verkroch sich der Hund.

„Guten Abend, Hein Reeck“, rief der Fremde mit heiserer Stimme und zog seine Mütze tiefer noch in die Stirne, daß kaum die unheimlich funkelnden Augen aus dem verdunkelten Gesicht hervorsahen.

Hein Reeck zog seine Mütze.

„Guten Abend!“ antwortete er sehr verwundert. „Woher kennen Sie mich?“

„Ich kenne alle Leute“, antwortete der Jäger. „Und du wirst mich auch noch einmal kennen lernen.“

Hein Reeck staunte und suchte seinen furchtsamen Hund zu beruhigen.

„Kannst du mir den Weg nach Mölln zeigen?“ fragte der Fremdling.

„Ich gehe selbst dorthin“, antwortete der Knabe.

„So können wir zusammen gehen.“

Sie gingen dann nebeneinander her, der Hund aber schlich sechs Schritte scheu hinterher und kam auch auf Heins Rufen nicht näher heran. Und Hein Reeck hätte ihn doch so sehr gern bei sich gehabt, seine warme Nähe zu spüren, sein Leben zu sehen, denn auch ihn beschlich unheimliches Grauen, so sehr er sich auch dagegen sträubte. Von dem fremden Jäger ging eine Kälte aus, wie wenn mitten im kalten Winter, wenn draußen der Frost klingt, die Tür unseres wohlgeheizten Zimmers geöffnet wird und ein Besucher in seinen dicken wollenen Mantel gehüllt hereintritt. Aber die Frische des Wintertages und die Gesundheit des Frostes fehlte der Kälte, die von dem Fremdling ausging. Seine Kälte roch, wie es in der Krypta einer alten Kirche riecht oder tief unten im Keller, wohin kein Sonnenlicht kommt.

„Du denkst wohl, ich bin ein Jäger?“ fragte der Fremde.

„Ja“, antwortete Hein bedrückt.

„Ich bin auch ein Jäger, aber ich jage Menschen!“



Hein sah scheu zu ihm auf und tat einen erschreckten Schritt zur Seite. Da legte der Fremde seine Hand auf des Knaben Schulter und sprach:

„Dich hole ich so bald noch nicht.“

Aber Hein Reeck schauderte unter dieser Berührung der harten Hand zusammen und glaubte, sein Herz wolle zu schlagen aufhören.

„Es ist sehr lästig, aber ich muß jetzt in dieser Verkleidung einhergehen, sonst würden die Menschen gleich vor mir weglaufen. Früher war das wohl besser, da konnte ich noch nackt kommen und gehen. Ich bin nämlich der Tod.“

Und er lüftete einen Augenblick seine Kappe, daß dem zitternden Knaben ein Gesicht entgegengrinste, bei dem die welke Haut hart auf den Knochen aufzuliegen schien. Packer winselte leise.

„Ihr braucht euch nicht zu fürchten, ihr beide“, sprach der Tod, der froh war, einmal gemütlich auf seiner Wanderschaft mit jemanden zu plaudern, denn auch der Tod hat Herz und Gemüt, wenigstens wenn er in Deutschland reist. „Ich komme schon weit her“, sagte er mit seiner hohlen Stimme. „Ich wollte eigentlich noch nach Lübeck heute abend. Da wollte ich einmal unter den Kindern ein klein wenig aufräumen. Die ganz kleinen kann ich mit den Masern kriegen, die größeren nehme ich mit weißen Flecken im Halse und roten Flecken auf der Haut, einen Abend dann ein bißchen hohes Fieber dazu, dann ist's getan. Ein famoses Rezept, sage ich dir.“

Aber Hein antwortete nicht.

„Übrigens ein schlechtes Geschäft, auf das ich mich gelegt habe. Mir ekelt schon davor.“

Eine Weile gingen sie stumm nebeneinander her. Selbst Packer kam ein kleines Stückchen näher heran. Das Unheimliche ward ihm gewohnt. Bald aber begann der Tod von neuem:

„Da in Lübeck sind besonders zwei Knaben, auf die ich es eigentlich abgesehen hatte, zwei gute Jungen, die überall lieb Kind sind, zwei Prinzen Sonnenschein, denen ich das Licht ausblasen wollte. Kennst sie vielleicht auch. Nun ist mir aber der Regen dazwischen gekommen, den kann ich nicht vertragen, davon erkälte ich mich bloß und bekomme nachher fürchterliches Reißen in alle meine alten Knochen. Darum will ich nur bis Mölln. Du mußt mir nachher das Haus zeigen, das ich dieses Mal besuchen will.“

Bei diesen Worten war in dem Knaben Hein eine große Angst erwacht und wollte ihm die Kehle einschnüren. Zwei Knaben in Lübeck, zwei gute Jungen, zwei Prinzen Sonnenschein — wer konnte das sein? Wer sollte das sein? Hein wollte reden, aber die Angst war zu eng in seiner Kehle. Und er sollte sie kennen? Wen kannte er denn in der großen Stadt Lübeck? Kannte er denn mehr als zwei Jungen in der ganzen großen Stadt?

„Wer — bitte —, wer sind denn die beiden Jungen in Lübeck?“ fragte er leise.

„Die beiden Jungen?“ sagte der Tod. „Ach, den einen hole ich mir mit den weißen Flecken im Halse, das geht manchmal sehr schnell, und dem andern blase ich die roten Punkte auf die Haut, damit er dann nachher Fieber bekommt. Dann

kommen die gelehrten Menschen mit den weißen Bärten und den goldenen Brillen und spritzen ihnen etwas unter die Haut, und geben ihnen etwas zu gurgeln und zu schlucken, und brauchen gelehrte Worte, und schütteln hinterher die grauen Köpfe, wenn sie sich doch geirrt haben. Nicht wahr, Hein, das ist recht lustig?"

„Ach nein — bitte, wer sind die beiden Knaben?" fragte Hein wieder sehr zaghaft und scheu.

„Ach so, die Namen. Der mit den weißen Flecken — nein, der mit dem Scharlachfieber, das ist Wolf zur Nedden, ein guter Junge. Kennst du ihn?"

Hein Reeck hatte nicht die Kraft, zu nicken. Die Stimme versagte ihm fast ihre Dienste. Er stieß die Frage heraus, als sei sie ihm losgerissen worden:

„Und der andere?"

„Den ich mir mit den weißen Flecken im Halse holen will?" fragte ruhig der Tod.

„Ja, ja doch!" hastete der Knabe.

„Günther Hilen heißt er."

Da stand Packer still, streckte den Kopf hoch in die Luft und die Zunge weit heraus, und heulte laut und bang auf.

Hein Reeck aber faltete seine Hände und hob sie zu dem Tod empor und sah ihn mit flehenden Augen an:

„Den nicht, den nicht!"

„Warum den nicht?" fragte der Tod.

Hein Reeck deckte mit beiden Händen die tränenden Augen und schluchzte mit zitterndem Munde:

„Kann ich nicht für Günther sterben?"

Der Tod sah milde zu dem weinenden Knaben herab.

„Hast du ihn so lieb?" fragte er, und legte wieder seine kalte Hand auf Heins zuckende Schultern. Aber der Knabe schauderte nicht ein zweites Mal zusammen.

Der Knabe nickte, nickte wieder und nickte heftig. Dann sprach er:

„Der Vater hat mich aus dem Wasser geholt."

„Ach so!" sagte der Tod, als wäre er erstaunt. „Du bist das. Dich hätte ich damals auch bald gehabt."

Und wieder flehte der Knabe und nahm die Hände von den nassen Wangen, sah dem Jäger Tod in die tiefen schwarzen Augen und flüsterte:

„Ach bitte, kann ich nicht jetzt gleich sterben?"

Da sagte der Tod leise:

„Nein, du sollst nicht sterben, aber Günther auch nicht."

Da jubelte Hein Reeck auf und fiel dem Tod zu Füßen und umklammerte seine fleischlosen Knie und sah mit leuchtenden Augen zu ihm auf, daß ein Abglanz seines Leuchtens des Todes finsteres Angesicht verklärte, und stammelte immer wieder:

„Danke — danke!"

Packer aber, der Jagdhund, sprang und bellte vergnügt und laut.

„Steh auf!" sprach der Tod. „Wir wollen weitergehen. Ich komme sonst zu spät nach Mölln."

Die drei gingen weiter, aber sie waren vertraut miteinander geworden. Hein Reeck war mit all seinem Denken bei seinem jungen Herrn, zu dem sein Sehnen ging, und dachte an den Freund seines jungen Herrn. Da faßte er seinen Mut und begann leise die neue Bitte:

„Und Wolf?"

„Soll der auch nicht sterben?" fragte der Tod sehr ärgerlich.

„Ach bitte, nein", erwiderte Hein.

„Warum denn der wieder nicht?"

Und Hein Reeck antwortete:

„Er ist ja Günthers bester Freund."

Da sah ihm der Tod voll ins flehende gute Gesicht und sprach:

„Ich denke, du bist sein bester Freund?"

Aber Hein war sehr erschrocken über diese Frage und antwortete hastig:

„Ach nein, ich bin ja nur ein Tagelöhnerkind."

Schimmerte da nicht dem Tod selbst eine Träne in der Augenhöhle?

„Du bist ein guter Junge", sagte er. „Ich will sehen, was sich machen läßt."

Freude verschönte des bittenden Knaben seliges Gesicht, und nach einer Weile — sie waren schon bei den ersten Häusern von Mölln, und der Regen war dichter geworden —, nach einer Weile sagte er lächelnd und leise zu dem Menschenjäger Tod, der stumm und gedankenvoll neben ihm klappernd über das Steinpflaster schritt, vor dem er sich gefürchtet hatte, als er ihn zuerst erblickte, vor dem ihm sein kleines, mächtiges Herz stille gestanden hatte, als er ihn zuerst kältend berührt, zu dem Unheimlichen sprach der Knabe heimlich:

„Darf ich Onkel sagen?"

Des Todes Antlitz aber ward schön über dieser Frage. Still sagte er:

„Ich werde immer dein Freund sein!"

Sie schritten über die Mühlenbrücke, darunter das Wasser rauschte, und sahen das Kirchlein vor sich in die Höhe steigen. Da fragte der Tod:

„Nun zeige mir, wo der Pfarrer wohnt!"

Da ward Heins Gesicht trübe und verlor seine Freude.

„Margret?" fragte er.

Der Tod nickte, aber sagte fest:

„Du darfst nun nicht weiter bitten. Du hast mir schon einen losgebeten."

„Zwei!" rief der Knabe hastig. „Zwei!" Und der Tod nickte.

Dann zeigte ihm Hein Reeck des Pfarrers Wohnung, wo noch die Fenster erleuchtet waren.

„Ich danke dir, mein Junge!" sagte der Tod. „Und wenn ich einmal wieder zu dir komme, dann weißt du, daß ich dein guter Freund bin."

„Ja, Onkel Tod", antwortete Hein mit sicherer Stimme.

Da stand der Tod und ließ den Knaben mit seinem Hunde weiter in die warme Regennacht hineinziehen. Er selbst aber stand an der Freitreppe des Pfarrhauses.

*

20. Verzweiflung

Der Tod öffnete lautlos die Tür des Pfarrhauses. Die Türglocke, so wachsam sie war, klirrte leise mit zerrissenem Ton, als klinge sie aus weiter Ferne und redete im Schlafe. Aber sie schwieg erschrocken, als sie den Tod hatte eintreten sehen, und als der Tod die Haustür wieder ebenso vorsichtig schloß, wie er sie als ein Dieb in der Nacht geöffnet hatte. Die schwarze Katze, die auf der ersten Stufe der Treppe lag und schlief, erhob sich, spann einen Buckel, ging mit würdigen Schritten und stolz erhobenem Schweif zu dem Tode hin und rieb ihr seidenweiches, nachtschwarzes Fell an den regenfeuchten Beinen des Eindringlings. Die Katzen haben alle seit uralter Zeit noch ein Seelenverhältnis zu dem Tode. Dann schritt die schwarze Katze dem Tode nach der Türe voran, die von der steinbelegten Diele, auf der keine Schritte zu hören waren, nach dem Studierzimmer des Pfarrers führte. Wieder öffnete der Tod die Tür und schloß sie behutsam. Mit ihm trat die Katze ein. Nur einmal flammte die Lampe vom leichten Luftzug im Zylinder auf, mit langer, roter Zunge, und verkroch sich, als sie den Tod geschaut hatte. Unter der Lampe war die Bibel aufgeschlagen, die der Pfarrer an jedem Sonntag auf die Kanzel nahm, wenn er seinen Pfarrkindern die Worte des sehr gütigen Gottes erläuterte. Matthäus 26 war sie aufgeschlagen. Der Pfarrer saß davor mit blassem Gesicht, im bleichen Scheine der Lampe. Seine Augen waren heiß, und sein zitternder Finger hielt auf den Worten der Schrift, die ihm aus dem Buch der Bücher entgegenleuchteten:

„Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir!"

Aber seine Stirn legte sich in grimmig verzerrte Falten, als aus verschleierten Buchstaben weiter der Satz wurde:

„Doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst."

„Du sollst wollen, wie ich will!"

Da sah er die Katze. Und er stand auf. Doch sah er den Tod nicht.

Er zog die Uhr aus der Tasche und schaute miuutenlang auf den tickenden Zeiger, ehe er wußte, daß er hatte nach der Zeit sehen wollen. Es war zehn Minuten vor Mitternacht. Der Vater legte den Finger auf die Zwölf am Zifferblatt.

„Ob sie dann noch lebt?"

Er steckte die Uhr wieder ein, sah sich scheu im bekannten Zimmer um, zog den Rock fester um seine Schultern, als fröstelte ihn, sah die Katze ruhig auf dem Teppich liegen, sah nach der verschlossenen Tür und schüttelte traumhaft den Kopf. Dann ging er nach der Tür zu, die nach dem Nebenzimmer offen war. Dort blieb er, an den Türpfosten gelehnt, stehen, und schaute ängstlich und fragend in das Zimmer hinein.

Es war ein großes Zimmer, dessen beide Fenster nach dem Garten zu gingen. Eines der Fenster stand auf, und der Duft der blühenden Nacht zog weich um das Krankenbett, das der Tür gegenüber frei im Zimmer stand. Die Lampe brannte auf dem Tischchen neben dem Bett.

Die Mutter saß auf dem einfachen Stuhl neben dem Bett und strickte. Leise klapperten die Nadeln. Auf den weißen Kissen des Bettes lag das weiße Gesicht

des Mädchens. Das Kind schlief, aber der Atem rasselte hörbar. Die mageren Händchen lagen über der Decke, aber sie krallten sich angstvoll zusammen und öffneten sich wieder hilflos.

Da trat der Tod in das Zimmer. Er strich nah an dem Pfarrer vorüber. Den fror. Als der Tod an das Krankenbett herantrat, schrak Margret aus dem vergeblichen Schlummer empor. Der kleine Körper krümmte sich unter dem schüttelnden Hustenanfall, die kleine Brust arbeitete und rang mit dem entfliehenden Atem.

Mit sicherem Arme unter das weiche Kissen fassend, hob die Mutter den Oberkörper des kämpfenden Kindes empor. Röchelnd und kraftlos ließ der Husten nach, aber der Mund öffnete sich weit und sog ächzend den verlorenen Atem ein. Die Hände griffen heftig in die leere Luft.

Die Mutter goß ein wenig Champagner in ein Glas und hielt es dem Kinde vor die trockenen Lippen. Das zog gierig den perlenden Wein ein.

„Du bist — so — gut!“ flüsterte Margret leise.

Da ward die Atemnot schwächer, und erschöpft lag das Kind in den Armen der Mutter.

Da beugte sich der Tod langsam zu der Kranken nieder.

Und wieder begann die Schlacht in dem kleinen, hilflos geschüttelten Körper. Die Mutter sah das blasse Gesichtchen blässer werden und fühlte den leisen Herzschlag aussetzen.

„Es geht zu Ende!“ flüsterte sie stille.

Da kniete der Pfarrer an der anderen Seite des Bettes nieder. Neben ihm stand der Tod. Der Vater legte die gefalteten Hände auf das Bett, sah seinem sterbenden, geliebten, einzigen Kinde in die erlöschenden Augen und begann zu beten:

„Vater unser, der du —“

Da ballte er die Fäuste und knirschte ohnmächtig:

„Ich kann nicht!“

Die Mutter betete das Gebet zu Ende.

Das Kind war stille geworden und lag in seinen Kissen. Die Augen glänzten und die Lippen lächelten.

„Günther kommt morgen“, flüsterte sie fast unhörbar.

Und die Mutter beugte sich über das Kind, strich mit sanften Händen das weiße Kissen glatt, denn sie scheute sich, das weiße, selige Gesichtchen mit lebenden Händen zu berühren.

„Jawohl, Margret, morgen kommt er“, sprach sie leise mit tröstender Zuversicht.

„Mutterchen — sag ihm —. Mußt nicht weinen — Vater — lieb—“.

Und der schmale, zitternde Mund schwieg, und die blutlosen Lippen verloren das Lächeln, und der Glanz erlosch in den Augen.

Der Tod beugte sich leise über das Kind und küßte es auf die Stirne.

Da war Margret gestorben.

Draußen hatten vom Kirchturm die Glocken die Mitternacht eingeläutet.

Mit zagenden, weichen Händen schloß die Mutter ihres toten Kindes geliebet Augen. Dann richtete sie sich auf und hatte Zeit, zu weinen.

Der Vater aber lag auf den Knien, hatte den Kopf in die Betten vergraben und hatte die Hände geballt und stöhnte.

Die Mutter schluchzte und flüsterte leise:

„Margret ist tot!“

Da erhob sich der Vater, aber seine Augen sahen wirr auf die Leiche.

„Ich bin es, der gestorben ist!“ rief er.

Die Mutter sah erschrocken zu ihm auf. Er aber strich sich die Haare aus der Stirne, nickte willenlos mit dem Kopfe und sprach ohne Klang in der Stimme:

„Wenn ich selbst hätte sterben können, so bitter wäre ich nicht gestorben.“

Er sah mit Augen, die nicht begriffen, lange Zeit auf sein Kind. Dann wandte er sich stumm ab und verließ das Sterbezimmer. Die Mutter warf sich in den Stuhl und weinte laut. Der Tod folgte dem Vater in das Studierzimmer und ging hinaus und nahm die Katze mit sich.

Die Trauer blieb bei der Mutter, aber die Verzweiflung setzte sich zu dem Vater.

„Ich bin ein unnützer Mensch geworden“, sprachen seine harten Gedanken. „Ich gehe durch die Welt, aber wenn ich sie verlasse, bleibt mir nichts nach.“

Es war der alte Schrei seines Herzens, der wieder erwacht war.

Wir alle wollen in der Welt bleiben und wollen nicht ganz sterben, wenn der Tod uns anfaßt. Wir schreien unsern Namen in die Welt hinaus, aber wir wissen, Menschenherzen behalten den Namen nicht. Da greifen die Mächtigen der Erde nach Erz und Fels und Stein, und schneiden und graben und meißeln ihren Namen tief ein, denn sie wissen, der Stein hält die Erinnerung fest, das Menschenherz vergißt. Wir aber wollen ein Menschenherz haben, das uns nimmer vergessen kann; das unser Gedächtnis bewahrt und unsern Namen verkündet, weil es ist, wie wir selbst waren. Wir wollen ein Menschenherz haben, das uns die Ewigkeit ist und das Bleiben auf Erden.

Es war altes Weh in dem Herzen des Pfarrers, das nach einem Sohne geschrien hatte, um zu leben. Er hatte gekämpft mit diesem Wunsche, der sich nicht geben wollte. Da schien Gott sich zu erbarmen, aber was ihm geboren wurde, das war ein Mägdlein. Er war seinem Gott dankbar gewesen, aber dankbar mit einer Träne im Auge, die hatte nicht trocknen wollen. Er hatte sein erstes Kind geliebt, aber er hatte noch gehofft auf einen Jungen. Da wandte sich Gott von ihm und wurde hart. Der Pfarrer aber rang in jahrelangem Krieg das Sehnen zu Boden, und der Wunsch in seinem Herzen ging schlafen. Sein Auge ruhte auf dem Mägdlein, das wuchs und größer ward, und seiner Seele zur Lust wurde. Er hatte sich beschieden, da war die Liebe zu seinem Kinde mächtig geworden. Er formte die junge Seele mit heiligen Händen und lehrte den jungen Geist nach seinem Geiste. Er dankte Gott und sah sein Hoffen erfüllt, und fand sich auf der Erde auch jenseits des Grabes. Da ward sein Kind krank. Gott kam und wollte ihm nehmen, was er selbst geworden war. Er stellte sich vor sein Kind und wehrte diesem Gott, aber seine Hände waren machtlos, und sein Gebet ward eine Formel.

Als aber Margret gegangen war, als er die harte Wahrheit doch glauben mußte, die ihn erdrückte, die er noch immer von sich gewiesen hatte, da brach er zusammen. Als ihm genommen war, was ihm sein Leben gewesen war, was ihm mehr als sein Leben war, weil es ihm die Zukunft gewesen, da stand die Verzweiflung neben ihm und griff an sein Herz.

Sein Hirn war leer und wimmerte nach seinem Kind, sein Herz schrie und tobte gegen Gott, der ihn vor allen Menschen unglücklich gemacht hatte, seine Hände ballten sich im Zorn und falteten sich zu heißem Gebete, und lösten sich in kleinmütigem Verzagen. Seine Liebe war tot, denn die Leiche lag in der Kammer, und sein Glück versank, denn der Inhalt seines Bittens war gestorben.

Die Verzweiflung stand neben ihm, das Weib mit dem Haupte des Gorgo, und sang ihm in dieser Nacht, da eine Welt in Trümmer brach, ihren Psalm:

„Ich habe dich angefleht, o Gott, ich ward ein Sklave vor deiner Allmacht und lag auf den Knien Tag und Nacht vor deiner großen Güte und Barmherzigkeit.

Ich ward Staub vor dir und ein Hund, der um ein Brosamen bettelt. Ich winselte dich an, mir Gnade zu spenden.

Herr Gott, du hast Tausende erhört, und Zehntausenden hast du geschenkt, um was ich in Pein und Weh mit dir rang.

Herr Gott, der du mich nicht geschaut hast, der du mich verworfen hast vor deinem Angesichte, höre es, Gott, der ich dein Knecht bin, Herr Gott, großer Gott — ich hasse dich.

Ich habe dir gedient, Herr Gott, und habe dein Wort verkündet. — Herr Gott, großer Gott, ich hasse deinen Namen.

Ich habe die Glocken geläutet, daß die Beladenen zu dir kommen und die Mühseligen dich anflehen. Herr Gott, der du mich aus deiner Liebe vertrieben hast, großer Gott, dich hasse ich.

Warum hast du dich so ganz von mir gewendet, Gott Zebaoth? Warum hast du dein Angesicht verhüllt vor meinen Blicken, die dich suchten?

Warum hast du deinen Zorn über mich gegossen, Gott Zebaoth? Ich war dein Knecht, dein Sklave war ich, Jehovah; warum hast du mit mir gespielt?

Die Katze spielt mit dem Mäuslein, doch ihr Zahn tötet die Zitternde. Herr Gott, warum schreckt deine Rache vor dem Morde zurück?

Du Großer in der Höhe, der du über allen Bergspitzen dahinwandelst, meine Seele hat dich geliebet, mein Herz war voll deiner Güte. Du Herrscher der Sonnen, ich hasse dich.

Du wirst mich nicht zerschmettern, Jehovah, deine Rache ist sehr groß. Du wirst mich meine Tage beschließen lassen im Hasse gegen dich, Jehovah.

Gib meinen Sohn mir, großer Gott, den du mir geraubt hast. Gib mir meine Ewigkeit wieder und nimm mein Leben.

Herr Gott, ich bin ein Knecht vor dir im Staube."

Als die Verzweiflung diesen Sang beendet hatte, die Frau mit dem Haupte der Gorgo, stand sie auf und verhüllte das Antlitz in ihrem Mantel. Sie ging hinweg und ließ den Pfarrer allein. Trostlose Trübsal ließ sie ihm, Ekel nahm sie mit sich. Sie ging aus dem Pfarrhause hinaus und stand auf der schlafenden

Straße der alten Stadt, wo gleichmäßiger Regen die grauen Steinköpfe wusch und das Moos zwischen den runden Steinen mildtätig tränkte. Dort stand die Verzweiflung, erhob ihre Arme und streckte die Hände nach dem Himmel aus, unter dem schwarze Gespensterwolken gleich großen Nachtvögeln vorüber huschten, und war ein Bild der Anklage geworden.

„Mich ekelt die Arbeit, die du mir legtest, Unendlicher!"

Die Arme ließ sie sinken, die Frau mit dem Haupte der Gorgo, und schritt aus, der Trümmerstätte ihres Bleibens zu entfliehen. Die Bäume zitterten, wo sie vorüberschritt, die Wolken schatteten ihr nach. Eine Ente schrie im See auf. In ihren Fußtapfen verdorrte das Gras.

„Ich sah einen Quell in der Wüste", flüsterte die Verzweiflung. „Ich sah hohe Palmen am Quell und Blumen zu den Seiten des Wassers. Ich sah eine Antilope rennen und sich am Wasser ergötzen. Ich sah einen Quell in der Wüste. Der Quell in der Wüste verdorrte."

Die großen, grauen, wimperlosen Augen der Frau sahen mit trostloser Leere in das Dunkel des Waldes, den sie eilend durchschritt. Der Schleier ihres Gewandes streifte die Dornen. Die Dornen zerbrachen und ihre Zweige knickten.

„Ich sah ein Lachen in den Augen eines Jünglings", flüsterte die Verzweiflung. „Die Augen lachten nach dem Ziele, und die Muskeln der Arme spannten sich spielend, als die Arme nach dem Ziele griffen. Ich sah das Lachen in den Augen eines Jünglings. Das Lachen starb in den Augen."

Ein Reh sprang vor ihren Füßen empor. Als die Verzweiflung es ansah, stand es zitternd und brach klagend zusammen. Die Frau mit dem Haupte, das Zeus auf der Ägis schaudernd trug, preßte die mageren Hände an die eingefallenen hohlen Schläfen, darin die Wut hämmerte. Blitze jagte der Himmel vor der Verzweiflung her, und den Donner schickte er ihr nach. Die Buchen rauschten im Walde und warfen ihre Zweige entsetzt in die Höhe, wenn die Frau an ihnen vorüberstreifte. Der Regen strömte, aber das Kleid der Schreitenden und der graue Schleier blieben trocken. Die dürren Lippen, die zerrissen waren, öffneten sich und lechzten nach den lauen Tropfen, die vor ihr flohen.

„Mich ekelt meine Last", flüsterte die Verzweiflung. „Ich bin mir überdrüssig. Doch ich danke dir, Unendlicher, daß du mir den Ekel geschenkt hast. Er ist mir das Bad der Reinigung."

Die Frau war müde geworden vom hastigen Entfliehen und lehnte sich für ein kleines Weilchen hilfloser Ruhe an eine Fichte, die ihre hohe Herrlichkeit stolz gen Himmel reckte, die sich beim Schein der verflammenden Blitze zierlich wand, wie ein junges Mädchen sich in den Hüften dreht, wenn es vor dem ersten Ball siegreich und erwartend in dem Spiegel seine blühende Schönheit bewundert. Die Verzweiflung richtete sich hoch auf und schritt weiter. Da fiel die Fichte über den Weg.

Auf der Landstraße schritt die Verzweiflung dahin. Pfützen schimmerten vor ihren Füßen. Die Bäume schüttelten sich und tropften. In den Gräben gurgelte das Wasser. Da hielt die Verzweiflung ihren eilenden Schritt. Ein Weinen klang durch die Nacht und ein Wimmern durch den Regen. Die Frau

brannte mit messerscharfen Augen durch das schwere Dunkel. Am Grabenrande vor sich sah sie zwei Knaben, davon weinte der eine. Sie sah lange dorthin, dann lachten die leeren Augen der Verzweiflung, und ein Mitleid spielte um ihre trockenen Lippen. Die Verzweiflung ging nicht auf der Landstraße weiter. Sie schritt über die Felder seitab von dem Wege und verschwand.

Von den beiden Knaben weinte der eine.

„Ich kann und kann und kann nicht weiter!“ rief Günther Hilen, und ließ sich vollkommen erschöpft auf den nassen Rasen des Grabenrandes fallen. Sein rechter Arm hielt den Oberkörper an einem tropfenden Baume fest. Wolf zur Nedden stützte den Freund mit seinen Knien im Rücken und sah sich trostlos in der dunkeln Regennacht um.

„Was sollen wir denn tun?“ stöhnte er verzweifelt.

Günther antwortete nicht auf die Frage, aber leise, ganz leise begann das Fieber in ihm sich zu drehen und begann im Traume zu flüstern:

„Mutter lieb, gib mir noch ein Stück Kakes, ich bin so hungrig. Soll ich dir einen Kuß geben? Mutterchen! Was willst du denn, Margret? Ich will nicht mit dir gehen.“

Das wachsende Fieber drehte vor seinen Augen mächtige große Räder und schaukelte den Körper des Knaben in großartigen Bewegungen hin und her.

„Laß doch!“ flüsterte der Junge. „Laß doch! Ich kann doch unmöglich dabei wieder gesund werden. — Wenn ich ein Stück Zucker habe, Hannibal muß es haben. Aber Hannibal soll nicht wieder so —; ich darf nicht wieder so rasch reiten. Ich — habe Kopfschmerzen bekommen.“

Wolf fühlte bei den Fieberreden seines kranken Freundes das Entsetzen in sich wachsen. Eine zornige Träne rann aus seinem Auge. Er ging von dem Freunde weg auf die Mitte der schmutzigen Landstraße. Auch ihm klebten die dünnen Kleider an den fröstelnden Gliedern. Aber er hatte schon lange keine Zeit mehr, darauf zu achten. Er suchte vergeblich den Horizont nach Hilfe ab.

„O, wären wir doch zu Hause geblieben!“ seufzte er und stampfte erregt mit dem Fuß auf die Erde, daß Wasser und Schmutz hoch aufspritzten. Dann ging er zu Günther zurück.

Er kniete zu ihm nieder und bat fast weinend:

„Ach, Günther, komm doch!“ und legte seinen Arm um die nassen Schultern des Freundes.

„Liebe Mutter,“ flüsterte der, „du mußt die Decke fest zustopfen. So ist es schön. Danke, danke. — Gute Nacht!“

Wolf schüttelte den Kopf und ballte die Fäuste, die Angst zu vertreiben, die mit grünen Augen zu ihm aufstarrte und mit Schlangenwindungen zu ihm herankroch.

„Zu Hilfe!“ schrie er in die Nacht hinein.

Günther regte sich nicht. Er war leise eingeschlafen.

„Hilfe!“ schrie Wolf, aber der Regen allein antwortete ihm.

Wolf sprang auf. Er konnte nicht sitzen und hilflos warten. Er lief den Weg zurück, den die Knaben gekommen waren. Zwanzig Schritte lief er und stand

und rief und horchte und wollte weiter laufen und kehrte um. Er beugte sich zu Günther hernieder, der lehnte am Fuß des Baumes und atmete hastig im Fieberschlafe. Wolf lief die Straße weiter, die sie hatten gehen wollen und die sie nach Hause hatte führen sollen. Zwanzig Schritte lief er und stand und schaute nach Hilfe trostlos aus und rief und schrie und lauschte, ob ihm Antwort würde.

Was scholl durch die Nacht? Nicht klatschender Regen nur, kein fern hallender Donner. Was wuchs aus der Finsternis hervor in großen Sprüngen? Was antwortete seinem Hilferuf und kam näher und ward lauter?

Es war nur das Bellen eines Hundes, aber Wolf schrie, daß der Herr des Hundes ihn hörte, den sah er noch nicht. Das Bellen ward deutlicher, der Hund hastete heran. Einen Augenblick blieb er bei Wolf stehen, der Hund, und schnüffelte an den Beinen des Knaben. Der schrie noch einmal laut um Hilfe. Dann aber stürzte der Hund weiter zu Günther hin. Der schlief unruhigen Traumschlaf. Und dort heulte der Hund auf, ein langes, wildes Freudengeheul stieß er aus und sprang um den schlafenden Knaben und leckte ihm die Hand und bellte und leckte ihm die Regentropfen aus dem Gesicht.

Da erwachte der Knabe.

„Packer!" flüsterte er leise, und schlief wieder ein. Der Hund aber sprang empor und heulte, und lief in mächtigen Sprüngen den Weg zurück, den er aus der Finsternis gemacht hatte, und kam wieder und leckte die Hände seines schlafenden Herrn.

Wolf stand und staunte. Da kam auch Hein Reeck. Der erkannte entsetzt den Knaben.

„Wo ist Günther?" fragte er hastig.

„Gott sei Dank!" stöhnte Wolf.

Der Hund kam und stieß Hein Reeck weiter. Der sah seinen jungen Herrn am Grabenrande im Regen schlafen. Erschrocken lief er auf ihn zu, warf seinen Krückstock weg, kniete nieder, umarmte den Knaben und rief voller Angst:

„Günther, Günther Hilen!"

„Was sollen wir tun?" fragte Wolf.

„Ist Günther krank?" fragte Hein.

„Bloß müde!" antwortete Wolf.

„Wir müssen ihn tragen!" sagte Hein.

„Wohin denn?" fragte Wolf verzweifelt.

Hein schwieg eine Weile, dann griff er unter seine Bluse und holte das Butterbrotpaket seiner Mutter hervor. Den Bindfaden zerschnitt er mit dem Messer, das Papier riß er herunter und warf es weg. Eine dicke Scheibe gab er Wolf.

„Da, iß!"

„Aber Günther?" fragte Wolf.

„Ich habe noch mehr", sagte Hein. Da biß Wolf kräftig in das Brot, das auch schon vom Regen naß geworden war.

Hein schnitt die Rinde von der Scheibe des einen Brotes.

„Wir müssen ihn wecken!" sagte er, und begann, Günther vorsichtig zu rütteln. Aber Günther erwachte nicht. Dann kniete auch Wolf zu dem Schlafenden nieder und rüttelte ihn kräftig. Verträumt schlug der Knabe die Augen auf.



„Du sollst essen!“ rief Wolf.

„Da!“ sagte Hein, und hielt ihm einen abgebrochten Bissen des Brotes hin. Günther sah verwundert auf und nickte dann gleichgültig mit dem Kopf. Als er aber keine Hand rührte, schob ihm Hein den Bissen in den Mund. Nach einer Weile erst begann der Junge langsam zu kauen. Danach aber streckte er seine Hand aus und aß mit gierigen Zähnen, um dann wieder ermattet zusammen zu sinken.

„Was sollen wir tun?“ fragte Wolf.

„Wir müssen ihn tragen!“ antwortete Hein.

„Aber wohin denn?“ fragte Wolf verzweifelt. „Sie schlafen ja alle.“

„Wir tragen ihn nach Ratzeburg“, sagte Hein Reeck. „Wir gehen zur Edeltante.“

„Die kenne ich nicht“, klagte Wolf.

„Aber ich“, sagte Hein. „Faß du bei den Beinen an. Es ist bloß noch eine halbe Stunde bis dahin.“

Und sie trugen den Schlafenden. Packer sprang bellend nebenher.

(Schluß folgt)

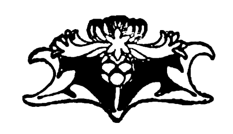


Die Frau

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Der hat nicht die Frau gefunden,
Die sein Licht ist lebenslang,
Den es nicht zu manchen Stunden
Mächtig auf die Kniee zwang,
Der nicht einmal fassungslos
Barg das Haupt in ihrem Schoß.

Leid, das still in Frauenhände
Ausgeklagt und ausgeweint,
Fand für alle Zeit sein Ende,
Wenn die Ehrfurcht euch vereint,
Die geschloßne Türen ehrt,
Und nicht eins zu sein begehrt!





„Zum Schutze des bedrohten Deutschtums!“ · Von Otto Seidl

Unter den Mitbürgern, die mit ganz besonderer Schärfe ihre „nationale Gesinnung“ zu betonen pflegen, hat sich leider die Auffassung verbreitet, daß gegen die „Sonderbestrebungen“ der preußischen Polen jedes Ausnahmegesetz erlaubt und jeder gewalttätige Eingriff in die Menschenrechte wünschenswert sei. Ich will mich nun nicht auf einen parteipolitischen Waffengang einlassen; ich will im folgenden einmal ganz darauf verzichten, mit „altliberal-weltbürgerlichen Sprüchen“ oder staatsrechtlichen „Humanitätsduseleien“ zu arbeiten. Vielmehr wende ich mich diesmal vor allem an Leser, für die hinter den nationalen, den deutschtümlichen Rücksichten alle anderen zurücktreten.

Vor längerer Zeit schrieb mir ein Berliner Herr, voll ehrlichen Glaubens an die Deutschland allein glücklich machende Kraft zorniger Ausnahmegesetze, einen Brief, in dem er mich zu belehren suchte. Er betonte dabei besonders, daß wir Süddeutschen ja keine Ahnung hätten von den Drangsalen, welche die Deutschen im preußischen Osten ausstehen müßten. Ich glaube, diese „Drangsale“ werden sich durch steigende Entrechtungspolitik nicht mildern lassen, um so weniger, als die Polen noch nicht so von langer Kulturarbeit ermüdet sind und als jüngere Rasse mehr Druck, Boykott und Belästigung aushalten können als die Deutschen. Mit jedem Holzscheit, das wir den bösen polnischen Bengeln an den Kopf werfen, heizen wir die Hölle unserer deutschen Stammesgenossen im preußischen Osten!

Wir pflegten früher den Alldeutschen entgegenzuhalten, daß die preußische Polenpolitik den Panslawismus fördern, die Versöhnung zwischen Russen und Polen herbeiführen werde. Die Duma-Mandate der russischen Polen seien ja allerdings vermindert worden; die Block-Regierung treibe eben Antipolenpolitik mit gütiger Erlaubnis der russischen Reaktion! Tatsächlich mußte uns Reineckes „Heimdall“ (Leipzig-Borsdorf, Juli 1908, S. 75) von der Petersburger allslawischen Tagung berichten: „... Der polnische Abgeordnete der

russischen Duma R. Dmowski erklärte, die Polen würden sich, um einen Gegenschlag gegen das preußische Enteignungsgesetz zu führen, mit Haut und Haar der allslawischen Bewegung anschließen. Die Polen könnten keine Bedingungen stellen, sondern schlössen sich bedingungslos an. Die Rettung des polnischen Volksstammes sei angesichts der Bekämpfung der Polen in *Deutschland* geradezu von der Macht und Größe Rußlands abhängig.“ Es hat unseren Polenpolitikern nichts geholfen, daß sie stets die russische Reaktion begünstigten. Denn auch diese wird für den Panslawismus mehr und mehr gewonnen!

Bekanntlich erschwert die preußische Regierung den Polen die Ansiedlung unter ihren Volksgenossen, in Posen und Westpreußen. Die Polen vermehren sich aber rasch und sind in den letzten Jahrzehnten wirtschaftlich tüchtig geworden. Da sie unpatriotisch genug sind, sich nicht einfach in nichts aufzulösen, wandern sie in die bisher *rein deutschen* Großstädte und Bergwerke im Westen. Zu uns nach München dringen oft Klage- und Hilferufe unserer deutschen Stammesgenossen in *Österreich*. Nichts aber erfüllt diese mit ernsteren Besorgnissen als die *Sturmflut der slawischen Einwanderung* in das altdeutsche Land, besonders in die deutschen Bergwerke und Großstädte. Wie ärgern sie sich über die tschechischen Handwerksgesellen, die „böhmischen Köchinnen“ in Wien . . ! Also gerade das, was die Österreicher als die schlimmste Gefahr für das Deutschtum ansehen, was sie so gerne ändern würden, *das* erzeugt die preußische Regierung *absichtlich*, künstlich durch ihre törichte Ansiedlungspolitik, durch ihren unseligen Plan, die Polen möglichst gleichmäßig auf ganz Preußen zu verteilen. Die Unannehmlichkeit polnischer Nachbarschaft und Einwanderung, die „*Drangsale*“ des Berliner Herrn, sollen *alle Preußen zu kosten bekommen*, weil es den preußischen Junkern nicht wohl ist, wenn sie nicht Unterdrückungspolitik und Ausnahmegesetze machen können, weil die rheinisch-westfälischen Bergwerksbesitzer nach Lohndrückern lechzen, nach möglichst viel slawischen, bedürfnislosen, billigen Arbeitern verlangen.

Und das nennt man dann „Sicherung des bedrohten Deutschtums“.

Man könnte mir ja nun einwenden, daß die Zersplitterung der Polen ihre tatsächliche „Eindeutschung“ herbeiführen werde. Die geschichtliche Entwicklung ermächtigt aber zu folgender Behauptung: Ein slawisches Volk, das durch seinen Glauben und seine wirtschaftliche Kraft und Arbeitsfähigkeit geschützt, zum vollen Bewußtsein seines Volkstums erwacht ist und dieses Volkstum bewahren *will* — das preußisch-polnische Volk also —, *kann einfach nicht deutsch gemacht werden*. Die Zeiten, in denen das Deutschtum die Kraft hatte, slawische Völker *gegen ihren Willen* einzudeutschen, sind eben vorbei! Die Alldeutschen müssen sich schon mit den polnischen Protestanten, Masuren, Sorben begnügen, wenn sie den slawischen Blutanteil des Ostelbiertums vermehren wollen.

Wenn es aber doch gelänge! Wenn der borussische Stier, der sich an den Katholiken und Sozialisten die Hörner so gewaltig abgestoßen hat, doch schließlich die Polen niederrennen würde! Dann wäre es gelungen, den Polen, die durch die zunehmende Entrechtung sittlich bedroht und geschädigt werden, den letzten, treu verteidigten Rest wahren Menschentums zu rauben, das heilige Erbgut der Mutter-

Die Auferstehung
(Aus der Grossen Passion)



Dürer

sprache. Dann haben wir eine Bande zermürbter, entarteter, gesinnungsloser Lohndrücker oder Faullenzer gewonnen. Eine schöne „Stärkung des Deutschtums“!

Gewisse „Erfolge“ hat ja die Arbeit der „Schützer“ gehabt. Sie zwingt das Zentrum geradezu dazu, den Polen die deutschen Katholiken Posens und Westpreußens auszuliefern. Die preußische Polenunterdrückung ist ferner ein abscheulicher Verrat an unseren deutschen Volksgenossen in Russisch-Polen und besonders in dem ganz vom Polentum beherrschten Galizien. Dorthin sind nämlich vor etwa 120 Jahren zahlreiche deutsche Ansiedler ausgewandert. Die Nachkommen dieser Auswanderer leben heute, auf zahlreiche Sprachinseln verstreut, besonders auch im Stammesgebiet der Ruthenen in der Zahl von über 100 000. Seit die preußische Regierung durch Ausnahme- und Entrechtungsgesetze ihre polnischen Untertanen zum Verzicht auf ihre Muttersprache zu zwingen sucht, rächen sich die Polen in Galizien an den armen deutschen Bauern. Diese haben nun einen „Bund der christlichen Deutschen in Galizien“ gegründet und sagen es den preußischen Alldeutschen in einer Anzeige in der Zeitschrift „Deutsche Erde“ ganz deutlich, daß sie, die armen, vergessenen, verratenen Geiseln des Deutschtums, nun die preußische Polenpolitik „entgelten“ müssen. Die Zeitweiser des Bundes (Lemberg, Zielonagasse 7) sind rührende Denkmäler erwachenden Deutschtums.

Die Alldeutschen haben wirklich recht, zu sagen, die preußische Polenpolitik gehe alle deutschen Sprach- und Volksgenossen an. Aber die Alldeutschen sind nicht geeignet, im Auslande für den Schutz des bedrohten Deutschtums zu wirken, Die preußische Polenpolitik erzeugt und fördert die Slawenflut, und ihren Erfindern und Befürwortern sinkt das heilige Banner „Schwarz-Rot-Gold“ aus der Hand! Wir dürfen unsere bedrängten Volksgenossen draußen nicht der „Teilnahme“ der „echt preußischen Leute“ überlassen, welche die biedere Seele des deutschen Michels durch den alldeutschen Gedanken für die preußische Reaktionspolitik einzufangen beabsichtigen.

Wenn sich die galizischen Polen als Dreibundgenossen über die Mißhandlung ihrer Volksgenossen beschweren, so sagt man ihnen, sie dürften sich nicht in Angelegenheiten fremder Staaten einmischen. Die Folgerung aus dieser bureaukratisch-bequemen Staatsrechtstheorie ist, wie wir mit ohnmächtiger Beschämung gesehen haben, die, daß die Reichsregierung in keiner Weise den Deutschböhmen zu Hilfe kommt, kein gutes Wort für sie einzulegen wagt. Die Behandlung der Deutschen in Böhmen aber ist eine Schmach für unser ganzes deutsches Volkstum: die Deutschen in Böhmen wie die in Galizien sind Opfer der preußischen Polenpolitik!





Mein Gang zur Kapelle

Von Rudolf Mack-Stoll

Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig seid und beladen, ich will euch erquicken!

Diese herrlichen unvergleichlichen Trostworte unseres Heilandes waren an alle Menschen ohne Unterschied gerichtet. Es berührt deshalb immer wieder schmerzlich, wenn die beiden Schwesterkonfessionen, die doch zu einem und demselben Gotte beten, so achtlos aneinander vorübergehen wie Schiffe, die sich nachts begegnen, ohne ein Signal zu geben. — Ich bin der festen Überzeugung, daß die beiden vieles voneinander lernen könnten, wenn sie den ernsten, redlichen Willen hätten, sich in den wahren Sinn ihrer gegenseitigen Sitten und Gebräuche zu vertiefen und sie zu ergründen. Es kann doch sicher von keinem rechtlich Denkenden verneint werden, daß jede der Schwesterkirchen ihre guten Seiten hat.

So gehört unstreitig zu den Hauptvorzügen der katholischen Kirche die uneingeschränkte Zugänglichkeit ihrer Gotteshäuser und Kapellen, die es dem Gläubigen möglich macht, zu jeder Stunde und besonders dann seine Andacht zu verrichten, wenn er wirklich das Bedürfnis dazu hat, — wenn er in Anfechtung gefallen ist und seine Seele Trost und Ruhe sucht.

Ich selbst bin zum evangelischen Glauben erzogen und bin ein treuer Anhänger meiner Kirche. Dessenungeachtet benütze ich gerne, sooft mich meine Reisetour in eine katholische Gegend führt, die Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche unserer Schwesterkirche zu beobachten und zu studieren.

So zog es mich denn kürzlich — selbst bangen, schweren Herzens — hinauf in die Höhe, hinein in eine idyllisch gelegene, schön ausgestattete Kapelle. Ich setze mich auf die hinterste Bank und lasse aufmerksamen Auges die Bilder an mir vorüberziehen.

Drei kleine Mädchen im Alter von acht bis zwölf Jahren sind anwesend. Sie verrichten stillschweigend ein kurzes Gebet und verlassen artig und gesittet voll Gottesfurcht das Kirchlein.

Ein altes Mütterlein tritt ein. Man kann so recht die Sorgen und den Kummer des Alltags aus ihren Zügen lesen. Gebrochenen Herzens sinkt sie auf die Kniee und bittet voll Innigkeit und Inbrunst um den Beistand des Erlösers. Jetzt erhebt sie sich und verläßt wie umgewandelt, getröstet und gestärkt, mit festem Schritte und erhobenen Hauptes, mit einer Freudigkeit und Fröhlichkeit, die nicht zu beschreiben ist, den heiligen Ort.

Nach einer Pause sehe ich vier kleine Jungen kommen; sie stehen wohl in einem Alter, von dem man sonst, auf der Straße und beim Spiel, nur Mutwillen und Ausgelassenheit erwarten könnte. Doch siehe da: ernst, wie sie eingetreten, verrichten sie mit großer Andacht knieend ihr Gebet und verlassen, so wie sie gekommen, mit ernster Miene die Kapelle.

Das ewige Licht, das mir als Symbol der nie versagenden, stets vergebenden und allgegenwärtigen Liebe und Treue Gottes erscheint, eine in Stein gehauene Gruppe: Jesus in Gethsemane und dort Christus am Kreuze zwischen den beiden Übeltätern sind alles Bilder, die eine mächtige, beredte Sprache sprechen; sie wirken wie ein Wunder, und all dieses ohne Beisein irgendeines Geistlichen.

Eine unwiderstehliche Gewalt zwingt jetzt auch mich, ohne meinen Willen, nieder auf die Kniee. Auch ich kann jetzt meinem bangen Herzen Luft machen in stillem, brünstigem Gebet. Auch ich kann aufstehen und kann wieder den inneren Frieden finden, den unerforschlichen Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft.

Tief bewegt von der Wucht der mächtigen Eindrücke bin auch ich gefestigt und frohen Herzens wieder meines Weges gegangen.

Die Eindrücke haben sich noch nicht verwischt, sie klingen nach in meiner Seele, und im Geiste sehe ich die Bilder immer wieder: Wie wir alle kindlich fromm niederfielen auf die Kniee und voll Ehrfurcht angebetet haben den armen, einfachen Zimmermannssohn, den Heiland und Erlöser der Welt, der für uns alle in den Tod gegangen ist, — wie wir uns gebeugt haben vor der Majestät der Armut, vor jener Armut, die — welch Wunder! — imstande ist, so viel Reichtum, Glück und Frieden hineinzutragen in die armen Herzen aller Mühseligen und Beladenen, in die Seelen aller derer, die die Welt erniedrigt und beleidigt hat.

Sprüche · Von Wilhelm Raabe

Es gibt kaum etwas Wehmütigeres als schon einmal beschrittene Wege, selbst wenn sie zum Glücke führten; denn nichts lehrt so eindringlich als sie, in welchem Traume die Menschen wandeln.

*

Du liebster Gott, und wenn man auch allen Sonnenschein wegstreicht, so gibt es doch noch den Mond und die hübschen Sterne und die Lampe am Winterabend — es ist so viel schönes Licht in der Welt.

*

Was wird, wird still.





Die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“

Seit am 24. Februar auf den dunkelblauen hohen Holzpylonen vor den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten die mächtigen Feuer flackerten und die dichtgedrängte Menge auf den Wagen der Kaiserin wartete, die als Protektorin der Ausstellung der „Frau in Haus und Beruf“ der Eröffnung beiwohnen wollte, sind schon viele Tausende von Menschen nach den Hallen im Westen gepilgert, wo der Deutsche Lyzeumklub zum ersten Male einen Überblick über das gibt, was die deutsche Frau auf den verschiedensten Gebieten der Kunst und Industrie schafft. Frau Hedwig Heyl und die Frau Gräfin Helene Harrach sind die Vorsitzenden des Riesenwerks. Ein Stab von Tausenden von Frauen, der sich in verschiedene Gruppen teilte, hat seit Jahresfrist mit ihnen gemeinsam gearbeitet, und vielleicht war nur dem Deutschen Lyzeumklub, der seit Jahren zum Mittelpunkt vielgestaltigsten Frauenlebens wurde, ein solches Aufgebot von Kräften möglich. Die Ausstellung übt besonders auf die mittleren Volksschichten eine Anziehungskraft, die durch Neugierde unterstützt wird. Hier, in den guten Bürgerkreisen, ist die Frauenbewegung noch immer der Popanz, der umgeht, obgleich grade diese Kreise als Telephonistin, Tippfräulein, Buchhalterin einen großen Teil unversorgter Mädchen beschäftigen, und aus Bürgerkreisen ist denn auch schon mehr als einmal der erstaunte Ruf gekommen: „Das ist ja wie bei Wertheim, das ist ja nichts Neues!“ In sehr beschränktem Sinne ist zuweilen Volksstimme Gottes Stimme, und ein Körnlein Wahrheit liegt auch hierin. Die Ausstellung bietet in der Tat nichts Neues, noch nicht Dagewesenes. Das war aber auch am allerwenigsten ihr Zweck. Denn wenn die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ in jener unlösbaren Vereinigung zeigen sollte, die sich schließlich aus der Frauenbewegung selbst ergeben hat, die seit langer Zeit gründliche hauswirtschaftliche Bildung, qualifizierte Arbeit auf allen Gebieten und die Rechte der Frau, die ihr eben diese Arbeit ermöglichen, bis zum Stimmrecht verfochten hat, so verfolgt sie auch in der Ausstellung immer den Zweck, den doppelten Beruf der Frau zu zeigen: den als Hausfrau und den vom Berufsleben geforderten. Sagen also jene Frauen, daß sie die Ausstellung an „Wertheim“ erinnere, so treffen sie insofern den Nagel auf den Kopf, als eben wie in einem großen Warenhause alles da ist, weil die wirtschaftliche Veränderung der Zeit die Frau ungelernt und somit als gefährlichste Konkurrentin aller gelernten Arbeit in den Beruf hinausgestoßen hat und sie eben überall zugegriffen, überall ihre Kraft hingegeben hat, und erst mit Hilfe der organisierten Bewegung diese Kraft geregelt und gebildet wurde. Die Ausstellung als Ganzes ist durchaus nicht geschaffen, um mit tausend Zungen stolz zu verkünden: „Seht! so herrlich weit haben wir es gebracht. Wir verlangen nun, daß man uns dieselbe Anerkennung zollt wie den Männern“ — nein, sie ist im Gegenteil nichts anderes als eine Übersicht der so vielfach verschiedenen, oft so ganz unbeachte-

ten, sich täglich wiederholenden Arbeit der Frau, aus der sich für den aufmerksamen Blick doch deutlich die Richtlinie für die Zukunft löst. Freilich muß man dann nicht mehr als oberflächlicher Besucher durch die schönen Hallen gehen und sich an dem Blumenschmuck erfreuen und hier und da etwas Hübsches betrachten, den großen Geschmack, in dem alles geordnet ist, als „weiblich" freundlich anerkennen; sondern man muß sich Zeit nehmen, zu prüfen, was an statistischem Material vorliegt. Man darf an den Tabellen nicht vorübergehen, die die Entwicklung der Frau im Berufsleben zahlenmäßig beweisen, und wenn man noch so viel Freude an den Abteilungen des Pestalozzi-Fröbel-Hauses, an dem wundervollen Jugendpavillon, an der ganzen hausfraulichen Heranbildung der Frau hat, die ja schon die Kaiserin Friedrich, deren Name unsichtbar über so mancher Unterabteilung steht, zusammen mit Frau Hedwig Heyl und vielen andern ins Leben gerufen hat, so muß man eben ein anderes Mal sich genügend Zeit für die Durchwandelung der oberen Hallen nehmen, wo das Bildungswesen des Mädchens von der Volksschule bis zur Abteilung des Frauenstudiums veranschaulicht wird. Man muß sich klarmachen, in welchem Verhältnis der Staat sich bisher für die Ausbildung der Knaben und für die der Mädchen interessiert hat. Und wenn man dann den dicken Jungen auf seinem Geldsack sitzen sieht, während das kleine Mädchen mit einem schmalen Beutelchen spielt, so wird sich der Kampf der Frau um bessere Lehrmöglichkeiten ganz von selbst veranschaulichen. Auch jenes große Bild fällt auf, das den Einfluß der Frau in den höheren Klassen der Schule versinnbildlicht, den man jetzt sogar für Gymnasien verlangt, weil ein einseitiger Unterricht für die Knaben nicht gut ist. Es spricht ohne Worte von den Kartellen, die sich jetzt unter den Lehrern schließen, um sich an den Mädchenschulen künftig gegen die Unterstellung unter eine weibliche Direktorin zu wehren. Da ist in den unteren Klassen die Frau ein Riese und der Mann ein Zwerg; bis zu den obersten Klassen hat sich das Verhältnis aber geändert, obgleich grade in den obersten Klassen in der beginnenden Reife, in der Zeit der Entwickelung das Mädchen doppelt auf die Lehrerin angewiesen ist. Auch in diesen Klassen müßten Lehrerinnen das Ordinariat haben, um durchgreifenden Einfluß zu üben. In dem Kongreß, der mit der Ausstellung untrennbar verbunden ist, wurde bei der Wahl des Berufes für die Mädchen davon gesprochen, daß von den mehr als 1600 Volksschullehrerinnen nur 3 das Ordinariat in den oberen Klassen haben, Zahlen, die wieder einmal am klarsten beweisen, was not tut. Am Vormittag der Besichtigung durch die Presse steckte Helene Lange selbst die Fähnchen an die Wandkarte, die die Lehrerinnenverbände in Deutschland anzeigen. Solche Fähnchen oder verschiedenfarbige Stecknadeln spielen auch in der Abteilung der Ausstellung eine große Rolle, die die Frauen im Vereinsleben und im Klubleben zeigt. Grade die Zahl und Größe der Vereine läßt sich ja so gut durch Striche verschiedener Höhe verkörpern. Die dem Bunde deutscher Frauenvereine angehörigen, die in mächtiger Tafel diese Abteilung überspannen, beweisen, wie groß der Wunsch nach Organisation auch hier gewesen ist. Daneben hat der Evangelische Bund deutscher Frauenvereine, hat das deutsche Stimmrecht und alles, was dazwischen liegt, selbstverständlich seine eigenen Tafeln. Diese Abteilungen sind es eben, die Zeit verlangen, aus deren Besichtigung man aber auch reiche Belehrung davonträgt. Die Zahl der verheirateten und unverheirateten Frauen in den verschiedenen Berufen ist es, die uns den doppelten Beruf der Frau in seiner ganzen Schwere veranschaulicht.

Amüsanter für den oberflächlichen Besucher sind die Darstellungen der Firma Grünfeld und des Seidenhauses Michels. Dort wird gewebt, zugeschnitten und genäht. Hier hat man aus Mailand einige der Maschinen für Seidenbereitung kommen lassen. Italienerinnen mit hohen Körben voll leuchtender weißer und gelber Kokons schieben sich durch die Menge, bedienen die Maschine, brühen die Kokons und leiten die feinen Fäden durch die Öhre. Überhaupt hat man versucht, alles lebendig zu machen, nichts Totes zu geben. Denn Leben spenden ist ja die Seele des Frauendaseins. Und so wird auch in der Gaslehrküche, die mit allem Hauswirtschaftlichen zusammenhängt, beständig gearbeitet. Zwischen beiden Hallen sind die

Stände der Frau in der Gärtnerei, lebensvolle Bilder freudigen Schaffens, die Ausbildung wie Ausübung des Berufes umfassen. Unmittelbar an sie schließt sich die Landwirtschaft. Und die Berliner Kinder können hier zu ihrem Entzücken lebendige Ferkelchen und gackernde Hühner sehen. Die landwirtschaftlichen Schulen, die überall im Deutschen Reich emporblühen, machen denn mit ihren Ausstellungsobjekten auch die besten Geschäfte. In der kleinen Molkerei wird Käse verkauft. Das Kückenheim wird immer wieder leer, und selbst die schwarzen Ferkelchen, die sich in ihrem hygienischen Stall so wohlten, sind schon verschwunden und in andere Hände übergegangen. Es sind das Gebiete, die in der letzten Zeit von der Frau mit Leidenschaft in Angriff genommen sind. Obstzucht, Hühnerzucht, Gärtnerei sind Zweige praktischer Tätigkeit, in die sich viele Lehrerinnen oder Angestellte theoretischer Berufe begeben haben, die nicht Befriedigung in den ihren fanden. Es ist so, als ob der Frau für ihre Tätigkeit, die sie in den Jahren, da ihre Berufsfreiheit durch Rücksichten auf Haus und Familie unterbunden war, da die höhere Tochter nichts anderes werden durfte als Lehrerin, sich plötzlich Ventile geöffnet haben, durch die sie ihre Sehnsucht nach praktischer Arbeit, nach Zusammenhang mit der Natur, nach Leben im wahren Sinn ausströmen läßt. Diese neuen Berufe erfordern unendlich viel Arbeit, körperliche Anstrengung, bei einem doch geringen Verdienst. Wieviel Hoffnungen aber zu dem blühenden Obstbaum und den Brutapparaten und Kückenheimen getragen werden, bestätigt wieder die Sehnsucht der Frau nach Fürsorge für lebende Wesen, jene Sehnsucht, die einmal in dem Mops ihr so vielverspottetes Urbild hatte. Die Landwirtschaft im großen, die ja auch so oft in Frauenhänden liegt, schließt sich in der Schilderung eines kleinen Mustergutes an. Durch einen Zufall ist hierher auch die Frau in den Kolonien geraten, von der nur dargestellt werden kann, wie sie sich kleidet, wie sie wohnt und ihre Wohnung zimmern hilft. Möchten alle Familien aus dem ersten Versuchshause bald in das behagliche übersiedeln können!

Aus dem Pavillon für die Fürsorge an den Kindern der Armen sprechen Bände. Das Zimmer, in dem sie gewaschen werden, die kleinen Liegestühle für ihre Ruhezeit, die Beschäftigungsspiele, die Lesehalle! Geh hinaus, du behütete Frau, und erfülle einen Teil der Pflichten jener anderen Mutter, die für das Brot arbeitet. Und nimm deine junge Tochter mit und führe sie in diese Liebestätigkeit ein und lehre sie, daß es ein Gebiet gibt, wo die Frau neue Werte zu schaffen hat, wo die willkürliche Konkurrenz mit Männerarbeit aufhört, in die die ungelernte durch Zufall geworfen wurde, wo sie den harten Boden beackern soll, den die Männerkultur, durch die Verhältnisse gedrungen, darbend veröden ließ. Sieh dir soziale Arbeit an und fühle, daß hier in dämmernder Hoffnung einmal, wenn dir Wege und Ziele freigegeben sind, deine Genies entstehen werden in altruistischen Werken unerschöpflicher Menschenliebe.

Denn freilich kann auch der Mann kochen und Kleider zuschneiden und Putz anfertigen. Dennoch ist ein Unterschied zwischen den Schöpfungen der Mode, wo Frauen nur die Ausführenden waren, und jenen der Ateliers für individuelle Kleidung, wo Frauen seit Jahren unbekümmert um die Extravaganzen der Mode jene Kleider schufen, die ebenso fern von dem Reformsack wie von dem ägyptischen Traum des Herrn Poiret waren. Jene Gewänder, die zuweilen Persönlichkeiten tragen, und die ihre Eigenart wie goldene Rahmen fassen. Von diesen schaffenden Künstlerinnen zeigt die Ausstellung Modelle. Sonst spricht die Mode als solche in dieser Frauenausstellung kein großes Wort. Ein um so größeres das Kunstgewerbe mit seinen feinen Erscheinungen in neuem Geschmack in Fächern, Stickereien und Korbflechten. Unzählige Namen müßten hier aufgeführt werden, wollte man allen eben gerecht werden, die ihr Bestes für die Ausstellung gegeben haben.

Die beiden großen Hallen wurden von Frau Fia Wille und Frau Oppler-Legband ausgestaltet. Die Farben, die sich die Frauenausstellung erkoren, sind ein tiefes Gelb und Blau. Dem Eintritt gegenüber befindet sich in der ersten Halle das als Empfangsraum gedachte Zelt.

Hier finden täglich am Nachmittag Tee-Empfänge statt, zu denen einige Räume der großen Wohnung, die dahinter liegt, hinzugenommen sind. Zur großen Wohnung gehört auch die Bibliothek, deren Schränke gefüllt sind mit den Werken der lebenden weiblichen Schriftstellerinnen, und der Presseraum, in dem fleißig gearbeitet wird. Scherl hat zudem noch einen eigenen Pavillon, wo zu bestimmten Stunden Vorträge über das Zuschneiden gehalten werden, denn es handelt sich hier um die praktische Tätigkeit des Verlages. Es schließen sich an eine bürgerliche und eine Arbeiterwohnung, in der zugleich die Hauspflege gezeigt wird. Musterhaft ist hier die Kochstube. Auf der Bühne sind einige Schaufensterauslagen, an denen Fräulein v. Hahn zeigt, was unter ihrem bahnbrechenden Einfluß aus den Auslagen unserer Schaufenster geworden ist, die zuweilen anmuten wie Gemälde. Aber auch hier hat der Kongreß in der Berufsfrage ergänzend gesagt, daß es sich nicht immer darum handelt, künstlerische Schaufenster zu stellen, sondern daß es auch hier eine Alltagsarbeit gibt und der Sonntag nur der siebente Tag in der Woche ist.

Als die Ausstellung eröffnet wurde, stand hier auf der Bühne das Orchester und der Chor, durchbrauste von hier aus die Kantate, die Margarete Kupper komponiert und deren Text Margarete Bruch gedichtet hat, den Raum. Jetzt finden auf dieser Bühne an jedem Nachmittag Schaustellungen in Tanzen, Turnen, harmonischer Gymnastik, Florettfechten und Rollschuhlaufen statt. Es ist dann die Höhe der Besuchszeit; das weibliche Orchester spielt, und in jenem Raum für Klub- und Vereinsleben, der schon geschildert wurde, und der fern von allem Lärm liegt, sprechen Frauen der verschiedensten Berufe und Künste über ihre Ziele.

Im Lyzeumklub findet während des für die Frauen so wichtigen Monats März eben falls eine Reihe von Vorträgen statt, die sich hauptsächlich mit Frauen aus vergangener Zeit, wie Rahel, Fanny Lewald und Bettina von Arnim, beschäftigen.

Der Frau der Vergangenheit gehört die rückblickende Abteilung und ein Buch „Bahnbrechende Frauen", das der Deutsche Lyzeumklub anläßlich der Ausstellung herausgegeben hat, und das von Agnes Harder redigiert ist. Es wird in Dankbarkeit derer gedacht, die, wie der Kantatentext sagt, „ungefolgt und einsam gingen". Ihre anmutigen Bilder grüßen von den Wänden. An einer Stelle hat man die Mütter berühmter Männer zusammengehängt. Frau Aja lächelt zu uns hernieder, und wenn Dr. Gertrud Bäumer in ihrem Vortrag auf dem Kongreß über die persönliche Kultur der neuen Frauen gerade auf diese Frauen der Vergangenheit wies, so wird der neuen Frau mit Bedauern klarwerden, wieviel sie in mancher Beziehung aufgeben mußte, als die Tore der alten Zeit sich hinter ihr schlossen. Denn sie ist nicht aus ihrem Hause gegangen — die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse haben sie aus demselben vertrieben, und es wird nun die neue Aufgabe ihrer starken Herzens- und Seelenkräfte sein, sich trotz der heftigen Konflikte eine neue Harmonie zu schaffen, damit das Tiefste von ihres Wesens Walten nicht verloren geht.

Die Kunstausstellung der Malerin interessiert dadurch, daß man den Frauen hier einmal allein und nicht im Verein mit Männern begegnet. Sie ist von den besten Namen beschickt, aber sie bietet außer dieser Konzentration nichts Neues.

Ganz anders steht es um den grünen Baum des Lebens, der ja von dem Signet des Deutschen Lyzeumklubs zum vertieften Symbol der ganzen Ausstellung wurde. Ida v. Ströver hat ihn als eine Art Weltesche das Frauendasein und als erste dekorative Leistung einer Frau im großen Stil an die Schmalwand der Ausstellungshalle gemalt. Diese Arbeit steht augenblicklich ohne Konkurrenz da. Vor allem, da sie bis in ihre kleinsten technischen Teile von der Künstlerin allein bewältigt wurde. Im Schatten der weitverzweigten Äste wandeln Frauen und steigen zu der Quelle herab, aus der sie schöpfen.

Nach den Wassern des Lebens schickten schon die Wüstenpilger zu den Zeiten der Noma den die Frauen. Hier fand Isaak Rebekka an dem Brunnen, aus dem sie schöpfen wollte, fand Christus die Samariterin. Aber an dem Brunnen lag auch der Feind im Hintergrund und



überfiel die, die sich nach Wasser neigten. Möchte das große, freundliche Werk der Ausstellung und der Kongreß, der ebenfalls den Namen eines Friedenskongresses verdient, möchten sie beide dazu beitragen, daß die Frau fortan in Frieden von den Wassern des Lebens schöpfen darf!

Agnes Harder



Marschall Berthiers Glück und Ende

Napoleons Generalstabschef, dessen glänzende Laufbahn an der Seite des großen Schlachtenkaisers viel beneidet und bewundert, dessen mysteriöses Ende seinerzeit viel besprochen wurde, ist auch für uns Deutsche eine interessante Persönlichkeit, nicht nur als Schwiegersohn eines Fürsten aus dem Hause Wittelsbach.

Alexander Berthier, geboren 1753 zu Versailles, entstammt einer zwar bürgerlichen, aber in der Hofluft emporgekommenen Beamtenfamilie. In loyaler Ergebenheit zu den Königen des ancien régime begann auch Napoleons Generalissimus seine Laufbahn als Offizier und führte sie bis in die Revolution hinein in derselben Gesinnung weiter. Diese rein soldatische Treue und Disziplin bewies er nach dem Sturz des Königtums auch der Republik und dem neuen Monarchen. Berthier war lebenslang vollkommen frei von politischen Bestrebungen; er war und blieb in allem Wechsel der Regierungen ein pflichtbewußter Soldat.

Das war das erste, was ihm Napoleon so hoch anrechnete: dieser Mann war politisch unverfänglich, was sich von manchem andern seiner Generale, der einst auch neben Bonaparte gestanden, nicht sagen ließ. Dazu hob er sich von den meisten der ehemaligen Revolutionsoffiziere ab durch die feinen Manieren des Grandseigneurs, die er Versailles verdankte. Sie hielten ihn bei dem neuen Machthaber, der bei anderen darauf großen Wert legte, in dauernder Gunst. Das dritte, was ihn beim Kaiser so beliebt machte, war das unbedingte Abhängigkeitsgefühl. Bereits 1797 schrieb ihm Berthier: „Ich will lieber Ihr Adjutant sein als kommandierender General.“ In der Tat hat Berthier, der von dem ewig denkwürdigen Feldzug von 1796 bis zu dem ähnlich genialen Verzweiflungskampf von 1814 Napoleons Generalstabschef geblieben ist, nie etwas anderes sein können, als vollziehendes Organ eines Höheren. Er fühlte sich jedesmal kreuzunglücklich, ja geradezu körperlich und seelisch krank, wenn ihn Napoleon in eine selbständige Stellung brachte, so 1798 bei der Besetzung von Rom und 1800 bei der Eröffnung des Feldzugs von Marengo. Besonders auffallend wurde Berthiers strategische Unfähigkeit 1809. Er geriet, bis zum Eintreffen Napoleons auf dem Kriegsschauplatz in Bayern, in eine derartige Nervosität, daß er die Truppenteile fast sinnlos aus- und durcheinanderzerrte. Diese fünf Tage Selbständigkeit waren für ihn eine Ewigkeit. Ein über das andere Mal jammerte er: „Ach, wenn er hier wäre, dann wäre ich nicht in Not!“

Und dieser selbe Mann, den absoluter Mangel an Selbstvertrauen und Initiative zum Heerführer einfach unbrauchbar machten, wurde von Napoleon in einer Weise ausgezeichnet, die ihn an die erste Stelle unter allen seinen Generalen erhob. Der Kaiser betraute ihn mit ehrenvollen diplomatischen Sendungen; er ernannte ihn 1804 zum Marschall von Frankreich und zum Chef der Ehrenlegion, 1806 zum souveränen Fürsten von Neuchâtel und Valengin mit dem Titel Königliche Hoheit; er verlieh ihm Güter, deren Einkünfte auf über 1 300 000 Fr. geschätzt wurden; er freite ihm 1808 eine deutsche Prinzessin, Maria Elisabeth, die Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern-Birkenfeld; 1809 ernannte er ihn zum Fürsten von Wagram. Ja, was mehr gilt, — wenn der Kaiser überhaupt irgend einen Menschen als Freund behandelte, so war es Berthier.

Diese beispiellose Huld Napoleons gegen einen Untergebenen erklärt sich eben daraus, daß ihm Berthier Dienste leistete, wie kein anderer. Er war ihm einfach unersetzlich als Generalstabschef. Er arbeitete die großen, taktischen und strategischen Ideen Napoleons aufs sorg-

fältigste und bestimmteste bis in alle Einzelheiten hinein aus und setzte sie in lichtvolle Befehle um, und zwar mit größter Schnelligkeit. Das war es, was Napoleon brauchte und was keiner so meisterhaft verstand als Berthier. Er garantierte ihm, daß die militärische Maschine glatt und tadellos arbeitete.

Berthier war gewiß kein Genie, weder ein Stratege, noch ein Taktiker; er hat mit unserem Moltke, der eben nur mit Napoleon selber verglichen werden kann, nichts als die Gewandtheit in der Technik gemein. Wenn er auch kein wildphantastischer Draufgänger war wie Murat, so hat er doch Proben persönlicher Tapferkeit abgelegt; jedoch nur, wenn es not tat. Er verstand zwar nicht, eine Armee im Feldzug oder in der Schlacht zu führen, aber er wußte wie keiner, ein Heer zu organisieren.

Als man Napoleon auf St. Helena einmal fragte, warum er eigentlich Berthier, der doch 1814 von ihm abgefallen war, so hoch geschätzt habe, antwortete er: „Ich bin weit davon entfernt, das, was ich für ihn empfand, irgendwie abzuleugnen. Während meiner Feldzüge fuhr Berthier in meinem Wagen, auf dem Wege gab ich die Kommandobefehle und Situationspläne, traf meine Bestimmungen, welche Bewegungen man zu nehmen hatte. Berthier nahm davon sofort Notiz, und bei der nächsten Station, sei es bei Tag oder Nacht, besorgte er seinerseits die Befehle und die verschiedenen Details mit einer Regelmäßigkeit und Präzision und bewundernswerter Schnelligkeit. Das war eine Arbeit, für die er immer bereit und unermüdlich war. Sie war das spezielle Verdienst Berthiers; er gehörte zu denen, die für mich am wertvollsten waren; kein anderer hat ihn ersetzen können.“ Auch Berthiers Adjutanten wußten seine außerordentlichen Arbeitsleistungen nicht genug zu rühmen und erzählten, „daß er unermüdlich — bei Tag zu Pferde, nachts am Schreibtisch — 13 Tage hintereinander, fast ohne zu schlafen, verbringen konnte.“ Napoleon hat nur einen Feldzug ohne Berthier geführt, den von Waterloo 1815, wo er sich mit Soult behelfen mußte, der als Heerführer Berthier vielfach überlegen war. Es ist natürlich eine starke Übertreibung, aber für Napoleons Art und seine Beurteilung Berthiers charakteristisch, wenn er auf St. Helena äußerte: „Wenn ich Berthier gehabt hätte, hätte mich dieses Unglück nicht betroffen!“ Bei Leipzig hatte ihm ja Berthier nicht gefehlt.

Wie erklärt sich nun aber der Abfall seines Getreuen im Jahre 1814? Man darf zunächst nicht übersehen, daß diese Wendung wie bei Berthier, so auch bei den anderen Marschällen nicht unvorbereitet kam. Gewiß, Napoleon hatte sie mit Ehren, Würden, Geschenken an Geld und Gütern überhäuft, aber sie kamen zu keinem Genusse bei dem ruhelosen Drauflosstürmen des Kriegsgewaltigen; fast Jahr für Jahr ging es von neuem los. Sie wollten nicht immer wieder alles aufs Spiel setzen; sie waren gesättigt, sie wollten besitzen und genießen. Schon 1809 wagte sich diese Stimmung schüchtern hervor. 1812, als es nach Rußland ging, drang sie zum Ohre des Kaisers, der seinen Generalen deshalb in Danzig eine gewaltige Standrede hielt, wobei auch Berthier sein Teil bekam. 1813 hatte Berthier bereits alle Zuversicht verloren; er war jetzt 60jährig, hatte Weib und Kinder zu Hause und konnte mit seinem Einkommen eine glänzende Hofhaltung führen. Es ist durchaus glaubhaft, wenn Metternich erzählt, Berthier habe ihm vor der historischen Audienz bei Napoleon im Palast Marcolini in Dresden zugeflüstert: „Vergessen Sie nicht, daß Europa Frieden braucht und vorzüglich Frankreich!“ — Es kam Leipzig.

Der Feldzug von 1814 ließ noch einmal für einige Wochen die alte Begeisterung auflammen, um sie dann ganz und gar zu ersticken. In Fontainebleau zwangen am 6. April die versammelten Marschälle ihren Herrn zum Verzicht auf den letzten Kampf, unter ihnen auch Berthier. Napoleon unterschrieb seine Abdankung, ja er erlebte auch noch den Schmerz, daß sich Berthier weigerte, ihm nach Elba zu folgen. Am 11. April stand im „Moniteur“ die Erklärung von Berthiers Übertritt zur neuen Regierung. An demselben Tage äußerte Napoleon zu einem Vertrauten: „Seine Seele ist gebrochen! Er ist Vater und denkt an seine

Kinder! Er bildet sich ein, das Fürstentum Neuchâtel behalten zu können. Er täuscht sich, aber das ist wohl entschuldbar: Ich liebe Berthier, und werde nicht aufhören, ihn zu lieben." Anders urteilte das Pariser Volk, das ihm beim Einzug Ludwigs XVIII. zurief: „Nach Elba, Berthier! Nach Elba!"

Die fürchterlichen Erschütterungen der letzten Jahre, zumal die Krisis von 1814 hatten ihm innerlich arg zugesetzt. Nun kamen quälende Reue über sein Verhalten und Zurücksetzungen durch die Bourbons dazu. Eine neue Krisis nahte, eine noch furchtbarere. Napoleon kehrte am 1. März 1815 zurück, von der Armee mit Jubel begrüßt. Ney, der gegen ihn ausgesandt worden war, ging zu ihm über; die meisten der Marschälle folgten seinem Beispiel. Was sollte Berthier tun, Berthier, der eine Kompagnie der königlichen Gardes du corps befehligte und zum militärischen Hofstaat Ludwigs XVIII. gehörte? Er gehorchte dem Gebote der Disziplin und geleitete den flüchtenden König bis nach Ostende; aber er gehorchte nur instinktiv, „niedergeschlagen, und in seinem schlaffen Gesicht die Verwirrung seines Innern zeigend", wie ein Augenzeuge berichtet. Dann aber bat er um seinen Abschied und eilte nach Bamberg, um sich mit seiner Frau und seinen Kindern zu vereinigen. Am 30. März traf er dort ein und nahm in der Residenz bei seinem Schwiegervater Wohnung.

Aber es hielt ihn nicht. Bereits am 2. April bat er die bayerische Regierung um Pässe für sich und die Seinen nach Frankreich; er wollte sich auf seine Güter zurückziehen. Am 5. erneuerte er seine Bitte. Das bayerische Ministerium behandelte dieses Paßgesuch als eine politische Angelegenheit und gewiß mit vollem Recht; bestand doch der dringende Verdacht, daß Berthier nunmehr zu seinem alten Herrn eilen werde. Die in Wien noch versammelten Gesandten der verbündeten Mächte ließen „dem Fürsten von Wagram den Rat erteilen, vorerst nicht nach Frankreich zurückzukehren". Auch eine direkte Eingabe an den König Max Joseph blieb erfolglos.

Vergeblich wartete inzwischen Napoleon auf seinen alten Waffengefährten, er hielt ihm seine Stelle bis zum 10. Mai offen. Briefe sind jedenfalls nicht in Berthiers Hände gelangt, da die strengste Briefzensur über ihn angeordnet war. Ja, die Bamberger Behörden erhielten am 14. April den Befehl, „durch alle Mittel, welche ihnen zu Gebote stünden, den Fürsten von Wagram zu beobachten und zu versuchen, insgeheim, ohne jemand darüber etwas wissen zu lassen, alle Bewegungen, welche auf die Abreise Bezug hätten, zu erfahren". Der Bamberger Polizeidirektor, Schauer mit Namen, entledigte sich seiner Aufgabe, den Schwiegersohn des Herzogs mitten im königlichen Schlosse polizeilich zu überwachen, mit devotestem Eifer. Er berichtete, daß er „Zeit, Gesundheit und Leben diesem erhabenen Zwecke weihe". Er ließ den Postmeistern und allen Pferdehaltern in der Stadt und auf allen benachbarten Stationen untersagen, irgend jemand ohne seine ausdrückliche Genehmigung zu befördern; ebenso waren alle Wachtposten instruiert; drei Chevaulegers standen in steter Bereitschaft. Schauer verließ selber sein Bureau nicht und hielt Tag und Nacht ein Pferd gesattelt, um jederzeit zur Verfolgung bereit zu sein. Fünf „Polizei-Individuen" beobachteten unaufhörlich das Schloß von allen Seiten. Dank dieses möglichst ungeschickten und taktlosen Bewachungssystems war der General des Mannes, auf dessen neue Taten die ganze Welt wieder einmal mit verhaltenem Atem wartete, das allgemeine Stadtgespräch.

Der Bamberger Polizeigewaltige, der in der friedlichen Bischofsstadt gewiß noch nie eine solche hochpolitische Affäre gehabt hatte, sah schon Gespenster und berichtete einmal nach München: „Seit einiger Zeit spuken in hiesiger Gegend bedenkliche Personnagen, z. B. ein Uhrenhändler aus Genf." Auch sei ein Fremder nachts gegen 11 Uhr zu dem Herrn Prinzen von Wagram gekommen und „habe sich längere Zeit in dessen Kabinett verhalten".

Da er selber vorläufig nicht durchkommen konnte, wollte Berthier seine Frau und seine Kinder vorausschicken. Aber auch sie wurden nicht durchgelassen und mußten, von den österreichischen Truppen aufgehalten, wieder umkehren. Es war nunmehr für Berthier außer Zweifel, daß er seinem Kaiser bei dem Entscheidungskampfe nicht werde beistehen können.

Über das, was nun folgte, schwebte bisher ein gewisses Dunkel, da weder die Angehörigen des Marschalls, noch auch die bayerische Regierung ein Interesse daran hatten, eine aktenmäßig begründete Darstellung der Katastrophe vom 1. Juni 1815 zu geben. Jetzt erst ist sie durch die Veröffentlichung der Polizei- und diplomatischen Akten ermöglicht. (Michael Strich: „Marschall Berthier", ist von dem Verfasser dieser Skizze mit Dank benutzt worden.)

Während sich also im April und Mai 1815 noch einmal die alten Kriegsgenossen um ihren Kaiser sammelten zum letzten, grandiosen Kampfe, verzehrte sich sein ehemaliger Generalstabschef in erzwungener Untätigkeit und ruheloser Selbstqual. Er, der ihm fast 20 Jahre lang treu zur Seite gestanden und ihn von den ersten Siegen in der lombardischen Ebene und von den Schlachtfeldern von Ägypten und Syrien bis zu den glorreichen Gefechten im letzten Frühjahr in der Champagne begleitet hatte, saß nun mitten im Feindesland, gepeinigt von Reue und bewacht von Polizisten. Aber der 62jährige konnte keinen Entschluß fassen und wagte nicht einmal den Versuch einer Flucht. Der seelische Zerfall, der schon seit einigen Jahren sich bemerkbar gemacht hatte, fiel nun auch Fernerstehenden auf. „Er war schon seit mehreren Tagen still und in sich gekehrt, über tödliche Langeweile klagend", berichtete man aus Bamberg. Seine Umgebung fürchtete das Schlimmste und war auf ein schreckliches Ereignis vorbereitet. Auf Anordnung seiner Gemahlin durfte er nie allein gelassen werden. Die Dienerschaft war angewiesen, den schwermütig Einherschleichenden nicht aus dem Auge zu verlieren.

Der Eintritt der Katastrophe wurde durch einen äußeren Vorfall beschleunigt. Am 24. Mai rückten russische Truppen auf ihrem Durchmarsch nach Frankreich in Bamberg ein. Der Oberbefehlshaber der russischen Armee, Barclay de Tolly, der alte Gegner von 1812—14, bezog in dem nahen königlichen Schlosse Seehof sein Quartier. Am 31. waren die russischen Gäste bei Herzog Wilhelm von Bayern eingeladen. Bei der Tafel bemerkte der General Osten-Sacken zu Berthier, „er freue sich, in ihm einen von den wenigen französischen Großen kennen zu lernen, die mit treuer Anhänglichkeit Ludwig XVIII. gefolgt wären, die nicht an dem König, ihrem rechtmäßigen Herrscher, zum Verräter geworden wären." Diese Worte sollten wohl eine russische Liebenswürdigkeit sein, konnten aber von Berthier, dessen Gesinnung ja in Bamberg allgemein bekannt war, nicht anders denn als taktlose Ironie, ja als beabsichtigte Kränkung aufgenommen werden. Ein Zeuge dieser Szene berichtet, daß er gänzlich außer Fassung kam und nur abgebrochen zu erwidern imstande war.

Am nächsten Tage, am 1. Juni, rückten die Russen mit klingendem Spiel von Bamberg ab. Während sie am Schlosse vorbeimarschierten, stürzte Berthier aus einem Fenster des dritten Stockes in die Ludwigsstraße herab und zerschmetterte sich den Kopf.

Ist nach allem, was wir erfahren haben, ein Vergehen oder Verbrechen von fremder Hand so gut wie ausgeschlossen, so ist nun, nachdem die näheren Umstände bekannt geworden sind, nicht der leiseste Zweifel mehr möglich, daß wir es mit einem überlegten Selbstmord zu tun haben. Alsbald wurde von der Polizei dem Appellationsgericht Anzeige gemacht, dessen Vorsitzender die Meldung nach München weitergab. Das Ergebnis der sofort eingeleiteten, genauen gerichtlichen Untersuchung wurde in einem Immediatbericht an den König zusammengefaßt. Er gipfelt in dem Satze, daß zu „obrigkeitlichem Einschreiten in strafpolizeilicher Hinsicht" kein Anlaß gegeben sei. Das wichtigste der diesem Bericht beigegebenen Aktenstücke ist die Aussage der Hauptzeugin des Vorfalls, der französischen Gouvernante der fürstlichen Kinder, einer Madame Gallien.

Danach hat sich das Ereignis so abgespielt: Der Marschall, der sich am Vormittag im Zimmer seiner Gemahlin befand, begab sich zwischen 12 und 1 Uhr in das seiner Kinder im dritten Stock, dem obersten der königlichen Residenz. Er erkundigte sich bei der Gallien nach den Kindern (er hatte einen Sohn von 5 Jahren und eine kleine Tochter). Er klagte, daß er sich übel befinde, ging in Gedanken im Zimmer auf und ab und kaute an seinen Fingernägeln.

Da hörte er die vorbeiziehenden russischen Truppen. Er trat ans Fenster und seufzte, daß der Zug kein Ende nehme. „Armes Frankreich, wie wird es dir ergehen, und ich bin hier!“ Dann wandte er sich an die Gouvernante mit der Frage, ob sie denn nicht mit den Kindern ausfahren wolle, der Wagen stehe ja bereit. Sie antwortete, daß sie das nur dürfe, wenn der Fürst in seine Gemächer zurückgekehrt sei. (Dieser Versuch, sie mit den Kindern zu entfernen, war also mißlungen.) „Da verlangte der Fürst auf die Retraite, geht in das Kabinett. Gallien hört noch die Türe öffnen, worin der Nachtstuhl stand, hört ein Gepolter im Kabinett, springt, in der Meinung, daß dem Fürsten eine Unpäßlichkeit zugestoßen sei, in die Kammer, entdeckt den Fürsten nicht mehr und merkt nur noch, daß der zwischen Kommode und Fenster gefallene Sessel noch wankte. Im Augenblick, wo Gallien das Gepolter des umgefallenen Sessels noch hörte, ist der unglückliche Sturz aus dem Fenster geschehen.“

Nicht in Schönheit also, sondern in dieser häßlichen Situation ist der alte General Napoleons, der in hundert Gefechten und Schlachten gestanden hatte, gestorben. Wenn das richterliche Protokoll auch das Wort Selbstmord, aus Rücksicht auf das Herrscherhaus, vermied, so spricht es doch aus jeder Zeile heraus. Der Umstand aber, daß im Moment der Katastrophe niemand zugegen gewesen, ermöglichte es der herzoglichen Familie und der bayerischen Regierung, einen unglücklichen Zufall verantwortlich zu machen.

Am 5. Juni wurde Marschall Berthier unter großem Gepränge im alten Bamberger Kaiserdom beigesetzt; heute ruht seine Leiche in der Abteikirche von Tegernsee, dem Mausoleum der herzoglich bayerischen Familie.

Der zunächst ganz mysteriöse Tod von Napoleons altem Waffenfreund, kurz vor der letzten Schlacht des Kaisers, erregte natürlich großes Aufsehen. Die wildesten Gerüchte gingen um. So wurde erzählt, Berthier sei, als Opfer für die Erschießung des Buchhändlers Palm, der nationalen Rache anheimgefallen. Freunde und Verwandte Palms hätten sich als russische Offiziere verkleidet und wären so ungehindert in das Schloß eingedrungen. Eine ähnliche Schauerromanze wurde lange Zeit auf französischer Seite verbreitet, wonach sechs maskierte Sendlinge des preußischen Tugendbundes, der ja immer noch in den Köpfen der Franzosen spukte, die Untat verübt hätten, den alten Marschall aus dem Fenster zu stürzen. Ein eifriger Wiener Geistlicher wollte gar in diesem grausigen Ende die Strafe des Himmels erblicken dafür, daß sich Berthier 1798 bei der Besetzung Roms dem Papste gegenüber freventlich benommen habe. (Das Gegenteil ist geschichtlich erweisbar!) Er führte den Fall als historisches Exemplum an, „wie schrecklich es den Feinden des Papsttums auf Erden gegangen sei“.

Der selbstgewählte Tod ersparte es Berthier wenigstens, den Untergang seines Herrn und Meisters zu erleben. An demselben Tage, an dem sein alter Kriegskamerad seinen zerquälten Kopf auf dem Straßenpflaster der deutschen Kleinstadt zerschmetterte, hielt in Paris der neue Carolus Magnus seine letzte Heerschau ab, das Maifeld von 1815. Noch einmal jubelten die Veteranen der Garde und die jungen Rekruten dem Schlachtengott zu, der mit begeisternden Worten die ruhmreichen Erinnerungen wachrief und ihnen die Adler überreichte, zum Kampfe von Waterloo!

Dr. Christian Waas

Ernst von Bergmann

Zu Ausgang des vorigen Jahres ist in dem Leipziger Verlag von F. C. W. Vogel eine Biographie Ernst von Bergmanns erschienen. Ein Historiker — Arend Buchholz, der Berliner Stadtbibliothekar — schildert ein Medizinerleben, und was dabei herauskommt, ist ein Volksbuch im besten Sinne. Eines, das ein wahrhaft heroisches Leben erzählt. Wie der Pfarrerssohn aus der nationalen Diaspora, nachdem er — damals noch als „Ausländer“, freilich ein mit seinem Herzblut beteiligter — unseren Truppen nach

Böhmen und nach Frankreich ins Feld gefolgt ist und die Wunden zu heilen geholfen hat, die auch ein siegreicher Krieg schlägt, als reifer Mann, der zuvor noch — nur an ungleich bedeutsamerer Stelle — denselben Liebesdienst dem russischen Heimatsstaat erwiesen, ins Mutterland zurückkehrt und nun von Stufe zu Stufe steigt. Wie er zum ersten deutschen Chirurgen wird, zum Vertrauten des Kaiserhauses, und als das große Leid der Friedrichstragödie sich auf sie legt, auch zum Vertrauensmann der Nation. Und wie er dann in der Reichsmetropole, in der er seine letzten zwanzig Jahre verbringt, populär wird, wie nur selten deutsche Professoren populär werden. Bis die Sonne dieses stolzen Lebens, nachdem sie ihm noch die letzten Tage durchleuchtet und vergoldet hat, schnell, ohne langen und wehen Abschied untergeht. Am 16. Dezember 1906 hatte Bergmann unter der bewegten Teilnahme aller Schichten des Volkes seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert und von fern und nah Ehrungen und Grüße der Liebe empfangen; drei Monate später, am 25. März, war er tot.

Von einem solchen Leben geht eine seltsam erwärmende Kraft aus. Um so mehr erwärmend und um so stärker uns über den Alltag erhebend, wenn es mehr ist denn ein bloß heroisches Leben. Dieser große Chirurg und Organisator in Kriegs- und Friedenszeiten ist auch als Mensch groß, nämlich wahrhaft gut gewesen. Ein treuer Freund seiner Freunde; ein unermüdlicher Helfer seiner unter der russischen Not leidenden baltischen Landsleute; ein liebenswürdiger Lehrer und menschlich fühlender Vorgesetzter, der nur, wo ihm offenkundige Pflichtvergessenheit begegnete, aufbrausen konnte. Dabei generös als Arzt, dessen adliger Natur bei der Ausübung seines Berufs alles Industrielle und Industriöse widerstrebte, und voll Zartgefühl gegenüber seinen Patienten, deren Leid er mitlitt und das ihn nie so schmerzlich bedrückte, als wenn er vor den Grenzen seiner Kunst stand.

Ein paar Züge, die Arend Buchholz früheren Assistenten Bergmanns nacherzählt, seien auch hier aufbewahrt. Eines Tages soll einem Manne im blühendsten Alter wegen einer seit vielen Jahren nicht heilenden komplizierten Fraktur das Bein abgenommen werden. Trotz dringenden Wunsches des Patienten und der Angehörigen, mag sich Bergmann zu diesem Eingriff nicht entschließen, da er ihm nicht genügend angezeigt erscheint. Da tritt in einer Nacht völlig unerwartet der Brand im anderen, gesunden Bein auf und nun muß Bergmann dem Unglücklichen eröffnen, daß er statt des kranken Beins ihm jetzt das bisher gesunde zu amputieren gezwungen ist. Damals hat Bergmann aufs tiefste erschüttert in einem Vortrag geäußert: „Die Chirurgen, die mehr eines Kindes als eines Löwen Herz haben, sind mir die liebern". Und dann aus der langen Reihe ähnlicher Fälle nur noch diesen: Bergmann hatte einen Grafen A. operiert und ihn am Leben zu erhalten gehofft. Aber plötzlich versagt das Herz und das Ende ist nicht mehr aufzuhalten. Wieder ist Bergmann im Innersten getroffen und aus seiner seelischen Zerrissenheit schreibt er seiner Frau, die ein Stück Berufsgenossin von ihm war (im Mannheimer Lazarett Seilerbahn, dem sie als Oberschwester angehörte, hatte er sie im Kriegsjahr 1870 kennen gelernt, und als den Stürmen im Lenz der Friede folgte, gefreit) die herzbewegenden Worte: „Ich schreibe Dir von Bade (seinem alten Würzburger Faktotum, das ihm nach Berlin gefolgt war und hier eine Privatklinik eingerichtet hatte), bei dem ich die halbe Nacht am Sterbebette des Grafen A. verbracht habe — es geht langsam zu Ende. Ich bin selbst mehr tot als lebendig: der Fall geht mir zu nahe. Er erhielt soeben die letzte Ölung und stirbt ruhig und gefaßt — aber wie ist mir zumute! Ich muß wenigstens Dein Mitleid haben, daher diese kurze Nachricht. Es kann höchstens noch zwei, drei Stunden dauern. Dein tiefgebeugter alter Mann."

Der große Chirurg und wahrhaft gütige Mensch war aber noch ein Drittes: ein großer Schriftsteller. In das Buch, das von seinem Leben und Wirken erzählt, sind zahlreiche Dokumente von Bergmanns eigener Hand eingestreut. Die Anfänge einer von ihm verfaßten Familiengeschichte; Briefe aus den verschiedenen Stationen seines vielbewegten Lebens, die — wo sie von der Friedrichstragödie berichten — geradezu, wie Harden sie mit Recht genannt



hat, zu Urkunden deutscher Geschichte werden. Und neben anmutigen Skizzen aus Spanien und aus Konstantinopel, wo er der Lieblingstochter Abdul Hamids Heilung bringen sollte, packende lebensprühende Schilderungen aus den drei Kriegen, die er mitgemacht hat und die er — damals noch Professor in Dorpat — für die Heimatpresse, die „Rigasche“ und die „Neue Dörptsche Zeitung“ beschrieb. In ihnen steckt eine Kraft der Anschauung, eine scharfe Beobachtung, eine plastische und doch bewegte Art der Schilderung, die selbst unter denen, die zum Metier gehören, nur wenigen Erlesenen zu eigen sind. Wirklich: dieser Ernst von Bergmann hätte, wenn er nicht — sozusagen wider Willen: denn seine ursprünglichen Neigungen hatten ihn zur Philologie getrieben — ein bedeutender Chirurg geworden wäre, einer unserer besten Stilisten werden können. Die „Deutsche Revue“ hat fünf Jahre vor Bergmanns Tode einen Vortrag von ihm veröffentlicht, den er im Verein junger Kaufleute in Berlin über „die geschickte Hand des Chirurgen“ gehalten hatte. Von diesem Vortrag urteilte der Herausgeber der Revue, es sei ihm in der langen Zeit seiner redaktionellen Tätigkeit kaum je ein so schön geschriebener Artikel vor die Augen gekommen: „es zeigt diese Arbeit nicht allein die Meisterhand des Gelehrten, sondern auch die des Stilisten“. Das Urteil wird unterschreiben, auch wer nur den Schluß des Aufsatzes vernimmt, den mit seiner eigentümlichen Beseeltheit ein Dichter geschrieben haben könnte:

„... Form und Bau der Hand machen sie dem Geist gefügig, der durch sie die Macht der Ausführung seiner Gedanken erhält. Mit ihr formt und bildet, gibt, reicht, nimmt und herrscht er. Allzeit ist sie fertig und bereit, ihm zu dienen und seinen Willen zu vollstrecken. Wie innig Geist und Hand verbunden sind, zeigt unser Sprachgebrauch, dem das Verstehen ein Begreifen ist. — Kaum vom Haupt und Antlitz gehen so viele symbolische Handlungen aus wie von der Hand. Mit den Händen klatschen wir Beifall, und durch eine Bewegung seines Daumens entschied der römische Imperator über Tod und Leben des besiegten Gladiators. Pilatus wusch seine Hände rein vom Blute des unschuldig Verurteilten. Wir winken und drohen, wir bitten und befehlen mit der Hand. Wir kehren sie der Brust zu, dem Sitze des Gewissens, wenn wir geloben und versprechen, und übertragen mit ihr die Weihe des Segens auf ein geliebtes Haupt. Erlösend legt die Mutter Gottes ihre Hand ganz leise auf das gebrochene Herz des Wallfahrers von Kevlaar. Wir bieten offene, volle oder leere, stets aber treue Hände, wenn wir um die Hand des geliebten Mädchens werben, und geben Geltung und Siegel mit unserem Handschlage dem Entschlusse. Wir schwören mit der Hand und erheben betend sie zum Vater im Himmel. ‚Öst- und westliches Gelände ruht im Frieden deiner Hände.‘ Die Hand gibt ein gebräuchlich Maß. Eine Handvoll Erde werfen wir auf den Sarg unsrer Geliebten, und eine kurze Spanne Zeit bloß haben wir zu leben! ...“

In dem Volksbuch von Ernst von Bergmann, das Arend Buchholz uns geschenkt hat, steckt aber noch ein anderer Reiz. Einer freilich, der — Schilderer und Geschilderter sind beide Balten — ganz sich nur dem Landsmann öffnet. Das mery old Livland, das „Gottesländchen“-idyll wird noch einmal uns lebendig. Die baltische kleine Welt, so eng und doch so voll traulicher Heimlichkeit, tut sich vor uns auf und feuchtet in der Erinnerung an das, was war und nie wieder so sein wird, ihren Söhnen die Augen. Dennoch, scheint mir, wird auch der geborene Reichsdeutsche an diesem Stück lieblicher deutscher Vergangenheit nicht ganz ungerührt vorübergehen. Auch ihm wird doch eine Ahnung davon dämmern, wie viel deutsche Tüchtigkeit, deutscher Humor und ehrenfeste Pflichttreue dort oben zwischen Memelfluß und finnischem Meerbusen in sieben Jahrhunderten aufgespeichert wurden. Und nun langsam, aber unerbittlich von Slawenfäusten zerrieben werden.

Dr. Richard Bahr



Wochenhilfe

Es sterben in Deutschland jährlich rund 400 000 Kinder im ersten Lebensjahre, also 20% aller lebend Geborenen. Bei den unehelichen Kindern steigt die Sterblichkeit bis auf 37%. 6000 Arbeiterinnen rafft in jedem Jahre das Wochenbett hinweg. Berechnungen und sorgfältige Schätzungen ergeben, daß dem deutschen Volke durch diese Todesfälle alljährlich ein Schaden von 175 Millionen Mark erwächst.

In Schweden und Norwegen beträgt die Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahre 9—10%, in den Villenkolonien unserer großen Städte nur 1—2%. Im ersten Falle ist die Ursache zu den günstigen Sterblichkeitsverhältnissen wohl in dem Umstande zu suchen, daß die meisten schwedischen und norwegischen Frauen ihre Kinder selbst nähren, im letzten Falle aber darin, daß Mutter und Kind in den kritischen Zeiten der Schwangerschaft und Geburt und auch später die erforderliche sorgfältige und sachgemäße Pflege haben.

Gelänge es, in Deutschland die Säuglingssterblichkeit auf das Maß der in Schweden und Norwegen herrschenden zurückzuführen, was nach Professor Mayet, Dezernent im Reichsamt des Innern, auf dem Wege einer geeigneten Mutterschaftsversicherung wohl möglich wäre, so würde das für uns eine jährliche Ersparnis von 130 Millionen Mark bedeuten.

Die angeführten Zahlen zeigen deutlich, was uns not tut: Schutz aller durch wirtschaftliche Bedrängnis gefährdeten Schwangeren, Wöchnerinnen und Säuglinge. Die Worte unseres Kaisers, die er auf der internationalen Arbeiterschutz-Konferenz im Jahre 1890 sprach, dürfen nicht vergessen werden: „Das Arbeitsverbot der Wöchnerinnen steht in engem Zusammenhange mit der Regeneration der Rasse; für eine solche Sache spielt das Geld keine Rolle."

Man scheint in der neuesten Zeit die Wahrheit dieser Worte zum Teil vergessen zu haben. Die neue Reichsversicherungsordnung ist mit Ach und Krach zur Verabschiedung gelangt. Bringt sie, was man nach den obigen Zahlen und aus Gründen wahrhaft christlicher Moral füglich erwarten durfte?

Das Kapitel „Wochenhilfe" aus dem zweiten Buche des neuen (Reichsversicherungs-) Gesetzes belehrt hierüber; es enthält kurz folgende Bestimmungen.

Wöchnerinnen erhalten von der Krankenkasse Wochengeld in Höhe des Krankengeldes für 8 Wochen; für Mitglieder von Landkrankenkassen beträgt die Dauer des Wochengeldbezuges mindestens 4 und höchstens 8 Wochen. (§ 195.)

An Stelle des Krankengeldes kann auch Kur und Verpflegung in einem Wöchnerinnenheim oder Hilfe und Wartung durch Hausverpflegung treten. (§ 196.)

Die Krankenkassen dürfen Gebärenden und Schwangeren Hebammendienste und ärztliche Hilfe zuweisen und Schwangeren, die infolge der Schwangerschaft arbeitsunfähig sind, Schwangerengeld, das in der Höhe dem Krankengelde entspricht, bis zur Dauer von 6 Wochen zahlen. (§§ 198 und 199.)

Sie können auch Wöchnerinnen, die das Neugeborene selbst stillen, ein Stillgeld bis zur Höhe des halben Krankengeldes und bis zum Ablauf der 12. Woche nach der Niederkunft zubilligen. (§ 200.)

Diese Bestimmungen bedeuten gegenüber den früher geltenden nur insofern einen Fortschritt, als das Wochen- und Schwangerengeld nicht mehr 6 Wochen, sondern 8 Wochen gezahlt werden soll und daß den Krankenkassen die Möglichkeit offen gelassen ist, an nährende Mütter ein Stillgeld zu zahlen. Eine Verschlechterung der Verhältnisse ist herbeigeführt durch die in dem § 195 ausgesprochene Differenzierung des Wochengeldbezuges zwischen städtischen und ländlichen Arbeiterinnen. Die Regierungsvorlage machte diesen Unterschied nicht; er wurde erst durch einen Antrag (Schulz) der rechtsstehenden Parteien und des Zentrums gegen den heftigsten Widerstand von links her in das Gesetz hineingetragen.

Die Ansichten über den Umfang der Mutterschutzbestrebungen gehen weit auseinander; es ist jedoch anzunehmen, daß die neuen Bestimmungen über die „Wochenhilfe" weitgehende Befriedigung ausgelöst hätten, wenn sie für die Krankenkassen durch das Gesetz als verbindlich aufgestellt worden wären. Das ist aber — bis auf die erste — nicht der Fall; und es muß daher abgewartet werden, wie die Krankenkassen von dem gewährleisteten Rechte, Liebestätigkeit auf dem Gebiete des Mutterschutzes üben zu dürfen, Gebrauch machen werden. Zu großen Hoffnungen darf man nicht Raum geben, es sei denn, daß das kräftige soziale Empfinden weiter Schichten unseres Volkes die nicht obligatorischen Paragraphen der „Wochenhilfe" zu obligatorischen werden läßt. Lg.



Das deutsche Nationalgefühl und die Dynastien

Deutscher Patriotismus bedarf in der Regel, um tätig und wirksam zu werden, der Vermittlung dynastischer Anhänglichkeit; unabhängig von letzterer kommt er praktisch nur in seltenen Fällen zur Hebung, wenn auch theoretisch täglich, in Parlamenten, Zeitungen und Versammlungen; in praxi bedarf der Deutsche einer Dynastie, der er anhängt, oder einer Reizung, die in ihm den Zorn weckt, der zu Taten treibt. Letztere Erscheinung ist aber ihrer Natur nach keine dauernde Institution. Als Preuße, Hannoveraner, Württemberger, Bayer, Hesse ist er früher bereit, seinen Patriotismus zu dokumentieren wie als Deutscher; und in den unteren Klassen und in Parlaments-Fraktionen wird es noch lange dauern, ehe das anders wird. Man kann nicht sagen, daß die hannöversche, die hessische Dynastie und andere sich besonders bemüht hätten, sich das Wohlwollen ihrer Untertanen zu erwerben, aber dennoch wird der deutsche Patriotismus der letzteren wesentlich bedingt durch ihre Anhänglichkeit an die Dynastie, nach welcher sie sich nennen. Es sind nicht Stammesunterschiede, sondern dynastische Beziehungen, auf denen die zentrifugalen Elemente ursprünglich beruhen. Es kommt nicht die Anhänglichkeit an schwäbische, niedersächsische, thüringische Eigentümlichkeit zur Hebung, sondern die durch die Dynastien Braunschweig, Brabant, Wittelsbach zu einem dynastischen Anteil an dem Körper der Nation gesonderten Konvolute der Herrschaft einer fürstlichen Familie. Der Zusammenhang des Königreichs Bayern bepr ägte Stammeseigentümlichkeit in Deutsch-Stamme, wie er im Süden Bayerns und in Österreich vorhanden ist, sondern der Augsburger Schwabe, der Pfälzer Alemanne und der Mainfranke, sehr verschiedenen Geblüts, nennen sich mit derselben Genugtuung Bayern, wie der Altbayer in München und Landshut, lediglich weil sie mit den letztern durch die gemeinschaftliche Dynastie seit drei Menschenaltern verbunden sind.

Die geschichtlich am stärksten ausgeprägte Stammeseigentümlichkeit in Deutschland ist wohl die preußische, und doch wird niemand die Frage mit Sicherheit beantworten können, ob der staatliche Zusammenhang Preußens fortbestehen würde, wenn man sich die Dynastie Hohenzollern und jede, die ihr rechtlich nachfolgen könnte, verschwunden denkt. Ist es wohl sicher, daß der östliche und westliche Teil, daß Pommern, Hannoveraner, Holsteiner und Schlesier, daß Aachen und Königsberg, im untrennbaren preußischen Nationalstaat verbunden, ohne die Dynastie so weiter leben würden?

Die andern europäischen Völker bedürfen einer solchen Vermittlung für ihren Patriotismus und für ihr Nationalgefühl nicht. Polen, Ungarn, Italiener, Spanier, Franzosen würden unter einer jeden Dynastie oder ganz ohne eine solche ihren einheitlichen Zusammenhang als Nation bewahren. Die germanischen Stämme des Nordens, die Schweden und Dänen, haben sich von dynastischer Sentimentalität ziemlich frei erwiesen, und in England gehört zwar der äußerliche Respekt vor der Krone zu den Erfordernissen der guten Gesellschaft und

wird die formale Erhaltung des Königstums von allen den Parteien, die bisher an der Herrschaft Anteil gehabt haben, für nützlich gehalten, aber ich glaube nicht, daß das Volk zerfallen oder daß ähnliche Gefühle, wie zur Zeit der Jakobiten, sich tatkräftig geltend machen würden, wenn die geschichtliche Entwicklung einen Dynastiewechsel oder den Übergang zur Republik für das britische Volk nötig oder nützlich erscheinen ließe. Das Vorwiegen der dynastischen Anhänglichkeit und die Unentbehrlichkeit einer Dynastie als Bindemittel für das Zusammenhalten eines bestimmten Bruchteils der Nation unter dem Namen der Dynastie ist eine spezifisch reichsdeutsche Eigentümlichkeit ...

Ich sehe in dem deutschen Nationalgefühl immer die stärkere Kraft überall, wo sie mit dem Partikularismus in Kampf gerät, weil der letztere, auch der preußische, selbst doch nur entstanden ist in Auflehnung gegen das gesamtdeutsche Gemeinwesen, gegen Kaiser und Reich, im Abfall von beiden, gestützt auf päpstlichen, später französischen, in der Gesamtheit welschen Beistand, die alle dem deutschen Gemeinwesen gleich schädlich und gefährlich waren ...

Dynastische Interessen haben in Deutschland insoweit eine Berechtigung, als sie sich dem allgemeinen nationalen Reichsinteresse anpassen. So weit aber die dynastischen Interessen uns mit neuer Zersplitterung und Ohnmacht der Nation bedrohen sollten, müßten sie auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Das deutsche Volk und sein nationales Leben können *nicht unter fürstlichen Privatbesitz verteilt* werden. Ich bin mir jederzeit klar darüber gewesen, daß diese Erwägung auf die kurbrandenburgische Dynastie dieselbe Anwendung findet, wie auf die bayerische, die welfische und andere. Ich habe gegen den preußischen Partikularismus vielleicht noch schwierigere Kämpfe durchzuführen gehabt als gegen den der übrigen deutschen Staaten und Dynastien, und mein angeborenes Verhältnis zu dem Kaiser Wilhelm I. hat mir diese Kämpfe erschwert. Doch ist es mir schließlich stets gelungen, trotz der starken dynastischen, aber dank der dynastisch berechtigten und in entscheidenden Momenten immer stärker werdenden nationalen Strebungen des Kaisers seine Zustimmung für die deutsche Seite unserer Entwicklung zu gewinnen, auch wenn eine mehr dynastische und partikularistische von allen andern Seiten geltend gemacht wurde. In der Nikolsburger Situation wurde mir dies nur mit dem Beistande des damaligen Kronprinzen möglich. Die territoriale Souveränität der einzelnen Fürsten hatte sich im Laufe der deutschen Geschichte zu einer unnatürlichen Höhe entwickelt; die einzelnen Dynastien, Preußen nicht ausgenommen, hatten an sich dem deutschen Volke gegenüber auf Zerstückelung des letzteren für ihren Privatbesitz, auf den souveränen Anteil am Leibe des Volkes niemals ein höheres historisches Recht, als unter den Hohenstaufen und unter Karl V. in ihrem Besitz war. Die unbeschränkte Staatssouveränität der Dynastien, der Reichsritter, der Reichsstädte und Reichsdörfer war eine revolutionäre Errungenschaft auf Kosten der Nation und ihrer Einheit.

Otto Fürst Bismarck (Gedanken und Erinnerungen)



Der Brand von Moskau 1812

Aufsehenerregende Enthüllungen über die Ursachen des großen Brandes von Moskau machte der russische Gelehrte Meligunow in einem Vortrage vor der „Historischen Kommission“ der Moskauer Lehrabteilung. Über die Geschichte dieses Brandes existiert bereits eine kleine Literatur; es ist erwiesen, daß Graf Rostoptschin den Plan dazu entworfen und die Brandlegung einem gewissen Franz Leppich übertragen hat. Die Enthüllungen Meligunows nun, die sich zum ersten Male auf *amtlichem* Quellenmaterial aufbauen, räumen mit der bisherigen Anschauung gründlich auf, daß es sich bei dem Brande von Moskau um ein patriotisches Werk gehandelt habe. Auf Grund der historischen Tatsachen

erklärt Meligunow, daß jenes Ereignis ein regelrechtes, von Graf Rostoptschin organisiertes Verbrechen gewesen sei. Irgend eine Absicht, Napoleon dadurch von der Stadt fernzuhalten oder seinen Siegeszug zu lähmen, habe bei Rostoptschin nicht vorgelegen. Damals, es war am 14. September 1812, befand sich das russische Heer auf dem Marsche nach Kaluga. Die Einwohner, die etwas zu verlieren hatten, hatten sich vor dem anrückenden Heere Napoleons geflüchtet und so viel Schätze mitgenommen, wie sie tragen konnten. Nun wird ständig behauptet, daß die angeblich patriotische Tat der Einäscherung Moskaus durch Sträflinge vollführt wurde, die aus den Gefängnissen entlassen worden waren. Die amtlichen Dokumente ergeben aber, daß die Tatsache ihrer Entlassung aus den Gefängnissen zwar richtig ist, daß die Sträflinge aber nicht in Freiheit gesetzt, sondern unter militärischem Geleit in das Gefängnis von Nishni-Nowgorod überführt wurden. Die Beweggründe, die den Grafen Rostoptschin zur Einäscherung Moskaus veranlaßten, ergeben sich aus den Dokumenten ziemlich deutlich. Es waren damals in der Stadt ungefähr 10 000 Menschen vorhanden, die dort zurückgeblieben waren, da ihnen der Krieg nur Vorteile bringen konnte. Bei dem Brande der Kirchen, Paläste und Häuser der Reichen — denn nur in dem Viertel der wohlhabenden Bevölkerung brach der Brand aus — sind ungeheuerliche Plünderungen verübt worden. Übrigens wurde der Vorwurf des Raubes und der Plünderung sowie der Urheberschaft des Brandes dem Gouverneur bald nach dem napoleonischen Kriege gemacht. Graf Rostoptschin sah sich sogar damals genötigt, im Jahre 1823 in Paris eine Verteidigungsschrift erscheinen zu lassen mit dem Titel: „La vérité sur l'incendie de Moscou", in der er sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe verteidigt. Es wurden damals von 8521 großen Kaufhäusern mehr als 7200 durch die Feuer vernichtet. Der Rest der vernichteten Häuser bestand aus Kirchen und Palästen. Der gesamte Schaden, der durch den Brand von Moskau verursacht wurde, betrug nach dem damaligen Werte des Geldes rund 350 000 000 ℳ. Am 19. September 1812 rückte Napoleon in die rauchenden Trümmer ein. Der Brand hatte ihm ungefähr 38 000 Menschen gekostet.



Bergsklaven

Aus dem tiefen, dunkeln Schacht, wo er den schwarzen Diamanten gräbt, tritt der Bergmann nun in das Licht der Öffentlichkeit. Das Kapital anklagend, so liest man im „Vorwärts", heischt er etwas mehr Anteil an dem Segen des Bergbaues. Den Unternehmern ist er die Quelle reicher Gewinne, der Bergmann opfert ihm Gesundheit und Leben. Einst gehörte er einem privilegierten Stande an. Er genoß Steuerfreiheiten, Soldat brauchte er nicht zu werden, seine Berufsarbeit galt als wichtiger.

Der Kapitalismus hat längst auch den freien Bergmann zu einem rechtlosen Lohnsklaven gemacht. Und er gehört wahrlich nicht zu den beneidenswerten. Abgeschlossen vom Sonnenlicht, meist in Gesellschaft von nur zwei oder drei Kameraden, verrichtet er Tag für Tag seine schwere, aufreibende Arbeit. Heute ist er den Angriffen trockenen, in die Lunge eindringenden Kohlenstaubes ausgesetzt, morgen von herabrieselndem Wasser durchnäßt, eine Beute von Erkältungskrankheiten. Bald muß er häuptlings seine Spitzhacke einschlagen, bald auf den Knien, bald auf der Seite, oft sogar auf dem Bauche liegend sein Gerät handhaben. Das zermürbt Geist und Körper!

Schnell geht der Bergmann zugrunde. Immer früher wird er Invalide, „bergfertig", wie der Fachausdruck lautet. Mancher neidet ihm seine kurze Arbeitszeit. In Wirklichkeit ist sie gar nicht so kurz. Zu den 8 Stunden in der Grube kommt noch die Ein- und Ausfahrt, das Waschen und Umkleiden. Schon sind aus den 8 Stunden $8\frac{3}{4}$ bis 9 Stunden geworden. Und dann wohnen die Bergarbeiter zu einem großen Teil $\frac{3}{4}$ bis 1 Stunde von der Grube entfernt.

Ihr Fernsein vom Hause dehnt sich bis zu 11 Stunden und länger aus. Dabei trägt der Bergmann jeden Tag sein Leichenhemd. Niemand weiß beim Fortgehen, ob er noch einmal zurückkehrt, noch einmal Weib und Kind, Vater, Mutter und andere Lieben wiederschaut. Die Summe der Unfallgefahren, die ihn bedrohen, ist größer als die in anderen Berufen. Sämtliche gewerbliche Berufsgenossenschaften verzeichneten im Jahre 1910 auf 1000 Versicherte 51,60 Unfälle, die Knappschafts-Berufsgenossenschaft aber 135,20. Fast jeder siebente Bergsklave verunglückt einmal im Jahre. Im Bergbau ist die Unglücksgefahr $2^1/_2$mal so groß als im Durchschnitt bei allen gewerblichen Berufen!

Die Statistik der entschädigungspflichtigen Unfälle macht das Bild nicht freundlicher. Während die Schwerverletzten nach der Gesamtziffer für alle gewerblichen Arbeiter 7,39 pro 1000 Versicherte ergeben, sind es bei den Bergarbeitern 14,67, also doppelt so viel!

Wie groß das Risiko des Bergmannes ist, beweisen ferner die Rechnungsergebnisse der Krankenkassen. Das Durchschnittsalter der Grubenleute steht weit unter den aller gegen Krankheit versicherten Personen. Trotzdem sind jene mehr von Krankheiten heimgesucht. Im Jahre 1909 entfielen auf je 100 in den Krankenkassen Deutschlands Versicherte 40 Erkrankungsfälle und 82,6 Krankentage, bei den Knappschaftskassen jedoch ergaben sich 57,1 Erkrankungsfälle und 99,76 Krankentage. Die Beschwerlichkeit und Trostlosigkeit der Arbeit, die hohe Unfall- und Erkrankungsgefahr, das frühe Siechtum und das kurze Leben der Bergsklaven in die Rechnung eingestellt, ergibt wahrlich kein beneidenswertes Los. Und der Bergmann ist doch auch ein Mensch mit heißem Drang nach Daseinslust und Glück. Er hat ein Recht, zu verlangen, daß der Ertrag seiner freudlosen Berufsarbeit ihn wenigstens vor tagtäglichen Hungersorgen schütze. Er darf, er muß sich aufbäumen gegen die Last der Existenznöte, er trägt genug an der Hatz in der Grube. Das achtet das Kapital nicht. Schwerer und schwerer seufzt unter seinem Druck der Bergmann. Die alle Produktionsprozesse umwälzende Technik steigerte auch im Bergbau die Ausbeutung der Arbeitskraft. Von der Einfahrt an muß jeder Muskel, jeder Nerv bis zum äußersten angespannt, dem Kapital tributpflichtig sein. Gemeinschaftliche Gebete, die Abhaltung sogenannter Bergämter in der Grube, wobei neben beruflichen Fragen solche politischer und familiärer Natur in den Kreis der Erörterung gezogen wurden, verkürzten früher die moninelle Arbeitszeit. Vorbei ist es mit solchen Pausen. Wie jeder Arbeiter, gilt auch der Bergmann dem Kapital nur als Objekt der Plusmacherei.

Die Unternehmer suchen gern den Anschein zu erwecken, als ob die Grubenleute als Entschädigung für all ihr Mühen, für all ihre Not und Pein, für alle Risiken der Arbeit reichlich hoch entlohnt würden. Das ist jedoch nicht der Fall. Im Ruhrrevier hält sich der Lohn um zirka 150 ℳ **unter** dem Jahresdurchschnittslohn der Walzwerks- und Hüttenarbeiter; in den anderen Revieren ist er noch niedriger. Bei der Würdigung der Löhne muß man die gesamten Verhältnisse berücksichtigen. Die Schwere der Arbeit bedingt eine reichliche und gute Nahrungszufuhr, soll der Bergmann nicht schon als ganz junger Mensch invalid werden, ins Grab sinken. Obwohl das **Kohlensyndikat die Preise fast ununterbrochen heraufsetzt**, schwanken die Löhne auf und ab. Im Jahre 1908 wurde eine Preissteigerung für Kohlen durchgeführt, gleichzeitig das Einkommen der Bergarbeiter geschmälert. Ihr Jahresdurchschnittslohn betrug im 3. Vierteljahr 1907 4.94 ℳ, in der gleichen Zeit 1911 nur 4.72 ℳ, trotz der voraufgegangenen Lohnsteigerung, auf die sich die Unternehmer als Ursache der kürzlich erneut vorgenommenen Preiserhöhung beriefen ... Während eine Reihe anderer Berufe den im Jahre 1907 erzielten Lohn schon überholt hat, bleibt der Bergmann noch weit hinter dem damaligen Satz zurück. Mittlerweile steigerten sich für den Unternehmer die Erlöse, für den Arbeiter aber die Kosten der Lebenshaltung.

Höhere Preise für Nahrungsmittel und Gebrauchsartikel, dazu eine Verminderung des Einkommens, das, meint der Verfasser zum Schluß, bedeutet eine wesentliche Verschlechterung.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Frühere Rechtsanwälte als Richter?

Eine beliebte Forderung im Kampf um die „Hebung der Rechtspflege" bildet seit einigen Jahren u. a. auch die Ernennung von Rechtsanwälten zu Richtern, und zwar in möglichst großem Maße. Zur Begründung dieses auch von dem letzten deutschen Anwaltstag in Würzburg September 1911 gemachten Vorschlags pflegt man vornehmlich anzuführen, daß die Anwälte als Männer der Praxis mit den Wirklichkeiten der Dinge ganz anders vertraut seien als die „weltfremden Richter"; sie, die Anwälte, lauschten dem Pulsschlag des Lebens und pflückten die goldenen Früchte von seinem grünen Baum, während der Richter sich fast nur vom Staub der Akten nähre. So und ähnlich lauten die mehr oder minder geschmackvollen Auslassungen. Wir müssen dieser Forderung und ihrer Begründung widersprechen.

Es mag ja zugegeben werden, daß die Spruchrichter an den Kollegialgerichten leider wegen der Unnatur der heutigen Absperrung der Parteien vor dem erkennenden Gericht und ihrer Entmündigung durch das Anwaltsmonopol dem wirklichen Sachverhalt der vor ihnen ausgetragenen Prozesse nicht so auf den Grund zu kommen vermögen wie die Anwälte, aber es schießt weit über das Ziel, ihnen deshalb Welt- und Menschenkunde ganz abzusprechen. Auch sie leben nicht, Robinson und Freitag gleich, auf einer wüsten Insel! Ganz zweifellos aber hat der Amtsrichter im Dorf oder in der Kleinstadt zum mindesten kraft seines Amtes, wenn er es nur richtig auffaßt, dieselbe Gelegenheit und Veranlassung wie der Anwalt, die Bedürfnisse der Bevölkerung, ihre Lebenslage, Lebensanschauungen und ihre Nöte kennen zu lernen. Namentlich dem Richter der freiwilligen Gerichtsbarkeit, insonderheit dem Vormundschaftsrichter, tritt die ganze Fülle der Begebenheiten des Lebens tagtäglich in bunter Abwechslung und Mannigfaltigkeit entgegen, und nötigt ihn von Berufs wegen, dazu Stellung zu nehmen.

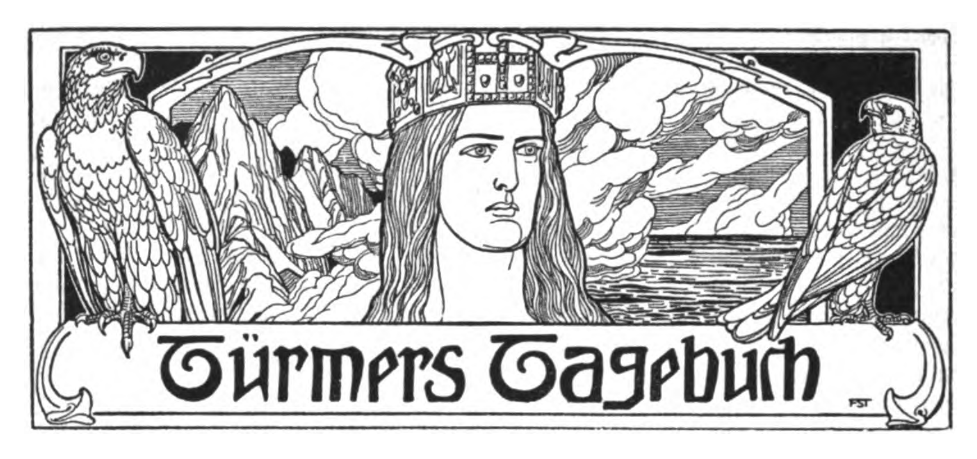
Aber ganz abgesehen hiervon, ein ungemein schweres Bedenken türmt sich unseres Erachtens unüberwindlich der Erfüllung jener Forderung entgegen. Besitzt ein Mann, der jahrelang ausschließlich, wenigstens in Zivil- und Strafsachen, nichts weiter als das Sprachrohr seiner Partei war und der in gewisser Weise geradezu — um es einmal ganz scharf zuzuspitzen — die Berufspflicht zur „Subjektivität", ja zur „Befangenheit" hat, die Fähigkeit, mit einem Male nach Besteigung der Sella curulis mit der Robe des Anwalts zugleich auch den alten Menschen auszuziehen und mit dem neuen Amtsgewande sich auch zu häuten und eine ganz andere Denkmethode anzunehmen? Diese Frage aufwerfen, heißt sie für den Durchschnittsanwalt verneinen; Ausnahmen werden selbstredend vorkommen, aber sie bestätigen die Regel.

Wir würden also in der Zulassung von Rechtsanwälten zum Richteramte in irgend größerem Umfang nicht eine Verbesserung, sondern, um es offen zu sagen, eine glatte Verschlechterung der Rechtspflege erblicken. Auch würden sich wohl kaum tüchtige und bewährte, gewissenhafte Rechtsanwälte — nur solche könnten ja für das Richteramt in Frage kommen — bereit finden, ihre ausgezeichnete Praxis, die ihnen mindestens das Doppelte und Dreifache des kärglichen richterlichen Höchstgehaltes einzutragen pflegt, gegen das schmale Einkommen des Richters einzutauschen. Erst in letzte Linie, weil mehr persönlicher Natur, möchten wir die von dem bekannten Prozessualisten Professor Friedrich Stein, Leipzig, in seiner ausgezeichneten Schrift „Zur Justizreform", 1907, S. 73, hervorgehobenen Gründe stellen. Mit Recht führt dieser Autor aus, daß die Ernennung zahlreicher Anwälte zu Richtern eine Einschiebung eines disparaten Elementes in einen für sich abgeschlossenen Berufsstand bilde und nur böses Blut geben würde. In allen Berufen werden Außenseiter nur ungemein ungern gesehen: der berufsmäßig geschulte Zivilanwärter und Sekretär der mittleren Beamtenlaufbahn betrachtet den Militäranwärter als lästigen Konkurrenten, der zünftige Diplomat sieht den General als Mitbewerber nur ungern, desgleichen der höhere Verwaltungsbeamte den Provinzialmagnaten für Ober- und Regierungspräsidentenstellen, der höhere Postbeamte ist alles andere als erfreut, wenn ihm ein pensionierter Hauptmann oder Major bei der Ernennung zum Postdirektor vorgezogen wird, der Privatdozent betrachtet den aus der richterlichen Praxis herausgeholten Ordinarius oder Extraordinarius mehr oder weniger als lästigen Eindringling in die akademische Laufbahn.

Genau so wird es in unserem Fach sein. „Derjenige, der die Richterlaufbahn von Anfang an einschlägt, muß um der Hoffnung auf die Zukunft willen zunächst bescheiden resigniert den Zwang, die geringe Besoldung, den kleinen Ort auf sich nehmen. Der Anwalt hat durchschnittlich, wenn er tüchtig ist (auch das ist nach meinen Erfahrungen noch nicht einmal unbedingt erforderlich, er muß nur Glück haben), die bessere und reichere Lebenshaltung; er hat die freie Wahl des Ortes, die Freiheit der persönlichen und individuellen Betätigung; in allen diesen Beziehungen steht der richterliche Beamte ihm nach. Und nun sollen die, die mit Entbehrungen auf höhere Stellungen gewartet haben, sehen, daß andere in diese Stellen kommen." (Stein a. a. O. S. 73.) Lassen wir es also bei unserer altbewährten preußischen Einrichtung, nur in Ausnahmefällen ganz hervorragend tüchtige, in ihrer Praxis wohlbewährte Anwälte, deren objektive richterliche Gesinnung nach ihrer ganzen Geschäftsführung keinem Zweifel unterliegen kann, zu Richterposten, dann aber auch gleich an Obergerichten, einzuberufen.

Dr. jur. et phil. Bovensiepen





Deutsche Händel · Die Genossen der anderen · Von Gott aus gesehen · Erst lernen, dann lehren! · Kulturpolitische Wünsche · Das Reich der Tiefe · Politik und Wirtschaft · John Bulls Liebesständchen · Ach, Bismarck!

Wir wollen uns nicht schlechter machen, als wir sind, aber es gibt doch Dinge, wegen deren sich nur Deutsche in die Haare fahren können. Mit Recht konnte Harden zu der Etatsdebatte im Reichstage fragen: „Gibt es noch irgendwo ein Parlament, dessen Mitglieder drei Viertel ihrer Zeit an den Beweis verzetteln, daß vor und hinter dem Bereich ihrer Sippe nur Gauner sitzen?“ Querelles d'Allemands! Aber das Spaßhaft-Bezeichnende ist, daß der selbe „leitende Staatsmann“, der darüber, wie in einem Berliner Brief der „Neuen Zürcher Ztg.“ hübsch bemerkt wird, sehr weise und eindringliche Predigten hielt, im selben Augenblicke einen neuen solchen Zankapfel in die Arena wirft, nämlich „seine Erfindung von der angeblichen Tradition, wonach der Kaiser nicht die einzelnen Präsidenten persönlich, sondern nur den Gesamtvorstand des Reichstages als ein unpersönliches Ganzes empfangen könne“ ...

„Genosse Scheidemann hat als erster Vizepräsident des Reichstages nicht den üblichen Antrittsbesuch des Reichstagspräsidiums beim Kaiser mitmachen wollen, obgleich er unter unseren Genossen ein Mann in gehobener Lebensstellung ist, einen tadellos schwarzen Gehrock von geradezu hinreißender Pracht besitzt und nach dem Urteile der Schneiderseelen in den bürgerlichen Parteien nur eine etwas zu tief ausgeschnittene Weste beim Präsidieren trägt, wodurch sich die Glanzbrust des Oberhemdes verschiebt, wenn er die große Glocke schwingt. Da nun aber Genosse Scheidemann nicht ins Schloß zu Majestät gehen wollte, empfahl der Reichskanzler dem Kaiser, zur Strafe dafür auch die beiden anderen zum Besuche bereiten bürgerlichen Präsidialmitglieder Kämpf und Dove nicht zu empfangen. Angeblich, um nicht die Tradition zu brechen, wonach die Audienz nicht eine den einzelnen Mitgliedern des Reichstagspräsidiums gewährte persönliche Gunst ist, son-

dern nur eine dem Gesamtvorstande ganz unbersönlich zuteil werdende kaiserliche Gnade, weshalb der Vorstand, d. h. der Präsident und die beiden Vizepräsidenten persönlich antreten müßten, um gemeinsam in Empfang genommen zu werden.

Die Radikalen spötteln, niemand, am wenigsten Scheidemann selbst, habe ahnen können, daß der vom Reichskanzler beratene Kaiser so viel Wert darauf lege, von Angesicht zu Angesicht gerade den Sozialisten Scheidemann kennen zu lernen, der mit losem Maul vor etwa zwei Jahren von der Reichstagstribüne herabfrevelte, der Wortbruch gehöre zu den geschichtlichen Überlieferungen im Hause Hohenzollern. Denn nirgends, weder in der Verfassung des Reiches, noch in der Geschäftsordnung des Reichstages, stehe ein Wort, welches das Präsidium der Volksvertretung einzeln oder gemeinsam verpflichtet, dem Kaiser einen Besuch zu machen, um ihm die Konstituierung des Reichstages anzuzeigen. Die Verfassung schreibt vor: ‚Der Reichstag regelt seinen Geschäftsgang und seine Disziplin durch eine Geschäftsordnung', und in dieser steht nur: ‚Die Konstituierung des Reichstages und das Ergebnis der Wahlen werden dem Kaiser durch den Präsidenten angezeigt.' Danach ist der persönliche Besuch und die mündliche Anzeige im Schloß also nur eine freiwillige Höflichkeit. Der vorgeschriebenen Pflicht ist genügt, wenn der Präsident, und zwar dieser allein, denn nur er hat im Namen der Volksvertretung die Befugnis dazu, dem Kaiser schriftlich Anzeige macht, daß die erwählte Volksvertretung beieinander ist. Der verstorbene Paul Singer erklärte einmal grob, auf Grund der Geschäftsordnung genüge dazu eine Postkarte. Das war zwar unhöflich, aber unanfechtbar. Wie aber schon gesagt, besteht der freundlichere Brauch, daß der Präsident für die mündliche Anzeige ins Schloß geht, und daß die beiden Vizepräsidenten als seine Adjutanten ihn dabei begleiten; vorher wird beim Oberhofmarschallamte angefragt, wann der Kaiser die Herren empfangen wolle. Es handelt sich somit um eine gegenseitige Höflichkeit, bei welcher die Parlamentarier den Anfang machen.

Diese Tradition der Höflichkeit wurde aber auch früher schon recht stark unterbrochen. Als im Jahre 1895 der Reichstag es abgelehnt hatte, dem gestürzten Fürsten Bismarck zum Geburtstage zu gratulieren, wollte der jetzige Kaiser kundtun, daß er trotz Bismarcks Entlassung mit jener Glückwunschversagung nicht einverstanden sei, und verweigerte die bald darauf fällige Antrittsaudienz eines neugewählten Reichstagspräsidiums, das aus zwei Zentrumsleuten und einem Freisinnigen bestand. Dagegen ließ er gewissermaßen strafweise das Präsidium einige Tage später zu einem Festmahle einladen, das am 1. April zur Ehrung des Bismarckschen Geburtstages im Schlosse stattfand, obgleich Bismarck selbst nicht daran teilnahm. Der freisinnige Vizepräsident Schmidt betrachtete nach dem Vorhergegangenen die kaiserliche Einladung als eine Verhöhnung und lehnte sie mit Zustimmung seiner Fraktion ab. Das sind alte Geschichten, von denen man heute natürlich nicht mehr gerne spricht; ebenso wie die klerikalen Thronstützen im Zentrum heute nicht mehr gerne davon reden hören, daß einst aus ihrer Mitte heraus der alte Kaiser Wilhelm im Reichstage laut als ein zweiter Nero und Diokletian gescholten wurde. Was zu jener Zeit geschah, als die Zentrumsleute noch amtlich als Reichsfeinde abgestempelt wurden. Das Gesagte soll

übrigens nur flüchtig daran erinnern, wie nicht erst bloß die Sozialdemokratie mit dem jeweiligen Träger der Krone unhöflich zusammenstieß. Ältere Nationalliberale werden auch noch wissen, wie selbst Bennigsen in den Augen des alten Kaisers Wilhelm nur ein Mann revolutionärer Gesinnung und mangelnder Königstreue war, und wie der gemäßigt-liberale Reichstagspräsident und Berliner Oberbürgermeister Herr v. Forckenbeck auf Hintertreppen in das kronprinzliche Palais zum spätern Kaiser Friedrich schleichen mußte, wenn dieser ihn gelegentlich sprechen wollte, weil der alte Kaiser in dem politisch überaus zahmen und ganz monarchisch-großbürgerlichen Forckenbeck noch den Geist der Revolution von 1848 verkörpert sah.

Wer all dieser Dinge aus eigener politischer Erfahrung gedenkt, der vergnügt sich ein wenig über die fadenscheinige Begründung des jetzigen Reichskanzlers, daß er nur aus Traditionsrücksichten dem Kaiser abriet, die beiden bürgerlichen Mitglieder des Reichstagspräsidiums allein zu empfangen, weil durch das Fehlen des Sozialisten Scheidemann die Gesamterscheinung des Vorstandes lückenhaft sei.

Tatsächlich möchte der Reichskanzler mit Hilfe der Person des Kaisers *dem Reichstage eine Lehre erteilen* und auf die bürgerlichen Liberalen erziehend einwirken bei der endgültigen Präsidiumswahl über drei Wochen. Gewiß ist es ärgerlich, daß gerade ein Genosse im Reichstagspräsidium sitzt, der ein so böses Wort über die Hohenzollern in Bausch und Bogen sagte. Und es ist begreiflich, wenn der Kanzler den wieder hinausschieben will und am liebsten gar keinen Sozialisten im Vorstande des Reichstages sähe. Ob aber das der richtige Weg ist, den er einschlug, ist doch fraglich. Als die Nationalliberalen und Freisinnigen den Sozialdemokraten Scheidemann ins Präsidium wählen halfen, erinnerte sich niemand im Augenblicke seiner früheren Äußerungen über die Hohenzollern. Es wird *so viel im Reichstage geredet, was in den Wind geht*, und Scheidemann war bisher keine der besonders beachteten Parteigrößen. Ein belesener gegnerischer Journalist grub seine Sünde aus und warf sie den Bürgerlich-Liberalen als Pfefferkraut in die Suppe.

Nun rechnet Bethmann Hollweg wohl so: bei der endgültigen Präsidentenwahl Mitte März werden gerade wegen der jetzigen Vorkommnisse die Sozialdemokraten an ihrem Scheidemann festhalten, der nicht zu Hofe gehen will und es anstandshalber auch nicht recht tun kann, da er sich der Gefahr aussetzt, vom Oberhofmarschall abgewiesen zu werden. Da der Kaiser aber ‚von Traditions wegen' sich weigert, das Reichstagspräsidium unvollständig zu empfangen, so werden — wie Bethmann Hollweg rechnet — die Freisinnigen vielleicht, die Nationalliberalen jedoch höchstwahrscheinlich den anstößigen Scheidemann nicht wieder wählen, und dann käme gar kein Sozialist ins Präsidium. Sollten die Sozialisten aber den Liberalen das ganz unerwartete Zugeständnis machen, und einen weniger kompromittierten Genossen als Präsidialkandidaten aufstellen, so wäre das auch schon ein Erfolg, wenngleich ein etwas kleinerer. Indessen kann sich auch begeben, daß nicht bloß jetzt, sondern auch in Zukunft öfters ein starrer Sozialist ins Präsidium kommt, dann wird eine Tradition schließlich kassiert werden müssen, entweder die, daß die bürgerlichen Präsidialmitglieder zu Hofe gehen — oder jene Bethmann Hollwegsche Formel, wonach der Kaiser nur den Gesamtvorstand voll-

zählig empfängt. Durch Bethmann Hollwegs Rat an den Kaiser wurden — bloß um ein augenblickliches Ärgernis zu beheben — die Präsidentenwahlen grundsätzlich für die Zukunft zu offiziellen Kraftproben für höfische Unterwürfigkeit des Parlaments umgestempelt und damit neue Reibungsflächen zwischen Krone und Volksvertretung überflüssig eingeschaltet...

Natürlich entbrannte hierüber im Reichstage bereits ein erhabener Streit der Grundsätze. Dabei kann ich mir aus den innersten Seelenzuständen zweier Hauptfiguren heraus recht gut vorstellen, wie gerade der jetzige deutsche Kaiser bei seiner lebhaften und starken Intelligenz sich gelegentlich sagt: ‚Schade, mit dem alten Urian, dem Bebel, würde ich ganz gern mal plaudern; er muß ein höchst amüsanter Kerl sein!' Und unsere rote Heiligkeit Herr Bebel hat auch ihre menschlicheren Stunden, wo sie herablassend denkt: ‚Dieser Hohenzoller im Schlosse an der Spree ist wirklich kein bürgerlicher Philister, ich würde fast geneigt sein, ihn zum Handkusse zuzulassen!'

Der Besuch des britischen Unterhändlers Haldane in Berlin hatte Bethmann Hollwegs Haupt neuerdings mit politischem Ansehen geschmückt; seine bisherige Behandlung der Parteien im neuen Reichstage hat es wieder zerzaust. Innerhalb 24 Stunden verstand er es, alle vor den Kopf zu stoßen als Kanzler, der in der inneren Politik über den Parteien stehen will und sich dabei zwischen sämtliche Stühle setzt. Gewiß ist seine Idee sehr schön, die bürgerlichen Parteien zusammenzuraffen als Gegengewicht gegen die wachsende Sozialdemokratie. Aber das rote Gespenst hat für die bürgerliche Linke augenblicklich sehr an Schrecken verloren; sie hat allgemach mehr Angst vor dem recht fühlbaren schwarzblauen Alpdruck der vereinigten Klerikalen und Konservativen und hofft, ihn mit sozialdemokratischer Hilfe abzuschütteln oder wenigstens mildern zu können. Bei solcher Gemütsstimmung und in einer Zeit, wo jeder dritte deutsche Wähler sozialdemokratisch wählt, und wo 110 Sozialisten im Reichstage sitzen, als Regierungsprogramm die Parole auszugeben, die bürgerlichen Parteien müßten sich sammeln, um die Sozialdemokratie als Reichsfeind von der parlamentarischen Mitarbeit auszuschalten: das wirkt politisch so naiv, daß man den Staatsmann, der damit die aufgeregten Parteien bändigen will, ganz einfach laut oder still, je nach dem Maße der Höflichkeit, auslacht. Andere zucken die Achsel über das Augenmaß, mit welchem Bethmann Hollweg die Entwicklung einer Bewegung wie den deutschen Sozialismus einschätzt. Auch Graf Posadowsky empfahl eine Politik der Sammlung. Aber wie spiegelte sich in Posas Hirn die politische Arbeit der Zukunft: nicht die Sozialdemokratie von der Mitarbeit am Staate ausschalten, sondern sie mit aller Kraft weiter heranziehen! Und durch den Zwang, daß sie praktisch mittun müssen in dem staatsbürgerlichen Getriebe, die revolutionären Eierschalen unserer Sozialisten noch mehr abstoßen helfen, als es schon geschah und beständig geschieht! Graf Posa geht allerdings nicht mehr mit dem Ministerportefeuille unterm Arm zu Hofe, besitzt weder Ar noch Halm und hat jetzt sehr viel Zeit zum Studieren sozialer Probleme..."

* * *

Mit manchem in der Partei könnte man sich zur Not als mit einer nur sie selbst schädigenden Verirrung abfinden, wären nicht die mehr oder minder begründeten Zweifel an ihrer nationalen Zuverlässigkeit. Geradezu beschämend wirkt da ein Vergleich mit den „Genossen" der andern Länder. „Nirgends", erinnert die „Kreuzzeitung", „hatten die Weltfriedensbestrebungen so begeisterten Widerhall gefunden wie bei den Italienern. Als England und die Nordamerikanische Union über ihren Schiedsgerichtsvertrag verhandelten, erklärte die italienische Regierung mit Stolz, sie sei die eigentliche Urheberin des Gedankens, da sie mit verschiedenen südamerikanischen Republiken zuerst solche Schiedsgerichtsverträge abgeschlossen habe. Auch Italien schien geneigt, vor jeder kriegerischen Handlung die Vermittlung befreundeter Mächte oder des Haager Schiedsgerichts anzurufen. Allein Regierung und Volk von Italien setzten sich darüber hinweg, als sie den Eroberungszug nach Tripolitanien antraten.

Was taten in Italien die Sozialdemokraten? Verabscheuten sie den Krieg, der doch kein Verteidigungskrieg war? Erhoben sie dagegen Widerspruch? Suchten sie ihn mit allen Mitteln, etwa durch Massenausstand oder Revolution, zu verhindern? Nein, mit wenigen Ausnahmen begeisterten auch sie sich für den Krieg, angeblich mit Rücksicht auf den Kulturfortschritt der tripolitanischen Arbeiter nach der Besiedlung durch Italien, die sizilianischen Sozialdemokraten in der Hoffnung, daraus für ihre Gefolgschaft unmittelbare Vorteile zu ziehen.

Der langsame Verlauf des Krieges mit seinen Opfern an Geld und Blut ernüchterte die Sozialdemokratie nicht. Nur die anarchistisch gerichteten Genossen versuchten es, eine ‚peinliche Pflicht' zu erfüllen und gegen den Strom zu schwimmen. Als einer der sozialdemokratischen Führer erklärte der Abgeordnete Bissolati am 23. Februar in der Kammer: Das tripolitanische Unternehmen wurde von dem ganzen Volke gewollt, von einem ungeheuren Ausbruch nationaler Begeisterung getragen und werde das Ansehen Italiens in der Welt immer mehr erhöhen. Ich und meine Freunde wollen die Lage des Vaterlandes nicht schwieriger gestalten und uns nicht von der großen Mehrheit der Nation absondern. Die Herren in Konstantinopel, die auf den Widerstand der Sozialdemokratie rechneten, sollen wissen, daß, wo es die höchsten Interessen Italiens gilt, wir italienischen Sozialdemokraten nicht hinter anderen Parteien zurückstehen werden. Ebenso lebhaft sprach sich ein anderer Führer der Sozialdemokraten, Professor Ferry, für das Kriegsunternehmen aus. Der einzige Opponent, der Vertreter der intransigenten Gruppe in der sozialistischen Partei, wurde niedergeschrien.

Diese natürliche und patriotische Haltung der italienischen Sozialdemokraten, mag sie nun aus einer besseren Erkenntnis heraus oder durch den überwältigenden Willensausdruck des Volkes hervorgerufen worden sein, bedeutete eine neue Abkehr von der vermeintlichen Solidarität aller Proletarier ohne Unterschied der Nation, der Rasse und des Glaubens von der roten Internationale.

Während des Marokkostreites war die Kriegsbegeisterung in Frankreich kaum weniger groß. Noch sind die deutschfeindlichen Auslassungen und Gehässigkeiten der französischen Politiker und Zeitungen aus jener Zeit nicht vergessen.

Wo blieben damals die französischen Genossen der deutschen Genossen? Verdammten sie den Krieg? Drohten sie mit dem Massenausstand, um den Krieg zu verhindern? Erklärten sie sich mit den deutschen Sozialdemokraten solidarisch? Nur der in der deutschen Presse fortwährend zitierte, aber ganz einflußlose Abgeordnete Jaurès ließ den Deutschen eine gewisse kühle Gerechtigkeit widerfahren, stand aber, wie gewöhnlich, in der Kammer fast allein. Im Kriegsfalle wären die französischen Genossen wie die italienischen über die Solidaritätsversicherungen der deutschen Genossen mit den Waffen hinweggegangen.

Noch weiter von der Internationalität der Sozialdemokraten in Deutschland sind die englischen Genossen abgerückt. Der englische Sozialistenführer Hyndman ist ein ebenso fanatischer Revolutionär wie Bebel, aber dabei nicht wie dieser ein Feind und Verächter seines Vaterlandes, sondern ein eifriger, fast chauvinistisch gesinnter Patriot. Hyndman haßt die Deutschen, mit selbstverständlicher Ausnahme der Bebel und Genossen, er tadelte die französischen Genossen, weil sie Delcassés Pläne gegen Deutschland nicht unterstützten, er erklärte es für die Pflicht Englands, rechtzeitig die deutsche Flotte zu zerschmettern. Er bedauerte, daß die englische Regierung nach Sedan nicht sofort zugunsten Frankreichs eintrat. England müsse sich mit Frankreich verbünden, damit es dem Deutschen Reich unmöglich gemacht werde, seine Flotte auch nur eine Woche lang auf dem Meere aufrechtzuerhalten. Deutschland begehre die englischen und französischen Kolonien, wolle Rotterdam und Antwerpen erobern. Der Pangermanismus bedrohe den Weltfrieden. Es ist unsere Pflicht, die Gelegenheit beim Schopf zu erfassen und rechtzeitig mit der deutschen Flotte abzurechnen, solange wir in der Lage sind, sie mit verhältnismäßig geringer Schwierigkeit zu zerschmettern. Das ist die alte Staatspolitik Englands, den modernen Bedingungen angepaßt.

Noch vor Jahresfrist befürwortete die sozialdemokratische Partei in England, deren Vorstandsmitglied Quelch in London sich auf dem Parteitag der deutschen Sozialdemokraten in Jena 1911 für die Abrüstung erklärte, die Flottenpolitik und die Flottenrüstungen der englischen Regierung. Im Unterhause aber erklärte ein anderer Sozialdemokratenführer, Ramsey Macdonald, keine Nation Europas könne annehmen, daß die Teilung des Landes in Parteien den nationalen Geist oder die nationale Einheit in Großbritannien schwächen werde.

Solche nationalen und politischen Erklärungen hat man von den sozialdemokratischen Führern in Deutschland niemals vernommen. Vielmehr haben die Bernstein und Genossen im Marokkostreit für England Partei genommen. Von einem englischen Blatte (‚Standard') mußte sich Herr Bebel die bittere Wahrheit sagen lassen, er vertrete den Satz: ‚Our own country is always wrong' — d. h. ‚Unser eigenes Land hat immer unrecht!'

In einer vernünftigen Anwandlung hat Herr Bebel geäußert, auch die sozialdemokratische Partei verlange für Deutschlands Handel und Industrie die offene Tür in Marokko. Was aber Deutschland tun sollte, wenn die Franzosen darauf nicht eingingen, hat er wohlweislich verschwiegen und mit Weltfriedensbeteuerungen die alten Abrüstungsforderungen erneuert.

So treibt die sozialdemokratische Partei, die den Frieden will, zum Kriege,

denn ihre ganze Haltung muß den Feind dazu ermuntern. Im Kriegsfalle will sie ja nach ihrer Erklärung alle Mittel anwenden, insbesondere den Massenausstand veranstalten, also in Deutschland die Revolution entfachen, um die Oberhand zu gewinnen. Deshalb jubelte man auch in England und Frankreich über die letzten sozialdemokratischen Wahlsiege, erblickte darin eine Schwächung des Reiches, glaubte an dessen leichte Besiegung und sah danach bereits einen Berliner Kommuneaufstand nach dem Vorbilde desjenigen von Paris 1871, ein kaiserliches Sedan mit der deutschen Republik im Gefolge, ein erwünschter Spielball für die französische und englische Politik. Selbst ein freisinniger Politiker wie der Abgeordnete Günther sagte am 21. November im sächsischen Landtage: ,Die Sozialdemokratie hat mit ihren Friedensdemonstrationen und der Drohung mit dem Massenstreik unserer Diplomatie nur Steine in den Weg gewälzt.'

Was den Deutschen fehlt und was allein gegen die sozialdemokratische Vaterlandslosigkeit helfen kann, ist in der Hauptsache ein alles überwältigendes Nationalgefühl, wie es Engländer, Franzosen und Italiener besitzen und betätigen. Das deutsche Volk muß mit einem starken Bewußtsein von der Größe und Kraft des Vaterlandes erfüllt werden, mit dem Willen zur Macht, sich weltpolitisch durchzusetzen, in der Erkenntnis, daß es nur dann nach innen wie nach außen gegenüber den Anfeindungen, Verstößen und Angriffen anderer Mächte, die mit allen Mitteln arbeiten und rücksichtslos handeln, seine Selbständigkeit behaupten, sein Gedeihen sichern kann."

* * *

... Und doch müssen wir uns mit unseren Sozialdemokraten abfinden. Haben vielleicht schon zu viel über sie und zu wenig über uns selbst gegrübelt und geurteilt. „Die Zeit", so spricht sich in der „Christlichen Welt" Theodor Schmidt so recht aus dem Tiefsten aus, „liegt noch nicht so weit zurück, wo es in unsern christlichen und nationalen, ja überhaupt in allen ‚anständigen' Kreisen für selbstverständlich galt, daß man nur wider die Sozialdemokratie Stellung nehmen dürfe ... Und es ist ja ohne Zweifel wahr, daß die heutige Sozialdemokratie bei jedem national und christlich empfindenden Menschen oft genug den schärfsten Widerspruch herausfordert. Wer an die einstige Ohnmacht und Zerrissenheit des deutschen Volkes denkt und an das Verdienst, das sich das monarchische Regime um die Einheit des Reiches erworben hat, der wird die ungeschichtlich radikale Kritik der Sozialdemokratie an Kaisertum und Monarchie nur bedauern können. Auch wer einer Minderheitspartei das taktische Recht einer weitgehenden Opposition gegen die augenblickliche Regierung zugesteht, wird die Einseitigkeit verurteilen, mit der hier Heer und Marine, Kolonial- und Sozialpolitik bekämpft wird, und durch die sich die Sozialdemokratie bewußt von aller fruchtbaren Mitarbeit ausschließt. Daß der grundsätzliche Klassenkampf der Klassenpartei die Einheit des Volkskörpers aufs schwerste gefährdet, liegt offen zutage; ebenso daß dadurch die politische Reaktion immer wieder sehr dankbaren Agitationsstoff bekommt.

Schwerer noch als die politischen Bedenken wiegen für uns die moralischen. Die Gefahren aller Organisation für die Freiheit und Selbständigkeit der Persönlichkeit treten bei der Sozialdemokratie besonders schroff hervor. Wenn der Deutsche



sowieso zu einer gewissen Autoritätsgläubigkeit und Unfreiheit nach oben neigt, so ist die sozialdemokratische Parteidisziplin und der marxistische Dogmatismus jedenfalls nicht geeignet, dem abzuhelfen. Weh muß es jedem Volksfreunde tun, bei diesen Vorkämpfern des Fortschritts so oft der alten Jesuitenmoral zu begegnen, die dem Gegner gegenüber unbedenklich alle Mittel anwendet. Wer die sozialdemokratische Presse liest und Versammlungen dieser Partei besucht, weiß, wieviel an Entstellung und Verleumdung Andersdenkender, der Kapitalisten und Unternehmer, der Regierung und der bürgerlichen Gesellschaft dort vorkommt. Dadurch wird vielfach eine Unzufriedenheit und Erbitterung erzeugt, der dann auch die Freude an Arbeit und Beruf leicht zum Opfer fällt. Über dem Kritisieren der bürgerlichen Moral geraten oft genug die das Familienleben schützenden Grenzmarken der Moral überhaupt ins Wanken. Kurz, viele große und edle moralische Errungenschaften aus der Vergangenheit werden von der ungestümen sozialdemokratischen Sturmflut mit fortgespült.

Auch das innere Verständnis für Kirche und Religion. ‚Die Sozialdemokratie ist unsre Religion', heißt es dort oft genug. Mit dem schärfsten Gericht an allen erdenklichen Schwächen und Sünden der Kirche verbindet sich so gern ein giftiger, anmaßender Spott über alles Göttliche, Geistliche, Ewige. Das aber bedeutet eine große geistige Verarmung, die durch alle intellektuellen Interessen, durch glänzende technische Kenntnisse und äußerliche Durchforschung der Sinnenwelt nicht ausgeglichen werden kann. Und so ist es nur zu begreiflich, wenn viele Volksfreunde mit Sorgen den wachsenden Einfluß der Sozialdemokratie auf die breiten Massen beobachten. Sie haben zu viel wider sie auf dem Herzen. ...

Nun mehren sich aber in den letzten Jahren die Stimmen derer, die daneben doch allerhand Lichtseiten an der Sozialdemokratie entdecken, die jedem Wider ein Für entgegenzusetzen haben. Man findet, daß die Sozialdemokratie eigentlich doch viel zur Auffrischung und Erneuerung unseres politischen Lebens getan habe. ‚Die Art, wie das Volk von Polizeimenschen und Landräten behandelt wird, ist so unwürdig, daß man mit Fäusten dreinschlagen möchte.' Das aber tat der brave Bürger bisher nie. Auch der Liberalismus ballte wohl die Faust in der Tasche oder schimpfte am Biertisch und in der Zeitung. Aber zu einer tatkräftigen und wirkungsvollen Opposition hat er es nicht gebracht. Diesen Dienst leistet nun oft genug die Sozialdemokratie, die mit scharfem Feindesauge jede Ungerechtigkeit des heutigen Systems entdeckt und sie dann auch öffentlich brandmarkt. Ganz besonders hat sie den werdenden vierten Stand eigentlich erst entdeckt und politisch erweckt. Wenn heute fast alle Parteien sozial sein wollen, so ist dies das Verdienst der Sozialdemokratie, von der sie alle sozial befruchtet worden sind. Ohne die sozialdemokratische Arbeiterbewegung gäbe es auch keine nationale und christliche.

Gar nicht zu unterschätzen sind doch auch die von der sozialdemokratischen Bewegung geschaffenen moralischen Neuwerte. Oder ist die Erweckung der bisher rein patriarchalisch geleiteten Massen zu eigenem politischen Denken und Handeln nicht ein respektables Stück Erziehungsarbeit? Die auch vor Opfern und Verfolgung, besonders in der früheren Zeit nicht zurückschreckende Hingabe an ein

hohes Zukunftsideal, die tatsächliche Solidarität, die rastlose Organisationsarbeit, das sind sittliche Leistungen, Kulturwerte, die auch dem Gegner Achtung abnötigen. Durch Vorträge und Bildungskurse, durch gute Feuilletons und wissenschaftliche Literatur übt die Sozialdemokratie unleugbar eine Volkserziehung im großen Stil aus.

Wer aber so mithilft, neues geistiges Leben in der stumpfen Masse zu wecken, der tut tatsächlich damit trotz aller Religionsfeindschaft doch Vorarbeit für das religiöse Leben. Es ist kein Zufall, daß die Kinder von Sozialdemokraten oft die besten und aufgewecktesten Schüler im Religions- und Konfirmandenunterricht sind. Und auch die Alten beschäftigen sich bei ihrer Polemik gegen Kirche und Religion doch wenigstens eingehend und nachdenklich mit diesen religiösen Problemen, während weiten Kreisen unseres liberalen Bürgertums dafür jegliches Interesse und Verständnis abgeht. Kalt oder warm, nur nicht lau: nach diesem biblischen Maßstab steht der fanatische sozialdemokratische Atheist und Freidenker dem Himmelreich näher als der satte und aufgeklärte Philister. Und so ließe sich noch manches für die Sozialdemokratie anführen, das uns auf eine günstige Zukunftsentwicklung hoffen läßt ...

Haben wir bürgerlichen Christen aber überhaupt das Recht, in dieser Weise das Für und Wider abzuwägen und so über die Sozialdemokratie zu Gericht zu sitzen? Hat uns Gott denn eigentlich für sie verantwortlich gemacht, so daß wir sie gleichsam als unser Missions- und Evangelisationsobjekt ansehen dürfen? Ist es nicht vielleicht gerade umgekehrt so, daß wir Bürgerlichen von Gott aus gesehen das Missionsobjekt sind und die Sozialdemokraten seine Missionswerkzeuge? Dann aber wäre ja ein ‚Wider die Sozialdemokratie' zugleich ein ‚Wider Gott', und wir müßten fürchten, über der kühlen Ablehnung oder Anerkennung der Sozialdemokratie gerade das zu überhören, was Gott uns durch sie zu sagen hat.

Warum kommen wir als Christen gar nicht auf den Gedanken, uns einmal so für und wider den Liberalismus, die Konservativen, das Zentrum auszusprechen? Warum gelten die von vornherein für gleichberechtigt und bündnisfähig, während man miteinander die Sozialdemokratie, die roten ‚Feinde' beobachtet und beurteilt? Kommt das nicht daher, daß die ganze Sozialdemokratie tatsächlich nur ein Reflex unsrer gemeinsamen bürgerlichen Parteisünden ist, eine so eindringliche Anklage Gottes gegen die bürgerliche und christliche Gesellschaft, daß wir ganz instinktiv den gemeinsamen Gegensatz herausfühlen? Dann aber sollten wir gar nicht Zeit haben, an die Bekehrung und Besserung der Sozialdemokratie zu denken, weil wir erst einmal das innerlich zu verarbeiten haben, was Gott durch sie wider uns Bürgerliche in die Gegenwart hineinruft. Der Mangel an diesem persönlichen Schuldgefühl in den bürgerlichen und christlichen Kreisen gegenüber der gewaltigen Reaktionserscheinung der Sozialdemokratie scheint mir ein verhängnisvoller Hauptfehler bei der ganzen Fragestellung.

Woher stammt denn die Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokraten? Ist das etwas anderes als die begreifliche Reaktion auf den übertriebenen, oberflächlichen Hurrapatriotismus und den knechtischen Byzantinismus weiter bürgerlicher Kreise?

... ‚Aber die Sozialdemokraten scheuen sich noch nicht einmal, das Bild der Königin Luise in empörendster Weise zu besudeln!‘ — Ja, wer hat denn zuerst aus der edlen Königin wider die geschichtliche Wahrheit eine reine Heilige gemacht? Wer hat zuerst im Geschichtsunterricht der Volksschulen das Hohenzollernhaus und das Deutschtum in einseitigster Weise verherrlicht? War das nicht ebenso wider die Wahrheit? Wo blieb da der energische Protest der Bürgerlichen und der Christen? Nun schickt Gott uns in Gestalt der Sozialdemokratie eine Korrektur, die bei aller leidenschaftlichen Einseitigkeit doch dem Streben entspringt, die Wahrheit aller überpatriotischen Verfälschung zum Trotz wieder zu Ehren zu bringen. Was ist aus dem demütigen ‚Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin‘ des Paulus für ein Gottesgnadentum der Fürsten gemacht worden, ihnen selbst zu fast übermenschlicher Versuchung! Dem haben auch die evangelischen Kirchen nicht widerstanden. ... Diese blinde monarchische Verehrung hat vermutlich dem Königtum und Kaisertum innerlich mehr geschadet als alle antimonarchischen und republikanischen Gedanken der Sozialdemokratie. Darf man übrigens als deutscher Christ nicht auch republikanisch denken? Oder hat das Staatskirchentum an diesem Punkt die Gedanken- und Gewissensfreiheit bereits ganz aufgehoben? Dann ist es jedenfalls höchste Zeit gewesen, daß Gott der Zukunft der Monarchie druch die einseitig scharfen Angriffe der Sozialdemokratie zu Hilfe kam.

Wie verständlich ist der Antimilitarismus dieser Kreise als Reaktion auf den übertriebenen Militarismus unsres Zeitalters. So tief steckten wir alle darin, daß erst die Sozialdemokratie kommen mußte, damit man es allgemein mit den Soldatenmißhandlungen anfing strenger zu nehmen. Lange genug blieben die wenigen Friedensfreunde allein auf weiter Flur. Erst nach den lauten sozialistischen Protesten gegen den Krieg ist der moralische Wille zum Frieden von weiteren christlichen Kreisen bewußt aufgenommen worden. Das Erstarken der Friedensbewegung und der Schiedsgerichtsgedanken scheint mir ein göttlicher Geistesfunke, der von jenen zu uns herübergesprungen ist.

Wir bedauern den Klassenkampf mit seinem Haß. Es wäre aber vielleicht nie dazu gekommen, wenn wir Christen früher schon so manchen tatsächlich unerträglichen gesellschaftlichen und sozialen Mißständen den Kampf bis aufs Messer energischer angesagt hätten. Aber wo bleibt der heilige Zorn der Christen, wenn sozialdemokratische Führer und Parteien fast in der gesamten konservativen und bürgerlichen Presse schief und einseitig dargestellt werden, wenn bei einem Erbschaftssteuergesetz da und dort der Egoismus der Besitzenden kraß zutage tritt, wenn in der schweren Industrie ganz laut das Herrenmenschentum proklamiert wird, wenn in unserm Wirtschaftsleben die Dividendenjagd vielfach zum obersten Wirtschaftsziel gemacht wird, wenn der Mammonsgeist unbekümmert um Tränen und Leichen alles zu beherrschen sucht? Wie gleichgültig läßt die Not in der Tiefe die meisten von denen, die auf den Höhen des Lebens, des Genusses, der Wissenschaft und Kunst wandeln! Wie kühl auch viele Christen, die nur um ihr privates Seelenheil eifrig besorgt sind! Und dann wundern wir uns, wenn Gott aus den Tiefen einen Strom gegen das

alles aufbrechen ließ, der wie alle neuen Quellen zunächst recht trüb und schlammig fließt, der aber schon heut uns allen Segen und Gewissensweckung gebracht hat.

Das gilt selbst von den bedenklichen Ansichten der Sozialdemokratie über die freie Liebe und Ähnliches. Warum durften sie denn eine so radikale Kritik der bisherigen bürgerlichen und christlichen Einehe wagen? Doch nur, weil tatsächlich in unsern Kreisen schon lange die doppelte Moral ruhig geduldet wurde... Die Theorien der Sozialdemokratie sind nur das Fazit der bürgerlichen Sittlichkeit, ein Mahnruf Gottes, mit der vielen Heuchelei in diesen Dingen endlich einmal ernstlich aufzuräumen. Müssen wir noch besonders dran erinnern, wie oft die Sozialdemokratie als Vorkämpferin gegen den Alkoholismus, die Prostitution, das Wohnungselend uns Christen beschämte?

Die Kirchenfeindlichkeit der Sozialdemokratie endlich kann doch eigentlich nur den verwundern, der die Haltung der Kirche in den letzten hundert Jahren total vergißt. Wie sehr hat die Kirche, die für arm und reich, hoch und niedrig in gleicher Weise da sein sollte, sich zu einem Werkzeug der regierenden Klassen degradieren lassen! Wie viele Pfarrer haben ganz selbstverständlich konservative Parteipolitik getrieben! Oder sie haben sich als Staatsbeamte von der Monarchie brauchen lassen gegen jede neue, freiheitliche Regung im Volke! Und wieviel Respekt vor dem Geld hatte sich in der Kirche eingenistet! Paulus verlangte, daß die Gemeinde alle die Glieder, die nicht selbst arbeiteten, brandmarken sollte, daß sie schamrot würden (2 Thess. 3, 14). Wann hat die Kirche es je gewagt, dies Wort auf die reichen Müßiggänger in ihrer Mitte anzuwenden? Da ist es barmherzig von Gott, daß er durch die allgemeine Kirchenflucht des vierten Standes die Kirche endlich wieder so energisch an ihre eigentliche, große und allumfassende Aufgabe mahnt. Versteht sie diese göttliche Strafpredigt, so wird vielleicht auch bei der Sozialdemokratie bald der Gegensatz gegen die Religion verschwinden, der ihr als Eierschale aus der liberalen Vergangenheit heut noch anhaftet.

Gott gab jedem Land die Sozialdemokratie, die es verdient und nötig hat. Deutschland auch! Erst dann wird er die sozialdemokratische Reaktion ändern, wenn die bürgerliche und christliche Aktion sich geändert hat. Es ist ein Unding, die Gegenwirkung ändern zu wollen, solange die ursächliche Wirkung fortbesteht. Nicht das kann deshalb heut unsere Aufgabe sein, die Sozialdemokratie richtig zu beurteilen, sei es verteidigend, sei es verurteilend, — *sondern die Lektion über uns selbst zu lernen*, die Gott uns durch sie erteilt. Er hat einst das heidnische Ägypten als Werkzeug zu Israels Erziehung gebraucht, und Cyrus war auch sein Knecht. Heut ist es die Sozialdemokratie."

* * *

In den wildesten Tagen der Sozialdemokratie, rügt Paul Harms im „Berl. Tagebl.", sei nicht so viel vom Umsturz aller bestehenden Ordnung die Rede gewesen wie seit dem Zusammentritt des neuen Reichstages. Da sei ein Seitenblick auf die Vorgeschichte der Revolution angebracht: auf die große Umwertung aller Werte im Frankreich des ancien régime. Die Dinge entwickelten sich nämlich gar nicht so, wie sie ad usum delphini, für den höfischen Gebrauch, dargestellt würden:

„Es kam nicht so, daß über Nacht ‚zuchtlose' Massen den Einfall ausheckten, die Bastille zu stürmen und weiterhin den König zu köpfen und den lieben Gott abzuschaffen. Es werden keine Jahrhunderte alten Throne und Altäre umgestürzt, die nicht in emsiger Vorarbeit unterhöhlt worden wären. Und es liegt in der Natur der Sache, daß diese Vorarbeit nur von denen geleistet werden kann, die Thronen und Altären am nächsten stehen. So hat denn auch schon Henri Taine darauf aufmerksam gemacht, daß der kurzen révolution eine lange dissolution, der Umwälzung eine Auflösung voranging. Neuere Forschungen haben die Art dieser Auflösung in lehrreicher Weise aufgehellt. Auf ihrer Grundlage faßt Eccardus, der leider immer noch unbekannte Verfasser der Geschichte des niederen Volkes in Deutschland, sein scharfes Urteil dahin zusammen: ‚Aus diesem Gesichtswinkel betrachtet, zeigt sich unserem staunenden Blick das Ganze zunächst als eine rein ständische Bewegung privilegierter Klassen gegen das Königtum, durchaus analog jenen aristokratischen Unruhen, die in England schließlich zum Sieg über, in Brandenburg zur Niederlage unter die absolute Monarchie geführt hatten, mit der wichtigen Abweichung nur, daß etwas Unsinnigeres als das Toben jener französischen, im Rohr sitzenden und Pfeifen schneidenden, mit Vorrechten übersättigten Feudalen überhaupt auf dem ganzen Erdenrund, ja nicht einmal im alten Rom, zur Beobachtung gekommen ist.' ...

Das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts litt nicht an erdrückender Belastung an sich — das reiche Land hätte die staatlichen Lasten sehr wohl tragen können —, als vielmehr an unsozialer Verteilung der Lasten, verbunden mit willkürlicher Steigerung, ohne Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit. Mittelstand und Proletariat hatten die ganzen Lasten aufzubringen, die in einer vom Standpunkt des Gemeinwohls einfach verbrecherischen Weise von ihnen erpreßt wurden. So wurde z. B. die Salzsteuer auf eine wahnsinnige Höhe hinaufgetrieben durch die Verpflichtung, sieben Pfund Salz auf den Kopf einzukaufen. Während in der Bretagne, die sich von der Salzsteuer freigehalten hatte, der Zentner Salz 1½ Livres galt, kostete er zur selben Zeit in Burgund 61 Livres. ... Das Königtum hat es an Versuchen zur Reform nicht fehlen lassen. Über einen der energischsten hat die Gräfin Dubarry ihre kleine aber mächtige Hand gehalten, die letzte Maitresse Ludwigs XV., kein Sproß des Feudaladels, sondern ein verlorenes Kind aus der dunkelsten Tiefe des Volkes! Aber allen Reformen widersetzten sich die Privilegierten, voran die hohe Bureaukratie, wie sie aus der reichgewordenen Bourgeoisie hervorgegangen und in den ‚Parlamenten' organisiert war, höchsten Gerichtshöfen, deren Tätigkeit in überaus verderblicher Weise mit der inneren Verwaltung verquickt war. Die Parallele mit der Gegenwart springt in die Augen. Nicht als ob die Finanzen des Deutschen Reiches und seiner Bundesstaaten auf eine Stufe zu stellen wären mit denen des revolutionären Frankreichs. Aber darauf kommt es nicht an. Daß die Grenzen des Möglichen heute andere sind als vor 150 Jahren, ist ja nicht das Verdienst der Privilegierten. Die Willensrichtung, die damals unter den privilegierten Ständen vorherrschte, ist auch heute noch die gleiche. ...“

So werden, wie unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., mit vereinten Kräften die dringlichsten Reformen hintangehalten. Trotzdem wird man nicht behaup-

ten können, das Königtum dieser letzten Selbstherrscher sei schon so gefährdet gewesen, daß ihm nicht mehr zu helfen war. Noch Ludwig XVI. saß fest genug im Sattel, um sich durch Reformen, wie sie Mirabeau vorschwebten, halten zu können. Er selbst gab sich und das Königtum auf dadurch, daß er sich den Privilegierten völlig in die Arme warf. Erst in dem Augenblick, wo diese das Königtum ganz in ihrer Gewalt zu haben glaubten, und sich anschickten, es nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen, erst da brachen die Schranken der alten Ordnung zusammen, brach der Zorn des Volkes über die Privilegierten herein, stürzte das Königtum in die Grube, die die Privilegierten ihm in langer Vorarbeit gegraben hatten. Und es folgte jene Anarchie, wonach die Privilegierten von heute sich heimlich sehnen; jene Anarchie, die nur die Soldatenfaust des kleinen Korporals bändigen konnte — um Europa zwanzig Jahre lang in Flammen zu setzen.

Zur Zeit, als die Privilegierten in Frankreich noch bei ihrer revolutionären Vorarbeit waren, spazierte im Park von Sanssouci eines Tages der alte Preußenkönig mit dem künftigen Thronfolger. An einer Pyramide demonstrierte der müde Herrscher dem kleinen Friedrich Wilhelm den Bau des Staates: oben die Spitze, weithin sichtbar, aber sie trägt nicht. Was trägt, ist die breite Fläche unten, das Volk. Das Wohl des Volkes immer im Auge zu haben, damit sein Königtum sicher auf tragfähiger Basis ruhe, das war die ernste Lehre, die der stärkste Geist des Hohenzollernhauses da einem der schwächsten — und leider auch erfolglos — gab. Heute predigen die Wortführer der Privilegierten wieder die umgekehrte Weisheit: Keine Reformen! Nur keine Rücksicht auf die große, tragfähige Masse! Schließen wir den schützenden Ring um das Königtum — damit es uns in unseren alten Privilegien neu bestätige und uns weitere Vorrechte verleihe. Und wie ein rabenheiseres Echo tönt hinter dem Chorus der Privilegierten die Stimme der ersten Reichsbureaukraten: Keine Reformen! Niemals.

Die Geschichte wiederholt sich nicht — und doch war alles schon einmal da! Die große tragende Masse des Volkes ist nicht mehr stumm wie im Frankreich vor der Revolution, wie im Preußen von 1806. Man muß annehmen, daß der Druck von 7½ Millionen, die vorwärts wollen, den Widerstand von 4½ Millionen durch Ausdauer und Stetigkeit überwinden werde ..."

In einem Augenblick, wo in der gerechtesten Steuerform eine „Brüskierung" erblickt werde; wo der wahrhaft patriotische Führer aller Privilegierten „seine Stunde" herbeisehne; wo das Haupt der Bureaukratie einen Schatzmeister als unbequem empfinde, der kein Geld ausgeben will, was er nicht hat: in solch einem Augenblick dürfe auch an die bitterste Lehre der Geschichte erinnert werden, wonach Throne immer nur von denen unterhöhlt worden sind, die ihnen am nächsten standen.

Inzwischen, so las man an anderer Stelle des Blattes, sei Herr von Bethmann überzeugt, daß der Verstand nur bei ihm zu finden sei, und fahre fort, den Parteien seine Meinung zu sagen: „Die Herrschaft ist sehr empfindlich darüber, daß eine so große Kältewelle hereingebrochen ist. Habe ich euch nicht rechtzeitig geraten, — so putzt der Herr Reichskanzler die bürgerlichen Parteien herunter — euch um mich zu sammeln und gemeinsam mit mir auf das Thermometer zu blasen?

Hätten wir das Quecksilber künstlich in die Höhe getrieben, so hätte die Herrschaft gar nichts davon gemerkt, wie kalt es ist. Aus 4¼ Millionen Sozialdemokraten wären bis zur nächsten Wahl dann 5¼ Millionen geworden, oder auch mehr. Aber was tut das, solange man's an der Mandatsziffer nicht merkt? Was nicht in den Akten ist, das ist für eine brave Bureaukratenseele nicht in der Welt, und eine Unzufriedenheit, die in den breiten Massen heimlich weiterfrißt und nach und nach den halben Volkskörper anfrißt, die kümmert einen pflichtbewußt monarchisch denkenden Reichskanzler nicht, solange die rote Flut im Reichstag nicht sichtbarlich steigt ..."

Man könne beim besten Willen nicht behaupten, meint sehr despektierlich die „Nationalzeitung", daß der Reichskanzler mit seiner „eckigen Trockenheit" und „Humorlosigkeit" bei dem schweren Ringen mit diesen heikelsten Problemen eine besonders glückliche Figur gespielt habe: „Man vergegenwärtige sich nur einmal die Situation! Der Reichskanzler spricht über die innere Politik zum ersten Male vor einem Reichstag, in dem 110 Sozialdemokraten sitzen, und der einen Sozialdemokraten auf den Platz des ersten Vizepräsidenten berufen hat. Seine Absicht ist es, Beruhigung unter den aufgeregten Parteien zu verbreiten und die Bedingungen für ein besonnenes und sachliches Zusammenarbeiten zu schaffen. Was tut nun der Kanzler? Er benutzt seine erste große Rede zu einem zornigen Angriff auf die stärkste Partei des Hauses, der er die schwärzesten Pläne nachsagt. Ja — etwas Unerhörtes, das wohl in einem anderen Parlament nicht möglich wäre — er richtet seine Pfeile auch gegen den von diesem Reichstag gewählten und augenblicklich noch amtierenden ersten Vizepräsidenten. Noch mehr, dieser Friedensstifter reitet unter stürmischem Jubel der Minorität eine Attacke gegen die Majorität des Hauses, indem er seine pathetischen Anklagen auch auf die ganze bürgerliche Linke ausdehnt. Und, um dem Faß den Boden auszustoßen, verkündet er vor den Vertretern, die das deutsche Volk in einer Zeit schwerer Verbitterung und Verärgerung gerade unter dem Gesichtspunkt gewählt hat, daß unsere ganze Verwaltung und Gesetzgebung den lebenden Kräften der neuen Zeit und insbesondere dem gewerbfleißigen Bürgertum nicht gerecht werde: er werde einem Ausgleich der bestehenden Unstimmigkeiten energisch entgegentreten und dulde keine schärfere Kontrolle der Regierung durch den Reichstag. Er werde auch der von den Nationalliberalen mit Recht entschieden befürworteten Verantwortlichkeit des Reichskanzlers, die sich längst als eine unvermeidliche Notwendigkeit erwiesen hat, allen Widerstand entgegensetzen.

Ist es staatsmännisch, ist es überhaupt klug, in diesem neuen Reichstag, in dem die Sozialdemokraten nun einmal die meisten Abgeordneten haben, ihnen von vornherein zu suggerieren, daß sie lediglich auf Zerstörung und Verwüstung des Bestehenden ausgehen? Und dies in einem Augenblick, wo sie durch ihren Eintritt ins Präsidium bekunden, daß sie mitverantwortlich sein wollen für die Geschäfte des Reichstages, und einen Tag, nachdem ihr erster Redner zum Etat gleichfalls die Bereitwilligkeit zu sachlicher Mitarbeit erkennen ließ. Die Erfahrungen, die man in manchem süddeutschen Parlament mit den Sozialdemokraten gemacht hat, widersprechen doch lebhaft dem verstockten Pessimismus,

den Herr von Bethmann Hollweg den Sozialdemokraten und auch den Revisionisten entgegensetzt. Es ist doch nicht angebracht, immer wieder die alten sozialdemokratischen Sünden absichtlich hervorzukehren, um ihre Unbelehrbarkeit darzulegen. Wenn Herr von Bethmann Hollweg, allen parlamentarischen Gepflogenheiten zum Trotz, sogar die Wahl eines noch im Amte tätigen Vizepräsidenten zu kritisieren unternimmt, so zeigt er am besten, wie wenig er neuen Tatsachen sich anzupassen vermag. Erinnert er sich nicht, daß Bismarck die bürgerlichen Parteien direkt aufefordert hat, die Sozialdemokraten zur Teilnahme an der Geschäftsführung im Reichstag zu drängen, um ihnen eine feige Zurückhaltung unmöglich zu machen? Bismarck hielt es 1895 für einen taktischen Fehler der übrigen Fraktionen, nicht darauf bestanden zu haben, daß die Sozialdemokratie eine Präsidentenstelle zu übernehmen habe ...

Die bürgerlichen Parteien, die den Fortschritt und wahrhaftig nicht den Umsturz wollen, sind von jenen Bismarckschen Gedanken und von mannigfachen Erfahrungen der letzten Zeit ausgegangen, die es durchaus nicht hoffnungslos erscheinen lassen, daß die Sozialdemokraten sich zu einer durchaus friedlichen und fruchtbaren Mitarbeit erziehen lassen. Die Zukunft wird ja lehren, ob sie oder der Reichskanzler recht behalten, der in seinem Kopf offenbar ein ganz anderes Bild von der Sozialdemokratie trägt, als es der gegenwärtigen Entwicklung dieser Partei entspricht. Er selbst hat ihr ja die Durchbringung seines Lieblingsgesetzes, des Verfassungsentwurfes mit Elsaß-Lothringen, zu danken. Und hat er jetzt schon vergessen, daß seine Regierung offiziell und mit schnellem Erfolge mit den Sozialdemokraten darüber verhandelt hat?"

Und so mündet auch dieser Weisheit letzter Schluß in den Ruf: „Erst lernen, dann lehren!"

* * *

Wenn man die Reichstagswahlen dieses Jahres „Verstimmungs- und Verärgerungswahlen" genannt habe, so hält Dr. Walter Rochlitz im „Allgemeinen Beobachter" (Hamburg) diese Bezeichnung für berechtigt. Zwar sei auch sie nur ein Schlagwort, wie so manche im Wahlkampf gefallene Redensart, aber ein richtiger Sinn verberge sich doch dahinter: „Durch die Haupt- und Stichwahlen ging unverkennbar ein Zug der Verärgerung, der in dem gewaltigen Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmenzahl und Mandate seinen Ausdruck gefunden hat. Es ist viel über diese törichte Verärgerung gescholten worden, man hat an den staatserhaltenden, den monarchischen, den nationalen Sinn der Wähler appelliert, man hat ihnen das Gewissen auf jede Weise zu schärfen gesucht. Umsonst! Es ist alles vergeblich gewesen. Die Wahlen haben den Ausgang genommen, der kommen mußte. Der ‚schwarz-blaue Block' ist zertrümmert und eine liberal-sozialistische Mehrheit ist an die Stelle getreten. Ein deutlicher Ruck nach links ist unverkennbar. Man kann dieses Ergebnis bedauern, aber man muß doch, solange man das Reichstagswahlrecht theoretisch und praktisch für das gerechteste aller Wahlsysteme hält, anerkennen, daß in dem Wahlausfall eine Volksstimmung zum Ausdruck kommt. Nun hat es zwar immer Wähler in Deutschland gegeben, die es grundsätz-

lich mit der Opposition halten, mag die Regierung tun was sie will, und die Zahl dieser Wähler schwillt erfahrungsgemäß nach großen Steuervorlagen, die die Masse des Volkes erheblich belasten, automatisch an — das hat schon Fürst Bismarck erfahren —, aber wenn bei einer Wahl über 4 Millionen Wahlberechtigte von insgesamt nur 14 Millionen ihre Stimme der radikalsten Partei, der Umsturzpartei geben, dann ist das nicht mehr das Votum einer kleinen Anzahl Unzufriedener, sondern der großen Mehrheit des Volkes. Gegen diese Erkenntnis kann sich nur ein Verblendeter sträuben.

So viel steht fest: es herrscht eine weitverbreitete Unzufriedenheit, und diese Unzufriedenheit richtet sich gegen das jetzige Regierungssystem, und zwar gegen die Träger dieses Systems, die Inhaber der politischen Macht in Reiche und in Preußen, gegen die Konservativen und deren Verbündeten, das Zentrum. Man kann es im Volke nicht verstehen und verschmerzen, daß eine große Partei wie die konservative ihre Macht so weit mißbrauchen konnte, daß bei der Reichsfinanzreform fast alle Lasten auf die Schultern der Nichtbesitzenden gelegt und die Vermögen der Großen und Reichen, die ausreichend allein durch eine Erbschaftssteuer hätten getroffen werden können, geschont wurden ... Wer auf die großen Zeiten der konservativen Partei zurückblickt, wer da weiß, wieviel weitschauende Politiker diese Partei trotz allem aufzuweisen gehabt hat und noch aufweist — wir brauchen nur an den berühmten Nationalökonomen Adolf Wagner zu erinnern —, wird es mit uns bedauern, daß die konservative Partei sich auf eine extreme, allem gesunden Fortschritt feindliche Bahn hat drängen lassen. Die Anzeichen des Niederganges der Partei sind nicht von gestern. Man hätte ihr aber manches verziehen, wenn nicht die Ablehnung der Erbschaftssteuer und die Ablehnung einer gesunden Wahlrechtsreform in Preußen den eklatantesten Beweis erbracht hätten, daß den Konservativen neben manchem anderen auch das gesunde Rechtsgefühl abhanden gekommen ist. Denn der Widerstand gegen die Erbschaftssteuer war, das ist heute erwiesen, in der Hauptsache durch die egoistischen Interessen der Großgrundbesitzer eingegeben, die sich weigerten, ihr Vermögen einer Erbschaftssteuer unterziehen zu lassen, weil sie fürchteten, ihren wirklichen Vermögensstand offenbaren zu müssen, und das Opfer einer für den Staat wirklich gewinnbringenden Steuer scheuten, weil sie ihre eigenen Interessen ganz im Gegensatz zu den Überlieferungen höher stellten als das Staatsinteresse.

Auf dieser Bahn ist es dann abwärts gegangen. Die Konservativen haben ihre Fehler, wie sie es in früheren Zeiten wohl getan haben, nicht nur nicht eingestanden, sie haben auch den zweifelhaften Mut gehabt, ihre volksfeindliche Gesetzesmacherei bei der Reichsfinanzreform, um ihre Sünden zu verdecken, als eine ‚patriotische Tat' zu bezeichnen und alle zu verunglimpfen und zu verleumden, die in diesen Chorus nicht mit einstimmten. Die Folge war jene maßlose Verhetzung unter den bürgerlichen Parteien, die wir seit zweieinhalb Jahren bis zum Überdruß erlebt haben, eine Hetze, an der alle Parteien gleichermaßen schuld haben, die Nationalliberalen und Freisinnigen nicht minder wie die Konservativen und Klerikalen, der Hansabund ebenso wie der Bund der Landwirte.

Es ist unsere feste Überzeugung, daß eine dauernde Besserung unserer inner-

politischen Lage nur möglich ist durch die Erneuerung des konservativen Gedankens, durch eine zeitgemäße, moderne konservative Politik, mit andern Worten durch eine konservative Kulturpolitik. Die Partei, deren große Fehler die Verworrenheit unserer Lage und die Radikalisierung des Reichstages verursacht haben, kann uns allein aus der Misere unserer Parteiverhältnisse befreien, indem sie einen entschlossenen Strich hinter ihre Vergangenheit zieht und dem Zeitgeist die unvermeidlichen Konzessionen macht ... Dazu gehört vor allem eine positive und selbstlose Arbeit auf seiten der Konservativen, die deutlich beweist, daß die konservative Fraktion nicht nur Beharren und Festhalten am Alten, sondern auch gesunden Fortschritt kennt. Dazu gehören weiter eine Abkehr von aller Interessenpolitik und agrarischer Einseitigkeit, ein Eintreten für gesunde Finanz- und Steuerreformen unter gleichmäßiger Berücksichtigung aller Stände und entsprechender Belastung der besitzenden Klassen, gleichmäßiger Heranziehung des immobilen wie des mobilen Vermögens zu den Lasten des Staates mit einigen allein durch die landwirtschaftliche Produktionsweise gerechtfertigten Einschränkungen. Eine großzügige und moderne Verwaltungsreform muß ein weiteres Erfordernis dieser Politik sein, wobei Rücksicht darauf zu nehmen ist, daß die bevorzugte Stellung des Landrats als Vorsitzender der Einkommensteuerveranlagungskommission in den ländlichen Bezirken beseitigt und der Landrat auf reine Verwaltungsangelegenheiten beschränkt wird. Es sind weiter zu fordern: Ausbau und Verbesserung des Verfahrens zur Ermittlung der Einkommens- und Vermögenssteuer, gerechte Behandlung des Mittel- und Kleinbesitzes auf den Kreistagen, ein gesundes Fideikommißgesetz, das dem Überwuchern der Fideikommisse entgegenzuwirken hat, und endlich Beseitigung der Exklusivität bei der Auswahl der Anwärter zum höheren Verwaltungsdienst, Auswahl allein nach der Tüchtigkeit und nicht nach der Geburt und gesellschaftlichen Stellung des Vaters. Auf kirchlichem Gebiete müßte die konservative Partei ihre streng orthodoxe Auffassung mildern und dem kirchlichen Liberalismus, soweit es angeht, Gleichberechtigung einräumen. Die Rechte der evangelischen Kirche sind den Übergriffen des Papsttums und des Ultramontanismus gegenüber besser zu wahren als bisher. Auf den Gebieten der Volksschule ist eine Annäherung von der reinen Konfessionsschule an die Simultanschule zu erstreben, desgleichen eine Neuordnung des Verhältnisses von Kirche und Schule überhaupt und die Einführung der fachlichen Schulaufsicht. Die verfassungsmäßigen Rechte des Königs sind aufrechtzuerhalten, zu vermeiden ist aber die in unserer Zeit unerträgliche und verletzende Betonung des Gottesgnadentums. Einzutreten ist auch für Schaffung eines einheitlichen, den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Beamtenrechts, Revision des Disziplinarverfahrens, unbedingte Sicherstellung der staatsbürgerlichen Rechte der Beamten. In den Lohn- und Machtkämpfen der Arbeitgeber und -nehmer ist alle Aufreizung zu vermeiden und dem Geiste sozialer Gerechtigkeit und Versöhnung Raum zu geben. Dem unbedingten Schutz der Autorität ist ein begrenztes Maß von Freiheiten gegenüberzustellen. Das sind nur die dringendsten Forderungen eines konservativen Kulturprogramms. Weitere ließen sich finden. In dieser Richtung müßte das konservative Parteiprogramm, wie es in dem sog. Tivoli-Programm vom 8. Dezember 1892 festgelegt ist, re-

vidiert werden. Je früher es geschieht, desto besser ... Soll der rote Reichstag doch noch einen guten Ausklang haben, und wollen die Konservativen den roten Spuk endgültig bannen, dann gibt es nur eine Losung, und diese Losung heißt: Kulturpolitik."

Man braucht sich ja nun keineswegs auf jede einzelne der vom Verfasser vorgebrachten Forderungen festzulegen. Das ist ja auch nicht seine Absicht gewesen. Aber die Richtungslinie ist in ihnen angedeutet. Und wo ein Wille, da ist auch ein Weg.

* * *

An diesem Willen fehlt's aber noch hüben wie drüben. Auch in unserer Industrie kann sich ein gewisses „Herrenmenschentum noch immer nicht entschließen, die nötigen paar Sprossen von seiner hohen Leiter herunterzuklettern. Da erhalte ich den Brief eines schlichten Bergmannes: „Ach, ich habe den Türmer so oft gelesen, aber leider mir armen Menschen fehlt es nicht allein an dem schönen Sonnenlicht, es fehlt auch an Mitteln, um Licht zu kaufen. Augenblicklich ziehen schwarze Wolken aus der Tiefe auf, der Bergmann will kämpfen um höheren Lohn; die große Masse, die am Hungertuch nagt, verlangt einen Bruchteil von den Dividenden von dem großen Reingewinn. Die verschiedenen Organisationen der Bergarbeiter haben Forderungen gestellt, diese sind abgewiesen mit der Begründung, daß die Zechen selbst eine Erhöhung der Löhne vornehmen werden. Gewiß, es ist geschehen, aber es klingt wie Hohn, wenn ich Ihnen diese Handlungsweise darstelle. Vor fünf, auch sechs Monaten hat man den Lohn gekürzt um 20—30 ₰ pro Schicht, und nun kommt man her und gibt 10—15 ₰ zurück = 5 %, und 15 % verlangen die Verbände der Bergarbeiter ... Ich bin frei von allen Verbänden, auf mich allein angewiesen, aber meine Anschauung deckt sich nicht mit dem Handeln dieser Übermenschen ..."

Ist das die Sprache frecher „Begehrlichkeit", revolutionärer „Hetzer"? Und nun erscheinen auch noch, gerade zur rechten Zeit, die amtlichen Nachweisungen der in den Hauptbergbaubezirken Preußens im Jahre 1911 verdienten Bergarbeiterlöhne. Die Frage ist nach Ausbruch des englischen Riesenstreiks auch in Deutschland akut geworden und bildet den Gegenstand lebhafter Erörterungen in Parlament und Presse. Die Entwicklung der Löhne im preußischen Bergbau in den Jahren 1907—1911 ergibt sich aus nachstehender Zusammenstellung:

	Lohnsumme in Millionen Mark	Jahresverdienst pro Arbeiter	Schichtverdienst in Mark	Verfahrene Schichten pro Arbeiter
1907	788,43	1 328	4,31	308
1908	831,05	1 293	4,27	303
1909	794,02	1 204	4,07	296
1910	810,39	1 221	4,11	297
1911	854,75	1 271	4,23	300

Von 1907 auf 1911 ergibt sich noch eine Abnahme des Jahresverdienstes um 57 *M.*

Von besonderem Interesse ist die Entwicklung der Lohnverhältnisse im Steinkohlenbergbau. Auch hier sind die Ergebnisse noch erheblich ungünstiger

als in den Jahren 1907 und 1908. Die Bewegung der Löhne in den Jahren 1907 bis 1911 spiegelt die folgende Übersicht:

	Lohnsumme in Millionen Mark	Jahresverdienst pro Arbeiter	Schichtverdienst in Mark	Verfahrene Schichten pro Arbeiter
1907	665,13	1 380	4,44	311
1908	707,15	1 341	4,41	304
1909	675,31	1 233	4,17	296
1910	690,95	1 248	4,20	297
1911	729,86	1 298 (!)	4,32 (!)	300

Die Zahl der verfahrenen Schichten deckte sich in den drei letzten Jahren mit dem Gesamtdurchschnitt. Der Jahresverdienst pro Arbeiter ist seit 1907 um 82 M gesunken.

Der Schichtverdienst weist eine Verminderung um 0,12 M auf. Die Entwicklung der Lohnverhältnisse war also im Steinkohlenbergbau ungünstiger als im preußischen Bergbau überhaupt.

Ein und eine halbe Million Arbeiter sind in England in den Ausstand getreten. Hält der Streik länger an, dann werden weiter Abermillionen brotlos, und England steht vor einer weltgeschichtlichen Katastrophe. Dabei haben, wie die „Frankf. Ztg." feststellt, die englischen Bergarbeiter sozialpolitisch längst alles das erreicht, was auch die deutschen Arbeiter anstreben, wovon aber im deutschen Bergbau noch nicht einmal eine Spur vorhanden ist. „Wenn es in England dennoch zum Streik gekommen ist, so liegt das zunächst daran, daß nur ein Teil der Bergarbeiter — man nimmt an: etwa ¼ der gesamten Belegschaft — den Mindestlohn tatsächlich erreichte. Die große Masse der Bergarbeiter, die Häuer, arbeitet im Akkord und wird pro Tonne Kohle bezahlt, die gefördert wird; mit dem Lohne steht aber da auch der Mindestlohn in Beziehung zur Leistung. Weil nun die Kohlenflöze nicht gleichmäßig, sondern häufig schwierig zu bearbeiten sind und auch Betriebsstörungen nicht selten vorkommen, ist es einem großen Teile der Häuer nicht möglich, den Mindestlohn zu erreichen, und darum verlangen sie, daß der Mindestlohn nicht bloß allgemein festgesetzt, sondern jedem Bergmann persönlich garantiert werde. Dies ist die Forderung, um die es sich bei dem gegenwärtigen Arbeitskonflikt handelt. Nun kompliziert sich aber die Sache durch einen weiteren Umstand. Die Grubenbesitzer, insbesondere die walisischen, sind zwar schon deshalb gegen den persönlichen Minimallohn, weil sie meinen, daß durch ihn dem Arbeiter der Anreiz genommen würde, möglichst viel zu fördern. Immerhin würden sie sich damit vielleicht freiwillig abfinden, zumal da auch Vorschläge zur Sicherung der Förderung gemacht worden sind, aber es kommt als wesentliches Moment hinzu, daß sie der Ansicht sind, die Arbeiterschaft habe einen Vertrag gebrochen: sie sagen, der Vertrag, der bestand, laufe noch zwei Jahre, und die Arbeiter hätten noch kein Recht, mit neuen Forderungen zu kommen. Der Arbeiterführer Edwards wiederum behauptet ganz im Gegenteil, daß die Unternehmer den im Jahre 1910 zugestandenen Minimallohn gar nicht durchgeführt hätten, so daß nicht die Arbeiter, sondern die Grubenbesitzer die Vertragsbrüchigen seien. Wer von den beiden recht hat, wird sich vielleicht gar nicht entscheiden lassen, da es sich um

Auffassungen handelt. Aber jedenfalls spielt die Auffassung der walisischen Grubenbesitzer eine entscheidende Rolle, da in letzter Linie sie es ist, die die Einigung verhindert hat. Sie sind nun einmal der Ansicht, daß die Arbeiter den Kontrakt gebrochen haben Darum wollen sie nicht nachgeben und sich lieber, wenn's schon nicht anders geht, einem Gesetze fügen.

Die englische Regierung ist sich bewußt, daß man nicht warten könne, bis sich etwa diese Ansichten geklärt haben würden. Wenn das Feuer auf den Nägeln brennt, dann muß man sich eben salvieren und kann nicht fragen, ob man dabei jemandem auf die Füße tritt. Wenn dieser Riesenstreik auch nur einige Zeit dauerte, so würden die Industrien, die Verkehrsmittel und das Kleingewerbe lahmgelegt, von den Schwierigkeiten gar nicht zu reden, die sich für die Haushaltungen ergäben. Eine solche Katastrophe muß abgewehrt werden, und die englische Regierung will es durch ein Gesetz tun, das den Minimallohn einführt, vorausgesetzt, daß sich nicht noch eine Einigung erzielen läßt. Über den Inhalt dieses schon vorbereiteten Gesetzes ist bisher nicht viel bekannt geworden. Man hörte nur, es würde vorgeschlagen, daß in jedem Revier unter Beihilfe eines staatlichen Kommissars zwischen Vertretern der Unternehmer und Arbeiter Tarife bestimmt würden. Danach würde also das Gesetz nur das Prinzip des Minimallohnes statuieren, seine konkrete Gestaltung aber Revierämtern überlassen, nur daß diese gezwungen wären, bestimmte Minimallöhne festzusetzen, und sich nicht damit ausreden dürften, daß es zu keiner Einigung gekommen sei; eventuell würde wohl der staatliche Kommissar entscheiden. Weiter könnte ja ein Gesetz auch nicht gehen, denn es ist nicht möglich, einen einheitlichen Minimallohn für ein ganzes Reich festzusetzen, in dem die wirtschaftlichen Verhältnisse recht verschieden sind. Das Gesetz könnte nur die formale Voraussetzung dafür schaffen, daß überall entsprechende Minimallöhne eingeführt würden. Aber auch ein solches Gesetz wäre für unsere modernen Verhältnisse etwas ganz Neues und von größtem Interesse.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Engländer in der Behandlung sozialer Konflikte doch einen großen Zug haben, wobei ihnen freilich ihre längere Erfahrung zustatten kommt. In anderen Dingen haben sie von uns gelernt, so in der sozialen Versicherung, für die Deutschland bahnbrechend war; auch geht es in manchen deutschen Gewerben zwischen Unternehmern und Arbeitern schon ganz so zu, wie in England. Aber wenn man die Behandlung der Arbeitskonflikte im deutschen und englischen Kohlenbergbau und die Rollen vergleicht, die die Regierungen dabei spielen, so könnte einen der Neid fassen. In Deutschland machen die Bergarbeiter eine Lohneingabe an die eine Organisation der Unternehmer, und diese erklärt sich nicht für zuständig. Richten die Bergarbeiter ihre Eingabe an die andere Organisation, so erklärt sich diese für unzuständig. Ach, diese armen, unzuständigen Bergherren-Vereine! Natürlich könnten sie in einer halben Stunde zuständig sein, da doch alle in Betracht kommenden Unternehmer in den verschiedenen Organisationen — zu verschiedenen Zwecken — beisammen sitzen. Aber sie wollen nicht, denn für die deutschen Bergwerksbesitzer gibt es immer noch grundsätzlich keine Arbeiterorganisationen. So kommt es zu der lächerlichen Tatsache, daß die Arbeiter Lohnerhöhungen verlangen, daß die Arbeitgeber gleichzeitig Lohnerhöhungen

ankündigen, daß aber die beiden Gruppen niemals zusammenkommen können, um sich einmal auszusprechen und Konfliktsstoffe zu beseitigen. In England hat man sich allerdings nicht geeinigt, aber daß nicht einmal die Präliminarien möglich seien, das würde dort wie ein Märchen klingen. Und wie hat sich die preußische Regierung beim großen Bergarbeiterstreik von 1905 verhalten? Sie hat zwar auch eine Vorlage eingebracht, aber deren Ergebnis bestand, nachdem das Parlament noch einige Verschlechterungen angebracht hatte, in der Hauptsache darin, daß — das Nullen verboten wurde. Daß sich eine preußische Regierung für einen gesetzlichen Minimallohn erwärmen würde, ist ein ausschweifender Gedanke. Man muß hoffen, daß sie jetzt nicht wieder vor die Frage gestellt würde, wie sie sich zu einem großen deutschen Bergarbeiterstreik verhalten sollte. Denn es möchte leicht sein, daß sie nicht einen Teil der Initiative aufbrächte, die die englische Regierung gezeigt hat."

* * *

Diese Initiative ist nun begreiflicherweise keineswegs nach dem Geschmack aller, erst recht natürlich nicht der direkt interessierten Gegenpartei. Freiherr von Zedlitz und Neukirch sieht in dem Vorgehen der englischen Regierung eine unmittelbare Folge der politischen Demokratisierung Englands. Will man aber die Bedeutung dieser nach allen Seiten richtig beurteilen, so darf man die damit Hand in Hand gehenden großen wirtschaftlichen und sozialen Bewegungen nicht außer Betracht lassen. Die Herrschaft des politischen Radikalismus ist auch eine Periode tiefeinschneidender wirtschaftlicher und sozialer Kämpfe. Und zwar nehmen diese ständig an Umfang und Bedeutung zu. Den Anfang machte der Streik der Seeleute und Hafenarbeiter, im vorigen Hochsommer folgte der Ausstand der Eisenbahner, und jetzt steht Großbritannien mitten in dem Millionenstreik der Bergarbeiter.

Daß diese in das Erwerbsleben des Landes tief eingreifenden Lohnkämpfe nicht bloß zeitlich mit der Demokratisierung der Parlamentsherrschaft zusammenfallen, sondern im engen Zusammenhang damit stehen, erscheint kaum zweifelhaft. Wie die Iren, so bildet die Arbeiterpartei ein unentbehrliches Glied der Mehrheit des liberalen Ministeriums. Auch dessen weniger sozialradikaler Teil muß dieser Tatsache Rechnung tragen. Die unmittelbare Folge davon ist das für das Heimatland des Manchestertums befremdliche alsbaldige Eingreifen der Staatsgewalt in den wirtschaftlichen Kampf.

Konnte bei dem vorjährigen Eisenbahnerausstande die gespannte auswärtige Lage noch als Motiv der Einwirkung der Regierung vorgeschützt werden, so tritt im Hinblick auf die derzeitige internationale Entspannung der politische Hintergrund des Eingreifens des leitenden Staatsmannes unverhüllt hervor. Es handelt sich um die Erhaltung einer notwendigen Stütze des radikalen Regiments. Damit war der Weg vorgezeichnet. Auch nach der Richtung, daß die Regierung ihren Einfluß in der Hauptsache zugunsten der Bergarbeiter geltend machte. Wie weit sie sich dabei auch sachlich von der bisherigen Auffassung des Arbeitsverhältnisses als eines rein vertragsmäßigen entfernte, erhellt aus der Tatsache, daß sie der Forderung der Festsetzung eines von der Arbeitsleistung ganz unabhängigen Mindest-

lohnes grundsätzlich zustimmt und zu ihrer Durchsetzung sogar gesetzlichen Zwang in Aussicht nimmt.

Dieser politischen Zwangslage des radikalen Ministeriums ist sich die Arbeiterschaft nur zu wohl bewußt; dieses Bewußtsein bildet mit den Erfolgen der vorhergehenden Ausstände eine der Haupttriebfedern des jetzigen Bergarbeiterausstandes. Ohne die Überzeugung von der Unterstützung der Regierung hätte man sich schwerlich zu den Beschlüssen vom 2. Februar verstiegen, welche vorläufig selbst dieser noch zu weit gehen.

Manche Anzeichen deuten aber auch darauf hin, daß dies nicht der einzige Zusammenhang zwischen der politischen Demokratisierung Großbritanniens und den wirtschaftlichen und sozialen Bewegungen der letzten Zeit ist. Teils voll bewußt, teils wenigstens in einer Art dunklen Dranges, scheint dabei die Hoffnung oder selbst Erwartung mitgesprochen zu haben, durch die politische Depossedierung der Hochbegüterten auch deren wirtschaftliche Depossedierung anbahnen zu können. Der Gedanke, die politische Macht als Hebel für die Erreichung wirtschaftlicher und sozialer Ziele zu benutzen, ist zwar längst Gemeingut des festländischen Sozialismus, war der britischen Arbeiterschaft bis vor urzem aber noch fremd, und erst mit der Demokratisierung des Staats scheint er wirklich treibende Kraft gewonnen zu haben. Das auf der gegenwärtigen Zwangslage des radikalen Kabinetts beruhende Machtbewußtsein erfährt daher eine sehr wirksame Verstärkung durch die Perspektive auf die wirtschaftliche Unterwerfung der Industriellen, Reeder und Handelsherren durch die politische Demokratie. Daß in diesem Gedankengange zugleich ein überaus starker Antrieb zum Kampf um den entscheidenden Einfluß im Parlament liegt, bedarf der näheren Darlegung nicht. Wie die politische Demokratisierung den Hauptanstoß zu den schweren wirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart gegeben hat, so eröffnet diese Verquickung politischer, sozialer und wirtschaftlicher Momente zugleich die Aussicht auf eine starke politische Betätigung der Arbeiterschaft, deren etwaiger Sieg allerdings das bisherige England sowohl in politischer wie in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht geradezu auf den Kopf stellen müßte ... Die Nutzanwendung für unsere Verhältnisse liegt angesichts der auch bei uns immer stärker hervortretenden Bestrebungen auf weitgehende Demokratisierung von Reich und Staat auf der Hand.

Das gelobte Land, als welches es immer in deutschen Schriften und Reden dargestellt wird, ist England auch nicht. Seit geraumer Zeit, heißt es in der „Schlesischen Ztg.“, verursacht das Problem der M a s s e n a r m u t den englischen Politikern und Volkswirten ernste Sorgen. „Nach Ermittelungen, die 1902 angestellt wurden, war ein Drittel der englischen Bevölkerung der Armut verfallen. Im Herbst 1906 veranschlagte der Vorsitzende der englischen Gewerkvereine die Zahl der Unterernährten auf 10 Millionen Köpfe! Ursachen: Unzulängliche Arbeitslöhne trotz — oder vielmehr wegen — des Freihandels, schlechte Wirtschaft, Trunk und Spiel. Am schlimmsten war die Lage der alten Leute. Mit Rücksicht darauf griff das liberale Ministerium ein und schuf nach deutschem Vorbild die staatliche Altersversicherung. Die absteigende Entwicklung Englands zum Rentnerstaat hat begonnen und schreitet unaufhaltsam, wenn auch langsam, vorwärts. Noch

läßt sich nicht vom Verfall Englands sprechen. Das mächtige Reich steht auf einem Höhepunkt. Im Weltverkehr tritt es aber allmählich zurück und wird von aufstrebenden Mitbewerbern, in erster Reihe von der nordamerikanischen Union, überflügelt. Zunächst zeigt der soziale Körper Englands krankhafte Erscheinungen Hand in Hand mit der zunehmenden Demokratisierung in Gesetzgebung und Verwaltung unter dem liberalen Ministerium mit seinen radikalen Angehörigen. Unter den englischen Gewerkvereinen hat die radikale sozialdemokratische, ja selbst die syndikalistische Richtung (nach französischem Vorbild) mehr und mehr an Kraft gewonnen und drängt zu Ausständen, zu politischer Betätigung, zum Kampfe um die Macht in Staat und Gesellschaft, besonders in den industriellen Betrieben, um mitzubestimmen und die Verteilung des Einkommens zu beeinflussen. Seit Jahrzehnten waren so umfangreiche und erbitterte Ausstände, wie sie in neuester Zeit auftraten, nicht bekannt. Noch in Erinnerung ist der Ausstand der Eisenbahn- und Hafenarbeiter vom August 1911 mit Ausschreitungen, die nur durch ein starkes Truppenaufgebot unterdrückt werden konnten. Damals hatte die Marokkofrage einen sehr ernsten Charakter angenommen. Fast scheint es jetzt, als ob die Ausstände vom August sehr wesentlich dazu beigetragen hätten, die Kriegslust der Engländer zu dämpfen und den Frieden aufrechtzuerhalten. Mindestens konnte die englische Regierung mit Rücksicht auf den Aufruhr im eigenen Lande nicht gut daran denken, ein Hilfsheer von 160 000 Mann nach Frankreich oder Belgien zu entsenden und dadurch die bewaffnete Macht daheim empfindlich zu schwächen. Das soziale Gefüge Englands hat bedenkliche Risse aufzuweisen. Man wird vorläufig auch über den Kohlenarbeiterausstand hinwegkommen. Aber die Tatsache bleibt, daß das see- und weltbeherrschende England selbst nur noch auf schwankenden Füßen steht. Auch andere Reiche haben soziale Kämpfe zu überwinden. Englands Lage ist aber bedeutend ungünstiger. Denn infolge Vernachlässigung seiner Landwirtschaft muß es mehr als 85 % seines Bedarfs an Nahrungsmitteln vom Auslande beziehen. Tritt darin aus irgendeinem Grunde eine Stockung oder Störung ein, kommt es zur Teuerung oder Panik, dann steht England vor der Gefahr einer sozialen Revolution, deren Rückwirkungen sich nicht entfernt absehen lassen."

* * *

Sollten Betrachtungen ähnlicher Art auch auf die „Annäherung" Englands an Deutschland von Einfluß gewesen sein? Vorläufig, darin wird man den „Münchener Neuesten Nachrichten" recht geben müssen, war freilich nur der Köder sichtbar und nicht die Angel. „Nur von den Gewinnen Deutschlands bei solchem Handel war dort die Rede — und nicht vom Preis. Wir wollen heute nicht von den kolonialen Angeboten reden, die man uns in der Presse — ob auch im Kabinett, wissen wir nicht — so freigebig gemacht hat. Wir wollen auch heute nicht an die oft erwogenen Gründe gegen eine Rüstungsverständigung erinnern; nur die Frage können wir nicht ganz unterdrücken, was wir antworten sollten, wenn man uns ein mal eine solche Zumutung von irgendeiner Seite in bezug auf das Landheer machen sollte; und die weitere Frage, in welcher Lage allein man im ganzen Verlauf der Geschichte selbständigen Staaten solche Zumutungen zu machen pflegte.

Der letzte Fall in Deutschland war — nach dem Frieden von Tilsit. Über das Maß seiner Rüstung entscheidet jeder souveräne Staat allein. [Muß das wirklich erst gesagt werden? In Deutschland, scheint's, leider ja! D. T.] Über ihre Beschränkung entscheiden die Erwägungen seiner Finanzpolitik und seiner gesamten Leitung. Aber wenn die tiefsten Ursachen der deutsch-englischen Gegensätze durch eine deutsche ‚Kontingentierung' beseitigt werden sollen, so genügt nicht die Zahl unserer Kriegsschiffe. Wir müssen dann die Handelsschiffe, die Werkstätten und Kontore, die Zechen und Hochöfen kontingentieren lassen; denn da sitzt doch die Wurzel des Schmerzes. — Und doch: die wirkliche und echte Verständigung mit England wird einmal kommen müssen. Sie wird kommen, wenn England von der Überzeugung beherrscht sein wird, daß eine Freundschaft mit Deutschland ein großes Opfer wert ist, das Opfer einer fast heiligen Überlieferung beim Verhandeln mit den Mächten des Kontinents. Vielleicht steigt das Bedürfnis zu solcher Freundschaft bald höher, als wir heute ahnen. Wir meinen: die Grundlage kann niemals ein Übereinkommen bilden, dessen wichtigster Artikel auf einer der beiden Seiten, wie nach dem Frieden von Tilsit, die Reservatio mentalis ist. Wenn der Punkt gefunden ist, an dem nicht ein beiläufiges, sondern ein großes Interesse beide Länder zusammenführt, dann ist die Zeit reif für einen solchen Bund. Haben wir diesen Punkt, auf den wir als Gleichberechtigte treten können, dann ist das Ziel zu greifen."

Wer aufmerksam die Methode der englischen Politik verfolgt, so liest man in der „Rhein.-Westf. Ztg.", werde für die plötzliche Liebelei der Engländer mit uns eine sehr natürliche Erklärung finden: „Wenn wir die Großkampfschiffe in Betracht ziehen, so stehen wir heute in einem Verhältnis zur englischen Flotte, daß uns diese als einen beachtenswerten Gegner in ihre Berechnungen einstellen muß. Geht die Anzahl der deutschen jährlichen Schiffsneubauten nach dem Wortlaut des Flottengesetzes von jetzt ab von drei auf einen, während die Engländer nach wie vor ihre vier Schiffe jährlich auf Stapel legen: so sinken wir bald auf die alte maritime Bedeutungslosigkeit gegenüber England herab. Dies zu erreichen, haben selbstverständlich die Engländer alle Ursache. Darum hielt Haldane dem Kaiser und dem Reichskanzler eine Vorlesung über die Innigkeit der englischen Freundschaft. Es gibt aber Kreise, die sich ihren deutschfeindlichen Mund nicht von einer schlaueren Diplomatie verbinden lassen, sondern aussprechen, was sie alle denken. Zu diesen gehört Horatio Bottomley, einer der bekanntesten englischen Politiker, der am Samstag, dem 17. Februar, in seiner weitverbreiteten Wochenschrift ‚John Bull' schreibt: ‚Wir fragen: Welche Art Politik betreiben wir? — Artig fügen und geduldig zuschauen, wie unsere Herrschaft zur See stetig untergraben und unsere Stellung in Europa bedachtsam bedroht wird? Während unser gefährlichster Rivale uns den Handel wegstiehlt an allen Teilen der Welt? Während, nach Ausspruch unseres eigenen Ersten Lords der Admiralität, es Deutschland gestattet wird, sich den unnötigen ‚Luxus' einer kolossalen Flotte zu leisten, und während hierdurch eine stetig wachsende Bedrohung der uns zukommenden Herrschaft zur See, die die erste Garantie unserer nationalen Existenz bedeutet, geschaffen wird? Wir fragen wiederum: Ist das unsere Politik? Laßt uns offen

reden, und wir sprechen für das Volk: Wir sind dieser Narrheiten müde. Wir halten nunmehr den Zeitpunkt für gekommen, dem Kaiser kundzutun, daß wir uns hinfort jedem weiteren deutschen Flottenprogramm entgegenstellen, und daß wir, als erste Seemacht, nicht ein neues Schiff in der deutschen Kriegsflotte mehr dulden werden. Ein gleichartiger Wink nach Österreich würde ebenfalls nicht unangebracht sein. Aber da ist die Frage: ‚Wo haben wir den Casus belli?' Wir antworten: ‚Stewart' (der in Deutschland mit Fug und Recht abgeurteilte englische Spion). Sir Edward Greys Pflicht ist es, Einspruch gegen diese Verurteilung Stewarts zu erheben. Der Protest muß gemacht werden in einer formellen, unzweideutigen Note des Auswärtigen Amtes, bekräftigt durch die Haltung des Parlaments. Wenn wir Staatssekretär des Auswärtigen wären, so würden wir Mr. Churchill sowie Mr. Haldane ersuchen, der Note ein Postskriptum hinzuzufügen: ‚Wir stimmen mit obigem überein', und dieses Postskriptum zu zeichnen: ‚Für Großbritanniens Flotte' resp. ‚Für Großbritanniens Armee'. Das würde gehandelt sein! Und sollte man unseren Protest unbeachtet lassen? Nun denn, so werden wir ohne weitere Umstände jedes deutsche Schiff in den Grund bohren. Wir haben die Macht dazu heute. Morgen vielleicht würde es zu spät sein. Unser Handel, Nationalgefühl, echter Patriotismus, gesunder staatsmännischer Geist usw. schreien: Heute!!! Krankhafter Humanitätsdusel, feige Furcht, ekelhafte Sentimentalität, schläfrige Verbrüderungsphantasterei wimmern: Morgen! Hinweg mit allen Parteizwistigkeiten, hinweg mit eurem Gezänk um Wales, irischer Selbstverwaltung, Versicherungsgesetzgebung, zum Teufel mit dem Frauenstimmrecht! Wenn eure Burg in Gefahr ist, so beschäftigt euch nicht länger mit dem mehr oder weniger geschmackvollen Stellen eurer Zimmereinrichtung, hört nicht weiter auf die Tratschgeschichten der Dienstboten! Hinauf auf die Zinnen und besetzt die Schießscharten! Füllt den Graben mit Wasser und ziehet die Brücken hoch! O, alles für eine Regierung der Tat!!!' Einer solchen herausfordernden Sprache wird unbedingt früher oder später die Tat folgen, wenn wir uns mit unserer Flotte nicht auf der Höhe halten, wenn das Stärkeverhältnis zwischen uns und den Briten nicht dauernd so ist, daß die Herren vom ‚John Bull' fürchten, von einem Waffengang mit uns mehr oder weniger lahm heimkehren zu müssen. Solche Artikel, wie die des Herrn Bottomley, der übrigens in derselben Nummer vom 17. Februar in einem ganzseitigen Bilde unseren Kaiser mit seinem Anspruch auf einen Platz an der Sonne aufs blutigste verhöhnt, sind die beste Begründung für die Forderung unseres Marine-Staatssekretärs, weiterhin jährlich drei Großkampfschiffe auf Stapel zu legen. Und da es eine alltägliche Erfahrung ist, daß eine wirkliche Freundschaft nur zwischen Gleichen Platz greifen kann, niemals zwischen einem Starken und einem Schwachen, einem Genie und einem Dummkopf, einem Krösus und einem Bettler. So sind die wahren Friedensfreunde auf deutscher Seite die, die darauf drängen, daß wir eine starke, deutsche Flotte haben, die der englischen den Mut nimmt, sich auf Abenteuer gegen uns einzulassen."

Daß England mit uns in Fühlung treten werde, sobald unsere Flotte erst

eine gewisse achtungheischende Stärke gefunden habe, war ja zu erwarten. Und deshalb, meint die „Magdeburgische Zeitung“, sei der Eintritt dieses „psychologischen Moments“ zu begrüßen. „Jetzt haben sich aber jene Leute wieder kräftig an die Arbeit gemacht, die da behaupten, wir kämen im Handumdrehen zu eitel Frieden und Freundschaft mit England, wenn wir nur auf den die Engländer ärgernden Ausbau unserer Flotte verzichteten. Einflußreiche Politiker ... machen gegenüber der kommenden Flottenvorlage flau, indem sie den Ton einzig und allein auf den Ausbau der Landmacht gelegt hören wollen; die Entscheidung über Deutschlands Schicksal falle ja doch zu Lande. Nun, abgesehen davon, daß eine wirksame Blockade der deutschen Häfen mangels ausreichenden deutschen Flottenschutzes es uns zum mindesten ganz außerordentlich erschweren, wo nicht unmöglich machen würde, zu Lande lange genug durchzuhalten, wird die zu verteidigende Front wesentlich verlängert und die Kriegführung zu Lande erschwert, wenn unsere Flotte nicht imstande ist, eine britische Landungsarmee auf ihrem Seetransport zu behindern ... Zeigen wir jetzt, daß wir auf den weiteren Ausbau unserer Seemacht verzichten wollen, dann haben wir uns die Hände gebunden und müssen die Verständigungsbedingungen annehmen, die England uns zu diktieren für gut befindet. Es gibt Kreise, denen es vor allen Dingen auf die dekorative Wirkung des bevorstehenden britischen Königsbesuchs in Berlin und seiner kaiserlichen Erwiderung in London ankommt. Mit diesen Rücksichten wolle man uns doch gütigst verschonen! Wenn der Kaiser Besuch bekommt, hat er sich bisher noch stets auf die Artigkeit der Berliner verlassen können. Auch der fünfte Georg wird empfangen werden mit der Achtung, die dem Vertreter einer so großen Macht gebührt, wenn auch ohne die überquellenden Empfindungen, die schlechtweg dem Repräsentanten eines Landes gegenüber nicht am Platze sind, dessen Politik uns im vorigen Jahre so eigenartige Erfahrungen hat zuteil werden lassen. Was ist denn an politischen Nachwirkungen seinerzeit übriggeblieben von dem ausgezeichneten Empfang, den die von ihm so lange geschnittene Reichshauptstadt dem siebenten Eduard bereitet hat?“

Mit Recht hält es die „Post“ für einen groben Fehler, wenn Kaiser Wilhelm wirklich ein begeisterter Förderer der jetzt angebahnten Verhandlungen sein sollte, das offen auszuposaunen und die Engländer noch mehr darauf zu stoßen, wo für sie der Hebel am leichtesten angesetzt werden kann. „Kommen unsere Diplomaten nicht wiederum in dieselbe klägliche Lage wie 1905, wo ihnen bei den Marokkoverhandlungen von französischer Seite höhnisch entgegengehalten wurde: ‚Der Kaiser will wegen Marokko keinen Krieg, und deshalb herunter von dem hohen Roß der Festigkeit und Unnachgiebigkeit!‘ Ist der englischen Diplomatie ihr Spiel nicht ungeheuer erleichtert, wenn sie glauben kann, der Kaiser legt den größten Wert auf die Verständigung und will auch deshalb Opfer bringen! Wir werden die englischen Meister des Bluffs und der Schmeichelei, gestützt auf die angebliche Stimmung des Kaisers, mit unseren Helden von Agadir umspringen?!“

„Es handelt sich nur darum, den richtigen Mann nach Berlin zu schicken. Das kann nur Lord Haldane sein, unser glänzender Kriegsminister. Hat er nicht

vor kurzem einen vorzüglichen Vortrag über die deutsche Kultur gehalten? Hat er nicht in seinen jungen Jahren die ‚Welt als Wille und Vorstellung‘ ins Englische übersetzt? Ist er nicht ein Verehrer der guten alten Zeit in Deutschland? Würde er nicht mit Begeisterung helfen, das Zeitalter Goethes und der deutschen Romantik zurückzuführen? Also los!“

So schildert Karl Peters die Stimmung in England. Nun weiter:

„Lord Haldane reist nach Berlin. Was für Vorschläge er hinüberbrachte, ist weder hier noch drüben gemeldet. Deutschland und Großbritannien sollen gleiche Interessen in Persien und China haben. Dies ist am Ende eine Phrase, um die der Kriegsminister sich nicht nach Berlin zu bemühen brauchte. Beide Staaten wollen gegenseitige Spionage verbieten. Das werden am Ende zu jeder Zeit höfliche Staatsmänner irgend zweier Länder sich erklären. Lord Haldane wolle einen Vorschlag machen, die Walfischbucht gegen eine Grenzreguliereung, also wohl am ‚Caprizipfel‘, auszutauschen. Das kommt ein wenig zu spät, nachdem Deutschland an hundert Millionen auf Swakopmund und die Bahnen von dort ins Innere verwendet hat. So verlautet es, so flüstert man. Recht banale Kombinationen! Arrangements über den Flottenbau ließen sich zwischen zwei Großmächten nicht verabreden, belehrt bei dieser Gelegenheit die Londoner Presse. Vor einigen Jahren, plaudert die ‚Pall Mall Gazette‘ aus, habe man in der Tat eine Vereinbarung in dieser Richtung getroffen. Wirklich habe die deutsche Admiralität die authentischen Ziffern des kommenden Jahresbudgets an die Admiralty in London übersandt. Lord Macnamara habe diesen Ziffern entsprechend auch nur vier Dreadnoughts bestellt. Aber er habe die deutschen Angaben für unwahr gehalten und deshalb neben diesen offiziellen gleich vier geheime Kiele legen lassen. So seien es acht geworden. Am Ende des Jahres aber habe er sich überzeugen müssen, daß die deutschen Ziffern doch wahr gewesen seien. Eine rührende Geschichte!

Mit solcher Kenntnis berührt hier recht wundersam die Aufnahme, die der englische Abgesandte in Berlin fand. Anstatt ihn kühl und höflich an sich kommen zu lassen, riß sich die höchste Gesellschaft des Deutschen Reiches geradezu um ihn. Es schien, als ob man es nicht eilig genug haben konnte, den imponierenden Eindruck, den die Haltung des deutschen Volkes im vorigen Herbst hier in der Tat gemacht hatte, so gründlich wie möglich in Großbritannien zu verwischen. Man nahm ihn auf, als wenn sein Besuch dringend ersehnt sei. See, the conquering hero comes, blow the trumpets, beat the drums! Als ob irgend jemand Eindruck machen könnte in Großbritannien durch schwächliches Nachrennen!

Tatsache ist, daß in diesem Lande die Empfindungen gegen Deutschland gerade in der letzten Zeit ausgesprochen an Kälte und Feindseligkeit durch die ganze Nation zunehmen. Mr. Winston Churchill in Glasgow und nicht Lord Haldane war der wirkliche Offenbarer der britischen öffentlichen Meinung. Zwei britische gegen einen deutschen Kiel und entsprechend mehr Mannschaften; und, wenn Deutschland die Race nicht aufgibt, Vergrößerung dieses Zwischenraumes, das ist die Politik, welche die liberale Regierung ankündigt und das Land ausführen wird. Weshalb Churchill dies Programm urbi et orbi verkündete, während Haldane in Berlin Friedensschalmeien blies, weiß er selbst am besten. Hier spricht man

von einem tiefgehenden Riß im Kabinett. Die alten Whigs Roseberyscher Schule: Asquith, Sir Edward Grey, Lord Haldane auf der einen Seite; Mr. Lloyd-George und Winston Curchill, die Radikalen, auf der anderen. Mr. Asquith werde ins House of Lords hinaufklettern, Lloyd George die Premierschaft übernehmen, heißt es. Lord Haldanes Reise nach Berlin mit der Churchillschen Rede als Mahner sei nichts als eine kleine ergötzliche Episode in dem eigentlichen Spiel. Ich weiß nicht, ob das wahr ist, oder ob eine kollegiale Verabredung zugrunde liegt.

Mr. Churchill sprach die Meinung aus, daß Deutschland, mit der Sozialdemokratie als belastendes Moment, die angespannte Konkurrenz mit diesem Lande nicht werde durchhalten können. Im großen und ganzen war seine Rede drohend und plump, wie England zu den Zeiten der Väter zu sprechen liebte, und nicht geeignet, ein stolzes Volk zu gewinnen. Sie war eine verbesserte Auflage der Rede Lloyd Georges vom vorigen Sommer. Darauf antwortet man nicht mit Worten, sondern mit Taten. In diesem Falle mit der Durchführung unseres eigenen Flottenplanes und einer unbekümmerten auswärtigen Politik. Überhaupt ist Großbritannien dasjenige Land, wo sich höfliche Reden am wenigsten lohnen, das aber rücksichtsloses Handeln sehr schnell versteht. Es ist nämlich für einen Defensivkrieg großen Stils so außerordentlich schwerfällig vorbereitet. Das weiß sicherlich auch Winston Churchill, und die Glasgower Rede war einer seiner dreisten Bluffs.

Der Hinweis auf die wachsende Sozialdemokratie war freilich ein reales Argument. Es kann wohl unter keinen Umständen angenommen werden, daß diese Partei für einen solchen Wettkampf zur See zu haben ist, während die britische Arbeiterpartei im großen und ganzen derartige Forderungen unterstützen wird. Die Schwäche dieses Landes bleibt die Schwierigkeit der Verpflegung der Massen während eines Seekrieges auch mit einer kleineren Macht, und das völlige Versagen der Armee in jedem europäischen Krieg. Speziell Lord Haldanes Versuch eines Freiwilligen-Heeres darf als völlig gescheitert betrachtet werden. Sie können einfach die Mannschaften nicht aufbringen. Nun agitiert Lord Roberts mit seiner National Service League für den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht. Aber keine Partei in diesem Lande dürfte wagen, die Idee zum Schlagwort bei einer Wahl zu machen, ohne rettungslos von vornherein geschlagen zu werden. Es ist bekannt, daß Großbritannien sich verpflichtet hat, im Fall eines kontinentalen Krieges 150 000 Mann in der Flanke der deutschen Aufstellung innerhalb einer Woche zu landen. Es kann als sicher vorausgesagt werden, daß es diese Verpflichtung nicht in einem Monat wird lösen können. Dann aber bleiben alle Drohreden gegen Deutschland bis auf weiteres bloßes Geschwätz, von dem man am besten gar keine Notiz nimmt.

Wie es keinem Zweifel unterliegen kann, daß ein gut Teil der Anglophobie in Deutschland dem prätentiösen Auftreten einzelner Engländer drüben zuzuschreiben ist, so muß ich wiederholen, daß eine Ursache für die Geringschätzung, mit welcher unsere Landsleute vielfach von den Engländern eingeschätzt werden, in der Anglomanie von Deutschen besteht. Von solcher Anglomanie gibt mir jeder Besuch in Deutschland neue Beweise. Ceterum censeo! Dies S i c h - a n - d e n - H a l s - w e r f e n m u ß den selbstbewußten Bewohnern Albions naturgemäß V e r-

achtung einflößen. Wenn acht Deutsche zusammen mit einem Engländer am Tisch sitzen, radebrechen sie alle Englisch. Sie drängen sich zu seiner Bekanntschaft. Sie zwingen ihn geradezu, unser Volk als eine niedere Rasse zu betrachten, etwa wie Botokuden oder Manjemas. Ich kann leider diesen Punkt bei meiner Besprechung des Verhältnisses der beiden Nationen niemals umgehen. Sollte es wirklich ganz hoffnungslos sein, hier eine Wendung zu schaffen? Wenn das der Fall ist, dann nützt auch alle überlegene Leistung im Krieg und Frieden nichts Wesentliches.

Vor einiger Zeit hieß es in der deutschen Presse, eine ganz neue Ära unserer auswärtigen Politik stehe bevor, das Reich werde auf die Gesichtspunkte des alten Drei-Kaiser-Bündnisses zurücklenken. Ich weiß nicht, ob dies nicht nur eine der Schaumblasen war, wie sie unsere offiziöse Presse von Zeit zu Zeit ausstößt. Im übrigen ist die deutsch-russische Entente seit Friedrich dem Großen immer noch die gesundeste Basis der norddeutschen Politik gewesen. Aber es fragt sich, ob das russische Volk sie heute noch mitmacht. Sicherlich wird die große chinesische Revolution, welche die älteste und großartigste Monarchie auf der Erde weggefegt hat, weiter demokratisierend auf den Slawenstaat zurückwirken. Das Slawentum als solches aber steht unserem Volkstum feindlich gegenüber. Großbritannien ist in der glücklichen Lage, der Staatsverfassung nach, Berührungsflächen nach allen Seiten zu haben, da es selbst sich zurzeit zu einer Demokratie mit permanentem monarchischen Präsidium entwickelt hat..."

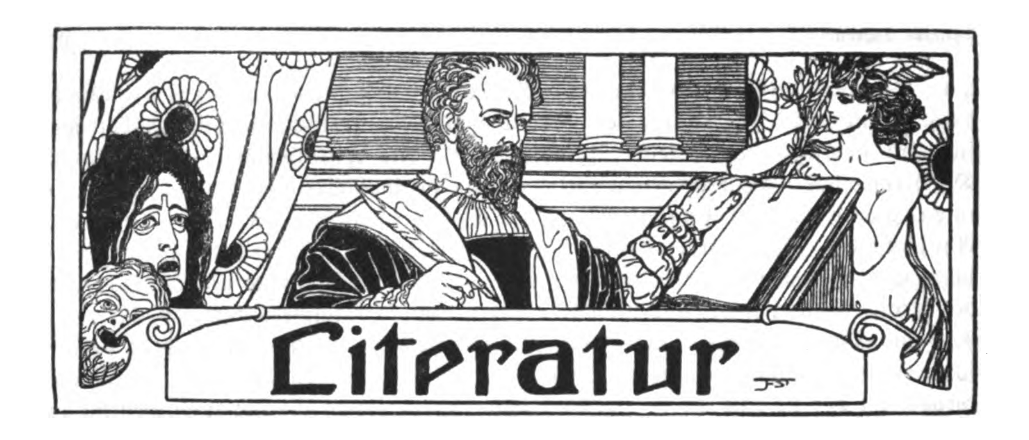
* * *

Immer, wenn eine nationale Frage zur Entscheidung drängt, allgemeines Unbehagen, ständige Furcht, daß unsere Maßgebenden es uns schon „besorgen", d. h. den Karren fortfahren oder umkippen werden. „Die Leitung unserer auswärtigen Politik", dies gibt ihr Professor Dietrich Schäfer-Berlin in der Zeitschrift für Heer und Marine, „Überall", zu verstehen, „ist nach Bismarcks Abgang so unstet und schwankend geworden, wie sie früher zielbewußt und folgerichtig war, und sie hat einen nicht unwesentlichen Teil ihrer Art verwenden müssen, selbstgeschaffene Verlegenheiten zu beseitigen. Die Ereignisse des letzten Sommers haben uns und der Welt offenbart, wohin das geführt hat. Sie hätte uns die weithin sichtbare Niederlage ersparen können. Um den Vertrag vom 4. November 1911 zu erreichen, brauchte man nicht nach Agadir zu gehen. Die so handelten, sind unentwegt im Amt. Man brauchte sich nur die Frage vorzulegen, ob das in England möglich wäre, um den schwerwiegenden Unterschied der Verhältnisse zu erkennen: In England, in Frankreich wird die auswärtige Politik vom Volke gemacht, sie kann bei uns auch gegen das Volk gemacht werden. Wir haben in Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks Tagen gelernt, stolz zu sein auf unser starkes Königtum. Geschichtlicher Rückblick lehrt aber, daß die Entwicklung der allermeisten europäischen Staaten keine andere war. Es hat aber überall das Übergewicht der Monarchie dem des Volkes Platz machen müssen. Es hat auch Deutschland umgestalten helfen. Das alte Preußen wurde buchstäblich durch die Tätigkeit seiner Herrscher aufgebaut. Das neue Deutschland ist

gar nicht denkbar ohne die Teilnahme des deutschen Volkes. Ohne 1848 kein 1871. Hätte der Einheitsgedanke nicht siegreich Boden gefaßt im deutschen Volk, keine Waffengewalt hätte ihm Gestalt geben können. Die Krone hat sich zu vergegenwärtigen, daß sie ihre Stellung nicht schlimmer gefährden kann, als durch Versagen in nationalen Anliegen. Preußen verdankt seine Größe seinen Leistungen auf diesem Gebiet. Es gibt starke Parteien im deutschen Volk, die grundsätzlich auf Schwächung der Krone bedacht sind. Die nicht so denken, sind es besonders gewesen, die Einheit und Macht unseres Landes stets zur entscheidenden Richtschnur ihres politischen Handels genommen haben. Sollten sie sich sagen müssen, daß unsere nationale Größe, an der sie mit ihrem Herzblut hängen, die ihnen als die unentbehrlichste und unveräußerlichste Grundlage unseres Bestehens erscheint, nicht mehr wohl bewahrt ist, wo man sie gut geborgen glaubte, so wäre das der schlimmste Schlag für Stellung und Ansehen der Krone. Ihre Berater haben keine ernstere Pflicht, als darüber Unklarheit nicht aufkommen oder nicht bestehen zu lassen. Genügen sie dieser Pflicht nicht, so helfen sie den Bestrebungen, die auf eine andere Machtverteilung zwischen Krone und Volk gerichtet sind, unvermeidlich zum Siege. Denn Tausende und aber Tausende vaterländisch gesinnte Männer haben gelernt, neidisch auf die Leitung der auswärtigen Politik nicht nur in England, nein auch in Frankreich zu blicken. Niemand vermag zu sagen, welche Folgen solche Bewegung mit sich führen, welchen Ausgang sie nehmen könnte. Man kann hoffen und glauben, man kann zweifeln und fürchten, wissen kann man nicht. Zwischenfälle können unberechenbare Wirkungen äußern. Das Volk als Ganzes hat seine Interessen verstanden. Daß unser Reich, wenn es bestehen soll, Weltgeltung nicht entbehren kann, ist eine Wahrheit, die sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den Gemütern fester einprägen wird, weil sie eine Naturnotwendigkeit bedeutet. Es ist nicht anders, wir sind eingekreist. Wir können uns nur der ruhigen Pflege unseres Besitzes widmen. Wenn wir nicht Gewalt anwenden wollen, um den Bann zu brechen. Anwendung von Gewalt aber kann im Völkerleben nur Erfolg haben, wenn weise Staatsgewalt der verfügbaren Waffenmacht richtig vorgearbeitet hat. Daran aber fehlt es bei uns zurzeit so sehr, wie nicht mehr seit den Tagen, die Jena voraufgingen."

Wir wollen nicht zu schwarz sehen, aber not tut's wahrhaftig, daß wir endlich von diesem atembeklemmenden Alpdruck, dieser ständigen, lähmenden, zitternden Sorge um die Leitung unserer auswärtigen Geschichte befreit werden! Ach, Bismarck, Bismarck, hast du noch keine Genugtuung gefunden? — Der du damals nicht schnell genug das Lokal „verlassen", deine Amtswohnung räumen konntest und durch befrackte und besternte Hausknechte an die Luft gesetzt wurdest ... Das Selbstreichskanzlern und Reichskanzlerspielen ist am Ende doch keine so ganz einfache Sache ...





Deutsch-jüdischer Parnaß

Von F. Lienhard

Unter diesem Titel spricht Moritz Goldstein im ersten Märzheft des „Kunstwarts" beachtenswert offene Worte. Wem einmal das hier berührte Problem — das Judentum in der deutschen Literatur — Herz und Gewissen beschwert hat, der wird ihm mit Aufmerksamkeit zuhören.

„Der Jude in der deutschen Literatur", so führt Goldstein aus, „ist eines von den allerheikelsten Dingen, die nicht in den Mund genommen werden dürfen, will man sich nicht heillos kompromittieren ... Welcher gesittete Deutsche wollte sich auch das Lob entgehen lassen, daß er tolerant sei? Aber wir Juden verlangen endlich Ehrlichkeit." Vor hundert und etlichen Jahren sind die Ghetto-Mauern gefallen; hungrig stürzte sich das Judentum auf alle erreichbaren Gebiete — und heute? „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht." Goldstein hebt diese kühnen Worte, die er selber als „ungeheuerliche Tatsache" empfindet, in verschärfendem Sperrdruck hervor und fährt dann fort: „Niemand bezweifelt im Ernst die Macht, die die Juden in der Presse besitzen. Namentlich die Kritik ist, wenigstens in den Hauptstädten und ihren einflußreichen Zeitungen, geradezu im Begriff, jüdisches Monopol zu werden. Ebenso bekannt ist das Vorherrschen des jüdischen Elementes im Theater: fast sämtliche Berliner Theaterdirektoren sind Juden; ein großer, vielleicht der größte Teil der Schauspieler desgleichen; und daß ohne jüdisches Publikum ein Theater- und Konzertleben in Deutschland so gut wie unmöglich wäre, wird immer wieder gerühmt oder beklagt. Eine ganz neue Erscheinung ist, daß auch die deutsche Literaturwissenschaft im Begriff scheint, in jüdische Hände überzugehen, und es ist, je nach dem Standpunkt, komisch oder tragisch, die Mitglieder der ‚germanischen' Seminare unsrer Universitäten zu überblicken. Ich selbst habe dazu gehört. Wie viele Juden endlich es unter den ‚deutschen Dichtern' gibt, weiß so manch ein Hüter deutscher Kunst zu seinem Zorne."

In diese Form der Problemstellung vermögen wir dem Verfasser nicht zu folgen. Denn das führt auf ein totes Geleise. Man könnte fragen: Wo bleiben die Millionen Deutsche? Wo bleibt der führende deutsche Idealismus? Und das würde zu einer Zeitkritik drängen. Dies aber wäre nicht Sache einer Abhandlung, sondern dies erheischt eine ganze Lebensaufgabe.

Sachlich könnte ferner ein Zuhörer die Bemerkung machen: sollte nicht dieses geheime oder instinktive Zusammenhalten des Judentums, sollte nicht der Drang, überall dabei zu sein, sollte nicht dieser mehr lebhafte als tiefe Tätigkeitstrieb — ein erster Grund des Hasses vieler Nichtjuden sein? Goldstein geht an der Hauptfrage — an der Frage nach den Eigentümlichkeiten seiner Rasse — etwas rasch vorüber. Und so steht er, wie er mit sympathischer Offenheit darlegt, geradezu „erschüttert“ vor den Merkmalen des Hasses, mit dem selbst ein so „kenntnisreicher, geistvoller und wahrheitsliebender Mann“ wie Houston Stewart Chamberlain „Entstellungen“ über das Judentum schreibt. Und ebenso schmerzt und ergreift ihn der Haß gegen die Judenheit, der bei Schopenhauer festzustellen ist. „Achthundert Jahre lang, nämlich seit den Kreuzzügen, wurden die Juden verfolgt, geschlachtet, verhöhnt und verketzert, warum? Weil sie so verstockt waren, Juden zu bleiben, da es doch ein Christentum in der Welt gab.“

Wirklich? Hier machen wir abermals halt. Ich glaube nicht, daß es wesentlich das „Christentum“ war, was jenen Judenhaß des Mittelalters erzeugte. Es müssen, nach manchen Andeutungen, ganz entscheidend wirtschaftliche Eigentümlichkeiten mitgespielt haben. Schon Tacitus hat jene bekannte abfällige Bemerkung fallen lassen. Es war da eine fremde, orientalische Gruppe mitten im europäischen Volkskörper. Und was sich im großen abspielte: die Auseinandersetzung zwischen Rom und dem semitischen Karthago, die Auseinandersetzung zwischen Griechenland und dem Orient — oder zwischen dem mittelalterlichen Europa und den semitischen Arabern: dies ergab eine andauernde chronische Reibung innerhalb Europas selber, da hier zerstreute Semiten dumpf und geduckt mitten in den Volksgemeinschaften saßen. Sie machten Geschäfte mit diesen Völkern, ohne an deren Pflichten und blutigen Schlachten teilzunehmen: das ist ein äußerst wichtiger Punkt. Sie lebten unsre Geschichte in Freud' und Leid nicht mit; so sparten sie ihre Kraft; und jene gelegentlich aufbrausenden Verfolgungen sind wie ein wütendes Nachholen der Aderlässe, die unsre Ahnen, aber nicht die unter ihnen wohnenden Juden, in Kreuz- und Römerzügen und andren Kämpfen durchmachten. So verband sich mit dem Begriff „Jude“ der Begriff Mammonismus, Schlauheit, Unmännlichkeit, Unreinlichkeit, Unwürde — und wer weiß, was sonst für Gefühle der Abneigung gegen eine entnationalisierte Nation mitgesprochen haben! Im kleinen erleben wir es heute noch. Darunter leiden die Idealisten des Judentums.

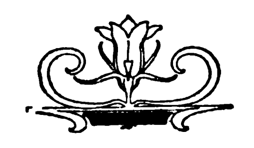
Goldstein hat recht: manche Juden sind unter diesem Problem zerbrochen, und gewiß nicht die schlechtesten. Aber die positiven, zionistisch gefärbten Vorschläge, die er andeutet, und überhaupt die zweite Hälfte seines bemerkenswerten Aufsatzes, soweit er aufzubauen sucht, dürften Widerspruch wecken. Bei den Worten „Sprung in die neuhebräische Literatur“ und dem Vorschlag, eine hebräische Nationalliteratur zu schaffen, kann man an den Rand schreiben: „Zu spät!“ Es

bleibt vorerst im ganzen die Tragik bestehen, die Goldstein so ausdrückt: „Wir aus dem Ghetto Entlaufenen, wir glücklich-unglücklichen Erben westeuropäischer Kultur, wir Ewig-Halben, wir Ausgeschlossenen und Heimatlosen, wir können mit dieser neuen Möglichkeit nichts anfangen — über unsrem Leben steht das graue Wort: sich abfinden!"

Das Problem ist damit nicht gelöst. Es ist eine Sorge nicht nur für die Juden, sondern mindestens ebenso ernst für uns Deutsche. Da gibt es unsrerseits nur eine Lösung und Antwort: Entwicklung solcher Kräfte, die ein Eingliedern des Judentums in gemeinsame Kulturbestrebungen möglich machen. Und hier muß ich denn nun von meinem Standpunkt aus sagen, daß ich an eine Lösung des Judenproblems innerhalb der nationalen und rassenhaften Vorstellungen nicht glaube. Die Judenfrage kann nur gelöst werden, wenn ein höherer Faktor als der national-rassenhafte zu Bedeutung gelangt. Einstweilen stehen unsre Zeitgenossen unter dem Banne des Rassenproblems, das — wie ich in meiner Studie über Gobineaus Amadis gezeigt habe („Wege nach Weimar", Band V, auch als Sonderdruck erschienen) — logischerweise in eine Sackgasse führen muß, wenn nicht jene Kraft, die im achtzehnten Jahrhundert geführt hat, das Humanitätsideal, in irgendwelchen neuen Formen wieder vergeistigend eingreift. Haß scheidet, Liebe vereinigt. Wir kommen nicht um die Aufgabe herum, eine neue schöpferische Liebe unter hohen, irgendwie religiös-philosophisch-künstlerischen Gesichtspunkten ausbilden zu müssen. Rassen sind Arbeitsteilungen. Nicht Vernichtung oder Nivellierung darf unser Ziel sein, sondern Gliederung, Ordnung. Es fällt keinem Arier ein, einen Spinoza, Mendelssohn oder Auerbach zu hassen: und waren denn das nicht auch bewußte Juden? Aber diese jüdischen Menschen hatten Güte und Edelsinn in sich entwickelt. Das ist der springende Punkt. Warum aber wird Heine von so vielen gehaßt? Wirklich nur weil er Jude war??

Hier ist der Kern des Problems. Der menschliche Instinkt haßt und liebt Eigenschaften, nicht Rassen oder Völker an und für sich. Wenn der jüdische Idealismus — denn den gibt es dort so gut wie überall — die Führung gewinnt und sein Volk zu entgiften vermag; wenn in Europa und Deutschland Eigenschaften der Güte, Wärme, Liebe die Führung übernehmen mitten in diesen allgemeinen Spannungs- und Rüstungszuständen des Hasses und der Konkurrenz: dann löst sich auch die Judenfrage.

Wer seiner Stammes- und Volkseigenart wirklich sicher ist, der braucht kein Antisemit zu sein. Er bilde alles Gute seines Volkes in sich aus; und so bilde der Jude alles Edle seiner Tradition in sich aus: und auf dem Boden vornehmer Gesinnung werden beide sich begegnen, was noch lange kein Verflachen und Verwischen zu sein braucht.



Drei starke Frauen

(Berliner Theater-Rundschau)

Zehn Finger fast genügen, an ihnen jene Dramen der Weltliteratur aufzuzählen, die unberührt sind von der Geschlechtsliebe, der gewaltigsten menschlichen Leidenschaft. Man sagt zwar der Antike nach, daß ihre Männer-Tragödie den Schwerpunkt des Mannesdaseins nicht in der Erotik gesucht habe. Die Kunst der Griechen war dem erzenen Heldenzeitalter nahe, und aus wildem Kriegsgewölk bricht in Homers Gesängen und in vielen attischen Dramen die Sonne der Menschlichkeit hervor. Aber Aphrodite war doch die Urheberin des trojischen Krieges und der Ilias, und die Triebe von Mann und Weib schürzten den tragischen Knoten in der Äschyleischen „Orestie", im Sophokleischen „Ödipus" und in des Euripides „Medea" und „Alkeste", von den Liebeshändeln in den Aristophanischen Komödien („Lysistrata"!) ganz zu schweigen. In einer Reihe von antiken Tragödien ist also die Macht der Geschlechtsliebe aufgerichtet, — urgewaltig, wie nur die des Fatums. Mit der Psychologie der Liebe allerdings, diesem unermeßlichen und unerschöpflichen Born der neueren Dichtung, beschäftigten sich die Alten verwunderlich wenig. Ihre Tragiker gleichen darin, daß sie zwar die Gewalt, aber nicht die Seele des Eros erkannten, den Meisterbildhauern Athens, die den prangenden Leib des Weibes in einer Schönheit nachbildeten, die vollkommen wäre, wenn ihr nicht die Seele fehlte. In das Gemüt der Frau (aber nicht in die geheimnisvollen Probleme der Liebe) drangen übrigens die Dichter der Griechen doch tiefer ein als ihre bildenden Künstler; Sophokles hat in der „Antigone", Euripides in der „Iphigenie" die schwesterliche Frau heroisch verklärt. In diesen beiden Dramen schweigt zwar die Minne, aber durch die bloße Existenz des weiblichen Elements wird dem Ewigmenschlichen näher gekommen als etwa in der Männertragödie „Ajax". Eine Welt ohne die Frau ist eine halbe Welt.

In unseren Jahrhunderten hat nur sehr selten ein dramatischer Dichter das Schauspiel zum Männerkloster gemacht. Auf Verhaerens Mönchsdrama sei hingewiesen, weil hier der besondere Stoff (das Milieu) zur Bedingung eines solchen Kuriosums wurde. Dagegen mischten selbst unsere von der Weibesgunst der Muse nicht geküßten Haupt- und Staatsaktionen-Dichter in ihre dramatisierten Prozesse um toter Kaiser Bärte, in ihre kriegerischen oder politischen Historienstücke fast immer ein bißchen Geschlechtsliebe ein. Man mag sagen: sie taten es, um dem Publikum die alten Chroniken und die hehren Verse schmackhafter zu machen. Man erklärt es aber doch wohl richtiger, indem man sogar den blinden Schulmeistern eine dunkle Ahnung vom göttlichen Willen der Natur zumutet, der die ganze Existenz unserer Welt der Männer- und Frauenliebe unterordnet. Alle Betätigungen und Verhältnisse des Liebeslebens, ob sie die sittliche Kraft des Menschen steigern und entfalten oder verderben, haben einen Zusammenhang mit dem, was wir das Ewige des Menschtums nennen, während Sitten, Glaubensdogmen, Staaten, Gesetze zeitlich sind und mit ihrer Zeit ihre Bedeutung verlieren.

Die Liebe ist das Ewige, aber nicht das Ewig-Gleiche. Wie es unter den Billionen Menschen der Jahrtausende nicht zwei gegeben hat, deren Gesichtszüge völlig die gleichen waren, so hatten niemals zwei Menschen einerlei Liebe. Die Unterschiede, die auch in den niedrigen Zonen der Erotik bestehen, werden allerdings erst deutlich wahrnehmbar in den Bezirken seelischer Kultur. Sie sind bei Menschen höherer Art viel größer, als Wissen, Wille und Phantasie erforschen können. Und wie unter jedem Streiche des Sensenmanns eine in keiner Zukunft mehr wiederholte Persönlichkeit hinstirbt, so nimmt jeder, der geliebt hat, einen Rest von Geheimnis mit ins Grab, zu dem er selbst nicht den Schlüssel fand.

Wie haben seit Jahrtausenden die Dichter (auch schon die uralten Inder und die griechischen Anakreontiker) als Schatzgräber das Feld der Liebe durchsucht! Je mehr sie schürften und fanden, desto reicher wurde die unerschlossene Tiefe. Die Dichter schufen immer neue Kulturen

der Liebe. Eros kredenzte den heißen Blutwein der Renaissance, er hatte den skeptischen Zynismus und die unstillbare faustische Sehnsucht des Don Juan, er hüpfte im zierlichen Menuettschritt durch das buhlerische Rokoko, er tötete den unglücklichen Werther, er zog die magischen Kreise dämonischer Frauen, er war die warme Sonne in den Augen treuer Gefährten, er lächelte aus den holden Zügen der Unschuld, er hauchte die glühende Luft des Hasses aus und weckte das leise schlummernde Chaos, den Geschlechterkampf. Das alles tat der Liebesgott, — aber er tut an jedem Tage unendlich mehr: er, der Unsterbliche, ist an keinem Heute, der er gestern war, ist ewig der nämliche und immer wieder ein anderer. Mannigfaltig wie das Leben ist die Liebe, denn sie ist im Grunde das Leben selbst.

Aber nun besteigt (im ersten Märzheft von „Nord und Süd") der Staatsminister Dr. Sigurd Ibsen, Henriks Sohn, das Katheder und belehrt die Dichter, daß sie Gescheiteres zu dichten haben als die alte, ewig-neue Geschichte. Recht hat er darin, daß viele Buch- und Stückverfasser, die gar nichts auf dem Herzen und zuweilen auch wenig im Kopfe tragen, mit den Sexualproblemen eine nichtsnutzige Spekulation treiben. Auch soll es ja Lyriker geben, die aus neun fremden Liebesgedichten ein zehntes eigenes machen. Aber was scheren Liebe und Literatur die Nicht-Dichter?! Die weitere Behauptung Sigurd Ibsens, daß für den „normal konstituierten Mann" die Liebe gar nicht die große und verhängnisvolle Bedeutung habe, die man ihr zuschreibe, ist nicht neu und wäre nur dann unbedingt richtig, wenn man den Normalmenschen, der beileibe nicht viel Blut, Seele, Phantasie und Nerven haben darf, endlich einmal glücklich entdeckt hätte. Auch Grabbe hat geschrieben: „Dem Manne ist die Welt das Herz, dem Weibe ist das Herz die Welt" — und Jean Paul: „Wenn das Weib liebt, liebt es in einem fort, der Mann hat dazwischen zu tun." Solche Sprüchlein, so gut sie klingen, leiden an der Fehlbarkeit aller Dogmatik! Zeigt sich im persönlichen Falle das Gegenteil — und es zeigt sich oft —, so bleibt dem Thesenschmied nichts anderes übrig, als einen Mann, der stärkster Liebesleidenschaft fähig ist, für entmannt zu erklären ... Das Drolligste aber ist des gelehrten Famulus letzte Weisheit: „Außerdem hat die Poesie sie (die Liebe) im Laufe der Zeit so erschöpfend (!) behandelt, daß ihr schwerlich neue Seiten abzugewinnen sind." Wirklich? Ein Professor hätte schon vor Goethes Geburt zu dieser Erkenntnis kommen können, denn schon damals hatten die Dichter die Liebe „erschöpfend behandelt", d. h. alles gesagt, was man bis dahin zu sagen wußte. Und schien nach Goethes Tod, nachdem das Buch der Liebe um unermeßliche Weisheiten des Herzens vermehrt worden war, die Materie nicht abermals „erledigt"? Ein halbes Jahrhundert später freilich rollte Henrik Ibsen die ernstesten Probleme des Sexuallebens auf. So wird wohl immer wieder in künftigen Jahrtausenden das Neue im Alten gefunden werden! Der Sohn des Henrik Ibsen bestreitet lächelnd, daß die Geschlechtsliebe für den Mann eine besondere Bedeutung habe. Von seinem Vater aber stammt das Wort: „Das glaub' ich fest: Ein Weib ist das Mächtigste auf Erden, und in seiner Hand liegt es, einen Mann dahin zu leiten, wo Gott der Herr ihn haben will."

Das Sexualproblem beherrscht fast ausschließlich die dramatische Literatur der Gegenwart. Es ist unendlich vielspältig, denn die Dichter unserer Zeit wollen nicht in der Retorte der Philosophie Menschen erzeugen (die des Dichters Tendenz als Fabrikmarke an der Stirne tragen, was man ehedem „Idealismus" nannte), sie wollen die Menschen finden, wie die Natur sie schuf. Die großen Gestalter, ein Shakespeare, ein Goethe, haben es übrigens nie anders gehalten. Goethe war sich sogar noch größerer Unbefangenheit bewußt als Ibsen; er bestritt jeden Zusammenhang zwischen Kunst und Moral, während Ibsen aus den Wirklichkeiten Theorien holte. Das oberste Gesetz freilich, das Ibsen fand, zerschmetterte alle Gesetze, die die Moralisten für die Allgemeinheit aufstellten. Dieses Gesetz ist das Peer-Gynt-Wort: „Lebe dich!" (was Knirpse, die sich verludern, falsch auslegen: „Lebe dir und deinem Genuß und Vorteil!") Die Persönlichkeit, die ihre Gesetze in sich trägt, vom Zwang ihr feindlicher Dogmen zu befreien, das ist eine Philosophie, die sich gerade mit dem Amte des Dichters: das innere Gesicht der

Menschen zu enthüllen, sehr wohl verträgt. So konnte Ibsen Ethiker und Realist sein. Und weil von der Konvention die Frau am unfreiesten gemacht und ihr Liebesleben den gesellschaftlichen Lügen am unbedingtesten unterworfen worden war, hat er mit seinen wahrhaften Frauen, diesen „Stützen der Gesellschaft“, an der Befreiung des Weibes gearbeitet; ohne daß er — er sagte dies selbst — seine Menschenfragen zu einer spezifischen „Frauenfrage“ verkleinert sehen wollte.

Sowenig sich die Frauen der jungen Literatur unter eine gemeinsame Faszikel-Überschrift bringen lassen, eines ist doch festzustellen: das weibliche Geschlecht hat in unserem Urteil eine Umwertung erfahren. Ehemals wurde es das schwache genannt. Seine Ritter und seine Feinde scheinen heute darin einig, daß es im Kampfe der Geschlechter die stärkere Rasse ist, die mächtigere im Guten und im Schlechten. Nicht mehr bloß die Judiths und Medeen, nicht mehr bloß die Überweiber sind Siegerinnen; nicht minder die weiblichen und erst recht die allzuweiblichen Frauen. An die Stelle des Gretchen-Typus sind in der Dichtung Lona Hessel, Nora und Ella Rentheim, diese tapferen Frauen, und auch das elbische Wesen Rautendelein und die männermordende Lulu getreten.

Das Wort des Ibsen, daß ein Weib das Mächtigste auf Erden sei, ist glühend auch dem Hirn seines Antipoden und skandinavischen Nachbars eingeprägt. Knirschend, höhnend, in wilden Schmerzen verkündet es August Strindberg. Ibsen kämpft für die Frau, Strindberg ringt mit dem Weibe. Die Gestalt der Hilde Wangel, bei Ibsen die rücksichtslos zerstörende und doch göttliche Jugend, wird bei Strindberg zum Vampyr. Er ist der geniale Verkörperer aller Weibeslüge, Weibestücke, Weibesgrausamkeit. Seine Wut gegen das Weib ist der Selbsthaß des Unterliegers. Denn immer wieder ist ihm im erotischen Zweikampf mit der Frau, in diesem Kampfe, den er eigentlich mit sich selbst führt, von seiner Penthesilea das Schicksal des Achill verhängt.

* * *

Im Dornengestrüpp blüht die Rose. Strindberg wäre nicht der große Dichter, wenn er bloß die Frauen nachbilden könnte, die sein anklagender Wille suchte und fand. In seine Welt als Vorstellung drängten sich auch andere Weibeswirklichkeiten. In der Waffenruhe (man sagt: kurz nachdem der Dichter seine dritte Ehe geschlossen hatte, und solange die Illusion des neuen Bundes noch währte) entstand das Drama „Königin Christine“. Diese Titelheldin ist ein so vollkommenes Weibgeschöpf, wie irgendeine von Strindbergs bösesten Frauen. Sie ist auch keineswegs ein heiliges Gefäß des Lichtes — o nein! Aber während Strindberg sonst im Weibe nur das sah und verachtete, was für ihn, den Mann, das Unreine war, was die Gottnatur niederriß zur Tierwelt, ist die kleine Christel so wenig rein oder unrein wie die Erde. Wahrhaft ist Strindberg immer gewesen; jetzt ist er auch weise. Denn er hadert nicht mehr mit der Natur, der das unverbildete Weib näher steht als der gebildete Mann. Der Saft einer Pflanze kann heilen und kann töten.

Auch die Dichter politischer Dramen verzichten nicht auf ein Stück blauen Himmels der Liebe. Dem Schillerschen „Wallenstein“ sind die Max- und Thekla-Szenen als Emailleschmuck eingelegt. „Wallenstein“ ist ein männliches Charakterdrama, nicht schlechtweg eine Haupt- und Staatsaktion. Aber ein großer Unterschied besteht doch zwischen Schillers quellentreuer Behandlung der Welthistorie, die einer der Selbstzwecke seines historischen Dramas bleibt, und dem Standpunkt, den Strindberg vor der Weltgeschichte einnimmt. Ihm ist sie durchaus nicht das Weltgericht! Unbekümmert um ihre Aktenbündel und um ihr Verdammungsurteil über die nordische Semiramis, schenkt er seine zärtliche, doch nicht verzärtelnde Neigung jener Christine, der Tochter Gustav Adolfs, die auf Schwedens Thron das Erbe ihres Vaters verspielte und verbuhlte. Das ganze geschichtliche Material ist ihm gerade gut genug, einer Frau, die er nur als Frau erkennt, zur wirksamen Folie zu dienen. Schatten, nichts als Schatten sind die historischen Begebenheiten, der Preis der Dichtung ist das Weib. Und obwohl immer-

hin eine Meisterhand den geschichtlichen Prospekt aufrollte, sieht sich die Haupt- und Staatsaktion der alten Dramatik doch um ihre Wichtigkeit betrogen.

Paul Zifferer vergleicht Strindbergs Christine, wie sie als feine, lebenquellende Amorette, mit ihrer farbenwechselnden Schönheit, in eine rauhe Welt, vor ein im Kriege verwildertes Volk gestellt ist, mit den geschmeidigen Frauengliedern, die Rodin mitten aus ungeschlachten, rissigen Marmorblöcken wachsen läßt. Der Dreißigjährige Krieg ist soeben beendigt. Verschwörungen, Thronfolgesorgen, Kriegsunruhen, Volksaufruhr und Abdankung der Königin bilden den Rahmen des Dramas, in dessen Mittelpunkt die junge Frau steht. Sie spielt mit den ergrauten Generalen und Staatsmännern ihres Vaters wie mit ihren Puppen. Ihre tändelnden Hände zerstören, was mit den Heldentaten und dem Blut vieler schwedischer Männer aufgerichtet worden war. Ihr Liebeshof und ihr Ballett kosten Unsummen, und sie bestiehlt den Staatsschatz. Günstlinge und Liebhaber wechseln unheimlich rasch. Der Leibschneider wird zum Kammerherrn, Edelmann und Reichsrat gemacht, Axel Oxenstjerna, der eiserne Kanzler, von den Launen seiner Herrscherin lahmgelegt. Durch die Königsburg, die die protestantische Glorie Gustav Adolfs umschimmert, schleichen Jesuiten. Eine Karnevalskönigin! Aber je unvollkommener als Königin, desto vollkommener als Weibnatur! Die Frau ist diesmal für Strindberg nicht bloß die anmaßende und unzulängliche Konkurrentin im Männergewerbe (siehe seine Komödie „Kameraden"), sie ist gleichzeitig im Reinmenschlichen und in ihrem eigenen Bereich, im Bereich der Liebe und der Schönheit, der überlegene, der bessere Teil ... Diese als Regentin so unmündige Christine steht als feinorganisiertes Menschenkind und mit ihren geistigen Bedürfnissen hoch über ihrer Zeit und ihren Landeskindern. Selbst die mißgünstigen Historiker bestätigen ihr ja, daß sie — gleich ihrer Kollegin, der großen russischen Katharina — eine unersättliche Liebhaberin nicht bloß des Mannbaren, sondern auch der Künste und Wissenschaften war, und daß sie die Königsburg in Stockholm zu einem Mediceerhof verwandelte, an den sie die ersten Künstler und Gelehrten der Welt berief. Die Arkadierin im Staatsrat erschien den braven Schweden ruchlos, und sie fand die braven Schweden geschmacklos.

Ein idealer (nicht idealisierter) Weibtypus (aber nicht der Typus a l l e r Frauen) ist Strindbergs kleine Christel. Spielerisch und untreu, im Kleinen feig und voll natürlicher Verstellung, lügt sie im Bewußten und ist im Unbewußten wahr. Eine weiße Katze ist sie mit gefährlichen Krallen an den weichen Pfoten. Ein halbes Kind, — und in entscheidenden Augenblicken des Gefühls doch ein Wesen höherer Art als jene Männer, die klug und selbstsüchtig ihr Gefühl töten. „Hast du nicht bemerkt," sagt im Gespräche über Christine einer ihrer abgedankten Liebhaber, „wie viele verschiedene Masken sie trägt?" — Ihm erwidert der Jüngling Klaus Tott, der jetzt von Christinens Besitz beseligt ist: „Schneider Holm und dergleichen arme Teufel haben nur e i n Gesicht, Christine hat deren tausend, denn sie ist kein Mensch, sie ist eine Welt."

Klaus Tott ist Christinens Nemesis. Er verläßt, als Mann der treulosere Teil der Paarung, die Geliebte in dem nämlichen Augenblick, in dem er noch eben brünstig gestammelt hatte, daß er mit ihr für Himmel oder Hölle verkettet sei. Es war das Schicksal der kleinen Christel, die so viele Männer gleich zerbrochenem Spielzeug weggeworfen hatte, diesen Jüngling aus tiefster Seele zu lieben. Ihrer weltflüchtigen Liebe hat sie die Krone Schwedens geopfert. Umgrollt von der Revolution, träumt sie im rosenbehangenen Pavillon ihres Gartens ein Elysium. Plötzlich verstummt die Musik hinter der Gardine. Es erscheinen im Hintergrund bleiche Gestalten, eingedrungene Männer des Volkes, die schweigend, mit bösen Augen, nach der Liebeskönigin stieren. Klaus Tott erkennt nun im Spiegel dieser Augen ein häßliches Bild des Weibes. „Dirne!" schreit er und stößt die Geliebte zurück. Der Schwächling im Gefühle rettet seine Tugend vor der Mit- und Nachwelt. Die Frau, noch eben vor den Anklagen ihrer Feinde zitternd wie ein Schulmädchen, ist in ihrem Elemente, in der Liebe, mutig und charaktervoll.

Seltsam ist die letzte Szene des Dramas und, ich gestehe es offen, mir unverständlich: Die verlassene Christine überträgt die Worte von Ibsens „Volksfeind“: „Der ist der stärkste Mann auf der Welt, der allein steht“ — auf das Weib. Der Krone beraubt und aus frischer Liebeswunde blutend, erhebt sich Christine stolz vor dem Thronnachfolger und dem Kanzler. Strindberg begnügt sich nicht damit, die menschlich-schönen Triebe des Weibes über die politischen Gelüste und Ränke der Männer zu stellen, er sucht zum Schluß auch die Politik der Herrscherin zu retten, — deren eigentümlicher Reiz es doch eben war, daß ihre weibliche Klugheit den Staatsklugen so töricht scheinen mußte. Christine hält eine deutschlandfreundliche Rede über die Zukunft Schwedens. Die Kritik, die sie an den haltlosen Erfolgen und den Motiven der schwedischen Kriegstaten übt, steht ihr nicht zu Gesicht! Wir Zuschauer horchen freilich auf, wenn wir da Strindbergs vorurteilsfreie Bekenntnisse vernehmen. Der Dichter (wer Strindbergs Drama „Gustav Adolf“ kennt, weiß das schon) sieht in dem großen Schwedenkönig einen Vorkämpfer der Toleranz, nicht den einer bestimmten Konfession. Ein friderizianischer Geist schwebt über dem Ausklang des Christinen-Dramas. Aber das ist ein Nachwort, das mit der kleinen Christel nichts mehr zu tun hat, und man wundert sich, daß der strenge Psycholog es ihr in den Mund gelegt hat. Sei's darum! So weich hat sich uns das arme Kätzchen ans Herz gebettet, daß wir nicht sie, nur den überflüssigen Speech vergessen. Christine wird für alle, die der würdigen Aufführung des Theaters in der Königgrätzer Straße beiwohnten, in den wechselnden, flackernden und beseelten Zügen der Irene Triesch fortleben, der Künstlerin, die eine so starke Intelligenz und, was hier entscheidend war, eine noch stärkere Weiblichkeit hat.

* * *

Unter den wundervollen Frauen Shakespeares sind zwei, die schon in jenem frühen Jahrhundert die Feldzeichen der „Frauensache“ in den Kampf der Geschlechter trugen. Die eine, das böse Käthchen, tobt sich bloß possenhaft aus und wird von Petruchio gezähmt. Ihr gibt der Dichter, als wäre er ein Hüter alter Gesellschaftsordnung, Unrecht. Die andere ist die helle Beatrice in „Viel Lärm um nichts“. Sie ist der Stern des strahlenden Lustspiels, der ebenbürtige Gegenpaukant des frohlebigen, witzigen Benedikt. Der Kampf der zankenden Liebenden ist ein Spiel, bei dem jeder Teil seinen Einsatz zu verlieren und den des Gegners zu gewinnen scheint. Doch aber behält die Dame mehr von ihrem Selbst als der Herr, womit sich ein natürliches Gesetz bestätigt. Der Sieg der Donna Beatrice über den Don Benedikt wird uns klar gemacht mit der flüchtigen ernsten Episode, die dem Spiel übermütiger Laune wie ein Kommentar folgt. Eine bübische Intrige bedroht den Bund des zweiten Liebespaares und die Jungfernehre der sanften Hero. Alle, auch der Bräutigam Heros, ja auch der kluge Benedikt schenken den Verleumdungen des Bösewichts Don Juan Glauben, nur Beatrice hält zu ihrem Mühmchen; und das genügt: Denn weil Beatrice, das Weib, stärker ist als Benedikt, der Mann, wird Benedikt unversehens zum Ritter der verfolgten Unschuld, für die er seinen Degen brauchen will. Es ist dem künstlerischen Mitgefühl ganz selbstverständlich, daß die plumpe Intrige Don Juans und das rohe Intermezzo gar keinen anderen Zweck verfolgen, als zu zeigen, wie sich das Verhältnis von Beatrice und Benedikt gestaltet hat, und es beweist nur die trostlose Verbohrtheit der Shakespeare-Philologie, daß sie, den nüchternen deutschen Gervinus voran, sich sträubte, das lustige Paar als Mittelpunkt gelten zu lassen. Die gelehrten Klassizisten waren dem Humor niemals gnädig. Sie ließen sich auch nicht einmal von Shakespeare selbst belehren, der in diesem Heiterspiel dem Bösewicht jede sorgfältige Behandlung verweigerte, ihn fast zu einer Marionette, zu einer Parodie des Jago („Othello“) machte.

Mit seinem Künstler-Instinkt fand der ungelehrte Reinhardt bei der Aufführung von „Viel Lärm um nichts“ im Deutschen Theater den rechten Weg, indem er das Stück nicht in eine halbe Komödie und eine halbe Tragödie zerlegte, vielmehr dem reinen Lustspiel eine nur zum Scheine ernsthafte Farce angliederte. Er ging dabei ungescheut so weit, den Darsteller

des Bösewichts (Biensfeldt) komisch sein zu lassen. Und dieser neue Einschlag war gut und gab der Vorstellung einige Bedeutung.

* * *

Graue griechische Sage erzählt von der Heldenstärke des liebenden Weibes, das sein Leben dem Tod verpfändet, um das Leben des Gatten zu retten. Alkeste, die Frau des Fürsten Admet, stieg an Stelle des Mannes in den Nachen des Charon. Dieser Geschichte gibt schon die älteste Überlieferung eine humoristisch-versöhnliche Wendung. Herkules (und nicht etwa der zärtliche Ehemann!) folgt der tapferen Frau nach, dringt lebendig in den Hades und holt Alkeste ins Leben zurück.

Der Witz machte schon im Altertum den kitzligen Punkt der herkulischen Hausfreundschaft ausfindig. Man empfand übrigens: Wenn je einer sich ein Vorrecht im Hause des anderen Mannes ehrlich verdient hatte, dann wohl der gute Herkules! Auf dem Theater von Athen führte man, ehe Euripides seine nicht ganz ernsthafte Tragödie schrieb, eine Alkeste-Parodie auf. Ungeschickterweise zog sie auch die Frau in den Spott, die heldenhafter als ein todesmutiger Krieger ihre echt-weibliche Opferliebe über den Lebenstrieb gesetzt hatte. Man hätte wahrhaftig an dem sauberen Herrn Admet, der sich gnädig das Opfer gefallen ließ, Witzweide genug gehabt! In der deutschen Literaturgeschichte spielt der Alkeste-Stoff auch eine Rolle. Wielands sentimentales Singspiel gleichen Namens forderte den jungen Goethe zu dem ziemlich rüden Pasquill „Götter, Helden und Wieland" heraus, und diese Posse war zugleich eine Parodie auf die Tragödie des Euripides. Dann kam noch ein dritter Großer von Weimar mit einer „Alkeste": Herder. Die seine war wieder tragisch gestimmt.

Weiß nicht, welch verlorener Ehrgeiz den jungen, nicht unbegabten Dichter Eberhard König reizte, im Schatten der Weimarer zu wandeln und uns im Lessingtheater (in der Spukezeit der Nacht von 11 bis 2 Uhr) eine Offenbachiade „Alkestis" vorzusetzen. Weiß nicht, warum sich Direktor Brahm in Mitschuld verstrickte. Weiß nicht — weiß am wenigsten, welche Gründe den Verband der deutschen Bühnenschriftsteller bestimmten, den König zu krönen. Mußte der Preis verteilt werden? Und waren die anderen Stücke, die zur Konkurrenz einliefen, glatt blödsinnig?

In den ersten zwei Akten der Posse aus Althellas tropft hier und da ein derber Witz. Von den beiden anderen gilt der Spruch: „Getretener Quark wird breit, nicht stark." Offenbachiade, sagt' ich? Aber Offenbach ohne Musik! Auch ohne naiven Übermut des Humors! Die Parodie der Antike war längst vor der „Schönen Helena" und „Orpheus in der Unterwelt" einmal sehr in Mode. In Frankreich besonders. Dann auch in Deutschland durch Kotzebue, der sich der alten Götter und Helden bediente, um an seinen Zeitgenossen ein boshaftes Mütchen zu kühlen. Er schrieb eine „Ariadne auf Naxos", eine „Büchse der Pandora", ein „Urteil des Paris" und eine „Kleopatra". In allen diesen Stücken wird griechisches und modernes Kostüm gemischt wie bei Eberhard König, und, viel witziger als bei Eberhard König, mit den politischen und literarischen Tagesgrößen ins Gericht gegangen.

Der letzte Alkeste-Dichter hat also kein Körnchen Sand zum Bau der Zeiten beigetragen. Und doch lag ein neuer Weg offen. Die Tragikomödie, das echte Kind unserer Zeit, müßte einen Stoff dankbar aufgreifen, der heroische und komische und satirische Elemente in reicher Fülle birgt. Ein Stück denk' ich mir, das eine Tragödie wäre des starken Opfermuts eines schwachen Weibes und eine Komödie von der feigen Schwäche eines starken Mannes ...

Hermann Kienzl



Justinus Kerner

Ein halbes Jahrhundert ist seit dem Tode Justinus Kerners verflossen. Ihm, dem fast ganz Erblindeten, kam der Tod als Erlöser, zumal seine innig geliebte, treue Gattin „Rickele“ ihm schon acht Jahre vorher von der Seite genommen war. Beide haben ihre Grabstätte auf dem idyllischen Weinsberger Friedhof gefunden; sie ruhen dort nebeneinander, und auf dem Grabstein steht die Inschrift, die der Dichter sich gewünscht hatte: „Friederike Kerner und ihr Justinus.“

Die Art, wie Kerner seine Gattin Friederike kennen lernte, ist bezeichnend für den sinnigen, träumerischen Ernst, der aus seinen Dichtungen spricht. Als junger Tübinger Student bemerkte er bei einem Ausflug ein junges Mädchen in schwarzer Tracht, das die Fröhlichkeit der Gesellschaft nicht teilte, sondern traurig in die Weite sah. Es war die Pfarrerstochter Friederike Ehmann, eine Waise. Er redete sie, wie sein Biograph Gaismaier berichtet, mit den Goetheschen Versen an:

„Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint,“

worauf sie mit der zweiten Strophe antwortete:

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Tränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.“

Als er Friederike nach sechsjährigem Brautstand heimführen konnte, hatte er schon ein sehr wechselvolles Leben hinter sich. Ursprünglich sollte er Handwerker werden und wurde tatsächlich auch einige Zeit zu einem Tischler in die Lehre gegeben. Dann kam der Plan auf, ihn Konditor werden zu lassen, weil die klugen Verwandten glaubten, seine früh erwachende Neigung zum Versemachen werde ihm in diesem Beruf zustatten kommen. Schließlich mußte der des Vaters beraubte Knabe schon zufrieden sein, daß er als Kaufmannslehrling in eine Tuchfabrik zu Ludwigsburg geschickt wurde. Hier hatte er Leinwandsäcke zuzuschneiden, Tücher darin zu vernähen, Briefe zu kopieren, Ballen zu signieren, Musterkarten zu verfertigen u. a. m. Endlich erlangte er durch den Beistand des Diakonus und Dichters Ph. Conz die nötige Vorbildung zur Universität. In Tübingen, wo er Medizin studierte, schloß er mit Uhland und anderen Gleichstrebenden eine innige, auf dem verwandten Zug zur Poesie beruhende Freundschaft. Die allgemeine Neigung zur Romantik wandelte sich bei ihm in eine Vorliebe für das Dunkle, Geheimnisvolle in der Natur, für alles Mystische, Übersinnliche, Spukhafte. Dabei vernachlässigte er sein Studium keineswegs, und besonders eifrig beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Gehörorgane der Tiere. Wie es damals bei dem Dichter aussah, hat Varnhagen von Ense launig geschildert: „In seiner Stube lebte er mit Katzen, Hühnern, Gänsen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen und wer weiß, was sonst noch für Getier ganz freundschaftlich zusammen und hat nur seine Not, Türen und Fenster zu verwahren, daß ihm die Gäste nicht entschlüpfen; ob seine Bücher oder Kleider in Gefahr sind, ob ihn ein Tier im Schlafe anschnopert oder, unversehens aufgeschreckt, nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht, und er sucht alle Quälereien zu vermeiden.“

Als Kerner 1816 nach seiner Verheiratung sich als Oberamtsarzt in Weinsberg niederließ, wurde sein Haus bald ein Sammelpunkt des geistigen Interesses. Die Gastfreundschaft des Kernerschen Hauses kannte keine Grenzen. Alle Räume waren oft so voll, daß für die Familie selbst kaum Platz blieb. Dichter kehrten ein von fern und nah, Uhland, Schwab, Lenau, Matthisson, Tieck, Geibel, dazu Könige, Grafen, Händler und Handwerksburschen. Von Standes-

unterschieden wußte diese unbegrenzte, schier märchenhafte Gastfreundschaft nichts; war doch der gemeinsame Tisch rund, damit ein Platz dem andern gleich sei. Seine Neigung zum Studium des Übersinnlichen brachte ihn in Beziehungen zu Mystikern und Schwärmern aller Art und veranlaßte seine Schriften über das „Hineinragen einer Geisterwelt in die unsre" und über den Somnambulismus. Die langjährigen Beobachtungen, die er an der Somnambule Friederike Hauffe vornahm und die er in dem merkwürdigen Buche „Die Seherin von Prevorst" niederlegte, bilden noch heute eines der Hauptwerke der spiritistischen Literatur und erregten damals (1829) ein geradezu internationales Aufsehen. Von seinen übrigen Prosaschriften hat sich sonst eigentlich keine recht als lebensfähig erwiesen, hauptsächlich wohl darum, weil die vielen zeitlichen und persönlichen Anspielungen den poetischen Gehalt zu sehr überwuchern.

Ganz tief ins Volk gedrungen sind dagegen Kerners Gedichte. Viele trugen von vornherein ihre Melodie in sich. „Dort unten in der Mühle" und „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein" sind als echte Volkslieder allgemein bekannt. Auch in seinen Romanzen und Balladen findet er den echten Ton des Volksliedes. Daher haben Gedichte wie „Preisend mit viel schönen Reden" und „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe" in den Lesebüchern der Schule eine bleibende Stätte gefunden. Der eigentlich charakteristische Zug seiner Poesie ist ein gewisser träumerisch-wehmütiger Hang, eine Todessehnsucht und Todesahnung, die ihn allen Bildern des Lebens gegenüber beschleicht.



Lese

Berthold Auerbach

Auerbachs hundertjähriger Geburtstag ist dieser Tage begangen worden, und es hat sich dabei gezeigt, daß wie zu Lebzeiten des Dichters so auch heute noch die Neigung vorherrscht, seine Bedeutung für das deutsche Schrifttum zu überschätzen. Den — im guten Sinne — modernen Kunstbegriffen können die meisten Erzeugnisse Auerbachs kaum mehr standhalten, selbst nicht die „Schwarzwälder Dorfgeschichten", die ihm so frühen Ruhm einbrachten. Dieser Erfolg erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß die Dorfgeschichten inmitten der zerfahrenen Tendenzliteratur der vierziger Jahre in der Tat den frischen Eindruck unverkümmerter Darstellung eines geschlossenen, vielfach neuen Lebens bieten mußten. Heute muten selbst die Glanzstücke der Dorfgeschichten in der Form gekünstelt und in der Tongebung etwas verblaßt an. Freilich darf nicht verkannt werden, daß es ihm eben durch diese glättende Methode der Darstellung gelungen ist, bei dem großen Publikum das Interesse für das Leben der einfachen Landleute zu erwecken. Übertrieben ist dagegen die vielfach aufgestellte Behauptung, Auerbach habe den deutschen Bauer entdeckt und das Gebiet des dörflichen und bäuerlichen Lebens der deutschen Literatur erobert. Pestalozzi, Ulrich, Hegner, Immermann und manche andere sind ihm auf diesem Wege vorangegangen, gar nicht zu gedenken des urwüchsig-genialen Schweizers Jeremias Gotthelf. In den späteren Werken Auerbachs machte sich immer stärker das Überwiegen von philosophischer Reflexion, von mosaikartiger Einfügung aller erdenklichen Einfälle, sowie eine allzu entschiedene Betonung kleiner Beobachtungen geltend. Seine zweifellos aufrichtige und warme Liebe zur Scholle und seine im Grunde doch eigentlich israelitische Wesensart ergaben einen Gegensatz, den der Dichter in seinen Werken nicht zu überbrücken vermocht hat.

* * *

Vom Vorlesen

Das Vorlesen ist von der Rezitationskunst verschlungen worden; aber es muß wieder in seine alten Rechte eingesetzt werden —: das ist der Leitgedanke Otto Falckenbergs in einer Betrachtung der „Hamb. Nachr." über die selten gewordene Kunst des Vorlesens: „Deutlich zeigen sich die unterscheidenden Merkmale des Vorlesers und des Rezitators. Der Rezitator will nämlich immer etwas Eigenes und darum etwas anderes als der Dichter. Er will z. B., wenn er die Episode von dem Kartoffelbrei liest, die drei handelnden oder besser essenden Leutchen in seiner eigenen Auffassung zeigen. Das geht aber nicht. Warum? Sehr einfach: weil es sich um eine Erzählung, um eine Darstellung, nicht um eine dramatische Szene handelt. Unsere Kartoffelbreigeschichte ist dargestellt von dem Dichter Gottfried Keller. Kein Rezitator der Welt ist imstande, sie anders darzustellen als er. Den Don Carlos kann ein Schauspieler auffassen und in seiner Auffassung darstellen, auch den Tasso oder den Lear. Sie sind von ihren Dichtern in eine Handlung gestellt, deren Gesamtheit erst durch die Kräfte des Theaters, also eine andere, nur diesem Zweck dienstbare und nur durch diesen Zweck existierende Kunst tatsächlich wird. In der schöpferischen Kunst des Schauspielers erfüllt sich endgültig der Wille des Dramatikers. Vor dem Werk des epischen Dichters hat die Kunst des Schauspielers auf allen selbstschöpferischen Willen zu verzichten. Das heißt aber, sie muß sich selbst aufgeben, es sei denn, daß der Schauspieler zum Vorleser werde."

* * *

Die neuere deutsche Dichtung in der Schule

Bei Eltern, Freunden und Verwandten, schreibt die „Köln. Ztg.", in Familie, Theater und Presse: überall hören sie von den Modernen; und dies Interesse, diese geheime Freude an den Schöpfungen einer neuen Zeit wächst um so mehr, je ablehnender sich die Schule verhält. Wir dürfen aber die jungen Leute auf diesem überaus wichtigen Geistesgebiet nicht planlos sich selbst überlassen; sonst werden sie zweifellos in die Irre gehen, das Gesunde und Eigenartige verkennen, blendende Eintagserscheinungen stark überschätzen und nach dem Eintritt ins Leben sich mit seichter Familienblattlektüre begnügen oder vielleicht gar der schönen Literatur für immer den Rücken kehren. Aber noch ein anderer Gesichtspunkt fällt hier ins Gewicht. Die heute noch beliebte einseitige ästhetische Bildung an den Werken unserer Klassiker bietet durchaus keine Gewähr dafür, daß der junge Mensch auch bei Beurteilung moderner Schöpfungen das Richtige trifft und Talmi von Gold zu unterscheiden vermag. Denn es ist eben eine vollkommen neue Welt, die sich hier vor den Augen der Jugend auftut; neu in ihren Problemen und Ideen, in ihrem Verhältnis zu Staat und Gesellschaft, zu den Lebensfragen der Allgemeinheit und des einzelnen. Wer die Gegensätze und Wesensunterschiede in den Geistesrichtungen der beiden letzten Jahrhunderte aus den Quellen erfaßt und innerlich erlebt hat, wird darum unbedingt zustimmen, wenn behauptet wird, daß sich die Maßstäbe für eine richtige Auffassung und Bewertung unseres modernen Schrifttums weder aus der Antike oder der antikisierenden Literatur des 18. Jahrhunderts noch aus irgendwelchen deutschen oder fremden Dichtungen früherer Zeit herleiten lassen. Und wo sollte man insbesondere ein Vorbild für die Prosakunst des 19. Jahrhunderts finden?

Während nun im neusprachlichen Unterricht schon seit Jahren auch moderne Autoren gelesen werden, während anderseits im Auslande Künstler wie Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Storm und Riehl längst zu Schulschriftstellern geworden sind, schließt die preußische Unterrichtsverwaltung dieselben Dichter auf den höheren Schulen des eigenen Vaterlandes von der Behandlung grundsätzlich aus. Ist das nicht eine verkehrte Welt, ein geradezu beschämender Zustand? Wenn ein Ausländer unsere Lehr-



pläne durchsieht, sollte er nicht glauben, wir besäßen überhaupt keine moderne Literatur, wenigstens keine, die künstlerisch wertvoll genug wäre, um sie dem heranreifenden Geschlecht darzubieten? So wird also die große Mehrzahl der aus den höheren Schulen hervorgegangenen Männer den ganzen Reichtum unserer neueren Dichtung, der sich besonders in dem poetischen Realismus des 19. Jahrhunderts verkörpert, nie ordentlich kennen lernen. Aber selbst in den Kreisen, die vor allen berufen sein sollten, das Wesen und die Bedeutung der modernen Literatur zu erschließen, herrscht vielfach noch eine bedauerliche Unkenntnis und Urteilslosigkeit."

* * *

Etwas mehr literarische Schamhaftigkeit

Eine große deutsche Tageszeitung richtete kürzlich an alle bekannteren Autoren eine Anfrage, was sie zurzeit unter der Feder hätten. Man sollte meinen, eine so taktlose Einmischung in intimste Dinge würde die gebührende Zurückweisung erfahren haben. Weit gefehlt! Alle, alle kamen, machten dem Publikum ihre Reverenz und meldeten dienstbeflissen, mit welchen Meisterwerken sie das deutsche Volk zu beglücken gedenken. Mit Recht knüpft Herbert Stegemann im „März" an dieses unwürdige Schauspiel die Frage, ob denn den heutigen Autoren das Gefühl der literarischen Schamhaftigkeit gänzlich abhanden gekommen sei. „Ist es denn im Ernste denkbar, daß ein Dichter so wenig Stolz, Selbstachtung und Würde besitzt, um die Intimitäten seines Schaffens, seine Träume, seine Hoffnungen öffentlich auszuplaudern? Welch ein Mangel an Schamhaftigkeit liegt darin, von seinen künftigen Werken im voraus zu sprechen! Wer sein Werk in ähnlichem Sinne wie das Weib ihr Kind als die Frucht seines Organismus betrachtet, als ein geheimnisvolles Wunder, das durch die Gnade des Himmels wächst, wie sollte der es über sich gewinnen, von diesem Schöpfungsmysterium einige Monate zuvor der Welt auf schwarzgedruckten Lettern Kunde zu geben? Das Gleichnis hinkt wie jedes, aber es zeigt die Trivialität, die Nüchternheit, die gegenwärtig über unserer Dichtung lagert, die Vulgarität, die den meisten Dichtern bei der Auffassung ihres Berufes eigentümlich ist."

* * *

Deutsche Dichter und deutsches Volk

Zehn Tage vor Wilhelm Raabes Tode, am 5. November 1910, besuchte ihn in Braunschweig sein langjähriger Freund Prof. Dr. Robert Lange aus Leipzig. Das Gespräch kam, wie Julius Stettenheim im „B. T." erzählt, auch auf den Absatz von Raabes Büchern. Lange wies darauf hin, daß die Bücher noch zu teuer wären. Erst wenn Raabes Verleger sich entschließen würden, billige Volksausgaben zu veranstalten, können wir das deutsche Volk für den Dichter gewinnen. Da fuhr Raabe mit einer Leidenschaft, die den Gast erschreckte, auf: „Bleiben Sie mir mit dem deutschen Volke vom Leibe," und er gebrauchte einen sehr derben Ausdruck. Menschenhaß und Menschenverachtung sprachen aus seinen Worten. Aber er beruhigte sich gleich, und es klang fast wie eine Entschuldigung, als er sagte:

„Das deutsche Volk hat mich miserabel behandelt — aber Freunde habe ich viele und gute, und dafür kann ich doch recht dankbar sein. Ja, viel Liebe und Treue habe ich erfahren in meinem langen Leben, und zumal in diesem letzten Jahrzehnt, seitdem ich Schriftsteller a. D. bin."

„Und das deutsche Volk wird doch noch zu Ihnen kommen", sagte Professor Lange.

„Dann muß es sich aber dazuhalten, sonst trifft es mich nicht mehr."





Die Gottesdarstellung Albrecht Dürers

Von Mela Escherich

Mit Albrecht Dürer begann in der deutschen Kunst eine neue Zeit. Ideen und Formen änderten sich. Die Gedanken wurden frei. Der Stil ging ins Große. Neben den Gestalten des 16. Jahrhunderts erscheinen uns jene des vorhergehenden, deren süße poetische Reize uns freilich noch genug bestricken, doch etwas engbrüstig und schüchtern. Die neue Ausdrucksweise — die Sprache Dürers, Holbeins, Grünewalds, Cranachs, Baldungs, Ambergers, Schaffners, Peter Vischers und Konrad Meits — ist lauter, volltöniger und reicher. Die Proportionen gehen ins Große. Überlebensgroße Akte — was früher nie geschehen! — werden gemalt. Das reife Schönheitsgefühl wagt sich, das stark nervös gewordene Getändel mit dem Gewandgefältel endgültig aus der Mode drängend, an die Nacktdarstellung. Mensch und Natur, Akt, Bildnis und Landschaft gelangen zu einem Vollkommenheitsgrad der künstlerischen Wiedergabe.

Eine solche Kunst mußte im religiösen Bilde den Schranken der Kirchlichkeit entwachsen. Wie die ganze Epoche in den heißen Kampf um religiöse Freiheiten trat, so tat es — und zwar zeitlich der Reformationsbewegung vorauseilend — mit unerhörter Leidenschaftlichkeit die Kunst. Sie war es, die das neue Verhältnis zwischen Gott und Welt, das sich in den Gemütern vorbereitete, zuerst aussprach, — freilich nicht aus sich diese Sprache findend, sondern in der seit Jahrhunderten tief in das religiöse Empfinden des Volkes gedrungenen Lehre der deutschen Mystik. Die Mystik gab der deutschen Kunst schon von Anfang an ihr Gepräge; aber es bedurfte zur künstlerischen Ausdruckgebung dieser Anschauung naturgemäß einer langen Zeit. Erst die Epoche Dürers — durch Dürer selbst und Grünewald — gelangte in vollwertigem Maße dazu.

Zwar bewahrte sich gerade hinsichtlich der religiösen Darstellung auch diese Epoche noch viel des Kindlichen, des kindhaft Frommen, das, wie vielleicht wir Modernen meinen, in keinem Verhältnis zu der Höhe der philosophischen Erkenntnis jener Zeit steht, — sie b e w a h r t e es, wollen wir im vollen Sinne des Wortes betonen! — aber dieses Kindliche und Fromme war zwar gehalten vom Banne kirchlicher Vorstellungen, aber innerlich erfüllt von einer edlen Freiheit religiösen Fühlens.

Wie verkündigt die neue Kunst das Wesen Gottes? Was ist aus dem Gottväterchen der vordürerischen Kunst geworden, dem winzigen Halbfigürchen in Krone und Bart, das aus hohem, wolkengeränderten Himmelsfenster auf die Welt herabschaute wie einst der Heidengott Freyr auf die schneearmige Gerda? Und wie gestaltete sich die Auffassung von Christus?

Es sind höchst bedeutende Aus- und Weiterbildungen, die uns hier vor Augen treten. Gottvater, vor dem die Meister des 15. Jahrhunderts einen so großen Respekt hatten, daß sie ihn nur aus der Ferne abzubilden wagten, erscheint jetzt als eine mächtige Hauptperson von greifbarer Menschlichkeit. Nicht mehr oben am höchsten Bildrand oder in der Rahmenecke, in dem sonderbaren Wolkenschwimmgürtel, auch nicht mehr als Bruststück oder Halbfigur, sondern in ganzer Gestalt, mantel- und bartumwallt, erhaben und groß, Majestät, Güte und Macht in Antlitz und Gebärde — ein herrliches Gottwesen.

In höchster Vollendung begegnet er uns in Dürers Allerheiligenbild von 1511. Eine alte Erinnerung steigt herauf — der Gottvater des Genter Altarwerks. Aber was in der Kunst des Hubert van Eyck noch gebunden, streng und fremd war, ist hier gelöst, befreit und bis zur höchsten Einfachheit nahe gebracht. So stellte sich der Germane den Allvater Odin vor, so aber auch Karl den Großen, Barbarossa, die sagenhaften Alten im Berge. Es ist das germanische Urbild der Ältestenwürde, des Heldengreises, der Väterlichkeit im weitesten Sinne, das sich nun auf die erste Person der christlichen Gottheit übertrug. In einer weiten Wolkenarena ist die ganze Christenheit, die leidende, streitende und triumphierende Kirche versammelt, von den Nürnberger Rittern und schönen Frauen im Gebänd bis zu den vorkonstantinischen Märtyrern und den alttestamentlichen Gestalten Mosis und Davids. Kronen und Tiaren blitzen, Palmen wehen, Engelflügel rauschen. Da senkt sich auf die kniende Gemeinde aus des höchsten Himmels Höhe das Mysterium herab: der Vater, der Sohn, der Heilige Geist. Auf dem Regenbogen sitzt der Vater und hält den Gekreuzigten im Schoß. Das ist der allmächtige Gott Himmels und der Erde, „der Vater, der Gewalten Gott“, wie es im „alten Passional“ heißt.

In dem Dreifaltigkeitsholzschnitt gleichen Datums wird das Motiv um eine Note persönlicher gefaßt. Dort von den Scharen des Himmels und der Welt umgeben, ist hier die Gottheit ganz unter sich. Gottvater hält den toten Christus im Arm und blickt ihn mit unendlicher Zärtlichkeit an. Dürer hat da einen ergreifend innigen Ton gefunden für die Darstellung des mystischen Motivs der Selbstanschauung Gottes im Sohne. In den mystischen Schriften des 13. und 14. Jahrhunderts finden wir häufig das Bild der zärtlich sich anblickenden göttlichen Personen. Der Vater sieht mit seinem Minneblick so lange den Sohn an, bis dieser im Überdrang der Minne zu sterben begehrt. Wie ja auch manche Mystiker den Satz aufstellten: Wäre Christus nicht um der Welt willen gestorben, er hätte um seiner selbst willen sterben müssen. (Hierzu die japanische Philosophie:

Wer gab der Liebe
Den Sondernamen Liebe?
Er hätte besser
Sie Sterben nennen sollen. —
Denn Liebe, das ist Sterben.)



Tauler sagt: „Das ewige Wort ist das Wort des Vaters, das ist sein eingeborener Sohn. Denn in ihm hat Gott der Vater ausgesprochen alle Kreaturen ohne Anfang und Ende." Das liebende Umfassen aller Kreaturen im Anblick des Sohnes, in dem der Vater zugleich sich selbst erkennt, ist in Dürers Holzschnitt



Christi Abschied von seiner Mutter (Aus der Kleinen Passion)

unvergleichlich schön wiedergegeben. Inniger und feierlicher zugleich ließe es sich nicht fassen — das Thema von der Liebe als Faktor des Dreieinigkeitsmysteriums.

Dann kam Hans Baldung mit seinem heißeren Temperament. Sein Gottvater auf der Krönung Mariä im Freiburger Dom ist ein feuriger Gott, ganz Blitz und Widerblitz im Minneblicken auf den ebenso feurigen Sohn. Seine Augen funkeln unter den buschigen Brauen. Von seinem flockig glitzernden weißen Bart könnte man denken, daß Knisterfunken ausspringen, wenn er ihn streicht.

Funken, die als Blitze niederfahren. Das ist der zornige Donnerer, von dem das Volk beim Unwetter sagt: Der Himmelsvater grollt. Baldung ist auch in der Darstellung Christi und der Maria in ein üppiges Heidentum hineingeraten, — ein Weg, in den naturgemäß die Kunst immer wieder gedrängt wird. Ist doch alle



Christus auf dem Ölberg (Erster Entwurf der Kleinen Passion)

Verkörperung, jede Gestaltfassung des „wesenlosen Wesens" an sich dem absoluten Gottesbegriff, der das „Bildmachen" ausschaltet, zuwider.

Die religiöse Kunst steht deshalb beständig auf der Grenzscheide von Verkörperung und Entkörperung. Grünewald und Rembrandt sind in der Darstellung des Spirituellen tatsächlich so weit gegangen, daß sie Körper, die sich entmaterialisierten, malten. Sie wählten die dafür geeigneten Szenen: Grünewald die Auferstehung Christi, Rembrandt das Abendmahl in Emmaus. Hier freilich hatte die Kunst immer noch einen Menschen, der Gott wurde. Aber bei Gottvater fiel auch

dieses Problem weg. Da blieb nichts andres übrig, als ihn eben in der volkstümlichen Vorstellung, die sich im höchsten Ideenkult ihr kindliches Heidentum einrichtet, als den ehrwürdigen Ältesten und Vater der großen Familie Welt, Himmel, Mensch, Natur aufzufassen. Aber gerade in diese volkstümliche, jedem Kind geläufige Ge-



Christus auf dem Ölberg (Aus der Kleinen Passion [

stalt die ganze sittliche Kraft der christlichen Gottesidee hineinzulegen. — das war Dürers große Tat.

* * *

Und wie war es nun mit der Christusdarstellung? Der vordürerische Christus zeigt schon bedeutende Entwicklungen. Hier konnte die Kunst sich auf ihrem eigensten Gebiet bewegen, der Schilderung des Menschen und des Menschlichen. Geheimnisvoll ist nur Christi Eintritt und Austritt in und aus diesem Leben, aber was dazwischen liegt, ist menschliches Gebaren, menschliches Leiden. Freilich nur,

wo die Kunst dieses Leiden bis zum Selbsterlebnis gesteigert zu schildern wagte, wo im Künstler der Mensch aufzuklagen begann, gelang eine Lösung des Christusproblems. Der wunderbare Jesus der Wechselburger Kreuzigungsgruppe, der Heilsbronner Schmerzensmann, der geschnitzte Kruzifixus in der Nördlinger Hauptkirche — drei Beispiele aus drei Jahrhunderten — sind solche Bekenntnisse, in denen der Künstler — daran dürfen wir keinen Augenblick zweifeln — sich selbst offenbarte, sein eignes Leiden und Ringen mit der Welt und mit sich. Erschütternde Selbstbekenntnisse sind diese Jesusgestalten des 13., des 14., des 15. Jahrhunderts; aber sie bleiben Sonderauffassungen, die nicht in größerem Maße Allgemeinheitsgültigkeit erringen. Jede engere Landsmannschaft hat ihren eigenen Christus. Und besonders im 15. Jahrhundert mehren sich die Typen. Da ist der süßlich-schwächliche Christus der Kölner Schule, der endlich bei dem Meister des Thomasaltars in dem Typus eines geistreichen, etwas stutzerhaften Doktors der Theologie endet. Da ist der schlichte, ländliche Schmerzensheiland der schwäbischen Schule, da ist der geheimnisvolle, vom Zauber der Magie umgebene Jesus des Konrad Witz, da ist der ehrfurchterweckende König Christus der fränkischen Tafelmalerei, da ist der schüchterne, hölzerne Erlöser, zu dem die Mysterienspiele das Vorbild gaben, der Erlöser, der vor lauter Andacht vor seiner eignen Rolle wie eine Gliederpuppe unter den übrigen, sich ganz natürlich gebärdenden Gestalten herumsteht. Da ist dann, aus diesem letztgenannten Typus hervorgegangen, der Christus Schongauers, der zarte Held des Leidens, schön und wehmütig wie ein blasser, kühler Frühlingstag.

Und dann kommt der Christus des Albrecht Dürer. Dürer hat für ihn eine Vorarbeit getan, und zwar in seiner „Offenbarung Johannis“. Diese fünfzehn Blätter umfassende Holzschnittfolge ist ja etwas ganz andres als eine bloße Illustration zu dem biblischen Text. Sie begleitet ihn wohl, aber in ihr ist ein Seelendrama entwickelt, das neben Dantes Göttlicher Komödie und Wagners Ring des Nibelungen genannt werden darf. Die „Offenbarung Johannis“ ist in der Dürerschen Auffassung der gewaltige Vorgang der durch Kampf und Not zum Frieden gelangenden Seele. Blatt um Blatt enthüllen sich uns die Phasen dieses Kampfes: die erwachende Sehnsucht nach Erkenntnis, das Streben nach Selbstvernichtung im Kampfe mit der sich dagegen aufbäumenden Natur, der große Streit und Sieg der Seele wider den Egoismus, endlich der feierliche Friede im Anblick des himmlischen Jerusalem.

In der „Offenbarung“ tobt und stürmt noch der junge Dürer. Im folgenden Jahrzehnt, dem ersten des 16. Jahrhunderts, wurde er ruhiger, reifer. Da wandte er sich der gewaltigen Aufgabe der Passionsdarstellung zu. Vier Passionen entstanden in diesem Jahrzehnt. Es ist wunderbar, wie diese Passionen sich durch sein Schicksal schlingen. Sie lassen ihn nicht mehr los. Das Jahrzehnt ist das wechselvollste seines Lebens. Zuerst jungmeisterliches Dasein mit bescheidnen Anfängen. Dann die verschiedensten Eindrücke durch Reisen und Bekanntschaft mit andern Künstlern. Wittenberg, Venedig. Cranach, Jakob Walch, Bellini. Aufsteigende Linie in wachsendem Ruhm. Unter dem blauen Himmel Italiens spannen sich dem Meister Albertus Triumphpforten. Auf teppichbelegten Straßen zieht er



in Ferrara und Bologna ein. Die Künstler, die ihm dort in Prozession entgegenkommen, beteuern, nun leichter sterben zu können, da sie ihn gesehen. „O, wie wird mich nach der Sonnen frieren!“ schreibt er dem Freund Pirkheimer, in fröstelnden Gedanken an die Heimkehr, nach Hause. Aber als er heimkommt, setzt er sich



Christus vor Kaiphas (Aus der Kleinen Kupferstichpassion)

hin und nimmt die alten Arbeiten auf und führt sie im selben Sinne, wie er sie vor Jahren begonnen, weiter, — die Passionen. Sie lassen ihn nicht los.

Er selbst entwickelt sich an ihnen, in ihnen. Vier Passionen — viermal dasselbe Thema und doch jedesmal etwas ganz Neues. Verschieden wie die vier Evangelien.

Viermal erzählt Dürer die Geschichte Jesu Christi. An dieser Geschichte, an der biblischen Überlieferung kann und darf er nichts ändern. Worin liegt also das Verschiedene? In der Darstellung des Hauptcharakters, in der Person Jesu Christi.

Das ist nicht derselbe Christus, der uns da viermal entgegentritt. Im wesentlichen handelt es sich ja wohl um einen gemeinsamen Typus — wurde doch dieser Typus auf Jahrhunderte hinaus entscheidend für die Vorstellung von Christus überhaupt! —, aber eine Menge von kleinen Zügen sind verschieden, und verschieden vor allem ist die Stimmung, die den gleichen Situationen ein voneinander völlig abweichendes Gepräge gibt. Unerschöpflich ist Dürer im Ausdenken der verschiedensten Stimmungsmöglichkeiten, unerschöpflich in seiner Schöpferlust des Modelns und Änderns und Einbeziehens neuer Werte.

Inhaltlich schließt sich die „Große Passion" am nächsten der „Offenbarung" an. Dort die nach Erlösung ringende Seele, hier der streitende Held. Mehr Mensch als Gott. Ein volkstümlicher Held, ein neuer Odysseus. Gleich auf dem Titelblatt der Holzschnittfolge wird das Heroische der Gestalt betont. Ein großer, starker, gramgebogener Körper, tiefer Schmerz in Antlitz und Gebärde — eine leiderfüllte Heldenseele schaut uns an. Und dieser heldische Charakter bleibt, im Leiden wie im Siege. Das Antlitz verzerrt sich nicht einmal in dem Augenblick, da der von Martern erschöpfte Körper unter der Kreuzeslast zusammenbricht. Und in welch strahlender Sieghaftigkeit entschreitet der Held, nun schon göttliche Anmut um die Schultern, dem Grabe! Hier waltet die alte mystische Idee der Selbsterlösung. Es ist mehr der Erlöste als der Erlöser, der uns in dieser Gestalt verkörpert wird.

Ganz anders ist das Thema in der „Kleinen Holzschnittpassion" gefaßt. Christus ist weniger athletisch, weniger siegesfroh. Eine zarte Natur, die in gleicher Weise unter den seelischen wie körperlichen Schmerzen unendlich leidet. Das Titelblatt zeigt uns, wie in der großen Passion, den trauernden Erlöser, auf einem Steine sitzend. Aber entgegen dem dort sich klagend Aufbäumenden sehen wir hier einen müde in sich zusammengesunkenen Mann. Das Haupt stützt sich schwer in die Hand. Die Hand ist vielleicht feucht von Tränen. Eine weiche, traurig wehmütige Stimmung geht durch die ganze Folge. Sie ist so still, diese Passion, wie geduldig lebenslang getragene Qual. Nur dazwischen plötzlich aus der Stille da und dort ein entsetzlicher Aufschrei tiefster, tiefster Not. In dieser Passion wird am meisten erzählt. Nicht aus Erzählerlust, sondern in der fühlbaren Absicht, hinter einem ruhigen Chronistenstil die innere Bewegung zu verbergen. Wie jemand, der mit einer Trauerbotschaft nicht gleich beginnen möchte, fängt Dürer weitläufig an, zuerst mit dem Sündenfall, von da zur Verkündigung und Geburt Christi übergehend, und dann — man fühlt die Pause wie ein beklemmendes Schweigen unter lauten Herzensschlägen — bringt er Christi Abschied von der Mutter, und damit geht er rasch, die sonnigen Kindheitsszenen überspringend, in die Passion über. Es folgt der Einzug in Jerusalem, die Tempelreinigung, das Abendmahl. In der Ölbergszene (erste Fassung) erleben wir einen jähen Schmerzensausbruch. Es ist ein Aufschrei. Christus ist flach auf die Erde hingestürzt. Die Hände graben sich in den Boden. Es scheint, als ob Dürer selbst vor dem Blatt erschrocken wäre, als es fertig war; denn er schaltete es aus der Folge aus und zeichnete ein neues dafür. Auch dieses noch leidenschaftlich genug. Christus kniet hier aufrecht, das lockenüberrieselte Haupt gesenkt, die gerungenen Hände bis zur Stirn erhoben.



Welche Steigerung gegen die ruhige Darstellung in der „Großen Passion!“ Auch in den Gestalten der Jünger. Dort sehen wir die drei mit kummervollen Mienen schlafen; in der ersten Fassung der „Kleinen Passion“ hat sich Johannes aufgerichtet, in fassungslosem Schluchzen das Antlitz im Mantel bergend, in der zweiten ist er



Die Kreuztragung (Aus der Kleinen Passion)

wieder zum Schlafe zusammengesunken. Das Haupt liegt auf dem Knie. Die ganze Stellung drückt dumpfe Schmerzbetäubung aus.

Diese Steigerung nach einer ins Innerste gehenden seelischen Durchfeilung ergibt sich beim Vergleich sämtlicher Blätter beider Folgen. In der „Großen Passion“ hat Christus bei der Gefangennahme und der Verhöhnung den Blick vorwurfsvoll erhoben. Der Zorn wider die Bosheit, Dummheit, Verblendung regt sich in ihm. In der „Kleinen Passion“ hält er in allen Szenen, beim Judaskuß, vor Hannas, vor Kaiphas, vor Pilatus, vor Herodes, bei der Geißelung, Dornenkrönung, Schau-

stellung vor dem Volk die Augen gesenkt, in Schmerz und Scham. Von erschütternder, weit über die Darstellung der gleichen Szene in der „Großen Passion" hinausgehender Wirkung ist die Kreuzschleppung. Jesus ist samt dem schweren Kreuz zusammengestürzt. Und schon mit Hand und Knie auf der Erde, sucht sich der wunde Körper wieder aufzurichten; denn die Peiniger treiben zur Eile! Veronika naht, durch Mitleid mutig, das von Blut und Schweiß überronnene Antlitz zu trocknen. Und da blickt Jesus zum ersten Male auf. Mit einem entsetzlichen, tief sich einprägenden Blick. Einem Blick der erbarmungswürdigsten Qual. Einem Blick wehevollster Anklage. In diesem Blick sammelt sich in einem letzten Augenblick noch einmal alles, was Mensch, Leben, Freiheit heißt, und ächzt und stöhnt. Er ist grauenvoll anzusehen, dieser Abschied vom Leben, dieses nochmalige Aufflackern der Ölbergstimmung: Nimm diesen Kelch von mir! Und wie dort ein tröstender Engel, steht jetzt Veronika, die sanfte, fühlende Frau, bei dem Todgeweihten. Aber welchen Trost vermag sie ihm zu geben? Sie zeigt ihm nur, wie in einem Spiegel, sein auf dem Schweißtuch abgedrücktes Antlitz der Schmerzen.

Wesentlich unterschieden sind die Kreuzigungen voneinander. Die der „Großen Passion" zeigt noch, nach mittelalterlichem Schema, Sonne und Mond in Trauer und die drei das Blut auffangenden Engel; die der kleinen verzichtet auf alles allegorische Beiwerk. Die Allegorie liegt im Inhalt, in der Stimmung. Und diese Stimmung ist die der Nacht und der Trauer. Dürer hat schon in der ganzen Folge die Tageszeit beachtet. Beim Abendmahl herrscht Dämmerung, bei der Fußwaschung brennt bereits Licht. Bei den Ölbergszenen ist der Himmel dunkel, bei den noch in der Nacht stattfindenden Verhören liegt es schwarz vor den Türen und Fenstern. Dann ist es Tag bis zur Todesstunde, in der alles Licht erlischt. Das Einzelgefühl der anwesenden Personen unterstellt sich hier gleichsam der herrschenden Naturstimmung, ein Versuch, den wir dann in der „Grünen Passion" zu voller Ausführung gelangen sehen. Dieses Allgemeine ist Trauer, und die unterschiednen Trauergefühle der unter dem Kreuz Versammelten ordnen sich ihm ergänzend ein. Die völlige Verschiedenheit des Charakters Jesu in den beiden Passionen zeigt sich in der Auferstehung. Die Last der Leiden liegt hier auf Jesu Stirn und darum in seinem Wesen an Stelle siegesstarker Freude ein tiefer Ernst. Auch umrauscht den Erstandnen nicht, wie in der „Großen Passion", eine rasch in Erscheinung getretene Wolkenglorie mit fröhlichen Engelsköpfchen, sondern wieder ist eine Naturstimmung herbeigeholt und in Beziehung gebracht. Schwach sich hellendes Gewölk auf noch dunklem Nachthimmel. Sonnenaufgang. Morgendlicher Kampf des Lichtes, der der Stimmung des zum Leben Zurückkehrenden wohl entspricht. Die Szene wirkt aber nicht wie in der „Großen Passion" als feierlicher Abschluß und soll es auch nicht. Die Erzählung schlingt sich weiter. Eine rein gefühlsmäßige Szene folgt: das Wiedersehen Jesu mit der Mutter, dann das von den Strahlen der aufgehenden Sonne überglänzte Zusammentreffen mit Magdalena und die damals noch seltene Darstellung des Abendmahls in Emmaus. Dieses Abendmahl ist ganz genremäßig aufgefaßt. Christus sitzt mit seinen Jüngern an einem Wirtstisch, an dem bereits ein Bauer und ein Landsknecht Platz genommen haben. Christus bricht das Brot. Ein wunderbares Leuchten geht von ihm aus, füllt die Stube. Die Jünger er-



Die Kreuztragung (Aus der Großen Passion)

kennen den Meister, und auch dem Landsknecht scheint eine Ahnung aufzugehen. Er schlägt sich die Brust, wie zur Beteuerung für spätere Zeiten: Dieser war es! Ich sah es selbst!

Aus der zarten Leidensgestalt schält sich ein Neues heraus — das Göttliche. Der Christus der „Großen Passion" war und blieb ein Mensch, der sich durch Leiden zu Sieg und Verklärung durchringt, der der „Kleinen Passion" ist der schuldlose Gott. Kein Odysseus, eher Baldur, der Gott, der das Schicksal erlebt.

Das Göttliche, das Nicht-von-dieser-Welt-sein, hat Dürer wunderbar fein charakterisiert. Als den resignierten Dulder führt er den Erlöser ein und stimmt die ganze Umgebung auf den Ton der Resignation, die von dieser Gestalt ausgeht: die dunklen Abendstimmungen, die drückende Trauer der Jünger und der teilnahmsvollen Frauen. Leiden, nichts als Leiden! Und plötzlich dazwischen bricht das Göttliche durch. Ein Glanz strömt zuweilen von Jesu Angesicht aus, so das erstemal beim Einzug in Jerusalem, dann beim Abendmahl und zum drittenmal am Kreuz, als der Himmel schwarz wurde. Ein stärkerer Glanz umstrahlt die Gestalt bei der Auferstehung; bei der Mutter, vor deren Betpult der leuchtende Jesus wie eine Vision tritt. In der feierlichen Noli me tangere-Szene taucht die aufgehende Sonne den Erstandenen in flutendes Licht. In Emmaus werden die Strahlenbündel breit wie warmes Abendleuchten. Je mehr sich die Scheidestunde nähert, je intensiver dringt der Glanz des jenseitigen Wesens durch. In greifbarer Körperlichkeit erscheint Jesus noch einmal in dem Wiedersehen mit Thomas. Dann folgt die Entrückung aus der Erdensphäre. Es ist kein Auffahren, wie Lukas es schildert, sondern eher nach dem Zeugnis Marci „ward er aufgehoben in den Himmel". In genialer Überschneidung läßt Dürer von der Gestalt Christi nur mehr die Füße und ein kleines Stück Gewand sehen. Aber dieses kleine Stück ruhiger, gerader Rockfalten und ein glatt herabhängendes Mantelende kennzeichnet deutlich das Ohne-Bewegung-Aufsteigen, das Wie-durch-einen-Luftdruck-Aufgehobenwerden. Und im Reflex dazu das Staunen und Erschauern der unten Versammelten. Alle stehen unter dem gleichen Eindruck: als einer von ihnen war er unter ihnen gewandelt, als ein andrer entschwebt er ein Höherer, Heiligerer — nicht von dieser Welt.

In der Kupferstichpassion begegnet uns wieder eine andre Auffassung. Das Gefühlsmäßige ist ruhiger ausgeglichen. An Stelle plötzlicher leidenschaftlicher Ausbrüche trat eine gleichmäßig lebhafte Schilderung. Die Blätter gewähren in ihrer auch durch die Sticheltechnik bedingten, größeren Eleganz einen mehr ruhigen Genuß. Gelegentlich macht ein humoristischer Typus wie der des feisten Kaiphas Vergnügen. Überhaupt ist auf eine ausführlichere Ausarbeitung der Nebenfiguren Wert gelegt. Christus nähert sich in seiner kraftvollen Erscheinung demjenigen der „Großen Passion". Aber er ist älter, gemessener, sozusagen klassischer. Der dort mehr naive Heldentypus hat sich hier in ein überlegnes Geistesheldentum verwandelt. Das Leiden ist nicht in dem Maße betont wie in der kleinen Passion. Das Heldische schlägt wieder durch. Aber es ist nicht so sehr der volkstümliche Held, der Mann der Leibesstärke, sondern der überlegene Weise. Sein Gebaren ist das des Philosophen. Kaiphas gegenüber liegt in seinem durchdringen-

den Blick Spott. Aus den Blättern weht der Triumph der vorgeschrittenen christlichen Weltanschauung über das Heidentum, — in das Gefühl der Zeit übersetzt der Sieg eines geläuterten Christentums über pfäffische Gedankenenge.

In der „Grünen Passion" (so benannt, weil Dürer sie auf ein matt-



Christus am Kreuz (Aus der Kleinen Kupferstichpassion)

grünes Papier zeichnete) dagegen lebt wieder der Geist der „Kleinen Passion" weiter. Wieder die Einbeziehung der Natur; aber jetzt in einer seltsam gesteigerten neuen Art. Nicht mehr novellistische Parallelisierung der Stimmung der Natur mit jener der Menschen, sondern gesetzmäßige Übereinstimmung in beiden. Die Natur nicht mehr Folie, sondern unausscheidbarer Teil des Ganzen. Alle Szenen in eine Einheit zusammengefaßt — Licht, flutendes, lösendes, zitterndes, tönendes Licht. Ja, Klang und Ton von der leisen, bebenden Mitschwingung bis zum stöh-

nenden Schrei liegt in diesen wunderbaren Lichtstimmungen, aus denen die Gestalten, die Geschehnisse wie einzelne Akzente herausklingen. Umwoben alles von Licht. Alle Form als solche überwunden. Alles Leben und Weben der Welt in leuchtendem Fließen und Schimmern geschildert. Licht statt Form! Wie kommt Dürer dazu? Dürer, der sich bei einem Grashalm länger aufzuhalten vermochte als ein moderner Franzose bei einem ganzen Akt. Dürer, der in der Theorie lebenslang die Gesetze des Formalen zu ergründen strebte. Dürer, der in demselben Jahre, iu dem die „Grüne Passion“ entstand, in dem Jahre 1504 den Kupferstich „Adam und Eva“ schuf, dieses ganz im Geist italienisch-antikischer Modeströmung strengsten Formalismus atmende Werk!

Wir denken an Rembrandt. Aber doch klaffen hier mächtige Unterschiede. Bei Dürer bleibt die namenlose Liebe für das einzelne auch im stärksten Affekt. Rembrandt ist das Detail nur gelegentliches Mittel zum Zweck. Er hat keine Liebe dafür, nur Absichten damit. Dürer ist es heilig. Von der Heiligkeit des einzelnen erhebt er sich zur Erkenntnis der Heiligkeit des Ganzen. Wenn wir in der Grünen Passion das Nebensächliche, das Gestein, die Büsche betrachten, so glauben wir noch jedes Körnlein, jedes Blättlein unterscheiden zu können. Wir können es aber tatsächlich nicht mehr. Die Täuschung ist nur eine so vollständige, weil die intime Detailkenntnis Dürers dahinter steht. Die ganze Strichführung aber zeigt uns bis ins kleinste das durchgehende Streben nach einem großzügigen Zusammenfassen des einzelnen zu einer Gesamtwirkung. Ein weiches, tauiges Licht, das der Milde vollen Mondscheins gleicht, überflutet die Vorgänge. Über Jerusalem ballt es sich in bleichem Nachtgewölk während der endlosen Verhöre. Durch große Bogenfenster chaut es traurig wie entsetzte, tränenhelle Augen herein, in den Raum, der widertönt von rohen Rufen und den auf Christi Körper niederklatschenden Geißelhieben. Um die Büsche hängt es seine feuchten Kränze. In dieses Licht tauchen bei dem stillen Abendgang der „Grablegung“ die Gebärden der handelnden Personen, die Umrisse der schweigenden Landschaft ein. In diesem Licht versinkt die Geschichte der Passion ...

Eine halblaute Erzählung aus weinendem Munde, ausklingend in den Mollakkord einer trauertiefen Dämmerung.

Und in dieser Dämmerung, in der sich die Seufzer der bedrückten Menschen mit den Klage flüsternden Stimmen der Nacht in Busch und Feld einen, doch ganz geheim etwas österlich Tröstendes ...

Und wer denn ist die Gestalt, um die sich alle Geheimnisse her schließen und öffnen? Held, Philosoph, Märtyrer? Keines und alles: ein Unangreifbarer, der uns entgleitet, wo wir ein Bestimmtes in ihm suchen wollen, — der Mensch, der Gott! ...

Der Heiland und der Friedebringer, über dessen Wandeln der Himmel offen stand. Auf dessen Antlitz das Leben als ein Traum lag und der Tod als ein Schlaf. ...

Die Mystik gab hier mächtig die Grundnote an. Das läßt sich nicht erschöpfend sagen, nur fühlen. Nur wer mit der Mystik vertraut ist, kann alle Zartheit dieser Blätter verstehen. Es ist die feine, aus höchster Kultur des Herzens gewonnene Gottesverehrung des Meisters Eckhart, die hier — wie später noch einmal in Bachs



Die Dreifaltigkeit (Holzschnitt vom Jahre 1511)

Passionen! — wieder auflebt. Das keusch Unausgesprochene, das ewige Geheimnis der Unerschaffenheit: Woher sind wir? und die ästhetische Definition: „Gottes Natur das ist Gottes Schönheit. In der Schönheit, da geschieht ein Leuchten und Widerleuchten. Das Leuchten ist volle Schönheit" ...

In dem mystischen Aufblitzen der Dreieinigkeit endete Dantes große Seelenfahrt durch die drei Reiche, in dem Glanz der unbegreiflichen stillen Gottheit münden nach der Mystiker Lehre die Seelen, die da Feuer sind von Gottesgrund, ausgesprungene Funken, die sehnend wieder heimkehren. Und nun kam auch die Kunst zu demselben Bekenntnis wie die Religion. Zu dem Bekenntnis des Verlassens, des Enteilens der Form, des Lösens im Licht!

Grünewald nahm die Tendenz dann wörtlich auf. Er entmaterialisierte seinen auffahrenden Christus, verwandelte den menschlichen Körper zu Flammen, zu Licht.

So weit wollte Dürer nicht gehen. Es war ihm gar nicht um das Wunder — die Menschwerdung, die Gottwerdung — zu tun; vielmehr um das Wunderbare des allgemeinen Zusammenhangs. Völlig fern lag ihm, Christus als ein Wunder in eine wunderlose Welt hineinzusetzen. So entgottet war die mittelalterliche Daseinsvorstellung noch nicht! Nirgends sehen wir die biblischen Wunder als solche bei Dürer besonders betont. Seine Auslegung ist eine lediglich theosophische; es ist die alte, mystische: Gott in allem, alles in Gott. Beziehung zwischen allem. Übereinstimmung der kleinen Vorgänge mit den großen.

Auf der Grundlage dieser Anschauung hat Dürer die Tragödie der Passion entwickelt. Das liebliche alte Märchen von der Teilnahme der Gestirne an dem Gottestod auf Golgatha ward für ihn zur tiefsinnigen Offenbarung. In der „Großen Passion" setzte er noch symbolisch Sonne und Mond neben den Kruzifixus. Dann aber ließ er, ohne Allegorie, laut die Natur reden. Und wahrlich, die machtvolle, überwältigende Todesstimmung der Natur redet eindringlicher zu uns, als wie es früher gebräuchlich war, die schluchzende Frau Sonne mit dem Tränentüchlein. Die Natur fühlt den Tod Jesu. Damit ist gleichsam die Idee einer Körperschaftlichkeit von Gott und Natur ausgesprochen.

* * *

Nicht Neues zu sagen, sondern das lange in Vielen Schlummernde mit bewußter Vollendung auszudrücken, ist die Tat des Genies. So entstand der Christus Dürers.

Er muß ihnen allen bekannt gewesen sein, den Menschen des 16. Jahrhunderts, wie aus uralter Erinnerung. Und doch hatte ihn die Welt so noch nicht gesehen ...

Die vier Passionen — als ein ungeheures Lebenswerk stehen sie vor uns. Und Dürer hat sich in ihnen nicht erschöpft. Eine Fülle von Werken entstand noch nebenher. Und auch das Jahr, das er in dem Jahrzehnt der Passionen in Venedig zubrachte, das Jahr der neuen Eindrücke, des Genießens und Schauens, war ein Jahr reichen Schaffens. Auch da entstand ein Christus. Ein kleines Gemälde. Heute in der Dresdner Galerie. Das Werk ist wie aus dem Gefühle eines Gegensatzes heraus entstanden. Ein Wegflüchten aus lautem Gepränge. Und tatsächlich arbeitete Dürer damals an einem solchen „lauten" Werk, dem „Rosenkranzfest", einem konventionell-dekorativen Devotionsstück. Und als er es malte, stand der

Meister mitten im südlichen Trubel der Kunststadt Venedig. Da mag den an einen ruhigeren Pulsschlag des Lebens gewöhnten Nürnberger Goldschmiedssohn manchmal ein Sehnen nach Einsamkeit überfallen haben. Und dann wanderte er hinaus, — vielleicht dieselben Wege, die Giorgione ging. Und der sanfte Glanz der Hügel und Haine des venetischen Gebietes, den Giorgione wie in Traumverklärung wiedergab, klangvolle Hymnen von Frauenschönheit und Frauenliebe goldleuchtend hineinverwebend, weckte in dem in herberen Leidenschaften Ringenden Offenbarungen eigenster Art. Auch ihm entstieg aus den verträumten Pfaden, aus dem Nachtigallengetön der Büsche, Mühlenrauschen einsamer Täler der Geist der Liebe, ein amore celeste, aber nicht in der neuplatonischen Abstraktion eines Giorgione oder Tizian, Benivieni oder Pier della Mirandola, sondern in der schwerblütigeren Sehnsucht des nordischen Gottsuchers ...

Jesus Christus ... Allein, ohne das übliche „große Gedränge" der Golgathaszene, ein Einsamer in einer Stunde eigner Einsamkeit erschaut. Welch ein Kontrast zu der glänzenden, rauschenden Stimmung des Rosenkranzfestes! Dieser Christus gleicht jenem auf dem kleinen Holzschnitt, dem trauernden, in sich gesunkenen Schmerzensmann. Auch er, wie jener, allein, von Freund und Feind verlassen. Die Gestalt ist anders, jugendlicher, anmutiger, der italienische Einfluß unverkennbar; aber die Seele dieselbe.

Wo sind seine Ankläger? Wo seine Jünger? Hoch ragt das Kreuz in die Luft, und aus diesem Luftraum ist das Bild ausgeschnitten. Wir sehen die unten Stehenden nicht mehr. Nur die Wipfel einer Baumgruppe kommen aus der Tiefe herauf, und dahinter grenzt die auslaufende Linie eines Gebirgszuges die Erde gegen den tiefen Horizont ab. Eine Einsamkeit, ähnlich der auf hohem Berge, wo die Wohnstätten der Menschen dem Blick entschwinden und nur noch ein dunklerer, rötlicher oder bläulicher Hauch die dem Wanderer wohlbekannten Täler andeutet, aus denen er heraufgestiegen. Im Winde dieser schwindelnden Höhe ächzt der Kreuzesstamm, flattert das Hüftentuch. Und in der plötzlich von oben einbrechenden Nacht, während unten der Himmel noch nachmittäglich hell ist, schimmert das flatternde Tuch in scharfer Weiße, rieselt ein letztes sterbendes Licht gespenstisch über den bleichen Körper. Ein Todeskampf in den Lüften zwischen Licht und Nacht.

Das ist die Stunde der Erlösung. Die letzten Worte, die der Erde galten, sind gesprochen worden. Jetzt wendet sich der Sterbende nach oben: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!"

Atemlose Stille nun. Ein namenloses Bangen füllt die ganze Welt. Die Erde bebt. Des alten Tempels Vorhang reißt. Die Menschen entsetzen sich. Einer schreit auf: „Wahrlich, das ist Gottes Sohn!" Flüsternd wiederholen es andre. Erregung, Schauder überall. Das alles drunten, — indessen droben am ächzenden Kreuz der einsame Gott stirbt.

Tief, tief unten die Welt ... Und in des Gottmenschen brechendem Blick das Mysterium: „... ich weiß, von wannen ich gekommen bin und wohin ich gehe; ihr aber wisset nicht, von wannen ich komme und wohin ich gehe ... Ihr kennet weder mich noch meinen Vater; wenn ihr mich kennetet, so kennetet ihr auch meinen Vater ... Denn ich bin ausgegangen und komme von Gott." (Joh. 8.)

Wir haben in unsrer gesamten Kunst kein zweites Kreuzigungsgemälde, in dem die Landschaftsstimmung so ausschließlich in das Todesmotiv hineingezogen ist. Andre stellten die weinende Mutter und den klagenden Lieblingsjünger unter das Kreuz, um in der Verkörperung menschlichen Mitfühlens eine den Eindruck des göttlichen Leidens erhöhende Wirkung auszulösen. Hier aber ist die Stimmung der Natur die einzige Ergänzung zu der des Verscheidenden. Das ist ein neues Motiv in der alten Darstellung der Tragödie.

* * *

In diesem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts beherrschte Dürer die deutsche Kunst. Was sich in dieser Zeit künstlerisch vollzog, hat fast alles Beziehung auf ihn, strömt von ihm aus, geht auf ihn zurück. Er gewann sich diese führende Stellung im deutschen Kunstleben durch den tiefen, heiligen Ernst, mit dem er an die großen Probleme der religiösen Darstellung herantrat, mit dem er in die erhabenen Unendlichkeiten der Natur und der Menschenseele einzudringen strebte, mit dem er — ein Gottsucher lebenslang! — die Kunst zu jener Höhe der Heiligkeit führte, wo sie nur mehr entrückten Schauens beseligendes Widerleuchten wird.



Architektenbewegung

Der Parlamentarismus wird, so ist zu hoffen, bald auch in Deutschland einen kräftigen Schritt vorwärts tun, und doch, was kann das manchen hart um ihr Dasein ringenden Berufsständen viel helfen! Die Entwickelung der gesetzgebenden Körperschaften hat selbst in längst parlamentarisch regierten Ländern, sogar in England, mit dem praktischen sozialen Leben nicht Schritt halten können. Die besten Parlamente sind schwerfällige Wesen, die viel reden und wenig handeln, viel Grundsätze und wenig Entschlußkraft haben. Kein Wunder, wenn sich neue, selbständige wirtschaftspolitische Kampforganisationen bilden, die in der Regel von den Trägern des Parlamentarismus erst ignoriert werden, bis sie sich eine feste Stellung im öffentlichen Leben erkämpft haben und durch ihre aus eigener Kraft erlangte Macht die parlamentarische Parteipolitik beeinflussen können.

Keine Parteiprogramme, sondern von deren Hütern oft wenig beachtete soziale Nöte haben Organisationen wie den Bund der Festbesoldeten, die Bühnengenossenschaft, wirtschaftspolitische Vereine von Ärzten, Anwälten, Richtern, Schriftstellern usw., ganz zu schweigen vom Hansabund, ins Leben gerufen, die auf vorwiegend außerparlamentarischen Wegen bestimmten Zielen zustreben.

In den letzten Jahren haben besonders die Ärzte und Anwälte (numerus clausus) der Öffentlichkeit viel mit ihren Klagen in den Ohren gelegen; seit einiger Zeit jammern auch die Architekten über ähnliche Bedrängnisse. Besonders fällt es auf, daß sich bei den Architekten eine ähnliche Freiheitsmüdigkeit einzustellen beginnt wie bei den Ärzten und Anwälten. Eigentlich „frei“ war ja bisher weder der Ärzte- noch der Anwaltsstand. Reste der alten staatlichen Vormundschaft blieben auch nach der „Freigabe“ dieser Berufe Ende der 1860er oder 1870er Jahre bestehen. Aber auch der halben Freiheit, der man teilhaftig wurde, ist eine rasch anwachsende Anzahl von Vertretern beider Stände heute schon überdrüssig. Viel freier, unabhängiger von behördlicher Vormundschaft war von jeher der Stand der privaten Architekten. Doch dieselben Kräfte, die das Freiheitsgefühl anderer „freier Berufe“ zerstören, sind auch bei ihnen schon am Werke. Die Zahl der Architekturstudierenden stieg von 1895/96 bis 1909/10 an der Hochschule in Charlottenburg von 98 auf 169, in München von 174 auf 432, in Dresden von 105 auf 239, in Darmstadt von 72 auf 271, in Hannover von 87 auf 175 usw. Die Gesamtzahl der abgelegten Prüfungen nahm zu von 35 in München, Stuttgart, Hannover, Braunschweig während des Semesters 1895/96 auf 110 der gleichen Hochschulen während des Semesters 1909/10. Die Zahl der höheren Schulen wächst immerzu, so daß selbst in den kleinsten Städten viele Eltern in den Stand gesetzt werden, ihre Söhne das Abiturientenexamen machen und dann studieren zu lassen, und da wir noch lange nicht so weit sind, daß Bildung die soziale Wertschätzung eines Volksgenossen ganz unabhängig von seiner Berufsart erhöhte, daß wirklich keinerlei Arbeit mehr schändete, so vermag die Überfüllung geistiger Berufe Eltern nicht davon abzuhalten, ihre Söhne dennoch darauf loszulassen.

Der seit 1903 bestehende Bund deutscher Architekten hat bisher dieser Erscheinung gegenüber Vogelstraußpolitik getrieben. Er würde sonst nicht immer noch die Fahne der Freiheit unverdrossen hochhalten und mit Stolz von dem „im stählenden freien Wettbewerb schaffenden Architekten“ sprechen. Im vorigen Jahre veröffentlichte der Bund eine Denkschrift, in der über das Umsichgreifen des staatlichen und städtischen öffentlichen Bauwesens, das sich eigener, fest angestellter Baubeamten bedient, geklagt und eine Eindämmung der Tätigkeit der Bauämter zugunsten des „künstlerisch arbeitenden freien Architekten“ gefordert wurde. „Nach unsern Ermittelungen“, hieß es darin, „brauchen die staatlichen und besonders die städtischen Bauämter für die Ausarbeitung der Entwürfe ihrer Hochbauten sowie für die gesamte Bauleitung weit höhere Summen, als solche den Privatarchitekten für eine gleiche Arbeitsleistung nach der gül-

tigen Gebührenordnung zustehen würde ... Der durch die aufreibenden Pflichten seiner Verwaltungstätigkeit in Anspruch genommene Vorgesetzte eines Hochbauamts ist selten in der Lage, gleich dem Privatarchitekten seine Hilfskräfte in wirksamer, zur Erreichung der höchsten Leistungen erforderlichen Weise anzuspannen, auch ist er in der Auswahl brauchbarer Gehilfen fast niemals frei, da er mit fest angestellten Technikern zu arbeiten hat ..." Darauf hat jetzt die Vereinigung der technischen Oberbeamten deutscher Städte geantwortet, und diese bezieht sich auf eine Feststellung der Bauleitungskosten bei mehr als 1500 Bauten in den fünf deutschen Großstädten Elberfeld, Düsseldorf, Köln, Frankfurt a. M. und Mannheim, wonach diesen die tatsächlichen Kosten für Entwürfe, Bauleitung, Abrechnung, persönliche und sachliche Verwaltung um genau 2 180 508 ℳ billiger zu stehen gekommen wären, als wenn die Gebührenordnung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine dafür maßgebend gewesen sein würde. Auch gegen andere Vorwürfe wissen sich die technischen Oberbeamten gut zu wehren. Doch wenn die Auffassung des Bundes deutscher Architekten selbst völlig richtig wäre, so könnte er doch durch einen Kampf gegen den Bureaukratismus kaum in absehbarer Zeit etwas erzielen. Wie auf andern Gebieten, so werden auch hier mehr und mehr der Staat oder die Gemeinde als Schutzanstalten mißbraucht, worin der einzelne Arbeitsverkäufer vor kapitalistischer Ausbeutung Zuflucht sucht; denn es ist in Wirklichkeit hier wie überall das Angebot von Anwärtern für den Dienst des Staates oder der Kommune die Ursache, nicht die Wirkung der unaufhörlichen Ausdehnung der Bureaukratie. Darum erklärt sich die öffentliche Meinung immer so überraschend schnell damit einverstanden, daß der Staat eine neue Aufgabe durchzuführen unternehme und neue Staatsanstalten für neue Staatsangestellte schaffe.

Die privaten Architekten werden bald genug erkennen, daß sie ihren manchesterlich-liberalen Standpunkt verlassen müssen, um ihre Standesinteressen tatkräftig fördern zu können. In der Zeitschrift „Der Profanbau" wird bereits die Frage aufgeworfen: „Ist ein staatlicher Schutz für die Ausübung des Privatarchitektenberufes nötig und ausführbar?" Der Verfasser, Baurat Kramer, verlangt, daß dem Architekten und dem Ingenieur mindestens die gleiche staatliche Hilfe gewährt werde, die dem Arzt und dem Rechtsanwalt schon zuteil wird, nämlich Schutz gegen ungeschulte Kräfte: „Es dürfte beispielsweise gut möglich sein, im Interesse des Allgemeinwohles und der öffentlichen Sicherheit zu bestimmen, daß 1. alle der baupolizeilichen Genehmigung bedürfenden Bauten nur von Technikern mit abgeschlossener technischer Bildung und 2. bestimmte Bauten, deren technische Ausführung ein höheres Maß technischer Bildung voraussetzt, nur von Technikern mit abgeschlossener Hochschulbildung bei der Baupolizeibehörde beantragt, vor ihr vertreten und in der Ausführung geleitet werden können." Um die Durchführung dieser Bestimmungen zu ermöglichen, sei dann die Einführung geeigneter, gesetzlich zu schützender Standesbezeichnungen, und zwar solcher mit deutlich erkennbarer Verschiedenheit für Techniker mit abgeschlossener technischer Mittelschulbildung bzw. für solche mit abgeschlossener technischer Hochschulbildung unerläßlich, da sonst das bauende Publikum die Techniker nicht herausfände, die allein in der Lage sind, ihre Bauaufträge auszuführen.

Man mag es bedauern, daß ein „freier" Beruf nach dem andern seiner „Freiheit" müde wird und nach staatlichem Schutz und damit behördlicher Bevormundung verlangt, aber man darf an dieser Erscheinung nicht achtlos vorübergehen.

Otto Corbach





Volkskonzerte

Von Dr. Karl Storck

Von den vielerlei Versuchen, die theoretische Forderung „Kunst ins Volk“ in die Tat umzusetzen, hat sich neben den Theatervorstellungen vor allem das volkstümliche Sinfoniekonzert behauptet. Der äußere Erfolg ist überall, wo die Einrichtung von städtischen Behörden getroffen und äußerlich geschickt gehandhabt wurde, derselbe: stets überfüllte Säle, eine andächtig lauschende Zuhörerschaft und eine hohe Befriedigung während des Konzertes selbst, so daß die Veranstaltungen etwas innerlich Festliches gewinnen. Das ist bereits so viel, daß man begreifen kann, wenn viele Leute der Meinung sind, es sei vollauf genug. Da aber die Selbstzufriedenheit immer der Anfang der Schwäche ist, soll man den Eifer jener nicht tadeln, die in der heutigen Form der Volkssinfoniekonzerte nur einen Notbehelf und eine Vorstufe für eine viel höhere Erfüllung der Forderung „Musik ins Volk“ erblicken; die darüber hinaus nach Mitteln trachten, auch das jetzt Mögliche fruchtbarer zu gestalten.

Man muß sich immer darüber klar zu werden trachten, was man eigentlich will. Hat man keinen höheren Ehrgeiz, als des alten Volksrufes „Brot und Spiel“ zweite Hälfte zu erfüllen, so mag man es bereits als eine Höchstleistung ansehen, wenn man das Angebot der Volksunterhaltung nach Zahl und Wert möglichst steigert. Die Rechnung stellt sich dann einfach so: Das Volk will Unterhaltung haben und sucht sie sich auf jede Weise zu verschaffen. Daher das Überangebot an Unterhaltungsmitteln von seiten jener, die damit ein Geschäft machen wollen. Ich nütze dem Volk in sozialer Hinsicht, wenn ich ihm für möglichst geringen Preis die Unterhaltung verschaffe; ich nütze ihm in ethischer, wenn ich diese Unterhaltung auf eine möglichst hohe Stufe hebe. Die vornehmste Unterhaltung, die wir darbieten können, ist fraglos die Kunst. Ihr sprechen wir aus guter Erfahrung überdies auch die stärkste ethische Wirkung zu.

Hätten jene recht, die da meinen, daß man den Menschen nur mit Kunst zusammenzubringen brauche und es dann ruhig der Kunst überlassen könne, ihre

Wirkung zu üben, so läge das ganze Problem verhältnismäßig sehr einfach. Aber leider ist das doch nicht der Fall. So gewiß alle Kunstgelehrsamkeit nicht dazu zu verhelfen braucht, Kunst wirklich lebendig in sich aufnehmen zu können, so sicher setzt eine lebendige Kunstwirkung Bedingungen voraus, die von der größeren Zahl der Menschen nicht ohne weiteres erfüllt werden. Nicht einmal eine ungewöhnlich gute Veranlagung vermag unvorbereitet und ungeschult ohne ganz besonders günstige Begleitumstände Kunsteindrücke so stark zu empfangen, daß sie zum Erlebnis werden. Äußere Begleitumstände oder auch besondere innere Erlebnisse können allerdings eine ausgezeichnete Vorbereitung für den Kunstgenuß abgeben. Schon mancher hat in schwerem Herzeleid eine starke Einwirkung durch Musik oder ein Werk der bildenden Kunst erfahren, weil er durch die innere Verwandtschaft des Gehaltes unmittelbar berührt wurde und so zu jenem ungewöhnlich starken Empfinden kam, wie es nur eine persönliche Begegnung herbeizuführen vermag. Andererseits hat der alte Friedrich Wilhelm Riehl mit seinem Worte, daß „die Kirche die beste Kunstschule des gemeinen Mannes“ sei, bis auf den heutigen Tag insofern recht, als die kirchlichen Feste auf den Gläubigen einen so starken Eindruck machen und sein ganzes Empfinden so bestimmt einstellen, daß er für eine aus demselben Empfinden heraus gestaltete Kunst dank dieser außer ihm liegenden Mithilfe in einer Weise vorbereitet ist, wie er es sonst nur durch eine beträchtliche Arbeitsleistung erreichen könnte.

Man hat nun gerade die Musik oft als besonders günstig für künstlerische Volksunterhaltung bezeichnet, weil sie im Gegensatz zu den anderen Künsten keine geistigen Voraussetzungen stelle. Es liegt viel Wahres darin. Je reiner die Musik ist, um so freier ist sie nicht nur von allem materiell Gegenständlichen, sondern auch von allem verstandesmäßig Geistigen. So bedarf es zu ihrer Empfängnis keines Wissens. Dafür setzt nun allerdings diese reine Geistigkeit des Gefühls, des Empfindungslebens, des Seelischen eine hochgesteigerte Mitlebensfähigkeit voraus. Und man darf andererseits auch nicht verkennen, daß durch diesen Mangel an allem materiell Greifbaren und verstandesmäßig zu Erfassenden der Musik eine Fülle von Hilfsmitteln zum Verständnis verloren gehen. Die Handlung, die Charaktere in einem Drama verhelfen dem doch auch in der Welt stehenden Zuschauer zu einem so starken Miterleben, daß er von da aus leichter den Weg zum Dichter als Mitmenschen findet und sich nun für oder gegen ihn in seiner Anschauung vom Leben entscheidet, ja sogar für die künstlerische Ausspracheform eines dank dem voll aufgenommenen Geschehen leicht Mitzuerlebenden Verständnis gewinnt. Ich habe sehr oft die Beobachtung gemacht, wie gerade einfache Leute für breit ausgesponnene Dialogszenen zu gewinnen waren, wenn in diesen ein lyrisches Gefühl sich in schönen Versen aussprach. Es entsteht dann eine Freude an der Bildhaftigkeit der Rede, am Wohlklang des Wortes, die rein ästhetisch ist, und zu der wenigstens heute der naive Zuschauer aus dem Volke eher gelangt als der ästhetisch Vorgebildete, der die Kriterien seines ästhetischen Urteils heute fast immer aus dem Arsenal des realistischen Charakterdramas schöpft. Bei Volksvorstellungen von „Wilhelm Tell“ habe ich das Volk den großen Monolog Melchthals über das Auge immer mit tiefster Ergriffenheit anhören sehen, während unsere



Schauspieler in großstädtischen Theatern aus den Überlegungen realistischer Wahrheit heraus die Verse dieses Monologs meistens so überstürzen, daß sie nicht mehr genossen werden können. Für die Musik macht man deshalb auch die Beobachtung, daß das Volk viel leichter ein Verhältnis zur Oper, zum Liede und vor allem zur Gesangsballade bekommt als zu reiner Instrumentalmusik. Dagegen sind die Augenblicke außerordentlich selten, wo sich beim Genuß der Musik etwas Ähnliches einstellt wie das oben für die Poesie Geschilderte. Musik wird nur ganz ausnahmsweise als „tönend bewegte Form" empfunden, und die wunderbare *sinnliche* Schönheit des musikalischen Kunstwerkes ist dem Unvorbereiteten fast ganz verschlossen, mit Ausnahme der weichen Melodielinie und eines scharf charakterisierten Rhythmus. Daher kommt es, daß die Sinnlichkeit der Musik, statt ihm beim Volke zu helfen, für den höheren Kunstgenuß eher verderblich wirkt. Denn der Unvorbereitete, der für die musikalische Form nicht Geschulte, fällt fast unweigerlich auf die *sentimentale* Melodie und auf die *rohe* Rhythmik herein. Er findet bei der Schundmusik diese beiden sinnlichen Elemente, die natürlich am eingänglichsten sind, besonders aufdringlich ausgebildet. Allerdings kann man beobachten, daß sehr kunstvolle Musikformen, z. B. eine in ihrem Liniengefüge durchsichtige Fuge oder auch ein Kanon, auch beim Laien gerade formales Gefallen erregen, und eine bekannte Erfahrung ist es, daß Laiensänger, mit denen man fugierte Chöre einstudiert, von einer wahren Begeisterung für diese sinnfällige musikalische Kunstform ergriffen werden.

Wir brauchen übrigens nur daran zu denken, welch kunstvolle Gebilde Volkslied und Volkstanz in früheren Jahrhunderten geschaffen haben, um einzusehen, daß die musikalische Kunstform an sich durchaus nicht unvolkstümlich ist. Auch läßt sich der allgemein verbreitete Sinn für Vielstimmigkeit leicht in dieser Richtung fruchtbar machen. Aber, wie dem auch sei, jedenfalls bedarf es dazu einer Schulung oder wenigstens eines sehr deutlichen Hinweises.

Unser *Leben* gibt dem Publikum diese Schulung nicht, so überreich das Angebot an Musik auch in mancher Hinsicht ist, denn ein Kennzeichen aller dieser aufdringlichen Gassenmusik (die sogenannte Salonmusik ist um keinen Deut besser) ist die Verrohung der Form. Leider versagt hier auch unsere *Schule* ganz und gar. Wenn unsere Elementarschüler einmal aus der Schule statt einer beschränkten Zahl halb auswendig gelernter Lieder die Kenntnis der Urelemente der Musik mitnehmen werden, wenn sie also in jener Art, wie etwa Jaques-Dalcroze es anstrebt, den jedem Menschen eingeborenen Sinn für Rhythmus und musikalisches Gehör ausgebildet erhalten werden, so wird es eine Leichtigkeit sein, dieses Material zu einem wirklich künstlerischen Musikanhören heranzuziehen. Wir haben eigentlich heute ein solches Publikum auch in den gebildeten Kreisen nicht, denn man kann nicht behaupten, daß der reichlich erteilte Privatunterricht gerade dieses Wesentliche musikalischer Bildung wirklich vermittelt. Die ungeheure Bedeutung, die eine Umgestaltung des Musikunterrichts in der Schule gerade durch diese Vorbereitung für ein wirklich künstlerisches Musikgenießen gewinnen würde, ist kaum abzusehen. Es ist hier zweifellos *das* künstlerische Erziehungsmittel des Volkes gegeben, zumal — und darin liegt ja der besondere Segen — diese Volksmusikpflege nicht

bloß beim *Empfangen* zu bleiben brauchte, wie es bei den anderen Künsten immer sein wird, sondern ganz naturgemäß zum *Ausführen* gelangen würde, im Gesang und wohl auch im volkstümlichen Instrumentalspiel.

Indes, das ist Zukunftsmusik. Der fruchtbare Kunstpolitiker wartet nicht die Veränderung dieser Verhältnisse ab, sondern versucht unter den obwaltenden so viel wie möglich zu erreichen.

Wie sind unter den gegenwärtigen Verhältnissen *Volkskonzerte möglichst fruchtbringend zu gestalten?*

Man wird auf Mittel sinnen müssen, die Zuhörerschaft aus der Lage des bloß zufälligen Zusammenkommens mit der dargebotenen Musik in die Möglichkeit des künstlerischen Erlebens zu versetzen. Nicht zu unterschätzen sind dabei die *äußeren* Mittel. Es ist sehr zu begrüßen, daß für diese Konzerte die besten Säle ausgewählt werden, daß man die Abgabe der Überkleider vorsieht, daß überhaupt dem Ganzen ein Anstrich des Feierlichen, des Festlichen verliehen wird. Wo es möglich ist, sollte man nicht verfehlen, solche Veranstaltungen mit *Festzeiten* in Verbindung zu bringen, sollte Weihnachten und Ostern, sollte die sommerliche Pfingstfröhlichkeit, aber auch das breite Behagen der Herbstesstimmung fruchtbar machen. Patriotische Hochspannungen lassen sich verwerten, ebenso wie die Erschütterung durch große Weltereignisse. Ich möchte da noch viel weiter gehen. Oft ließe sich die *bildende Kunst* in die Veranstaltungen miteinbeziehen: Lichtbilder könnten die Stimmung vorbereiten, könnten eine gewisse Anschauung vermitteln und so den ganzen Geist, die Empfänglichkeit der Hörer in Sekunden besser einstimmen, als es dem gesprochenen oder gar dem gedruckten Worte jemals gelingen kann. Liszt hat schon vor sechzig Jahren an große Dioramen gedacht für seine Dante-Sinfonie, die Zeit Händels hat die Wirkung der nicht dramatisch aufgeführten Oratorien durch diesen künstlerischen Rahmen außerordentlich gesteigert. Ich glaube, große Choraufführungen, insbesondere geistliche Oratorien, sollte man deshalb, wenn möglich, nur in Kirchen darbieten. Es sollte für einen guten Redner nicht schwer halten, in einem kurzen Kanzelwort, das alles dogmatisch Religiöse und alles Moralisierende vermeiden müßte, eine so starke Empfangsstimmung vorzubereiten, daß die Zuhörerschaft bereits jenen Herzensgleichtakt empfände, den sonst erst die Musik langsam sich erarbeiten muß. Das Dekorative ließe sich im Rahmen der Kirche in herrlichster Weise ausgestalten.

Ich verkenne nicht die großen Schwierigkeiten, die in alledem liegen, gebe auch zu, daß schließlich alles das nur äußere Hilfsmittel sind. Aber man darf diese Äußerlichkeiten nicht unterschätzen. Sie sind ungeheure Helfer, wo sie der Kunst dienstbar gemacht werden, und sind schwere Hemmnisse, wo sie, wie jetzt fast immer, dem Kunstgenuß entgegenarbeiten. Schwierigkeiten aber sind dazu da, um überwunden zu werden. Wo ein Wille ist, da findet sich auch ein Weg.

Als Ideal der *geistigen* Vorbereitung erschiene mir die *Doppelveranstaltung*, und zwar so, daß jede Eintrittskarte für zwei Veranstaltungen gilt, deren erste die Vorbereitung für die zweite ist und, wenn möglich, also am Vorabend veranstaltet werden müßte. In dieser Vorversammlung hätte das *belehrende Wort* die wichtigste Aufgabe, sie wäre eine Einführung in das Pro-

gramm der Hauptveranstaltung, dürfte aber nicht bloß aus einem mehr oder weniger gelehrten Vortrage bestehen, sondern müßte die Kunst zu Hilfe nehmen, um zur Kunst zu führen. Ich spreche hier aus Erfahrung und kann deshalb sagen, daß es keineswegs sehr schwierig ist, auch großen Volksmassen ein Gefühl für musikalische Formen beizubringen, wenn man diese Formen musizierend vor ihnen erstehen läßt. Man entwickelt das Werden der Form und führt sie zum Schluß als fertiges Gebilde vor. Es gibt da natürlich hundert Wege. Jeder, der z. B. den plastischen Darstellungen Bachischer Fugen durch die Schüler von Jaques-Dalcroze beigewohnt hat, wird sofort zugeben, daß auf diese Weise durch die Körperbewegung und aus ihr heraus eine schlagende Verdeutlichung dieser musikalischen Schreibweise erfolgt, daß man aus einem einzigen derartigen Sehen ein Bild von der Schönheit dieser Stimmbewegung erhält, wie sie auf anderem Wege überhaupt nicht zu vermitteln ist. Man würde also an einem solchen Vorbereitungsabend auch etwas derartiges zeigen müssen. Jetzt sind die Fachbezeichnungen der verschiedenen musikalischen Formen (als da sind Ouvertüre, Sonate, Sinfonie, Suite) tote, oft genug irreführende Worte. Man könnte aus dem nichtssagenden Wort „Suite“ zeigen, wie geschichtlich aus einer zunächst zwanglosen „Folge“ von kleinen Stücken die größten, tiefstdringenden Kunstformen entwickelt wurden. Man kann dabei zeigen, wie Form zu Inhalt wird, wie der Geist auch dann noch zu beleben vermag, wenn die Form an sich tot geworden. Man kann dabei weiterentwickeln, wie es notwendig wird, daß der Geist erstorbene Formen oder auch solche, die nicht mehr Fassungskraft genug haben, zerstören muß, und schließlich dahin führen, daß erkannt wird, wie scheinbare Formlosigkeit höchste Formgerechtigkeit wird.

Der Erfolg dieser Veranstaltungen hängt lediglich vom Redner ab. Aber auch der beste Redner wäre ohnmächtig, wenn ihm nicht die Anschauungsmittel reichlich zur Verfügung ständen. Diese müßten derartig sein, daß solche Abende mit Zuhilfenahme von Gesang und Instrumentalspiel sich zu Kammermusikabenden auswachsen würden. Ich glaube nicht, daß die Schwierigkeiten, dafür die künstlerischen Kräfte zusammenzubringen, so groß sind, wie sie zunächst scheinen mögen. Es kommt ja nicht auf eigentlich virtuose Leistungen an. Davon abgesehen hat man noch nie umsonst den Idealismus der Künstler angerufen, und ich glaube, daß vor allen Dingen jüngere Solisten in der Gewißheit der kritischen Würdigung ihrer Leistungen vor der Öffentlichkeit sehr gern die Gelegenheit zur Mitwirkung an solchen Veranstaltungen ergreifen würden. Es ist ganz sicher, daß auf diese Weise Eindrücke zu erzielen wären, überhaupt ein Publikum allmählich in einer Weise heranzubilden wäre, an die wir jetzt gar nicht zu denken wagen. Die Schwierigkeiten für diese Art liegen vor allem in der Person des Leiters, der nicht leicht zu finden sein wird. Sodann in den hohen Kosten. Denn da die Zahl der nach Konzerten Verlangenden außerordentlich groß ist, dürfte das Gesamtangebot nicht vermindert werden. Man müßte dieselbe Zahl von Doppelveranstaltungen geben, wie jetzt an einfachen. Übrigens ist hier eine unvergleichliche Gelegenheit für wohlhabende Leute, durch Spenden, die noch nicht sehr hoch zu sein brauchen, eine köstliche praktische Kunstpflege auszuüben. Dagegen glaube ich, daß sich die Schwierigkeit, die Leute so rasch hintereinander zweimal zu versammeln, leicht überwinden

läßt, sobald erst die Bedeutung der Doppelveranstaltung in den betreffenden Kreisen fühlbar geworden. Wenn schließlich auch ein größerer Prozentsatz der mit Karten Bedachten nur einer der beiden Aufführungen beiwohnte und zur anderen einen Bekannten zuließe, so ständen sich auch diese Besuche ja immerhin noch nicht schlechter als heute. Diejenigen aber, die wirklich musikalisch stark empfinden — und ihre Zahl ist glücklicherweise sehr groß —, würden in einer jetzt ungeahnten Weise gefördert und könnten wirklich durch Kunst zur Kunst erzogen werden.

Ist es nicht möglich, diesen Weg mit Doppelveranstaltungen zu gehen, so muß man für die belehrende rednerische Einführung einen Ersatz schaffen im Programmbuch. Die Ausgabe eines solchen empfiehlt sich in jedem Falle, da es ein bleibender Besitz in der Hand des Konzertbesuchers ist und diesem das Mittel gibt, sich auch noch nachträglich die Eindrücke des Abends wieder zu vergegenwärtigen. Wenn auch heute für breiteste Volkskreise bedrucktes Papier ein wertloser Artikel geworden ist, so gewinnt doch der einfache Mann zu einer Schrift, die ihm einmal nahegetreten, leicht ein viel engeres Verhältnis, als der mit Druckware übersättigte Gebildete. Es kommt nur darauf an, diesem Programmbuch eine so schöne Form zu geben, daß es einen Besitz darstellt. Ein loses Blatt wird leicht beiseite geworfen, ein schön ausgestattetes, mit Bildern geschmücktes Heft wird aufbewahrt, gelesen und wieder gelesen. Das Programmbuch müßte versuchen zu reden, in eindringlicher Weise möglichst persönlich Eindrücke zu vermitteln, gewissermaßen die Kunstwerke mit dem Instrument des Wortes zu reproduzieren. Es läßt sich keine Regel für solche Programmbücher aufstellen. Ein jedes wird anders sein, nach den aufgeführten Werken, nach den Zielen, die man sich setzt. Denn darauf kommt es ja vor allem an, daß wir uns darüber klar bleiben, daß es sich nicht um eine einmalige Veranstaltung handelt, sondern um ein weitsichtiges Unternehmen, um ein Heranbilden. Wir wollen nicht zu viel auf einmal, wir wollen immer und immer wieder zusammen Kunst genießen, Kunst erobern. Kein Mittel sei uns dazu zu gering oder von vornherein wertlos. Ich kann mir denken, daß ein Gedicht, eine Phantasie, wie z. B. E. T. A. Hoffmann sie zuweilen gegeben, eines jener aus der Tiefe aufleuchtenden Worte Robert Schumanns oft mehr gibt als eine noch so geschickte Analyse. Ein anderes Mal wird man durch die Schilderung der Persönlichkeit eines Künstlers für seine Werke besser vorbereitet, als wenn man sich mit diesen selber beschäftigte. Es kann nur immer wiederholt werden — es handelt sich hier um eine der schönsten erzieherischen Aufgaben, die uns gestellt werden. Das Ziel ist der Mühe der Besten wert. Natürlich muß das Programmbuch rechtzeitig vor der Aufführung, also am besten mit den Eintrittskarten, an die Besucher gelangen, und diese müssen dahin erzogen werden, daß sie die Hefte gelesen haben, wenn sie ins Konzert kommen.

Die höchste Mühe wird aufgewendet werden müssen für die Aufstellung der Konzertprogramme selber. Die beiden Gesichtspunkte, die Goethe als die für alles menschliche Schaffen maßgebenden aufgestellt hat, müssen auch hier die leitenden sein: Entwicklung und Persönlichkeit. Die Persönlichkeiten unserer großen Künstler dem Volke nahebringen, das ist das eine; die Entwicklung der Kunst oder einzelner ihrer Erscheinungen veranschaulichen das andere. Beides

wirkt ohne aufdringliche Lebhaftigkeit im höchsten Maße belehrend, weil wir hingeleitet werden zu einem hohen Ziele, weil bei dieser Einstellung nichts bloß Füllsel ist, nichts nur Zeitvertreib. Auch das leichte Unterhaltungswerk steht dann als unentbehrlicher Bestandteil eines großen Ganzen da, und nur für das in sich Überflüssige, weil niemals und zu keiner Stunde Fördernde und Bereichernde ist kein Platz. Damit ist der leeren Musik, der seichten Unterhaltung, der oberflächlichen, wo nicht gar verlogenen Sentimentalität, der rohen, weil nicht im Dienste vergeistigter Sinnlichkeit stehenden Rhythmik der Boden abgegraben. Sie haben keinen Platz im Tempel der Kunst, so riesig der Bau auch ist. Man glaube, daß nichts so erzieherisch wirkt wie diese unbedingt aus dem Gefühl heraus sich einstellende Erkenntnis, daß in einer Kunst, die das ganze Leben nach allen Richtungen hin umfaßt, diese heute gerade das Leben des Volkes überfüllende Afterkunst überhaupt keine Stätte hat.

Wenn wir die Begriffe „Persönlichkeit" und „Entwicklung" uns voll zu eigen machen, finden wir auch leicht die sonst schwer festzulegenden Umgrenzungen für die Auswahl der aufzuführenden Musik. Wenn ich der ganzen Schwere der Entwicklung mir bewußt bin, so weiß ich, daß ich eine unvorbereitete Zuhörerschaft nicht vor Werke stellen darf, die am Ende einer langen Entwicklung und vielleicht am Anfang einer noch gar nicht abzusehenden neuen stehen. Und die scharfe Erkenntnis der Bedeutung der Persönlichkeit bewahrt mich davor, dem Problematischen einen zu breiten Raum zu gewähren. Wir sollen und wollen keineswegs die Moderne ausschließen, aber wir sollten doch erst dann damit kommen, wenn wir aus vollem Gefühl heraus dem sich uns anvertrauenden Hörer sagen können: So ist das alles gekommen, so ist das geworden, und darum mußte jetzt die und die Erscheinung, die uns heute erregt — erregt, noch nicht befriedigt, noch nicht „erlöst" — kommen.

Man wird versuchen müssen, jedes einzelne Konzert als ein ganzes, in sich geschlossenes Gebilde zu gestalten. Aber es wäre verkehrt, sich nur an den einzelnen Abend zu halten. Die gesamten Veranstaltungen eines Winters müssen unter einem höheren, einheitlichen Gesichtspunkte stehen, der den Besuchern auch deutlich gemacht werden sollte, da dann bereits in der Gestaltung der Programme ein starkes erzieherisches Mittel liegt. Erziehen wollen wir, nicht schulmeistern. Erziehen müssen wir, heranbilden zur Höhe, auf der der Tempel der Schönheit steht, in dessen Hallen wir die höchste Beglückung empfinden. Das Trostreiche ist, daß der Weg hinauf selber voll höchster Schönheit ist, sofern wir ihn nur mit offenen Sinnen gehen.



Zupfgeigenlieder

Die Zupfgeige, wie wir Laute und Gitarre nennen können, war früher im deutschen Hause heimisch. Das Bild meiner Großmutter ist mir unvergeßlich, wie sie noch als Siebzigerin auf unser Drängen die Gitarre in den Arm nahm und zu den schwirrenden Akkorden mit zittriger Stimme alte Lieder sang, die schier nach Lavendel dufteten, wie alte Wäscheschränke. Es gehört zu den vielen Sünden des Klaviers, daß es die Zupfgeige verdrängt hat. Denn es ist doch ein anderes, ob man sich ans Klavier setzt und singt, wobei die Kinder und übrigen Hausgenossen hinter einem stehen oder sitzen, oder ob man sich auf einen Stuhl setzt, als wollte man ein Märchen erzählen, und alle um den Spieler herumkruppen, sich an ihn anschmiegen können. Es ist auch eine andere Art des Musizierens. Diese Geige im Arm gibt eine Intimität, die dem Klavier immer fremd bleibt. Das Begleiten in Akkorden, auf das sich die Dilettanten ja meistens beschränken, setzt doch ein musikalisches Gefühl voraus, das die meist von Noten abgespielte Klavierbegleitung nicht bedingt. Und dann: das Klavier steht zumeist in der guten Stube. Wer hat immer Lust, am Abend diese aufzusuchen, den Deckel aufzuklappen und all diese Umstände zu überwinden, um rasch in der Schummerstunde oder kurz vor dem Schlafengehen noch ein Liedlein zu singen? Das alles geschieht viel eher mit der Gitarre.

Ein weiteres ist, daß die Zupfgeige ein Wanderinstrument ist. Man hat sie am breiten Bande über der Schulter hängen, und es singt sich im Ruhn wie im Wandern wunderbar zu ihren kräftigen Griffen. So ist es denn sehr zu begrüßen, daß etwa seit einem Jahrzehnt die Zupfgeige wieder reichere Verbreitung gewinnt. Dem Überbrettl kann viel vergeben werden um des Verdienstes willen, das Spielen zur Laute und Gitarre wieder gesellschaftsfähig gemacht zu haben. Jetzt haben wir ja auch einige bedeutende Künstler, die dem bescheidenen alten Hausfreund sogar die große Öffentlichkeit erobert haben: Robert Kothe, Sven Scholander, Laura von Wolzogen und andere gehören zu den beliebtesten Erscheinungen unseres Konzertsaales. Aber der eigentliche Platz für die Gitarre ist natürlich das Haus, und hier hat sich Heinrich Scherrer ganz außerordentliche Verdienste erworben durch seine guten Schulen des Laute- und Gitarrespiels und seine auf genauester Kenntnis ihrer instrumentalen Fähigkeiten und der alten Lautenliteratur beruhenden Ausgaben von Volksliedern, Balladen, Kinderreimen, wodurch er dem Freunde des Gitarrespiels eine umfangreiche Literatur in die Hand gegeben hat. Jetzt hat er soeben beim Verlag Friedrich Hofmeister zu Leipzig, der sich zu einer Zentralstelle der Lautenliteratur entwickelt hat, ein sehr willkommenes Buch herausgebracht: Deutsche Studentenlieder mit einer volkstümlichen Gitarrebegleitung, aus dem Stegreif zu spielen. Damit hat das deutsche Studentenlied wieder die Begleitung gefunden, die ihm eigentlich gebührt, sowohl beim gesellschaftlichen Rundgesang wie beim Wandern. Die Studentenschaft ist durch lange Zeit innerhalb der gebildeten Kreise der einzige Hort des Volksliedes und der volkstümlichen Art zu singen gewesen. So begegnen wir denn auch in diesem Buche als Grundstock dem Volksliede. Dazu kommt das eigentliche Studentenlied. Auch der „Stumpfsinn" fehlt berechtigterweise nicht ganz. Auf der anderen Seite hat man auch die neuere Liederliteratur, soweit sie von Studentenkreisen aufgenommen worden ist, nach Möglichkeit berücksichtigt.

Der Band kostet gebunden 8 ℳ, ist aber auch in 10 Lieferungen zu 60 ₰ zu haben.

Neben der Wiederausgrabung des alten und der Neubelebung des gesamten weiten Gebietes des Volksliedes hat das Vorhandensein dieses Instrumentes aber auch eine neue Pflege des einfachen Liedes zur Folge gehabt. Wenn nun auch hier der Gebrauch für das Variété vielfach den Charakter dieser Lieder bestimmt hat, z. B. soweit sie aus dem Kreise der Münchner Scharfrichter hervorgegangen sind, so beginnen doch jetzt auch andere Komponisten, sich des neuen Ausdrucksmittels zu bedienen.

So liegt mir aus dem Verlage K. R. Schaller zu Weimar ein mit Silhouetten geschmücktes Büchlein vor: Zwölf neue Lieder zur Laute von Waldemar von Baußnern, die der bekannte Komponist ursprünglich für seine Kinder geschrieben hat und nun den weiteren Kreisen der Wandervögel widmet. Es sind durchweg Wanderlieder oder doch Lieder zum Wandern. Baußnern hat, was nicht viele können, wirklich singbare einstimmige Melodien zu diesen Texten geschaffen und mit gutem Grunde auf eine ausgeführte Begleitung verzichtet. Dem weniger geschickten Improvisator kommt er durch einige Buchstabenbezeichnungen der wichtigsten Akkorde zu Hilfe. Angesichts der prächtigen Stücke von Liliencron, die in dem Heftchen sind, bedauere ich es eigentlich, daß auch einige ganz alte Volkslieder, deren Texte doch nicht mehr recht lebendig werden können, aufgenommen sind. Jedenfalls bietet die neuere Lyrik eine Fülle von Material für diese Art der Vertonung, und so ist, unterstützt von der Zupfgeige, eine wechselseitige Befruchtung von Poesie und Musik zum wirklich lebendigen Liede eine der willkommensten Aussichten, die sich uns eröffnen. Zum Lebendigsein des Liedes aber gehört die Befolgung der Mahnung Goethes: „Nur nicht lesen, immer singen, und ein jedes Lied ist dein!“

Karl Storck



Musikantenhaushalt

Der amtlichen Eingabe eines Orchesterdirektors an die leitende Behörde einer deutschen Halbmillionenstadt entnehme ich den folgenden Haushaltungsplan, den er für ein verheiratetes Orchestermitglied aufstellt:

Wohnungsmiete	ℳ	360.—
Holz, Kohlen und Beleuchtung	„	80.—
Kleidung für Mann und Frau	„	200.—
Schuhwerk für Mann und Frau	„	30.—
Wäsche (Reinigung, Reparatur und Anschaffung)	„	100.—
Kleider, Schuhe, Schulgeld, Bücher für 2 Kinder	„	100.—
Steuern	„	38.—
Beiträge für Pensions- und Krankenkassen (Ortskrankenkassen)	„	60.—
Instandhalten der Instrumente	„	50.—
Zeitungen (Tages- und Fachblatt)	„	6.—
Dienstmädchen, häusliche Hilfe	„	—.—
Erholung, Ferienmehrverbrauch	„	—.—
Taschengeld für Mann und Frau	„	—.—
Krankheiten, Unfälle in der Familie	„	—.—
Musikerverbandsbeitrag	„	13.—
Summa	ℳ	1037.—
Durchschnittsgesamteinkommen	ℳ	1380.—
davon ab vorgenannte Ausgabe	ℳ	1037.—
bleiben für Lebensmittel pro Jahr	„	343.—
oder pro Tag (für 4 Köpfe)	„	—.95

Zu diesem für unsere Sozialpolitik wertvollen Dokumente ist zu bemerken, daß die Einnahmen der Orchestermusiker hier bereits nach dem neuen, vom deutschen Musikerverband mühsam erkämpften Tarife angesetzt sind, wobei um der Gerechtigkeit willen bemerkt sei, daß dieser Tarif für die betreffende Halbmillionenstadt für die Zukunft ℳ 140.— Monatsgage für die ersten Kräfte, ℳ 130.— für die geringeren anstrebt. Danach würde sich also das Einkommen im Höchstfalle auf ℳ 1680.— steigern.

Der Laie macht sich kaum einen Begriff davon, was für diese Summe von den Orchestermitgliedern verlangt wird. Es handelt sich ja nicht bloß um den täglichen Abenddienst in den Konzerten, sondern obendrein um die große Zahl der dazu nötigen Proben. Andererseits ist zu bemerken, daß die Mehrzahl der Orchesterunternehmer erklärt, bei diesen Lohnsätzen nicht bestehen zu können, so daß also überhaupt nur der Ausweg bleibt, daß entweder unsere Städte die Orchester in eigene Verwaltung übernehmen oder sie durch beträchtliche Unterstützungen lebensfähig erhalten. Als Gegenleistung für die letzteren stellen sich Volkssinfoniekonzerte dar.

Der deutsche Musikliebhaber verschließt allzu gern seine Augen vor dem unsäglichen Elend, in dem die meisten der seine höchsten künstlerischen Bedürfnisse befriedigenden Musiker ihr Leben verbringen müssen. Bezeichnenderweise können die Tingeltangel und Nachtcafés die in ihnen beschäftigten Musiker viel besser bezahlen. Aber wie rasch wird der Stab gebrochen über den Künstler, der sich dort sein Brot sucht! Wozu gibt es Ideale, wenn sie der deutsche Künstler nicht haben soll?!



Das deutsche Sinfoniehaus

Der vor einigen Wochen von einer Gruppe Münchener Künstler und Schriftsteller erlassene Aufruf für die Errichtung eines „Festspielhauses zur nationalen Ehrung Beethovens und zur Pflege sinfonischer Meisterwerke“ hat einen so starken Widerhall gefunden, daß der Verein zur Verwirklichung des Gedankens noch im Laufe des März gegründet werden soll. Die Gedanken, die zu dieser Gründung führten, decken sich im ganzen mit den Ausführungen, die ich vor einiger Zeit im Türmer im Anschluß an die holländischen Bestrebungen für die Gründung eines Beethovenhauses entwickelte.

Der Sieghaftigkeit des Gedankens, die Kunst aus dem Alltagsleben ins Festmäßige zu steigern, tut es keinen Abbruch, wenn die Art der Werbung doch zu sehr das Äußerliche betont. Auch der Aufruf für das deutsche Sinfoniehaus ist davon nicht frei. Dem zu gründenden Verein wird ja die Entscheidung obliegen, ob er sich rückhaltlos zu den zweifellos verdienstlichen Entwürfen des Architekten Ernst Haiger bekennen will. Ich für meine Person halte eine eigenartigere Lösung der Aufgabe für geboten. Die geniale Leistung, die der Architekt Tessenow in Hellerau für die Festspielhalle der Rhythmischen Bildungsanstalt erbracht hat, zwingt geradezu den Gedanken auf, daß für die urdeutsche und im besten Sinne moderne Kunst der Sinfonie ein Raum geschaffen werden kann, der aus diesem modernen Geiste geboren ist und nicht aus dem der Griechen.

Endgültig spruchreif scheinen mir auch die Forderungen noch nicht zu sein, die in den Worten „Unsichtbarkeit des Orchesters für das Publikum“, „Sichtbarkeit des Chores für das Publikum“ gipfeln. Die Eindrücke, die man in Heidelberg von diesen Einrichtungen mitnahm, waren recht zwiespältiger Natur. Ich erwähne auch das nur, um einerseits die Veranstalter der Bewegung davor zu warnen, auf diese doch letzterdings nebensächlichen Forderungen so stark den Nachdruck zu verlegen, wie es im ersten Rundschreiben geschah; um andererseits aber auch die Musikfreunde zu bitten, sich dadurch nicht vom Beitritt zum Verein abhalten zu lassen, falls sie persönlich über die Aufstellung des Orchesters und des Chores anderer Meinung sind. Das Wichtige ist, daß der Gedanke des Kunsttempels und des festlichen Kunstgenusses Verwirklichung findet.

K. St.





Ostern

Wir mögen uns zu der Frage der Auferstehung Christi stellen, wie wir wollen — das Eine ist gewiß: In den Ostertagen entringt sich unsrer Brust ein Jubelruf ähnlich dem der Jünger: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ Wir reiben uns die Augen wie nach langem Schlaf und schauen verwundert in das neue Leben hinein, das bisher fast unbemerkt von uns, in seiner ganzen Herrlichkeit plötzlich vor unserer Seele steht. Was in diesen Tagen den Ungläubigen mit dem Gläubigen verbindet, ist das Erstaunen vor dem Wunder. Für den Gläubigen ist es das Wunder der Auferstehung eines Menschen, für den Nichtchristen das Wunder der Auferstehung der Natur. Sollen beide miteinander streiten, wer recht hat? Der, der „nur“ an die Auferstehung der Natur glaubt, oder der, der auch die Erzählung von der Auferstehung eines Menschen für wahr hält? Ich meine: Nein! Sondern die Hände sollen sie sich reichen und sich freuen ob dem Wunder, das ihre Seelen erfüllt. Ist die Auferstehung eines Menschen größer als die der Natur nur deshalb, weil diese sich alljährlich vollzieht? Was bleibt uns andres übrig, als auch vor dieser Erscheinung voll Ehrfurcht stillzustehen und zu rufen: „Wahrhaftig, sie ist auferstanden!“ wie es die Jünger taten, als ihnen ihr auferstandener Meister in den Weg trat.

Nicht dadurch bekommen wir selbst neuen Lebensmut, daß wir eine wunderbare Erzählung für wahr halten. Wenn wir uns Kraft holen wollen, dürfen wir uns nicht an unsere „Erkenntnis“ halten, die nur die vergängliche Oberfläche unsres Wesens und ein Produkt der Funktionen unsres Gehirns ist. Wir müssen tief hinabsteigen und den Brunnquell suchen, der in unsrer Seele rauscht. Um ihn zu vernehmen, müssen wir die streitenden Stimmen unsres Verstandes zum Schweigen bringen; wir müssen still werden und lauschen auf die Töne, die aus dem Schacht unsrer Seele heraufdringen. Gelingt uns das, so werden wir, ob gläubig oder ungläubig, immer stärker den Einen Grundton hören: „Wie voll von Wundern ist doch die Natur und unser eigenes Leben!“ Wir mögen dann unsere Blicke lenken, wohin wir wollen: wir stoßen überall auf Wunder. Auch wenn wir noch so viel „ursächlichen Zusammenhang“ und „Konsequenzen“ sehen, es bleibt immer ein Rest, der außerhalb des Gebietes liegt, das unsre Einsicht beherrscht. Wenn wir uns dessen bewußt werden, dann werden wir klein und doch groß. Denn dann fühlen wir, daß auch die Wurzeln unsres Lebens hinunterreichen auf den tiefen Grund, aus dem das unerschöpflich kraftvolle Leben der uns umgebenden Natur herausquillt. Wir erkennen es nicht mit dem Gehirn, aber wir empfinden es in unsrer Seele, daß wir ein Teil des Naturwunders sind, das uns umgibt. Nicht darum handelt es sich, ob wir etwas, was uns erzählt wird, für wahr halten oder nicht. Weder das eine noch das andre wird uns Kraft geben und uns vorwärts bringen. Was uns not tut, ist die Fähigkeit, die wunderbare Kraft zu verspüren, von der wir umgeben sind, und aus der auch unser Leben herausquillt. Finden wir diesen Zusammenhang mit der Natur, dann werden wir ganz von selbst glauben können, daß

ein vom Weib Geborener der Auferstehung teilhaftig sein konnte, und von da bis zu dem Glauben, daß auch an uns sich solches Wunder vollziehen kann, ist nur ein Schritt.

Spero

*

„Eine Rede, mit der man für rechts und links agitieren kann"

Es gab einmal zu Berlin einen Leitartikler, der schloß seine Aufsätze einen wie den andern mit der trostreichen Wendung: Wenn erst das freigesinnte Bürgertum in Stadt und Land das Heft in der Hand hätte, würden wir von allen Gebresten geheilt sein. Um nicht persönlich zu werden, will ich einmal (wie die Juristen zu sagen pflegen) „als wahr unterstellen": der Mann wäre tot. Seine gens indessen starb nicht aus. Die blühet und gedeiht wie zuvor in allen politischen Lagern. Das Geschlecht der Köhlergläubigen, die selber allzeit im Rechte zu leben und sämtlichen Rätseln die Lösung gefunden zu haben wähnen. Während sie die ganze übrige Menschheit im dunkeln Tal des Irrtums wandeln sehen und dem Einzelnen nur die Wahl lassen, ob er zu den Dummköpfen oder zu den rettungslos schlechten Kerlen gezählt zu werden wünscht. Unter diesem Komment ist unsere politische Diskussion unsagbar verflacht. Aber seine Kunstmittel sind leicht zu beherrschen. Man scheidet einfach: die Böcke zur Linken, die Schafe zur Rechten! Und lernt so spielend über Politik schreiben und reden. Darum hat Graf Posadowsky neulich im Reichstage auch nur einen Achtungserfolg errungen. Ein Mann, der hinter allen Parteien im Grunde etwas Berechtigtes fand und dann doch allen ein paar herbe Wahrheiten sagte; der die Leute, die sich — zu Recht oder Unrecht — für die Vertretung der Enterbten ausgeben, kritisierte und trotzdem die Reichen nicht schonte, paßt nun einmal in keine Schablone. Mit dem ließ sich für die mit dem Schema — nur mit ihm — Vertrauten schlechterdings nichts anfangen. Daß das Leben so ist, ist freilich richtig. Aber wer kümmert in dieser Papierwelt sich um das Leben! Als Graf Posadowsky seinen Jungfernspeech als M. d. R. beendet hatte, rief einer aus der Schreiberzunft im Davonstürmen: „Mit dieser Rede kann man für rechts und für links agitieren!" Das ist doch auch wirklich der Chimborasso des politischen Ungeschicks. Man denke sich: eine Rede, mit der man „für" rechts und „für" links agitieren kann! Das ist just so, wie wenn einer nicht mehr an den Teufel glaubte . . .

R. B.

*

Fürstenspiegel

Ruhige Überlegenheit, weise und gerechte Auswahl der Umgebung und der höchsten Beamten, eiserne Arbeitskraft und schlichte persönliche Würde, das sind, nach dem Grafen Bernstorf, die ausschlaggebenden Faktoren für einen Fürsten: „Gerade gegen dieses letzte Gebot, dem man besondere Wichtigkeit beimessen darf, wird gegenwärtig in auffälliger Weise gesündigt. In dem mißleiteten Streben, modern und populär zu sein, gefallen sich nicht wenig Fürstlichkeiten in allerhand exaltierten und müßigen Betätigungen, die sich mit fürstlicher Würde nicht zum besten vertragen. Unter diesen steht der Sport voran, der mir als einer der gefährlichsten Agréments fürstlicher Personen erscheinen will. Was die Monarchen anlangt, so genügt die Erinnerung an die scharfen Worte, die der große Friedrich, der sein Metier verstand, über die unnütze Jägerei der hohen Herrschaften sprach. Soweit der Sport zur Kräftigung der Gesundheit erforderlich ist oder sich innerhalb der Grenzen einer notwendigen Erholung bewegt, mag er angehen. Freilich ist auch da eine allzu öffentliche Betreibung zu widerraten und zu erwägen, daß der Monarch niemals Privatperson ist: weshalb es sich empfiehlt, daß er seine Tennispartien portis clausis abmacht. Wenn regierende oder künftige Monarchen dagegen den Sport mehr oder minder als Lebensaufgabe betrachten, wenn sie sich bei den verschiedensten sportlichen Betätigungen photographieren lassen bzw. die Aufgabe und Verbreitung der Bilder gestatten, so liegt für den unbefangenen Bür-

ger die Erwägung sehr nahe, daß Fürsten eigentlich zu anderen Dingen bestimmt sind, und daß ein guter Hockeyrekord keine ausreichende Gegenleistung für eine Zivilliste von so- und soviel Millionen darstellt. Auch Prinzen, die dem Throne fernstehen, ist im allgemeinen der Sport als Beruf nicht wohl zu empfehlen. Die Möglichkeiten einer andersartigen, harmonischen und nutzbringenden Ausgestaltung auch ihres Lebens sind so mannigfach, daß es den tätigen Menschen der Gegenwart mit Recht verstimmt, Personen, die mehr als andere der Öffentlichkeit ausgesetzt sind, mit snobistischen Nichtigkeiten ihre Zeit ausfüllen zu sehen."

So zu lesen in — der „Deutschen Tageszeitung".

*

Das unerkannte Landesväterchen

Einiges Aufsehen erregte es in Bückeburg, als es hieß, daß der junge Fürst von Schaumburg-Lippe über die gesamten Mannschaften des in Bückeburg garnisonierenden Jägerbataillons Nr. 7 einen mehrtägigen Kasernenarrest verhängt habe, weil ihn einige Jäger nicht vorschriftsmäßig gegrüßt hätten. Dortige Regierungsstellen haben die Meldung bisher nicht dementiert, aber die „Kreuz-Ztg." erfährt „von berufener Stelle", daß von dem Kommandeur des Jägerbataillons auf eigenen Antrieb, ohne Kenntnis und ohne Veranlassung des Fürsten, unter Beschränkung der Urlaubsgewährung für einige Tage besonderer Unterricht über Ehrenbezeigungen befohlen worden sei, weil mehrere Leute des Bataillons dem Landesherrn nicht die vorgeschriebene Ehrenbezeigung erwiesen hatten, und daß es sich um eine Maßnahme handle, wie sie überall in Truppenteilen in ähnlichen Fällen angeordnet zu werden pflegt.

Da erhält nun die „Rhein.-Westf. Ztg." zu der Angelegenheit die folgende Zuschrift eines alten Siebener-Jägers: „Wenn die Jäger ihren hohen Herrn nicht kennen und deshalb ihm keine Reverenz erweisen, so nur deshalb, weil er die meiste Zeit außerhalb seines Landes lebt und sich in Uniform überhaupt kaum einmal sehen läßt. Ich kenne ihn zufällig von Angesicht, habe ihn erst unlängst mit großer englischer Sportmütze auf dem Haupt, ein Monokel im Auge, mit umgekrempelten Hosen, blauen Strümpfen, Halbschuhen und einem Bambusstock von 5 Zentimeter Dicke in der Hand gesehen, und habe mich gefreut, in sein mit Bartkoteletten bis zu den Mundwinkeln geschmücktes Gesicht geschaut haben zu dürfen. Aber ich kann es begreifen, daß man einen Fürsten, der sich in Zivil nicht anders ausnimmt wie jeder gewöhnliche Sterbliche, nicht auf den ersten Blick als Fürsten erkennen kann ..."

Freilich, freilich: mit der großen englischen Sportsmütze, dem Monokel, den umgekrempelten Hosen und den freundlichen Bartkoteletten ... gh.

*

Zu schade dafür

Zu den sympathischsten Studentenkorps gehören die Heidelberger Vandalen, stramme, fröhliche Leute, aus guten Familien adlig und bürgerlich gemischt, natürliche Studenten noch, ohne die Merkmale jenes erkünstelnden jugendlichen Parvenütums, das in so vielen Verbindungen Aufnahme und damit dann weitere Ziele findet. Wie die jungen Vandalen, so die alten, denen die Tradition verdankt wird. Ein Philisterium von Rang und Tüchtigkeit, auch vielerlei frischem Humor, wofür ein Typus wie Otto Ehlers, der so traurig früh in Neu-Guinea umkommen mußte, bezeichnend war.

Da taucht nun unversehens in der Presse ein Bericht aus dem exklusiven Korpsleben auf, über ein Ehrenmeeting der Vandalen, die veranstaltete Festlichkeit für einen Semesterjubilar von besonderer Verdienstlichkeit oder „Ambition", wie eine feine studentische Schamhaftigkeit das zu nennen pflegt. Mit einer Pathetik, die an den seligen Gregor Samarow erinnert, werden das Fest und seine Veranlassung unbekannten Lesern erzählt, in einer treuherzigen Mitteilsamkeit, für die wohl ein Semesterbericht oder allenfalls die S. C.-

Zeitschrift die geeigneten Voraussetzungen findet, während die uferlosen Kreise der Zeitung weder von „Papa Klinggräff" noch vom „Seppel" wissen und vieles nur unklar, wenn nicht ungeeignet, verstehen. Dabei wird von dem „rein intimen Charakter" des Festes gesprochen. Zwei bekannte Namen aus hoher Beamtenstellung a. D. rücken in den Mittelpunkt, damit aber in eine die Öffentlichkeit nichts angehende Korpsbeleuchtung, Erinnerungen und Gefühle von in der Tat internem Charakter werden geradezu ein wenig preisgegeben.

Nun, einmal sei keinmal! Aber es werde kein neuer Brauch daraus. Wir alle, die aktiv waren, ob Korpsiers oder Büxiers oder was, wollen das uns etwas zugeknöpfter reservieren. An der Schwelle des Mutterhauses unserer schönsten Jugend, da, wo wir alten Knaben das Band wieder umtun und durch den Armmuskel ein halbvergessenes Gefühl von Klingen zuckt, da hört das Zeitungs-Communiqué auf. Der Burgfrieden, den dort der Krimskrams des Tages, Rang und Titel, Meinungs- und Parteigegensätze, sogar die entstandenen Widersprüche in den Lebensideen der alten Freunde finden, dieser Wille einer schöngehütet einzigartigen Oase ist das, was dem korporativen Studentenwesen die eigentlichste Rechtfertigung seiner Exklusivität verleiht. Drum soll sie aber auch in der alten Gucklochlosigkeit verpallisadisiert bleiben. Niemandem zuleid, doch: für uns allein!

Es wird auch leicht etwas falsch durch so einäugige Gucklöcher gesehen, die nicht nur dem Zaungast, sondern auch dem Übelwollenden offen sind. Die dadurch entstehenden Auslösungen könnten leicht sehr dumme sein. Ich setze nur den harmlosesten Fall, daß der als berühmter Student und vielgetreuer alter Herr vorgeführte Jubilar jemanden anregt, nun über ihn auch die gelegentlichen, durchaus wohlwollenden, aber doch jovialen Bemerkungen der Felix in Handschuchsheim einem Zeitungsmanne zu lancieren. Kurzum, die Feiern dieser Art, eben weil sie „von Herzen kommen", begeht man nebst „Katerfrühstück" in wirklicher Internität, auf ihrem natürlich umzirkelten Boden, wo alle Übrigen und sogar die eigenen Galoschen draußen bleiben. Ed. H.

*

Deutsch macht's auch!

In einem Aufsatz der „Hilfe" über „Syrien" berichtet der Reisende Paul Rohrbach auch über das „Hotel Deutscher Hof" in Beirut: „Deutsche Bedienung, deutsche Etiketten auf den Weinflaschen, deutsche Aufschriften in allen Räumen, ja sogar die Speisekarte deutsch. Und das Merkwürdige dabei: Engländer, Franzosen und sonstige Nichtdeutsche in Menge, ja die Mehrzahl unter den Gästen! Das war wieder ein lebendiges Beispiel dafür, wie überflüssig es ist, wenn deutsche Unternehmungen im Auslande um der nichtdeutschen Benutzer willen, die etwa auf ihre Dienste rechnen, sich fremdsprachlich geben. Wird denn der Engländer, wenn er nach Genua oder Schanghai kommt, die Aufschrift Hamburg-Amerika Linie nicht verstehen und statt Linie das englische Line verlangen? Ich habe nie gehört, daß Engländer oder Amerikaner vom North German Lloyd sprachen, sondern sie gebrauchen stets selber die deutsche Benennung ‚Norddeutscher Lloyd'. Also ‚deutsche Unternehmungen im Ausland' kommen — wie man sieht — trotz ihrem Deutschtum auf ihre Kosten.

Und unsere deutschen Unternehmungen im Inland? Bald wird's nur noch Palace, Terminus, Waterloo, Bristol, Splendid Hotels geben im lieben deutschen Vaterland, und darin nur grills und lifts und luncheons und dinners um der Ausländer willen und der — deutschen Nachäffer und Narren."

*

Lyzeum

In unseren Behörden wird still und heimlich (vielleicht daher der Name „Geheimrat"?) gearbeitet, so still und heimlich, daß manche bösen Menschen behaupten, es werde überhaupt nichts getan. Diese aber werden dann in schimpflichster Weise Lügen gestraft durch jene Geschehnisse, die in Form ungeahnter Verordnungen gleich Naturereignissen über

die Menschheit hereinbrechen und als das Ergebnis langwieriger und tiefdringender Arbeit anzusehen sind. Die Lorbeeren, die sich die Postbehörde bei ihrer noch immer nicht in der vollen Bedeutung erfaßten Umänderung der Bezeichnung der Berliner Telephonämter aus Zahlen in schwer behaltbare, leicht zu verwechselnde Namen gepflückt hat, haben nun auch die Schulbehörden nicht ruhen lassen.

„Papa," so verkündete dieser Tage eifrig meine Kleine, „wir heißen jetzt nicht mehr Mädchenschule, wir heißen — na, wie heißt es denn nun — Ly—" Die versammelte Familienkorona kommt ergänzend zu Hilfe: Lyzeum. Denn wir haben alle in der Zeitung den in kurzen Worten verkündeten bedeutsamen Erlaß gelesen, wonach fortab die höheren Mädchenschulen den Namen „Lyzeum" erhalten, die bisherigen Lyzeen an diesen Mädchenschulen aber als „Oberlyzeum" zu bezeichnen sind.

„Der Herr Direktor hat uns in der Aula erklärt, was der Name heißt, aber wir Kleinen waren ganz hinten, und so habe ich es nicht verstanden." Fragend richten sich die Augen der Tafelrunde auf mich. In solchen Augenblicken fühlt man sich durchsonnt von dem glücklichen Bewußtsein klassischer Bildung. „Lyzeum kommt aus dem Griechischen; es hängt zusammen mit dem Worte lykos, der Wolf, und bezeichnete zunächst ein bei Athen gelegenes Wäldchen, in dem offenbar einmal Wölfe ihr Wesen getrieben hatten."

„Ei, das wird eine hübsche Geschichte", unterbricht erwartungsvoll die Jüngste.

„Nein, eine Geschichte wird es nicht. Denn von den Wölfen wissen wir nichts mehr, wohl aber wurde später eine Schule in den Hain gebaut, die dann der Kürze halber den Namen erhielt. Weil nun die Athener die im Wolfswäldchen gelegene Schule kurzweg mit dem Namen des Wäldchens bezeichneten, werden jetzt zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts im deutschen Vaterlande die Mädchenschulen als Lyzeen bezeichnet! Das klingt doch auch viel besser als das sofort jedem Banausen verständliche Wort ‚Mädchenschule'."

„Jedenfalls kann man unsere Schule jetzt nicht mehr mit der Gemeinde-Mädchenschule verwechseln!" triumphiert die Lyzealschülerin auf.

Sie wird doch da nicht etwa mit kindlicher Hand den Schleier von den geheimsten Triebfedern der Verordnung weggerissen haben? Oder sollte doch am Ende diese Neubenennung nur ein Beispiel mehr für die Weisheit unserer Behörden sein, die mit klingenden Titeln die Unzufriedenen bezahlen? Lyzeallehrerin, statt einfach Lehrerin, denn das „Lehrerin an der höheren Mädchenschule" war doch für den Gesellschaftsgebrauch zu lang.

Doch ich zweifle nicht daran, daß diese Vermutung nicht zutrifft. Wenn nach des Dichters Wort selbst im „kindischen Spiele" ein tiefer Sinn ruht, wieviel mehr muß das erst der Fall sein in der behördlichen Arbeit!

* St.

Der beleidigte Krieg

Am Freitag, den 1. März, hat im preußischen Abgeordnetenhause der sozialdemokratische Abgeordnete Hoffmann gemeint: „Der Krieg ist ein Hohn auf Gott und die Christenheit und die Menschheit." Darauf ist er von dem Präsidenten, dem konservativen Freiherrn v. Erffa, prompt zur Ordnung gerufen worden. Herr Hoffmann, der weiteren Kreisen durch seinen konsequenten Kampf gegen die Regeln der deutschen Sprache bekannt geworden ist, hat, weil er die Verhandlungen gern durch derbe Späße zu würzen und zu unterbrechen liebt, in seinem parlamentarischen Leben manchen Ordnungsruf eingeheimst und anscheinend nie sonderlich schwer darunter gelitten. Diesmal jedoch hat er dagegen protestiert. Und zwar auf eine Art, der man Witz und Logik nicht absprechen kann. Also nämlich schrieb er an das Bureau des Abgeordnetenhauses: „Gegen den mir in der Sitzung vom 1. März wegen angeblicher Beschimpfung des Krieges erteilten Ordnungsruf erhebe ich auf Grund des § 64 der Geschäftsordnung Einspruch, da der Krieg weder ein Mitglied des Hauses noch der Regierung ist, ebensowenig aber eine abwesende Persönlichkeit ist, die sich nicht verteidigen kann."

Herr Hoffmann hatte bei seiner Beschwerde nur eines übersehen: daß man Proteste gegen

Ordnungsrufe binnen vierundzwanzig Stunden anmelden müsse. Damit war die Angelegenheit für das hohe Haus erledigt. Schade: diese neukonservative Ethik scheint es wert zu sein, daß man sie ein wenig näher sich ansieht. Dürfen wir nicht mehr beten: „Bewahre uns, o Herre Gott, vor Krieg, Pestilenz und schwerer Not“? Ist es ein Frevel wider die Ordnung der Welt und ihren Schöpfer, wenn wir den Krieg ein namenloses Unglück und eine Geißel der Menschheit heißen? Und soll in unseren preußisch-deutschen Parlamenten für das doch sehr harmlose Schwärmertum der Pazifisten durchaus kein Raum mehr sein? R. B.

*

Wie man's machen muß

Nämlich, um Schutzleute ungestraft zu prügeln, dafür können Interessenten einem Urteile des Oberkriegsgerichts in München beachtenswerte Winke entnehmen.

Am 18. Mai v. J., so wird dem „B. T.“ geschrieben, ließ sich der Leutnant Friedrich Eberle vom 1. Fußartillerieregiment im Zentrum der Stadt im Färbergraben eine Übertretung der Straßenpolizei durch Verunreinigung der Straße zuschulden kommen. Eberle hatte den ganzen Nachmittag über mit einem Bekannten gekneipt. Über das Gebaren des Offiziers, der sich übrigens in Zivilkleidung befand, entrüsteten sich Passanten, und ein zufällig des Weges kommender Schutzmann stellte ihn zur Rede und verlangte die Angabe seines Namens. Eberle verweigerte diesen unter beleidigenden Ausdrücken, worauf der Schutzmann den Leutnant für verhaftet erklärte und ihn auf die Polizeiwache führte. Unterwegs blieb Eberle plötzlich stehen, schlug, vermutlich mit seinem Schlüsselbund, den Schutzmann mehrmals auf den Kopf und in das Gesicht, so daß er zusammenbrach. Als sich der Schutzmann wieder erhoben hatte, schlug ihn Eberle neuerdings zu Boden. Mit Hilfe eines weiteren Schutzmannes wurde Eberle dann auf die Polizeidirektion gebracht, wo er sich in renitenter Weise den Beamten gegenüber benahm. Er bedauerte unter anderem, daß er keinen Stock bei sich gehabt habe, sonst läge der Schutzmann jetzt draußen auf der Straße. Der Schutzmann erlitt neun Verletzungen am Kopf und im Gesicht, deren Folgen derartig bedenkliche sind, daß er auf ärztliches Gutachten hin vorläufig auf ein Jahr pensioniert werden mußte. Das Kriegsgericht verurteilte seinerzeit Eberle zu einem Monat Gefängnis und fünf Mark Geldstrafe. Das Oberkriegsgericht hob gestern dieses Urteil auf und sprach den Angeklagten frei. Maßgebend war dem Gericht das Gutachten eines Oberstabsarztes, der sich dahin aussprach, daß Eberle, der erblich in nervöser Hinsicht belastet ist, in pathologischem Rauschzustand gehandelt habe, und daß ihm deshalb der Schutz des § 51 des Reichsstrafgesetzbuchs zugebilligt werden müsse.

Ob aber die — „Pensionierung“ von Schutzleuten immer so glimpflich abginge? He? —ss.

*

Ein Majestätsverbrechen

In manchen Reichen gibt es nur noch ein Majestätsverbrechen, und es wird bestraft mit dem politischen, womöglich auch mit dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Tod. Der nordamerikanische Senator Lafolette hat es Anfang Februar begangen. Er behauptete, die Presse der Union stehe in den Diensten des Kapitals und sei mit ihren Leitaufsätzen und Nachrichten vertrauensunwürdig.

Dieser Mann wollte sich um die Präsidentschaft bewerben. Damit ist's vorbei. Wer solche Behauptung aufstellt, muß von Sinnen sein. Die ganze Presse ist sittlich entrüstet. Die Freunde Lafolettes bitten um mildernde Umstände und versichern, er leide an vollständiger Nervenzerrüttung. Der Verbrecher bleibt geächtet. Sein Name wird in der Presse nicht mehr genannt werden.

Joseph Pulitzer aus Ungarn ging 1864 nach Amerika. Er war mittellos und konnte nur den deutsch-jüdischen Jargon in hebräischen Buchstaben schreiben. Vor Jahresfrist starb er als Besitzer der „New York World“ und hinterließ gegen 130 Millionen Mark. Wer wagt es, zu bezweifeln, daß er diese nicht unerheblichen Ersparnisse ehrlich durch beständiges

Eintreten für Wahrheit, Freiheit und Recht verdient hat?

Auch Robert Hamerling war sicher nicht zurechnungsfähig, als er in seinem Epos „Homunkulus“ ein Charakterbild des modernen Zeitungsunternehmers gab. Sagte nicht schon Friedrich der Große: „Gazetten dürfen nicht genieret werden“? P. D.

*

Der Bock als Gärtner

Ein neuer Verband für Sonderinteressen ist in Berlin begründet worden, ein Verband zum Schutze des Grundbesitzes und Realkredits. An seiner Spitze stehen die großen Banken als Terrainspekulanten, Hypotheken- und Baugeldgeber, und in den Dienst dieser Sonderinteressen hat sich der Präsident Dr. van der Borght vom Kaiserlichen Statistischen Amt stellen lassen, offenbar verlockt durch ein Ministergehalt.

Der Gesamtwert des Grundbesitzes von Groß-Berlin wird gegenwärtig auf 15½ Milliarden Mark veranschlagt. Vor einem halben Jahrhundert dürfte er kaum den fünften Teil betragen haben. Milliarden wurden verbaut, aber mehr Milliarden durch natürliche und künstliche Steigerung des Bodenwertes, durch Nichtstun oder listige Spekulation gewonnen. Vielleicht neun Zehntel des Berliner Emporkömmlingtumes schöpfte Reichtum oder Wohlhabenheit aus dieser Quelle, bis die großen Banken und Spekulanten mehr und mehr das ergiebige Geschäft an sich brachten. In einem sehr weiten Umkreise von Groß-Berlin hat die moderne Bodenspekulation ihre schwere Hand auf alles Bauland gelegt und erhebt von dem Zuwachs der Bevölkerung einen höheren Zins als Staat und Stadt zusammengenommen.

Diese Interessenten, an Kapital überaus stark, an Einfluß in den meisten Gemeindevertretungen Groß-Berlins maßgebend, wollen sich eine besondere Schutzorganisation schaffen, weil der Staat auf den unverdienten Wertzuwachs der Bodenspekulation seine Aufmerksamkeit richtet. Sicherlich hat der deutsche Grundbesitz manche berechtigte Ursache zur Klage. Aber wenn er zur Führung seiner Interessen die großen Berliner Banken mit ihren riesigen Bodenspekulationsgeschäften beruft, dann setzt er den Bock zum Gärtner. P. D.

*

Kontremine gegen Drahtzieher

„Äußerst seriöse Information“ über ein Börsenpapier, das vor einer bedeutenden Kurssteigerung steht, besitzt ein ungenannter Wiener Menschenfreund und erbietet sich durch Inserate, seinen Auftraggebern zu einem unbeschränkten Gewinn behilflich zu sein.

Nun gibt es heutzutage wohl nicht mehr allzu viele, die sich nicht sagen, die Börse sei erfunden, daß die seriös informierten Herren die Gewinne selber machen, und daß eine unbeschränkte Bereicherungsmöglichkeit in unserm Zeitalter der haute finance keinen so zarten Enthaltsamkeitsentschluß erweckt, der sich in teuer bezahlte, augenfällige Inserate in einer Masse von kleinen Blättern umsetzen muß. Denn wenn die Anpreisung in einem solchen, von Wien sehr entlegenen, von Bauern und Bürgern genau studierten lokaleren Blatt zu finden ist, so wird sie auch in entsprechenden sonstigen Blättern anzutreffen sein, kraft Rudolf Mosse, der am Schluß genannt ist.

So kundiger Seelenleser, wie unsere Bauern oder ich, ist natürlich aber der Wiener auch. Drum beginnt das Inserat mit der Nennung zweier Industrieaktien, die in sechs Wochen von 450 Kronen auf 495 oder von 315 auf 415 gestiegen sind, wobei also (hoch und fett gedruckt) „Große Erfolge an der Wiener Börse“ erzielt und von Kunden des Inserenten Tausende verdient wurden. Ein Nachweis, der sich nicht übertrieben liest und geeignet ist, ein zuerst gefühltes Mißtrauen bei wiederholter Überlegung, wenn man in diese erst gerät, in keimende Lust zu verwandeln. „Selbst mit eng begrenztem Risiko“ — man beachte das „Selbst“ — ist durch diesen Mann viel zu verdienen.

Die Anfragen sind unter „Reell W. E. 2642“ bei Rudolf Mosse, Wien, niederzulegen, und daß der reelle Vorname aus-

gesucht mit W beginnt, muß man demnach wohl glauben. —

Daß es noch immer kein Mittel gibt, dieser anonymen Versuchung wirksam zu begegnen, die doch die Kosten und Mühe lohnen muß! In Karlsruhe existiert eine Abteilung des Ortsgesundheitsrates, die sich zur Aufgabe gemacht hat, den durch Heilpfuscherinserate verbreiteten Arzneimitteln auf den Grund zu gehen, die Mittel zu analysieren und dann öffentlich mitzuteilen, zu was und wie wenig sie in Wahrheit wert sind. Ließe sich nicht auf ähnlich praktische Weise Eindrucksvolleres ausrichten, als durch nie genügend feinmaschige Gesetze oder durch verhallende allgemeine Warnungen? Sachverständige, die die Sache nicht gar zu unschlau anpacken würden, müßten doch zu finden sein. Allerdings ist ein bekanntes Odium dabei, welches so viele Einsicht, so vielen gemeinnützig guten Willen lähmt, ja ihn beinahe moralisch bemakelt. Bei alledem, das ließe sich guten Gewissens überwinden, und die Aufgabe ist es wahrlich nicht minder wert, wie die Bekämpfung des Heilmittelschwindels. Ed. H.

*

„Schwindelmüller"

Der neulich von der 7. Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin wegen Betruges und Urkundenfälschung zu vier Jahren Gefängnis und fünf Jahren Ehrverlust verurteilte Kanzleigehilfe Hans Müller erschien im nüchtern-prosaischen Lichte des Gerichtssaales nach den Worten eines Berichterstatters als ein „armer Schlucker, der in seinem grauen, schlechtsitzenden Überzieher mit dem vielen braunen Haar, das ihm in einem dichten Busch die Stirn verkürzt, mit seinem gestutzten Schnurrbart einen ganz und gar stupiden Eindruck machte". Auffallend war an ihm eine „in die weiteste Ferne stierende Apathie, mit der er eine fast groteske Grimasse wechselt, etwa die, die die meisten Menschen unwillkürlich in dem letzten Moment vor dem Niesen machen." Der Angeklagte selbst erzählte, er habe von jeher reich werden wollen. Schon auf der Schulbank habe er immer Stimmen gehört, die ihm zuriefen: „Geld, Geld, Reichtum, berühmt werden!" Seine Braut, die ihre ganzen Ersparnisse in Höhe von 6000 ℳ an ihn verlor, ohne ihrer Treue zu ihm überdrüssig zu werden, eine Direktrice im Kaufhaus des Westens, schilderte ihn als „einen nervösen Menschen, der viel aufschneidet". Die Mutter sagte aus, er habe sich im neunten Lebensjahre eine schwere Gehirnerschütterung durch Sturz von einer Leiter zugezogen. Nach diesem Sturz hatte er lange Zeit große Kopfschmerzen und trug ein wunderliches Wesen zur Schau; eine Zeitlang war er auch Nachtwandler. Die medizinischen Sachverständigen erklärten ihn übereinstimmend für einen psychopathisch veranlagten Menschen. Dr. Magnus Hirschfeld behauptete, die ganzen Erscheinungen, die der Angeklagte biete, entsprächen dem Bilde der psychopathischen Konstitution, und zwar dem hysterischen Typus dieses Leidens mit vorwiegend phantastisch-pseudologistischen Zügen. Er gehöre in die Gruppe der von Delbrück und andern beschriebenen pathologischen Schwindler. Und dieser traurige Halbidiot, der schon in der Schule von seinen Schulkameraden wegen seines Hanges zum Aufschneiden den Spitznamen „Schwindelmüller" erhielt, hat es fertig gebracht, erwachsenen reichen Berlinern fast dreihunderttausend Mark aus der Tasche zu locken. Er hatte nur nötig, sich für den Gerichtsassessor Dr. Müller oder den Oberarzt Dr. Mertini auszugeben und zu bemerken, daß der Geheime Rat im Kaiserlichen Patentamt Dr. Sachse sein Gönner sei, und zu behaupten, daß er mit dessen Hilfe Patentanmeldungen in nicht ganz ordnungsmäßiger Weise ausnutzen könne, im übrigen hochnäsig und großspurig aufzutreten, um auf sein ehrliches Gesicht hin riesige Summen für „Patente" zur Verfügung gestellt zu erhalten, an denen das Doppelte oder Dreifache einer deponierten Summe zu verdienen sein sollte.

Man hat damals viel über den Schuster Vogt, den „Hauptmann von Köpenick", auf Kosten unseres Militarismus gelacht; mit Recht. Alle Welt freute sich, als das Gericht den falschen Hauptmann möglichst glimpflich behandelte und dem Sträfling der Aufenthalt im Gefängnis durch private Wohltätigkeit

möglichst erleichtert, ja ihm darüber hinaus ein sorgenloser Lebensabend gesichert wurde. Doch unser Militarismus kann immer noch stolz auf seinen Hauptmann von Köpenick sein im Vergleich zu dem blöden großstädtischen Erwerbsmenschentum, das sich durch einen Verrückten vom Schlage des Kanzlisten Müller mit den allerplumpsten Tricks Hunderttausende abschwindeln ließ. Leute, die viel Geld „erworben" haben, sind aber bei uns offenbar noch gegen den Fluch der Lächerlichkeit gefeit. Die Richter schenkten den psychiatrischen Sachverständigen nicht den mindesten Glauben. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß einer, der gewisse reiche Geschäftsleute zu beschwindeln vermag, ein dummer Kerl, geschweige ein halber Idiot sein könne. Darum mußte der arme Kanzlist die volle Strenge des Gesetzes fühlen. Ein Blödsinniger hat sich einen Spaß mit dem goldenen Kalbe gemacht; dafür muß er büßen. O. E.

*

Was der Vorwärts „Humor und Satire" nennt

Das:

Theologische Doktorprüfung.

Prof.: Können Sie mir sagen, was das Christentum ist?

Kand.: Christentum ist eine gemeinsame Bezeichnung für tausend grundverschiedene Religionen vom Fetischismus des Süditalieners bis zum reinen Wortglauben der modernen ...

Prof.: Genug, genug! — Wollen Sie mir sagen, was die Mission bezweckt?

Kand.: Das Christentum zu neuen Vö ..., will sagen, neue Völker zum Christentum zu bekehren.

Prof.: Wie erreicht man das?

Kand.: Durch Predigen, durch den Unterricht, durch die Taufe ...

Prof.: Und wenn sich die Wilden der Taufe widersetzten?

Kand.: So taufen wir ihre Götzen um!

Prof.: Welches ist der Zweck der modernen Philosophie?

Kand.: Wissen und Glauben zu versöhnen!

Prof.: Wie erreicht sie das?

Kand.: Durch Worte ..., will sagen durch Metaphysik.

Prof.: Welches sind ihre beliebtesten Kunstgriffe?

Kand.: Das „Ding an sich", das „Absolute Sein", die „Praktische Vernunft"!

Prof.: Welches ist die höchstentwickelte Religion?

Kand.: Das moderne Christentum.

Prof.: Wodurch unterscheidet sich eine hochentwickelte Religion von einer weniger entwickelten?

Kand.: Dadurch, daß sie einen reineren Gottesbegriff hat, und daß sie vom Volk falsch verstanden wird.

Prof.: Was verstehen Sie unter einem reineren Gottesbegriff?

Kand.: Einen Begriff, unter dem man sich nichts Klares vorstellen kann.

Prof.: Wodurch ist ein solcher Gottesbegriff jedem andern überlegen?

Kand.: Dadurch, daß man ihn nicht widerlegen kann.

Prof.: Können Sie mir zum Schluß einen Bibelsatz erwähnen, der die ganze theologische Wissenschaft im Keime enthält?

Kand.: Im Anfang war das Wort, und das Wort war Gott, und Gott ... war ein Wort!

Dies also schreibt einer unter der Marke „Humor und Satire". Wenn's schon ein „Humor" und eine „Satire" sein soll, dann doch nur auf den sozialdemokratischen Programmsatz: „Religion ist Privatsache"!

Arme, enge Philisterseele!

*

Deutsche Tieropfer für den internationalen vornehmen Pöbel

Zwischen Friedrichshafen und Romanshorn können die Reisenden auf den Bodenseedampfern schon seit Wochen gar traurige Transporte sehen. Das sind (nach der „Zürcher Ztg.") zu Bergen aufgeschichtete niedrige Käfige, in denen in fürchterlicher Enge Hunderte von armen, verschüchterten Tauben sitzen und sich qualvoll durcheinander drängen. Die armen Tierchen kommen aus süddeutschen und sächsischen

Taubenzüchtereien und sind für die italienischen und südfranzösischen Fremdenplätze bestimmt, wo sie dem grausamen Sport des Taubenschießens zum Opfer fallen müssen. Fast täglich kommen den Winter hindurch solche Transporte, oft 40 und 50 Körbe mit 500 bis 1000 Tauben auf einem einzigen Dampfer, im Hafen von Romanshorn an, um sofort mit der Bahn weiterbefördert zu werden.

Sobald das liebe Ausland in Sicht kommt, geht aller Tierschutz in blauen Dunst auf. Sollten sich nicht wenigstens Handhaben bieten, den deutschen Lieferanten das saubere Handwerk dieses „Exports“ zu legen? Wie heißen übrigens die so geschäftstüchtigen „Firmen“? gh.

*

Die eingefrorene Leiche

Aus Gatow an der Unterhavel melden die Blätter: „Dieser Tage bemerkte man auf dem Wasser schwimmend eine männliche Leiche. Aber von keiner Seite wurden Anstalten gemacht, den Toten zu bergen. Es kamen dann die kalten Tage, und die Leiche fror ein. Aus dem Eise ragte nur noch der Kopf hervor, an dem die hungrigen Krähen bald herumhackten. Es fanden sich dann tagtäglich Scharen von Eisläufern aus Berlin ein, die unbekümmert um die Leiche ihren Sport ausübten. Endlich erfuhr der Gemeindevorstand von Gatow von der eingefrorenen Leiche und ließ sie aus dem Eise heraushauen und bergen ...“

Ein trauriges, aber bezeichnendes Kulturbildchen, der Vergnügungssport angesichts der eingefrorenen Leiche! H.

*

Würdiges Nebeneinander

In Nr. 9 des „Illustrierten Familienblatts“ finden sich nebeneinander folgende Photographien:

a. Emil Paur, „wurde als Nachfolger Mucks an das Berliner Opernhaus engagiert“;

b. Graf Leopold Berchtold, „der neue österreichische Minister des Äußern, der Nachfolger Ährenthals“;

c. der dreifache Raubmörder Oswald Trenkler, „der den Juwelier Schulz, dessen Ehefrau und Tochter ermordete und durch einen Zufall in Zittau entdeckt wurde“.

* H.

Snob am Rhein

An dem kürzlich zu Köln veranstalteten Philologentag sind dort im Excelsior-Hôtel (gegenüber der Nordseite des Doms) die Gattinnen einiger Teilnehmer von der Teilnahme am täglichen „Five o'clock tea“ (!) ausgeschlossen worden, und zwar mit der brieflichen Begründung, die ihnen der Kellner auf einem silbernen Tablett servierte, daß sie nicht fein genug angezogen seien.

„Snoblesse oblige“ benennt die „W. a. M.“ diese kleine, aber feine Kulturblüte.

* —s.

Wär's möglich —?

Aus der Jugend:

Ich stand auf dem Perron der Straßenbahn. Außer mir waren noch drei Herren drauf, die sich miteinander unterhielten.

„Wißt ihr übrigens schon: der O. hat sich ja verlobt, mit der kleinen P.“

„Nanu! die muß doch älter sein als er; hat sie denn so viel Draht?“

„Gar nichts.“

„Was? Ja, wie kommt er denn dann ausgerechnet auf die? Vielleicht gute Beziehungen, die für seine Karriere von Nutzen ...?“

„Ach, keine Spur!“

„Ja, aber ...“

„Merkwürdig!“

„Begreif' einer!“

Nach fünf Minuten nachdenklichen Schweigens bemerkt einer zögernd:

„Gott, vielleicht, — vielleicht Liebe ...“

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIV. Jahrg. April 1912. Heft 7



Seele, horch!

(Karl Schmidt)

August Schmitt

Langsam

GESANG

PIANO

pp *mf*

See - le, horch!

f *pp*

See-le, horch! die Nacht ist still,

p *mf*

hör', was Gott dir sa - - gen will. In des

Etwas rascher

Ta - ges rascher Flucht hat er dich um-sonst ge - sucht. Du, vom eit - len

mf *f*

Wahn be - tört, hast sein Ru - fen ü - ber - hört.

ff *mf* *f* *ff*

Hal-te an!

fff *rit.* *pp*

die Nacht ist still, hör, was Gott dir sa - - gen

p sart
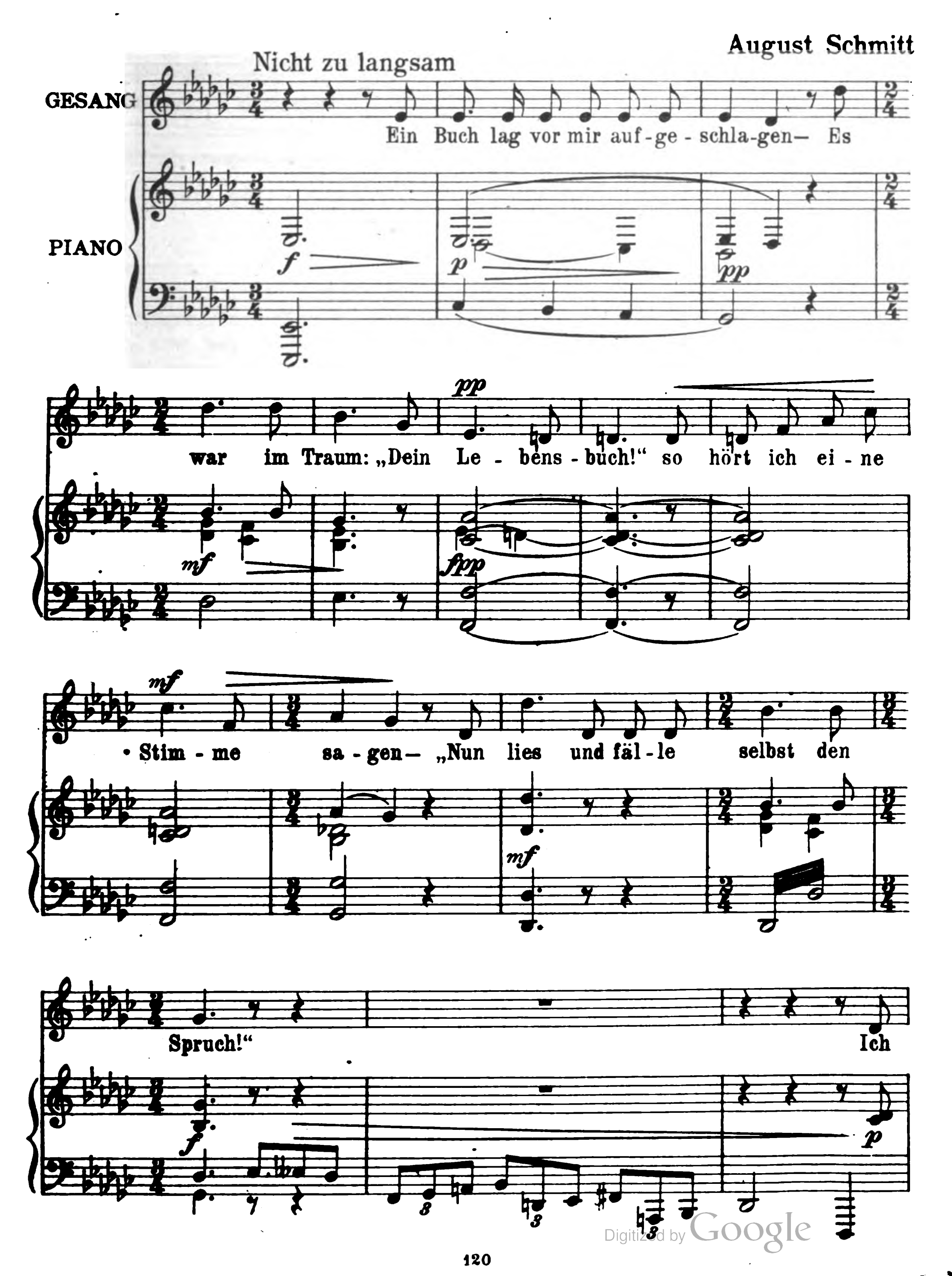
will.
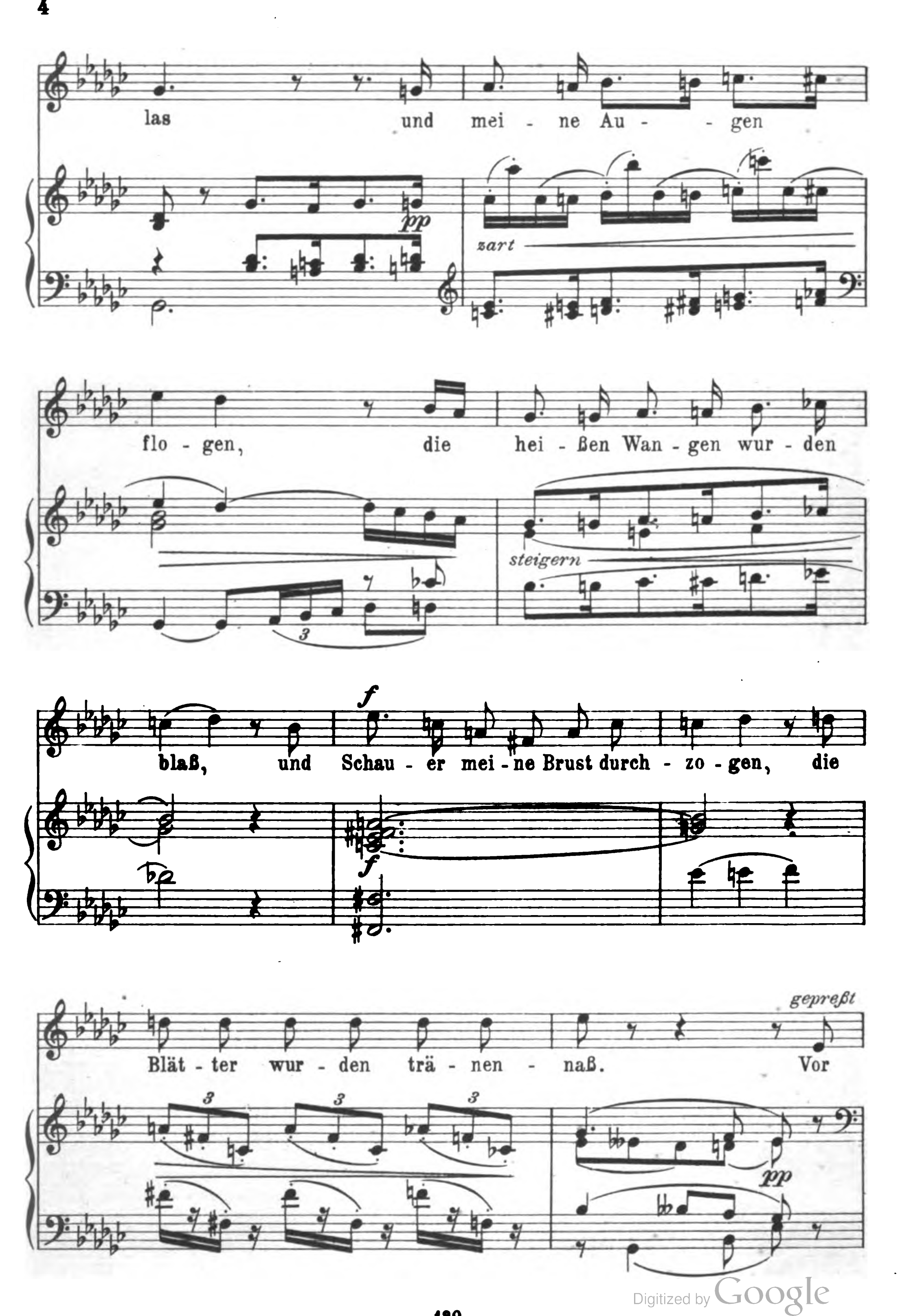
dolcissimo *p* *pp*
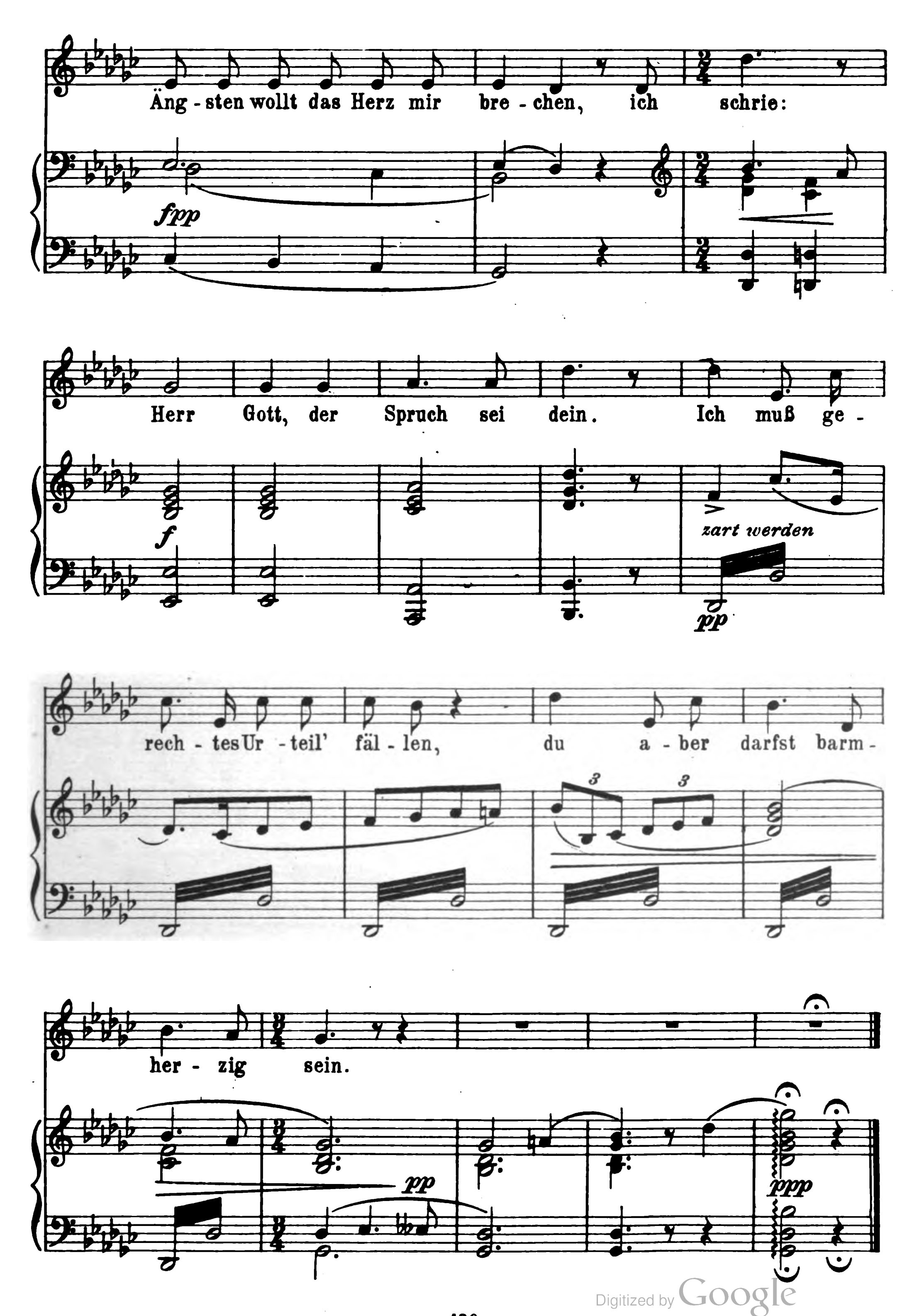
Abrechnung

(Karl Schmidt)

August Schmitt
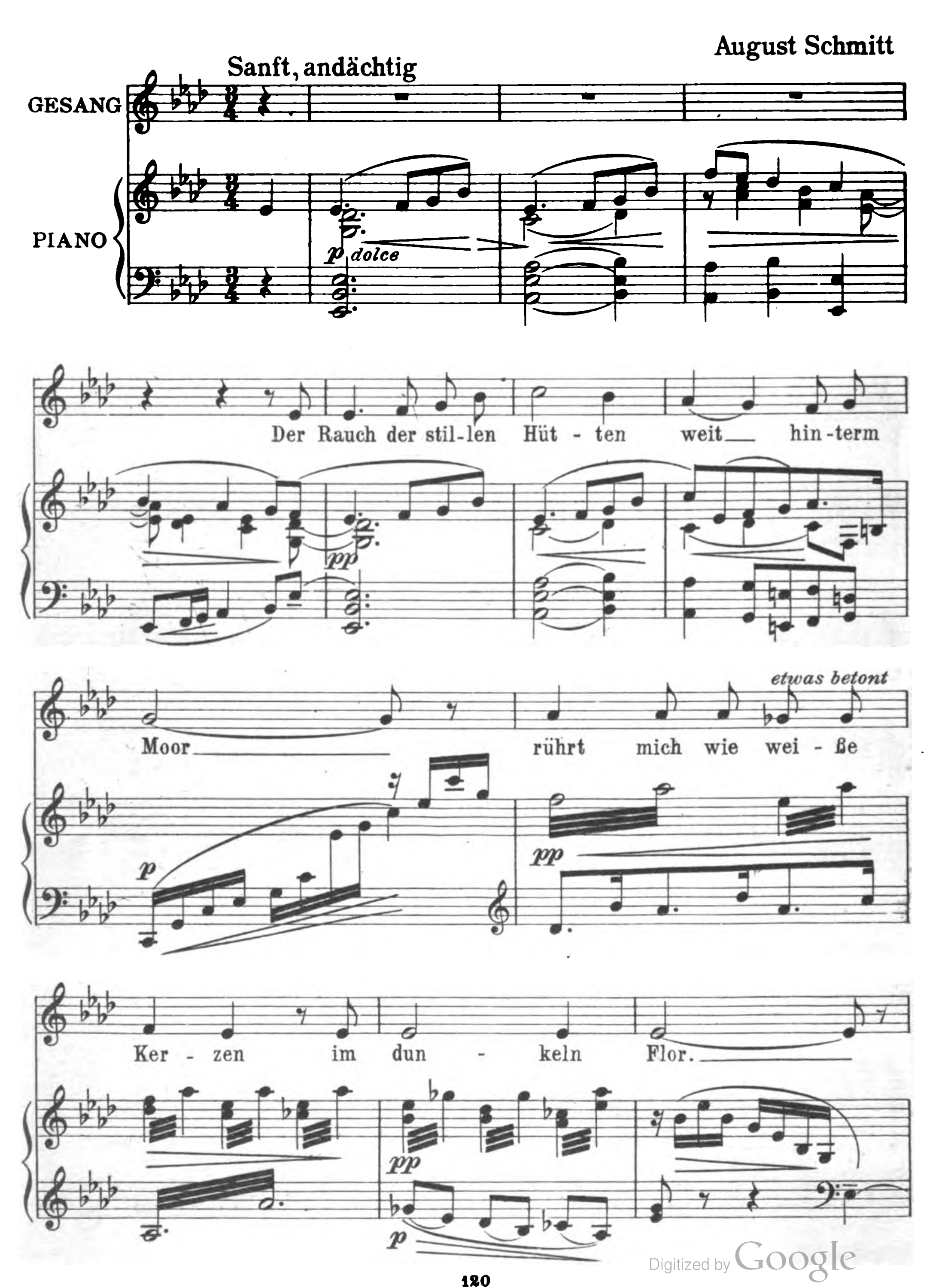



las und mei - ne Au - - gen
pp
zart
flo - gen, die hei - ßen Wan - gen wur - den
steigern
3
blaß, und Schau - er mei - ne Brust durch - zo - gen, die
f
f
Blät - ter wur - den trä - nen - naß.
gepreßt
Vor
3
3
3
pp
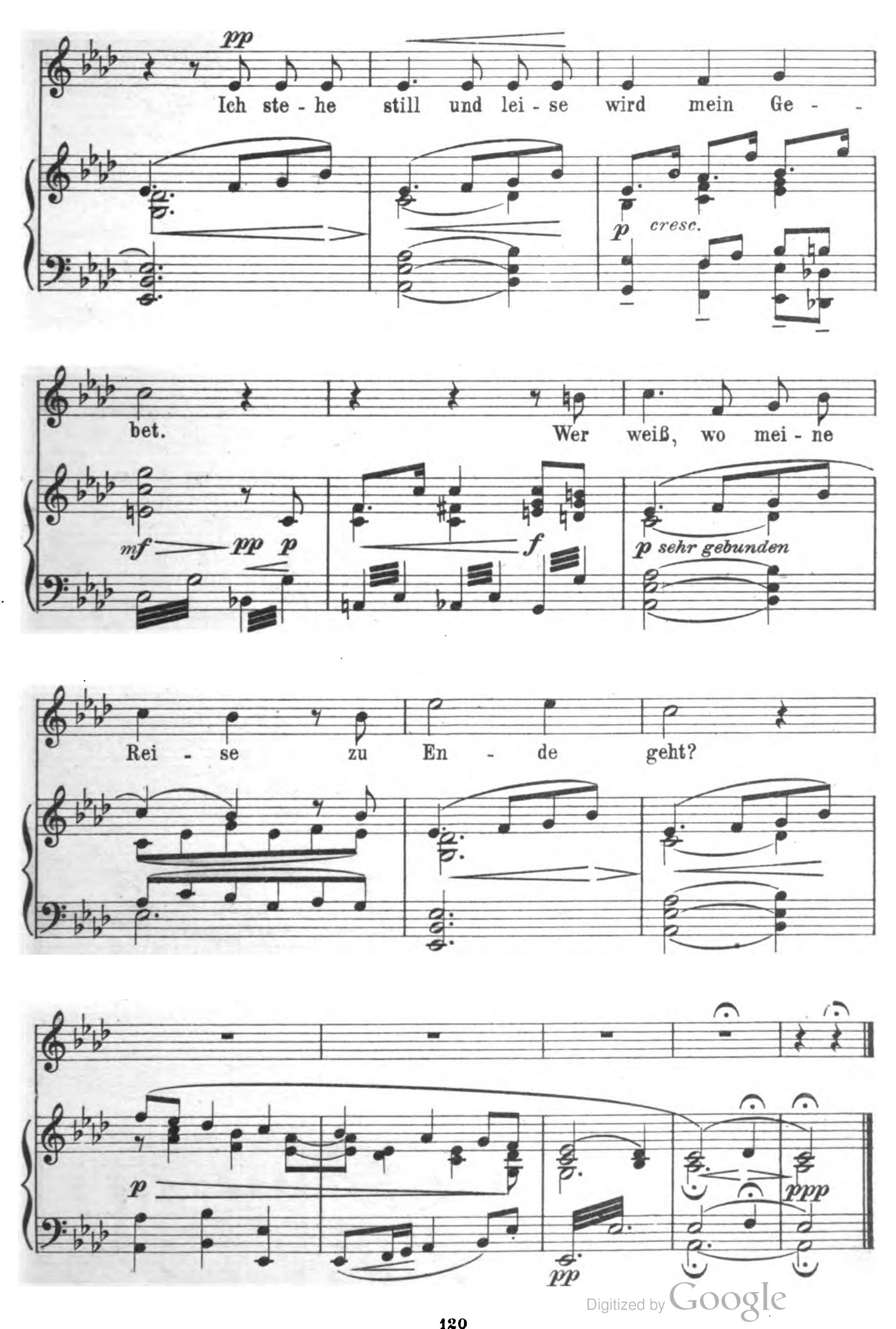

Äng - sten wollt das Herz mir bre - chen, ich schrie:
fpp
Herr Gott, der Spruch sei dein. Ich muß ge -
f
zart werden
pp
rech - tes Ur - teil' fäl - len, du a - ber darfst barm -
3
3
her - zig sein.
pp
ppp

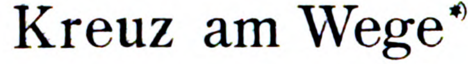
Der Pilger

(J. J. Horschick)

August Schmitt




pp
Ich ste - he still und lei - se wird mein Ge - -
p cresc.
bet.
Wer weiß, wo mei - ne
mf
pp p
f
p sehr gebunden
Rei - se zu En - de geht?
p
ppp
pp



Langsam *Ernst, mit Andacht* — Jon Stern

GESANG

PIANO

p *pp* *p* *mf* *cresc.* *f* *ritard.* *pp*

1. „Steh' still, o Mensch, und schau mich an, denn dei - ne Sünd' ist schuld dar - an, daß ich am Kreuz mußt' ster - - ben, daß ich am Kreuz mußt' ster - - ben." 2. „Ja

Dank sei dir, Herr Je - su Christ, daß du für mich ge - stor - ben bist, für dein so bitt - res Lei - - den, für dein so bitt'- res

1. 2. Lei - den."

*) Aufschrift eines Kreuzbildes bei Langensendelbach in der Frankischen Schweiz

Tempel der Diana



Karl Müller-Koburg



XIV. Jahrg. Mai 1912 Heft 8

Belgien ein schlimmeres Marokko

Von Kurd v. Strantz

Wir haben gerade seit 1871 ein zielbewußtes Vordringen Frankreichs auf dem Festlande und in Übersee, das letzte mit deutscher Duldung und Förderung, in politischer und kultureller Beziehung bemerken müssen, wodurch deutsche Belangen aller Art schwer geschädigt werden. Wir haben es jetzt selbst für eine in dieser Beziehung wenig feinfühlige und geschickte Regierung empfindlich in Nordafrika gespürt, ohne daß es dieser gelungen ist, den Schlag zu parieren. Marokko ist für uns verloren, die französische Schutzherrschaft eine vollendete Tatsache. Wirtschaftliche, gar nicht im Ernstfalle erzwingbare Gewährleistungen und anderweite Gebietsentschädigungen sollen den üblichen Rückzug einer schwächlichen Regierung decken, der seit Bismarcks Weggang nichts mehr gelingt. Aber selbst diese neue diplomatische Niederlage mit kläglichen Brocken von Frankreichs reichem Kolonialtische, den wir erst mitgedeckt haben, ist ein Kinderspiel zu einem weit gefährlicheren Vorgang vor unseren Toren. Selbst ein so vorsichtiger und wissenschaftlicher Mann wie der Geschichtschreiber und frühere auswärtige Minister Hanotaux kann sich in seiner soeben erschienenen „Fleur des histoires françaises", einem geistreichen Geschichtsdarstellung für die französische Jugend, nicht enthalten, offen auszusprechen, daß die Entwicklung Frankreichs gerade in Europa nicht abgeschlossen und die Grenze im Nord-



Karl Müller-Koburg



XIV. Jahrg. Mai 1912 Heft 8

Belgien ein schlimmeres Marokko

Von Kurd v. Strantz

Wir haben gerade seit 1871 ein zielbewußtes Vordringen Frankreichs auf dem Festlande und in Übersee, das letzte mit deutscher Duldung und Förderung, in politischer und kultureller Beziehung bemerken müssen, wodurch deutsche Belangen aller Art schwer geschädigt werden. Wir haben es jetzt selbst für eine in dieser Beziehung wenig feinfühlige und geschickte Regierung empfindlich in Nordafrika gespürt, ohne daß es dieser gelungen ist, den Schlag zu parieren. Marokko ist für uns verloren, die französische Schutzherrschaft eine vollendete Tatsache. Wirtschaftliche, gar nicht im Ernstfalle erzwingbare Gewährleistungen und anderweite Gebietsentschädigungen sollen den üblichen Rückzug einer schwächlichen Regierung decken, der seit Bismarcks Weggang nichts mehr gelingt. Aber selbst diese neue diplomatische Niederlage mit kläglichen Brocken von Frankreichs reichem Kolonialtische, den wir erst mitgedeckt haben, ist ein Kinderspiel zu einem weit gefährlicheren Vorgang vor unseren Toren. Selbst ein so vorsichtiger und wissenschaftlicher Mann wie der Geschichtschreiber und frühere auswärtige Minister Hanotaux kann sich in seiner soeben erschienenen „Fleur des histoires françaises“, einem geistreichen Geschichtsauszug für die französische Jugend, nicht enthalten, offen auszusprechen, daß die Entwicklung Frankreichs gerade in Europa nicht abgeschlossen und die Grenze im Nord-

osten unbestimmt sei. Deutlich geht dieser Hinweis auf Belgien und das linke Rheinufer, indem er auch die Maas und Mosel als französische Flüsse und die Ardennen, die bisher noch nicht auf französischem Gebiet liegen, als französisches Gebirge bezeichnet. Bei einem vorgeschichtlichen Erguß nennt er auch Korsika, um dessen Besitz zu rechtfertigen, eine Bergspitze des vorgeschichtlichen Frankreichs.

So erzieht der größte Geschichtschreiber des heutigen Frankreichs, der als leitender Diplomat mit uns leidlich, im Gegensatz zu seinem Nachfolger Delcassé, Freundschaft gehalten hat, die heranwachsende Jugend, und wir hoffen auf Versöhnung und Verständigung, was nur weltfremden deutschen Ideologen zustoßen kann, die aber bei uns die maßgebenden Kreise bilden. Bekanntlich hat Frankreich bereits den Südteil des heutigen Belgiens, die alten niederdeutschen Süd-Niederlande, geraubt, und Vlamen um Boonen (Boulogne sur Mer), Ryssel (Lille), Dünkirchen, Kammerich (Cambray) und in Artrecht (Artois) sind bereits französische Untertanen, die aber ihren alten Freiheitssinn noch nicht vergessen haben, wie die Hungeraufstände in Roubaix und Lille jüngst gezeigt haben, wo die Rädelsführer Vlamen waren. Der Raub Ludwigs XIV. in der Zeit unserer Ohnmacht nach dem Dreißigjährigen Kriege blieb 1813 und 1870 ungesühnt. Mit zäher Beharrlichkeit verfolgte die französische Regierung die Verwelschung des Vlamen nach madjarischem Muster, und nur die wenig gebildeten Bauern, Schiffer und Fischer haben sich ihre niederdeutsche Mundart notdürftig bewahren können. Aber auch das französische Flandern trägt noch das alte stolze Gepräge dieses kernhaften deutschen Volksstammes, der das einst reichste und gewerblichste Gebiet des alten deutschen Reiches bewohnt. Indessen Frankreich hat sich nicht damit begnügt, sich politisch den reichen Landstrich einzuverleiben, der zwei wichtige Häfen und die einzig wertvollen Kohlenlager des Landes enthält, sondern bereits durch die von ihm angezettelte Revolution von 1830 über die heutige Grenze hinaus nach dem Hauptteil der Süd-Niederlande gegriffen. Unter deutscher Duldung schuf es einen scheinbar unabhängigen Staat, den es infolge preußisch-englischen Einspruchs nicht verspeisen konnte, wie es beabsichtigte, der ganz ungeschichtlich Belgien genannt wurde. Die längst verschwundenen Belgen waren germanisierte Kelten und hielten sich selbst nach Cäsars Zeugnis für Germanen, während die französischen Gründer des neuen Belgiens daraus Romanokelten machen wollten. Nein, im heutigen Belgien sitzen als verwelschte Deutsche gleichen Stammes mit den Rhein- und Moselfranken die Maasfranken, die sich Wallonen nennen, aber kein Französisch, sondern ein stark germanisiertes Romanisch reden, wie die Ladiner, die auch keine Italiener sind, und wie die Vlamen gleichfalls fränkischer Herkunft, die sich ihr Volkstum bewahrt haben, aber wider den Willen ihrer eigenen Regierung. Obwohl die Wallonen nur die Minderheit bilden und gar keine Franzosen sind, sondern sprachlich romanisierte Hochdeutsche, so ist ein rein französisches Staatswesen entstanden, wo eine selbst den Wallonen volksfremde Sprache herrscht, die weder der Wallone noch der Vlame versteht oder verstände, wenn sie ihm nicht in der Schule und leider auch Kirche gewaltsam gelehrt würde.

Wir täuschen uns völlig über den Grund der französischen Verseuchung, wenn wir hören, daß sich die belgische Bevölkerung aus $^3/_5$ Vlamen und $^2/_5$ Wal-

lonen zusammensetzt, wobei wir letztere unbesehen als Franzosen ansprechen. Tatsächlich ist die ganze Bildung in Belgien rein französisch. Wallonisch ist nur die Sprache der Hausknechte, aber auch das Vlämische ist auf diese Stufe herabgedrückt. Die maßgebende Presse ist ausschließlich französisch, eine wallonische gibt es nicht, die vlämische ist bloß örtlicher Art. Die französisch geschriebenen Blätter werden von Paris auch mit Nachrichten gespeist und sind eigentlich bloß Ableger der französischen Presse. Selbst die katholischen Zeitungen Belgiens bringen die Darstellungen des „Temps“ und „Matin“ als eigene Weisheit und enthalten sich der selbständigen Würdigung, soweit nicht religiöse Interessen berührt werden. Da es in dem französisch gefärbten Zwitterstaat kein Nationalgefühl geben kann, wird eine Staatsgesinnung geheuchelt, die bloß französisch ist.

Das heutige Belgien ist der Schauplatz der französischen Mordbrennerei seit Jahrhunderten gewesen. Alle Städte enthalten noch die Erinnerungen dieser Zerstörung. In der napoleonischen Zeit ist es sogar 20 Jahre lang Teil des Korsenreichs gewesen. Geistig ist es vom deutschen Mutterland durch die spanisch-österreichische Herrschaft seit dem Mittelalter abgerissen, und Vlämisch ist nur eine sehr verschiedentlich gesprochene niederdeutsche Mundart, die erst durch Annahme der holländischen Schreibweise zur Schriftsprache geworden ist. So erhält Belgien die höhere Kultur lediglich in stammesfremder französischer Fassung, die ihm von seiner eignen, völlig verfranzten Regierung aufgedrungen wird, mögen auch die Minister in der Mehrzahl vlämisch sein. Spricht es für das nationale Selbstgefühl eines angeblich unabhängigen Staates, wenn der gegenwärtige Ministerpräsident ein erst naturalisierter Franzose ist, der sich seine Weisungen im deutsch-französischen Marokkohandel aus Paris holte? Frankreich hat Belgien oft genug gebrandschatzt, fraglos die Blüte der flandrischen Städte mitgebrochen, schließlich um die Wende des 18. Jahrhunderts das Land einfach besetzt. Trotzdem französiert die eigne Regierung diese Beute französischer Raubsucht und zieht die Bande mit dem gefährlichen Nachbarland immer enger. Der Adel verschwägert sich vorzüglich mit dem etwas wurmstichigen Frankreichs, dem das Geld des belgischen Industrielandes nicht unangenehm ist. Vlämische Literaten bevölkern Paris und bilden die Drahtzieher für die Brüsseler Schriftsteller. Das Land verfällt daher kulturell völlig dem französischen Banne, dem die politische Aneignung folgen muß, die allein das deutsche Mutterland bisher wie 1830 verhindert hat. Der belgische Kongo würde das gleiche Schicksal teilen, weshalb im gegenwärtigen Marokkoabkommen mit Deutschland Frankreich ängstlich bemüht ist, ersterem keine Grenze mit dem belgischen Kongo zu gewähren.

Das selbstmörderische Verhalten Belgiens wäre unverständlich, wenn es nicht echt deutsch-sonderbündlerisch wäre. Allein der feste Anschluß, unbeschadet seiner völligen Unabhängigkeit, in Bundesstaatsform an das deutsche Hinterland, von dem es lebt, kann Belgien vor der französischen Auffaugung retten. Im vlämischen Komen, natürlich Comines genannt, heißen zwei Straßen rue de la République und rue Carnot, als ob wir uns auf dem Gebiet des französischen Freistaats befänden. Alle Straßennamen und Schilder sind französisch, und trotzdem fließt kein Tropfen französischen Bluts in den Adern seiner Bewohner. Freilich gehen

sie auf Arbeit in die Umgebung von Ryssel, das eben jetzt Lille heißt. In einer von der Gemeindeverwaltung von Doornick (Tournai) natürlich französisch herausgegebenen Ortsbeschreibung dieser von den Resten edelster deutscher Bauweisen erfüllten vlämischen Stadt heißt es von der Wiedereroberung im Jahre 1513 durch den rechtmäßigen Gebieter, den Kaiser Max, daß sie eine harte Probe für die Doornicker gewesen sei, die 325 Jahre loyale Franzosen gewesen wären, weil gelegentlich Frankreich friedensbrecherisch die Stadt besetzt hatte und die burgundische Herrschaft bezeichnenderweise als französische angesehen wird. Im eigenen Lebensinteresse dürfen wir den Abfall von 7½ Millionen Belgiern deutsch-fränkischen Geblüts zur Stärkung Frankreichs nicht dulden und müssen unsererseits auch endlich diplomatisch die vlämische Bewegung unterstützen, die diese Abhängigkeit von Frankreich nicht mehr ertragen will. Aber auch die schon politisch französisch gewordenen Landstriche der Süd-Niederlande müssen ihrem Volkstum wiedergewonnen werden.

Belgien hat vorigen Sommer fraglos seine Neutralität gebrochen. Die englische Presse hat nicht geleugnet, daß eine Landung Englands in Ostende, Seebrügge und Antwerpen geplant war, die freilich damit geendet haben würde, daß kein englisches Heer, wohl aber englische Generäle belgischen Boden betreten haben würden, um das belgische Heer gegen Deutschland zu führen. Der gedachte belgische Ministerpräsident hat sich harmloser- oder dreisterweise dazu in Paris von seinen französischen Amtsgenossen während der kritischen Tage die Weisung geholt. Hierauf rüstete Belgien, obwohl nicht der geringste Anlaß vorlag, anzunehmen, daß Deutschland die Neutralität verletzen würde. Wir dürfen eine derartige deutschfeindliche Haltung eines niederdeutschen Staates und altdeutschen Außenlandes künftig nicht mehr dulden und müssen eine bestimmte Gewähr dafür verlangen, daß Belgien sich nicht nur neutral verhält, sondern auch nicht vergißt, daß es eine Tochter des großen deutschen Mutterlandes ist, wie es ja tatsächlich wirtschaftlich von ihm als Hinterland gänzlich abhängig ist. Lediglich die sogenannte kulturelle französische Durchseuchung Belgiens haben die einst so stolzen südlichen Niederlande unter das geistige und politische Joch Frankreichs gebeugt. Die ruhmvollste Erinnerung des Landes ist die Sporenschlacht bei Kortryk (Courtray), wo die Blüte der französischen Ritterschaft den Beilen und Fäusten niederdeutscher Handwerker und Bauern erlag. Ihre Nachfahren sind unbesiegt bedingungslos Frankreich ergeben und verleugnen ihre deutsche Abkunft. Die diplomatische Schwäche des Deutschen Reiches hat freilich dem französischen Vordringen erheblichen Vorschub geleistet, und nur eine kräftige deutsche Politik kann Wandel in den verfahrenen Verhältnissen Belgiens schaffen. Belgien soll sich aber nicht darüber täuschen, daß es in einem künftigen Kriege, wenn es die französische Partei ergreift, als zu eroberndes Land behandelt werden muß. Frankreich würde es sich rücksichtslos einverleiben, während Deutschland ihm stets die innere Selbständigkeit lassen wird. Es liegt im eigensten Interesse Belgiens, rechtzeitig Schutz beim deutschen Mutterlande unbeschadet seiner großen Kongokolonie zu suchen, sonst könnte es leicht in die Lage kommen, wider Willen ein bloßes Reichsland zu werden. Im Falle der deutschen Niederlage wird es rettungslos dem Schicksal der bereits ab-

gerissenen niederdeutschen Stücke folgen, die jetzt Frankreichs blühendste und gewerblichste Landschaften darstellen. Das amtliche Deutschland hätte längst unverblümt diese Warnung aussprechen müssen; auch hier hat unsere Diplomatie gänzlich versagt. Weder das Auswärtige Amt noch die Kaiserliche Gesandtschaft in Belgien haben jemals die unzweideutige Sprache des stammesgleichen Nachbarn geführt, der die fortschreitende Verwelschung dieses deutschen Außenlandes nicht mehr dulden will.

Schließlich sei daran erinnert, daß am 15. Dezember 1795 der Pariser Konvent beim Einbruche der Franzosen beschloß, alles Eigentum des Staates, der Gemeinden und Körperschaften, also auch frommer Stiftungen, der österreichischen Niederlande unter französischen Schutz zu stellen, d. h. zu rauben, wie Alexander v. Peez in seinem hinterlassenen genialen Werke (Alexander v. Peez und Dehn, Englands Vorherrschaft. Aus der Zeit der Kontinentalsperre. Leipzig 1912) treffend bemerkt. Der ersten Gewalttat folgte die Schutzlosigkeit auch des Privateigentums, Beschlagnahme lediglich zur Auspressung des unglücklichen Landes. Entrüstet verwahrte sich der Rat von Brüssel durch den Mund seines Vorsitzenden Dotronge: „Wie kann man uns zu einem freien Volke erklären und uns in demselben Augenblicke die Freiheit rauben!" Der Provinzialrat des wallonischen Hennegaues erklärte zu spät: „Ihr beschlagnahmt wie das Staats-, so das Privatvermögen. Das haben unsere vorigen Gewaltherrscher selbst damals nicht gewagt, als sie uns für Rebellen erklärten, und Ihr sagt, Ihr brächtet uns die Freiheit." Aber diese geschichtlichen Tatsachen haben die gleichen Französlinge des Hennegaues anscheinend vergessen, so daß es gut ist, sie ihnen wieder ins Gedächtnis zu rufen. Antwerpen, das einst Karl V. trotzte, grollte vergeblich, und sein Bürgermeister klagte: „Jedes freie Volk gibt sich selbst Gesetze, empfängt sie nicht von einem andern." Dies sind Belgiens wiederholte Aussichten bei der weiteren Französelei, wenn nicht das deutsche Schwert seine verblendete und entfremdete Tochter schirmt. Freilich ist das neue kleindeutsche Reich nicht mehr der morsche Leichnam des alten Reiches, mag seine Staatskunst auch gegenwärtig die erforderliche Tatkraft und Voraussicht vermissen lassen. Aber auch wir befinden uns politisch im Abstieg, während Frankreich uns fraglos kolonial geschlagen hat.



Das weiße Haus · Von Bruno Götz

Mein weißes Haus umschreiten dunkle Tannen,
Wild überwachsen birgt sich scheu der Pfad..
Mein weißes Haus umspielen helle Bäche —
Tief unter Büschen flüchten sie ins Dunkel.
Ein Feuer brennt auf dem verlaßnen Herde —
Ich schützte es mit zauberstarken Kreisen.
Mein weißes Haus ist ferne.





Der von der Vogelweide

Roman von Franz Karl Ginzkey

(Fortsetzung)

26.

Des Burggrafen nächste Talfahrt galt nunmehr dem Zanter. Der junge Leuthold war es, der vor allem dazu gedrängt hatte.

Frau Uta war vor etlichen Tagen mit ihrem Gemahl, dem Hofstaat und dem Ingesinde in den Vintschgau heimgereist, und auch Herr Gerhard Atze und der junge Ulrich von Lichtenstein schieden solcherart in ihrem Gefolge von Branzoll und Säben. Herrn Walter ermahnte Frau Uta, in Bälde ihr Gast auf Schloß Tirol zu sein.

Herrn Atze war der Abschied nicht schwer gefallen. Er schoß noch einen giftigen Blick auf Herrn Walter, ließ etliche Verdächtigungen und „Mutmaßungen" über allerlei aufgespürte Herzensangelegenheiten nach edler Merker-Art zurück und machte sich aus dem Staube. Herr Walter aber betete im stillen, die böse Hofschranze möge ihm niemals wieder begegnen.

Es war ein eigenes Verhängnis mit Atzen — das Schicksal trieb sie immer wieder zusammen. Der Atze war gleich ihm bei der Feier des Sängerkrieges auf des Thüringers Burg gewesen; er belästigte ihn am Hofe Dietrichs von Meißen; er hatte ihm jetzt im Eisacktal so manche Stunde verbittert, und gedachte nun, wie er verkündigte, beim gastlichen Herzog von Kärnten ein Weilchen herumzuschmarotzen. Das aber war Herrn Walter doppelt leide, weil er selbst auf seiner Fahrt nach Aglei durchs Pustertal und über Kärnten zu wandern gedachte und nun auch dort den leidigen Schwätzer und Verleumder gewärtigen konnte. Was aber wollte er dagegen tun? Vielleicht erschlug den Atze jemand bis dahin.

Der junge Ulrich von Lichtenstein aber hatte sich herzlich schwer von seinem Freunde Leuthold getrennt. Und ehe es noch ans Scheiden ging, vertraute er ihm ins Ohr, er stehe in den Diensten einer edlen, herrlichen Fraue, deren Namen und hohen Stand er allerdings nicht nennen dürfe, denn Verrat an seiner Dame zu üben sei untadeligem Ritter nicht gemäß, doch wolle er ihm erzählen, wie tief er die wonnereiche Herrin minne, und daß sie die hehrste aller Frauen sei, und daß er oft im Garten ihrer Burg die Fußtapfen küsse, die ihr kleines Füßchen in den tumben Sand getreten, und daß er im kommenden Jahre, wenn er das Schwert erhalte, ein Endchen ihrer Schleppe, das er ihr glücklich abgetreten, in seinen

Knappenschild einnähen werde, und wie hoch es ihn beglücke, ihr Blumen zu bringen und zu denken, daß ihre weiße Hand sie dort berühre, wo er selbst sie gehalten, und daß — er zog geheimnisvoll eine große lederne Feldflasche hervor — noch ein Schlückchen süßesten Trankes aus ihrem Tafelbecken vorhanden sei, und daß er es in seiner Todesstunde trinken werde, die nicht mehr ferne sei, so er nicht balde der Herrin lichtes Antlitz wieder erschaue.

Leutholb machte große Augen und schüttelte den Lockenkopf in banger Verwunderung über den närrischen Freund.

— Und daß, fuhr dieser fort, sein Herr Vater in Steiermark gewaltig im Irrtum sei, wenn er glaube, er habe ihn, Ulrich, an den Hof nach Amras gegeben, damit er dort dem mächtigsten Herzog im Lande diene: er habe vielmehr sich selbst in den Dienst der allerschönsten Dame gewünscht, und sei daher nach Amras gegangen, und daß — —

„Aber dann ist ja Frau Beatrix, die Rose von Hochburgund, die Herrin deines Herzens!" unterbrach ihn Leutholb.

„Wer sagt das?" flammte Ulrich auf.

„Nun, das war doch nicht schwer zu erraten", lachte Leutholb.

Da fiel ihm der Lichtensteiner wie toll um den Hals und flehte ihn an, das zarte Geheimnis für sich zu behalten, und vertraute ihm zugleich, er habe seinem Vater Botschaft gesandt, er müsse ihn so bald als möglich nach Amras zurückkehren lassen, da er sich sonst in irgend eines Ritters Diensten als geringster Schildträger ins Heilige Land verdingen und nicht eher heimkehren wolle, bis er nicht zu Ehren der allersüßesten Frau hundert runde Heidenschädel glatt gespalten.

Leutholb erschauerte unter der Leidenschaft seines Freundes.

„Wie treu du deiner Herrin dienst!" sagte er bewundernd.

„Das muß man doch!" versetzte Ulrich. „Dienst du etwa keiner?"

„Nein — oder ja!" wich Leutholb errötend aus.

„Ist sie schön?" fragte Ulrich lauernd.

„Sie ist schöner, als je ein Mägdlein im Lande war."

„Oho!" rief Ulrich, und hob seinen Krähenspieß. „Du willst wohl sagen: außer m e i n e r Dame!"

„Nun ja," lachte Leutholb gutmütig, „also sagen wir: außer d e i n e r Dame." —

Nun aber war der Lichtensteiner fort, und Leutholb gab dem Vater so lange keine Ruhe, bis die Fahrt ins Grödenertal zum Zanter beschlossen ward. Auch diesmal saß ein stattliches Fähnlein in den Sätteln, der Burggraf, Gertrudis, Leutholb und Herr Walter und die üblichen Knappen. Und überdies hatten sich etliche Dienstleute des Villanderers angeschlossen, die dieser nach seiner Feste Wolkenstein beordert hatte.

Der Zanter besaß keine Burg, sein Wohnsitz konnte höchstens ein befestigter Hof genannt werden, aber die Lage des kleinen, wallumwehrten Hauses am Fuße ungeheurer Dolomitenfelsen, von Zirbelkiefern und Wachholderdickicht umdrängt, auf rauher, stürmischer Höhe, wo nur wenig Roggen und gerade noch die Gerste auf kümmerlichen Feldgebreiten wuchs, entsprach so recht dem Trotz und der Bergeseinsamkeit seines Gebieters. Es war ein Wunder zu nennen, daß Frau

Sit Alscham, die Blume aus dem Morgenlande, seit so vielen Jahren in dieser Alpenschauerlichkeit zu gedeihen vermochte. Doch waren Albertus Zant und seine heidnische Gattin nicht die einzig Sonderbaren in diesem Tal der Seltsamkeiten. Das ganze Bauernvölkchen, das hier festgenistet saß, war eigentlich fremd seit uralten Zeiten, es hatte eine besondere Sprache, die kein anderer weit und breit verstand, und es ging die Sage, sie seien die schwarzäugigen Nachkommen römischer Ansiedler, die vor tausend Jahren und noch früher hier der bitteren Erde die ersten Halme abgerungen.

Hier hauste nun Albertus Zant, unter Fremden selbst ein Fremder, doch waren die wenigen Knechte und Mägde, die er benötigte, Deutsche aus den nördlichen Ländern, worin er dem Bischof von Trient gleichtat, der immer wieder deutsches Blut und deutschen Fleiß herbeirief, um die unermeßlichen Wälder zu roden und den Boden zur wahren Gedeihlichkeit zu segnen.

Ein Tischlein war vor dem Hause gerichtet, mit Kieferzweiglein umkränzt, dort hieß der Zanter seine Gäste willkommen. Bei Birnenmost, mit Honig und Gewürz gemildert, bei kaltem Wildpret und allerlei morgenländischen Süßigkeiten, die Frau Sit Alscham gar zierlich und schmackhaft zu bereiten verstand, ward nun ein Stündlein verplaudert, wobei zwischen Herrn Purchardt und dem Zanter von alten gemeinsamen Kriegsfahrten viel die Rede ging.

Sie hatten in den grausamen Tagen der Kreuzzugsschande gegen das arme Byzanz auf dem gleichen Belagerungsturme gefochten und waren gemeinsam in die Stadt gedrungen, doch hatte in den Rausch ihrer reinen Siegerfreude gar bald unsäglicher Ekel gespien vor dem höllischen Treiben ihrer eigenen Genossen, die im Namen des Heilands, als Christen gegen Christen ärger gewütet hatten, als Pest und Brand und grinsender Tod.

„Am tiefsten schmerzte mich,“ sagte der Zanter, „daß diese mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes geschmückten Ritter nicht nur den Leib und das Eigentum ihrer wehrlosen Opfer schändeten — sie gaben sich auch gewaltige Mühe, die Seelen der Ärmsten mit dem Schmutz des Spottes zu quälen, auf daß ihr Elend ein doppeltes würde, nach außen und innen. Entsinnt Ihr Euch, vieledler Herr, der kläglichen Maskerade, die von vielen Rittern und Pilgern am dritten Tage durch die Straßen der brennenden Stadt begangen wurde? Sie hatten sich die geraubten Amtskleider der hohen Beamten des griechischen Kaisertums ums Panzerhemd getan und trugen mit spöttischen Gesten die Schreibrohre, Tintenfässer und Pergamentblätter umher, die sie in den Kanzleien gefunden hatten, und nötigten nun die Männer in den Gassen, ihre Namen aufs Pergament zu schreiben, wobei sie jeden, der es konnte, mit Hohngelächter begrüßten, und mit unflätigen Worten die Griechen als ein Volk der schwächlichen Schreiber verwünschten und verspotteten.“

„Ich sah es“, sagte Herr Purchardt. „Sie hatten ihre Rosse mit den Kleidungsstücken byzantinischer Frauen behängt und ihnen die leinenen Mützen der Männer aufgesetzt. Auch hatten manche von ihnen Buhldirnen vor sich auf dem Sattel, gehüllt in die kostbaren Gewänder edler griechischer Damen, denen sie gestohlen worden.“

„Und all diese Männer waren ausgezogen, fürs Heil ihrer Seele zu streiten", nickte der Zanter. „Was war ihnen heilig in jenen Tagen? Die meisten von ihnen dachten an nichts als Mord und Schändung, Fraß und Raub, und wir Wenigen standen ratlos da, ein ärmliches Häuflein Entsager und Mahner in tosender Hölle, Wirbelblätter im Sturm. Und auch der geistlichen Fürsten Beschwörung verhallte nutzlos in den Wind, denn manche unserer lieben Bischöfe gingen ja selbst auf Raub aus, wenn es auch ein ‚heiliger Raub' war, wie sie ihn nannten. Gedenkt Ihr noch des dicken Bischofs Werner von Troyes, der des Apostels Philippus ganzes Haupt erbeutete? Und brachte Herr Heinrich von Ulmen nicht einen Zahn Johannes des Täufers mit? Und Bischof Konrad von Halberstadt ein Fleischstück vom Leib des Apostels Paulus? Und wem wurden, frage ich, diese Heiligtümer entführt? Nicht etwa ruchlosen Heiden, o nein, sie wurden christlichen Brüdern geraubt, Christen, die dem Heiland die herrlichsten Kirchen auf Erden erbaut hatten, Christen, die des Kreuzes erhöhende Macht vor barbarischen Slaven und Türkenscharen behaupteten, Christen, deren einziges Verbrechen es war, einen anderen Oberhirten zu haben als den Bischof von Rom! O, wie sollte da nicht tief ergrimmen, wer aus gerechtem Herzen solchen Zwiespalt bedachte? Doch kommt Vergeltung für alles, sag' ich Euch! Mir gehen die spöttischen Worte des Sultans Saladin, des weisesten aller Heiden, nicht aus dem Sinn. Ich sagte ihm eines Tages in trotziger Verwegenheit, als er in Zeltes Kühle mit mir sich besprach, ich sagte ihm, wir Kreuzfahrer gedächten Byzanz zu erobern, es wäre ein brauchbarer Ruhepfühl auf dem Wege ins Heilige Land. Da lächelte der Sultan und meinte: Dann tut es bald, wir sehen es gern, denn ihr tut es für uns! Ich werde diese Worte nie vergessen, und sage Euch, vieledler Herr, der Sultan wußte, was er sprach. Der Tag ist nicht mehr fern, da des Halbmonds Hohn sich brüsten wird auf der sanften Kuppel der Sophia!"

Herr Purchardt verharrte eine Zeit in nachdenklichem Schweigen. Dann seufzte er: „So sehen wir Zwiespalt überall!"

„Gewiß", versetzte der Zanter. „So sehen wir Zwiespalt überall! Habt nicht auch Ihr, Herr Walter, einst ein Lied gesungen, worin Ihr sagtet, daß Haß und Neid überall auf Erden zuhause seien, jedoch am allermeisten bei den Menschen?

Ich hört' ein Wasser rinnen
Und sah die Fische drinnen,
Ich merkt' auf alles in der Welt:
Rohr, Gras und Laub und Wald und Feld,
Was kriechet und was flieget
Und Beine zur Erde bieget,
Das sah ich, und ich sag' euch das:
Nicht eins davon lebt ohne Haß."

„Mich wundert," fuhr der Zanter fort, „daß noch niemals ein Prophet erstand, den einzigen Glauben zu predigen, der die Menschen solcherart vereinigen würde, daß keinerlei Zwiespalt mehr die Seelen vergiftete."

„Welchen Glauben meint Ihr?" fragten die andern.

„Ich meine die Stille," versetzte der Zanter, „doch thront sie nur auf den höchsten Bergen, wo nichts Lebendiges mehr gedeiht."

Da ward ein Schweigen für geraume Weile. Und übermächtig überkam nun alle die wilderhabene Schönheit dieses trotzig einsamen Erdenwinkels. In majestätischen Massen rückten die Felsenkolosse in der Klarheit des Abends immer enger zusammen, als wollten sie dem Frieden des Tales als schirmende Wächter näher sein. Vogelgezwitscher regte sich, wie ängstlich fragend und bang vor dem sinkenden Licht. Der Höhenwind kam dahergesprungen und pfiff einen kühnen Choral durch die Nadeln der Zirbelkiefern. Dann schwang er sich wieder empor und zog des Tages letzte Dünste von klar kristallenen Fernen, auf daß das Märchen Abendröte sich entschleiere.

„Ich will euch einen Pfeilschuß talwärts auf offene Matten führen," sagte der Zanter, „dort sehen wir unser Land in unbegrenzten Abendweiten."

„Wo mag nur Leutholb sein?" fragte der Burggraf.

„Er hat sich unserer kleinen Fatme angeschlossen", lächelte der Zanter. „Sie wissen zwar nichts mitsammen zu sprechen, denn noch versteht die Kleine kein Wörtlein deutsch, doch scheint die liebe Jugend sich doch verständigt zu haben. Wir haben das Mädchen lieb gewonnen in dieser kurzen Zeit. Sie ist wohl noch sehr scheu gegen mich und die andern Männer, aber meinem Weibe von Herzen ergeben."

Die kleine Gesellschaft folgte dem Zanter durchs Buschwerk des Grabens und gelangte durch ein heimliches Pförtchen ins Freie. Nun ging es zwischen Kieferbeständen ein Weilchen talwärts, worauf der Blick sich wunderbar der purpurnen Felsenwelt erschloß.

Doch bot sich ihnen noch ein anderes Schauspiel wenige Schritte vor ihnen auf grüngoldener Matte.

Da saß die kleine Fatme im Abendrot, einen Kranz aus schimmerndem Edelweiß auf den nachtschwarzen Locken. Sie hielt die Händchen im Schoße und schaute sehr vergnügt.

Vor ihr aber kniete der Knabe Leutholb und starrte, die Hand auf dem Herzen, verklärt in ihr blasses Gesichtchen und rief:

„O wohlgeblühtes Maienreis!"
Und gab ihr einen Kuß.
„O schimmernde Lilie im Morgentau!"
Und gab ihr einen Kuß.
„O blühende Rose, gewachsen sonder Dorn!"
Und gab ihr einen Kuß.
„O meines Herzens Osterspiel!"
Und gab ihr einen Kuß.

Und Leutholb wäre kein Dichter gewesen, wenn er solcherart nicht mit fröhlicher Leichtigkeit fortgefahren wäre, jeden neuen Einfall sich selbst mit einem Küßchen belohnend:

„O meines Herzens Freudensaal! O Bürde meiner Seligkeit! O falkenschlanker Trautgesell! O wunderheller Morgenstern! O meiner Seele Harfen-

klang! O meiner Augen Spiegelglas! O Friedensschild vor Ungemach! O allersüßester Mandelkern!"

Die kleine Sarazenin aber saß, obgleich sie kein Wörtchen davon verstand, mit glücklichem Lächeln da und ließ sich die eifrige Huldigung des hübschen, vornehmen Jungen wohl gefallen.

„Leuthold!" rief Herr Purchardt ergrimmt, als er endlich wieder Luft bekam.

Der junge Troubadour schoß jählings in die Höhe, doch wußte er sich sofort in wackerer Knappenart zu fassen und stellte sich allsogleich trutzig vor seine Dame hin, als gelte es nunmehr, ihr Leben zu verteidigen.

Die kleine Fatme aber verbarg das glühende Gesichtchen in den Händen und rührte sich nicht.

Frau Sit Alscham erfaßte die Tiefbeschämte an der Hand und führte sie mit sich. Doch konnte die gute Dame ein Lächeln stiller Ergötzung nicht unterdrücken.

„Es ist ein Spiel", sagte der Zanter begütigend.

„Es ist ein Spiel und auch wieder nicht!" polterte Herr Purchardt. „Nun seh' ich, Leuthold, daß es Zeit ist, daß dich strengere Zucht umfängt. Noch heute sende ich Botschaft nach Amras. Dort wird Herr Förtsch von Thurnau dich ein Jährchen behüten und dich lehren, wo Maße und Gezogenheit beginnt."

Nun kehrten sie alle zum Hause des Zanter zurück.

Herr Walter ging schweigend neben Gertrudis. Auch sie hatte anfangs zu Leutholds Torheit gelächelt und war nun ernster geworden. Sie trug das feine Haupt wie von leiser Sorge gebeugt, und ihr süßes Antlitz war blasser als sonst.

„So geht es," hörten die beiden Herrn Purchardt sagen, „so geht es, wenn man seine Kinder aus den Augen läßt. Ihr müßt die kleine Vagantin besser bewachen, Albertus Zant! Ich fürchte, sie hat von den Fahrenden mancherlei gelernt, besonders die Kunst, nach Höherem zu langen, als ihr zukommt. Man fährt nicht ungestraft die Länder auf und ab, und es bleibt vom Staub der Straße manches haften. Das eine aber weiß ich — Leuthold muß mir fort. Auch muß es mit des Minnesangs Getändel ein Ende haben; die Zeiten sind ernst, und mit Harfengezupfe beherrscht man den Trotz der Hörigen nicht!"

Der Zanter schwieg betroffen. Er hatte seinen Gast zu schonen. Doch hoffte er, daß auch sein Schweigen verstanden werde.

Es dunkelte bereits, als die Heimfahrt angetreten wurde. Die Nacht war mondleer, aber sternenhell, doch hatten es die Pferde auf dem steinigen Bergweg nicht leicht. Es fiel nur hin und wieder ein einzelnes Wort, und Herrn Purchardts Mißstimmung und Leutholds Niedergeschlagenheit taten das übrige. Gertrudis ritt mit dem Vater, weil er es so wünschte.

So kam es, daß Herr Walter dem lieben Mädchen nichts von seinem seltsamen Traum erzählen konnte. Und er hätte es doch so gerne getan.

*

27.

Aus Bozen waren zwei vornehme Bürger in geschäftlichen Angelegenheiten nach Klausen gekommen, Herr Dietlinus von Vintler und Herr Jaudes de Bozano. Der Burggraf gab den beiden, ihrem großen Einfluß in der Handelsstadt und ihrer edlen Abstammung gemäß, ein Gastmahl auf Branzoll.

Das Gespräch an der Tafel ging von den Handelssorgen bald aufs Allgemeine über, man fragte gemeinsamen Bekannten nach und nahm von diesem ein Stückchen weg und legte jenem ein Endchen zu.

Und als das eigentliche Mahl vorüber, die Herren Brot und Käse zum Nachtisch genossen und dem edlen alten Wein sich wohlig hingaben, lud Gertrudis Herrn Walter ein, mit ihr im Erker ein Stündchen im Schach zu verspielen.

Es spann eine milde herbstliche Sonne dort in der Erkerecke, und frühgerötetes Laub des wilden Weins umrahmte das schmale Fenster mit wehmutsvollem Farbgetön. Das gar liebevoll und kunstreich aus Elfenbein und Ebenholz geschnitzte „Schachzabelgestein", in weiser Stellung um die Königspaare geschart, begann nunmehr den nachdenklichsten aller Kriege.

Gertrudis hatte sich Schwarz gelost. Um so heller war das Leuchten ihrer schlanken Finger inmitten ihrer Getreuen aus Ebenholz.

Doch war es ein Glück, daß niemand das Spiel belauschte. Denn seltsam abenteuerliche Züge vollführte die bäuerliche Schar der Wenden, und Ritter und Kurier gebärdeten sich wie toll. Auf diesen vierundsechzig Feldern nüchternster Berechnung stand heute nur allzudeutlich Verwirrung und liebliche Torheit geschrieben.

Gertrudis schwieg und Herr Walter schwieg. So trennte die beiden kein unzureichendes Wort.

Vom Nebentisch aber drängte sich das frohe Gelächter der Tischgesellschaft herzu. Herr Dietlinus von Vintler war ein flotter Erzähler. Er hatte viel gesehen, besaß einen guten Humor und ein Tröpflein Bosheit darin, womit er überall willkommen war.

Nun kreuzte eben seine Betrachtung um die beiden ehrwürdigen, voneinander so verschiedenen Bischofsgestalten, Herrn Konrad von Rodank und Herrn Friedrich von Wanga. Gerade hier, zu Füßen dieses gastlichen Schlosses, meinte Herr Dietlinus, der gern auch ein wenig das Weltgeschichtliche anpumpte, rausche das unscheinbare Thinnebächlein ein uraltes Menschheitslied vom Hüben und Drüben. Hier hätten schon vor tausend Jahren die kaiserlich römischen Legionäre auf die rätischen Grenzsoldaten hinübergespuckt, was später wieder durch die Leute aus dem Gaue Norital denen aus der Bozener Grafschaft vergolten wurde, wogegen nunmehr unter der Krummstäbe friedlich-sittlicher Herrschaft das Spucken aufgehört und ein nützlicher Handels- und Gewerksverkehr sich segensreich entfaltet hätte.

Nach dieser bildreichen Betrachtung gedachte Herr Dietlinus der Leutseligkeit, aber auch der Neugierde des Brixnerischen Bischofs, wobei er die Kunde nicht verschweigen konnte, daß der biedere Kirchenfürst sich gerne bei den Zollbeamten an der Klausener Brücke aufhalte und den des Weges ziehenden Kaufleuten oft den Zoll zu erlassen pflege, im Falle sie eine spannende Neuigkeit oder ein leckeres

Anekdötchen zu berichten wüßten. Das sei nun schon in Bozen bekannt geworden und es versorge sich nunmehr jeder Kaufmann, der über den Brenner wolle, unter anderem auch mit einer tüchtigen Ladung anzüglich heiterer Histörchen, so daß sich bereits eine kleine Industrie in diesen Artikeln im fröhlichen Bozen gebildet habe.

Allsogleich ging Herr Dietlinus hierauf dem nachbarlichen Kirchenherrn zu Leibe, Herrn Friedrich dem Gestrengen, wie er vom Brenner bis an den Gardsee genannt wurde. Da wußte er wieder eine andere geheimnisvolle Begebenheit aufzutischen, die sich vor etlichen Jahren bei einem kleinen Turniere zu Trient zugetragen.

„Ihr entsinnt euch, edle Herren, der Enzyklika aus Rom, wonach jeden Ritter der Bannfluch treffe, der noch fernerhin an einem Turniere teilnehme."

„Bei des Teufels Klumpfuß," wetterte Herr Purchardt, „und ob ich mich entsinne! Es mag vor etwa zehn Jahren gewesen sein. Wir Ritter am Eisack trauten unsern Ohren nicht, als wir die schmähliche Botschaft erfuhren. Es sei nicht mehr christlich, hieß es, reckenhafte Mannheit im Speergekrach zu erproben! Daß doch des Pfaffen Nase überall dabei sein muß! Wer soll das Land beschützen, wenn die Feinde nah'n? Wird der Papst uns etwa helfen? Er lasse die Ritterfäuste wachsen, wie es Gott gefällt! Es scheint mir im übrigen ehrenreicher, den Balmung sausen als die Zunge schnellen zu lassen! — — Aber erzählt, erzählt!"

Herr Dietlinus sah einen Augenblick etwas nachdenklich vor sich hin. Dann aber fuhr er fort:

„Ihr wißt ja, daß man die Drohung nicht allzu ernst nahm, es wurde ja trotz alledem fleißig getjostet und turniert. Und selbst Herr Bischof von Wanga drückte nicht nur e i n Auge zu, sondern pflegte mit dem a n d e r n, wie man sich zu Trient erzählte, die ritterlichen Spiele selbst nicht ungern aus geheimer Loge zu betrachten. Nun geschah es vor einiger Zeit, daß man wieder ein kleines ritterliches Stechen zwischen den Herren vom Etschtal und jenen vom Gardsee veranstaltet hatte. Die Preise bestanden in einem Habicht, zwei Windhunden und den Küssen der dreißig schönsten Mädchen. Die deutschen und die wälschen Ritter waren so ziemlich gleich an Zahl und einander auch sonst gewachsen, aber, weiß der Satan, unsere Leute hatten an diesem Tage kein Glück und schon hatte mancher edle sieggewohnte Herr, wie der von Eschenloh, von Firmian, von Sarntheim, den Sand geküßt, indes die Ritter aus dem Südland, besonders die von Riva, von Mori und Paò, euch unermüdlich Speer auf Speer verstachen, als wollten sie alle Wälder im Etschland zerstören. Schon stand die Sache für uns Deutsche schändlich schief, da sprengte ein fremder Ritter in unbekannter prächtiger Rüstung in den Ring, auf der Eisenhaube den flatternden Schleier seiner Dame und begann euch allsogleich auf seinem Pinzgauer in rasendem Anlauf die wälschen Herren Stück für Stück aus dem Sattel zu heben, als gälte es Kinder aufs Töpfchen zu setzen. Und nicht eher hielt er im Wüten inne, bis die Ritter aus dem Süden sich allesamt unter ihre Rösser verkrochen, worauf der gespenstige Reiter sich unverzüglich zur Damentribüne begab, seine Lanze vor den Schönen tief verneigte und, ohne weiter nach dem Habicht, den Windhunden und den dreißig Küssen zu fragen, zum Tor hinausstob und verschwand. Und nun zerbrach sich alle Welt unter Staunen und

Gelächter den Kopf, wer dieser unbotmäßige, alle Regeln des Turniers so grimmig mißachtende Feuerreiter gewesen sein mochte. Man wäre aber kaum jemals auf die rechte Spur gekommen, wenn der Damen unfehlbarer Blick nicht an einer aus ihrem Kreise ein seltsam tiefes Erröten wahrgenommen hätte. Das war aber keine Geringere als die schöne Boznerin Leutgardis von Hurlach, von der die Sage raunte, es verbände sie mehr als gemeinsame Andacht mit dem kühnen, streitbaren Bischof von Trient. Nun, was sagt ihr dazu?"

Herr Dietlinus schaute triumphierend um sich und freute sich seiner Wirkung.

Auch um Gertrudis Lippen huschte ein flüchtiges Lächeln. „Leutgardis von Hurlach", flüsterte sie. „Ich sah die schöne Bürgerin am festlichen Tage zu Lengmoos auf dem Ritten, als Bischof Friedrich die Pfarre des Kreuzherrnhospitals inkorporierte. Man erzählte sich schon damals, was Herr Dietlinus eben behauptete. Aber — was kümmert uns das?"

„Gewiß, es kümmert uns nicht", versetzte Herr Walter leise. „Frau Minne, die Herzensjägerin, hat allerorten ihr Revier."

„Da wir aber schon beim Geistlichen sind," vernahmen die beiden aufs neue den unermüdlichen Dietlinus, „so will ich euch noch eine Märe berichten, die so recht die Tollheit dieser Welt beglaubigt. Sagt mir, vieledler Burggraf, was tätet Ihr, wenn Euer Söhnchen Leuthold eines Tages plötzlich sein schönes Gewand mit dem schmutzigen Kittel eines Bettlers vertauschte und diesergestalt durch die Grafschaft zöge, im Namen des Heilands sein nacktes Leben von den milden Gaben Eurer Zinsleute und Hörigen fristend?"

„Beim Donner, stellt Ihr närrische Frage!" brauste Herr Purchardt auf. „Wenn so geschähe, wie Ihr schwätzt, dann setzte ich den Sohn, der solch unsägliche Schmach mir angetan, bei Brot und Wasser in des Berchfrits tiefste Tiefen und ließe ihn alldort den Ratten predigen, bis sein Geist sich wieder gelichtet!"

„Nun, seht Ihr," schmunzelte Herr Dietlinus, „so ähnlich war der Vater, von dem ich Euch berichten will, mit seinem Sohne auch verfahren, doch hat es ihm wenig genützt. Vernehmt: mir lebt ein Handelsfreund in Umbrien, Herr Peter Bernardone, in aller Welt geschätzt als Tuchverkäufer, berühmt durch die Einfuhr seiner Stoffe aus Frankenland und auch ansonst ein tüchtiger und ehrenfester Mann. Er weilte vor etlichen Jahren in Bozen, um den Markt mit eigenen Augen zu prüfen und hatte seinen älteren Sohn bei sich, den er, aus Vorliebe für französisches Wesen, Franziskus nannte, obgleich er eigentlich Johannes hieß. Besagter Franziskus war ein sonderbarer Jüngling. Im Geschäfte durchaus gewandt und vielverheißend, war er anderseits von ungeheurem Leichtsinn und verschwendete das Gold in Strömen für Schmuck und Prunkgewänder und üppige Gastmahle. Zuzeiten aber geschah es wieder, daß er im tiefsten Mißmut, an sich selbst und aller Welt verzweifelnd, in den Kirchen kniete und den Priestern bei der Messe half. Ich machte mir meine Gedanken darüber, aber Herr Bernardone sagte: Laßt ihn! Er mag seine Jugend genießen, wie es ihm behagt; mein Reichtum gestattet ihm das! Und nun, vernehmt, was plötzlich sich begab: Der Jüngling Franziskus verschenkt eines Tages all sein Hab und Gut an die Armen seiner Vaterstadt Assisi und wirft sich selbst die Hülle eines Bettlers um und erklärt seinem Vater vor allem Volke: ihn habe die

Stimme des Herrn berufen, für alle Zeit bis an sein Ende der seligen Dame Armut zu dienen, mit allen Fiebern seiner Seele, wie nur je ein edler Ritter der Fraue seines Herzens gedient!"

Herr Walter horchte betroffen auf. Wie ward sie da genannt, die bittere Freundin von Anbeginn? Die selige Dame Armut? Was war das für ein seltener Mensch, der also sprechen konnte? Und doch — das Wort berührte ihn wunderlich im Innersten des Herzens.

„Man sagte mir," fuhr Herr Dietlinus fort, „daß Herr Bernardone und auch all die andern vor dieser Rede völlig verdonnert standen, denn sie glaubten, nun habe der junge Franziskus den Verstand verloren. Er nannte die Armut seine Gemahlin, die so reich und edel und schön sei, wie keine andere Dame je auf Erden gewesen. Auch meinte er, sie sei bis heute Witwe geblieben, denn ihr erster Gemahl sei ans Kreuz gestiegen und sie habe bisher keinem zweiten angehört. Herr Bernardone schäumte vor Wut. Er soll den mißratenen Sohn verflucht, geschlagen und schließlich unter hellem Gelächter des Volkes mit sich fortgeschleppt und ins finstere Verließ gesteckt haben, das sich unter der Treppe seines Hauses befand."

„Es war die höchste Zeit", brummte Herr Purchardt.

„Geduldet Euch, es kommt noch besser", lächelte Dietlinus. „Die eigene Mutter fühlte tiefes Mitleid mit dem Sohne, der keinerlei Klage vorbrachte und immer nur betete und mit seiner Finsternis zufrieden schien, und da öffnete sie ihm eines Tages, als Herr Bernardone gerade auf Reisen war, die Tür ins Freie und Franziskus entkam. Unterdessen aber hatte sich manches verändert: Das Volk begann für den sanften, mildtätigen Schwärmer, der für jeden ein freundliches Wort hatte, jeden Bettler küßte, jeden Aussätzigen pflegte, Gefallen zu finden, und bald schlossen sich andere, darunter auch reiche, vornehme und gelehrte Männer, dem Franziskus an und taten gleich ihm, verschenkten all ihre Güter und folgten ihm in tiefster Armut, wie einst die Jünger dem Herrn. Und allmählich sind es wirklich zwölf geworden, der heiligen Apostelzahl gemäß, und Franziskus nennt sie die Ritter seiner Tafelrunde, betet, hungert und friert mit ihnen in felsiger Einsamkeit und preist mit ihnen in schallenden Lobgesängen die selige Dame Armut!"

„Verrückte Leute sind es!" schrie ihm Herr Purchardt in die Rede. „Solches Unkraut wucherte zu allen Zeiten. Was täte diese apostolische Gesellschaft, wenn nicht mildtätige Hände sie fütterten? Unsinn! Die Armut eine Dame! Und eine schöne auch noch dazu! Hohohoho! Es ist zum Totlachen! Ihr wißt uns hübsche Dinge aufzutischen, Herr Dietlinus!"

„Es klingt wie ein Märlein", nickte Herr Walter vor sich hin. „Vielleicht das tiefste aller Märlein, geheimnisvoll und zwiegestaltig wie der Tod!"

Gertrudis aber starrte schweigend auf die blinkenden Felder des Schachs, wo längst alle Fehde in friedlicher Verwirrung entschlafen war.

Die Rede an der Tafel tobte immer ungebärdiger. Was das Wort nicht tat, das tat der Wein.

„Gertrudis!" sagte Herr Walter leise. „In wenigen Tagen zieht Leutholb fort. Dann kann auch meines Bleibens hier nicht länger sein. Doch bin ich nur scheinbar von dir getrennt. Die Augen des Herzens werden dich sehen zu jeder Zeit.

Ich werde wiederkommen, ein anderer, als ich bin. Mein Hoffen geht mit dem Staufer!"

„Die Augen des Herzens!" wiederholte Gertrudis verträumt und sah mit schmerzlichem Lächeln in den herbstlichen Abend hinaus. „Ihr habt meiner Mutter einst ein Lied gesungen, Herr Walter, das sprach von den Augen des Herzens. Es ist mir wohl bekannt."

Gertrudis lehnte das Haupt mit geschlossenen Lidern zurück und sagte still vor sich hin:

„Wüßt' ich, wer mir dieses Rätsel deute:
Lange Zeit sah sie mein Auge nicht.
Weilt des Herzens Aug' an ihrer Seite,
Daß ich immer schau' ihr Angesicht?
Ist ein Wunder hier geschehn?
Wer denn gab mir, ohne Augen
sie zu aller Zeit zu sehn?

Wollt ihr jetzo denn die Augen kennen,
Die sie sehen über Berg und Land?
Die Gedanken, die im Herzen brennen,
Sehen sie durch Mauer und durch Wand. —"

Sie erhob sich jählings und trat ans Fenster. Herr Walter mußte sich besinnen — fast hätte er im Augenblick die zärtliche Gestalt an sich gerissen, all dieser lärmenden Meute zum Trotz, die weltenfern von ihm und Getrudis ihr kläglich nüchternes Dasein schleppte, ob sie sich nun Vater, Freund oder Gast benannte.

Herr Walter trat ihr zur Seite und flüsterte: „Das Lied ist nicht zu Ende, Gertrudis! Es sagte wohl, was Minne vermag, nun will es sagen, was Minne sich ersehnt:

Würde jemals mir das Glück geschehen,
Daß sie ohne Augen säh' auch mich!
Will sie in Gedanken nur mich sehen,
Reich belohnet fühl' ich mich.
Meinen Willen lohne sie,
Biete selbst auch guten Willen,
meiner, ach, verläßt sie nie!"

Nun standen die beiden Schulter an Schulter, umsponnen vom Abglanz abendrötlicher Gipfel, das Lächeln der ewigen Berge vor sich und hinter sich die trübe Last des Menschentums.

Da hielt Herr Walter nicht länger zurück und erzählte Gertrudis seinen Traum. Vom Frühlingsreigen im Wienerwalde, von den seltsam schwebenden Gestalten, und daß er auch sie selbst gesehen und ihr goldenes Lachen gehört, und wie er später, versinkend in die endlosen Tiefen eines milden Augenpaars, die fernher zitternden Worte vernommen, die er niemals wieder vergessen könne: „Sei zart mit meines Kindes Seele, Walter".

Gertrudis lauschte mit gesenktem Haupt und nickte, als er zu Ende war, wehmütig lächelnd vor sich hin: „Nun ist es an der Zeit, dir auch das Letzte noch zu sagen,



Besigheim  A. Demarle

Walter! In meinem Gärtchen will ich es dir sagen. Und Leuthold wird dir Botschaft bringen, wann du kommen sollst."

Sie wandte sich in den Saal zurück und sah, daß auch die Gäste sich erhoben. Da streifte ihr Prunkärmel, als sie aus dem Erker trat, versehentlich über das Schachfeld hin und stürzte etliche Figuren um.

„Oho," rief Herr Dietlinus von Vintler, „das edle Fräulein pflegt das sanfteste aller Spiele so gewaltsam zu beendigen?"

„Ich hatte es bereits verloren!" lachte Gertrudis auf.

Herr Walter erschrak. Es lag ein rauher weher Ton im Lachen der Liebsten, den er noch niemals an ihr vernommen.

Seine Harfe klagte so, wenn inmitten eines Liedes eine Saite sprang.

28.

Schwere Heimsuchung war über Pater Heimo auf Branzoll hereingebrochen. Ein Wirbelsturm des Herbstes hatte ihm außer einer Handvoll welker Blätter auch ein Häuflein fahrender Scholaren zur Tür hereingeweht, die sich unwiderruflich, wie der Blitz ins Dach, bei ihm zu Gaste luden.

„Sei uns gegrüßt, o Bruder in Christo!" hatten sie geschrien und sich allsogleich, wie die Heuschreckenplage des Alten Testaments, an Küche und Keller festgesaugt, trutzig pochend auf ihr altes „Privilegium Scholastikum vom Reichstag auf den Ronkalischen Feldern" und auf das dreifache Gottesrecht des Hungernden, des Heimatlosen und — des geistlichen Kollegen. Letzteres war Herrn Pater Heimo wohl am unbequemsten. Aber ihr „Primas", wie sie den baumlangen schlotternden Führer nannten, behauptete immer wieder, mit Pater Heimo weiland auf der Stiftsschule zu Brixen gesessen zu sein, wessen sich dieser durchaus nicht entsinnen konnte. Doch der Primas ließ nicht locker und streichelte und küßte den alten Schulgenossen mit emsiger Zärtlichkeit, bis dieser sich ganz gebrochen in alles fügte. Ja, er eilte sogar schleunigst zu Herrn Purchardt, und bat ihn, die fahrenden Kleriker des Abends im Burghof bewirten zu können, wofür sie sich mit manchem Liede vom „Gotte Bacchus" bis zum „heiligen Epikur" erkenntlich zeigen wollten.

Nun brachte es aber der Zufall mit sich, daß gerade Herr Bischof Konrad auf Branzoll zugegen war. Der allzeit lebensfreudige Seelenhirt legte sofort ein gutes Wörtchen für die geistlichen Vaganten ein und versprach, in Vorahnung possierlicher Dinge, ein Fäßchen Frischgekelterten und etliche Fische mit zarten Gemüsen aus Pallaus, seinem Küchenmeierhof, beizusteuern. Dafür bedingte er sich, den vielversprechenden Schmaus aus angemessener Entfernung betrachten zu können.

Nun mußte der Burggraf wohl oder übel auch bei der Sache sein, obgleich er einen wilden Fluch auf die fahrenden „Lotterpfaffen" nur schwer unterdrücken konnte.

Am Abend spähte Herr Bischof Konrad aus einem Kemenatenfenster auf die seltsame Gesellschaft hinab, die sich eben mit viel Gelärm zu Tische drängte. An des Bischofs Seite weilte der Burggraf, Herr Heinrich von Gufidaun und Herr Walter; mit letzterem hatte er am heutigen Abend manch freundliches Wort gewechselt.

Des Bischofs Art, Herrn Walter zu behandeln, entsprach durchaus seinen sonstigen diplomatischen Gepflogenheiten, was Herr Walter wohl durchschaute. Er wußte, daß der sängerfreundliche Kirchenfürst seiner Lieder Kunst und Tiefe wohl zu schätzen wisse, aber der scharfe Wind, der aus seinen gepanzerten deutschen Weisen gegen Rom wehte, konnte dem friedensklugen Bischof nicht behagen. Ja, es hatte sogar den Anschein, als vermeide Herr Konrad am hellen Tage oder vor geistlichen Zeugen des Sängers gefährliche Nähe, obgleich er ihm im stillen zugetaner war, als er zeigen konnte.

Doch jetzt, im Dunkel der Fensternische, bedurfte es keinerlei politischer Um- und Vorsicht und der wohlgelaunte Bischof, der von Leutholds baldigem Abgang nach Amras gehört, und daraus auch auf Herrn Walters Abreise geschlossen hatte, welcher Vermutung der Burggraf keineswegs widersprach, trug ihm auf, dem großen und ehrenreichen Herrn Wolfger von Ellenbrechtskirchen, Patriarchen zu Aglei, seinen demutsvollen und brüderlichen Gruß in Christo zu überbringen.

Dann spähte er wieder in unverhohlener Neugier in den Hof hinab, wo eben Pater Heimo ums Wohl seiner Gäste besorgt war.

Ottogaiba, oberste Küchenmaid auf Burg Branzoll, erschien mit einer mächtigen Pfanne gebratener Fische und wurde mit Jubelgeheul begrüßt. Sie war ein großes ungeschlachtes Frauenzimmer, schon längst im Grauherbst ihres Lebens, doch mochte sie einst in ihrer Jugend nicht ohne Stattlichkeit gewesen sein.

„Beliebe es Euch, ehrwürdiger Herr, jene Magd zu gewahren!“ raunte Herr Purchardt dem schmunzelnden Bischof zu. „Sie dient mir am treuesten unter dem Hofgesinde und sorgte überdies des öfteren, aber meist ungewollt, für manche Heiterkeit auf Branzoll. Sie hat an Frömmigkeit nicht ihresgleichen, doch wird behauptet, sie benötige sie auch, denn das Heil ihrer Seele war, natürlich in ihren jüngeren Tagen, oft gar sehr gefährdet!“

„Ei, ei, wieso?“ begehrte Herr Konrad zu wissen.

„Ich wage es kaum, ehrwürdiger Herr, Euch dies ohne Sorge zu berichten,“ zögerte der Burggraf, „obgleich es Eurer Milde und weisen Einsicht stets beliebt, vieles zu belächeln und wenig zu verdammen!“

„Nur zu, nur zu!“ ermunterte der bischöfliche Herr.

„So sei es!“ entschuldigte sich Herr Purchardt. „Es war vor langen Jahren, zur Zeit, da Ihr, ehrwürdiger Herr, mir Pater Heimo als Kaplan empfahlet, als sich Jungfer Ottogaiba einer ganz besonderen Frömmigkeit befleißigte. Sie pflegte allmorgendlich bei Pater Heimo die Beichte abzulegen, worauf sie, wie Herr Heimo es damals in jugendlichem Eifer auf Branzoll übte, auch gleich die zugehörige Buße auf sich zu nehmen hatte, die meist in einer gelinden Kasteiung bestand, die der Pater mit eigener Hand im Burghof vorzunehmen pflegte. Es bot uns andern nun mancherlei Ergötzung, die büßende Jungfrau unter Pater Heimos Knute jeden Morgen im Hofe tanzen zu sehen, ein Schicksal, das sie sich selbst durch immer neue Sündigung bereitet zu haben schien. Noch höre ich des Paters zornige Rufe: O bestia bipedales! Bereust du auch wirklich aus weinendem Herzen, du wankelmütiges Weib? — Doch, wenn schon dies zur Fröhlichkeit auf Branzoll nicht wenig beitrug, wie sehr gewann das tägliche Schauspiel erst an besonderem Reiz, als

sich plötzlich die Kunde von Ohr zu Ohr verbreitete, Herr Pater Heimo sei bei dieser Kasteiung nicht minder der leidende Teil, denn auch ihn bedränge arge Seelenpein über der Jungfrau Sündigung, und die Streiche, so die büßende Magd empfange, seien zur Hälfte auch der eigenen Reinigung bestimmt. — Ich glaube, Ihr versteht mich, ehrwürdiger Herr?"

„Ich verstehe", schmunzelte der Bischof und warf einen forschenden Blick auf Herrn Walter, der es aber vorgezogen hatte, dem Flüstergespräch der beiden fernzubleiben. „Ich verstehe!" wiederholte er und dachte im stillen: Der Schlaukopf will mir bedeuten, daß Pater Heimos Anstellung als Burgkaplan nicht ohne Schwierigkeiten war.

„Doch schien des Paters Zorn auch sonst nicht unberechtigt," fuhr Herr Purchardt in guter Ruhe fort, „denn die Magd hatte wirklich des öftern den Teufel im Leibe. Das ärgste Evastückchen, so sie auf Einflüsterung der paradiesischen Schlange aufgeführt und wofür sie auch verdiente Strafe bei den Ratten im Berchfrit erlitt, beging sie gegen einen armen Pilgersmann, dem ich einst um Gotteslohn auf Branzoll zu nächtigen erlaubte. Der Pilgrim war auf seliger Heimkehr aus dem Heiligen Lande begriffen und hatte zum Zeichen seiner Erlösung eine Palme aus Abrahams Baumgarten in Jericho mitgebracht und trug auch vielerlei Muscheln und Seezeug an Hut und Mantel gar zierlich und erbaulich aufgenäht. Des Abends in der Gesindestube soll nun der Wallfahrer viel Verwunderliches an Abenteuern und Anfechtungen des bösen Geistes erzählt und dabei auch wohlgefällig vermerkt haben, daß er allen Versuchungen verliebter Weiblein aufs tapferste widerstanden und dadurch die Frucht seiner sündenlosen Meerfahrt aufs glücklichste heimwärts gerettet habe.

Kaum hatte dies das lauschende Satansweib vernommen, als auch schon verruchtes Ränkespiel in ihrer schwarzen Seele Platz griff. Sogleich begann sie dem bedauernswerten Pilgrim mit all dem höllischen Feuer zündelnder Evaskünste so fürchterlich zuzusetzen, daß dieser gar bald den Ernst seiner heiligen Sendung vergaß und am nächsten Morgen unter lautem Wehgeklage und Geschrei seine Palme fortwerfen und die Muscheln vom Rocke reißen mußte, denn es blieb ihm nun nichts übrig, als die heilige Reise von neuem zu beginnen. Die Ottogaiba aber soll die Muscheln mit viel Bedacht im Hofe gesammelt und sich ein hübsches Kästlein für ihr Bänderzeug daraus verfertigt haben."

Herr Bischof Konrad lachte sich Tränen aus dem Leibe. Da kam sie eben, von der die Rede ging, mit einer riesenhaften Schüssel voll dampfenden Gemüses aus der Küche gelaufen, wobei sich einer der Vaganten nicht enthalten konnte, der lebensspendenden Riesin zu Füßen zu fallen und mit ausgebreiteten Armen zu singen:

„Sie ist noch schöner, als Dido war,
Und schöner als Frau Helena,
Stellt schöner sich als Pallas dar
Und schöner als Frau Hekuba.
Sie ist selbst minniglicher als Frau Isabel
Und fröhlicher als Gaudile.
O meines Herzens keuscher Klee
Ist tugendhafter selbst als Baldine."

Doch sprang er allsogleich erschrocken auf und rieb sich unter dem Hohngelächter der übrigen die arg verbrühte Glatze — das Mägdlein Osmia hatte ihm in schnödem Unverstand das Übermaß ihrer heißen Brühe aufs geweihte Haupt gegossen.

Aber das half ihr wenig, denn schon sang ihr ein anderer zu:

„Nachtigall, sing einen Ton mit Sinne
Meiner hochgemuten Königinne.
Künd ihr, daß mein Herz beginne
Zu brennen sehr nach ihrer Minne.“

Ein Dritter aber rief sogleich:

„Nie hab' ich ein Weib erschaut,
Das mich seliger erbaut!
Preisen wir die Holde laut,
Denn sie bringt uns Sauerkraut.“

„Silentium!“ schrie ein Vierter,

„Brächt' sie nicht das Sauerkraut,
Non absque timore,
Wer begehrte sie zur Braut
Dulcis es cum ore?“

Da hieb der Primas mit Gekrache auf den Tisch und erbat sich Einsicht und Mäßigung. Und die wilden Gesellen gehorchten dem Führer ohne Widerrede. Sie setzten sich rund um den Tisch und langten begierig zu, im qualmenden Flackerlicht der Öllaternen wohl mehr ein betrübliches als ergötzliches Bild.

So dachte wenigstens Herr Walter, der das schlingende, schmatzende Häuflein nicht ohne Nachdenklichkeit betrachtete.

Da hockten sie, elf an der Zahl, in schmierige Wanderkutten gehüllt, mit hungrigen Augen der Speisung harrend, ein ungeduldiges Häuflein Gehrender, Schmarotzer im Hause des Herrn, Priester ohne Pfründe, Hirten ohne Herde, gejagt von den grimmigen Wölfen Hunger und Unrast, zwecklos gesalbte Opfer scholastischer Erziehung, Strandgut aller Disziplinen, Gaukler der Theologie, Ribalden des Priestertums, Geisterbanner und Kurpfuscher, Seelenretter und Hühnerdiebe — Männer, die einst in ihrer Jugend von fetten Pfarren und geistlichen Würden geträumt und nun als bettelnde Vaganten die Welt durchzogen, weil sich nirgends mehr ein Plätzchen für sie erübrigte, denn überreich war die Menschheit mit Priestern gesegnet.

Aber, ob man sie auch bedauern konnte, sie ließen selbst nicht locker und bissen mit blanken Zähnen ihr Stückchen Lebensbrot aus Gottes bunter Schöpfung heraus, so wie sie jetzt gleich hungernden Ottern des Bischofs leckere Fische verschlangen.

Wo aber blieb der Wein, der Wein, der Wein?

Sogleich war der unermüdliche Primas aufgesprungen und deklamierte ohne Zagen:

„Schickt uns der Bisch-
Of einen Fisch,
Sag' ich nicht Dank,
Fehlt uns der Trank!“

„Da hat man's!" meinte Herr Konrad und lachte.

Indessen schleppte der Kellermeister mit verschmitzter Miene eine riesenhafte Kanne herbei. Es mochte ihm wenig behagen, solch zweifelhaftes Volk um Christi willen zu bedienen, und da er im übrigen glaubte, das Schlechteste wäre für die Herrn Lotrici gerade gut genug, hatte er des Bischofs edlen Frischgekelterten für bessere Gäste bewahren wollen und ein schiefes Fäßchen Fehlgegorenen angezapft, von dem er nun ein verdächtiges Pröblein auf den Tisch stellte.

Aber da kam er gut an!

Der Primas hatte kaum davon gekostet, als auch schon die saure Flut in weitem Bogen über den Kopf des erschrockenen Kellermeisters hinwegfuhr. Hierauf aber brüllte er:

„Weiß auch der Bisch-
Of, welch Gemisch
Ihr mit Gestank
Gebt uns zum Trank?"

Da wußte der Kellermeister, daß er einen achtbaren Kenner vor sich habe und nun lief er unverweilt und brachte den Frischgekelterten. Damit war der Primas nunmehr zufrieden, denn er tat einen endlosen Zug und sagte dann, den Humpen absetzend:

„Käm' doch der Bisch-
Of an den Tisch,
Daß wir mit Sang
Preisen den Trank!"

„Ich werde mich hüten", meinte Herr Konrad.

„Nun aber auf zum Bacchusdienste!" rumorte unten der Primas.

„Wem bringen wir den ersten Schluck? Sagt an, ihr fahrenden Brüder, Goliarden und Eberdiner?"

„Er gilt dem Schutzpatron, dem heiligen Goliath!" riefen die andern.

Da setzten sie alle die Kannen an und summten hierauf wie mostberauschte Fliegen vor sich hin: „Lodircundeie, lodircundeie!"

„Wem bringen wir den zweiten Schluck, ihr fahrenden Gesellen, Goliarden und Eberdiner?"

„Er gilt dem Mann, der uns heute bewirtet! Tapferer ist er als Alexander, liebwerter als David, freigebiger als St. Martinus!"

„Lodircundeie, lodircundeie!"

„Wem bringen wir den dritten Schluck, ihr fahrenden Scholaren, Goliarden und Eberdiner?"

„Dieser sind viele! Lodircundeie, lodircundeie!"

„Also wollen wir ihrer gedenken! Wacht auf, ihr fernen Kumpane all!"

„Wo weilt Geselle Lasterbalg?"

„Ihn haben die Bauern beim Mägdlein erschlagen! Lodircundeie, lodircundeie!"

„Wo weilt Geselle Schandolf?"

„Man hat ihn erstochen beim Würfelspiel! Lodircundeie, lodircundeie!"



„Wo weilt Geselle Hagelstein?“

„Er baumelt im Walde bei Würzburg! Lodircundeie, lodircundeie!“

„Wo weilt Geselle Katzenpfot?“

„Er sitzt in der Zelle zu Heisterbach und betet für unser Seelen Heil! Lodircundeie, lodircundeie!“

„So sind sie fort, wie Spreu im Wind! Wem bringen wir den nächsten Schluck?“

„Er gilt dem heiligen Epikur!“

„Also laßt uns singen das Lied vom heiligen Epikuros! Doch halt, was seh' ich! Schämst du dich nicht, Geselle Feuerschlund? Was muß ich da gewahren? Dir hängt das Haupt trübselig aus dem Sack, wie krankem Rind die Zunge aus dem Maul. Was sinnest du, Geselle Haarspalterius, o nasenfeuchter Philosophenknabe? Du träumst noch von der Schulbank zu Parise? Sinnst nach, wie sich nomina und res zueinander verhalten und wie es genera und species dabei bekommt? Hältst du's mit Aristoteles oder Augustinus? O glaub mir, Geselle Feuerschlund, es ist am Ende doch alles Wurst! Nun laßt uns singen das Lied vom heiligen Epikuros!“

Da hoben sie die Humpen und begannen einen wilden Sang:

„Epikuros läßt sich hören:
Sollst den Bauch als Gott verehren!
Dann ist ruhig deine Seele,
Solchen Gott verlangt die Kehle,
Dessen Tempel ist die Küche
Voller göttlicher Gerüche.“

Herr Bischof Konrad bekreuzigte sich. Die Wildlinge trieben es ärger, als er vermutet hatte. Schon sammelte sich Gesinde im Hofe, umstand die tolle Gesellschaft im Kreise und freute sich des seltenen Schauspiels. Das schien Herrn Konrad keineswegs genehm.

Jetzt aber horchte er beruhigt auf. Nun stimmten die Lotrici eine ihrer kühnen lateinischen Weisen an, worin sie Meister waren und in aller Welt berühmt. Da blieb das Ärgernis, insofern es bevorstand, behutsam unter den Wissenden und wirkte nicht ins Volk, wohin es nicht gehörte.

Der Primas aber sang, seine Kanne schwingend, das hohe Lied vom weltumschlingenden bibunt omnes sine lege:

„Primo pro nummata vini,
Ex hac bibunt libertini:
semel bibunt pro captivis,
post hec bibunt ter pro vivis,
quater pro christianis cunctis,
quinquies pro fidelibus defunctis
sexies pro sororibus vanis,
septies pro militibus silvanis,
Octies pro fratribus perversis,
novis pro monachis dispersis,
decies pro navigantibus,
undecies pro discordantibus,
duodecies pro penitentibus,
tredecies pro iter agentibus.
Tam pro papa, quam pro rege
bibunt omnes sine lege.“

Kaum war der Primas also mit seinem Teil zu Ende, brach allsogleich der Chorus los mit Wirbelsturmsgewalt:

„Bibit hera, bibit herus,
bibit miles, bibit clerus,
bibit ille, bibit illa,
bibit servus cum ancilla,
bibit velox, bibit piger,
bibit albus, bibit niger,
bibit constans, bibit vagus,
bibit rudis, bibit magus,

Bibit pauper et egrotus,
bibit exul et ignotus,
bibit puer, bibit canus,
bibit presul et decanus,
bibit soror, bibit frater,
bibit anus, bibit mater,
bibit ista, bibit ille,
bibunt centum, bibunt mille."

Die Wirkung dieses weindurchtränkten, vom Menschheitsgejubel und Zecherverbrüderung durchbrausten Liedes, das einer der Vaganten auf der Fiedel mit Leidenschaft begleitete, war verwunderlich genug.

Das Dienervolk im Hofe hatte nämlich sogleich begonnen, die fremde, aber wohlgefällige Weise, von der es natürlich kein Wörtchen verstand, im Takte mit zu summen und zu brummen, worauf es nicht lange dauerte, bis sich Männlein und Weiblein im Reigen umschlangen und den Tisch der singenden Scholaren umschwirrten, wie trunkene Motten das Licht; Pärchen um Pärchen, der Roßwart mit der Dirn vom Stall, der Falkner mit der Stubenjungfer, der Fuhrknecht mit der Küchenmaid, so wie sich eben eins ins andere schicken wollte. Und als der Chorus zu Ende war, der Spielmann aber noch hurtig weiterfiedelte, als zapple er berauscht im Netz der eigenen Melodie, begannen auch die Fahrenden mit keckem Arm zu haschen, was etwa noch an unvertanzter Weiblichkeit in Hofes Dunkel sich befand, ganz unbekümmert, ob es um schmiegsame Jugend oder holpernde Matronen ging. Die Kutten flogen, die Fiedel schrie, die Weiblein quietschten und jubelten.

Nur der Primas tanzte nicht mit. Als blieb er seiner Würde auch im Rausche noch eingedenk, saß er allein und stolz wie ein König am Ende des Tisches und lallte, seine Kanne schwingend, ein altes gefährliches Sünderlied im Baßton vor sich hin:

„Ich war ein Kind, so wohlgetan,
virgo dum florebam,
Mit Freuden sah mich jedermann,
omnibus placebam.
Hoy et oe!
Maledicantur tilie
iuxta viam posite!"

Herr Bischof Konrad aber lehnte im Fenster und amüsierte sich königlich.

Doch stand seinem Wohlgefallen bald eine unerquickliche Trübung bevor, denn das ungebärdige Weinchen, das er gespendet, begnügte sich nicht damit, die dürstenden Kleriker mit geziemendem Frohsinn zu erfüllen, es weckte und entschleierte auch allerlei dunkle, wenig erfreuliche Triebe in ihnen, der alten Weisheit gemäß, daß im Weine die Wahrheit liege, worunter eben jeder etwas anderes versteht.

So bedeutete es nun die Wahrheit für einen der Vaganten, dem gaffenden Ingesinde seine auf der hohen Schule zu Salerne erworbene Heilkunst anzupreisen und männiglich ein Sälbchen zu empfehlen, welches alle Leiden und Gebresten auf Erden heile, vom simplen Zahnschmerz bis zur heiklen Kur, verlorenes Magdtum wieder herzustellen. Auch empfahl er sich als Geisterbanner, Schatzgräber und Totenbeschwörer und versuchte überdies, kleine Kieselsteine an den Mann zu bringen, welche jedem die Wahrheit bescheren sollten, solang er sie in der Hand behielt. Also enthüllte er sich solcherart als ein ebenso frecher als geriebener Patron, dem hundert Stockstreiche nicht zu viel gewesen wären.

Und doch, auch e r fand dankbare Gläubigkeit und nicht nur unter dem niederen Burgvolk. Ein vornehmer Ritter ließ ihn verstohlen zu sich bescheiden in des Hofes dunkelste Ecke und bot ihm schweres Gold für seinen Rat. Es war Herr Heinrich von Gufidaun. Des Fahrenden kühne Verkündigung, er wisse auch Geister zu bannen, hatte den Gufidauner plötzlich mit neuen Hoffnungen erfüllt. Wie, wenn es doch noch gelänge, Frau Wandula vom Schatten des immer noch in gespenstischer Eifersucht spukenden Ehegemahls zu befreien?

Der fahrende Kleriker ließ sich den Fall mit viel Bedacht in die Länge und Breite erzählen und meinte dann, er wolle ihm ein Fläschchen Jordanswasser anvertrauen, wovon die Dame allabendlich ein Tröpflein zu nehmen habe, dann werde sie, ohne Zweifel, vor des neidhaften Geistes unzarter Heimsuchung fürderhin verschont bleiben.

Der Gufidauner schlich vergnügt mit dem Fläschchen von dannen, in dem sich zwar kein Jordanswasser, wohl aber braves heimatliches Eisackwasser befand. Und doch war es kein gewöhnliches Wasser mehr, denn des Gufidauners guter Glaube erfüllte es nunmehr bis an den Rand. Und weil die Not erfinderisch macht, kam ein trefflicher Plan in diesem unermüdlichsten Belagerer von Frau Wandulas wandelbarem Herzen zur Reife: er beschloß, des Wunderfläschchens heilsame Wirkung der Herrin wohl zu verraten, das kostbare Elixier jedoch niemals aus der Hand zu geben und solcherart Frau Wandulas nächtliche Seelenruhe gewissermaßen von seiner Gönnerschaft abhängig zu machen.

Und um es gleich vorherzusagen: des Gufidauners fromme Einfalt hatte wirklich das Richtige getroffen. Auch Frau Wandula glaubte an den Zaubertrank des Fahrenden, und da sie g l a u b t e, blieb auch die wunderbare Wirkung nicht aus — des toten Gatten mahnendes Gespenst ließ sie fürderhin in Ruhe, worüber die gute Dame sich also freute, daß sie alle Standesbedenken beiseite schob und den Gufidauner kurz entschlossen am St. Martinstage ehelichte. So hatte sich des unermüdlichen Freiers Jugendtraum im Spätherbst seines Lebens erfüllt und, ob auch von allen bösen Zungen im Gaue über sein ehelich Glück getuschelt wurde, er schien mit seinem Lose zufrieden oder tat wenigstens so, wie es allzeit gottgefälliger Eheherrn Art gewesen ist. —

Indessen also der eine Vagant mit seinem Jordanswasser so trefflich abschnitt, hatte der Wein einen andern dazu verlockt, in aller Eile einen schmählichen Handel aus einem Schnappsack voll gefälschter Reliquien zu eröffnen, wobei er die Schamlosigkeit so weit trieb, dem gläubigen Publiko einen ganz profanen

Hühnerknochen als den Daumen des heiligen Kilian, ein Stückchen geschabte Birkenrinde als Wadenhaut der Jungfrau Petronella und ein buschig rätselhaftes Ding, das sehr dem Endchen eines Katzenschweifes ähnelte, als Schnurrbart des heiligen Spiridion anzupreisen.

Am peinlichsten aber enthüllte sich dem verdutzten Bischof, was der schwer und immer schwerer bezechte Primas unter der Wahrheit verstand. Ihm war die liederfreudige Kehle allmählich verstummt, in starrendes Brüten versunken saß er da und plötzlich entstürzten langverhaltene Fluten der wehesten Bitternis und Weltanklage seiner heulenden Vagantenseele und ließen ihn die Schmach und Reue eines gänzlich verpfuschten Lebens in grimmigsten Worten bekennen. Und bald war er nicht mehr der Kläger des eigen Leibes; die Not der Zeit, den Wahn scholastischer Gelehrsamkeit, die Bedrängung durch den Wettbewerb unwissender Bettelmönche, das alles verfluchte er und vergaß unterdessen sogar, wem er den Rausch des heutigen Abends verdankte, denn auch die geistlichen Fürsten verschonte er am Ende nicht und stellte sie schließlich hohnvoll an den Pranger als Pfründeverwucherer und habsüchtig gehrende Gründer des cumulus beneficiorum.

„Wahrlich!“ schrie er, „wir gleichen in unserer flatternden Not den Fledermäusen, die nicht bei den Kriechern auf Erden zu Hause sind und nicht bei den Vögeln! Gleich ihnen sind wir vertrieben aus den Wohnungen der Laien und werden verscheucht aus den Toren der Geistlichkeit. Weh, o wehe! Dreifach donnert der Fluch, der uns das tägliche Brot und des Priesters heiliges Amt verwehrt: er nennt sich erstens sanguinitae, das heißt zu deutsch: vergib alle Pfründen der unersättlichen Sippe; er nennt sich zweitens choritae, das heißt zu deutsch: mäste mit Pfarren, die da vor dir kriechen und dir schön tun; er nennt sich drittens: simoniaci, das heißt zu deutsch: vergib sie demjenigen, der dich am besten dafür bezahlt. Erhöre uns, o heiliger Vater in Rom, tu auf den Mund deiner Kirche und schau ihr gehörig in den Rachen! Drei Gräten sind es, die ihr im Schlunde stecken, sanguinitae, choritae und simoniaci! O, rette sie, eh' es zu spät ist!“

Herr Bischof Konrad lauschte dem Verwegenen mit Stirngerunzel und mit seiner Heiterkeit war's nun vorbei. Es schien ihm empörend, solche Dinge aus geistlichem Munde vernehmen zu müssen und ob's auch nur betrunkene Vaganten waren, die sich dessen erkühnten. Seine frühere Milde und Leutseligkeit bedauernd, ließ er sich vom Burgherrn seine Gemächer weisen und meinte, es würde nicht schaden, für baldige Ruhe im Hofe zu sorgen.

Dieses Wort des Allgewaltigen genügte, um jählings alle Lustbarkeit im Hause zu verlöschen, wie ein Pusthauch das Kerzenlicht.

Und nun luden sich die müdgetobten Lotrici, so gut sie's eben vermochten, ihren schwankenden Primas auf und trollten sich, gewitzigt durch mancherlei ähnliche Erfahrung, ganz sacht und ohne Widerrede den Burgweg zum Herbergshaus nach Klausen hinunter, wo auf Pater Heimos Verwendung gastliche Streu für sie bereitlag. Sie konnten mit diesem Abend zufrieden sein und einer von ihnen, der im Schlaf zu sprechen pflegte, konnte sich nicht enthalten, zum Grundbaß des satten Geschnarches der andern den letzten Vers des epikuräischen Hymnus ins Stroh zu deklamieren:

„Also spricht der Bauch: Ich frage
Nur nach dem, was mir behage,
Wie ich in behäb'ger Stille
Mich bis oben tüchtig fülle,
Bis ich dann nach Trank und Speise
Schlafen kann mit vielem Fleiße."

* * *

Herr Walter ritt noch in selbiger Nacht mit Dietrich den Burgweg nach Säben empor. Der Atem der Herbstnacht ließ seinen Mantel wehen und schnob das frühwelke Laub mit Geraschel zu Tal.

Dort oben in der finstern wolkenumjagten Feste, deren Zinnen und Türme wie Riesenschatten einer Zauberburg in die wilde Dunkelheit des Himmels schnitten, dort oben lag Gertrudis in der stillen Kemenate und schlief.

Herr Walter ritt mit erhobenem Haupte den Burgweg hinan und ließ seine brennenden Schläfen vom Nachtwind kühlen. Ihm war, als zöge ihn selige Sehnsucht an unsichtbaren Fäden empor und als hätte das Rößlein nur scheinbare Mühe, den Weg zu erklimmen.

Ein seltsam phantastisches Trugbild der Landschaft wollte nicht weichen vor ihm: die mächtige schwarzumrissene Feste erschien ihm wie ein urgewaltiges Grabmal, von Riesenfäusten auf felsige Schroffen getürmt, in allen Räumen erfüllt mit Nacht und schweigender Finsternis und nur Gertrudis lebte und schlief dort oben und ihr goldenes Haar gab also lichten Schein, daß es Wände und Mauern durchdrang und siegreich das Dunkel der Welt durchleuchtete.

Oder war es nur ein einsames Lämpchen, das dort oben auf Säben verspätet flackerte?

Ein Licht, durchzitternd das Dunkel der Welt! Ein anderes Bild stand plötzlich vor Herrn Walter: er sah sich am Hofe des Thüringers, inmitten der edelsten Ritter und Frauen, ein atemlos Horchender, zu tiefst Betroffener, im staunenden Kreise der andern — er lauschte den göttlichen Weisen des kühnsten und wundersamsten aller Singer, Herrn Wolfram von Eschenbachs. Da taten sich goldene Tore auf, die Weiten der Welt entschleierten sich, durch qualvolle Unrast und nächtliches Erdenwirrsal erstrahlte ein wunderseliges Licht: auf der Burg von Montsalväsche erglänzte der Heilige Gral! Und tief wie keiner aus jenem Kreise hatte Herr Walter mit brüderlichem Herzen die Leiden, den Irrwahn und die endliche Befreiung Parzivals sogleich erfaßt: es gälte dem Kämpfer auf Erden kein höheres Ziel, als sich in Demut selbst zu finden, fernab vom trügerischen Gleißen und Girren weltlichen Ruhms, in aller Stille des Mannes höchstes Glück erringend: die ruhige Einheit des eigenen Wesens und hiermit auch den Frieden mit Gott und Frau Welt.

Und ob auch der Eschenbacher Herrn Walters bewundernde Freundschaft nicht ganz mit Gleichem vergolten hatte und ein Unausgesprochenes zwischen ihnen geblieben war, das Herrn Walter im Grunde des Herzens wehtat, er konnte doch die Tage der Wartburg niemals vergessen und niemals die seligtiefe Botschaft aus den urgewaltigen Büchern des Parzival.

So glänzte auch damals ein Licht durch wirre Nacht, gleichwie es heute tal-

wärts schien. Und doch, wie verschieden das eine vom andern! Dort lockte der Frieden des Herzens, hier zitterte süßeste Unrast.

Herr Walter atmete tief: „Wie soll ich dir danken für all deine Güte, Gertrudis? Wie anders, als daß dein zartes Schicksal blumengleich in meinen Händen ruht? Mein Blut umtobt dich, liebste Herrin, in wirrer Liebesleidenschaft. Aber mein Herz, es hat sich in Stärke geübt auf den Wegen des Parzival. Denn dies bedeutet reifen Mannes Liebe: über der Liebsten Schicksal zu wachsen mit Vaters und Mutters Sorge zugleich und höher ihr zartes Glück zu achten, als des Blutes rauhes Ungestüm. Dann leuchtet auch auf diesen Wegen die Botschaft vom Heiligen Gral!“ — —

Noch lange wachte Herr Walter auf seinem Lager in dieser Nacht. In Schmerzen und in Seligkeit. Die Lippen des süßesten Kindes, sie ruhten wieder im Traum auf den seinen und wieder kniete er zu ihren Füßen und barg sein Haupt in ihrem reinen Schoß und fühlte der Liebsten Hände lind auf seinem Haupte. Wie viel des Segens und der Güte ohne Ende! Wie viel des Leides, da es nun zu scheiden galt!

„Ich will ja nur dein Glück, Gertrudis, nur dein Glück!“ stöhnte Herr Walter in den heißen Pfühl. „Mich kümmert nicht mein eigen Glück, ich frage nur nach deinem!“

Dann aber schrak er empor. Er sah nur Finsternis allüberall und wußte nicht, wie all dies enden sollte. (Fortsetzung folgt)

Der Kutscher von Andeer · Von Fritz Müller-Zürich

Ich wanderte vom Splügen her
Im Frühling übers Alpenmeer
Und wollte nach Andeer.

Der Weg war heiß, der Weg war lang —
Ein Wagen rollt', ein Lied erklang,
Ein Postillion die Peitsche schwang,
Was Wunder, daß er sang.

„Steig auf und setz dich nebenan,
Du müder, müder Wandersmann!“ —
Das hat mir gut getan.

Das Fahren auf dem Kutscherthron
Und neben sich den Postillion,
O ja, das lohnt sich schon.

Die Zweige streicheln unser Haar,
Mir wird so leicht, so wunderbar;
Der Kutscher singt:
„Es war einmal, es war ...“

Da plötzlich wird der Kutscher still,
Was Wunder, daß er schweigen will:
Die Luft ist schwül und schwer,
Und weit weg winkt Andeer.

„Herr Postillion, Herr Postillion,
Wie viele Jahre fahr'n Sie schon?“ —
Die Straße fällt, die Straße steigt,
Der Postillion, der schweigt.

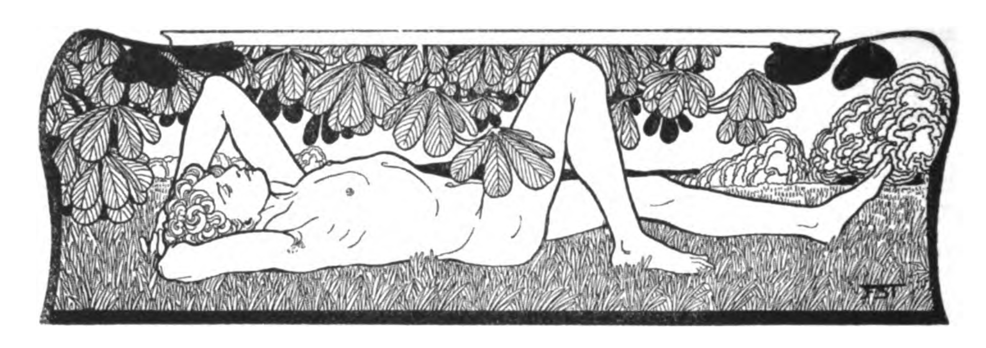
Der Zügel fällt ihm aus der Hand,
Er ist so weiß als wie die Wand —
Im Westen wird der Himmel rot:
Der Postillion ist tot.

Den Zügel nahm ich sänftiglich
Ihm aus der starren Hand
Und fuhr, den Toten an der Seit',
Hinunter in das Land.

Der Bäume Blüten regneten
Dem Toten ins Genick;
Ich sah es, und ich segnete
Des Postillions Geschick.

Wenn ich einmal zu sterben komm',
Ich wünsche mir nicht mehr:
Ach, stürb' ich, wie der Kutscher starb,
Der Kutscher von Andeer.





Nachtstimmung

(Brief eines Mädchens)

Von Meta Schneider-Weckerling

Es ist eine warme Mainacht.

Der Flieder duftet unter meinem Fenster. Ich glaube, er kann nur bei Nacht so duften.

Es ist ganz still.

Lautlos wandelt der Mond da oben, manchmal sich hinter Wolken verbergend dann wieder frei hervortretend. Doch immer lautlos.

Der Goldregenbaum links zur Seite gleicht einer sanft gebogenen Harfe, an der die Töne melodisch auf und herab laufen. Er scheint sich liebend auf den Flieder unter mir herabzubeugen.

Ein Meer von Düften umfängt mich, ganze Duftströme sendet der Flieder empor, dessen Farben die Nacht in erloschenes Grau gelöst hat.

Die Tannen stehen schwarz und stumm — wie totenstille Wächter.

Es geht ein Raunen und Grüßen durch den Garten.

Haben Bäume selbständiges Leben in solcher Nacht?

Schwärzer noch wie die Tannen stehen die schweigenden Giebel der Häuser dahinten, sich scharf vom mattbeleuchteten Mondland am Horizont abhebend.

Es ist ein Schweigen und ein stummes Trauern in dieser Nacht.

Eine verhaltene Schwermut und stilles Werden — verborgene Leidenschaftlichkeit gleich Chopinschen Klängen.

Die Seele der Nacht scheint Stimme bekommen zu haben in diesem Schweigen — eine wunderbare, lautlose Musik scheint in dem Gleiten und Wandern der Wolken vor dem Monde zu klingen ...

Still ist's. So still.

Alles schläft längst und tief.

Kein Vogel regt sich. Kein Tropfen fällt vom Baum.

Nur das lautlose Wandern am Himmel und die Duftwellen, die aus der Tiefe steigen. —

Ich denke an Dich.

Du hast gesagt, ich solle nicht schreiben oder nur ganz selten, wenn das Tiefste in mir wach wäre.

So sagtest Du auch oft, ich solle nicht sprechen — es nehme so leicht den Duft und den Schein von den Dingen.

Du sähest mich schweigend am liebsten.

Andre wollten mich immer plaudern hören — am liebsten in lustiger Gesellschaft — sie hörten mich gerne lachen und vergaßen ihre Sorgen und lachten mit.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wer wohl recht gehabt hat: die mich lachend sehen wollten oder Du, der mich stille wünschte?

Und ich glaube, Du hattest recht ...

Nun bist Du so weit und so lange schon fort, und seitdem brauste das laute Leben dazwischen.

Selbst hier in tiefer Nacht ist es mir, als höre ich es noch von ferne tosen, fühle ich seinen Atem zittern ...

Du sagtest, Du liebtest stille Menschen so sehr, und doch wähltest Du grade mich zur Freundin, die wenigst Stille von allen.

Weißt Du noch, wie ich so oft abseits stand in jenem frohen Kreise — bis Du mich einmal leise und wie selbstverständlich bei der Hand nahmst und den schmalen Pfad seitwärts führtest: „Die Lebhafte wird so still in letzter Zeit, was mag daran schuld sein?"

Da schwieg ich und lernte von da an das Schweigen von Dir. —

Du hast mir auch eigentlich nie ein liebes Wort gesagt.

Einmal merktest Du, daß mir das weh tat. Es war an einem Abend im Park. Da sagtest Du gedämpft, wie gerne Du das Stille an mir hättest und wie wenig Du vom Reden im Leben überhaupt hieltest. Und ich wüßte doch auch, daß eine Aussprache Dir ohnedies verboten erschiene, da Du nur vorübergehend hier weiltest und bald in jenen Erdteil fahren müßtest, dahin Du keine Ketten mitbringen dürftest. Du habest Dir einen Weg erwählt, auf dem Du voraussichtlich nie eine bürgerliche Lebensform gründen könntest.

Gewiß — das alles kannte ich von dem Tag an, da Du in unsren Kreis tratest.

Nun wußte ich nicht, warum ich weinte.

Du meintest, es sei wohl besser für mich, wenn wir den Rest Deines Aufenthaltes hier weniger miteinander verkehrten.

Da schrie ich auf — Du weißt selbst noch, wie Du erschrakst über meinen Schrei —: „Lieber tot!"

Du sprachst mir nochmals zu — es sei besser für mich.

Ich sagte: „Wenn mir das Glück dieser letzten Stunden des Beisammenseins nicht vergönnt wird, so erlebe ich den kommenden Morgen nicht."

Da sahst Du, daß ich die Wahrheit sprach, und warst lange Zeit vollständig still.

Es war schon fast so dunkel in jenem Park, wie es eben ist, und ich weiß nicht, ob die andern unsres Kreises uns damals vermißten. Wenn sie es taten, so haben sie es uns nicht merken lassen.

Wir saßen dann lange und sehr still auf einer Parkbank. Ich kann auch nicht sagen, ob ich glücklich oder unglücklich war, oder was ich dachte oder fühlte.

Ich empfand nur, daß ich mich mit diesen Worten an Dich geknüpft hatte. Und damit war ich ruhig.

Indem Du nicht „nein“ sagtest und bei mir auf der Gartenbank sitzen bliebest, zeigtest Du mir, wie nah Du mir warst.

Zugleich strich ein zarter, weicher Nachtwind über uns hin, und ein schwarzer Vogel flog im nahen Gebüsch auf.

Zart und beruhigend hoben sich die schwarzen, fein geästeten Parkbäume vom Himmel ab.

Manchmal zog ein leises Rauschen durch sie und über uns hin.

„Ja,“ sagtest Du, und es war mir, als hätten wir jahrelang geschwiegen, „ich trage keine Schuld. Ich wollte nichts. Ich begehrte nichts. Ich trug nur meine Zukunft und die jener großen Sache in mir, der ich mein Leben widmete. Da sah ich dich abseits stehen bei jenem Spiel und nahm dich gedankenvoll und still bei der Hand. Du folgtest mir damals so willig, daß mir bange wurde um dich, du liebes Kind, und ich versuchte, deine Hand zu lockern. Es ging nicht. Wie eine Blume bist du mir zugefallen und bist ganz mein und weißt doch, daß du es niemals in Wirklichkeit sein darfst.“

Dann schwiegst Du wieder, und ich, die Redselige, war bei Dir in dieser Nacht stiller wie je.

Du wußtest ja auch alles. Was sollte ich da noch reden? Es war ja alles überflüssig.

„Weißt du denn, welchen Weg du dir erwählst, o Kind? Schmerz und Entsagung bewachen ihn auf beiden Seiten“, frugst Du dann wieder in Deiner gedämpften, traulichen Weise.

„Ja, das weiß ich“, sagte ich leise und sank vor Dir die Bank hinab, eh' Du es hindern konntest, und legte meinen Kopf in Deine gute, ruhige Hand auf Dein Knie.

Da strichst Du mir ganz, ganz leise mit der anderen über das Haar, wie man es einem Kinde tut, das müde und erhitzt vom Spiel heim kommt.

Das war das einzige Mal, daß Du mich berührtest, und unter dieser Berührung wurde das Kind zum tiefen, schmerzensvollen Weib ...

Weißt Du noch, wie Du einmal in der Gartenlaube, als ich mit einer Handarbeit beschäftigt war, zu mir sagtest, wenn ich recht still dasäße, gleiche ich der Raffaelschen Madonna della Granducca?

Seitdem liebe ich das Bild unbeschreiblich und habe mir es gekauft und über mein Bett gehängt.

Wenn es nun auf mich herabsieht in seinen Schmerzen und seinem Lächeln, so meine ich, Dein Blick ruhe auf mir, und ich fühle mich verschwistert mit ihm.

Ach, wie *sie* den Knaben gebar und auf ihrem Arm hielt unter Schmerzen und schon ahnte, daß sie ihn nie *ganz* besitzen würde und eines Tages wieder hergeben müsse — so habe auch ich Dich, Dein Bild, Deine Seele in mir geboren und fühlte doch gleich, daß ich Dich *nie ganz* besitzen würde und unter tausend Schmerzen wieder hergeben müßte! ...

Drei Vierteljahre sind beinah verflossen seit jenen einzigen Sommerabenden.

Fast drei Vierteljahre ist es her, daß ich Dich liebend in mir trage wie die Mutter das Kind unter ihrem Herzen.

Bin ich allein nur „treu“?

Gestern noch meinte Renatus, jener Vetter, der auch damals in unsrem Kreise verkehrte, ich sei bei aller inneren Freiheit geradezu bürgerlich-konservativ und der kindischsten Treue im Kleinen fähig.

Aber das hattest Du ja grade so gern an mir, und einmal sagtest Du, so ein gewisses inneres Beschränktsein, das echt weiblich sei an mir, gefiele Dir besonders gut. Es mache zum standhaften Gutsein und Treusein fähig, wie es im Grunde in der Vollkommenheit nur die Frau fertig bringe, und das sei das Liebenswerteste an ihr.

Das war das Beglückendste und Tiefste, was Du mir gesagt hast, denn ich fühlte daran, wie Du mich auffaßtest, Du Stiller.

Wie Goldkörner fielen alle Deine Worte auf den Grund meines Herzens, und da bewahre ich sie auf wie in einem Schrein.

Ich will nun denken, Du seist wieder bei mir wie in jenen unvergeßlichen Stunden, und da nanntest Du mich manchmal ein „törichtes Kind“, das sich so sinnlos verschwenden könnte innerlich!

Das alles verstand ich immer gleich, was Du sagtest, und auch das, was Du n i c h t sagtest und dahinter stand, begriff ich sofort.

Wie war das nur möglich, daß die Vorsehung mich so nach Dir bildete und schuf?

Und dann doch wieder trennte ...

Gute Nacht. Ich bin nun sehr müde. Aber doch glücklich. Ich war bei Dir.

Die Madonna über meinem Bett lächelt ...

Nun schreibe ich Dir wieder ein halbes Jahr oder länger nicht mehr.

„Raum und Zeit bestehen für uns nicht“, sagtest Du beim Abschied und warfst den Kopf fast gewaltsam zurück — um mich nicht ansehen zu müssen, glaube ich. Und Dein stolzer Blick flog durch ferne, leere Weiten.

Ich weiß, Du schreitest zu Deiner hohen Aufgabe im fernen Lande — nichts darf Dich stören ...

Der Mond ist am Sinken, und Tau scheint vom Goldregen herabzuriefeln. Es ist, als ginge ein Weinen durch den sanft gespannten Bogen seines schlanken Stammes und seiner herabhängenden Zweige — gleich dem Zittern, das durch die Saiten einer goldnen Harfe geht im Wind ...

Ein leises Rauschen zieht durch den Garten. Ein blasser Schein erhellt draußen die Nacht. Der Morgen naht.

Bald kommt dies Leben wieder und umbraust und umtost mich ...

Ich blicke immer nach dem Goldregen durch das matte Dunkel, der schwer und verhalten im Tau hängt wie in Tränen.

Oder sind nur meine Augen schwach umflort, daß ich nicht richtig sehe?

Auch meine Seele ist wie ein zart gespannter Bogen — eine goldne Harfe, durch die ein Zittern und Weinen hindurchgeht ...

Gute Nacht!

Ich habe Heimweh ...





Dornröschenprinzen

Von Eilhard Erich Pauls

(Schluß)

21. Die Edeltante

Es war eine seltsame Nacht. Sie jagte die Sehnsucht von ihrem Lager auf, wo sie unter dicht überwachsenem Grase geschlafen hatte, wie ein Raubtier in der Dämmerung auf Beute ausgeht. Die aber die Sehnsucht überfallen hatte, die sie mit den seidenweichen Raubtiertatzen der linden Nachtluft fächelnd umfaßt hatte, denen war die Zeit zum Schlafe zu heilig. Die einen dachten wehmütig und froh des wachsenden Sohnes. Den griff die Sehnsucht und trieb ihn in Angst und Krankheit und Heimweh. Aber das schmerzliche Verlangen nach der Heimat wurde zu einem wehen Ringen um das Heim, das zerschellen wollte, zu einem verzweifelten Kämpfen und hoffnungslosen Arbeiten um den heimatlichen Grund, der für die beiden Schiffe des Glaubens und des Glückes fester Ankergrund sein sollte, wo der Tod eine Liebe aus der einen in die andere Heimat hinüberführte. Da wurde gestritten um Zukunft und Ewigkeit. Und wieder an einer anderen Stelle trieb ein Kahn willenlos auf der Flut. Eine Gestalt lehnte am Mastbaum, aber sie hatte es sich schon seit langer Zeit abgewöhnt, in die ödeste Zukunft zu schauen. Es war gleichgültig, wohin der Kahn trieb. Das Auge brannte rückwärts, wo in der Ferne die Kiellinie im Glanze der Gestirne verschimmerte.

Es war ein Uhr in der Nacht. Die Fenster des niedrigen Zimmers im Erdgeschoß, die nach dem Küchensee zu gingen, waren weit der frischen Regenluft geöffnet. In der harten Ecke des ausgesessenen Sofas, dessen Gebeine leise im Traume ächzten, hinter einer Lampe, deren Flamme sparsam niedrig gehalten und unter einem grünen Seidenpapierschirm verdeckt war, saß Fräulein Ida von Christen, genannt die Edeltante. Es war in Ratzeburg, das man die schönste Stadt der preußischen Monarchie nennt. Das Rauschen des Regens, der simmernd in den See fiel, zog durch die geöffneten Fenster in die Stube; das Zischen der brennenden Lampe antwortete leise.

Die Edeltante hatte soeben ihr Buch aus der Hand gelegt: billige Unterhaltungslektüre. Ein Tag war wieder einmal dahingegangen, ein Tag, wie es



Besigheim — A. Demarle

Tausende vor ihm gegeben hat und noch Tausende nach ihm sein werden, ein Tag, so verloren wie alle die Tausende, so ohne Zweck und Ziel. Und aus ihnen wurde ein Jahr, ohne Zweck und Ziel. Und aus den Jahren war ihr Leben geworden — verloren.

Draußen schlug die Stadtuhr einmal an. Der Regen hatte zu weinen aufgehört, die Edeltante aber seufzte.

Es trieb ein Kahn auf der Flut, gleichgültig wohin; es lag ein Boot in der See, willenlos und gelangweilt. Die See war ölig glatt, kein Hauch, der weit und breit die Fläche kräuselte, kein Diamant und keine Perle, die einem Licht entgegenblitzte. Darin stand das alte Mädchen und sah die Bahn ihres Schiffleins, ölig glatt, willenlos und gelangweilt.

Es gab auch Stunden, in denen das alte Mädchen den Jammer ihres Elends erkannte, aber es hatte die Kunst verlernt, sich zu sträuben oder zu klagen; es sah gelangweilt der Langeweile in die öden, matten Augen. Morgen nicht anders als heute, und wie morgen, so noch tausend Jahre! Heute nicht anders als gestern, und gestern wie vor tausend Jahren!

Warum trieb der Kahn noch? Wer fragte danach? Warum sank er nicht? Wen freute es? Wen dauerte es? Tausend Jahre, gestern wie heute und morgen! Und immer ein so ganz unnützes Leben. In keinem Menschenleben eine Ziffer, und da war auch kein Hund und keine Katze und kein Kanarienvogel, dem dies Menschenleben anders als gleichgültig war.

Es war eine traurige Aussicht, nein, nicht einmal eine traurige Aussicht, nur eine öde, welche die Edeltante auf ihr Leben hatte. Sie hatte keine Liebe, sie hatte nichts, sie war ganz allein, sie war ganz gleichgültig, sie war ganz unnütz, sie war ganz langweilig. Das Raubgevögel in der Luft hatte etwas zu lieben, das Gewürm im Staube hat etwas zu sorgen. Sie hatte nichts, sie war ganz leer. Warum? Sie hatte verlernt, zu fragen; sie hatte auch verlernt, nach Liebe zu suchen. Sie war eine ganz dürre, verschrobene alte Jungfer geworden, nach der keiner sieht, und die nach keinem fragte.

Draußen die Waschfrau, sie hat nicht satt zu essen, aber ihr blondes Lockenkopfkind spielt in der Gosse. Die Dirne in der Schenke, die Anständigen spucken vor ihr aus, aber sie preßt sich an einen heißblütigen Gesellen. O, es war ein Glück in der Welt wie Sonnengold am Julimittag in der Luft. Es war an ihr vorübergegangen. Liebe war in der Welt, wie das Wasser in den Ozeanen unerschöpflich ist. Ihre trockene Seele hatte kein Tropfen genetzt.

Da war der Haß in ihr verknittertes Herz geschlichen, der Haß auf alle, die da draußen glücklich waren und Liebe hatten. Die Liebe war nicht zu ihr gekommen, so wollte sie den Haß sich ertrotzen. Die Bitterkeit füllte ihr Herz und floß in Taten und in Gedanken und in harten Worten über.

Wenn die Edeltante sich am Morgen vom Schlafe erhob, so kam singend die Arbeiterfrau, die ihr die Zimmer rein hielt.

„Was die dumme Person nur immer zu singen hat?“ dachte die Tante.

Wenn sie um Mittag aus ihrem Fenster auf die Straße herab sah, so tollten die Kinder und spielten die kleinen Mädchen.

„Wartet nur, auch von euch werden etliche alte Jungfern!“ dachte die Edeltante.

Wenn sie ihren Nachmittagsspaziergang um den Küchensee herum machte, so ärgerte sie sich der goldenen Sonne, so begegneten ihr Jäger, die ihr Mädchen im Arm hielten.

„Wie sie albern glücklich sind!“ spottete die Edeltante.

Wenn sie abends in ihrem ächzenden Sofa saß, so sannen ihre Gedanken und fanden eitel Liebe und Glück, ob sie in Ratzeburg blieben oder nach Sophienhof wanderten.

„Ich hasse sie alle!“ flüsterte die Edeltante grimmig.

„Wie sie sich haben mit ihrem Knaben Günther! Sie nennen ihn gut und schön, ich finde ihn häßlich. Und ich hasse ihn!“

Die Bitterkeit hatte ihre Gedanken eckig und ihre Worte hart gemacht. Die Edeltante seufzte.

Da tönten müde Schritte von dem Pflaster der Straße durch das offene Fenster zu der einsamen Jungfrau, und eine Stimme klang durch die Nacht:

„Hier wohnt sie.“

Da standen die Schritte, und die Edeltante horchte auf.

Ein Hund bellte, und wieder rief eine Stimme:

„So geh doch und klingle!“

Schritte hallten auf der Straße, zögernd, dann standen sie, und Schweigen ängstete in der Nacht, von schriller Glocke jäh unterbrochen. Die Edeltante fuhr entsetzt in die Höhe, ihr Herz klopfte und ihre Gestalt zitterte.

„Diebe?“ flüsterte sie.

Da sprach auf der Straße eine müde Knabenstimme gegen lautes Hundegebell an:

„Sie hat es nicht gehört, Hein!“

Hein aber antwortete:

„Da wohnt sie, sie hat die Fenster auf und die Lampe brennt noch.“

Und wieder bat die müde Knabenstimme:

„So sag es ihr doch, Hein!“

Die Edeltante stand und lauschte und preßte die Faust auf das Herz, verlor die Angst und gewann die Neugierde. Aber draußen war es still geworden und blieb lange Zeit still. Erst nach einer langen Weile hörte die Edeltante laut rufen — ein feines Ohr hätte die Angst in der Stimme gehört —:

„Gnädiges Fräulein Edeltante, ach, machen Sie doch auf!“

Die Edeltante stand aufrecht im Zimmer.

„Ach, bitte, rasch, bitte!“

Da ging sie langsam zum offenen Fenster, und sah die drei Knaben vor sich und den Hund Packer, der sie lebhaft begrüßte, und erkannte sie.

„Was ist denn los?“ fragte sie kurz.

„Günther ist krank geworden“, antwortete Hein Reed.

Günther stand gleichgültig, von Heins kräftigen Armen gestützt, und blinzelte mit schläfrigen Augen.

„Ach was, ihr seid ungezogene Schlingel!“ rief die Edeltante. „Wie könnt ihr mitten in der Nacht kommen?“

Hein Reeck bat noch einmal:

„Ach bitte, gnädigstes Fräulein, Sie sehen doch, Günther ist krank geworden, Günther Hilen!“

„Dann geht nach Sophienhof!“ rief die Tante barsch und wandte sich um.

Da aber stürzte Wolf, dem die Müdigkeit die Beine fliegen machte, vor, griff mit hastigen Fingern an die Brüstung des niedrigen Fensters, zog sich empor, kletterte mit bebenden Beinen, schwang sich durch das Fenster und stand zitternd vor der alten Jungfer. Seine Fäuste waren krampfhaft geballt, seine Augen blitzten, der ganze Körper straffte sich zusammen, die Stimme bebte, ward heiser, überschrie sich:

„Günther ist krank draußen und kann sterben, und kann schon morgen tot sein. Und Sie sind seine Tante, und Sie wollen ihn nicht hereinlassen? Und Sie sollen ihn hereinlassen. Sie sollen sofort die Tür aufschließen. Geben Sie den Schlüssel her, wir können ihn nicht durch das Fenster heben. Günther ist krank, Günther stirbt, Günther stirbt draußen — und Sie — auf der Straße — Sie sind eine alte Hexe! Sie sind schuld, wenn er stirbt, ganz allein schuld — und Gott wird Ihnen —“. Das letzte schrie Wolf mit äußerster Anstrengung heraus und stampfte heftig mit dem Fuße:

„Günther stirbt!“

Die Edeltante wich scheu vor dem wilden Knaben zurück.

„Wer — bist du?“

Aber Wolf schrie von neuem und schrie herrisch:

„Ich will den Schlüssel haben!“

Da zeigte die Edeltante matt auf den Ort, wo der Schlüssel lag, und deckte die ängstlichen Augen mit der Hand. Wolf stürzte auf den Schlüssel zu und lief zur Tür hinaus. Und bald kehrte die Karawane zurück. Packer zuerst sprang durch die offene Stubentür, dann kam Hein Reeck und schleppte Günther herbei. Die Edeltante starrte entsetzt und hilflos auf die Eindringlinge. Dann kam Wolf herbei. Er trat der Tante gegenüber, dann sah er sich im Zimmer um.

„Wo ist Ihr Bett?“ fragte er.

Stumm wies ihm die Edeltante die Tür, die zu ihrer Kammer führte.

„Kommt!“ sagte Wolf zu den beiden Knaben.

In der Tür aber drehte er sich um.

„Bringen Sie doch die Lampe!“ befahl er. Und die Tante gehorchte sofort.

Sie stand in der Tür und wagte nicht, die Lampe aus der Hand zu setzen. Sie sah stumm zu, wie die Knaben ihren kranken Freund entkleideten.

„Haben Sie kein trockenes Hemd?“ fragte Wolf.

Da nickte die Tante, setzte die Lampe auf den Nachttisch und schloß ihre Kommode auf und faltete ein langes weißes Frauenhemd auseinander und reichte es demütig dem herrischen Knaben.

Günther lag im Bette.

„Wenn er nun heißen Tee haben könnte?“ fragte Wolf leise und mit sanfter Stimme.

Da rührte sich die Edeltante.

„Ich will rasch Tee kochen!“ sprach sie hastig. Wolf nickte gnädig.

Die Knaben blieben in der Kammer. Die Tante bereitete in dem Zimmer, das durch den Schein aus der offenen Tür halb erhellt wurde, den Tee.

Drei dampfende Gläser brachte sie in die Kammer.

„Trinkt!“ sagte sie, und schob jedem der beiden Knaben ein Glas zu. Das dritte aber nahm sie in eigene Hände, hob Günthers Kopf vorsichtig hoch in den Kissen, und ließ ihn in kurzen Zügen schlürfen.

„Danke, Tante!“ sagte der Junge.

„Günther!“ flüsterte die Tante.

Da sah sie auch Wolfs nasse Kleidung und sprach scheu und hastig:

„Du, zieh dich aus, ich lege dir ein Hemd hin“ — sie lief geschäftig in der Kammer hin und her — „und hier sind warme wollene Decken, und hier sind Kissen. Da kannst du dich auf das Sofa legen und schlafen.“

„Danke“, antwortete Wolf, und begann sich auszuziehen. „Ich will lieber hier schlafen.“ Er wies auf den Bettvorleger. Es dünkte ihm ritterlicher zu sein, sich vor dem Bette seines kranken Freundes niederzulegen, wie es der treue Hund tat. Die Edeltante legte Kissen und Decken nieder und verließ rasch das Schlafzimmer. Hein Reeck folgte ihr. Die Tante sah ihn fragend an. Der Junge sprach:

„Ich will gleich nach Sophienhof, daß sie einen Wagen schicken.“

„Ja, tu das, mein Junge, tu das!“ sagte die Tante hastig.

„Aber willst du nicht Brot mitnehmen? Ich habe noch etwas.“

„Ich brauche nichts!“ antwortete Hein und ging schnell.

Die Edeltante stand aufrecht mitten in ihrem Zimmer und sah erstaunt ringsum. Das war nicht mehr dasselbe Zimmer wie vor einer Viertelstunde. Da war ein Sturm hindurchgegangen und ein Sonnenschein. Sturm und Sonnenschein in ihrem Stübchen! Sie lächelte ungläubig. Es war ein Märchen aus Kindertagen.

Die ruhigen Atemzüge der beiden schlafenden Knaben nebenan weckten die Edeltante. Da lauschte sie. Sie reckte den Hals und öffnete leise die Lippen. Das war Musik! Das war Regen für ihre vertrocknete Seele!

Es war eine heilige Nacht.

Ihre Augen wurden groß und wurden selig. Ihre Hände zitterten. So stand sie lange und lauschte.

Dann holte sie, auf den Zehen schleichend, einen Polsterstuhl heran und stellte ihn nahe der Schlafkammertür, und setzte sich darauf und faltete die Hände und sprach ein langes Gebet, und horchte auf die Musik der langen Atemzüge der beiden schlafenden Knaben.

Und so saß die Edeltante diese ganze heilige Nacht und wagte nicht, das Schlafzimmer zu betreten, wo die beiden Knaben einen langen Schlaf schliefen, und war glücklich — glücklich.

*

22. Rekonvaleszenten

Am Sonntagmorgen, als die Türen und Fenster in Ratzeburg der Sonne geöffnet wurden, rasselte der Landauerwagen von Sophienhof am Sankt Georgsberg vorüber und hielt vor dem kleinen Hause, drin Fräulein Ida von Christen zwei Zimmerchen bewohnte. Der Gutsbesitzer Hilen sprang ab und eilte mit hastigen Schritten ins Haus, aber die Edeltante kam ihm auf der Diele schon entgegen.

„O, gnädigste Tante, Sie müssen verzeihen —".

Aber die Edeltante legte den Finger warnend auf ihren Mund.

„Seien Sie ruhig, Hilen, die Kinder schlafen noch!"

Der Gutsbesitzer sah die alte Jungfer sehr erstaunt an, die aber nahm ihn bei der Hand und schritt ihm auf Zehenspitzen voran, obwohl sie gestickte Filzschuhe an den Füßen hatte. Und als er ihr tapsig folgte, mahnte sie eindringlich:

„So gehen Sie doch leise, die Kinder schlafen ja noch!"

Der Gutsbesitzer blieb fast stehen vor basser Verwunderung. Die Edeltante ging nicht mit in die Kammer, aber sah durch die offene Tür nach den schlafenden Knaben. Vater Hilen ging zu ihnen, schaute in die heißen Gesichter und rief dann mit lauter Stimme:

„Auf, ihr dummen Bengels!"

Und Packer bellte.

Die Knaben schreckten empor. Wolf saß aufrecht auf seinem Bettvorleger und Kissen und rieb sich die Augen. Günther aber streckte die Arme aus und rief jauchzend:

„Vater, Vater!"

Der hielt seine Liebe nicht länger. Er lief über Wolf weg auf das Bett zu, faßte seinen Jungen kräftig unter beide Arme und hob ihn empor. Das lange Frauenhemd fiel dem Knaben über die Füße herab, der Vater küßte seinen Jungen und drückte ihn an sich. Nach dem ersten Sturm der Freude aber fühlte er die trockene Hitze des jungen Körpers.

„Junge, was tut dir weh?"

Günther sah ihn mit leuchtenden Augen an, dann besann er sich.

„Ich kann nicht schlucken", antwortete er.

„Einen Löffel, gnädigste Tante!" rief Vater Hilen nach rückwärts.

Die Tante kam scheu herbei.

„So, sag: A!" Und der Vater drückte ihm die Zunge nieder.

„Wahrhaftig, dick angeschwollen!" sagte er erschrocken. „Und ganz rot. Nun rasch angezogen! Ich habe trockene Anzüge für euch beide mitgebracht."

Bald saßen sie beim Frühstück, das die Tante fröhlich bereitet hatte. Wenn sie Günther ansah, ward ihr Blick sehr ängstlich. Nach Lübeck wurde depeschiert, Wolf wurde mit dem Mittagszuge dorthin geschickt. Vater Hilen nahm seinen Sohn mit nach Sophienhof. Packer sprang nebenher.

Am Montag war Wolf noch in die Schule gegangen.

An demselben Montagvormittag noch hatte sich Wolf von der Mutterliebe erzählen lassen, wie die Mutter an unserem Krankenbette gewacht hat und für

uns gebetet hat. Der Doktor erzählte auch, wie selbst die Kaiserin ihren Eitel-Friedrich-Jungen nicht allein hat krank sein lassen. Dabei hatte es leise um die Mundwinkel des aufmerksamen Jungen gezuckt, denn er dachte still seiner armen, sehr kranken Mutter im fernen Riga. Und brennend heiße Röte klopfte stark in den Adern seines Gesichtes.

Aber die Hitze des Kopfes war nicht wieder gewichen. Noch am Nachmittage holten die Fabers einen Arzt, und noch am Abend fuhr der Krankentransportwagen vor und brachte den Jungen, der das bitter empfand, in das städtische Krankenhaus, wo er vierzehn Tage lang — er, das Quecksilber — im Isoliergebäude lag. Das Fieber stieg noch am ersten Abend über 41 Grad und hielt sich tagelang auf der Höhe über 40, aber die fleckige Röte der Haut, auf die der Arzt wartete, kam nicht. In der ganzen Stadt herrschte eine Scharlachepidemie, bei Wolf kam die Krankheit nicht zum Ausbruch.

Georg Faber schrieb dem tödlich Gelangweilten häufig Briefe, auch der Ordinarius schrieb einmal seinem Liebling; Günther konnte ihm nicht schreiben.

Der büßte selbst die Nachtfahrt mit Krankenlager. Der Onkel Doktor aus Mölln machte eine Heilserumeinspritzung, als im Halse weiße Flecken erschienen. In Haus und Hof gingen ängstliche Gesichter umher, Hein Reeck aber pfiff vor sich hin und lächelte:

„Günther wird wieder gesund!“ Er wußte das.

Was aber im Möllner Pfarrhause geschehen war, und was weiter geschah, durfte der kranke Knabe nicht erfahren. Dort war seine liebe kleine Freundin Margret zu Grabe getragen worden. Der Superintendent der Diözese hatte die schlichte, warme Grabrede gehalten.

„Ich werde um Pensionierung einkommen“, sagte der Pfarrer.

„Das werden Sie nicht tun“, hatte der vorgesetzte Geistliche erschrocken geantwortet.

„Wofür soll ich noch arbeiten?“ hatte Pfarrer Freund gefragt, und hatte aus dem Fenster seiner Studierstube nach der Kirche und nach den weißen Kreuzen, die zu der breiten Kirche herankrochen, hingeschaut.

Aber der Superintendent hatte lange von der nötigen Arbeit an der Gemeinde geredet.

„Ich bin zu bitter,“ hatte der Pfarrer geklagt, „und soll die Süßigkeit der frohen Botschaft verkünden! Ich will weg! Ich will nichts mehr davon wissen.“

Da hatte aber der Superintendent ein Mittel gewußt.

„Ich werde Ihnen einen ordinierten Kandidaten auswirken. Dann brauchen Sie sich wochenlang um nichts zu kümmern, bis Sie die Ruhe wiedergefunden haben.“

Und nun hatte Günther ein erstes Mal wieder das Bett verlassen und saß wohlgehütet in der Sofaecke. Die Mutter vor ihm sah immer wieder über das klappernde Strickzeug weg in ihres Jungen blasses Gesicht.

„Warum kommt eigentlich der Onkel Pfarrer nicht?“ fragte Günther. „Er hat mich ja noch gar nicht besucht. Weiß er nicht, daß ich krank gewesen bin?“

Das war die Frage, die die Mutter zu beantworten sich fürchtete. Sie legte ihr Strickzeug hin und stand auf und ging zu ihrem Jungen und setzte sich neben

ihn auf das Sofa und legte ihren Arm leise um des Jungen schmale Schultern und zog ihn an sich.

„In der Nacht, in der du hierher laufen wolltest, da hat Margret gewußt, daß du kommen würdest", sagte sie zögernd.

„Ach, Margret!" Und ein leises Schämen rötete des Knaben Wangen. „Ich habe noch gar nicht gefragt, wie es ihr geht."

Die Mutter war voller Angst vor dem, was geschehen würde. Sie konnte die Tränen nicht in ihrem Auge halten, die tropften die Wange hinab. Günther drängte sich erschrocken an seiner Mutter Seite und fragte:

„Mutter?"

„Ach, mein lieber, lieber Junge! In der Nacht, in der du draußen ganz naß und krank geworden bist, da ist Margret — o, wir müssen denken, es gehe dem Kinde von nun an sehr gut — wir — —"

„Mutter, ist Margret tot?" fragte Günther mit bebender Stimme.

Die Mutter riß ihren Jungen stürmisch an ihre Brust und bedeckte sein Gesicht mit Küssen.

„Ja, mein Junge, Margret ist tot!"

Aber als sie vom Tode sprach, dachte sie an das Leben, das sie umarmte. In ihr jubelte es hinter der Trauer:

„Aber du, du, du lebst! Wie habe ich um dich gezittert in deiner Krankheit!"

Günther war erschüttert. Es war der erste Tod, der sein weiches Herz umkrallte, aber die Mutter hielt ihn fest in ihren Armen, da weinte er heftig.

„Nicht weinen, o Günther, du mußt nicht weinen!"

Denn des Knaben schwache Augen hatten die Tränen des Heimwehs noch nicht überwunden. Aber Günther weinte lange Zeit. Dann saß er still, und die Mutter ließ ihn nicht aus ihren Augen. Sie hatte ihren Reichtum und wollte ihn nicht verlieren wie jener.

„Onkel Pfarrer soll kommen!" flüsterte Günther.

„Wir wollen zu ihm schicken!" antwortete die Mutter.

Aber der Bote meldete zurück:

„Der Herr Pfarrer wolle Günther nicht sehen!"

Da nickte die Mutter traurig; aber Günther verstand die Botschaft nicht.

Der Rekonvaleszent wurde stärker, denn die Tage waren sonnig und strahlend. Hein Reeck hatte recht, die Krankheit hatte über Günther keine Macht behalten. Die anderen lobten den Arzt und seine Einspritzungen, Hein Reeck, der Träumer, wußte viel besser, warum sein junger Herr so bald wieder gesund geworden war. Er konnte auch seinem geliebten Günther seine eigene Zuversicht einflößen, wenn Günther einen langen Brief nach Lübeck ins Krankenhaus schrieb, wo Wolf noch immer mit großem Fieber und noch größerer Langeweile lag. Er war noch im Isolierhaus und durfte darum die Briefe nicht beantworten. Hein Reeck sagte, daß er gesund werden müsse, und Hein Reeck war ein kluger Junge und tat sehr geheimnisvoll, wenn man ihn fragte, woher er das wisse. Aber weil er sich hinter großen Geheimnissen versteckte, so wußte Günther, daß Hein Reeck recht hatte. Warum quälte er dann noch seinen Vater, bis der wirklich direkt bei

dem Chefarzt des Krankenhauses anfragte? Der antwortete, Wolf habe Fieber und vielleicht versteckten Scharlach, der aber noch immer nicht zum Ausbruch gekommen war; Genaueres wisse er also selbst nicht. Hein Reeck triumphierte, Vater Hilen schüttelte den Kopf und Günther tat bald das eine, bald das andere. Drei Tage danach aber schrieb — wirklich, schrieb Wolf selbst:

„Er sei nun entlassen, ginge wieder zur Schule, sei heilfroh und hätte einen Zettel mitbekommen, daß er an keiner ansteckenden Krankheit gelitten hätte, aber Ferien, Ferien, und am Sonnabend würde die Schule geschlossen; alle freuten sie sich, bloß er wüßte noch nicht, ob er zu den langweiligen Verwandten nach Berlin fahren solle oder in Lübeck sich vier Wochen lang langweilen müsse; wenn nur erst wieder Schule wäre."

Günther las den Brief, hatte ihn mit großem Stolze geöffnet, denn er war an ihn allein und an „Herrn Günther Hilen" adressiert, und brachte ihn danach seiner Mutter und sah der Lesenden aufmerksam in das Gesicht. Die Mutter las den Anfang und sagte:

„Das ist ja sehr gut!" und fühlte die großen Augen ihres Knaben auf sich ruhen und nickte ihm lächelnd zu.

Sie las den Brief weiter, las das Ende und sprach:

„Der arme, arme Junge!"

Günther drängte sich heran und faßte ihre zarte Hand und sah ihr fragend in die lieben Augen. Die Mutter sah ihren Jungen wieder an, sann nach und fragte:

„Bekommt denn Wolf gar keinen Besuch?"

„Sein Vater ist ja in Chabarowsk in Sibirien, im Kriege", antwortete Günther.

„Und seine Mutter?" fragte Mama Hilen.

Da drängte sich der Knabe hart an ihre Knie und preßte leise die Hand, die er gefaßt hatte, und antwortete traurig:

„Die ist ja krank. Wolf sagt, sie sei in einer Anstalt oder Krankenhaus oder so etwas." Der Junge wußte nicht genau, was das bedeutete.

Da legte die Mutter erschrocken ihren Arm um des Knaben Nacken.

„Mutter!" bat der Knabe.

Die Mutter nickte.

„Aber er ist ja erst Pfingsten hier gewesen", sagte sie. Aber Günther bat wieder:

„Ach, Mutter, liebe Mutter!"

Da stand sie auf und sagte:

„So wollen wir Vater fragen."

„Ach ja, danke, danke, liebe Mutter!"

Vater war bereit, und Günther jubelte und schrieb einen Brief voll herzlichster Einladung.

„Komm, komm, komm! Wir wollen spielen und reiten; es wird großartig!"

„Freue dich doch auch, Hein!" sagte Günther. „Wolf kommt ja. Was wird der alles aufstellen! Das ahnst du gar nicht!"

Aber Hein Reeck wollte sich nicht recht darüber freuen und ging still hinweg.

Günther jedoch folgte ihm.

„Du, komm rasch! Wir wollen Hannibal satteln. Ich muß zum Onkel Pfarrer reiten. Ich will bloß noch fragen", und lief ins Haus.

Hein ging in den Stall und schirrte den Pony an.

„Bist du froh, Hannibal, daß der Wolf hierherkommt?" fragte er, als er ihm das Zaumzeug um den Kopf legte.

Hannibal liebkoste mit seinen Lippen die Hände des Knaben und schnupperte nach ihnen, in denen oft Zucker für ihn gesteckt hatte.

„Ich weiß nicht."

„Dann wird er sich gar nicht so viel mit uns abgeben", klagte Hein, und strich dem Pony die Stirnhaare glatt.

„Und am Ende will der Wolf auch reiten lernen", sagte Hannibal und schüttelte sich. „Ich bin sehr unzufrieden."

Als aber Günther Hilen in der Stalltür stand, den flimmernden Glanz der goldenen Sonne hinter sich, der seinen Körper und alle Glieder freudig und breit umstrahlte, da wieherte der treue Pony seinem Herrn entgegen; und der Reitknecht Hein Reeck freute sich, denn es war der erste Ausritt des krank Gewesenen und gesund Gewordenen, des Heimwehnarren und Heimgekehrten. Weil die Sonne strahlend am blauen Himmel stand und die Luft in trockener Wärme an den Mauern hinaufkletterte und über dem goldenen Reete zitterte, so hatte Günther die Erlaubnis zum Ausritt erhalten.

„Aber langsam reiten!"

„Auch nicht mal Trab?"

„Na, meinetwegen."

Und in freudigem Trabe klapperte das Pferdchen vom Hofe. Günther schlug mit der rosaroten Mütze nach dem Stier auf dem Torpfeiler, der ihn hatte als Reittier tragen müssen, früher, als er noch klein war. Hein Reeck sah dem Davonreitenden nach und hielt Packer am Halsband fest; der winselte und dämmte sich fast ab. Am Fenster des Herrenhauses stand der Gutsbesitzer und sah ebenso dem jungen, stolzen Reiter lange nach. Dann nahm er seine schwarze Brille von der Nase, putzte sie und sah mit verlorenen Gedanken auf das Glas.

„Wenn nur der Junge — na, meinetwegen!" flüsterte er und klammerte die Brille wieder energisch hinter den Ohren fest.

Günther ritt im Trabe die Kastanienallee hinab, über die Brücke, die das Möllner Stadtwappen trägt, am Denkmal der Freiheitskämpfer vorbei, und ließ sein Pferdchen in Schritt fallen, als der weiche Waldschatten ihn aufnahm. Die Hufe des Pferdchens schlugen lautlos den Waldboden, leise knarrte das Riemenzeug, aber die Vögel sangen und die Wildenten schnatterten auf dem See. Mit Augen, aus denen die Freude blitzend herausschoß, sah Günther um sich. Er war fern gewesen, jetzt war er daheim; er hatte gedarbt, jetzt hatte er die Fülle. Sein Sehnen stillte sich, sein Heimweh ward zur Freude und zum Besitze.

Wenn der König im Kriege ist, so ist die Hauptstadt öde, und ihre Straßen langweilen sich und liegen stille da. Aber der Tag ist gekommen, wo die Säulen

des herrlichen Tores mit dicken Guirlanden umzogen sind, wo von Blumenmastbäumen Fahnen auf die Straße herabwehen, und bunte Fahnen wallen in großartiger Bewegung aus allen Fenstern. Feuer und Dampf zischt aus großen Becken in die goldene Luft, die Köpfe der Pflastersteine sind verdeckt unter blühenden Blumen, die freudigen Tod sterben. Denn der siegreiche König kehrt heim. Zu Tausenden drängen sich die festlichen Menschlein, zu Zehntausenden dehnen sie sich in die Weite. Sie werfen die Hüte wild in die Höhe und machen die Luft von ihren Schreien zittern. Denn sie haben ihren König wieder, ihren Stolz, ihre Freude, ihr Leben.

Die Buchen flüsterten leise:

„Unser Junge, seht ihn, ist wieder da!"

Und Günther begrüßte sie. Jubel war in seinem Herzen und Hochgefühl in allen seinen Gliedern. Die waren gefangen gewesen, hatten in Krankheit und den Fesseln großer Mattigkeit gelegen. Jetzt rollte das Blut frisch in ihren Adern. Sie hatten die Welt wieder erobert.

So ritt der Knabe die Straße am See entlang, hob sich im Sattel und stieß einen Jauchzer aus, weit über die glitzernde Fläche des Wassers, das antwortete in gurgelndem Anschlag an das reetbewachsene Ufer.

Von der heiligen Opferstätte her streckten ihm Buche und Eiche, die geweihten Freunde, die Arme zum Willkommen entgegen. Günther ritt in ihre Mitte. Da hielt er mit einem scharfen Ruck den Pony an.

Unter der Buche, auf hölzerner Bank, die Arme ineinander verschränkt, Bein mit Bein gedeckt, saß der Pfarrer, der Onkel Pfarrer aus Mölln.

Günther sprang mit einem Satz aus dem Sattel. Da stand Pfarrer Freund von der Bank auf. Günther lief auf ihn zu. Da kehrte der Pfarrer Freund sich ab.

„Onkel Pfarrer!" rief Günther.

Da bedeckte der seine Augen mit der einen Hand, die andere streckte er abwehrend gegen den Knaben aus.

Aber Günther lief ihn an und klammerte sich an ihn.

„Onkel, Onkel Pfarrer!" schluchzte er leise. Da legte der langsam seine Rechte auf des Knaben schlichtes Blondhaar.

So standen sie lange. Leise flüsterte Günther:

„Margret!"

Da stieß ihn der Pfarrer von sich.

„Ja," sagte er hart, „und nun habe ich nichts mehr."

Der Junge aber ließ ihn nicht und hielt ihn fest.

„Ich — ich habe dich ja lieb!" flüsterte er rasch, und sah aus Tränen heraus zu dem Heimwehkranken empor. Der wiederholte verträumt des Knaben selige Worte:

„Du, ja, du hast mich lieb. — Laß mich, mein Junge, ich will nach Hause."

Der Pfarrer machte sich mit Anstrengung von dem Jungen los und ging den Waldweg jenseits der Brücke, die über den heiligen Bach führt, wo er bald hinter dichtem Tannengebüsch verschwand. Günther ging und weinte leise am Halse seines Ponys.

Der Pfarrer aber hastete mit großen Schritten durch den Wald. Da hatte er sich eingewühlt zu langem Schlafe in das trockene Laub der Verzweiflung; aber da war ein Lichtstrahl gekommen und hatte ihn aufgeweckt.

Natürlich hat der Knabe ihn lieb. Warum hat der Knabe mich lieb? Ich weiß es nicht. Ich sehe ihn und freue mich seines reinen Angesichtes, aber ich gehe hinweg und sehe ihn nicht. Da ist ein Kaufmann eine dunkle Nacht durchgewandert. Am Morgen tritt ihm ein zweiter Kaufmann am Waldrande entgegen, hält ihm den Diamanten hin und zeigt ihm seinen Glanz. Der erste Kaufmann, der in der Dunkelheit gesucht hat, greift zitternd nach dem Edelsteine; er darf ihn halten, verschlingt ihn mit gierigen Blicken. Sein Herz lacht und seine Hände beben. Aber der andere nimmt ihm den Diamanten und geht von dannen. Der Kaufmann, der die Nacht hindurch gewandert ist, hat sich des Steines gefreut; besaß er den Diamanten? Er geht von dannen, sein Herz aber ist voll vergeblicher Gier.

Ich liebe den Knaben, der aber ist ferne. Da liebt die Magd die scheckige Kuh auf der Wiese, die die beste Milch gibt, und sie führt sie zu dem besten Futter. Nachher kommt der Herr und nimmt sie ihr weg und verkauft sie. — „Du hast kein Recht, ihn zu lieben!" Was bin ich, daß ich mich um jenen Knaben sorge. Meine Sorge ist unnütz. Was bin ich, daß ich jenen Knaben durfte lieben? Meine Liebe geht in die Winde. Du hast kein Recht, ihn zu lieben. Er ist nicht dein eigen!"

„O, Margret!" stöhnte der Pfarrer und ballte die Fäuste und streckte die Arme weit aus. „Du nahmst mir mein Eigentum, Herrgott!"

23. Odysseus

Wenige Tage danach war Günther mit dem gelben, hochbeinigen Jagdwagen wieder in Mölln, denn in Lübeck waren die Hallen der Weisheit für vier ewige Wochen geschlossen, und die Schüler waren jauchzend in die Ferienfreude hineingesprungen. Wolf Nebben hatte sich zu den ausgelassensten Taten gerüstet, als er auf dem Bahnhof den Möllner Zug bestieg. Mit überlegenem Lächeln dachte er an die nächtliche Wanderung, als er minutenlang am großen Ratzeburger See vorbeifuhr. In den drei Minuten Aufenthalt auf dem Ratzeburger Bahnhof lief er aus seinem Abteil heraus, weil er notwendig eine Tafel Schokolade aus dem roten Automaten ziehen mußte. Er bestieg seinen Wagen wieder, als der Zug schon schnaufend weiterfahren wollte. Die Schaffner schimpften, die ihn in die Tür schoben, er aber bot ihnen lachend ein Stück Schokolade an. Er sprang vom Sitze auf, als die feste Möllner Kirche über den See weg herübergrüßte, mit doppeltem Lächeln freundlich nickend aus blauer Sommerluft und aus dem blinkenden Seespiegel. Er hatte sein Gepäck zusammengerafft und die Türklinke in der Hand, als der Zug an den ersten Häusern von Mölln vorbeifuhr. Ein alter Herr hielt ihn ängstlich an der Bluse fest. Aber der Zug stand kaum, da war auch der Junge draußen. Er schwenkte seine Mütze und rief seinem Freunde, der jenseits der Schranke wartete, ein lautes „Hurra!" zu. Das Gepäck schleuderte er auf den Jagdwagen. Hein Reeck sollte bei der Mühlenbrücke warten. Arm

in Arm schlenderten die beiden Freunde im Schatten der Linden die lange Hauptstraße Möllns zur Pfarre hin.

„Ferien, Onkel, Ferien!“ rief Günther dem Pfarrer entgegen; der hielt Wolfs Hand fest.

„Dann müßt ihr euch ja freuen,“ sagte er.

„Das wollen wir auch!“ rief Günther. „Wir wollen riesig froh sein.“

„Ja“, antwortete der Pfarrer still. „Ihr könnt euch ja noch freuen.“

Da schwiegen die Knaben.

Der Pfarrer hielt noch Wolfs Hand in der seinen.

„Du bist ja wohl auch krank gewesen?“ fragte er.

„Ja“, antwortete Wolf, „ich habe furchtbar hohes Fieber gehabt.“

„Gott ist sehr gnädig“, sprach der Pfarrer bitter. Er sprach es wohl nur zu sich selbst. „Mir hat er in seiner Güte das Kind genommen. Nicht wahr, wir müssen ihm alle sehr dankbar sein.“

Aber die Bitterkeit war ein eisiger Hauch für den knospenden Frohsinn der Knaben. Günther schaute den Pfarrer mit großen, erschreckten Augen an, in denen Pfarrer Freund die Angst erblickte.

Ein Knabe folgte der Hand seines Führers. Er hatte sie fest gefaßt und ließ sich willig leiten, denn er sah die ebenen Wege, die er geführt wurde; er sah Blumen am Rande und Reichtümer zu seinen Füßen, er wußte, daß er auf guten, sicheren Pfaden zu einem Ziele geleitet wurde, das er nicht kannte, aber liebte, weil sein väterlicher Freund ihn weise dorthin führte. Und er hatte sein ganzes Leben in die Hand seines Führers gelegt. Wenn er zu ihm aufblickte, begegnete er einem freundlichen Auge; wenn er sich umschaute, sah er Herrlichkeit und stillen Frieden. Jetzt schaute er auf und schaute in einen Abgrund hinein. Dorthin führte sein Führer. Da zuckte seine Hand in der Hand seines Führers, seine Füße erstarrten in eisigem Schrecken, und seine Augen wurden groß in Angst. Das sah der Pfarrer und sah, daß er ein Führer war. Das hatte er in Kummer und Verzweiflung vergessen. Die Verzweiflung hatte ihn gepackt, als ihm sein Liebling aus der leitenden Hand gerissen wurde. Die Verzweiflung war gewachsen und in seinem Herzen mächtig geworden, als er sich von der Liebe verlassen sah und glaubte, allein zu sein. Er war zum Führer in der Welt geboren. Nun sah er seine Hände leer und sein Amt verwaist und sein Leben zwecklos. Da achtete er nicht auf den Weg, den sein irrender Fuß stolperte, und merkte nicht darauf, daß er in eine Steinwüste geriet. So kam er an den Abgrund. Da aber zuckte die Hand des Knaben, dem er auch ein Führer war. Und er ward mit freudigem Schrecken gewahr, daß er noch eine Arbeit zu leisten hatte. Ihm war sein Leben verhaßt und sein Weg gleichgültig geworden. An dem Zucken der Knabenhand aber und an der Angst, die in den großen Knabenaugen brannte, merkte er, daß er nicht allein ging, daß er noch ein Vertrauen in der Welt zu verscherzen hatte, und es schauderte ihn seines Weges, und es grauste ihm vor dem Abgrund, denn er wußte, daß er nicht allein fallen konnte.

Er hatte die Hand Wolfs losgelassen. Jetzt legte er beide Hände auf die Köpfe der Knaben und sprach leise:

„Ihr müßt mich oft besuchen kommen, Jungen, auch wenn ihr fröhlich seid."

„Du sollst auch nach Sophienhof kommen, hat Mutter gesagt", antwortete Günther.

„Ich will kommen, aber jetzt müßt ihr gehen."

Er sah den Knaben nach, als sie aus der Tür gingen und stand mitten in seiner Stube. Als er aber die Glocke der Haustür schellen hörte, ging er hastig an das Fenster, um noch einen Blick den Knaben nachwerfen zu können. Die gingen quer über die Straße und stiegen die steile Treppe zum Kirchhof hinan. Günther brachte seinen Freund an das kleine, frische, blumenüberschüttete Grab seiner Freundin.

Als der Pfarrer das sah, stand zum erstenmal eine Träne in seinem Auge.

„Herrgott, willst du mir doch gnädig sein?" flüsterte er.

Die Knaben blieben eine kurze Zeit an Margrets Grab, dann aber liefen sie durch die holprigen Straßen der alten Stadt, bis sie Hein Reeck mit dem Wagen trafen, und im Rattern der Räder kam ihnen der Frohsinn zurück. Es waren ja Ferien, Ferien, vier endlose Wochen fröhliche Ferien.

Beim Mittagessen in Sophienhof mußte Wolf Nedden, der anfangs noch ein wenig verlegen auf der Hälfte seines Stuhles saß, von der nächtlichen Heimwehwanderung erzählen, und er tat es in seiner Weise. Es gab keinen zweiten Knaben unter den fünfhundert Schülern des Katharineums in Lübeck, der so gut erzählen konnte wie Wolf Nedden. Er besaß eine prächtige Anschaulichkeit. Diese Erzählerkunst war der Grund, warum der Untertertianerhäuptling, der Doktor, allewege behauptete, aus Wolf Nedden würde noch einmal etwas Gutes werden, man werde sich einmal den Namen dieses Livländers merken müssen.

Nach dem Mittagessen aber wurde Hannibal aus dem Stall gezogen. Der Pony war mißtrauisch, als er noch eine zweite rosarote Mütze auf dem Hof leuchten sah, aber zuerst ritt ihn Günther und ritt alle Gangarten. Sein Herz schwellte in mächtigem Stolze, denn er konnte sich zeigen. Dann aber stieg Günther ab. Hannibal sah mit großen Bedenken die zweite hellrote Mütze herannahen. Er wich seitwärts aus, aber sein junger Herr hielt ihn fest. Hannibal schnaufte, als Wolf auf seinen Rücken kletterte.

„So mußt du die Zügel halten", sagte Günther und zeigte die Kunst mit großer Wichtigkeit.

Dann führte er den Pony im Schritt um den Hof.

„Das ist gar nichts. Ich kann gleich reiten!" prahlte Wolf.

Hannibal trabte, als Günther, immer die Hand am Zügel dicht am Maule, zu laufen begann.

„Das stuckt. Aber das ist gar nichts. Laß los!" forderte Wolf.

Günther ließ los, und Hannibal fiel in langsamen Tritt. Wolf schlug mit dem Zügel.

„Nanu?" fragte Hannibal. „Das ist doch keine Art."

Wolf hämmerte mit den Hacken in die Weichen.

„Du kitzelst mich", sagte Hannibal, aber er trabte wieder an.

Wolf hatte die Beine dicht um den Bauch des Pferdes gepreßt und hielt sie etwas, und dieses Etwas zu weit nach hinten über.

„Er kitzelt mich noch immer", sagte Hannibal zu Packer, der neben Günther auf der Erde lag und die Zunge heraushängen ließ. „Paß mal auf, Packer!"

Der Hund stand auf und lief neben dem ungleichmäßig trabenden Pony einher.

„Du wirst doch nicht?" warnte er.

„Was werde ich nicht? Der unvernünftige Junge kitzelt mich!" rief Hannibal sehr unwillig.

„Laß sein!" bellte Packer. „Du tust ihm die Knochen weh."

„Ach wo, und er kitzelt mich!"

Dabei blieb Hannibal, aber er trabte doch in engeren Kreisen um den Hof, enger um den trockenen Düngerhaufen herum.

Als Packer das merkte, legte er sich beruhigt wieder neben seinen jungen Herrn, blinzelte aber listig vergnügt zu ihm empor und schlug die Erde mit dem Schwanze.

Wolf zerrte an dem Zügel, denn er wollte von dem Misthaufen hinweg. Da galoppierte Hannibal tückisch an und warf die Hinterbeine in die Höhe. Wolf zog die Beine hoch und verlor die Steigbügel. Hannibal galoppierte weiter, und Wolf hielt sich am Sattelknopf, um nicht vornüber zu fallen. Hannibal machte einen tückischen Seitensprung mitten auf den Düngerhaufen. Packer sprang auf und kläffte laut.

Günther und Hein Reeck von der Stalltür liefen herbei. Wolf aber las seine Gliedmaßen vom Düngerhaufen auf.

„Das Biest!" rief er grimmig. Da aber lachten ihn die anderen alle vier herzlich aus. Bis Packer, der vernünftige braune Jagdhund, zu dem Pony sagte:

„Hilft dir doch nichts, Hannibal. Morgen reitet er doch wieder."

„Schad't nicht!" antwortete das Pferdchen kriegslustig.

Vater Hilen hatte den Scherz mit angesehen und sparte nicht mit dem Spotte. Wolf aber wehrte sich.

Drei Wochen lang waren die Freunde getrennt gewesen. Sie hatten sich im gemeinsamen Schlafzimmer sehr viel zu erzählen, bis ihnen mitten im Worte die Augen zufielen.

Durch das offene Fenster drangen am Morgen ganz anders als in der Vorstadtstraße von Lübeck die Stimmen der erwachenden Welt. Da hatten zwei Hähne gewettet, wer am lautesten krähen könne und am schönsten singen. Ein Lied nach dem andern und einen Kriegsruf nach dem andern stießen sie aus. Das Publikum lauschte und hielt mit seinem Urteil nicht zurück. In zwei feindliche Lager war es gespalten und gackerte wild gegen einander an. Die Enten wurden zornig darüber und schnatterten dazwischen:

„All Quatsch!"

Die Spatzen kehrten sich nicht an den Sängerkrieg, denn sie verstanden gar nichts von den schönen Künsten. Sie hatten die Politik auf Sophienhof gepachtet und hielten einen Reichstag gerade unter dem Kammerfenster der Knaben ab.

Ein jeder war der beste Redner und hörte sich gern. Die andern waren alle Dummköpfe und mußten überschrien werden. Eine Krähe saß auf dem nächsten Kastanienbaum und wollte Präsident spielen. Da vereinigten sich alle Reichstagsabgeordneten und überschütteten den schwarzen Präsidenten mit neidischen Schimpfwörtern. Nicht enden wollte der Sturm.

Auf der Scheune, auf dem First des Strohdaches, saß Vogel Bülow und pfiff der Sonne entgegen. Er war unermüdlich, den Psalm des aufgehenden Morgens auf seiner weichen Flöte zu begleiten. Aus dem Stall heraus brüllten die Kühe nach dem ersten Futter. Des Verwalters mächtige Stimme kommandierte über den Hof weg. Ein Wagen rasselte fort.

Günther schlief. Aber Wolf hob den Kopf und trank die Musik des Lebens. Er schüttelte den Bann des Schlafes von seinen Gliedern. Einen Blick mußte er in die laute Welt hinaus tun. Er stand behutsam auf und schlich zum offenen Fenster. Von draußen lachte ihm die Sonne entgegen. Da kleidete er sich rasch an. Günther schlief noch, als er die Kammer verließ. Im oberen Stock des Herrenhauses war noch alles still. Aber unten hörte er die erste Arbeit der Küche. Die Haustür stand offen. Eine Weile sah er von der Freitreppe aus die Hast des Hofes. Dann stieg er hinab und ging in den Garten. Dort war er gestern noch nicht gewesen. Von den Pfingstferien her kannte er ihn ja, aber heute morgen war ihm doch alles wieder neu. Der Entdecker trieb ihn über den Garten hinaus bis an den Lüttower See. Der lag in stummer Pracht vor ihm und flimmerte in der Morgensonne. Im Sande des Ufers aber lag ein Boot, und zwei Riemen lagen darin.

„Das ist fein", dachte Wolf, und schob das Boot, dessen Kiel auf dem Sande knirschte, ins Wasser. Dann sprang er nach und ruderte in den See hinaus. Er holte mit den beiden Riemen mächtig aus und war bald eine weite Strecke in den See gefahren.

Da sah er einen Knecht am Ufer stehen und gewaltig mit beiden Armen winken. Der Knecht legte auch die Hände hohl vor seinen Mund und schrie hindurch. Aber Wolf war schon zu weit auf dem See, als daß ihn seine Stimme erreichen konnte.

„Du sollst wahrscheinlich schon umkehren", dachte Wolf, aber er hatte dazu wenig Lust. Deshalb beugte er sich tief nieder und versteckte sich vor den Augen des Knechtes in dem Boote. Die Riemen hatte er dabei beide losgelassen. Erst nach einer langen Weile schielte er wieder über den Rand des Bootes nach dem Ufer hin. Da sah er den Knecht weggehen und nach dem Hofe zu verschwinden.

„Gott sei Dank," dachte er, „Bootfahren ist doch zu schön."

Aber das Letzte dachte er nicht mehr lange, denn als er wieder zu den Riemen greifen wollte, waren sie beide verschwunden. Sie trieben still hinter ihm auf dem See. Verzweifelt und traurig blickte er ihnen nach und suchte dann im Boote nach einem Ersatz.

„War da vorhin auch schon Wasser im Boot?" dachte er entsetzt.

Nach langem Suchen fand er einen Knüppel unter einer Bank des Bootes. Damit versuchte er zu rudern. Das ging aber jämmerlich schlecht. Betrübt sah er auf den See und ins Boot.

„Da ist schon wieder mehr Wasser!“ murmelte er voller Angst.

Und da vorn sah er auch an der Seite des Bootes lustig das Wasser hereinsickern. Er ging rasch zu der Stelle und verstopfte sie mit einem Finger der linken Hand. Aber genau an der anderen Bootswand war auch solch eine schadhafte Stelle. Da legte Wolf seine rechte Hand darauf. Aber nun wieder vorn im Boot, ach Gott, überall sickerte das Wasser durch. Das also hatte der Knecht gewollt. Wenn er doch gehört hätte!

Er setzte sich auf die Bank des Bootes und faltete angstvoll die Hände. Er stand aufrecht im Boote, sah sich sorglich nach allen Seiten um, aber sah keinen Menschen, der helfen konnte. Er legte die Hand an den Mund und schrie laut:

„Zu Hilfe!“

Nur das Echo der Waldwand antwortete ihm. Er griff wieder zu dem knorrigen Knüppel und versuchte zu rudern. Das ging entsetzlich langsam. Das Boot war vom eindringenden Wasser viel zu schwer geworden, als daß es sich fortbewegt hätte. Und immer mehr Wasser drang ein, und immer schneller drang das Wasser durch immer neue Ritzen, Löcher, Fugen, und füllte das Boot.

Da warf Wolf zornig den Knüppel mitten in den See. Trostlos setzte er sich auf die Bank und sann nach. Dann zog er langsam seine Stiefel und Strümpfe aus. Unter einer niedrigen Bank des Bootes, die schon im Wasser lag, stopfte er sie fest. Dann zog er langsam die Bluse aus und entkleidete sich weiter. Hose und Bluse ballte er dicht zusammen und stopfte sie auch unter der Bank fest, wo seine Stiefel und Strümpfe waren. Zuletzt stand er auf und zog sein Hemd über den Kopf und rollte das zusammen und stopfte es unter der Bank des Bootes fest. Und stand in seiner prächtigen jungen Nacktheit inmitten der Morgensonne und des Wassers. Ein Düker nebenan und eine Krähe über ihm lachten.

Noch stand der Knabe, dann sprang er über Bord. Hoch auf spritzte und sprühte und glitzerte das Wasser. Dann schwamm Wolf mit kräftigen Stößen dem Ufer zu, wo das Herrenhaus von Sophienhof herüberleuchtete. Zehn Minuten wohl mußte der Knabe schwimmen. Das ermüdete ihn nicht sonderlich. Er hatte in Lübeck sich im Krähenteiche oft geübt.

Dann stand er im Schilf des Ufers, spähte vorsichtig nach allen Seiten, sah, daß die Luft rein und kein menschliches Wesen in der Nähe war, und lief dann, so rasch er konnte, und ob auch die Steinchen seinen weichen Fußsohlen schmerzten, dem Garten zu. Und dort, gleich am Eingang, verkroch er sich hinter einem dichten Fliederbusch — und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Er konnte nicht mehr tun und nichts anderes tun als warten. Aber es war furchtbar, in blendender Nacktheit zu warten. Wann endlich würde jemand kommen und ihn erlösen?

Unterdessen war Günther aufgewacht und hatte Wolf vermißt, war eiligst in seine Kleider gefahren, aber auch im Frühstückszimmer war der Freund nicht. Die Eltern saßen da.

„Guten Morgen!“ sagte Günther. „Wo ist Wolf?“

„Ist er schon weg?“ fragte Mutter Hilen erstaunt.

„Dann muß ich ihn suchen“, sagte Günther und lief hinaus.

Le moulin de St Anne Termuiden .(Hollande)



A. Demarle

Durch alle Ställe lief er und fand nicht. In die Kastanienallee lief er hinaus und fand nicht. Da lief er in den Garten und suchte.

Wolf hörte die Schritte auf dem Sande knirschen. Er wollte aufspringen und rufen. Da kam ihm der schreckliche Gedanke:

„Wenn es nun Frau Hilen ist?“

Und er verkroch sich noch dichter hinter seinem Busche und verfluchte sein Mißgeschick und sein Frühaufstehen und sein ganzes Dasein.

Da vernahm er Günthers Stimme, die seinen Namen rief. Das erlöste ihn, und er rief laut.

Günther wälzte sich vor Lachen, als er die ganze großartige Geschichte vernahm und prustete, als er Wolfs zweiten Anzug und Wäsche von seiner Mutter forderte.

Mit dieser Geschichte wurde Wolf noch nach Jahren lachend aufgezogen. An diesem Morgen aber konnte Vater Hilen sich kein Genüge tun.

„Herbei, o du herrlicher Dulder Odysseus!“ rief er dem über und über brennend roten Wolf entgegen. Er lachte Tränen. Die Mutter aber strich lächelnd eine süße Honigsemmel und reichte sie dem Knaben.

„Da, iß!“ Und Wolf verbiß seine Verlegenheit und Scham.

Boot und Kleider und Riemen holten die Knechte nachher mit einem sicheren Boote an das Ufer.

24. Erwachen

Schon an diesem Nachmittage kam Pfarrer Freund seit mehr als drei Wochen, seit Margret gestorben war, zum ersten Male nach Sophienhof. Zu Hause in Mölln saß die Pfarrfrau am Fenster, das über die Straße weg nach dem Kirchhof und nach den Blumen des kleinen Grabes ausschaute, über ihrem Strickstrumpf und ließ die blitzenden, eilfertigen Nadeln sinken und seufzte leicht:

„Gott sei Dank, daß er wieder so weit ist!“

Dann stand sie auf, brachte das Kaffeegeschirr in Ordnung, legte zwei Stücke Zucker mehr auf die Schale und ließ durch das Mädchen Kuchen vom Bäcker holen, und trug danach den Kaffee selbst die knarrende Treppe hinauf, wo in der Giebelstube der junge Kandidat, der den Pfarrer während seiner Krankheit vertreten sollte, am Schreibtisch über einer neuen Predigt brütete. Sie ließ sonst das Mädchen hinaufgehen, denn sie wagte sich nicht in den Bereich des jungen Gottesgelehrten — der war ein Zeus, in dräuende Wolken gehüllt, und sein Zimmer war mit blauer Luft dick angefüllt. Auch heute lag eine schwere Wolkenbank in halber Höhe des Zimmers. Die Frau Pastorin hustete, als sie die Tür nun öffnete.

„Wie können Sie nur ewig rauchen?“ fragte sie vorwurfsvoll.

Der Kandidat sprang auf und stellte die lange Pfeife in die Ecke.

„Da kommen mir die sanftesten Gedanken. Predigt machen ist furchtbar schwer. — Sie sind sehr liebenswürdig, daß Sie sich selbst bemühen, Frau Pastorin!“

Als er die Kuchen bemerkte, fragte er:

„Ist denn heute ein Geburtstag, den ich sträflich versäumt habe?“



„Nein“, antwortete Frau Pastor, aber ein stilles Glück lag auf ihrem Gesichte. „Mein Mann ist heute nach Sophienhof gegangen.“

„O, dann wird alles wieder gut“, sagte der Kandidat, aus dessen Stimme die ehrliche Freude hervorklang.

Der Pfarrer wurde in Sophienhof mit großer Freude empfangen. Aber die Freude war heimlich. Nur daß Vater Hilens Händedruck ein wenig stärker war als sonst, und nur daß der Mutter Auge ein wenig länger in dem blassen Gesicht des Hausfreundes las. Die Liebe ist sanft und verbirgt eine Freude, die kränken kann.

Willst du einen Menschen festhalten auf falschen Wegen, so sag ihm, daß er falsche Wege wandelt. Dann wird Eigensinn ihn hindern, umzukehren.

Die Knaben waren beide zugegen, denn auch auf Sophienhof saß man am Nachmittagskaffeetisch. Und weil die Kinder immer der Mittelpunkt sind alles elterlichen Denkens, so redeten sie auch hier bald von den Kindern. Zwar wollte Mutter Hilen nicht an Kinderlust und Elternfreude erinnern, denn sie dachte an den Tod des einen Kindes. Die Zentripetalkraft war doch zu groß. Weil die Knaben angeredet wurden, so hatten auch bald die Knaben das Wort. Und wenn die irgendwo das Wort hatten, dann hatte es allemal Wolf. Nach Lübeck und der Schule wurden die Knaben gefragt. So erzählte denn Wolf von seinem Ordinarius, dem Doktor. Günther stimmte freudig ein.

„Wenn ich das nächste Mal eine Zwei im Französischen habe, will er mir eine Tafel Schokolade geben“, sagte Wolf.

„Und neulich, in der Geographiestunde, hat er ein paar Bonbons in die Klasse geworfen“, rief Günther.

„Das ist ja wie in der Mädchenschule“, spottete Vater Hilen.

„Ach nein“, sagte Wolf. „Die Bonbons hat er von einem Lehrer geschenkt bekommen, der gerade Husten hatte.“

„Wir tun alles, was er sagt“, meinte Günther.

„Ist er denn so streng?“ fragte der Pfarrer.

„Streng? Ach wo!“ rief Wolf. „Aber wissen Sie, er sieht einen so an —“

„Ja, und dann machst du dich ganz krumm,“ sagte Günther eifrig, „und dann kannst du gar nicht sehen, wie er leise lächelt.“

„Muß er dich so oft ansehen?“ fragte Mutter Hilen und lächelte selbst.

„Aber Günther auch“, sprach Wolf, Röte im Gesicht. „Weißt du noch, wie du bei der Brillenschlange mit der Bank geknarrt hattest?“

„Petzer!“ rief Günther entrüstet.

„Das ist gar kein Ansagen.“ So verteidigte sich Wolf.

„Doch!“ rief Günther.

„Wer ist denn die Brillenschlange?“ fragte der Vater.

Da lachten die Jungen, und Wolf sagte:

„Das ist der Mathematiklehrer. Der ist unglaublich komisch.“

„Kannst du denn Mathematik?“ fragte der Pfarrer.

„Nein, gar nicht“, erwiderte Wolf fröhlich.

„Was sagt denn der Doktor dazu?“

„Ach, der sagte, Cäsar und Bismarck und alle großen Leute hätten rechnen können."

„Na, und du?"

„Ja, ich strenge mich nun auch furchtbar an, aber es ist alles so schwer. Ich kann es immer gar nicht begreifen. Und wenn die Brillenschlange an der Tafel steht und wischt sich die Kreidefinger ab, und sein Rock fliegt dann so, dann muß ich lachen. Und dann weiß ich immer gar nichts."

„Und bei dem machst du auch Unsinn, Günther?" fragte Mutter Hilen vorwurfsvoll.

Da aber beeilte sich Wolf, seinen Freund zu verteidigen.

„Ach, bloß einmal. Und wie dann der Doktor ihn vorkriegte, da hat er es nie wieder getan."

„So etwas darfst du auch nicht tun, Günther. Du bist doch immer ein artiger Junge", mahnte die Mutter.

„Nein, wir haben den Doktor furchtbar gern", rief Wolf begeistert.

„Du auch, Günther?" fragte der Onkel Pfarrer. Sein Gesicht war langsam finster geworden.

„Ja", antwortete Günther schlicht und aufrichtig.

„Wenn wir etwas gemacht haben," sagte Wolf und fuhr in seiner begeisterten Lobrede fort, „dann sagt er bloß: Und ich habe dich doch lieb, und du bist doch mein guter Junge! — Und dann dürfen wir das doch gar nicht wieder tun."

„Und dann legt er seine langen, dünnen Hände ganz fest um unsern Hals, und zuletzt nimmt er unsern ganzen Kopf zwischen seine Hände."

„Dann habt ihr wohl alle sehr gern bei ihm —"

„Ach ja —", und Wolfs Augen leuchteten.

„Geschichte!" Günther nickte ihm zu.

Und dann wurde weiter erzählt. Nacheinander, durcheinander sprachen die beiden. Von der Geschichte, und wie er von Arminius geredet habe. Und manchmal, dann merkten sie erst nach der Stunde, daß mitten in seiner Erzählung ein großer Witz gewesen sei. Von der deutschen Stunde und vom Nibelungenlied. Von den Klassenspaziergängen und von des Doktors Geburtstag.

Vom Doktor, Doktor und immer wieder vom Doktor.

Bis der Pfarrer, der zuletzt ganz stumm geworden war, daß Mutter Hilen ihn manchmal verstohlen von der Seite und verwundert betrachtete, aufstand und heimging.

Es waren keine frohen Gedanken, die den Pfarrer in den Buchenwald hinein begleiteten. Aber es waren doch keine schwächlichen, feigen Gedanken mehr, die ihn quälten. Es waren starke Gedanken, die vor seinen Augen einen wilden Gaukeltanz tanzten. Es stürmte fast wie Haß durch seinen Kopf. Er haßte den Doktor. Dieser Mann, dieser Fremdling, er wagte es, sich die Liebe des Knaben, seines Knaben zu erwerben. Die Jungen liebten ihn, liebten ihn. Der Lehrer hatte ihm die Liebe Günthers gestohlen. Das waren so sonnige Tage gewesen, wenn er den Jungen in seinem Studierzimmer hatte, wenn er ihn auf langen Spaziergängen goldene Weisheit lehrte. Und nun hatte der Fremde ihn in seiner Hand. Sein

Glück war es gewesen, wenn er die Seele des Knaben nach seiner Seele formen konnte. Und des Knaben Seele war rein und weich und bildsam unter seinen Händen, wie wenn der Künstler aus nassem Thon seine herrlichen Ideen zu begeisternden Gestalten erweckt. Nun konnte der Fremde mit dem Knaben machen, was er wollte. Der Gedanke ward ihm zur Qual. Er hatte auch gearbeitet an dem Knaben, mit Fleiß gearbeitet, und hatte doch auch Erfolg gehabt. Nun hatte ein anderer den Lohn seiner Arbeit. Er hatte den Knaben abgegeben, für immer abgegeben. Einen Schatz einem Fremden überlassen, einem Mietling, der seinen Sold empfing! Wie wird der Knabe wachsen unter den Händen und den Augen des Fremden, wie wird er groß und stark werden und ein Held! Heilig müssen die Hände des Fremden sein, denn sie dürfen ein heiliges Werk tun. Aber selig, selig sind sie. Leuchten wird sein Auge, wenn er des Knaben reine Gestalt sieht. Wie in einem ewigen Feste wird der Fremde einherschreiten. Er darf es! Eine Gewalt ist dem Fremden gegeben, Gewalt über einen Tempel — und ihm hat die Gewalt gehört! Ein Reichtum ist ihm überantwortet, an dessen Glanz er sich freuen darf — und ihm ist der Reichtum genommen! Was nützt es, den Knaben zu lieben? Er hat keinen Einfluß auf seine Seele. Ein anderer bildet sie. Ein anderer, anderer, immer ein anderer! Und kann der es denn so gut machen, wie er selbst es tat und hätte tun können? Konnte denn der andere den Knaben lieben mit der Kraft seiner Liebe? Aber der Knabe liebte ihn, ihn, den Fremden — und hatte doch ihn geliebt! Das war in jenen glücklichen Tagen. Nun war eine andere Liebe in dem Herzen des Jungen und verdrängte die alte, die ihm gehörte. Wie bald wird er dich vergessen haben, hat er dich vergessen! Und daran ist der Fremde schuld. Warum liebten ihn die Jungen? Was soll ich tun, daß er mich nicht ganz vergißt? Eifersüchtig war er, eifersüchtig auf den Doktor, den die Knaben liebten.

Die Eifersucht ist eine Kraft, und wo Kraft ist, da zergeht die Schwäche, die in der Verzweiflung auf dem Pfarrer lastete. Eifersucht ist Liebe, und Liebe ist der Mut zum Leben.

Der Pfarrer richtete sich stramm auf.

„Sehen will ich," rief er laut in die Bäume hinauf, „ob du mich ganz verdrängt hast!"

Ein paar Tage danach waren die Knaben wieder beim Pfarrer. Mutter Hilen hatte sie in ihrer Weisheit geschickt. Und wieder sprachen die Knaben von ihrem jungen Klassenlehrer. Der Pfarrer hörte still zu. Der Unwille wollte wieder vor ihm aufsteigen, und die Eifersucht machte sein Herz klopfen, aber er beherrschte sein Herz und die Mienen seines Gesichtes. Da rief Günther begeistert aus:

„Weißt du, er ist fast so wie du!"

„Fast — so —" stammelte der Pfarrer. Sein Auge blinzelte vor der Fülle des Lichtes, das ihn plötzlich getroffen.

„Fast so gut wie du, Onkel!" rief Günther.

„Ich werde sehen, ob du mich ganz verdrängt hast!" dachte der Pfarrer.

Ein andermal gingen die Freunde mit dem Pfarrer im Walde spazieren.

„Ist das wahr," fragte Wolf plötzlich, denn ihm kamen oft Gedanken, die weit ab vom Wege lagen, und er hatte es noch nicht gelernt, seine Gedanken still zu denken. „Ist das alles wahr, was der Herr Professor in der Religionsstunde erzählt, das vom Turmbau von Babel und so?"

„Wieso?" fragte der Pfarrer.

Wolf erklärte:

„Ja, wenn nun der Herr Professor erzählt, und das kann doch gar nicht wahr sein, das mit den vielen Sprachen, und dann müssen wir alles auswendig lernen und müssen alles genau wieder erzählen, und ich glaube das doch nicht. Und — warum muß man das eigentlich alles lernen? Und dann mit Adam und Eva und mit der Schöpfung. Der Doktor hat in der Geographie mal gesagt, aber das habe ich auch nicht ordentlich verstanden, weil, sehen Sie, das war so ganz anders. Aber eins kann doch bloß wahr sein. Und das aus dem Religionsbuch müssen wir alles auswendig lernen."

Der Pfarrer nickte und sah aufmerksam in die großen Augen des Knaben, der nach Wissen verlangte. Dann fragte er:

„Und du, Günther? Ist dir alles recht gewesen, was der Herr Professor erzählte?"

„Ach, ich kann ja keine Religion," antwortete Günther. „Da habe ich auch bloß eine Drei. Und der Professor sagt, das wäre so schlimm, als anderswo eine blanke Vier."

„Hast du auch immer gut aufgepaßt?" fragte der Pfarrer.

Günther zögerte.

„Ja — sieh mal. Die Geschichten, die er erzählt, kenne ich ja alle, aber er erzählt sie ganz anders als du."

„Sind es denn andere Geschichten?" fragte wieder der Pfarrer.

„Ach nein, ganz dieselben", antwortete Günther. „Aber er sagt das doch anders als du. Und dann denke ich an Haus und denke, wie du das alles erzählt hast, Onkel, und — ja, und dann — wenn er mich dann fragt — habe ich nicht aufgepaßt."

Der Pfarrer nickte, aber ein Lächeln lag in seinen Augen.

„Dann bekommst du Schelte", sagte er.

„Nein", antwortete Günther schnell. „Er wird ärgerlich, aber schelten tut er nicht."

Und Wolf sprach dazwischen:

„Er hat mal gesagt, das schicke sich nicht für eine Religionsstunde."

Der Pfarrer lachte leise, dann sprach er zu Wolf:

„Kennst du das Märchen vom Dornröschen?"

„Ja, natürlich," sagte Wolf. „Es war einmal —"

„Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch", so fuhr der Pfarrer fort zu erzählen.

Die Knaben lachten.

„Weißt du, warum die Deutschen das Märchen gemacht haben?"

„Ja", antwortete Wolf freudig. „Das hat der Doktor uns erzählt."

Wieder der Doktor, aber der Pfarrer konnte den Namen ruhig hören. Hier war ja eine Aufgabe für ihn.

„Das war, als wir Siegfried hatten", sagte Günther.

„Ja", sprach Wolf wieder, stolz, seine Weisheit zeigen zu können. „Das haben die Deutschen gedichtet, weil im Winter die Erde schläft und die Sonne sie im Frühling wachküßt."

„Warum haben sie denn aber nicht einfach gesagt: Der Frühling vertreibt den Winter?" fragte der Pfarrer.

Da fand Wolf zu des Pfarrers Verwunderung eine gute Antwort.

„Das klingt doch viel schöner mit Dornröschen", sagte er.

„Na, siehst du", sprach der Pfarrer. „So ist es in der Religion auch. Gott ist so mächtig, daß er mit uns machen kann, was er will. Und die Erde hat er auch gemacht. Aber wie er sie gemacht hat, das wissen wir alle nicht. Die Juden wußten es auch nicht. Wenn nun einer sagte: Gott hat die Erde gemacht, dann klang das so trocken. Und darum machten sie die ganze schöne Geschichte."

Es setzte eine große Pause. Nur Günther sprach mal triumphierend:

„Habe ich's nicht gesagt, du solltest den Onkel Pastor fragen?" Und zu dem Pfarrer sprach er: „Ich hab's ihm auch schon so erklärt."

Wolf aber sprach entrüstet:

„Ach was, du hast bloß gequatscht. Und da konnte ich nicht klug daraus werden."

Die drei gingen weiter im Buchenwalde. Durch die Stämme sahen sie zu ihren Füßen den Lüttower See und jenseits der schimmernden Fläche das Herrenhaus von Sophienhof, auf das sie zustrebten.

Nach einer langen Weile sprach Wolf wieder:

„Ja, aber die Geschichte mit dem Turmbau zu Babel. Haben sie die auch bloß gemacht, weil es schön klingt?"

„Jawohl", sagte der Pastor. „Hat Günther dir einmal die Geschichte erzählt, weshalb die Hunde und die Katzen sich spinnefeind sind?"

Wolf lachte wieder, und Günther rief:

„Der Hund hat den Elefanten holen sollen, und sollte ihn an seinem Buckel erkennen, und da hat er die Katze gebracht."

Und der Pfarrer erklärte:

„Die Leute sahen alle, daß Hund und Katze sich feind waren, aber sie wußten nicht, warum. Da machten sie diese Geschichte."

„Ja, aber glaubten sie das denn wirklich so?" fragte Wolf.

„I bewahre. Aber sie brauchten doch nun nicht zu sagen, daß sie es nicht wußten. Denn das sagt kein Mensch gern. Und weil sie es immer wieder so sagten, so haben sie es schließlich gar selbst geglaubt."

Auf Wolfs Gesicht lag tiefes Nachdenken. Dann rief er strahlend:

„Ach so. Und die Juden wollten sagen, warum die Menschen so viele Sprachen redeten."

Der Pfarrer freute sich über den geweckten Knaben.

Damit waren die drei in Sophienhof angekommen.

Die Knaben folgten der Mutter in den Garten. Der Vater fürchtete sich vor den Stichen der Sonnenstrahlen. Er klagte über Augenschmerzen. Der Pfarrer blieb bei ihm in der dämmrigen Stube.

„Wie haben Sie den Mut, dem Unglück ins Auge zu sehen?“ fragte der Pfarrer. Er schämte sich, so ganz fremdes Leid vergessen zu haben.

Der Gutsbesitzer Hilen aber antwortete — ein Lächeln spielte um seine Mundwinkel, und seine Stimme klang fest in ruhigem Baß —:

„Weil ich meinen Knaben habe, so habe ich diesen Mut. Weil mein Junge sich anders seines Vaters schämen müßte, so habe ich den Mut in meine beiden Hände genommen. Weil mein lieber Günther an seinem Vater den Charakter bilden soll und nichts Häßliches an ihm sehen darf, so habe ich die Feigheit weit von mir geworfen. Mein Junge nur, das allein ist mein ganzes Glück.“

So sprach Vater Hilen.

Aber der Pfarrer fragte, erschreckt von der Größe seines Ausblickes, weiter:

„Und empfinden Sie gar nicht das Schreckliche Ihres Schicksals?“

Da antwortete der Gutsbesitzer:

„Was ist Schreckliches an meinem Schicksal, lieber Freund, daß ich mich fürchten soll? Ich werde blind werden. Gut. — Werde ich nicht alles sehen mit den Augen meines Knaben? Ich werde kraftlos sein und meine Arbeit nicht mehr leisten können. Gut. — Werde ich nicht alles tun mit den Armen meines Jungen? Wie kann ich traurig sein, wenn mein Knabe fröhlich ist? Wie kann ich krank sein, wenn er gesund ist? Wie kann ich sterben, wenn er lebt? — O, Herr Pfarrer, es ist der größte Segen, es ist die größte Liebe, die Gott mir in diesem Knaben geschenkt hat. Soll ich Gott nichts bezahlen für seine unendliche Güte? Und wenn der gute Gott meine Augen als Bezahlung hinnehmen will, sie reichen doch nicht aus, seine Liebe zu decken. Und mein Glück ist so unendlich größer als das, was Sie mein Unglück nennen. Herr Pfarrer, wie — o, Herr Pfarrer, ich weiß ja“ — und er ergriff des Pfarrers Hand — „ein Sohn, ein Sohn war der Inhalt Ihres Wunsches jahrelang. Sie müssen ja wissen, wie viel Schaden der Gedanke an einen Sohn trösten kann!“

Da stand der Pfarrer auf.

„Es war eine Predigt“, sagte er. „Ich danke Ihnen. Am nächsten Sonntag werde auch ich wieder auf der Kanzel stehen.“

Und ging still hinaus.

Vater Hilen lächelte ruhig und spielte mit zwei Briefen, welche die Mutter geschrieben hatte, in denen Onkel Theodor und die Edeltante eingeladen wurden, weil der Familientag heuer schon früher, in den großen Ferien, abgehalten werden sollte.

Und damit ist die Geschichte zu Ende. Wenn es eine Geschichte war, so erzählte sie von zwei Dornröschenprinzen, die die junge Macht haben, Verzagte stark zu machen und Schlafendes zu erwecken.





Mißverstandenes Recht

Unter so manchen Irrtümern, die sich auf das Recht beziehen, hat sich auch der eine herangebildet: man überschätzt die Bedeutung einer gesetzlichen Regelung und meint, wenn irgendein Lebensverhältnis nur gesetzlich geregelt werde, dann sei alles oder das meiste gut. Geradezu typisch für diese Überschätzung der Bedeutung einer gesetzlichen Regelung sind die Meinungen, die zur Frauenfrage zumeist von weiblicher Seite geäußert werden. Diese Überschätzung ist aber wiederum nur eine Ausdrucksform der über „frauenrechtlerische“ Kreise weit hinaus bestehenden falschen Auffassung von allem Rechte überhaupt und insbesondere von gesetzlicher Regelung. Man hört da vor allem die Meinung äußern, alles Recht werde „gemacht“, sei ein Produkt rein des Verstandes, der dieses „Recht“ den Tatsachen aufzwinge. Diese durchaus äußerliche Auffassung von der Natur des Rechtes trifft man häufig gerade in gebildeten Kreisen und namentlich dann dort, wo man dem öffentlichen Leben und dem Wirken öffentlicher Organe von vornherein abhold gesinnt ist und gerne dem auf Gefühl und Kunst gegründeten menschlichen Schaffen das verstandesmäßige als etwas Sekundäres, um nicht zu sagen Inferiores, gegenüberstellt. In den „ungebildeten“ Kreisen dagegen, im „Volke“ hat man sich das Verständnis für Recht und Rechtliches sehr wohl bewahrt und blieb man vor der kläglichen Auffassung des Rechts in „gebildeten“ Kreisen glücklich behütet. Jener äußerlichen Auffassung des Rechts wird bedauerlicherweise auch in allgemein verbreiteten Werken wie Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ Vorschub geleistet, und sie zum Ausgangspunkt für die Behauptung genommen, die Wissenschaft, die sich mit dem Recht beschäftige, sei „nur“ eine Technik. Jene Auffassung, die dem tiefer Schürfenden ebenso naiv erscheint wie das Begehren nach einem „göttlichen“ Recht, wird offenbar vielfach durch die Art und Weise beeinflußt, in der sich heutzutage notwendig die „Rechtsfindung“ abspielt: möglichst alles Recht wird unter verfassungsmäßiger Beteiligung von öffentlichen Organen (Reichstag, Bundesrat usw.) im Interesse möglichst zweifelsfreier Anwendung in Form von Gesetzen festgelegt. Der oberflächlich Betrachtende meint nun, man „mache“ eben das Recht, wie man Gesetze „mache“, und das Recht werde dadurch „gemacht“, daß man ein Gesetz „mache“.

In Wirklichkeit verhält sich das ganz anders: das Recht ist das Ursprüngliche, das Gesetz kommt nach. Das Recht wohnt unsichtbar den Tatsachen inne, es liegt in ihnen drinnen und muß aus ihnen heraus gefunden werden. Das „gefundene“ Recht pflegt dann heutzutage — früher war es anders — in Form des Gesetzes festgestellt zu werden, um eine möglichst zweifelsfreie Anwendung des Rechtes zu garantieren und an Stelle der „Findung“ des Rechts in jedem einzelnen Falle unmittelbar aus den Tatsachen heraus die vereinfachende

Anwendung des Gesetzes auf die Tatsachen zu ermöglichen. Damit ergibt sich die grundsätzliche Scheidung zwischen der erstmaligen Rechtsfindung und der Anwendung des gefundenen Rechtes, das in die Form des Gesetzes gefaßt wurde.

Früher bestand dieser schroffe Gegensatz nicht derart. Damals — es wäre hier insbesondere an die Zeiten des alten deutschen Rechts zu denken — war es nicht die Regel, einen festgestellten Rechtsgrundsatz auf die Tatsachen anzuwenden, man ging vielmehr immer von den Tatsachen des einzelnen Falles aus und suchte durch fühlendes Abwägen der Tatsachen zu finden, welche tatsächliche Folge zu den vorausgegangenen Tatsachen passe. Diejenige Tatsache, die mit den vorausgegangenen im Einklang stand, die sich als das Ergebnis der Entwicklung aus dem Vorhergegangenen darstellte, war die „richtige", die „rechte" Tatsache. Erhob sich ein Streit darüber, welche dies sei, so waren Personen von besonderem Ansehen berufen, festzustellen, welche die richtige Tatsache sei. Ihre auf die Feststellung der „richtigen" Tatsache, auf die „Schöpfung" des Rechten abzielende Tätigkeit ging darüber nicht hinaus oder brauchte es wenigstens nicht: die „richtige" Tatsache, die glücklich festgestellt war, auch in die Wirklichkeit umzusetzen — zu „vollstrecken" —, konnte dem Rechtsuchenden überlassen bleiben. Mochte er sehen, wie er es fertigbrachte. Gehindert wurde er, da er ja im Recht war, von der Allgemeinheit nicht, im übrigen aber war die Vollstreckung Machtfrage. Erst allmählich nahm sich die Allgemeinheit und später der Staat der Vollstreckung an. So kam es, daß trotz der Feststellung dessen, was Rechtens sei, der rechtliche Sieger bei der Vollstreckung seines Rechts im Kampfe fallen konnte, daß der Finder des Rechtes selbst, dessen Urteil „gescholten" wurde, für die Vollstreckung des Rechts in die Schranken treten mußte.

Aus der Natur des Rechtes, das in den Tatsachen selbst liegt und wägend und fühlend erkannt sein will, nicht aber erst auf Grund reinen Denkens und aus Zweckmäßigkeitsgründen an die Tatsachen herangetragen wird, folgt vor allem, daß eine Entwicklung des Rechtes aus sich selbst heraus nicht behauptet werden kann: nur die Tatsachen entwickeln sich, das in ihnen liegende Recht ändert sich mit ihnen, aber nicht für sich. Eben diese Änderung der Tatsachen, die wachsende Vielgestaltigkeit aller Lebensverhältnisse gebar den Wunsch nach vereinfachter Rechtsanwendung: nicht in jedem einzelnen Fall aus den Tatsachen das Recht finden zu müssen, sondern das für einen Fall gefundene Recht gesetzlich festzustellen und von nun an das Gesetzesrecht auf alle gleich gelagerten Fälle anzuwenden. Nicht immer gelang es aber, das den Tatsachen innewohnende Recht zu erkennen, nicht immer entsprach das gesetzlich festgestellte Recht dem Rechte, das da hätte sein sollen und das die Tatsachen in sich trugen. Am allerwenigsten wurde das, was als Rechtens durch Rechtsfindung im Einzelfall oder durch Gesetz festgestellt wurde, auch in die Wirklichkeit überführt. Und sogar als der Staat die Feststellung und Vollstreckung des Rechtes übernommen, ergaben sich oft genug und auch heute Fälle, wo der Staatswille weniger mächtig war als der Wille mancher Volkskreise und er nicht imstand ist, das als Recht Erkannte in die Wirklichkeit umzusetzen. Endlich gewährt der Staat oft genug nur die autoritative Feststellung des Rechts, nicht aber die Vollstreckung des Rechts: der Rechtsuchende ist dann immer in der gleichen Lage wie in jenen Zeiten, wo weder Staat noch Allgemeinheit sich der Rechtsverwirklichung annahm, ja heute sogar schlechter gestellt, da dem einzelnen die eigenmächtige Durchführung seines Rechts bei Strafe verboten ist.

Aus all dem ergibt sich, wie falsch es ist, aus den Rechtssätzen, wie man sie zu irgendeiner Zeit festgestellt findet, einfach zu schließen, es hätten die tatsächlichen Verhältnisse diesen Rechtssätzen genau entsprochen. Das ist nicht entfernt der Fall gewesen und wird es nie sein. Jener Fehler wird aber wieder und immer wieder begangen, so namentlich von der Frauenbewegung. Sie schließt immer vom festgestellten Recht auf die Tatsachen, erhofft immer von der gesetzlichen Regelung tatsächliche Besserung, während nur die Änderung der Tatsachen selbst



eine Besserung bringt, nur die Tatsachen das Recht gebären. Wo immer die tatsächlichen Lebensverhältnisse der Frau eine Macht gewähren konnten, da haben sie ihr sie gewährt, mochten diese Tatsachen Körperkraft oder Geisteskraft, Charakterüberlegenheit und Gemütskraft, Willenskraft und Ausdauer, die feinere List und die größere Anpassungsfähigkeit, die größere Gewissenlosigkeit oder — die Kraft sittlicher Grundsätze gewesen sein. Der zwingenden Macht einer Idee sittlicher oder anderer Art gegenüber mußte noch stets die Durchführung eines Gesetzes weichen. Was kümmert es die tatsächlichen Mächte, was Rechtens sei: eine Frau, ein Mann, denen das beste Recht zur Seite steht, vermag damit nichts gegen die Übermacht der Tatsachen seelischer und körperlicher Art. Wo es tatsächlich auf die größere Körperkraft ankommt, wird die schwächere Frau unterliegen, wo es tatsächlich auf die seelische Kraft ankommt, wird der seelisch schwächere Mann der Frau unterlegen sein, sei es in der Ehe, sei es sonst. Wird auch ein Gesetz die Gleichberechtigung von Mann und Frau in der Ehe einführen, rechtlich die Frau dem Mann gleichstehen, tatsächlich wird — wie bisher — bald der Mann, bald die Frau der unterlegene Teil sein. Daran kann ein Gesetz nichts ändern, am allerwenigsten ein Gesetzesrecht, das die Vollstreckung versagt: mag auch heutzutage die Frau zur Herstellung der ehelichen Gemeinschaft rechtskräftig verurteilt sein, eine Vollstreckung findet nicht statt, es ist keine Rede davon, daß die Frau wie ein entlaufener Dienstbote durch die Polizei zurückgebracht würde.

Ein Trugschluß ist es darum, wenn die Frauenbewegung durch eine rechtliche Gleichstellung mit dem Mann der Frau tatsächliche Vorteile zu bringen erhofft: das Recht ist nicht um seiner selbst willen noch um der Tatsachen willen gegeben, sondern die Tatsachen gebären das Recht. Eine andere Frau unter andern Lebensverhältnissen wird ein anderes Recht haben: so wie die Frau wirklich war und ist und wie sie nach ihrer natürlichen Anlage insbesondere ist, hat sie noch immer ihr Recht gehabt und hat sie es; wenn sie sich ändert und zu ändern vermag, eventuell contra naturam, wird sie ein anderes Recht haben. Die Reform kann also nie beim Recht zuerst eintreten, sondern muß bei den Tatsachen beginnen. Würde desungeachtet durch gesetzliche Regelung Hals über Kopf eine rechtliche Gleichstellung von Mann und Frau festgelegt, so würden die Tatsachen einem solchen „Rechte" geradezu hohnsprechen. Die Frau mag versuchen, dieses am Papier stehende Recht in die Wirklichkeit umzusetzen: einzelnen, die nach Gemüt, Verstand, Charakter und Ausdauer die nötigen Voraussetzungen besitzen, wird es vielleicht gelingen, allein im übrigen wird sich herausstellen, inwiefern die Tatsachen eine rechtliche Gleichstellung nicht in sich tragen. Von vielem andern abgesehen, wird man die Tatsache, daß die Entstehung des neuen Lebens die Frau einseitig belastet, auch gesetzesrechtlich nicht aus der Welt schaffen können.

In der Frauenfrage wie sonst lehrt also die richtige Auffassung von der Natur des Rechts, daß bei rechtlicher Regelung eines Lebensverhältnisses alle die darauf bezüglichen Tatsachen, mögen sie „innere", seelische sein oder der „äußern Natur" angehören, sorgfältig zu wägen sind und aus ihnen heraus die mit ihnen im Einklang stehende tatsächliche Folge fühlend festzustellen ist. Nur dann bleiben wir vor Gesetzen bewahrt, die mit den Tatsachen in Widerspruch stehen und das Gesetzesrecht dem rechtlich Fühlenden verdächtig machen. Dann erkennen wir, daß ein Experimentieren mit Gesetzen — wie es auch die Frauenbewegung wünscht —, nur schädlich und verwirrend wirkt, und daß unser Recht und Rechtsgefühl für solche Experimente zu gut ist.

Rechtsanwalt Dr. Ottmar Rutz-München



Der französische Astronom Flammarion als psychischer Forscher

Wie kommt es, daß Astronomen, wie der Franzose Flammarion, der Italiener Schiaparelli, der deutsche Astrophysiker Zoellner und andere, den Problemen der okkulten Psychologie oder Metapsychik — wie man heutzutage die Erforschung der Welt des Übersinnlichen nennt —, kurz jeder Art von psychischer Forschung ein so lebhaftes Interesse entgegenbringen? In der Einleitung eines sehr lesenswerten Buchs, das Camille Flammarion im Jahr 1900 unter dem Titel: „L'Inconnu et les problêmes psychiques" veröffentlicht hat, und das in einer recht fließend geschriebenen deutschen Übersetzung („Rätsel des Seelenlebens", Julius Hoffmann, Stuttgart) vorliegt, wird diese Frage vom Verfasser folgendermaßen beantwortet:

„Die psychischen Probleme sind den astronomischen verwandter, als man gemeinhin annimmt. Wenn die Seele unsterblich und der Himmel ihre künftige Heimat ist, so hängt die Erkenntnis der Seele mit der Kenntnis des Himmels innig zusammen. Ist der unendliche Raum nicht der Thron, das Symbol der Ewigkeit? Kann es da wundernehmen, daß die Astronomen stets Denker und Grübler waren, darauf bedacht, die wahre Natur des Menschen und der Schöpfung zu ergründen? Wir dürfen uns nicht wundern, wenn gerade sie festzustellen suchten, wieviel Wahrheit in den psychischen „Kundgebungen" steckt... Was würde uns der Himmel kümmern, wenn wir nur ein Eintagsleben auf der Erde zu leben hätten? Die psychischen Wissenschaften sind sehr weit hinter den physischen zurück. Die Astronomie hat ihren Newton, die Biologie ihren Kopernikus gehabt, in der Psychologie aber sind wir noch bei Hipparch und Ptolemäus stehengeblieben."

Diesen letzten Ausspruch wird nun freilich kein Psychologe der Gegenwart zugeben. Aber daß die Entwicklung der Psychologie hinter der der Physik um Jahrhunderte zurückgeblieben ist, das wurde doch auf einem der letzten internationalen Psychologenkongresse sogar seitens eines sehr angesehenen akademischen Vertreters dieser Wissenschaft zugestanden, ohne daß hiergegen Einspruch erhoben worden wäre.

Die Entstehungsgeschichte des obengenannten Flammarionschen Buches ist kurz folgende: Flammarion hatte im Frühjahr 1899 an die Leserkreise einiger weitverbreiteten französischen Zeitschriften, wie der „Revue des Revues", der „Annales politiques et littéraires" usw., einen Aufruf gerichtet des Inhaltes, sie möchten ihm zur Aufstellung einer Statistik über das Vorkommen gewisser psychischer Erscheinungen anormaler Art nach Kräften behilflich sein. Daraufhin liefen bei ihm zahllose Berichte ein über telepathische Kundgebungen Lebender, Sterbender und Gestorbener, über räumliches und zeitliches Hellsehen, über Träume, die eine Warnung enthalten oder einen Sterbefall ankündigen, über Ahnungen und Vorempfindungen, über die Erscheinung des sogenannten Doppelgängers, Übertragung von Gedanken — kurz über das weite Gefilde der sogenannten Metapsychik, um bei diesem jetzt ziemlich allgemein üblich gewordenen Ausdruck stehenzubleiben. Aus der ganzen Französisch sprechenden Kulturwelt erhielt Flammarion also eine Menge Zuschriften, im ganzen zirka 2000 Briefe, in denen derartige Fälle mehr oder weniger ausführlich mitgeteilt wurden. Von diesen 2000 Briefen schied er nun 786 Briefe aus, in denen über 1130 Fälle der verschiedensten Art berichtet wurde, von denen er die schlagendsten Beispiele auswählte und in dem oben angeführten Band „L'Inconnu et les problêmes psychiques" verwertete.

Das genannte Buch hat in Frankreich einen sehr großen Leserkreis gefunden. Es soll dort heute in etwa 20 000 Exemplaren verbreitet sein, ein deutlicher Beweis für die große Anziehungskraft, die der Name Flammarion auf den französischen Leser ausübt, andererseits aber auch ein Beweis für das große Interesse, das unsere westlichen Nachbarn diesen psycho-

logischen Problemen entgegenbringen. Es ist dies eine Tatsache, die in völkerpsychologischer Hinsicht zu denken gibt.

Flammarion hat dies Buch, das, wie er in der Einleitung sagt, „kein Roman, sondern eine Sammlung von Dokumenten, eine wissenschaftliche Abhandlung ist, in der eine methodische Einteilung der Phänomene zu treffen versucht wird", in folgende neun Kapitel gegliedert: I. Die Ungläubigen. II. Die Gläubigen. III. Die telepathischen Kundgebungen und Erscheinungen Sterbender. IV. Anerkennung der Tatsachen. V. Die eigentlichen Halluzinationen. VI. Psychische Einwirkung von einer Person auf die andere. VII. Die Welt der Träume. VIII. Räumliches Hellsehen im Traume. IX. Die Vorahnung im Traume und das Voraussehen der Zukunft.

Was sind nun die Schlußfolgerungen, die der Verfasser aus all diesen Dokumenten zieht? „Es scheint mir" — schreibt er —, „daß aus der Gesamtheit der hier dargestellten Tatsachen logisch die folgenden Schlüsse gezogen werden können:

1. Die Seele existiert als eine wirkliche, vom Körper unabhängige Wesenheit.
2. Sie ist mit Fähigkeiten ausgestattet, die bis jetzt der Wissenschaft unbekannt sind.
3. Sie kann in die Ferne Wirkungen ausüben und Wahrnehmungen machen, ohne Vermittlung der Sinne.
4. Die Zukunft ist im voraus bestimmt und durch die sie herbeiführenden Ursachen bedingt. Die Seele kann die Zukunft mitunter wahrnehmen."

Dies sind die schwerwiegenden Ergebnisse, zu denen Flammarion gelangt, Ergebnisse, die um so beachtenswerter sind, als sie aus einer Betrachtung verhältnismäßig einfacher Vorgänge, wie der der sogenannten Telepathie und des uns so vertrauten Traumlebens gewonnen wurden.

Schon das erste Kapitel: Die Ungläubigen, ist sehr lehrreich. Flammarion führt darin aus, wie es in unserem gegenwärtigen Zeitalter der naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen häufig gerade die offiziellen Vertreter der Erfahrungswissenschaften sind, die neuen Gedanken hartnäckig entgegentreten. Eines der schlagendsten Beispiele eines solchen Skeptizismus lieferte die am 11. März 1878 stattgefundene Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften, in der dieser gelehrten Körperschaft Edisons Phonograph durch einen Vertreter des Erfinders vorgeführt wurde. „Der Phonograph hatte eben seine Schuldigkeit getan, als" — so erzählt Flammarion, der selbst zugegen war — „einer der Akademiker, ein älterer Herr, sich voll Empörung über die Frechheit des Neuerers auf den Vertreter Edisons stürzte, ihn an der Gurgel packte und schrie: ‚Sie Schuft, Sie glauben wohl, wir lassen uns von einem Bauchredner zum besten halten!' Es war dies Monsieur Bouilland. Und was vielleicht noch komischer war: sechs Monate später, am 30. September, hielt es Monsieur Bouilland für seine Pflicht, nach einer eingehenden Prüfung des Apparates die Erklärung abzugeben, er sei überzeugt, daß es sich hierbei nur um geschickte Bauchrednerei handeln könne. Seiner Meinung nach beruhte also der Phonograph auf nichts anderem, als auf einer akustischen Täuschung!"

Einen typischen Fall derartiger Voreingenommenheit gegen neue Erfindungen lieferte bekanntlich anfangs der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Gutachten des Kgl. Bayerischen Medizinalkollegiums in München, in dem die Verwirklichung der Eisenbahnen — um deren Einführung es sich damals handelte — als ein großes Verbrechen gegen die öffentliche Gesundheit hingestellt wurde. Denn „eine so schnelle Bewegung würde bei den Reisenden Gehirnerschütterung, bei den Zuschauern aber Schwindelanfälle erzeugen, und das Kollegium empfiehlt deshalb dringend, an beiden Seiten der Schienen Holzwände bis zur Höhe der Wagen zu errichten".

Von derartigen Fällen hartnäckigen Unglaubens gibt es nun aber in der Geschichte der Erfindungen zahllose Beispiele. Nur darf man solchen Unglauben nicht mit einer berech-

tigten Skepsis verwechseln. Denn der Zweifel ist, wie der große französische Physiker Arago meinte, „ein Beweis von Bescheidenheit, und hat selten dem Fortschritt der Wissenschaft wirklich geschadet. Um so mehr aber hat dies die Ungläubigkeit getan."

Von der Betrachtung des Unglaubens führt uns F. zu einer Betrachtung seines Gegenteils, des Aberglaubens. Man muß sich von ihm einmal erzählen lassen, was in puncto Aberglauben alles heute noch vom französischen Landvolk geleistet wird, zu welch kindischen, an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters erinnernden Mittelchen gegen allerhand Gebrechen dieses Volk noch heute seine Zuflucht nimmt. Aber auch Gelehrte können mitunter sehr leichtgläubig sein. So erzählt uns F. von einem Professor an der Pariser polytechnischen Schule, der, ein leidenschaftlicher Autographensammler, sich von einem Fälscher betrügen ließ, indem er von ihm die Handschrift des Vercingetorix, des Pythagoras, ja sogar die des wiederauferstandenen Lazarus um hohe Summen erwarb!

Ein sehr ernstes Gebiet betreten wir in Kapitel III. Es sind hier nicht weniger als 180 Fälle von telepathischen Kundgebungen Sterbender zusammengestellt, Berichte, die zum allergrößten Teil aus französischen Quellen stammen, an deren Glaubwürdigkeit zu zweifeln F. keine Veranlassung hatte. Es sind ihm im ganzen weit über tausend derartige Fälle von Fernwirkung Sterbender mitgeteilt worden, die doch, wie er ganz richtig bemerkt, nicht so zahlreich auftreten könnten, wenn ihnen nicht etwas Reales zugrunde läge. Die Überzeugung, daß dem wirklich so sein muß, gewinnt man freilich nur dann, wenn man selbst etwas derart erlebt oder, wenn dies nicht der Fall, den Berichten anderer, die solche Erlebnisse gehabt haben, wirklichen Glauben zu schenken vermag. Wer dieses Kapitel III von Anfang bis zu Ende liest, wird zugeben müssen, daß alle diese 180 Berichte nicht sämtlich aus der Luft gegriffen sein können. Und wessen Zweifel dann immer noch nicht ganz geschwunden sind, wer dann immer noch mit Einwänden, wie Wahnvorstellungen, Sinnestäuschungen, Halluzinationen, kommen will, der wird sicher genötigt sein, auch diese Einwände aufzugeben, wenn er mit Aufmerksamkeit die folgenden Kapitel liest. In diesen liefert nämlich F. den Beweis, daß er auf alle derartigen Einwürfe wohl vorbereitet ist und daß es ihm durchaus nicht schwer fällt, sie alle ad absurdum zu führen.

Wenn nun aber solche Kundgebungen wirklich vorkommen, wie soll man sie sich dann erklären? Durch die Wirkung einer psychischen Kraft, antwortet unser Autor, durch eine Energieform, die vom Gehirn des Sterbenden ausstrahlt und sich durch den Raum fortpflanzt, die den Äther in ganz bestimmte Schwingungen versetzt und endlich in einem dafür besonders empfänglichen Gehirn die Illusion eines bestimmten Vorgangs hervorruft, so daß der betreffende Empfänger dieser Schwingungen je nachdem ein Geräusch zu hören glaubt, vielleicht den Klang einer ihm bekannten menschlichen Stimme, oder etwas zu sehen glaubt, etwa eine ihm bekannte menschliche Gestalt. Alles rein fiktiv. So erklärt sich F. derartige Vorkommnisse, und man wird von ihm als Naturwissenschaftler keine andere Erklärung erwarten können. Es gibt freilich auch noch andere Erklärungsweisen, die dem, was sich bei solchen telepathischen Vorgängen abspielt, vielleicht doch noch etwas näher kommen. Aber auf diese können wir uns hier nicht einlassen.

Unser Autor sagt sich nun ganz folgerichtig: Wenn diese psychische oder, wie man sie auch nennen kann, mentale Kraft im Moment des Todes telepathische Wirkungen hervorzubringen imstande ist, dann wird sich eine solche Wirkungsweise wohl auch während des Lebens, also unter Lebenden, nachweisen lassen, und er kommt hier ganz logisch auf die Frage: Wie steht es zurzeit mit dem experimentellen Nachweis der heute so oft behaupteten Übertragung von Gedanken, der mentalen Suggestion, des rein mentalen Verkehrs zwischen Lebenden? Wenn sich hierfür exakte Beweise erbringen lassen, dann müßte in bezug auf die Möglichkeit der Anmeldung von Sterbenden ja jeder Zweifel schwinden.

Exakte Beweise für die Möglichkeit experimenteller Gedankenübertragung sind nun



aber in den achtziger und neunziger Jahren in großer Anzahl geliefert worden. Man braucht nur die hierüber veröffentlichten Berichte der englischen Gesellschaft für psychische Forschung nachzulesen. Aber auch Flammarion selbst hat in dieser Richtung erfolgreiche Experimente angestellt, bei denen er zu dem Schluß kam, daß „sich eine solche Gedankenübertragung von Gehirn zu Gehirn vollziehen kann, ohne irgendwelche Berührung, ohne irgendwelche Zeichen, auf einen bis zwei Meter Entfernung vermöge bloßer Gedankenkonzentration". Auf die Fähigkeit solcher Gedankenkonzentration kommt es allerdings wesentlich an, wenn derartige Versuche gelingen sollen.

Soviel über die experimentelle Telepathie. Kommt nun solche Übertragung von Gedanken und Empfindungen gelegentlich auch spontan vor, also ohne daß sie beabsichtigt wird? Gewiß, und zwar ungemein häufig. Nur pflegt man gewöhnlich nicht darauf zu achten. Kapitel VI, das sich mit solcher psychischen Einwirkung von einer Person auf die andere befaßt, bietet eine große Anzahl von Beispielen solcher spontanen Telepathie, deren Ergebnis F. am Schlusse in die Sätze zusammenfaßt: „Die Telepathie sollte und muß von der Wissenschaft als unantastbare Tatsache anerkannt werden. Ein Geist kann auf den andern einwirken, unabhängig von den anerkannten Sinneskanälen. Psychische Kraft existiert. Ihr Wesen ist uns allerdings noch unbekannt.

In den Kapiteln VII, VIII und IX begegnen wir endlich der uns allen so sehr vertrauten Welt der Träume. Mit dieser noch immer etwas dunklen Welt hat sich F., wie er uns hier erzählt, schon in jungen Jahren viel beschäftigt, indem er sich seine eigenen Träume, wenn sie ihm besonders merkwürdig vorkamen, genau notierte. Was er uns von diesen Aufzeichnungen mitteilt, bekräftigt nur die bekannte Tatsache, daß die Mehrzahl der Träume durch physische Einflüsse und durch unbewußte Zerebration latenter Ideen und Vorstellungen zu erklären ist. Interessanter ist das, was uns F. über die Telepathie im Traum zu sagen hat. Auch hier schüttet er wieder aus dem Füllhorn seiner Enquete eine große Zahl von Beispielen aus. Alle diese Fälle beweisen mehr oder weniger zwingend, daß Träumende zuweilen eine Art Ferngesicht entfalten. Dies tritt besonders häufig dann ein, wenn Menschen, die dem Träumenden im Leben nahestehen, sich in einer schweren Krisis oder gar in Todesgefahr befinden. Zur Erklärung solcher Ferngesichte Träumender spricht F. die Ansicht aus, daß hierbei ein räumliches Hellsehen auftritt, mit andern Worten, daß sich bei Träumenden unter Umständen supernormale Fähigkeiten auslösen, eine Ansicht, der — so überraschend sie auch klingt — sich selbst unsere deutschen Psychologen nicht entziehen könnten, wenn sie sich mit der Analyse solcher Wahr- und Warnungsträume, wie man sie zu benennen pflegt, näher befassen wollten.

Das IX. und letzte Kapitel endlich führt den Nachweis, daß bei Träumenden außer dem bereits genannten räumlichen Hellsehen gelegentlich auch zeitliches Hellsehen auftritt. Es kommen in der Tat Träume vor, die ein zukünftiges Ereignis genau und präzis vorauskünden. Derartige Träume, die solch eine Vorahnung, richtiger gesagt, ein Voraussehen der Zukunft enthalten, führt F. in diesem Kapitel in großer Zahl an. Es hätte keinen Wert, wenn wir hier ein oder zwei Beispiele solcher Träume reproduzieren wollten. Denn nicht aus einem oder zwei, sondern nur aus einer großen Menge von gutbeglaubigten Beispielen kann der Leser die Überzeugung gewinnen, daß es sich hier um wirkliche Tatsachen und nicht bloß um Phantastereien und Einbildungen handelt.

Mit diesem Kapitel über das Voraussehen der Zukunft im Traum schließt F. seine Studien über die vorliegenden „Rätsel des Seelenlebens" (wie der Titel der deutschen Ausgabe lautet) ab. Wir haben bereits oben die weittragenden Schlüsse erwähnt, die unser Autor aus diesen Studien am Schlusse zieht, und von denen wohl der wichtigste der sein dürfte, daß sie ihm das Dasein einer vom Körper unabhängigen Seele bewiesen haben. „Positive Betrachtung", sagt er abschließend, „liefert uns den Beweis, daß es eine psychische Welt gibt, die ebenso

real ist, wie die, welche wir durch unsere Sinne kennen gelernt haben, eine uns unsichtbare Welt, in welcher Kräfte wirken, die uns noch unbekannt sind."

Wie stellt sich denn aber Flammarion zum Spiritismus? — wird wohl der Leser fragen. — Ist er denn nicht Spiritist?

Von Spiritismus steht in dem ganzen Buch kein Wort! — so lautet die tröstliche Antwort, die wir dem Leser geben können. Die Phänomene des Spiritismus, die Flammarion allerdings ebenfalls genau studiert hat, behandelte er in einem ein paar Jahre später herausgekommenen Werk: „Unbekannte Naturkräfte". (Ebenfalls im Verlag von Julius Hoffmann.) Daß übrigens Flammarion nicht Spiritist ist, geht schon aus dem Titel dieses Buches hervor ...

Wie steht es nun mit dem Interesse für solche Dinge in Deutschland? Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wächst auch bei uns in der gebildeten Laienwelt das Interesse für diese Rätselfragen der menschlichen Psyche. „Da sind Naturforscher und Ärzte berufene Pioniere und Führer," sagte Professor E. v. Bälz auf der 78. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Stuttgart am Schluß eines Vortrags über Besessenheit und verwandte Zustände, „sie können und sollen Neues suchen und finden, sie sollen den Weizen von der in solchen Dingen überreichen Spreu sondern. Es wäre bedauerlich, wenn Deutschland darin hinter anderen Kulturländern zurückbliebe. Die Erforschung dieser dunklen Seiten unseres Seelenlebens ist des Schweißes der Edelsten wert."

Ludwig Deinhard

Similikultur

Wahrlich, ein zeitgemäßes Thema, über das W. Riedner in der „Ethischen Kultur" sehr ernste Betrachtungen anstellt. Er faßt dabei zunächst großstädtische Verhältnisse ins Auge:

Die prächtig erleuchteten Verkaufsläden, in denen für ein Spottgeld brillantenähnliches Geschmeide zu haben ist, müssen sich rentieren. Sie halten sich jahrelang und sie mehren sich, an den meistbegangenen Luxusstraßen der Großstadt. Diese Similibrillanten erfreuen sich aber auch der schönsten Phantasienamen, die sämtlich das altmodische Wort Simili vermeiden, und sie funkeln bei geschickter Beleuchtung wirklich brillant, wirklich — täuschend! Ja, sie sind wahre Sinnbilder der weltstädtischen Kultur in dem Stadtungeheuer, das so täuschend fest auf den märkischen Sand gebaut ist und so blendend gleißt und funkelt — bei künstlicher Beleuchtung und wenn man nicht zu nahe hinschaut.

Man braucht kein Eiferer zu sein, um zu solcher Verallgemeinerung zu kommen. Das reichshauptstädtische Leben drängt sie einem immer lebhafter auf. Daß die Similikultur nicht für alles kennzeichnend ist, was da in Groß-Berlin kreucht und fleucht, daß vielmehr in diesem Gemeinwesen von mehreren Millionen Menschen auch ungemein viel ehrlich gearbeitet und schlicht gelebt wird, das gehört ja zum Selbstverständlichen. Ungeheuerlich aber kommt einem nachgerade die unverhältnismäßig angewachsene und weiterwachsende Menge der unechten Dinge und Lebensführungen vor. Und unerträglich das Gefühl, daß überall in der vollen und halben Öffentlichkeit das glitzernd Unechte mehr und mehr die Herrschaft, mindestens die „Repräsentation" übernimmt.

Die Betrüger-, Schwindler-, Hochstapler-Prozesse haben sich in den letzten Jahren auf bedenklichste Weise gehäuft. Und öfters offenbarte sich dabei eine Eintracht von hoch und niedrig, die eines bedeutend edleren Zweckes wert gewesen wäre. Wenn man bedenkt, wie verhältnismäßig selten die Schwindler es bis zum Gerichtsverfahren kommen lassen, und wenn man außerdem Augen hat, selber gelegentlich das Groß-Berliner Similiwesen zu beobachten, so erhält man den Eindruck, daß kaum ein Stand mehr ganz frei ist von der „Weltstadt"-Fäulnis der Unechtheit.



Da gibt es: unedle Adlige, die ihren alten Namen ausbeuten; charakterschwache junge Offiziere, die eine schöne Zukunft um fragwürdiger Vergnügungen willen verscherzen oder zuletzt mit des Königs buntem Rock ein vermögliches Weibchen ködern; Geschäftsleute, die vom Geld vertrauensvoller Mitmenschen fürstlich leben, bis die Similiherrlichkeit zusammenkracht und die Gediegenen um die Früchte ihrer Gediegenheit gebracht sind; Beamte, staatliche und andere, Inhaber von Vertrauensposten unterschiedlichen Ranges, die jahrelang oder mit einem kühnen Griff die anvertraute Kasse bestehlen, um ebenfalls Weltstadtfreuden ohne Einschränkung zu genießen; und dann das ganze Heer der mehr oder minder gewerbsmäßigen Schwindler, der falschen Grafen und Barone, der Spieler und der Schlepper, der Hochstapler und der Hehler, kurz — auf gut Berlinisch — der „Schieber“; im Anschluß an sie gedeiht ein Teil der derberen Verbrecher, die mit der äußeren Form des Gentlemandaseins noch nicht ganz gebrochen haben; über alle Gruppen aber recht unparteiisch verteilt, zuweilen Opfer, zumeist Helferin, Anstifterin, Ausbeuterin, die würdelose Sorte Frauenzimmer. Alles Förderer der Similikultur — aber nicht etwa die einzigen. Vielleicht nicht einmal die schlimmsten, da ihre Masse und Macht denn doch schließlich nur eine kleine Minderheit innerhalb der bürgerlichen Welt bedeutet, also einen Einfluß auf das Gemeinwesen nur ausüben kann, wenn auch in der bürgerlich ordentlichen Hauptmasse irgendeine Neigung zum Scheinleben im Spiel ist.

Auf zwei Haupteigenschaften beruht ja offenbar die drastischere Erscheinungsform der Similikultur, das großstädtische Schwindlerwesen: auf der Gier, mühelos trotz angeborener oder „erworbener“ Mittellosigkeit üppig zu leben, und auf dem hieraus gewöhnlich entspringenden Bestreben, ohne Berechtigung den Schein berechtigter Vornehmheit zu erwecken oder festzuhalten. Also auf Genußsucht und Lüge. Der richtige „Schieber“ kleidet und betitelt und benimmt sich, so fein er's nur kann. Natürlich wird die Absicht nicht immer restlos verwirklicht, aber das liegt dann halt an unüberwindlichen Hemmungen. Solche Hemmungen und damit auch der Trieb zu gesetzwidrigen Handlungen sind schwächer bei den Leuten mit wirtschaftlich sicherer Lebensgrundlage, die vorzüglich aus einer Mischung von Eitelkeit und gesellschaftlicher Furcht mehr scheinen wollen, als sie sind, oder genauer: mehr, als sie haben. Im übrigen aber ist's ungefähr dieselbe — Strebsamkeit. Der nichtverbrecherische Scheinbetrieb gesellschaftlicher Art bleibt doch vielfach nicht bloß harmlose Eitelkeit oder irrige Selbstbehauptung, sondern wird eine hübsch ichsüchtige Sache, nämlich unmittelbares Rechnen auf gesellschaftliche Vorteile und mittelbares auf Greifbares. Außerdem baut auf der dergestalt verbreiteten Sucht, zu scheinen, wieder eine ganze Kleinwelt von geschäftlicher Similiwerterzeugung sich auf.

Im Stadtbaubild Groß-Berlins tritt der Similigeist bekanntlich recht großspurig zutage. Die Häuser, viele, viele Straßen hindurch, verkünden es in ihrer schreienden Scheinmonumentalität (der fort und fort so leichtherzig monumentales Bauwerk aufgeopfert wird): sehr wohlhabend oder vielmehr „blödsinnig begütert“ scheinen ist die Hauptsache! Protzige Vorderseiten mit aufgeklebten Verzierungen, marmorstrotzende Eintrittshallen mit einschüchternd stolzer Freitreppe (bis zum „Hochparterre“!) und jeglicher neueste „Komfort“ — dafür jedoch dünne Wände, daß jeder Bewohner jedes musikalische Geräusch und auch jedes Türenschlagen vom oberen wie vom unteren Stockwerk mitzuhören bekommt, viel zu kleine Wirtschaftsräume und Kinderzimmer, elende Dienstbotenkammern, und als hochherrschaftliche Zugabe ein größtenteils ungehobeltes Pförtnergeschlecht, das den teuren Aufgang mit bleibendem Krautgeruch entweiht. All der enttäuschenden Eindrücke Folge ist das ewige „Ziehen“ der Berliner Bevölkerung auch in den westlichen Palästevierteln.

Similiglanz glitzert auch aus den riesigen volkbeliebten Stätten für Weinumsatz und Massenfütterung. Täuschende Prunksäle müssen's sein, erdrückend reich ausgestattet mit buntem Marmor, Bronze, „künstlerisch“ geschnitztem Edelholz und kunstwidrigem Goldstuck. Die Prunksäle aber sind vollgepfropft mit Tischen und Stühlen, und zur Essenszeit ist alles besetzt mit Leuten und Leutchen, die zu Destillenpreisen Leckerbissen genießen und überteuerten Alkohol



Le port de Sluis (Hollande)

A. Demarle 1907



A. Demarle

nachgießen wollen. Zwischen die Tische noch teilen sich nicht selten Wartende, die den Sitzenden mit ungeduldigen Blicken das Mahl würzen, nicht anders, als es weiland hinter der Universität in den „Akademischen Bierhallen“ geschah, die gar nicht „ausgestattet“ waren.

Das berlinische Motto „Man so tun!“ verkünden nicht minder die neueren Cafés mit dem überreichen Wandschmuck, den dicken Teppichen, den schwellenden Diwans und den Korbmöbeln im Vorgärtchen. All der Luxus schützt nicht immer vor gesprungenen Tassen, elendem Kaffee und verstaubtem Gebäck. Dafür aber brauchen die Gäste ganz gewiß nicht die Hauskapelle zu entbehren, die unermüdlich, teils mit Kellnerkulanz, teils mit Geniegebärden, Nacht für Nacht walzerische oder todernste Gassenhauer herunterspielt und die gräßlichen „Schlager“ der Operetten bis zum Triumph des Blödsinns wiederholt.

Widerwärtig steigert sich noch immer das Treiben der „Bars“. Seit ein paar Jahren beglückt es, ohne daß in der Friedrichstadt eine Entlastung zu gewahren wäre, besonders den neueren Westen. In diesen Buden, deren Reiz nicht bloß beim Asketen, sondern sogar bei gesunden Genießern versagen muß, kommt zu einer ganz verdächtigen Eleganz noch ein reger Animierbetrieb. Eine hohe Polizei scheint dagegen nicht das mindeste einzuwenden. Im letzten Winter wurde die nächtliche Spielzeit der Kabaretts eingeschränkt, die Bars aber sollen offenbar nicht geniert werden. Wetteifernd dürfen die „Damen“ hinter dem Giftmischertisch und die allnächtlich treuen Besucherinnen die Gäste ausbeuten. Freilich sind viele von diesen Herren, von den „Schiebern“ ganz abgesehen, des obrigkeitlichen Schutzes nicht sonderlich würdig. Man könnte sagen: Wer in diesen engen Höhlen — oft sind es ausrangierte Kaufläden — bei unsagbaren Getränken und nicht mehr zweifelhafter Umgebung sich wohl fühlt, dem ist nicht zu helfen. Doch bilden die Bars eine Gefahr für die studentische, kaufmännische, militärische Jugend und von jedem anständigen Standpunkt aus, vom geschmacklichen und volksgesundheitlichen wie vom sittlichen, ein vollkommen überflüssiges Übel. ...

Wenn Groß-Berlin beim Vergleich mit einzelnen anderen Weltstädten nicht gut fortkommt, dann wird freudig entgegnet: „Aber unser Nachtleben!!“ In dieser törichten und gefährlichen Genugtuung übersieht man — im Grunde um des allbegehrten Fremdenverkehrs willen —, daß „unser Nachtleben“ das Paradies des eingeordneten und werdenden Schiebertums ist und ein vielseitiges Hemmnis für die Ausbreitung echter Kultur. Dummheit und Verschmitztheit, Protzentum und Schwindlertum, Schamlosigkeit, Kulturfremdheit dürfen hier so ungehindert und wohlig eine Rolle spielen, daß die Träger solcher Eigenschaften sich ernstlich einzubilden vermögen, ihr Dasein habe die schönste Berechtigung.

Aber weiter, viel weiter noch reicht der Ungeist der Similikultur. Die ruhelos geschäftige Geselligkeit der „Feineren“ mit ihrer erschreckenden inneren Lieblosigkeit und Ungemütlichkeit, ihrem immer frecher gehandhabten Heiratsmarkt, ihrer eitlen und umständlichen, zuweilen auch einfach betrügerischen Wohltäterei, ihrer angestrengten Repräsentation über die Verhältnisse hinaus — der scheinbillige, scheinfeine Schundverkauf, der den Massen Bedürfnisse anerzieht, um sie nur zum Schein, ohne jede Kulturförderung, zu befriedigen und so noch die Armen zu überteuern — die aberwitzige Hast, womit viele reiche oder reich scheinen wollende Frauen und Mädchen sich jeder Pariser Kokottenmode unterwerfen — die vielfach unechte Betriebsamkeit der Geldgesellschaft in Dingen der Kunst —: es ist immer dasselbe Lied mit den zwei Motiven Genußsucht und Scheinadel ... Similikultur.

Man möchte daran verzweifeln, ein so gemein gewordenes Mißgewächs auszurotten, zumal die Wurzeln ohne Zweifel in die Vergangenheit hinabreichen. Dennoch müßten die Verantwortlichen nicht tatlos oder gar schmunzelnd zusehen. Angenommen, ein bißchen Similikultur gehöre zu den ewigen Dingen der Sterblichen (wenigstens der glorreich zivilisierten), so bleibt doch eine gehörige Eindämmung möglich. ... Aber freilich, in die Tiefe reichen solche Mittel nicht, und darum auch nicht in die Breite.

Nicht mehr und nicht weniger als eine Änderung der Lebensauffassung in ungezählten Großstadtmenschen (um bei diesen für heut zu bleiben) wäre erforderlich, wenn die Lust am unechten Glanz entschieden gemindert werden sollte. In der Regel ereignet sich dergleichen nur, wenn schwere Schicksalskatastrophen über die Stadt oder das Land kommen. Eine so harte Pferdekur wollen wir dem Sprecbabel denn doch bis auf weiteres noch nicht wünschen; es bleibt also nur die Hoffnung auf ein langsames Gesunden. Die aber hat zur Voraussetzung, daß alle Berufenen und Mitarbeitfähigen unverdrossen darauf hinarbeiten. Die tragisch einseitige Überschätzung des Geldes und des Käuflichen als des alleinigen Maßstabes für menschliches Glück und mitmenschliches Ansehen, diese Hauptursache des Unheils wird sicherlich nie vernichtet werden. Aber sie kann immerhin in vielem und in vielen zurückgedrängt, durch Freude an inneren Werten verdrängt werden.

Die Sehnsucht, reich zu werden, die so begreifliche Folge der Zivilisation, mußte und muß sich ja außerordentlich erhitzen inmitten einer idealschwachen und zusammenhanglosen Gesellschaft, im beständigen Anblick vielen neuen Reichtums, aus der Angst vor dem andern Äußersten: dem Untergehen im Menschenmeer der Weltstadt, und endlich aus dem Gefühl der Leere, das die gemütlose, naturentfrembete Millionenstadt in den Herzen der Insassen erzeugt. Je mehr an diesen Ursachen gebessert wird, je mehr Edelpatina das neue Gold ansetzt, je kräftiger Gemeinschaftsgefühl, ethische und ästhetische Ausbildung die Schrecken der ganz großen Stadt bekämpfen, um so weniger wird der natürliche Wunsch nach Wohlstand sich in hastende, zügellose, lügenhafte Gier nach Goldesglanz verzerren.

In Erwartung eines gesegneten Zeitalters können immerhin neben den Volkserziehern jeder Art auch die übrigen Weltstadtgenossen, denen die Similikultur gründlich zuwider ist, Schritt für Schritt zum künftigen Sieg des Echten beitragen. „Nicht mitmachen!“ heißt ihre Losung. Sich nicht blenden lassen von all dem falschen Geglitzer, der anmaßenden Unechtheit womöglich mit einem ruhevollen Lächeln oder aber, wo's sein muß, mit einem schlichten Fußtritt begegnen: das bedeutet auch schon Spatenstiche bei einem Aufbau jener unentbehrlichen echten inneren Großstadtkultur, für die noch kaum die Vorarbeiten begonnen haben.



Hundert Jahre Judenemanzipation in Preußen

Am 11. März waren hundert Jahre verflossen seit dem Erlasse des Edikts, durch das den Juden im preußischen Staate eine „der allgemeinen Wohlfahrt angemessene Verfassung“ erteilt wurde. Das 39 Paragraphen umfassende Edikt erklärte die in Preußen wohnenden, mit Generalprivilegien, Naturalisationspatenten, Schutzbriefen und Konzessionen versehenen Juden für Inländer und preußische Staatsbürger unter folgenden Bedingungen: 1. daß sie bestimmte Familiennamen führten, 2. daß sie sich bei Führung ihrer Handelsbücher sowie bei Abfassung von Verträgen und rechtlichen Willenserklärungen der deutschen oder einer anderen lebenden Sprache und bei Namensunterschriften nur deutscher oder lateinischer Schriftzüge bedienten.

Die Notwendigkeit der ersteren Vorbedingungen ist ohne weiteres klar. Die zweite war unerläßlich, wenn mit der Gerichtsbarkeit und vormundschaftlichen Direktion der Rabbiner und Judenältesten über ihre Glaubensgenossen aufgeräumt werden sollte, wie es der § 30 des Ediktes aussprach. Der Gebrauch der hebräischen Sprache und Schrift in geschäftlichen Büchern und Urkunden hätte bei Zweifelsfällen die Entscheidung von der Auslegung jüdischer Sachverständiger abhängig gemacht, die allein vertraut waren mit der hebräischen Mundart, wie sie unter den Juden noch im Gebrauche war. Nichtjüdische Kenner der hebräischen Sprache

waren zur Beurteilung dieses Idioms, in dem manche Ausdrücke in einer modernen Verhältnissen angepaßten anderen Bedeutung gebraucht und auch wohl manche Worte neu gebildet waren, nicht hinreichend kompetent. Somit hätte bei weiterem Gebrauche der hebräischen Sprache in Schriftstücken von rechtlicher Bedeutung der Einfluß der Rabbiner und Judenältesten in rechtlicher Hinsicht teilweise gewissermaßen noch weiter bestanden.

Innerhalb eines Zeitraumes von sechs Monaten seit Erlaß des Edikts hatte jeder Israelit in Preußen vor der Obrigkeit seines Wohnortes zu erklären, welchen Familiennamen er hinfort ständig führen wolle im gemeinen Leben wie in öffentlichen Verhandlungen und Ausfertigungen. Daraufhin erhielt er dann von der Provinzialregierung ein Zeugnis, daß er Inländer und Staatsbürger sei, und dieses Zeugnis trat für ihn und seine Nachkommen an die Stelle des früheren Schutzbriefes. Diejenigen Juden, die diesen Bestimmungen nicht nachkamen, sollten hinfort als fremde angesehen und behandelt werden, die inländischen Juden dagegen, soweit das Edikt nichts anderes bestimmte, gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten mit den Christen genießen. Sie konnten (nach § 8) akademische Lehr- und Schul-, auch Gemeindeämter, „zu welchen sie sich geschickt gemacht haben", verwalten. Inwiefern sie zu anderen öffentlichen Bedienungen und Staatsämtern zugelassen werden sollten, blieb weiterer gesetzlicher Bestimmung vorbehalten.

Die Juden durften nach dem Edikte Grundstücke jeder Art erwerben und alle erlaubten Gewerbe betreiben, aber nicht mehr mit besonderen Abgaben in ihrer Eigenschaft als Juden belastet werden. Sie wurden der Militärpflicht unterstellt und bedurften zur Eheschließung untereinander keiner Genehmigung mehr. An die Stelle der nach dem Allg. Landrechte erforderlichen Trauung trat bei der jüdischen Eheschließung die Zusammenkunft unter dem Trauhimmel und das feierliche Anstecken der Ringe. Zur Scheidung einer Ehe war das richterliche Erkenntnis hinreichend, die Ausfertigung eines Scheidebriefes aber nicht mehr notwendig.

Hinsichtlich des Gerichtsstandes ward der Unterschied zwischen Juden und Christen aufgehoben, nur in Berlin blieb es vorerst bei dem den Juden angewiesenen besonderen Gerichtsstande. Jede Gerichtsbarkeit und „vormundschaftliche Einleitung und Direktion" der Rabbiner und Judenältesten wurde aufgehoben. Fremde Juden durften sich ohne Erteilung des Staatsbürgerrechts nicht in Preußen niederlassen und weder als Rabbiner, Kirchenbediente, Lehrburschen oder in Gewerks- oder Hausdiensten angenommen werden. Bei Verstoß dagegen traf inländische Juden eine Strafe von 300 Reichstalern, im Unvermögensfalle eine entsprechende Gefängnisstrafe, die fremden Juden wurden aus dem Staatsgebiete gewiesen. Nur zur Durchreise und zum zeitweisen Betrieb erlaubter Handelsgeschäfte konnte ausländischen Juden der Eintritt ins Land gestattet werden. In Königsberg, Breslau und Frankfurt a. O. durften fremde Juden sich mit Genehmigung der Obrigkeit während der Meßzeit aufhalten.

Zu den nötigen Bestimmungen wegen des kirchlichen Zustandes der Juden und der Verbesserung des jüdischen Unterrichts, die weiteren Entschließungen vorbehalten blieben, sollten jüdische Männer, die wegen ihrer Kenntnisse und Rechtschaffenheit das öffentliche Vertrauen genossen, gehört werden.

Diese Bestimmungen erfuhren durch Bekanntmachung des Staatsministeriums vom 4. Dezember 1822 insofern eine Einschränkung, als die Juden von Lehr- und Gemeindeämtern und der Beförderung beim Militär ausgeschlossen wurden, in den Rheinlanden auch vom Geschworenengericht.

Durch Gesetz vom 23. Juli 1847 wurden die Verhältnisse der Juden in Preußen weiter geregelt. Danach konnte ein Jude zu einem unmittelbaren oder mittelbaren Staatsamte nur zugelassen werden, wenn keine richterliche, polizeiliche oder exekutive Gewalt damit verbunden war. Außerdem blieben die Juden allgemein von der Leitung und Beaufsichtigung christlicher Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten ausgeschlossen. An den Universitäten wurden sie, „soweit die Statuten nicht entgegenstehen", als Dozenten der medizinischen,



mathematischen, naturwissenschaftlichen, geographischen und sprachwissenschaftlichen Lehrfächer zugelassen, von allen andern Lehrfächern, sowie vom Senate und den Ämtern eines Dekans, Prorektors oder Rektors blieben sie ausgeschlossen. Als Lehrer wurden sie außer an jüdischen Schulen nur an Kunst-, Gewerbe-, Handels- und Navigationsschulen zugelassen. Ständische Rechte durften sie nicht ausüben, auch kein Patronat und keine Aufsicht über Kirchenvermögen. Beide Rechte übte, soweit sie mit dem Besitze eines Grundstücks verbunden waren, die Behörde aus, solange ein Jude Besitzer des Grundstücks war. Auch die persönliche Ausübung der Gerichtsbarkeit und Polizei war jüdischen Grundbesitzern nicht gestattet, sie konnten jedoch den Gerichtshalter und Verwalter der Polizei bestellen. Der jüdische Grundbesitzer war aber zur Tragung aller mit dem Besitze verknüpften Lasten verpflichtet.

Hinsichtlich der Eidespflicht und der Glaubwürdigkeit sollte kein Unterschied mehr zwischen Juden und andern Untertanen stattfinden. Jüdische Geburts-, Heirats- und Sterbefälle sollten in ein gerichtlich zu führendes Register eingetragen werden. Das Aufgebot war beim Richter zu beantragen. Es erfolgte durch eine an Gerichtsstelle, am Rats- oder Gemeindehause, eventuell an der Wohnung des Ortsvorstehers 14 Tage auszuhängende Bekanntmachung. Im Bezirke des Apellationsgerichtshofes zu Köln verblieb es bei den hinsichtlich der Geburts-, Heirats- und Sterbefälle der Juden schon bestehenden Vorschriften.

Das Gesetz von 1847, das für die ganze Monarchie mit Ausnahme des Großherzogtums Posen galt, bestätigte manche Punkte des Edikts vom 11. März 1812 ausdrücklich neu und hob alle von Juden als solchen an die Staatskasse zu entrichtenden Leistungen auf ohne Entschädigung, beließ es aber vorläufig bei Abgaben an Kämmereien, Grundherren, Institute usw. bis zur weiteren Regelung.

Für Posen wurden besondere Bestimmungen erlassen, die besagten, daß es dort zunächst bei dem Unterschied zwischen naturalisierten und nichtnaturalisierten Juden bleibe. Es wurden die Bedingungen zur Erlangung der Naturalisation festgesetzt und die Beschränkungen für die nichtnaturalisierten Juden aufgeführt. Hervorzuheben ist daraus, daß nichtnaturalisierten Juden in Posen ein Umzug in andere Provinzen nicht gestattet war.

Das Gesetz vom 23. Juli 1847 enthielt dann noch die schon im Edikt vom 11. März 1812 verheißenen Bestimmungen über die jüdischen Gemeinde- und Schulverhältnisse, indem es die Bildung und Organisation von Synagogengemeinden und die Einrichtung und Unterhaltung besonderer jüdischer Schulen regelte.

Durch Art. 12 der preußischen Verfassungsurkunde sind dann die noch bestehenden Beschränkungen für die Juden beseitigt, was auch auf das Gebiet des Norddeutschen Bundes ausgedehnt wurde durch das demnächst Reichsgesetz gewordene Gesetz vom 3. Juli 1869. Bestehen blieb aber die Beschränkung für die Zulassung fremder Juden aus dem Gesetze vom 23. Juli 1847.

Diesen Überblick gibt die „Kreuzzeitung“. Er zeigt, wie langsam der Gedanke der Judenemanzipation sich durchgesetzt hat. „Mag man“, so schließt das konservative Blatt, „die rechtliche Gleichstellung der Juden im modernen Staate als das Ergebnis einer unaufhaltsamen Entwicklung betrachten, so hat sich doch ein befriedigender Zustand nicht herausgestellt, und zwar gilt dies für beide Teile. Einem großen, für die Öffentlichkeit besonders bedeutsamen Teile des Judentums ist es jetzt nicht mehr um Gleichberechtigung, sondern um die Herrschaft im Staatsleben zu tun. Die viel gerühmte jüdische Klugheit sollte sie da doch erkennen lassen, daß dieses Ziel in deutschen Landen niemals erreicht werden wird, seine Verfolgung vielmehr nur für das Judentum selbst Gefahren herbeiführen kann.“



Herzen von Königen

Dem Musée Carnavalet in Paris wurde unlängst ein Gemälde überwiesen, das, wie in der „Frankf.Ztg." erzählt wird, die feierliche Überführung der im Jahre 1793 aus ihren Grüften gerissenen französischen Königsgebeine nach Saint-Denis am 18. Januar 1817 darstellt. Dieses Geschenk erhält dadurch noch eine besondere Bedeutung, daß sich eine Anzahl handschriftlicher Dokumente dabei befanden, die sich teils auf die Schändung der Gräber, teils auch auf die Überführung der Gebeine bezogen. Aus diesen Schriftstücken geht hervor, daß die Leichen der französischen Herrscher und der sonstigen hervorragenden Personen, die einst in Saint-Denis ruhten, im Jahre 1817 in zwei großen Gräbern beigesetzt wurden, die beide etwa 16 Quadratfuß im Umfange maßen, und zwar ruhen in dem einen die Reste von 7 Königen, 7 Königinnen, 47 Prinzen und Prinzessinnen der bourbonischen Hauses, in dem anderen 18 Könige, von Dagobert angefangen bis zu Heinrich IV., 10 Königinnen, 24 Prinzen und Prinzessinnen, und eine Anzahl sonstiger Persönlichkeiten, von denen der Abt Suger von Saint-Denis und der Connetable Duguesclin die bedeutendsten sein dürften. Im Zusammenhang damit ist auch die Frage entschieden worden, ob tatsächlich die Herzen der französischen Könige und Königinnen, wie oft behauptet, niemals aber bewiesen worden ist, einzelnen Parisern Malern als Firnis für ihre Gemälde gedient haben. In den Beständen der Archives nationales befinden sich, wie der „Figaro" bemerkt, zwei Schriftstücke, die zur Entscheidung dieser Frage von größter Wichtigkeit sind. Diesen Schriftstücken zufolge begab sich an jenem schaurigen Oktobertage, an dem die Grüfte in Saint-Denis gesprengt wurden, ein Pariser Architekt Radel in Begleitung eines Malers Saint-Martin nach Saint-Denis, um diesem aus den dort herumliegenden Königsleichen, die zum großen Teil noch auffallend gut erhalten waren, jenen eigenartigen Saft zu verschaffen, der außerordentlich geeignet sein soll, den Farben der Gemälde Haltbarkeit zu verleihen. Radel nahm dreizehn Kapseln an sich, in denen sich noch die Herzen der Könige und Königinnen befanden, und gab eine davon seinem Begleiter mit den Worten, daß er das Herz Ludwigs XIV. in Händen halte. Die übrigen Herzen verkaufte Radel, behielt aber die silbernen Schilder, die an jeder Kapsel befestigt waren und den Namen dessen trugen, dessen Herz von der Kapsel umschlossen wurde. Diese Schilder wurden nach seinem Tode an einen gewissen Schunck verkauft, von dessen Hand das zweite der in den Archives nationales befindlichen Schriftstücke stammt. Schunck, der mit Saint-Martin sehr befreundet war, hat nun in einer Art von geschichtlichem Überblick über die Zerstörung der Königsgräber von Saint-Denis zu Protokoll gegeben, daß Saint-Martin außer dem Herzen Ludwig XIV. auch noch das Herz Ludwigs XIII. besessen habe, während ein anderer Maler, der zu seiner Zeit berühmte Drolling, die übrigen Herzen, darunter die der Pfälzer Liselotte, des Regenten und der Gemahlin Karls I. von England, der Königin Marie Henriette von Radel erhalten habe. Drolling hat nun, wie Schunck behauptet, die in seinem Besitze befindlichen Herzen zum Firnissen seiner Gemälde verwendet, während Saint-Martin sich nur schwer dazu entschloß, die kostbaren Reliquien auf solche Weise zu vernichten. Nur ein kleiner Teil des Herzens Ludwigs XIV. wurde von ihm verbraucht, und mit dieser Scheu mag wohl auch zusammenhangen, daß er den Besitz des Herzens Ludwigs XIII. zwar nicht verschwieg, es aber niemandem zeigte. Erst auf seinem Totenbette ließ er Schunck zu sich kommen und übergab ihm als seinem besten Freunde das Herz Ludwigs XIII., das sich noch in der gleichen Umhüllung befand, in der es 1643 in Saint-Denis beigesetzt worden war. Was mit dem Herzen Ludwigs XIII. und den noch vorhandenen Resten des Herzens Ludwigs XIV. geschehen ist, schreibt Schunck nicht. Aber das, was er mitteilt, genügt gerade, um die Vergänglichkeit von Menschenmacht und Erdenpracht zu illustrieren. Und was Shakespeares Hamlet in der Kirchhofszene sagt, das gilt in noch stärkerem Grade für das Bild, das diese Mitteilungen heraufbeschwören:

„Der große Cäsar, tot und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.
O, daß der Staub, vor dem die Welt gebebt,
Der Wind und Wetter eine Wand verklebt!“



Die Exzesse des Edelmannes Iwan Turgenieff

Aus dem Orelschen Gouvernementsarchiv ist jüngst ein interessantes Aktenstück „in Sachen Exzesse des Gutsbesitzers Iwan Turgenieff aus dem Kreise Mzensk“ verschwunden. Das Verfahren gegen Turgenieff, so erzählt hierzu der „Berliner Börsen-Courier“, war 1834 vom Mzensker Isprawnik (Chef der Kreispolizei) eingeleitet worden. Im genannten Jahre war Turgenieff, der damals Student in Petersburg war, zu den Weihnachtsferien nach Spaßkoje gekommen, wo er erfuhr, daß seine Mutter, die wegen der überaus grausamen Behandlung ihrer Leibeigenen bekannt geworden ist, ihr Stubenmädchen Luscha, ein Mädchen von großer Schönheit und bedeutenden Geistesgaben, verkauft habe. Luscha war die Gespielin des jungen Turgenieff gewesen; sie waren zusammen aufgewachsen, und er hatte sie schreiben und lesen gelehrt. Turgenieff hatte auch das Mädchen fortlaufend mit Büchern versorgt, so daß Luscha bald in den Besitz ungewöhnlicher Bildung gelangte, gleichzeitig aber auch die wahrhaft beklagenswerte Lage der Leibeigenen erkannte und gegen deren Vergewaltigung durch die Gutsbesitzerin und ihre Kreaturen zu protestieren begann. Sie scheute sich nicht, der strengen Dame, der sie geistig weit überlegen war, die Wahrheit zu sagen. Als sie jedoch den Bauern darlegte, daß es wider die göttlichen Gebote sei, wenn ein Mensch den andern zu seinem Leibeigenen mache, da vor Gott alle Menschen gleich seien, beschloß die Mutter Turgenieffs, der „schädlichen Agitation“ ein Ende zu machen, denn schon waren die Dorfweiber aufsässig geworden: sie brachten weder Beeren noch Pilze auf den Gutshof, sondern verkauften alles in der nahen Stadt. Luscha wurde an eine benachbarte Gutsbesitzerin verkauft, die von den Bauern wegen ihrer Grausamkeit die „Bärin“ genannt wurde. Turgenieff erklärte seiner Mutter unumwunden, daß er den Verkauf von Leibeigenen für eine unerhörte Barbarei halte, die den Adel schände. Als Universalerbe seines Vaters erhebe er Einspruch gegen den Verkauf. Er brachte Luscha fort und versteckte sie bei einem ihm ergebenen Bauern. Die Dame, die Luscha gekauft hatte, wandte sich nun an die Kreispolizei und ersuchte sie um Hilfe, indem sie angab, daß „der Edelmann Turgenieff und seine Mätresse“ die Bauern aufwiegelten. Die Folge war, daß in Spaßkoje der Isprawnik erschien, um die „Revolte“ im Keime zu ersticken. Er stieß jedoch auf Widerstand: Turgenieff erklärte, er werde das Mädchen unter keinen Umständen herausgeben. Da versammelte der Isprawnik eine Heeresmacht von Bauern, die er mit Knütteln bewaffnete, und zog an ihrer Spitze vor das Haus, in dem Luscha lebte. Vor der Tür stand Turgenieff mit einem Gewehr im Anschlag und drohte, jeden, der sich ihm nahen würde, niederzuschießen. Der Isprawnik zog es unter solchen Umständen vor, zu retirieren, und die Affäre wäre für Turgenieff sehr schlimm abgelaufen, wenn seine Mutter den Vertreter der öffentlichen Gewalt nicht beruhigt hätte. Man einigte sich dahin, den jungen Mann und das Mädchen unbehelligt zu lassen. Aber ein Protokoll mußte doch aufgenommen werden. So entstand das Aktenstück „in Sachen Exzesses des Edelmanns Turgenieff“, das zu beträchtlichem Umfang anschwoll, weil die Affäre sich jahrelang hinzog. Die Polizei konnte nämlich den Edelmann Turgenieff trotz vielen Suchens nicht finden. Die gerichtlichen Vorladungen wanderten von Ort zu Ort; endlich kam ein Gnadenmanifest und Turgenieff war seiner „Schuld“ ledig ...



Der Welten Tod und Auferstehung

Wenn der Sonne auch — auf bisher unbekanntem Wege — eine bedeutende Menge der verbrauchten Kraft wieder zugeführt wird, so ist es, führt Dr. H. H. Kritzinger in der „Kreuzztg." aus, doch wohl kaum zu bestreiten, daß ihre wärmende Kraft abnehmen muß. Allmählich — es mögen bis dahin wohl noch Milliarden oder gar Billionen von Jahren vergehen — wird sie so viel Wärme verbraucht haben, daß kein organisches Leben auf der Erde mehr möglich ist. Die Flecken, die in elfjähriger Periode besonders zahlreich auftreten, werden schließlich überhandnehmen, und die Bildung einer Kruste, die allerdings noch hin und wieder durchbrochen wird, beginnt. Mit der Zeit wird sie so stark, daß sie dem Innendrucke standzuhalten vermag. Bei weiterer Abkühlung der jetzt nicht mehr leuchtenden Sonne zieht ihre Rinde sich dauernd zusammen. Der Wärmeverlust im Innern, wo noch eine sehr große Hitze und ein großer Druck herrschen, ist auf lange Zeiten sehr gering. Der eigentliche Sonnenkern ist auch später noch ebenso heiß wie jetzt und steht — was sehr wichtig ist — dauernd unter hohem Druck. In dem ganzen Gebilde herrschen also ungeheure Spannungen. Was wird sich ereignen, wenn diese ausgelöst werden? Ein Vergleich aus einem Gebiete der Experimentalphysik, nämlich der Lehre von der Kohäsion der Körper, läßt es uns ungefähr beurteilen. Vielen Lesern wird der Versuch mit den „Bologneser Fläschchen" bekannt sein, die aus einem von der Pfeife abgeschnittenen und sehr rasch gekühlten Glase bestehen. Hier ist die innere Glashaut einer riesigen Spannung ausgesetzt, die schon durch eine ganz unbedeutende Verletzung gelöst werden kann, wenn man z. B. einen kleinen Feuersteinsplitter in die Flasche hineinbringt und sie dann schüttelt. Sie zerfällt dabei unter schwachem, explosionsartigem Knall in feinen Staub. Aber wie sollte bei einem Weltkörper eine Auslösung, entsprechend dem Hineinwerfen des Feuersteinsplitters, stattfinden? In ähnlicher Weise wie unsere Sonne gehen auch andere Sonnen ihrem allmählichen Untergang entgegen. Wenn zwei solche Kugeln, von einer dicken, dunkeln Schale umgeben, die den heißen Kern unter hohem Druck umschließt — Arrhenius vergleicht sie treffend mit einem unendlichen Dynamitmagazin — auf ihrer Wanderung durch den Weltenraum einander so nahe kommen, daß ihre gegenseitige Anziehung zu einem Zusammenstoß führt, wird bei der großen Wucht dieses Aufeinanderprallens die äußere Hülle so weit verletzt, daß das von innen nachdrängende Magma sie vollends zersprengen kann. Der dann eintretende kosmische Vorgang läßt sich entsprechend dem bei dem Bologneser Fläschchen ungefähr abschätzen: Eine Explosion beider „Minen" findet statt, die dabei in sehr kleine Sprengstücke, teilweise sogar in den feinsten kosmischen Staub zerfallen. Die gewaltige Bewegungsenergie ist plötzlich in andere Formen übergegangen, hauptsächlich in Lichtenergie; an der Explosionsstelle flammt, sobald das Licht die weite Strecke bis zu uns — mitunter erst in ein paar Jahrhunderten — durchmessen hat, ein neuer Stern auf. Die Analyse seines Lichts zeigt meistens ein zusammenhängendes Spektrum, das von den glühenden Kernpartien herrührt, ferner helle Linien, die leuchtenden Gasmassen entsprechen. Einige Partien verraten auch Absorptionen, die von den ausgestoßenen Staubmassen herrühren. Die wahrgenommenen Verschiebungen der Linien gegen ein Vergleichsspektrum deuten auf das Vorhandensein eines sehr hohen Druckes, was nach der eben erläuterten Vermutung über die Entstehung der neuen Sterne, die zuerst von Zoellner aufgestellt wurde, sehr wahrscheinlich ist. Zeugen eines ähnlichen Ereignisses, wie eben geschildert, waren wir Mitte März dieses Jahres, als in den Zwillingen nahe dem Sterne Theta ein neuer Stern vierter Größe aufleuchtete, der schnell an Glanz abnahm und schon gegen Ende des Monats Lichtschwankungen in ähnlicher Weise andeutete, wie sie auch bei dem neuen Stern im Perseus 1901 beobachtet worden sind. Dieser hatte merkwürdige Veränderungen seiner Färbung durchzumachen, während der jetzige von S. Enebo entdeckte Stern gleich bei den ersten

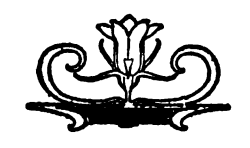
Beobachtungen ein gelbes Licht zeigte. Dessen Ursache läßt sich leicht ermessen, wenn man folgenden Vorgang zum Vergleich heranzieht. Unser Mond ist, wenn er hoch über dem Horizont steht, weiß, und wird, je tiefer er wieder herabsinkt und damit weiter in den Staub unserer Atmosphäre eintaucht, immer gelber und röter. Die Staubmassen verschlucken also einen Teil der Lichtstrahlen, so daß der Rest gelb oder gar rot erscheint. Ebenso ist der Vorgang bei neuen Sternen zu denken. Auch hier werden ungeheure Staubmassen ausgestreut, die das Licht der zentralen Teile verändern, indem sie hauptsächlich die blauen Strahlen verschlucken . . .

Nach der Entropielehre des großen deutschen Physikers Clausius soll die ganze Welt schließlich zu einer gleichförmigen warmen Masse, gewissermaßen zu einem Brei zusammensintern, der sich nicht mehr bewegt und in einer völligen Agonie verfällt. Dies nennen die Naturwissenschaftler den „Weltentod". Diese Lehre von Clausius hat Arrhenius durch die Annahme bedeutend erweitert, daß er sagt: „Die Entropie kann nicht nur zunehmen, wie Clausius meint, sondern auch abnehmen. Das Weltgeschehen ist ein periodischer Vorgang; auch nach dem Weltentode gibt es ein Auferstehen: eadem mutata resurgo!"



Unsere Lebensdauer

Die Lebensdauer der Menschen hat in den letzten 30 Jahren in allen Kulturstaaten erheblich zugenommen. In Österreich z. B. ist (nach dem „Berliner Lokalanzeiger") die Sterblichkeit von 32 auf 29, in Holland von 21 auf 19 aufs Tausend herabgegangen. An dieser Besserung haben natürlich die hygienischen Bestrebungen unserer Zeit großen Anteil, insbesondere die Schutzpockenimpfung. Nach der Erfahrung besteht für denjenigen, der es erst auf ein Alter von 30 Jahren gebracht hat, eine erhebliche Aussicht, es noch auf etwas über 60 zu bringen. Der älteste, und zwar beglaubigt älteste Mensch war ein Engländer, der von 1501 bis 1670 lebte, also die respektable Zahl von 169 Jahren erreichte. Bei einer Gerichtsverhandlung erschien er mit einigen Söhnen, von denen ein jeder ebenfalls schon weit über 100 Jährlein auf dem Rücken hatte! In Deutschland soll eine Schlesierin, Johanna Obst, 155 Jahre alt geworden sein. Auf die Lebensdauer wirken in erster Reihe zwei Umstände ein: Vererbung und Lebensgewohnheiten. Am besten ist es für die Kinder, wenn der Vater bei ihrer Geburt nicht unter 25 und nicht über 40, die Mutter nicht über 30 Jahre gewesen. Bei der Vererbung spielen selbstverständlich Krankheiten wie Tuberkulose u. dgl. eine große Rolle. Bei Krebs ist die Gefahr der Vererbung nicht so groß, wie gewöhnlich angenommen wird. Auch das Körpergewicht ist nicht ohne Einfluß. Wer in der Jugend ein hohes Körpergewicht, vielleicht sogar mit Stolz, sein eigen nennt, der hat wenig Aussicht, sich dessen lange zu erfreuen. Die fettreichen Menschen sind gegen eine Reihe von Infektionskrankheiten wenig widerstandsfähig. Wichtig ist ferner der Zustand des Gefäß- und Nervensystems. Wer sich zarte Arterienwände bewahrt hat, wird wahrscheinlich länger leben als der mit starken Arterien. Viel weniger Menschen werden durch Überarbeitung als durch Lebensgenüsse krank, wenn auch natürlich der Beruf einen großen Einfluß hat.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Hohenzollern und die Volksschule

Unter dieser Überschrift erschien in Heft 1, Jahrg. XIV, eine Abhandlung des früheren Volksschullehrers Andres Müller, deren Inhalt in weiten Kreisen lebhaften Widerspruch gefunden hat. Ich freue mich dieses Widerspruchs und stimme ihm ausdrücklich zu.

„Von unserem Kaiser ist bekannt, daß er der Volksschule und ihren Lehrern kein nennenswertes Interesse entgegenbringt." So beginnt die Abhandlung. Auf welchen Tatsachen basiert diese Behauptung? — Etwa darauf, daß unsere Volksschule unter der Regierung unsers Kaisers eine stete Aufwärtsentwicklung zeigt, und daß die Volksschule jetzt mehr denn je als eine Kulturmacht ersten Ranges bezeichnet wird? — Oder darauf, daß unter dem Regiment unsers Kaisers ein alter Traum der Lehrerschaft, das Verlangen der Lehrer, den Soldatenrock als „Einjähriger" tragen zu können, in Erfüllung gegangen ist? — Oder darauf, daß unter der Regierung Wilhelms II. auch die äußeren Verhältnisse der Volksschullehrer eine gesetzliche Regelung erfahren haben? — Endlich, beweist die Tatsache, daß auf einer Nordlandsreise unsers Kaisers außer einer Reihe hervorragender Gelehrter auch ein Volksschullehrer kaiserlicher Gast war, eine Unterschätzung des Lehrerstandes?

Wie weit der kaiserliche Wille in den genannten gesetzgeberischen Arbeiten zum Ausdruck kommt, vermögen wir nicht zu beurteilen; das wird aber bei den meisten Gesetzen nicht möglich sein. Daraus aber ohne weiteres einen Mangel an Interesse des Kaisers zu konstruieren, ist doch zum mindesten sehr gewagt. Ich freue mich der Errungenschaften auf dem Gebiete des Volksschulwesens unter der Regierung unsers Kaisers, und weite Kreise der Lehrer freuen sich mit mir. Man überhebt sich so gerne der Dankespflicht, wenn man selbstbewußt spricht: „Das hat die Volksschule errungen." Gewiß, die Volksschule hat gekämpft, gerungen, zugegeben, auch vieles abgerungen; sie hat eben ihre Geschichte; Geschichte haben heißt aber Entwicklung haben. Da gilt es, Vorurteile zu beseitigen, Hindernisse zu überwinden, Widerstände zu brechen. Gelingt das der Volksschule, so erweist sie sich als ein machtvoller Faktor. Die zu überwindenden Widerstände beruhen auch auf einer geschichtlichen Auffassung, nicht auf einer Verachtung des gegenteiligen Standpunktes. Das Aufgeben des Widerstandes, mag er nun von Personen, nehmen wir an von dem Kaiser, oder von Zeitrichtungen ausgehen, ist eine sittliche Tat, die um so größer zu bewerten ist, je höher die soziale Stellung der betreffenden Persönlichkeit ist. Wenn eine Anzahl unserer Hohenzollern, wie es in der Abhandlung heißt, dem Drängen der Zeitverhältnisse und den energischen Vorstellungen weitblickender Ratgeber folgten, wenn sie also ihren auf historischer Auffassung beruhenden Widerstand gegen die Vorschläge ihrer Ratgeber aufgaben, erscheinen sie dadurch erst in ihrer wahren Größe. Wodurch ist Wilhelm I. so groß geworden als sittliche Persönlichkeit? Nicht zuletzt dadurch, daß er in manchem kritischen Augenblicke seine Überzeugung derjenigen seines großen Kanzlers opferte. Die Erfolge, welche dadurch erzielt wurden, sind für Wilhelm I. und seinen Kanzler in gleicher Weise zu buchen.

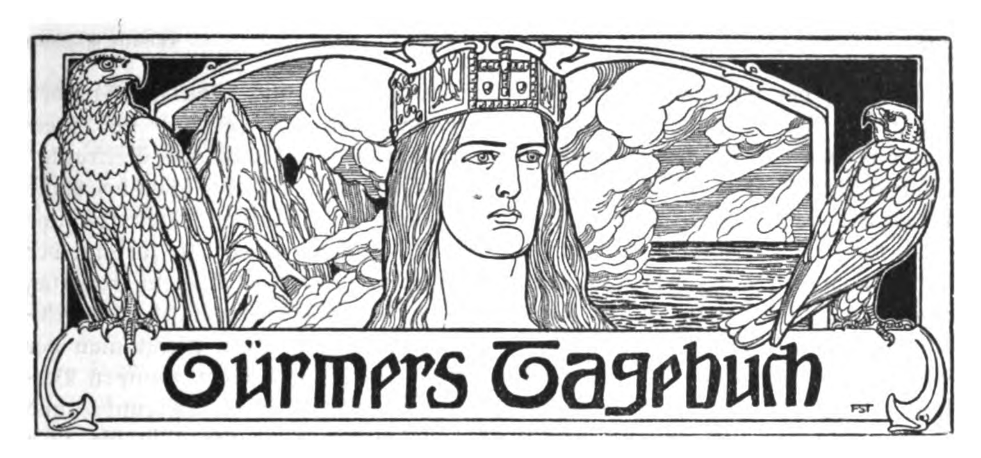
Wenn von diesem Standpunkt aus die Errungenschaften auf dem Gebiete des Volksschulwesens unter der Herrschaft der Hohenzollern beurteilt werden, so kommt man doch zu einem andern Ergebnis, und wenn in angedeutetem Sinne die Bücher der Geschichte der Pädagogik die Bedeutung der Hohenzollern für unsre Volksschule würdigen, geben sie der Wahrheit die Ehre. Die Verdienste der Hohenzollern um die Volksschule bestreiten oder sie verkleinern, ist, gelinde gesagt, ein Unrecht. Daß sich ein Hohenzollernfürst nicht, wie es der Verfasser der Abhandlung wünscht, „mit Leib und Seele der Sache hingegeben hat", liegt doch an der Vielseitigkeit der von einem Fürsten zu lösenden Aufgaben. Zeigen einzelne Hohenzollernfürsten eine Bevorzugung des Soldatenstandes, waren und sind sie Soldatenkönige, haben wir alle Ursache, uns dessen zu freuen; ein starkes Heer ist der sicherste Schutz aller Kulturgüter. Von unsern Königen aber nun verlangen, sie sollten sich mit derselben Liebe allen einzelnen Zweigen der Verwaltung widmen, wäre mehr denn unbillig.

Aber einen Fürsten hat uns das Haus Hohenzollern gegeben, der Soldatenkönig und „Schulmonarch" war: Friedrich Wilhelm I. Ich will den Quellenstudien des Herrn Dr. Vollmer nicht nahetreten, aber das kühne Urteil des Verfassers der in Frage stehenden Abhandlung, Vollmers Ansicht sei die „einzig zutreffende historische Auffassung", fordert zum Widerspruche auf, und zwar um der historischen Wahrheit willen. Zum Beweise, daß genannter König in der Tat ein besonderer Förderer der Volksschule war, verweise ich auf die Ergebnisse der Quellenstudien des Herrn Dr. Vollmer, dessen Autorität von Herrn Müller ohne weiteres anerkannt wird. Die rein subjektiven Schlußfolgerungen des Herrn Müller über die Bedeutung Friedrich Wilhelms I. für unsre Volksschule stehen im strikten Gegensatze zu den Resultaten einer gerechten, objektiven Geschichtsforschung. Worin besteht die Ungerechtigkeit seiner subjektiven Beurteilung? Darin, daß er die Leistungen des großen Soldatenkönigs für die Volksschule offenbar nach Gegenwartsverhältnissen beurteilt. Wer sich erkühnt, geschichtliche Urteile zu fällen, sollte doch wissen, daß historische Persönlichkeiten mit dem Maßstabe der jeweiligen Zeitverhältnisse zu messen sind. Von dieser Warte aus wird die Geschichtsforschung wohl immer den großen König als den Mann bezeichnen, der die Grundlagen unsers heutigen Staatslebens, und zwar in nationaler und kultureller Beziehung, legte.

Ein hervorstechender Zug im Charakter Friedrich Wilhelms I. war seine Sparsamkeit, die auch unter Hinweis auf seine „langen Kerls" nicht herabzuwürdigen ist. Gerade seine Sparsamkeit, deren Konsequenzen auch seine eigene Hofhaltung tragen mußte, war grundlegend für die Entwicklung unsers Staatslebens. Die Sparsamkeit drückte allen Zweigen der Verwaltung ihren Stempel auf, auch der Volksschule. Wenn wir aber auch nur die Leistungen finanzieller Art, die Dr. Vollmer anführt, als erwiesen ansehen, so müssen wir uns beugen vor dem Verständnis des Königs den Kulturaufgaben gegenüber in einer Zeit, in der man die Volksschule wahrhaftig noch nicht als einen Kulturfaktor bewertete. Sie als solchen anerkannt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst unsers großen Soldatenkönigs. Ferner: Wenn er es als empfehlenswert bezeichnet, gediente Soldaten als Lehrer anzustellen, so liegt hierin gewiß ein Fortschritt gegenüber den Gepflogenheiten früherer Zeit, hergelaufene Handwerksburschen zu Lehrern zu stempeln. Wenn der König die Schulpflicht zunächst nur schrittweise einführte unter möglichster Schonung hergebrachter Verhältnisse, so offenbart er hier die gesunde Weisheit des Staatsmannes. Ein für damalige Zeit berechtigter Sturm der Entrüstung hätte sich ausgelöst, wäre er mit der ihm sonst eigenen Strenge auf dem Gebiet der Volksschule vorgegangen. Ferner: Wenn gar Herr Dr. Vollmer feststellen kann, daß der sparsame König für die Schule hier 1000 Taler, dort 40 000 und 50 000 Taler aufwendete, und wenn er wirklich zu weiteren finanziellen Opfern nicht bereit war, so müssen wir diese Leistungen als außerordentlich bezeichnen. Daß der sparsame König erfreut war, als er von der Übernahme der Schullasten durch die Kirche hörte, wer will's ihm verdenken! Sollte ihm etwa schon die Idee der heutigen Schule vorschweben?

H. Schmidt, Rektor





Zweifellos ein Ereignis von nicht gewöhnlicher Bedeutung · Theobald-Kronos · Eine Ungehörigkeit · Das Karnickel · Wie man ihm beikommen kann · Ein schon mehr problematischer Begriff · Die offene Tür und der Platz an der Sonne · Neu-England

„Der Besuch des deutschen Reichskanzlers auf Korfu ist zweifellos ein Ereignis von nicht gewöhnlicher Bedeutung. Er beweist mehr als alles Bisherige das vertrauensvolle Verhältnis, das zwischen unserem Kaiser und dem ersten Ratgeber der Krone besteht. Daß bei dem Beisammensein von Kaiser und Kanzler auch die Politik zur Sprache kommt, ist selbstverständlich, doch steht sie nicht im Mittelpunkt des Interesses. Der Kaiser hat vielmehr das Bedürfnis, den Reichskanzler als Freund und Vertrauten an dem Genuß aller Schönheiten des Achilleions und der Insel Korfu teilnehmen zu lassen. Die Tage, die Herr von Bethmann-Hollweg hier verlebt, sollen ihn entschädigen für die vergangene, überaus anstrengende Arbeitszeit und ihn kräftigen, erfrischen und mit neuer Arbeitsfreude erfüllen ...“

Zu lesen im Scherlschen „Tag“, dem sogenannten Kleinen Reichsanzeiger: „Korfu, 8. April.“ Weiter unten wird dann der selbe Faden weitergesponnen, Herr von Bethmann noch ein halb dutzendmal im engsten Zusammenhange mit Wilhelm II. genannt —: „Sonn' und Mond bewegen sich, ehe sie sich trennen!“

So ungeschickt durften unsere Offiziösen unter ihren früheren Chefs nicht arbeiten. Ist es doch so, als solle der Kaiser mit aller Gewalt und in allewege auf Herrn von Bethmann festgelegt werden. Ja, man kann sich beim Ganzen des Eindrucks nicht erwehren, als werde über den Besuch eines im Range gleichstehenden Souveräns berichtet.

Wir könnten's ja nun mit einem Achselzucken (als „Geschmackssache“) zu dem übrigen legen, wäre es nicht für unsere ganzen Zustände in gewissem Sinne typisch, spiegelte sich nicht darin im kleinen jener schmalzige Mangel an Takt und

Augenmaß, der uns nach innen und außen so peinliche und so bittere Stunden bereitet. Wir wollten Herrn von Bethmann schon als „Freund und Vertrauten“ des Kaisers gelten lassen, wäre er auch der „Freund und Vertraute“ des deutschen Volkes. Wer aber möchte das behaupten? Da aber schon der bloße Gedanke — je nach dem gegebenen Temperament — bei den einen fröhliche Heiterkeit, bei den anderen minder harmlose Empfindungen auslöst, so kann der Erfolg nur der sein, daß hier wieder der Träger der Krone in offenem Gegensatz gegen das Volk ausgespielt wird. Darnach bedarf es schon sehr weitgehender „Abhängigkeiten“, um sich der Erkenntnis zu verschließen, welchen Dienst man der Person des Kaisers und dem Ansehen des Kaisertums durch solche plumpen Vertraulichkeiten erweist. Noch dazu, wenn man den Besuch dieses „Freundes und Vertrauten“ als „ein Ereignis von nicht gewöhnlicher Bedeutung“ in die allzu geduldigen Tafeln neudeutschen Welt-Geschehens eingraben läßt.

„Wenn man politischer Optimist ist,“ schreibt die „Braunschweigische Landes-Ztg.“, „wird man geneigt sein, der Meinung sich hinzugeben, daß noch nie ein Kanzler so fest in der Gunst des Monarchen gestanden habe, wie der fünfte, und daß ihm folglich als solcher noch ein langes Leben beschieden sein werde. Aber auch an den sicher im Sattel sitzenden Staatsmännern erfüllt sich der alte Wahrspruch aus der bekannten Ballade von Kind:

Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der finstern Mächte Hand.

Selbst Bernhard v. Bülow, von dem der Kaiser schmerzbewegt rief: ‚Ich muß meinen Bernhard sehen!‘ hat ganz plötzlich in den Orkus hinabsteigen müssen, und was zwischen beiden Männern auf der Kaiserjacht in Kiel vorgegangen ist, deckt heute noch der Schleier des Geheimnisses. Also soll man sich wohl hüten, ein politisches Horoskop zu stellen, wenn augenblicklich eine glückverkündende Konstellation am Nachthimmel sich zeigt . . .

Herr v. Bethmann, dessen guten Willen, das Beste zu finden und zu vollführen, man auch heute nicht wird in Zweifel ziehen dürfen, hat das Unglück, daß er, umgekehrt wie Mephistopheles, stets das Gute will und nur das Gegenteil davon schafft. Durch seine beklagenswerte Energielosigkeit, die es stets bei großen Worten bewenden läßt, und durch sein Irrlichtelieren nach allen Richtungen hat er sich nicht nur das Vertrauen der früheren Anhänger, sondern auch das seiner Mitarbeiter verscherzt. . . . Sogar die Freikonservativen haben ihn bereits aufgegeben, weil er ihre Erwartungen in Posen so gründlich getäuscht und durch seine Schwäche gegenüber dem Zentrum ihr evangelisches Gewissen verletzt hat. Daß weiter nach links erst recht keine Freunde mehr für ihn zu finden sind, ist selbstverständlich . . .“

* * *

Am 16. Februar sprach Herr von Bethmann-Hollweg im Reichstag: „Der Abgeordnete Speck (vom Zentrum) hat gestern für den Fall, daß die Regierung diese Art von Besitzsteuer (die Erbanfallsteuer) doch wieder bringen sollte, das als eine Brüskierung der Parteien bezeichnet, welche den damaligen

Entwurf abgelehnt haben. Das ist ein sehr starkes Wort, hinter dem sich Machtansprüche verbergen, die ich nicht anerkennen kann."

Am 16. März konnte man in den Blättern die amtliche Mitteilung lesen, daß der selbe Herr von Bethmann-Hollweg sich besagten „Machtansprüchen", die er doch als eine „Brüskierung" bezeichnet hatte, löblich unterworfen und auf die Wiedereinbringung der Erbanfallsteuer verzichtet habe. „So schnell", bemerkte Paul Harms im „Berl. Tagebl.", „haben nach Jena und Auerstädt die preußischen Festungen nicht kapituliert, wie der fünfte Reichskanzler vor dem zum bayerischen Premierminister ernannten Zentrumsführer kapitulierte.

Denn den Ereignissen selbst wohnt Gerechtigkeit inne, wenn sie auch zuzeiten schlummert. Als im bayerischen Wahlkampfe die antiklerikale Stimmung immer weiter um sich griff, bis in die Kreise der hohen Beamtenschaft hinein, da soll von Berlin ein Sendbote in vertraulicher Mission gen Süden gefahren sein, um zu warnen und zu beschwören und die vorwurfsvolle Frage zu stellen, wo da die Sammlung bleibe? Der nördliche Wind, der diesen Frühlingsboten bundesbrüderlicher Liebe in die Isarstadt trug, blies noch am Vorabend der Wahlen das Ministerium Podewils um. Daß dann als Staatsretter der Freiherr v. Hertling berufen wurde, daran waren freilich andere Einflüsse schuld. Reichsrat v. Auer, so sagt man, habe im richtigen Augenblick Erinnerungen zu wecken verstanden, die eine Ahnfrau der Hertlings mit dem Münchener Hofe verbinden. Als dann am Donnerstag der neue Kollege in Berlin angereist kam, da scheint Herrn v. Bethmann alsbald klar geworden zu sein, welche Rute man sich durch die ‚rettende Tat' bei den bayerischen Wahlen selbst gebunden hatte. Unter der Fuchtel des Zentrumsministers hat der Herr Reichskanzler einsehen gelernt, was Machtansprüche dieser Partei zu bedeuten haben. Im Reichstag hat der Kanzler gut deklamieren, er pfeife auf ein Gesetz über seine Verantwortlichkeit, da er nur vom Kaiser und König ernannt werde. Im stillen Kämmerlein der Konferenz mit den Kollegen scheint ihm von sachkundiger Seite ausgedeutet worden zu sein, wer Herr ist im Deutschen Reiche. Der Vertretung des deutschen Volkes die Meinung zu sagen und die M. d. R. herunterzuputzen wie Schuljungen, daraus macht Herr Theobald sich gar nichts. Aber daß man gegen den Stachel eines hochmögenden Zentrums nicht löcken darf, das hat er sofort eingesehen. Und da er Übung in der Sache hat, warf er sich freiwillig auf die Knie und empfing aus den Händen des Freiherrn v. Hertling in Demut seine zweite Finanzreform, wie er die erste aus den Händen des schwarzblauen Blocks empfangen hatte.

Das erhebende Beispiel eines Opfers seiner besseren Überzeugung, das Herr v. Bethmann damals brachte, indem er als Kanzler mit verbindlichstem Dank annahm, was er als Staatssekretär und nachgeordnete Stelle verworfen hatte, scheint — leider! leider! — erzieherisch nicht nachgewirkt zu haben. Herr Wermuth, der Schatzsekretär, erlaubt sich, seinem hohen Vorgesetzten zum Tort, eine eigene Meinung zu haben und zu behalten! Er zeigt sich gänzlich abgeneigt, den Umfall seines Chefs mitzumachen, und zieht es vor, zu gehen . . . Was nach Charakter, nach Grundsätzen, nach Folgerichtigkeit aussieht, stört die Homogenität. Wer aber nicht homogen ist, fliegt. Und wenn er glücklich draußen

auf dem Pflaster liegt, wehklagen alle ‚Patrioten' über den Pflichtvergessenen, der zur Unzeit ‚gegangen' sei. Darüber mit den ‚Patrioten' zu streiten, wäre Zeitverlust. Es macht der Begabung und der Einsicht Wermuths, des ‚besten Schatzsekretärs', den Herr v. Gamp in sechsundzwanzig Jahren kennen gelernt hat, alle Ehre, daß er die Verteidigung von Herrn v. Bethmanns zweiter Finanzreform einem anderen überläßt. Keine Ausgaben ohne Deckung war Herrn Wermuths unbequemer Grundsatz. Indem Herr v. Bethmann unter dem geistlichen Beistande des Freiherrn v. Hertling gelobt, daran festhalten zu wollen, schlägt er zur Deckung die Beseitigung der ‚Liebesgabe' vor. Dieser Steuernachlaß für Branntweingroßbrenner würde, wenn glatt und einfach aufgehoben — bestenfalls 40 Millionen Mark für die Reichskasse retten ... Wenn Herr Wermuth trotzdem geht, so bedeutet das wohl, daß er diesen Betrag nicht für ausreichend hält ..."

Wie nun aber? Wenn die Roten gemein genug sind, für die Regierungsvorlage, in diesem Falle also für die (noch sehr angebliche) Beseitigung der „Liebesgabe", zu stimmen? Dann dürfte jene doch auch nicht eingebracht werden? Denn auf die Erbanfallsteuer hat man doch „ebenmäßig" nur verzichtet, weil es ein „taktischer Fehler" gewesen wäre, mit den Sozialdemokraten zusammen ein Gesetz zu machen:

„Das ist und bleibt nämlich unverkennbar Herrn v. Bethmanns hehrstes Ziel: die Ausschaltung der Sozialdemokratie. Bassermann — dem man, wie man auch zu ihm stehe, einen klaren Verstand und eine reife Erfahrung nicht absprechen wird — erklärte es kürzlich für das große Problem unserer Zeit, wie sie sich mit der Tatsache der 4¼ Millionen sozialdemokratischer Wähler abfinde. Dies Problem, das Bassermann und mit ihm vielen anderen ernste Kopfarbeit macht — Theobald der Einzige löst es spielend. 4¼ Millionen roter Wähler im Reiche? 110 sozialdemokratische Abgeordnete im Reichstag? Wie man damit fertig wird? Nichts einfacher als das: man ignoriert sie! Lange Zeit hatte man sich in der Hoffnung gewiegt, die Sozialdemokratie würde jede positive Mitarbeit verweigern. Diese stärkste Hoffnung ... hat sich als trügerisch erwiesen. Waren die Roten nicht ruchlos genug, für die Erbschaftssteuer zu stimmen, als sie der damalige Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg mit der ihm eigenen Pflichttreue und Überzeugungskraft verteidigte? Damals waren die pflichtvergessenen Umstürzler, die der Regierung beisprangen, nur einige 40, jetzt sind's ihrer 110! Da ist die Gefahr, die Regierungsvorlage könnte, zum Schmerz aller wahren Patrioten, angenommen werden, schon nicht mehr zu unterschätzen. Aber der treue Bethmann in seiner einsamen Größe wacht! Zwar hat er sich vor vier Wochen erst vor allem Volke feierlich auf die Erbschaftssteuer festgelegt. Aber solch eine Kleinigkeit, wie eine im Reichstag abgegebene Erklärung, stört einen erhabenen Geist nicht in seinem Gleichgewicht. ‚Ick dementiere mir', verkündet er, vergnügt wie Papa Wrangel, just einen Monat später. Und lacht sich ins Fäustchen, daß er den bösen Sozi eine Gelegenheit, wo sie ... vielleicht positiv mitgearbeitet hätten, so schlau wegeskamotiert hat. — Desperadopolitik, ins Philosophische übersetzt! — Wohin der holde Wahnsinn führen soll? Vielleicht, als Krönung der Sammlungsära, zu einer Lex Bethmann-Hollweg, die den 4¼ Millionen roter Wähler die

Ehre der Wehrpflicht nimmt und ihnen bei Zuchthausstrafe das Steuerzahlen verbietet —?"

Theobald-Kronos! Wie jener Sohn des Uranos und der Gäa in der griechischen Mythe seine Kinder gleich nach der Geburt verschlang, so hat Theobald-Kronos in den nur drei Jahren seiner Kanzlerschaft mehr Minister hinuntergewürgt als Bismarck in seiner ganzen Amtstätigkeit. „Dernburg, Rheinbaben, Lindequist und Wermuth mußten gehen," erinnert die „Magdeb. Ztg.", „Moltke und Arnim wurden weggedrängt; ganz abgesehen von der großen Zahl derer, über deren Verlust niemand eine Träne verloren hat. Aber es zeigt sich eben, daß Herr v. Bethmann Charaktere neben sich nicht brauchen kann." Und dabei, bemerkt bissig die „Nationalztg.", war Wermuth mehr als ein tüchtiger Minister: er war ein Talent: „Das wurde ihm ebenso verhängnisvoll wie Herrn Dernburg. Deshalb mußte er gehen. Für das Talent ist heute kein Raum. Wir leben in einer Zeit, in der nur die Mittelmäßigkeit in Amt und Würden zu hohen Jahren kommt. Wehe dem ärmsten Reichs- oder Staatsbeamten, ein Zufall könnte zutage fördern, daß er klüger sei als der oberste Chef der Reichs- und Staatsbehörden. Er könnte sofort Ordnung in seiner Schreibtischlade machen und sich von seinen vortragenden Räten verabschieden. — Herr v. Bethmann-Hollweg bläst noch immer unermüdlich zum Sammeln. Es kann leicht geschehen, daß die bürgerlichen Parteien eines Tages wirklich dieser Sammelparole Gehör schenken werden, aber in ganz anderem Sinne, als der brave Reichstrompeter denken mag: daß sie sich sammeln zur Abwehr gegen ihren gemeinsamen Gegner, den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, der vielleicht ein geeigneter Kanzler gewesen wäre in der Zeit eines Sonnenkönigtums, aber der hineinragt wie ein Fleisch gewordener Anachronismus in unsere lichtere, aufgeklärtere und von ganz anderen Menschheitsidealen erfüllte Zeit ..."

Sie sollen, so wird im „Hannöverschen Courier" erzählt, in hellem Zorn auseinandergegangen sein, der Reichskanzler und sein bisheriger Reichssäckelmeister. Man merke es ja noch an dem Ton der Worte, mit denen der offiziöse „Lokal-Anzeiger" Herrn Wermuths Rücktritt begleite. „Der Bethmannkurs liebt es, nichts zu bemänteln; da wird nie eine Krankheit vorgeschützt, von welcher der Arzt, nie ein Bedauern ausgedrückt, von dem die Seele des Sprechers nichts weiß. Herr v. Lindequist wie jetzt Herr Wermuth können davon ein Liedlein singen.

Und doch ist Herr Wermuth neben Delbrück des Kanzlers ältester Reichskollege gewesen. Am gleichen Tage — es war am 14. Juli 1909 — traten sie ins Amt, nachdem die Reichsfinanzreform den Fürsten Bülow weggefegt, Herrn Sydow ins preußische Handelsministerium verschlagen hatte ...

Man wußte von Adolf Wermuth bloß, daß er in den Reichsämtern durch einen geradezu grenzenlosen Fleiß von Staffel zu Staffel bis zur höchsten nach dem Kanzler emporgediehen war. Seine Kenntnisse hatten ihn schon lange für ein Ministerportefeuille reif gemacht; seine Vielseitigkeit machte ihn zu mehreren in gleicher Weise geeignet. Nach Holles Rücktritt sollte er Kultusminister werden; da stellte sich in zwölfter Stunde heraus, daß er als hannoverscher Lutheraner nicht der preußischen Landeskirche angehörte. Er galt ferner als Autorität auf

dem Gebiete der Handelspolitik; übers Börsengesetz hatte er einen Kommentar geschrieben. Schließlich brachte ihn der Zufall an die Spitze des Reichsschatzamtes.

Nur zweieinhalb Jahre hat er da gestanden. Aber vor ein paar Wochen schon prägte Freiherr v. Gamp das Wort, er sei der tüchtigste Staatssekretär, der seit einem Menschenalter an der Spitze dieses wichtigsten Amtes gestanden. Mit ihm erst setzte wieder eine geregelte Schuldentilgung ein. Mit Stolz durfte er bei jeder Etatsrede die Überschüsse feststellen, die er zu diesem honetten Zweck abführen konnte. Allerdings halfen ihm die Millionen der Finanzreform, nicht minder aber half ihm die strenge Sparsamkeit, die er allen Reichsämtern aufzwang. Wenn diese ihre Etats einreichten, entstand ein unbarmherziges Streichen. Er hat sich dadurch bei seinen Kollegen Gegner, ja Feinde gemacht; im Volke aber lernte man ihn eben um dieser gegen alle unsachlichen Einreden tauben Sparsamkeit willen mehr und mehr schätzen. Mit Hartnäckigkeit vertrat er seinen Standpunkt und setzte seinen Willen durch. ‚Die Regierung ist so stark, als sie sein will‘, dies Selbstbewußtsein führte ihn von Sieg zu Sieg.

Jetzt ist er endlich am Zusammenstoß mit einer Macht gescheitert, die noch stärker sein will als die Regierung. Er wollte sich sein heilsames Sparsystem nicht stören lassen durch parteipolitische Gelüste. Er fiel, weil der Kanzler davor kapitulierte und ihn preisgab ...“

* * *

Nur als eine Ungehörigkeit kann es Magister Theobald rügen, wenn die Geschäftsordnungskommission des Reichstags Änderungen beschlossen hat, die bezwecken, im Anschluß an Interpellationen die Meinung der Mehrheit des Hauses auszudrücken, also z. B., daß diese im gegebenen Falle anderer Meinung ist als der Herr Reichskanzler. „Was sich eigentlich von selbst versteht und anderwärts längst ohne Schaden gehandhabt wird, das“, bemerkt die „Frankf. Ztg.“, „ist von der Rechten zu einer politischen Machtfrage gestempelt worden, bei der die ganze Autorität und die wichtigsten Rechte der Regierung in Frage gestellt und die verfassungsmäßigen Rechte des Reichstags überschritten seien. Und das alles lediglich deshalb, weil der Reichstag das Recht in Anspruch nehmen soll, zu sagen, ob er mit der Stellungnahme des Reichskanzlers in bestimmten Fällen einverstanden ist oder nicht. Es ist eigentlich lachhaft, daß so etwas überhaupt in Frage gestellt wird ... Die Konservativen, die sich hier als die Stützen der Verfassung aufspielen, wünschen einen Zustand, welcher der Verfassung den lebendigen Inhalt nimmt. Es ist nämlich gar nicht wahr, daß der Reichstag mit der geforderten Änderung der Geschäftsordnung die ihm in der Verfassung gezogenen Grenzen überschreitet. Nirgends ist ihm eine Beschlußfassung, welche die Billigung oder Nichtbilligung der Regierung ausspricht, untersagt; im Gegenteil, aus der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit kann man umgekehrt das Recht dazu folgern, das auch ohnedies bis dahin nicht ernsthaft zweifelhaft gewesen ist. Welchen Sinn hätte die ganze Verantwortlichkeit, wenn nicht ebensogut, wie der einzelne Abgeordnete an dem Verhalten der





A. Demarle

Regierung im weitesten Umfange Kritik üben kann, der Reichstag in einem Schlußvotum seiner Meinung einen formulierten Ausdruck soll geben dürfen?

Es war eine Lücke der Geschäftsordnung des Reichstags, daß sie das in den Bestimmungen über die Interpellationen (§§ 32 und 33) nicht vorsieht, und wenn nun durch den mit großer Mehrheit gefaßten Beschluß der Geschäftsordnungskommission diese Lücke ausgefüllt wird, so ist das eine ebenso zweckmäßige Ergänzung wie die Einführung der kurzen Anfragen, durch welche die Möglichkeit geschaffen wird, jederzeit unverzüglich Auskunft über dringende Fragen zu verlangen, eine Einrichtung, an der auch die Regierung ein großes Interesse haben muß. Für die Interpellationen sieht die bestehende Geschäftsordnung nur das Recht zur Stellung der Interpellationen und ihre Besprechung nach ihrer Beantwortung oder Ablehnung durch den Reichskanzler vor. Dem soll nun hinzugefügt werden, daß eine Besprechung auch dann zulässig ist, wenn der Reichskanzler eine bestimmte Erklärung, ob und wann er die Interpellation beantworten wird, nicht abgibt, oder wenn er die Frist zur Beantwortung auf mehr als zwei Wochen später bemißt, und ferner sollen bei der Besprechung der Interpellationen Anträge dahin gestellt werden dürfen, daß der Reichstag das Verhalten des Reichskanzlers in der den Gegenstand der Interpellation bildenden Angelegenheit billige oder nicht billige; diese Anträge müssen von mindestens 30 anwesenden Mitgliedern unterstützt werden. Das ist alles. Und gegen diese bei einem konstitutionellen Regime im Grunde selbstverständliche Forderung führten die konservativen Kommissionsmitglieder das schwere Geschütz auf, daß damit die Autorität der verantwortlichen Stelle untergraben und ein die in der Verfassung gezogenen Grenzen überschreitendes Zensurrecht verlangt werde ..."

So weit, so gut. Aber eine Ungehörigkeit bleibt es doch. Denn wo in aller Welt haben Schuljungen das Recht, durch Abstimmung auszudrücken, daß sie mit der Methode oder Praxis ihres Lehrers nicht einverstanden sind? Ja, so weit haben wir es schon in der Unterwühlung aller Grundfesten des Staates gebracht, daß eine Volksvertretung sich anmaßt, ihre von der einer hohen Regierung abweichende Meinung auch zum Ausdruck zu bringen!

* * *

Und wer ist schuld an allem? Die Sozis! Das Karnickel hat angefangen. „Der Sozialismus", schreibt Prof. Dr. Kindermann in der „Frkf. Ztg.", „wird besonders als Sündenbock in Anspruch genommen; er mache es nationalen Männern unmöglich, mit ihm zu arbeiten. Darin ist auch ein Stück Wahrheit. Lassen wir uns als Eltern aber durch Reden von Söhnen in den Flegeljahren hindern, sie an die Hand zu nehmen und sie freundlich zur Pflicht anzuhalten? Unsere Arbeiterwelt ist Jugend im großen und hat keine Kinderstube, die zu wohlgeordnetem Denken, Reden und Handeln anleitet, wie die der günstiger gestellten Familien und Schichten. Wie hat das Bürgertum in den vierziger Jahren getobt! Und wie spricht es heute? Man hat über das Getöse, Geschelte und Gedrohe hinweg in den Kern der Sache zu blicken. Die Arbeiterschaft beginnt reifer zu werden, in den Kleinbürgerstand zum Teil hineinzuwachsen. Für den Sozialismus kommt jetzt der Punkt, wo er durch die Oberschichten der Arbeiterschaft und seine

große Zahl an Stimmen und Abgeordneten gezwungen wird, mitzuarbeiten. Würde er jetzt beim bloßen Opponieren und Lärmmachen bleiben, so würde er einer starken Reaktion — vergleichen wir dazu die Folgen der Revolutionen und des freiheitlichen Überschwangs in den siebziger Jahren — die Wege bahnen und sich vernichten. Ein länger dauerndes Extrem duldet unsere reifende Zeit nicht; das beweist der wachsende Widerstand gegen den schwarzblauen Block. Dem Sozialismus muß — mag er es auch äußerlich nicht anerkennen — daran liegen, Mitarbeiter zu gewinnen, die ihn von seinem äußersten Extrem befreien und zu positiver Arbeit anleiten; mit Versprechen goldener Zeiten macht man die heutigen Arbeiter nicht zufrieden. Jenes Anleiten ist die Aufgabe des Liberalismus in den nächsten Jahrzehnten. Diese Aufgabe kann er allein lösen; nicht die extreme Rechte (Hochkonservative oder Ultramontane) durch ihre unnatürlichen Bündnisse mit dem Sozialismus. Die Aufgabe wird hart sein, sie wird widerwärtig zum Teil sein; aber nur so wird der innere Bürgerkrieg gemildert werden und lassen sich die vielen in Hader verzettelten Kräfte für das Ganze sammeln und nutzbar machen. Gegen Auswachsen des Sozialismus endlich sichert ein sofortiger neuer Rechtsblock. — Über die freundlichen Ermahnungen der Regierungen — diese lassen auch manche Liberalen schwanken — zur Sammlung, daß es mit dem Sozialismus keine Gemeinschaft gebe, daß kein Beamter für einen Sozialisten seines Eides wegen stimmen dürfe, gehen wir zur Tagesordnung über. Die Liberalen, welche aus taktischen Gründen Sozialisten in Stichwahlen wählen oder mit ihnen zusammen arbeiten, werden deshalb keine Sozialisten; ebensowenig wie die Liberalen, welche mit der Rechten koaliert waren, Konservative geworden sind. Der Umfall schwächerer Elemente beweist nichts dagegen; wer abzuwägen versteht, wird immer derselbe bleiben. Die Wählerschaft des Liberalismus sollte heute mündig sein und sich selbständig ihr Urteil bilden. Die Regierung ist leider im Gegensatz zu der unter Bismarck ein Echo der abflauenden Periode; von Führen in den entscheidenden Fragen spürt man dort seit lange wenig. Wäre bei uns ein sozialistischer Minister, wie in Frankreich oder England, denkbar? Bismarck würde heute einen aufnehmen, um den Sozialismus zur Mitarbeit zu zwingen und die Unmöglichkeit von Utopien drastisch zu beweisen ..."

Auch Friedrich Naumann glaubt in der „Neuen Deutschen Rundschau" feststellen zu dürfen, daß die Politisierung des Volkes zunehme und ein „Ruck nach links" stattgefunden habe. „Die konservative Romantik ist zu Ende. Man glaubt nicht mehr, daß die Konservativen unentbehrlich sind, und selbst an der Unentrinnbarkeit des Zentrums wird gezweifelt." Man solle freilich nicht denken, daß die Konservativen nun bald abgetan und fertig seien. Noch haben sie den preußischen Landtag, noch die Landräte und Oberpräsidenten, noch den Bund der Landwirte. Aber das Siegesgefühl der Herrenkaste sei gebrochen. Das die Ernte vom 12. Januar 1912.

Freilich: wenn wir jetzt schon eine volle Mehrheit der Linken hätten, so würde sie doch nicht regieren können:

„Sie kann es nämlich wirklich nicht, und zwar in erster Linie durch Schuld

der sozialdemokratischen Prinzipienreiterei. Die große Viermillionenpartei ist in einer Weise belastet mit unpolitischen Bekenntnissen, daß es für sie selbst unglaublich schwer ist, sich in Reih' und Glied einer Mehrheit zu stellen, die für Heer, Flotte, Justiz, Verwaltung und Finanzen zu sorgen hat. Weil es bis vor kurzem kein Sozialdemokrat für möglich hielt, daß von seiner politischen Reife schon bald der deutsche Reichszustand abhängig sein könnte, so behandelte man selber in revisionistischen Kreisen alle Staatsbewilligungsfragen als ferne Theorien. Nur ganz von weitem wurde angedeutet, daß man ‚später einmal' einem anderen Regimente die Kosten für eine andere Art von Soldaten gewähren könnte. Erst müsse aber alles reformiert und nach demokratischem Muster verwandelt werden. Man könne das Heer bewilligen, wenn es nur vom Besitz bezahlt werde, wenn die einjährige Dienstzeit durchgeführt sei, wenn es keine Einjährig-Freiwilligen mehr gibt, wenn die Volksvertretung über Krieg und Frieden bestimmt. Man könne, so hieß es, einen Staatshaushalt genehmigen, wenn er keine neuen Belastungen enthalte, wenn er Militär vermindere, wenn er indirekte Steuern beseitige usw. Diejenigen, welche derartige Wennsätze formten, kamen sich und anderen damit schon sehr tapfer vor, denn der ganz orthodoxe Marxist glaubt überhaupt nicht daran, daß er jemals den Haushalt eines militärischen Staates parlamentarisch tragen hilft. Jetzt mit einem Male hat das alles ein anderes Gesicht bekommen. Die rein theoretische Fragestellung ist überholt durch die praktische Möglichkeit, daß eine Linke in die parlamentarische Führung eintreten könnte, wenn sie in sich regierungsfähig wäre. Noch liegt die Notwendigkeit nicht direkt vor, aber sie ist sozusagen in Sicht. Aller bloße Buchstabenrevisionismus zergeht vor der größeren Nähe der Wirklichkeit. Heute handelt es sich nicht um marxistische Philologie oder um sozialistischen Kantianismus oder um sonst ein Weltanschauungsgebilde. Das hat Zeit! Auch das wird sich finden! Jetzt handelt es sich darum, ob in der Sozialdemokratie das politische Talent groß genug ist, den Forderungen der Zeit bald zu genügen, und ob die Masse folgt.

Wenn heute Lassalle da wäre, und wenn er die 110 Abgeordneten in der Hand hätte! Es wäre der größte Sieg der Arbeiterklasse, wenn sie gezwungen würde, schon in diesem Menschenalter Staatspolitik zu treiben, ehe noch die Glut des ersten Heldenzeitalters ganz ins Verlöschen gerät. Wenn Bebel noch jünger wäre und dabei die Erfahrungen seines Alters hätte! August Bebel könnte sein Volk bis über den Jordan in den Gegenwartsstaat führen, denn ihm vertrauen sie auf Grund eines halben Jahrhunderts. Er aber wird heute sicherlich keinen Dresdner Parteitag mehr machen, aber auch zur entschlossenen Ergreifung der deutschen Linken fehlt ihm die Hand und die Sicherheit. Und wer soll es tun, wenn er es nicht tut? Man freut sich in der Sozialdemokratie über den gewaltigen Heerbann der Anhänger und bejubelt die langen Reihen erwählter Vertreter, aber was man nun eigentlich mit dieser Truppe anfangen soll, ist unformulierbar. Auf dem linken Flügel der Partei redet man noch immer von Todfeindschaft gegen die ganze bürgerliche Gesellschaft und braucht revolutionäre Redensarten, als sei man noch eine Sekte von desperaten Spießbürgern niederer Gattung;

rechts schwimmt man in Projekten und läßt sie täglich wieder fallen, will einen Übergang finden, ohne daß die Genossen es merken, will Zeit gewinnen für sanfte Pädagogik der Masse. Zwischen beiden Flügeln sitzt um Bebel herum der Kern der Partei. Der will zunächst nichts anderes als die Partei erhalten, Spaltungen und Störungen vermeiden und sich nicht vom gewohnten Geist der Masse trennen. Diese Mitte ist der wesentlichste Teil. Nicht die Worte einzelner Revisionisten machen die Regierungsfähigkeit der Sozialdemokratie, denn diese Worte sind unverbindlich und gleichsam nur Versuche in der Luft. Wo aber alte Gewerkschaftler mit Parteiveteranen langsam und ohne Erregung miteinander reden, da wächst aus Taktik die Erkenntnis, daß nächstens der Termin da ist, wo man etwas tun muß, was als Abschluß der agitatorischen Epoche und als Übergang in die politisch-parlamentarische Zeit auch vom einfachen Manne verstanden wird.

Natürlich soll man jetzt nichts am Programm ändern. Das wäre geradezu Gift! Alle Programme müssen während schwieriger Wendungen hochgehalten werden. Was man braucht, ist eine kleine, aber volksverständliche symbolische Handlung, ein Vorgang, der zu klein ist, um als Verleugnung zu gelten, und doch deutlich genug, um neue Bewegungen ahnen zu lassen. Ein solcher Vorgang würde der Weg ins Kaiserschloß gewesen sein.

... Der Geschichtschreiber wird zu buchen haben, wie Thron und Masse sich aneinander vorbeischieben, tun, als könnten sie sich nicht grüßen, beide wissend, daß einmal eine Stunde sie zusammenführt. Da der Kaiser die Sozialdemokratie nicht wegblasen kann, und da ebenso die Sozialdemokraten den Kaiser nicht auf chinesische Weise zum Oberpriester ernennen können, so bleibt das Hauptproblem: Demokratie und Kaisertum. Ohne eine gewisse Annäherung beider kann die deutsche Linke nicht entstehen, denn ohne diese Voraussetzung kann kein Minister mit der Linken reden wie heute mit der Rechten. Ohne Minister aber kein Anfang zum Parlamentarismus ..."

Als versöhnendes und verbindendes Mittelglied zwischen den Extremen auf der Rechten und Linken denkt sich auch die „Nationalzeitung" den deutschen Liberalismus der Zukunft: „Es war kurz vor Ausbruch der großen französischen Revolution, da ließ der Abbé Sieyès seine aufsehenerregende Schrift erscheinen: ‚Qu'est ce que le tiers état'. Er fragte darin: Wer hat die Macht in unserem heutigen Staatsleben? Der erste und der zweite Stand, der Adel und die Geistlichkeit. Und wer hat, so fuhr er fort, das Verdienst? Allein der dritte Stand. Wem gebührt darum die alleinige politische Macht? Eben ihm. Von solcher Überhebung, die bald von den Jakobinern grausam gestraft wurde, muß sich der deutsche Liberalismus freihalten. Die Alleinherrschaft des dritten Standes, des Bürgertums, das heute in unserem Liberalismus seinen geborenen politischen Vertreter hat, hat dann nachher, als sie wirklich unter dem französischen König Ludwig Philipp einem exakten Experiment unterzogen wurde, Schiffbruch gelitten. Bürgertum und Herrentum sind zwei Begriffe, die sich im freiheitlichen Volksstaate notwendigerweise ergänzen, aber sich niemals decken können. Und der Rechenfehler, den man jenem französischen liberalen Abt nachsehen kann, wäre für uns heute

unverzeihlich. Unsere geschichtliche Entwicklung hat neben den dritten Stand einen neuen, den der Lohnarbeiter, gestellt, der an Selbstgefühl und Klassenbewußtsein den Anhängern eines Sieyès und Lafayette nichts nachgibt. Während 1848 die Revolution bei uns einen rein politischen Charakter trug, malen Herr von Heydebrand und Herr von Puttkamer den Teufel eines wirtschaftlich-sozialen Umsturzes an die Wand, der wie damals in dem weiter fortgeschrittenen Frankreich durch den strebsamen General Cavaignac niederkartätscht werden müsse. Zwischen diesen beiden Sandhügeln liegt im fruchtverheißenden, ausgleichenden Tale die Zukunftsaufgabe des deutschen Liberalismus. Sie ist uneigennütziger, aber auch erfolgversprechender, als ein Rückfall in die Stimmung der Konfliktszeit, wo er bald vor dem Sieger von Königgrätz die stumpfen Waffen strecken mußte. Die Maulwurfsarbeit der äußersten Flügel unserer politischen Gruppierungen geht darauf aus, unser mühselig nach außen geeintes Volk, nach dem Ausspruche des Engländers Beaconsfield, in ‚zwei Nationen' zu zerreißen. Vor diese drohende Bresche ist der Liberalismus bestimmt, sich zu stellen. Er soll unser Volk vor dem Fluche einer Revolution und Gegenrevolution, vor falscher Scham und vor regierungsfrommem Optimismus, vor verderblichen Erschütterungen in unserem Staatsleben bewahren, und die Brücke schlagen zwischen ostelbischen Rittergütern, bayerischen Beichtstühlen und großstädtischen Arbeiterkasernen..."

* * *

In der „Neuen Freien Presse" hat Prof. Schmoller jüngst wieder Gelegenheit genommen, sich über das Problem der Sozialdemokratie auszusprechen: „Von einem künftigen Siege der Sozialdemokratie in Deutschland, so daß sie unsere Staats- und Wirtschaftsverfassung nach ihren doch zum größeren Teil utopischen Idealen umgestalten könnte, kann nach meinem Urteil in aller Zukunft nicht die Rede sein; und ich hoffe, daß vier Fünftel der deutschen Nation, Regierungen und Volk, ebenso denken und jeden Versuch dazu im Keime ersticken würden. Ich zweifle nicht daran, daß ein erheblicher Teil der ausgereifteren Führer der Sozialdemokratie ebenso denkt, wenn sie auch die Sonntagsideale vergangener Tage äußerlich noch nicht abschwören können und wollen. Ich bin ganz sicher, daß jeder ernstliche Anlauf zu solcher Revolution eine für die Sozialdemokratie vernichtende Reaktion zur Folge hätte, die zugleich ein gut Teil unserer gelungenen Sozialreform in Frage stellen könnte, wie sie unsere Industrie mit Ruin bedrohte.

Für ebenso unmöglich halte ich die Hoffnungen gewisser ultrakonservativer Kreise, gewisser Großgrundbesitzer und Großunternehmer, ein ‚starker' Mann in der Regierung könnte mit Ausnahmegesetzen, Staatsstreich und Gewalt die ganze heutige Sozialdemokratie, die ja nur das Erzeugnis einzelner Theoretiker und Agitatoren sei, wieder beseitigen. In solcher Auffassung sehe ich eine gänzlich unhistorische Verkennung der ganzen politischen und sozialen Gegenwart. Die Sozialdemokratie ist doch nur ein Glied in der geistigen und materiellen ungeheuren Umbildung unserer gesellschaftlichen Zustände; sie enthält große Verirrungen und utopische Hoffnungen, die man bekämpfen muß, die aber durch den Prozeß der Geschichte

nach und nach selbst zurücktreten werden. Das zeigt sich schon in dem Unterschied von Marx und Liebknecht sen. zu dem den Generalstreik abschwörenden Bebel, in dem Unterschied der heutigen Führer zu den Revisionisten, die deren Erbe antreten werden. Mit jedem Jahr ruhiger politischer Entwicklung, mit jedem Jahr praktischer Mitarbeit der Sozialdemokratie an der laufenden Staatsverwaltung verliert sie einen oder zwei ihrer revolutionären Giftzähne. Wird sie doch darum von den viel kleineren, aber viel radikaleren sozialistischen Parteien unserer Nachbarn häufig als eine zahme, patriotische Philisterpartei gescholten, die Marx und die Revolutionsideale verleugne. Sie enthält heute schon, und wird es künftig noch mehr enthalten, viel des Berechtigten und Gesunden, das man nicht mehr auszumerzen wünschen kann, das sich mit den besten Idealen und Traditionen des deutschen Staatslebens teils deckt, teils verträglich ist. Wie oft hat man den Staat Friedrichs des Großen einen sozialistischen genannt! Wie hat man unsere Stein-Hardenbergsche Agrarreform als sozialistisch verdächtigt; ebenso unsere Eisenbahnverstaatlichung, unsere Arbeiterversicherung!

Nein, mit der gewaltsamen Vernichtung der Sozialdemokratie ist es nichts. Sie muß, so wie sie geworden ist, ertragen und eingefügt werden in unseren Staats- und Gesellschaftsorganismus; man muß lernen, sie zu verstehen, wie sie lernen muß, die anderen Parteien und Elemente unseres Volks- und Staatslebens zu begreifen. Man muß ihren falschen Idealen stets mit Energie entgegentreten, aber das schließt nicht aus, daß man im übrigen sich mit ihr über Einzelfragen, über einen Modus vivendi über die täglichen kleinen Notwendigkeiten des politischen und wirtschaftlichen Lebens verständigt."

Eine Partei, die über 110 Sitze im Reichstage verfügt, die Tausende ihrer Mitglieder in die Selbstverwaltungsämter entsendet, könne von den Regierungen und den anderen Parteien „nicht mehr behandelt werden, als existiere sie nicht, als sei sie nicht gleichberechtigt".

Das ist ja das Erstaunliche, das schlechthin Groteske in dem politischen Rechenexempel unserer Staatsretter, daß sie in dieses Exempel die einmal bestehenden Tatsachen nicht einstellen. Es ist ja längst nicht mehr die Frage, ob man die Sozialdemokratie aufkommen lassen möchte oder nicht: sie ist doch nun einmal da, ist handgreifliche Tatsache, läßt sich mit ihren 110 Sitzen weder wegdisputieren noch wegdekretieren. Tatsachen gegenüber gibt es aber doch nur ein Gebot, eine Möglichkeit: sich mit ihnen als solchen schlecht und recht abzufinden. Ein Witz von vorgestern und nicht mal ein geschmackvoller ist es, dieser einfachen Sachlage gegenüber, denen, die sie als gegeben hinnehmen, weil ihnen eben nichts anderes übrigbleibt, gar noch Mangel an patriotischer Gesinnung an den Kopf zu werfen, als läge es in ihrer Hand, diese Tatsachen — nennen wir sie ruhig Übel! — aus der Welt zu schaffen.

Hier helfen überhaupt keine künstlichen oder gar Gewaltkuren, sondern nur schlichte Hausmittel, die diätetisch-hygienische Behandlung, wenn man will, das „Naturheilverfahren". Wirkt es nicht so drastisch, so wirkt es doch um so sicherer. Und im Grunde ist es noch das einzige Mittel, das wirkt. Dies Verfahren besteht einfach in der Aufklärung der Masse.

Zunächst war ja die Masse, wie Walter Aßmus sehr zur rechten Zeit in der „Christlichen Welt" ins Gedächtnis ruft, politisch völlig unreif: „Die ersten sozialen Kämpfe, an ihrer Spitze der Aufstand der schlesischen Weber, beweisen das klar und deutlich. Sie waren ‚hilflos und dürftig in ihrer politischen Form'. Die Wut richtete sich zunächst gegen die Maschinen, die die menschliche Arbeit ersetzten und dadurch einen großen Teil der Arbeiter brotlos machten, weil eben ihre Arbeit jetzt durch Maschinenarbeit ersetzt wurde. Freilich die Menschenkräfte, die am Ende der Produktion überflüssig wurden, wo die Maschine den alten Webstuhl, das Spinnrad und die Handspindel verdrängte, sie werden ja andererseits wieder nötig zum Bau solcher Maschinen. Das übersah man damals und übersieht man zum Teil auch heute noch. Die Bildung der Masse war noch zu gering, sie konnte die Zusammenhänge nicht so klar erkennen, zumal die Entwicklung auch geradezu sprunghaft erfolgte. So richtet sich die Wut der Masse zunächst gegen die Maschinen. Theoretische Überlegungen kann eben nur der anstellen, der hierzu die nötige Bildung besitzt.

Aber gar schnell erwacht die Masse. Sie beginnt sich als eine einheitliche geschlossene Masse zu fühlen, und nun müssen es logischerweise *radikale Ideen* sein, die sie erfüllen. Denn ‚wenn eine Masse einheitlich handelt,' heißt es einmal bei Simmel, ‚so geschieht es immer auf Grund *möglichst einfacher* Vorstellungen; die Wahrscheinlichkeit ist zu gering, daß jedes Mitglied einer größeren Masse einen mannigfaltigeren Gedankenkomplex in Bewußtsein und Überzeugung trägt. Da nun aber angesichts der Kompliziertheit unserer Verhältnisse *jede einfache Idee eine radikale*, vielerlei Ansprüche negierende sein muß, so begreifen wir daraus die Macht der radikalen Parteien in Zeiten, wo die großen Massen in Bewegung gesetzt sind, und die Schwäche der vermittelnden, für beide Seiten des Gegensatzes Recht fordernden'. Die radikale Idee, die einfach zu durchdenken, die leicht faßlich ist, wirkt eben auf den weniger Gebildeten, weil sie keine komplizierte Gedankenfolge zu ihrem Verständnis gebraucht, sie leuchtet so leicht ein und hat, da sie die tatsächlich bestehenden Kompliziertheiten nicht berücksichtigt, etwas Bestechendes.

So erscheint es auch *verständlich*, daß die radikalen Ideen der Sozialdemokratie einen so großen Sieg errangen, während beispielsweise der Liberalismus von der fortschreitenden Politisierung der Massen keinen Erfolg zu erzielen vermochte. Es kommt noch hinzu, daß das beste soziale Bindemittel idealer Natur immer ein gemeinsames Gebilde der Phantasie ist: hier bot die Sozialdemokratie den Zukunftsstaat, den Glauben an den unmittelbar bevorstehenden Kladderadatsch, der der herrschenden gesellschaftlichen Ordnung ein jähes Ende bereiten sollte: eine radikale, aber *eben deswegen* ganz einfache, bestechende, *für jeden leicht faßliche Idee*.

Es ist natürlich unmöglich, den ziffernmäßigen Nachweis zu führen, daß, je mehr Bildung in der Masse verbreitet wird, auch in einem entsprechenden Grade die Abkehr von radikalen Ideen und die Überleitung zu gemäßigterem Denken erfolgt. *Politische Verärgerungen* stören die ruhige Entwicklung und treiben die Masse stets wieder radikalen Ideen in die Arme. Radikalismus

ist nicht durch Polizeimaßregeln zu bekämpfen oder durch Gesetze; nur die Aufklärungsarbeit ist imstande, ihm im Laufe der Zeit Abbruch zu tun. Und doch, es wäre nichts verkehrter, als wenn man nun direkt etwa gegen die radikalen Ideen der Sozialdemokratie oder gegen die in anderer Hinsicht ebenso radikalen Ideen unserer Agrarier und Bündler zu Felde ziehen wollte. Die Forderung, daß die Bildungsarbeit neutral sein soll, ist unzähligemal erhoben worden, und durchaus mit Recht. Freilich völlig objektiv sein kann niemand, und so wird jeder, der an der Bildungsarbeit beteiligt ist, schließlich etwas von seinen Gedanken, von seiner Weltanschauung mitgeben. Und gerade darin liegt ja doch auch wieder der Wert eines jeden Unterrichts. Es ist nicht erstrebenswert, daß die Dinge trocken gelehrt werden, sondern den Stempel seiner Persönlichkeit soll der Lehrende aufdrücken. Weltanschauung, Denken, das ist doch immer das Endziel einer jeden Aufklärungsarbeit; gewiß, mit Schreib- und Lesekursen muß angefangen werden, aber den Menschen zum Denken zu bringen, das ist doch der Hauptzweck jeder Bildungsarbeit.

So haben wir die Aufgabe, der Masse das Denken zu lehren. Man hat dies Problem meist viel zu sehr unterschätzt. Hängt doch für einen Staat alles davon ab, wie die Masse denkt. Ohne ihren Einfluß kann heute keine Entscheidung gefällt werden, die von irgendeiner Bedeutung für die innere politische Entwicklung ist. Ungebildete Massen werden nur zu leicht zum Spielball aller möglichen unlauteren Bestrebungen und verfallen als Klasse auf Generationen hinaus den entnervenden Einwirkungen der niederen Handarbeit. Sie drücken die moralischen und körperlichen Fähigkeiten des Volkes herab. Ihre Gleichberechtigung mit den Besitzenden und Gebildeten, denen wirksame Konkurrenz zu machen sie nicht in der Lage sind, führt sie zu dem Gedanken, ihr einziges Heil im gewaltsamen Umsturz aller sozialen und politischen Verhältnisse zu sehen. Sie können den Knoten nicht lösen; und so deucht sie, das Universalmittel sei, den Knoten zu durchhauen. Erst eine gebildete Masse, die von der Kompliziertheit der Verhältnisse eine Ahnung hat, wird die Unsinnigkeit der auf gewaltsamen Umsturz ausgehenden Bestrebungen erkennen und einer gesunden, ruhigen Entwicklung das Wort reden.

Man mag nun vielleicht einwenden, daß, obwohl bei uns die Bildung des Volkes wächst, doch gerade trotzdem die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen dauernd im Wachsen begriffen ist, daß also von einer Verminderung des Radikalismus nicht gut die Rede sein könne. Man übersehe aber dabei das Eine nicht, daß mancherlei innerpolitische Ereignisse, auf die ich hier nicht einzugehen brauche, ungeheuer starke Verstimmungen nach sich gezogen haben und so nicht die Bahn einer ruhigen Entwicklung eingehalten werden konnte. Und dann sehe man auf die sozialdemokratische Partei, man vergleiche, wie früher immer von dem ‚großen Kladderadatsch' gesprochen und geschrieben wurde, und man vergleiche hiermit einmal die Budgetbewilligung in Baden; wenn auch die unentwegten Genossen den Bewilligern auf dem Parteitag eine Niederlage bereitet haben, die Entwicklung wird dadurch nicht aufgehalten . . ."

* * *

Mit Recht legt der Verfasser wiederholt den Finger auf den wunden Punkt der bei uns immer wieder aufgewühlten, den Gesundungsprozeß des ganzen staatlichen Organismus hinausschiebenden „innerpolitischen Verstimmungen“ und „Verärgerungen“. Was ist da z. B. nicht mit dem Begriff „national“ gesündigt worden! Ein schon mehr problematischer Begriff! „Kein Wort“, schreibt Dr. F. C. Wille in der „Berl. Volksztg.“, „ist im Sprachgebrauch unserer Tage phrasenhafter und unklarer geworden als das Wort national. Es lohnt, darüber zu sprechen: Was heißt und was ist tatsächlich national?

Im Jahre 1806 wurden Preußens Heere auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt durch Napoleon I. vernichtet, die preußischen Festungen ... zumeist ohne jeden Schwertstreich dem Feinde übergeben. Schmach und Schande ward von den eigenen Landeskindern auf den deutschen Namen gehäuft. Warum? Die Antwort ist einfach. Weil es vor hundert Jahren für national galt, keine freien Staatsbürger, sondern Untertanen zu erziehen ...

Nach dem Untergang preußischer Heeresmacht folgte die Regierung Steins und Hardenbergs. Es kamen die preußische Städteordnung, eine Art von Selbstverwaltung ... Dann kamen die Befreiungskriege 1813—1815. Durch diese Kriege wurden die Franzosen allerdings besiegt, deutsches Land und Volk aber keineswegs befreit. Im Gegenteil. Nach dem Fest der Burschenschafter auf der Wartbrug 1819 setzte eine Rückschrittsbewegung ein. Wer auch nur den leisesten Gedanken an ein großes Vaterland, an ein Aufgehen der einzelnen Bundesstaaten in einem einigen Reiche hegte, wer nicht den Bundestag in Frankfurt am Main als die alleinseligmachende Behörde anerkannte, wer es wagte, in Wort und Schrift nur eine Andeutung von diesen tief beschämenden Zuständen zu machen, der galt als Vaterlandsverräter, der war nicht national. Es ist gut, die Geschichte des jungen Deutschlands gründlich zu studieren, die Verfolgung, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts Dichter und Denker wie Heinrich Heine, Fritz Reuter, Karl Gutzkow, Heinrich Laube zu dulden hatten. Man bedenke, welche Zensur, welche Unterdrückung der Presse, welche Vernichtung jeder geistigen Regung und öffentlichen Meinung herrschte, wie die Gefängnisse angefüllt wurden mit Leuten, die nichts verschuldet hatten! Alles das hieß national.

Dann kam das Jahr 1848, die erste große Welle deutschen Liberalismus. In jenem wundervollen Jahre war alles, was fortschrittliche Gedanken hegte, waren Professoren, Studenten, viele Beamte, fast das gesamte Bürgertum in Stadt und Land, waren auch viele Großgrundbesitzer liberal. Aber König Friedrich Wilhelm IV. schlug die ihm vom Frankfurter Parlament angebotene Kaiserkrone aus. Seine Ratgeber hielten es für national, sich auf Einigungsbestrebungen nicht einzulassen.

Es kam das Jahr 1870. Einheit des Reiches, Kaisertum, das Reichstagswahlrecht wurden geschaffen. Die deutsche Einheit wie der Kaiserthron sind liberale Schöpfungen, für die die Väter und Großväter geblutet haben, für die sie in den Gefängnissen litten in dem Gedanken: Es geht nun endlich vorwärts! Die Errichtung des Kaisertums ist kein konservatives Werk. Die größten Gegner der Einheit und Freiheit waren immer die preußischen Junker, für die früher wie heute



der Satz gilt: Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut ... Man lese Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen'. Sicherlich kein objektives Buch, sondern von jemandem geschrieben, der wenig lieben aber recht gut hassen konnte. Seine Junker und ihre Presse, den Kreuzzeitungstypus, kannte Bismarck ganz genau. Auch der dritte Reichskanzler, Fürst v. Hohenlohe, hat Memoiren hinterlassen. Sie sind das Denkmal eines klaren Kopfes, der seine Umgebung schildert, wie sie ist. In diesen Erinnerungen steht, den Junkern ins Stammbuch geschrieben: ‚Ich habe sie kennen gelernt, sie pfeifen auf Kaiser und Reich, wenn ihr Vorteil im Spiele steht.'

Fürst Bülow erklärte vor aller Öffentlichkeit: ‚Die Konservativen haben durch ihr Verhalten bei der Reichsfinanzreform ein frivoles Spiel mit den Interessen der Monarchie getrieben. Der Tag von Philippi wird nicht ausbleiben.'

Schade, daß alle Reichskanzler diese Erklärungen erst nach ihrem Abgange und nicht bereits während ihrer Geschäftsführung abgegeben haben! Wir leben in einer schnell vergessenden Zeit. Jetzt hält man Reden mancherlei Art, man schreibt Zeitungsartikel, man trieft von monarchischen Gefühlen, man spricht von der Selbstverständlichkeit deutscher Einheit, von der Aufrechterhaltung des Kaiserthrons, von den Triariern, die sich um den Fürsten scharen, man weist mit Fingern auf die Leute und Parteien, die anscheinend Thron und Altar zu vernichten gewillt sind. Man denke nur ein paar Jahrzehnte zurück! Die Geschichte lehrt, daß Einheit und Kaiserthron auf liberalen Grundfesten errichtet sind. Die erste Flotte wurde durch liberale Männer geschaffen 1848. Wenige Jahre später kam sie unter den Hammer durch konservative Machenschaften. Auch das hieß seinerzeit national.

Das Bürgerliche Gesetzbuch wäre um ein Haar zu Fall gekommen, durch die Konservativen, wenn der Reichstag den Ersatz des Hasenwildschadens in dieses Buch aufgenommen hätte. Es hieß national, einer gewaltigen Schöpfung Opposition machen, wenn nicht eine für das jagende Junkertum so wichtige Bestimmung mit Nachdruck ausgemerzt wurde ..."

Das ist gewiß von der Zinne der Partei gesprochen, aber was darin wahr ist, liegt so beschämend offen, daß man lieber einzelne Einseitigkeiten und Übertreibungen mit in den Kauf nimmt ...

* * *

Das Kapitel ist ja leider eine unversiegbare Quelle patriotischen Ärgernisses. Oben nicht weniger als unten. Leider! Zurzeit erquickt das Thema „Ausländer bei Hofe" das von der Erbschaftssteuer her rühmlichst bekannte, nicht deklarationssüchtige „deutsche Gemüt". Da hat der amerikanische Oberst Goethals geplaudert, der Kaiser habe ihm bei seinem Besuch in Berlin den Rat gegeben, den Panamakanal zu befestigen, ein Rat, der nicht im Interesse Deutschlands gewesen wäre, weil er Japan gegen uns aufbringen müßte usw. Ob der Amerikaner die Wahrheit gesagt oder gelogen hat, darüber war dann ein heißer Streit zwischen ihm und unseren wackeren Offiziösen entbrannt. „Diese häßliche Geschichte", bemerkt dazu die „B. Z. a. Mittag", „ist ein neues Glied in der Kette der bedauerlichen Verlegenheiten, die Deutschland fortwährend von Ausländern bereitet werden, die die liebenswürdige Gastfreundlichkeit Kaiser Wilhelms, anscheinend geflissentlich, mißbrauchen. In erster

Linie stehen Franzosen und Amerikaner. Denn es kann natürlich für das Ansehen Deutschlands nicht vorteilhaft sein, wenn sein Herrscher beständig als ein Mann hingestellt wird, der vom Ausland immer wieder an das erinnert werden darf, was er eigentlich gesagt habe, und was gesagt zu haben seine Regierung für ihn ableugnen muß. Schon die bloße Tatsache, daß Ausländer sich fortwährend das Recht herausnehmen, ihn zu belehren oder zu tadeln, muß als ein beständiger ungestrafter Versuch erscheinen, ihn Auge in Auge herabzuwürdigen. Niemand wird natürlich ganze große und edle Nationen für die Taktlosigkeiten einzelner ihrer Mitglieder verantwortlich machen, die die Chance gesellschaftlicher Zufälle oder die ganz besondere Ungeschicklichkeit ausländischer diplomatischer Vertreter am Berliner Hofe in unmittelbare Nähe des Kaisers führt. Fräulein Provost hat jüngst auf der französischen Botschaft dem Kaiser die naive (? D. T.) Keckheit ins Gesicht schleudern dürfen, er, der friedlichste aller Herrscher, wolle ‚Frankreich mit Krieg überziehen' — und man entsinnt sich noch jener alten amerikanischen Närrin, die vor einigen Jahren dem Kaiser auf einem Hofball den guten Rat gab, Frankreich Elsaß-Lothringen zurückzuerstatten, um es mit Deutschland endgültig zu versöhnen. Das sind nur zwei Fälle aus Dutzenden. Kaiser Wilhelm mag als liebenswürdiger Weltmann für alle solche offenbar planmäßig herbeigeführten Zwischenfälle ein aus Skepsis und Verzeihen gebildetes Lächeln haben (auf das zu bauen indessen keinem geborenen Deutschen zu empfehlen wäre): für uns ist es ein wenig erhebendes Schauspiel, zu sehen, daß am Berliner Hofe, der dem deutschen Bürger mit wenigen Ausnahmen ein verschlossenes Heiligtum bleibt, wie dem alten Ägypter das innerste Tempelgemach mit Ammons Bild, ausländische Schwätzerinnen und Chauvinisten dem Kaiser Sottisen sagen oder ihn für ihre Sonderzwecke interviewen dürfen, um sich nach der Rückkehr in die Heimat lächelnd die Hände zu reiben, wie nach einem gelungenen guten Streich.

Mit soviel Befriedigung wir die leider selten erfolgreichen Bestrebungen des Kaisers begrüßen, durch die Übung edler Gastfreundschaft gegen Ausländer Deutschland Freunde in der Welt zu schaffen, mit ebenso großer Entschiedenheit verlangen wir, daß Fremde sich dem verfassungsmäßigen Repräsentanten unseres Landes gegenüber mindestens dieselbe hochachtungsvolle Zurückhaltung auferlegen, die wir selbst üben. Und wenn sie, wie es scheint, grundsätzlich dieses erste Gebot der Höflichkeit verleugnen, würden wir es freudig begrüßen, wenn der Überschwemmung des Berliner Hofes mit taktlosen Ausländern und der Belästigung der Person des Kaisers auf fremdem Boden durch solche Ausländer von den maßgebenden Persönlichkeiten des Hofes im Interesse des Ansehens des deutschen Namens endlich eine Grenze gesetzt würde. Da in der allerunmittelbarsten Umgebung des Kaisers selbst aber zurzeit derselbe Grundsatz zu herrschen scheint, unter Fernhaltung des deutschen Elements allen möglichen, nicht immer ganz bedenkenfreien Erscheinungen aus dem Auslande den Zutritt zu erleichtern, würde ein von höchster Stelle ausgehender Wandel der Praxis zweifellos auch eine bedeutende erzieherische Wirkung verspüren lassen..."



Die „Rhein.-Westf. Ztg." fragt mit Recht, ob es überhaupt notwendig sei, jeden Ausländer von einigem Ruf, der nach Berlin kommt, dem Kaiser zuzuführen. „Die Praxis lehrt, daß die Behörde, die für die Vorstellung von Ausländern verantwortlich ist, entweder ihr Amt in durchaus unzutreffender Weise versieht, oder aber Weisungen erhalten hat, die ihr übertriebene Rücksichtnahmen auferlegen und dadurch immer erneuten Fehlgriffen Tür und Tor öffnen. Ehe einem hochverdienten Deutschen sich die Pforten des Weißen Saales oder eines Audienzzimmers im Königlichen Schlosse auftun, muß ein umfangreicher Apparat in Bewegung gesetzt werden, und sobald es sich nicht um ein Mitglied des höchsten Adels oder um eine hervorragende Finanzgröße handelt, wird zehnfach gesiebt, bevor ein Bürger deutschen Blutes unmittelbar das Antlitz des Kaisers zu einer Aussprache zu sehen bekommt. Gegen eine solche Vorsicht ist nichts zu sagen, wenn sie für alle Fälle zum Prinzip erhoben wird. Zieht man aber das Ausland mit in den Kreis der Erwägungen, so muß man die bedauerliche Erfahrung machen, daß die ganze Schwere der Bestimmungen sich lediglich gegen die Einheimischen richtet, jeder Engländer, Franzose, Yankee oder selbst Vertreter einer gelben Rasse aber mit beneidenswerter Freimütigkeit willkommen geheißen wird."

Hier zeige sich, meint der „Hannoversche Courier", von neuem, „wie verhängnisvoll es war, daß vor Jahr und Tag der Sinn der Novembervorgänge unter Vorantritt des Herrn Reichskanzlers von Konservativen und Zentrum gefälscht und in sein Gegenteil verkehrt wurde. Man kann, will uns bedünken, über diese Dinge reden, ohne dem Kaiser wehe zu tun und den schuldigen Respekt zu verletzen. Aber man soll über sie reden, weil, wenn man sie einfach gehen läßt, die Autorität des Monarchen gefährdet wird. Wilhelm II. ist auch als Fünfziger und Großvater noch ein enthusiastisch gestimmter Mann und ein Optimist geblieben, der sich des von allen, die ihm näher treten durften, bezeugten Zaubers seines Wesens bewußt ist und des frohen Glaubens lebt, in den Ausländern, die er auszeichnet, Emissäre zu gewinnen, die dann daheim ihre schlecht informierten Landsleute besser informieren könnten. Das ist menschlich schön, und es ist gewiß auch vornehm und ritterlich. Indes haben wir doch im Laufe der Jahrzehnte wiederholt die trübselige Erfahrung machen müssen, daß die ritterliche Gesinnung des Kaisers auf steiniges Erdreich stieß. Ihn selbst haben diese Erfahrungen — das liegt schon im Wesen des enthusiastischen Optimisten — nicht irregemacht, und da er sich allmählich der Vollendung seines sechsten Jahrzehnts nähert, ist ein Wandel in diesen Stücken auch von ihm nicht zu erwarten. Um so mehr erwächst, scheint uns, den für den Gang unserer Politik Verantwortlichen die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Ausländer, denen man Zutritt zur Majestät gewährt, oder die man mit ihr zusammenführt, solcher Auszeichnung sich auch würdig erweisen."

Und daß, wage ich ganz gehorsamst hinzuzufügen, auch Deutsche von dieser „Politik der offenen Tür" nicht ganz ausgeschlossen werden, auch Deutschen ein, wenn auch natürlich noch so bescheidener „Platz an der Sonne" eingeräumt wird ...

* * *

Sollte aber Dr. H. Zimmermann im „Tag“ auf der rechten Fährte sein, so sind wir bald die längste Zeit Deutsche gewesen, was uns dann auch die allererfreulichsten Aussichten eröffnet und Sorgen, die unseren Patrioten schlaflose Nächte bereiten, in eitel Sonnenglanz zerrinnen lassen. Nach Zimmermann haben wir nämlich begründete Hoffnung, brave und tüchtige Engländer zu werden. Denn die Engländer haben nämlich keinen Grund, uns zu fürchten, das müssen sie selber einsehen, wenn sie die unumstößlichen Tatsachen beachten:

„Seit vielen Jahren schon und neuerdings in immer stärkerem Maße ist das deutsche Volk bei der Arbeit, sich dem englischen Wesen mehr und mehr zu ‚assimilieren‘. Das gilt für alle Gebiete des Lebens. So z. B. in der Art, sich zu kleiden. Wer etwas vorstellen will, trägt nur englische Stoffe mit englischem Schnitt. So Herren wie Damen, besonders in den höheren Kreisen. Der Herrenschneider nennt sich meist English clothing company. Er verfertigt Ulsters, Cutaways, Smokings, Breeches usw. Hemden liefert der Shirtmaker, Sweater der Hosier. Sportleute tragen Kleider aus Cord oder Homespun. Das Kleid jeder anständigen Dame ist tailor made. Sie ist in full dress, wenn sie möglichst wenig angezogen hat. Ihren Kopfschmuck lassen beide Geschlechter im Ladies and gentlemen hair dressing room herrichten, oder im Hair and beauty parlour. Selbst die Kleinsten, die kein Deutscher anders als Babies nennt, werden schon englisch zugestutzt und unter Umständen von Lady nurses gepflegt. Babykleider, Babyausstattungen bieten die Vorstadtläden den Arbeiterfrauen an. An einem dieser Geschäfte in meiner Nachbarschaft prangt über dem Schaufenster ein großes Schild mit der Inschrift English Style. Ein Herrenbekleidungsgeschäft in der Berliner Friedrichstraße nennt sich Old England, ein anderes — um die deutsche Kundschaft besonders stark anzulocken — nach unserem treuesten Freunde, dem verstorbenen Eduard, Prince of Wales, ein drittes The gentleman usw.

Ähnlich steht es auf dem Gebiete der Geselligkeit und des Sportes. In deutschen Gasthöfen, die meist nach englischen Örtlichkeiten benannt sind (Windsor, Westminster, Bristol, Carlton, Terminus usw.) und auf deutschen Schiffen ruft der Liftboy oder Steward zum Lunch, Dinner oder Afternoon tea. In Familien redet man von Five o'clock teas mit Flirt und von Routs. Englisch gesprochen wird beim Lawn tennis, Crocket, Base ball oder Foot ball usw. Gerodelt wird mit Bobsleigh oder Skeleton, gelaufen cross country. Den Flieger nennt man bei uns zwar nicht Aviator, aber — etwas verballhornt — doch Aviatiker, das Flugzeug Aeroplan, den Führer Pilot, obgleich er nichts zu lotsen hat. Das Wettfliegen heißt Meeting, das Abfliegen Start, die Vorschrift Proposition, der Ehrenpreis Cup. Eine Fahrradmarke führt den Namen Allright; ebenso nennt sich eine Sorte Schmieröl.

Weiter englisiert sich unsere Küche immer mehr, nach Kochweise und Benennung. Ich führe nur einen Speisezettel von W. Wertheim an: Real turtle soup, Cocky Lecky, Mutton chops mit harricots verts, Ham and eggs, Afternoontea mit toast. Hierin ist zwar nur ein deutsches Wort (mit) enthalten, aber doch immerhin zweimal. Daß auch einige französische Wörter eingereiht sind, soll wohl die Entente cordiale veranschaulichen.

Noch stärker breitet sich das englische Wesen im Geschäftsleben aus. Da ist zunächst das wirklich Englische. Kein Engländer denkt daran, seine Waren anders in Deutschland anzubieten, als unter englischem Namen, in englisch bedruckter Verpackung und nötigenfalls mit englischer Gebrauchsanweisung. Der Deutsche fühlt sich dadurch nur geschmeichelt — er kann ja Englisch. Deswegen macht er es auch genau so wie der Engländer, das heißt, er führt ihm die deutschen Waren nicht nur mit dem vorgeschriebenen Kennzeichen Made in Germany zu, sondern auch in vollkommen englischer Aufmachung. Ja, er geht sogar noch ein klein wenig weiter: er bringt die deutschen Waren auch in Deutschland mit englischer Aufschrift und Erklärung in den Handel, und jeder Landsmann nimmt sie ihm willig in dieser Gestalt ab. Er kann ja Englisch! Hierfür einige Beispiele. Sehr viele deutsche Briefpapiere haben englische Namen. Eine große Bleistiftfabrik stempelt ihre Erzeugnisse nur englisch. Ein Stempelkissen Made in Germany trägt vorn die Inschrift: Self-Inking Stamp-Pad. Always ready for use. Durable. Nur auf der Rückseite steht bescheiden: Stempelkissen Durabel. Eine andere Sorte, deren Fabrikzeichen Trade mark heißt, ist ganz deutschfrei. Ein Geschäft verkauft Ever clean collars; ein anderes Ever ready-Lampen. Ein Gasanzünder für Köchinnen heißt The Vera Cera Gaslighter. Die Gebrauchsanweisung dazu lautet: Notice! ‚Vera Cera' is always ready for use; it will last fully 2 months with regular use in a household. When used off, the lightening stone can readily be replaced usw. Natürlich made in Germany. Der Verfertiger weiß, daß die Köchinnen zwar noch nicht alle Englisch verstehen, daß es aber in jedem deutschen Haushalt jemand gibt, der ihnen gern darin Unterricht erteilt. Bei unseren vorzüglichen Schuleinrichtungen ist es ja übrigens nur eine Frage der Zeit, daß in allen Volks- und besseren Dorfschulen Englisch gelehrt und Rule Britannia gesungen wird. Daß deutsche Motorfabriken oft die Pferdestärke mit HP bezeichnen, also Horspauer nennen, bringt uns den Engländern ohne Zweifel näher. Noch wirksamer tut das in Berlin die Messengerboy Company m. b. H. mit ihren Jungen in englischer Uniform, die nur leider in ihrer Kleinheit und Behendigkeit etwas an die hier und da von italienischen Drehorgelspielern vorgeführten uniformierten Affen erinnern. Indes — daran stoßen wir Deutschen uns zum Glück nicht, und die Engländer werden sich hoffentlich auch nicht dadurch beleidigt fühlen. Wenn aber, dann könnten sie sich ja rächen und ihre Botenjungen in preußische Uniformen stecken.

Moderne deutsche Seeleute und Schiffbauer schwärmen für Dreadnoughts, deren Geschwindigkeit sie nach Knoten bemessen. Das stammt aus dem Englischen und wird sicher bald in knots übergehen. Vor 40 bis 50 Jahren rechnete der Seemann nur nach Meilen. Damals fuhr er auch über den Atlantischen Ozean, heute fährt er über den Atlantic. Mit diesen wenigen Beispielen will ich schließen — das Garn ließe sich ja noch ins Unendliche weiterspinnen.

Aus den hier aufgeführten Tatsachen muß doch nun wohl jedermann, sei er Deutscher oder Engländer, mit zwingender Notwendigkeit den Schluß ziehen, daß wir Bewunderer und Nacheiferer, also Freunde der Engländer und nicht ihre Feinde sind. Wenn sie uns nicht zu schlecht behandeln und uns genügend Zeit lassen, werden wir dereinst vielleicht sogar ein Glied der uns ohnehin nahe ver-

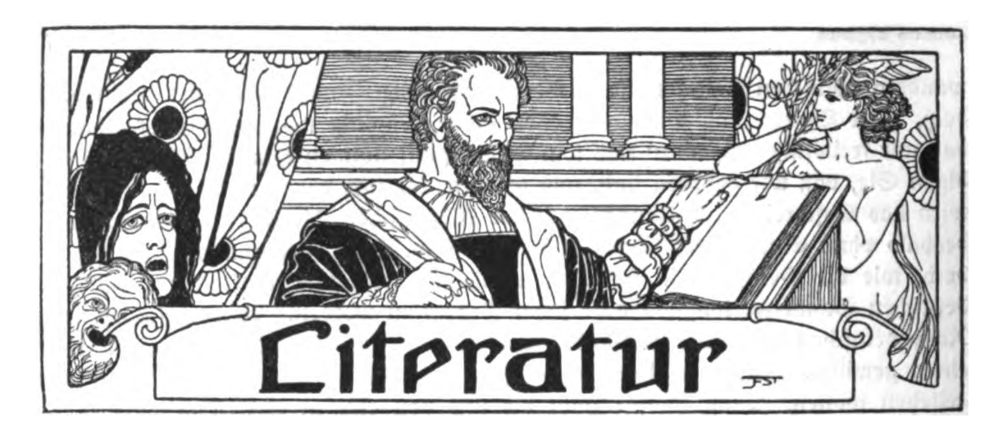
wandten englischen Volksfamilie werden. Aber bitte — nicht drängeln! Sie sehen doch, Herr Vetter, daß wir uns Ihnen ganz freiwillig nach- und unterordnen, daß wir freiwillig tun, wozu uns kein Panzerschiff nötigen könnte. Also entschuldigen Sie, daß wir geboren sind, und gönnen Sie uns das tägliche Brot. Dann wird das Geschrei der Zeitungen und der Alldeutschen, die ja zu unenglisch und deshalb ohne Einfluß und Ansehen bei uns sind, schon verstummen. Sie sehen doch, wie die Deutschen in Südtirol allmählich vollkommene Italiener und die deutschen Schweizer langsam aber sicher Franzosen werden. Warum sollten wir Reichsdeutschen nicht gute Engländer werden können? Besonders wenn Sie uns einen gewissen Grad von Home rule lassen, den Sie ja jetzt auch den Iren zugestehen wollen. Man kämpft zwar bei uns von einigen Seiten gegen die sogenannte Engländerei. Aber die das tun, gelten als Hetzer und Chauvinisten. Die breite Masse des Volkes kümmert sich nicht um sie oder verspottet sie. Ein neuer Beweis dafür: Prunkend steht Piccadilly am Potsdamer Platz! Wie eine Gralsburg oder ein Zwing-Uri. Da zieht der biedere Deutsche in seiner Begeisterung für England scharenweise hin ... Warum dann aber mit Pulver und Blei dagegen kämpfen wollen?

Hiermit erledigt sich nun der zweite Grund der englischen Gegnerschaft — der Wettbewerb auf dem Weltmarkt — sehr leicht und schnell. Wenn wir uns den Engländern angliedern, gewissermaßen eine Provinz von England werden — wobei wir ja etwas Ordentliches, besonders eine tüchtige Hilfsflotte, in das Geschäft einzubringen trachten mögen — dann sind wir gleichberechtigt. Dann müssen sich die anderen Provinzen den Wettbewerb eben gefallen lassen, wie jetzt auch innerhalb ein und desselben Staates. Dann hat ein Krieg zwischen England und Deutschland so wenig Sinn wie etwa ein Krieg zwischen Ostelbien und dem Rheinland oder zwischen England und Schottland.

Also — weisen wir nur immer wieder darauf hin, daß wir uns ja eifrig bemühen, wie Engländer auszusehen, zu reden, uns zu kleiden und zu benehmen, kurzum, Engländer zu werden, und alle Kriegsgefahr ist vorbei. Wenn wir damit auch nicht gerade die Achtung der wirklichen Engländer erringen, so doch ihre Duldung und vielleicht sogar ein gewisses Wohlwollen, das uns Aussichten auf eine vorteilhafte Transaction eröffnet. Sind wir dann erst in den englischen Concern aufgenommen, so werden wir es gut haben. Weiter ist aber nichts nötig, um auch unsere Gesinnung englisch zu machen; denn wo man's gut hat, da ist das Vaterland. So sagt wenigstens schon ein altes deutsches Studenten ied auf lateinisch."

Ei freilich: wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Gut, wenn er in der Familie bleibt. Aber unsere Familie ist ja *so* groß! Wird immer größer. Was sind wir doch für ausgepichte Allerweltskerle! God save the Queen! Vive la République! Evviva il re! Eljen! Bosche zarja chrani! ...





Noch einmal deutsch-jüdischer Parnaß

Von Dr. Karl Storck

Lienhard hat im letzten Heft unseres Türmers zu dem so betitelten Aufsatz Moritz Goldsteins (im Märzheft des „Kunstwarts") in seiner überlegen ruhigen Art Stellung genommen. Wir vom Türmer lieben Lienhards Art und wissen die Verdienste seines Idealismus zu schätzen. Darum sind wir wohl vor jedem Mißverständnis sicher, wenn wir heute seinen Ausführungen noch einige weitere Bemerkungen folgen lassen, die das hier angerissene Problem mehr vom Standpunkt der uns vom Tage aufgedrängten Kunst- und Kulturpolitik aus betrachten.

Ich sehe im Erscheinen von Goldsteins Aufsatz geradezu ein Glück, und es kann zu einem Markstein werden für die öffentliche Behandlung dieses ungemein wichtigen Problems „Judentum und Deutschtum".

Nein, man konnte dieses Problem bis jetzt nicht behandeln. Goldstein selbst sagt: „Greift ein Christ das Problem beim Schopfe und sagt rücksichtslos seine Meinung, so wird er als Antisemit gebrandmarkt, und Höfliche übergehen seine Schrift mit Stillschweigen."— Wer brandmarkt? frage ich. Doch die Juden und die von ihnen bediente bzw. beherrschte Presse. Ich weiß mich persönlich von jedem Antisemitismus frei. Ich habe einzelne Juden näher kennen und schätzen gelernt. Ich sehe bei der Gesamtheit eine Reihe von Eigenschaften, denen ich die Achtung, ja Bewunderung nicht versagen kann. Ich glaube auch — und von den verschiedensten Seiten der öffentlichen Kritik ist es mir immer bestätigt worden — eine nicht alltägliche Fähigkeit des Einlebens in andere Art zu besitzen. Dieses Versenken in das Wesen anderer Erscheinungen und das psychologische Ergründen derselben hat für mich jedenfalls immer den Hauptreiz bei allen künstlerischen Studien ausgemacht.

Nun, jeder findet es ganz natürlich, wenn man aus der Art eines Kunstwerkes, aus dem Charakter einer Persönlichkeit, aus dem Eigentümlichen einer Handlungsweise heraus folgert, daß sich darin ein Romanisches, ein Slawisches, ein Deutsches ausspreche; ja wir gehen darin bis in kleine Unterabteilungen hinab, scheiden den Norden Frankreichs vom Süden, erkennen den germanischen Eng-



A. Demarle

länder als einen anderen als den Norweger, gehen in Deutschland bis auf die alten Stammeseigentümlichkeiten — alles das wird durchaus in der Ordnung gefunden. Sobald man aber irgendeine Erscheinung aus dem Judentum zu erklären versucht, erhebt sich ein wütendes Geheul: Seht da den Antisemiten! Da mag man noch so ruhig und sachlich abwägen, mag auch sogar Werte anerkennen — wer das Jüdische zur Erklärung heranzieht, das Jüdische irgendeiner Erscheinung, einer Persönlichkeit betont, der ist ein Feind, der muß verfolgt werden. Grausam verfolgt, mit Spott und Hohn, diskreditiert als beschränkter, haß- und neiderfüllter Kopf; ja wenn man ihm etwas Persönliches anhängen kann, tut man es mit ausgesuchter Freude.

Ich kann diese Erscheinung mit zahlreichen Beispielen belegen. Auch Moritz Goldstein ist in seinem Aufsatz davon nicht frei. Nur der Jude darf gelegentlich so etwas sagen, in Augenblicken stolzen Hochgefühls, etwa wenn Max Liebermann eine Ausstellung der Sezession eröffnete. Dann darf der Jude den Wert der Rasse betonen. Er verschweigt dabei vielleicht das Wort Jude, aber er wird verstanden, und sein Ausspruch wird beglückt quittiert. Für uns andere aber hat diese systematische Art der jüdischem Einfluß unterstehenden Presse, deren Abonnenten doch zum größeren Teile nicht Juden sind, dahin geführt, daß der Deutsche, wenn irgend möglich, dem Problem aus dem Wege geht oder, wenn er nicht kann, es so zart und umschrieben anfaßt, daß nichts dabei herauskommen kann. Das ist keine Feigheit. Es ist bloß die Scheu vor einem unfruchtbaren Gezänk; die Scheu ferner vor dem Mundtot-gemacht-werden bei den eigenen Volksgenossen. In keiner anderen Sache offenbart sich die von Goldstein betonte Macht der Juden in der Presse so stark wie darin, daß sie durch die ihnen eigentümliche — ich betone ausdrücklich, daß ich in dieser Eigenschaft viel Bewundernswertes sehe — Zähigkeit und Unerbittlichkeit der Bekämpfung es erreicht haben, daß die große Mehrzahl der Deutschen selbst jeder Behandlung der jüdisch-deutschen Frage aus dem Wege geht.

Und es ist bezeichnend, daß das keckste Aufgreifen des Problems in neuerer Zeit von zwei Juden erfolgt ist: Rathenau und eben Goldstein. Aber ebenso bezeichnend ist es, daß diese beiden sofort den Stiel umkehren und als die Gekränkten und Unterdrückten auftreten, daß sie geradezu so tun, als ob wir Deutsche aus Haß gegen die Juden das Problem nicht behandelten, und nun mit Goldstein pathetisch ausrufen: „Aber wir Juden verlangen endlich Ehrlichkeit!“ Der gleiche ungerechtfertigte Hochmut liegt darin, wenn Goldstein meint, daß „nur unter Nationaljuden und Zionisten der Takt und das Verständnis vorausgesetzt werden dürfte, die nötig seien, um sich über ein so peinliches Thema verständigen zu können“. Es steht im Gegenteil unbedingt fest, daß, wenn eine ruhig-sachliche Behandlung der jüdisch-deutschen Frage in der Öffentlichkeit unmöglich geworden ist, daran die jüdische Art, jeden Versuch dazu von vornherein als antisemitisch (und damit parteiisch und unsachlich) zu brandmarken, die Schuld trägt. Auf der anderen Seite natürlich unsere Schwäche, unsere Gefühlsduselei, unsere, an der jüdischen gemessen, geringe Fähigkeit zur Dialektik, schließlich auch eine Art von Gutmütigkeit und, wenn man will, Schamgefühl, daß wir, die Zahlreichen, von ihnen, den wenigen, wirklich gefährdet werden könnten.

Dieses behagliche Ruhe- und Stärkegefühl des deutschen Michels ist auch schuld daran, daß er keineswegs die Bedeutung des jüdisch-deutschen Problems so voll erkennt, wie Goldstein uns glauben machen will (vgl. den bereits von Lienhard abgedruckten Abschnitt: „Niemand bezweifelt im Ernst die Macht, die die Juden in der Presse besitzen“ usw., Aprilheft, S. 100). Nein, im allgemeinen wissen die Deutschen davon nichts. Der Jude Goldstein verfällt hier in den Fehler der meisten seiner Rassegenossen, daß er das Deutsche lediglich nach den Großstädten, hauptsächlich nach Berlin, beurteilt. Er vergißt, daß trotz der Entwicklung der letzten vierzig Jahre, trotz der Verschiebung des Schwergewichtes unseres internationalen Seins in die Großstädte, unser nationales Dasein doch wesentlich auf dem Lande und in der kleineren Provinzstadt gedeiht. Aber auch die größeren Provinzstädte lassen jene von Goldstein so beredt hingestellte Macht des Judentums keineswegs so leicht und deutlich erkennen wie Berlin. Gerade darauf aber, daß es nicht als Judentum erkannt wird, beruht zu einem großen Teil seine Macht, und zwar in zwiefacher Hinsicht. Einmal, daß alles gläubig hingenommen wird als neueste d e u t s c h e Entwicklung, daß darum auch weite Kreise sich Mühe geben, diese Entwicklung mitzumachen. Darin sehen viele deutsche Männer und Frauen die höchste Gefahr, weil sie dadurch die Verfälschung ihrer Art befürchten. Nach der andern Seite wird in deutschen Kreisen eine Entfremdung von der heutigen Kunst und Literatur hervorgerufen. Diese Kreise fühlen infolge ihrer rein deutschen Art das Fremde, Andersartige in einem großen Teile der neuen Kunst. Sie erkennen aber nicht, daß das eben das Jüdische ist, weil sie von dem ungeheuren Anteil der Juden an dieser ganzen Kunst nichts wissen. Sie halten sich darum einfach dem neuen Kunstschaffen fern. Um so mehr können dann natürlich die Juden darin die maßgebende Rolle spielen. Daraus folgt dann allmählich ein Macht- und Sicherheitsgefühl, von dem neben vielen anderen Zeichen auch Goldsteins Aufsatz ein Zeugnis ist.

Wenn dagegen Goldstein uns glauben machen will, daß die Mehrzahl der Juden von der jüdischen Macht in Literatur und Kunst nichts weiß und nichts wissen will, so muß er es uns schon zugute halten, wenn wir in diesem Fall ihn nicht für ganz aufrichtig halten. Und zwar um seines eigenen Satzes willen, der da lautet: „Sie merken nichts von der Rolle, die wir im deutschen Kulturleben spielen, und wachen ängstlich darüber, daß auch die anderen nichts merken.“

Wie können sie denn ängstlich darüber wachen, daß die anderen nichts merken, wenn sie selbst nichts gemerkt haben?! Nein, die Juden wissen sehr gut über ihre Stellung in der heutigen Kunst Bescheid. Mit einer von ihrem Standpunkt aus lobenswerten Systematik arbeiten sie allenthalben für die Mehrung dieses Einflusses. Seit Jahren verfolge ich mit einem gewissen stillen Ergötzen, wie grundsätzlich für jüdische Künstler in der unter jüdischem Einfluß stehenden Presse ständig Reklame gemacht wird. Kein Geschehnis am abgelegensten Orte ist so gering, daß es nicht von denselben Blättern verzeichnet würde, die auch für ganz bedeutende Leistungen auf deutscher Seite kein Wort der Erwähnung finden. Und wenn es nun gar um Gesamtwürdigungen oder Nachrufe geht! Wie wurde vor kurzem Hermann Bang geradezu zu einem Nationaldichter Dänemarks empor-

gelobt und in immer wiederkehrenden Feuilletons von einer Nationaltrauer usw. berichtet, während die dänischen Zeitungen, soweit sie nicht eben auch jüdisch beherrscht sind, davon nichts zu berichten wußten. Allerdings — und darin hat Goldstein recht — in diesen Berichten war nicht zu lesen, daß Hermann Bang Jude gewesen. Das „Berliner Tageblatt“ sprach sogar von einem Pfarrerssohn.

Wir sollen in Deutschland mehr als hundert rein jüdische Literaturvereine haben, d. h. solche, die überhaupt keine Nichtjuden aufnehmen. Wenn man dagegen das Gezeter hält, sobald ein von Deutschen begründeter Verein auf dem Ausschluß von Juden beharrt, so gibt das doch recht zu denken. Zuzugeben ist, daß die jüdisch beeinflußte Presse im allgemeinen das Wort Jude peinlich vermeidet und es in der Tat nicht gern sieht, wenn Jüdisches auf den künstlerischen Gebieten als jüdisch erkannt wird.

Das zeigt sich jetzt auch im Verhalten der Presse zu den Ausführungen Goldsteins. Wie der „Kunstwart“ in seinem Aprilheft mitteilt, war die Wirkung des Goldsteinschen Aufsatzes im ersten Monat folgende: „In der Öffentlichkeit: lebhafte Besprechung in der rechtsstehenden, sogenannten antisemitischen Presse; vollständiges Stillschweigen in der liberalen und der sogenannten ‚jüdischen‘; dagegen in den Zusendungen an die Redaktion genau umgekehrt: fast ausschließlich jüdische Verfassung.“

Also die liberalen und jüdischen Blätter, die so großes Gewicht auf ihr Feuilleton legen und mit Begier auf jede irgendwo auftauchende Frage stürzen, schweigen sich aus über eine so bedeutsame Kundgebung aus dem eigenen Lager. Warum? Doch sicherlich nur, weil es ihnen unangenehm ist, vor ihrer zum größten Teil aus Deutschen bestehenden Leserschaft diese Verhältnisse einmal klar auszusprechen. Man weiß in allen diesen Redaktionen sehr gut, daß es nicht länger angehen würde, den Deutschen einen großen Teil der heutigen Kunst und Literatur auch fernerhin noch, wie man es bisher vermochte, als Blüte des heutigen deutschen Geisteslebens hinzustellen, wenn diese Deutschen wüßten, daß diese Literatur von Juden stammt. Und zwar nicht, weil diese Deutschen von blindem Haß gegen alles Jüdische eingenommen sind, sondern weil sie auf diese Weise den Grund erfahren würden, weshalb sie sich nicht von Herzen mit dieser Kunst befreunden können. Hier liegt der Hase im Pfeffer. Die jüdische Zurückhaltung in diesen Dingen beruht ausschließlich auf der Erkenntnis, daß Offenheit und Klarheit den jüdischen Einfluß vermindern, den Erfolg beeinträchtigen würde.

Ich betone hier wiederum, daß ich in diesem Verhalten der Judenschaft an sich durchaus nichts Unrechtes sehe. Der in Deutschland lebende Jude ist durch die Verhältnisse gezwungen, sich auf deutsche Art zu betätigen. Je ehrlicher er ist, um so mehr muß seine Betätigung den Stempel des jüdischen Wesens tragen. Andererseits liegt es doch in der Natur der Sache, daß es ihm darauf ankommen muß, für sein Schaffen einen möglichst starken Widerhall zu gewinnen. Da er weiß, daß dieser Widerhall gedämpft würde, sobald seine Schöpfung mit dem Charaktermale „jüdisch“ gezeichnet wäre, so läßt er diese Charakteristik weg. Es steht ja jedem einzelnen, an den das betreffende Werk herantritt, frei, sich nach seiner Art zu ihm zu stellen. Dagegen ist nichts zu sagen. Wohl aber gegen die



sehr beliebte Art, das Judentum abzuleugnen, wenn es einmal festgestellt wird, oder denjenigen zu verketzern, der seinerseits ganz offen sagt: Ich empfinde das Werk als jüdisch und nicht als deutsch.

Ich bin persönlich überzeugt, daß das Judentum gerade vermöge seiner jüdischen Eigenschaften auch auf künstlerischem Gebiete uns vielfach von Nutzen sein kann. Ich verweise z. B. auf einen so ausgeprägt jüdischen Künstler wie Max Liebermann, der in der klug abwägenden und außerordentlich sicheren Art, wie er die Anregungen der französischen Malerei verwertet, für die deutsche Kunst einen viel sicherer zu gehenden Weg gefunden hat als die meisten der rein deutschen Maler, die sich in der gleichen Richtung bewegt haben. Und wer wollte leugnen, daß die einseitige oder doch scharf verstandesmäßige Art der jüdischen Kritik als Ergänzung und Gegengewicht zur deutschen Gefühlskritik von höchstem Wert sein kann? Naturen wie Lessing sind bei den Deutschen außerordentlich selten, und bekanntlich war auch Lessing ein Judenfreund.

Goldstein ist überhaupt höchst merkwürdig in der Art, wie er es uns Deutschen als Bosheit oder Verstocktheit auslegen will, wenn wir einer an uns herantretenden Erscheinung gegenüber behaupten: „Du bist nicht von unserer Art; wir empfinden dich nicht als deutsch, wir fühlen dich als undeutsch." Das ist doch unser natürlichstes und einfachstes Recht. Dagegen ist auch gar nichts zu machen. Ich verstehe sehr wohl, daß diese Tatsache für manchen Juden zur Tragödie wird. Ich fühle diese ganze tragische Einstellung des Judentums sehr stark. Ich habe aber das Gefühl, daß bei der bisherigen Entwicklung dieses tragischen Konfliktes wir Deutsche den kürzeren gezogen haben. Jedenfalls, wenn man sich — wie das Goldstein tut — auf den Standpunkt stellt, daß es nur nationale Kunst gibt; daß das Nationale zwar nicht Ende und Ziel, aber doch die Wurzel jeder Leistung sei. Selbst dem Deutschen, der hundertmal zugibt, daß viele Juden, daß vielleicht die Judenschaft als Ganzes ein außerordentlich wichtiger und verdienstlicher Teil unseres Staates sei, kann doch niemand zumuten, daß er die Juden als seinem Volkstum zugehörig empfinde. Für die Gesamtheit verlangt das Goldstein selbst nicht. Er sagt, daß im Gegensatz zu früher, wo der Jude sich zum Europäer wandelte (vor hundertfünfzig Jahren), es inzwischen „selbstverständlich geworden sei, daß man (d. h. der Jude) in einer Gesellschaft von anständig gekleideten, leidlich gebildeten und wohlerzogenen Menschen nicht auffalle; es ist die Voraussetzung, von solchen allein ist hier die Rede".

Darin wird doch von Goldstein selbst zugegeben, daß es nur einem Teil der Juden gelingt, dieses äußere Nichtauffallen innerhalb deutscher Kreise, oder sagen wir: Nichtabstechen von ihnen, zu erreichen. Ich glaube, das innere Nichtauffallen ist noch schwerer zu gewinnen. Denn — wie Goldstein ganz richtig sagt — die Juden müssen die Erkenntnis von der Bedeutung des Nationalen vor allem doch auf sich anwenden. „Im Sinne des Nationalitätenprinzips ist an einem Juden das Jüdische gerade das Beste; oder wenigstens es kann und soll sein Bestes sein. Die nationale Eigenart muß sich so steigern, verinnerlichen, veredeln lassen, daß sie zum Vorzug, zur Tugend wird, daß eine besondere Kraft und alle Leistungen daraus hervorquellen."

Ich darf hier daran erinnern, daß vor mehr als einem halben Jahrhundert Franz Liszt, der doch gewiß ein duldsamer und national unbefangener Mensch war, sich höchlichst darüber wunderte, daß die Juden in der Musik noch nichts ihnen Gehöriges hervorgebracht hätten. Mit einer gewissen leidenschaftlichen Neugier erwartete Liszt, von den Schöpfungen eines Rabbiners Sulzer dieses Jüdisch-Nationale in der Musik zu erhalten (vgl. Liszts Buch über die Zigeunermusik). Die Musikgeschichte weiß nichts davon, daß bislang dieses Nationaljüdische entstanden wäre, während wir Deutsche allerdings in den Werken mancher Komponisten, die sich durchaus in die Entwicklung unserer Kunst einstellen wollen, Eigenschaften finden, die uns widerstreben, und die wir dann doch mit gutem Recht als undeutsch bezeichnen. Selbst bei Mendelssohn finden sich solche Elemente, vor allen Dingen in der Art der Deklamation seiner Oratorienrezitative. Es tritt das besonders auffällig hervor, wenn ein ausgesprochen jüdischer Sänger — z. B. Heinemann — diese Rezitative singt.

Wenn betont wird — auch Goldstein tut es —, daß es den Juden bislang deshalb so schwer geworden sei, wirklich eigenartig Jüdisch-Nationales in der Literatur zu schaffen, weil hier der große jüdische Stoff fehle und der Jude sich meistens an nichtjüdischen Stoffen versuchen müsse, so trifft das doch für die Musik und eigentlich auch für die bildende Kunst nicht zu. Vielleicht, daß auch hier in der bildenden Kunst zuerst die Zeugnisse für eine ganz jüdische Art zu finden wären. Männer wie Lesser Ury wären hier zu nennen. Dagegen soll man es uns nicht verübeln, wenn wir uns mit aller Entschiedenheit dagegen verwahren, daß urdeutsche Stoffe, wie „König Laurins Rosengarten“, in jüdischen Typen und ostgalizischen Bewegungsformen vorgeführt werden, wie das Bruno Goldschmitt in seinem Bozener Freskenzyklus getan hat.

Die ganzen Konflikte zwischen Deutschen und Juden auf diesem Gebiete entstehen nur dann, wenn uns ein ausgesprochen Jüdisches als Deutsch eingeredet werden soll, weil es die deutsche Sprache benutzt oder sich an deutschen Stoffen betätigt. Den gleichen Werken könnte man dagegen mit aufmerksamster Teilnahme entgegentreten, wenn sie, als aus der Sehweise des deutschen Juden heraus geschaffen, vor uns träten. Der rein äußerliche Erfolg, z. B. der Absatz eines Buches, würde darunter wohl leiden. Aber vom rein geistigen und kulturellen Standpunkte aus würde auf diese Weise das Judentum zuerst als wirklich fruchtbare Kraft an unserer gesamten Kultur mitarbeiten. Denn — wie schon gesagt — ich bin der Überzeugung, daß wir vom jüdischen Geist ebensoviel lernen können wie etwa vom romanischen.

Es kommt hinzu, daß wir uns auf irgendeine Weise mit dem Judentum abfinden müssen, so gut wie das Judentum mit uns. Auch Lienhard hat Goldstein mit Recht entgegengehalten, daß das Problem „Judentum und Deutschtum“ für uns Deutsche ebenso ernst und schwer ist wie für den Juden.

Das ist das Traurige bei dieser ganzen Frage, daß man zwar das Problem beleuchten kann, aber auch im helleren Licht keinen befriedigenden Ausweg sieht. Darin stimme ich Lienhard bei, daß eine Lösung des Judenproblems innerhalb der nationalen und rassenhaften Vorstellung nicht möglich sein wird. Höchstens

eine Erlösung davon, indem durch die Entwicklung das Problematische immer abgeschwächt werden wird. Eine solche Entwicklung mag man vom nationalen Rassenstandpunkt aus auf deutscher und auf jüdischer Seite beklagen. Ich glaube aber, die Zeit wird da unerbittlich ihre Arbeit tun.

Den Glauben an diese Lösung vertritt sehr lebhaft Ernst Lissauer in einer Zuschrift an den „Kunstwart" (Aprilheft), worin er ruhig und sachlich die geschichtlichen Gründe für die heutigen Zustände aufdeckt. Er kommt zum Schluß: „Nur zweierlei ist möglich: entweder: auswandern, oder: deutsch werden. Dann aber sich eingraben, einwurzeln mit aller Kraft, mit allen Adern, allen Muskeln sich zum Deutschen erziehen. Die Sache der Deutschen zu der eigenen machen. Und in dieser seiner Pflicht aushalten: trotz Hohn und Spott von Antisemiten und Zionisten."

Lissauer weist darauf hin, daß eigentlich erst seit hundert Jahren den Juden Gelegenheit geboten ist, sich einzudeutschen. Vorher war ja das Ghetto, und durch den gewaltsamen Abschluß haben die europäischen Völker selbst dazu beigetragen, das Judentum zu verschärfen. Lissauer glaubt an das Aufgehen der Juden im deutschen Volk, und er vertraut dabei auch auf den Wandel der Zeit: „Wir Juden erwarten die demokratische Epoche, in der die Juden nicht in der Opposition und Kritik stehen, sondern sich mehr verteilen, vielfältig wirken und gemach ihre Einseitigkeit ablegen können." Hier begegnet sich Lissauer gewissermaßen mit Lienhard, der auch eine Zeit kommen sieht, „in der ein höherer Faktor als der nationalrassenhafte zu Bedeutung gelange und den Ausschlag gebe im Leben der Völker."

Lissauer hätte darauf verweisen können, daß in unserem deutschen Volke auch eine Masse von Slawen und mit den Emigranten auch sehr viele Romanen aufgegangen sind und innerhalb des Deutschtums bedeutsam mitgewirkt haben. Andererseits hätte er auf eine eben erschienene volkswirtschaftliche Studie von Felix A. Theilhaber: „Der Untergang der deutschen Juden" (München, Ernst Reinhardt) hinweisen können, in der ziffernmäßig nachgewiesen wird, daß das Judentum in Deutschland in einigen Generationen von selbst ausgestorben sein wird, da der prozentuale Anteil der Juden an der deutschen Bevölkerung ständig zurückgeht; nur durch die Einwanderung wird die Zahl noch einigermaßen aufrechterhalten.

Wie dem auch sei: ohne schwere Kämpfe wird sich die Entwicklung nicht vollziehen. Gerade die jüdische Jugend bekundet vielfach eine Gesinnung, die der Goldsteins durchaus entspricht. Sehr bezeichnend ist hier die eine der Zuschriften, die der „Kunstwart" veröffentlicht: „Handelt es sich darum, ob Goldstein in allem recht hat — oder darum, ob Tausende und aber Tausende der besten und selbstbewußtesten Juden wie er empfinden? Uns junge Juden soll man hören, die wir nicht in den Jahren kühlen Wägens und Prüfens und vorsichtigen Urteilens uns zum Gedanken einer jüdischen Renaissance wandten, wie man sich eine Weltanschauung erwirbt — uns! die wir, erfüllt von deutschen Idealen, mit sehnender Seele alles Deutsche umfassend, plötzlich erkannten: wir haben uns geirrt! Und mit blutendem Herzen einen stolzen Palast nach dem andern zusammenbrechen sahen! Wer hat das erlebt? Er wird uns begreifen. Aber unter den Trüm-

mern unsrer Ideale fanden wir etwas wieder, das uns retten konnte: Stolz! Bisher war's der Stolz des Deutschen. Nun wurde er zum Judenstolz! Wir, die wir diesen Judenstolz besitzen, wollen gehört werden: Gebt Raum, daß wir uns strecken können! In eurem Lande zerdrückt ihr uns, gebt uns ein eigenes. Wir wollen eine Kultur schaffen, die eurer um nichts nachsteht. Ihr aber seid die los, die nach so vieler Auffassung euer Wachstum hemmen. Wir wollen eure Großen lieben und ehren, weil sie auch unsre Götter waren. Aber wir wollen auch unsre eignen Großen hervorbringen. Das können wir nicht, weil ihr's nicht wollt."

Zum Schlußsatz muß ich doch in Klammern noch eine Bemerkung machen. Auch Goldstein schiebt die Schuld dafür, daß die Juden bisher kein überzeugendes künstlerisches Genie hervorgebracht haben, uns zu. „Der Jude, der zur Ganzheit der Persönlichkeit strebt, der mußte an der Unmöglichkeit, ganz zu sein, zerbrechen. Ein Schaffender braucht die Resonanz der Massen, vielmehr: das macht ihn zum Schaffenden, daß die Stimmen der Massen, die Stimmen der Zeit alle in seiner Seele tönen."

Dem ist doch entgegenzuhalten, daß eine Reihe deutscher Genies persönlich niemals die Resonanz der Masse erlebt haben, daß sie sich im Gegensatz zur Masse und zur Zeit durchgesetzt haben. In den Tagen des Kleistgedächtnisses sollte man derartiges nicht erst zu sagen brauchen. Im übrigen aber glaube ich, daß noch niemals in so zahlreichen Werken jüdischer Verfasser das Judentum so scharf hervortrat, wie ich es in der jüngsten Zeit allenthalben beobachte. Freilich fehlt noch meistens das glatte Bekenntnis: „Ja, ich schildere hier den Juden, oder meinetwegen den jüdischen Deutschen." Ich glaube, daß diese Tonart stärker werden wird, und ich würde es begrüßen, wenn der „Judenstolz" zu dieser offenen Haltung führen würde. Das Bekenntnis zum Juden braucht deshalb nicht, wie Goldstein meint, „schamlos" zu werden. Dieser Gebrauch des Wortes „schamlos" — das muß man Goldstein, der es nicht wahr haben will, daß die deutsche Sprache in Judenmund oft eigenartig gefärbt wird, doch sagen — wäre einem Deutschen unmöglich.

Zum Schluß. Ich will gern glauben, daß ein großer, ja der ausschlaggebende Teil der in Deutschland lebenden Juden ehrlich gesinnt ist, an unserer gesamten Kultur nach Kräften zum Heile des deutschen Volkes mitzuwirken. Wenn nicht ganz unvorhergesehene Ereignisse eintreten, sind wir gezwungen, zusammen weiterzuleben und weiterzuwirken. So muß es unser aller Wille sein, dieses Zusammenleben für das Ganze fruchtbar zu machen. Dazu ist die wichtigste Vorbedingung für Kampf wie für Zusammengehen Offenheit, rückhaltlose Wahrheit. Wir müssen hüben und drüben unsere besten Kräfte nach Möglichkeit entwickeln. Wir dürfen nicht immer an Kompromisse denken. Weder hüben noch drüben. Über aller Nationalität steht das Menschentum, und es muß für den Juden ebensogut ein ideales Menschentum geben wie für den Deutschen. So werden wir uns am ehesten begegnen im Streben nach diesem höchsten Ziele.



Ausländer

(Berliner Theater-Rundschau)

Mein Freund hat ein gutes Schauspiel geschrieben. Es zeigt Innerlichkeit, Charakterwert, Bühnenwirkung. Was hilft's?! Mein Freund hat das Unglück, ein Deutscher in Deutschland zu sein und weder Sudermann, noch Schönthan, noch Kadelburg zu heißen. Seien Sie doch vernünftig, sagte ich ihm, und nennen Sie sich François Choiseul! Machen Sie's wie gewisse Weinverschneider, die den deutschen Tropfen unter französischer Marke verkaufen!

Ich möchte nicht für den Syndikus der deutschen Bühnenschriftsteller gehalten werden, der das wirtschaftliche Interesse seiner Klienten vertritt. Mir geht es um die Kunst, verstanden! Um die unbestochene, von Vorurteilen freie Liebe! Die Monroëdoktrin der Amerikaner und die Mauer der Chinesen verachtet der deutsche Geist. Er braucht sich vor dem freien Wettbewerb nicht zu fürchten. Das Produzentlein, das am lautesten nach strengen Schutzzöllen schreit, ist verdächtig. Aber soll das noch Wettbewerb sein, wenn wir jeden fremden Fliegenschmutz mit heiligem Eifer auf unsere deutschen Bühnen importieren und Besseres nicht aufkommen lassen, bloß weil es im Lande erzeugt ist? Es führen viele beachtenswerte Trauer- und Lustspiele ein Wanderdasein zwischen Pappdeckeln.

Eine Fremdenstadt auch mit ihren Theaterprogrammen ist Berlin. Der deutsche Bühnenspielplan erzählt von mancherlei Wagnissen und Erfolgen deutscher Dramatiker im Norden und Süden Deutschlands, aber ihr Name hat in der Stadt der zwanzig Schauspielhäuser nie geklungen ... Hier in Berlin gibt es Theater, die mit Mann und Maus den Parisern verkauft sind. Sie sind Nuntiaturen einer auswärtigen Macht. Der Nuntius ist freilich mit Spreewasser getauft (wie man vergleichsweise sagen darf). Er ist der Besitzer einer mächtigen Bühnenagentur, die halb Theaterdeutschland in Tribut hält. Er hat Monopolverträge mit ausländischen Dramatikerfirmen abgeschlossen, und um die Ware in Kurs zu bringen, die er wie im Termingeschäfte der Frucht- und Mehlbörse erstanden hat, kreiert er in seinem eigenen Theater den Berliner Premierenerfolg. Man mag, die Achseln zuckend, sagen: Derlei Theaterchen kommen für das literarische Berlin doch nicht in Betracht! Um so mehr aber für die Provinz, die mit allzu viel Vertrauen von dieser Geschäftsstelle die neuesten Pariser Zugstücke bezieht.

Die „Kunst" ist es, wie gesagt, nicht, die Schaden leidet, wenn auf den Unterhaltungsbühnen der Lebewelt französische statt deutscher Autoren das ewige Absteigequartier aufmachen. Die Bescheidenheit der Deutschen äußert sich im Repertoire der ernsteren Theater, und zwar nicht etwa in den dankenswerten Dolmetscherdiensten, die sie der Weltliteratur leisten, aber in der Bevorzugung vieler minderwertiger ausländischer Stücke. Wenn Herr Molnar den Berlinern nicht als Madjar interessant gewesen wäre, sein „Teufel" und sein „Leibgardist" würden schwerlich Kassenmagnete geworden sein. Die abgelegten Kleider französischer Komödienschreiber verstehen wir im Westen am Ende noch schicklicher zu tragen, als jener östliche Lehndichter.

Die Erst- und Neuaufführungen des letzten Monats gaben bedingt zu diesen Betrachtungen Anlaß. An sieben kritischen Abenden (mitgerechnet die Wiederaufnahme von Oskar Wildes „Fächer der Lady Windermere" im Schillertheater und des Erckmann-Chatrianschen „Freund Fritz" im Königlichen Schauspielhaus) kam nur ein einziger deutscher Dramatiker zu Wort. Die anderen waren Polen, Franzosen, Dänen, Engländer und Schweden. Aber einige von den „Fremden" sind in der großen Heimat Europa heimisch, sind Bürger der Welt, deren Bürgerrecht wir Deutsche uns am wenigsten entreißen lassen. Das gilt ohne Zweifel von dem großen Schweden August Strindberg, und es gilt auch von dem köstlichen Dänen Gustav Wied, desungeachtet, daß sein fürtreffliches Schützengewehr diesmal blind geladen war.

* * *

G u s t a v W i e d! Könnten wir je so undankbar sein, der vielen hellen Stunden zu vergessen, die er uns schenkte? Er ist unter den Satirikern dieses Zeitalters der lachendste. Vollkommen voraussetzungslos, wie Shaw, an keine Dogmen der Gesellschaft gebunden, jede Erscheinung nach ihren eigenen Gesetzen wertend, ist er graziöser und liebevoller als der Ire. Shaw entdeckt fast ausschließlich den Unwert hinter dem Scheinwert, er verfolgt die Pose bis in den geheimen Winkel, wo einer nicht mehr vor anderen, sondern, mehr oder minder unbewußt, vor sich selbst heuchelt. Das tut auch Gustav Wied. Aber er tut nicht das allein. Er reißt täuschende schöne Masken von häßlichen Gesichtern, aber er findet auch in der Häßlichkeit, in dem, was bequeme Sittenrichter verrucht nennen, das Menschliche, das Schöne. Er ist ein Menschen-Entdecker. Denken wir an seine bittersüßen Erzählungen in „Circus Mundi". Allerlei Strolche und Verkommene tauchen vor uns auf, und von jedem geht doch ein freundlicher Lichtstrahl aus. Der Dichter scheint dieses Lichtlein in die dunklen Herzen zu tragen; aber das scheint nur so; seine Menschendichterkunst besteht im Gegenteil darin, daß er Licht empfängt von denen, die im Schatten stehen. Nicht der Zufall, nein, der innere Beruf führt ihn häufig in die Gefängniszellen. Was ihn hier und an anderen Orten, wo üble Miasmen herrschen, ausharren läßt, ist seine schützende Taucherglocke: der duldsame Humor. Unduldsam mag er nur gegen jene sein, die nichts verstehen, gegen die Leute der korrekten Welt, die richten, ohne zu leiden und ohne zu wissen. Einer, der seine Ehrlichkeit verloren hat, muß sie doch wenigstens besessen haben — so denkt er —, die Immer-Redlichen aber besaßen sie vielleicht nie ... Denen, für die alle tragischen Probleme der Seele nicht existieren und für die die komplizierte Sittlichkeit nur ein glattes Rechenexempel ist, ruft er in seinem amoralischen Lustspiel mit schallender Bosheit zu: „O nein! Zweimal zwei ist f ü n f!" — Der große Zug von Wieds tragischem Humor tritt hervor aus seinem Roman: „Die Väter haben Herlinge gegessen". Viel Greuel und Abscheulichkeit ist in dem Buch gesammelt, das den Untergang einer vermorschten Gesellschaftsschichte, der dänischen Junkerkaste, schonungslos schildert. In der Sicherheit seines Bundes mit der Natur vermeidet auch hier der Dichter Anklage und Richtspruch. Goethe fordert, daß der Dichter bloß darstelle. Gustav Wied stellt dar.

Gut. Aber „T a n z m ä u s e", ein Satyrspiel in dreizehn Momentbildern, ist d o c h ein schlechtes Ding. Wohl erkennt man den Schalk wieder an manchem kecken Pinselstrich, und auch die Schadenfreude, mit der er der angesehenen Tugend unter die Nase leuchtet, ist dieselbe geblieben. Zum erstenmal aber verließ Wied den unbewegten Standpunkt zwischen Gut und Böse. Hier gibt es keine Menschen, die ihr Erbteil von Weiß und Schwarz haben, sondern nur Ganzböse und einen Ganzbraven. Als „Tanzmäuse" den Lesern in der Gestalt eines Satyr-Romans gereicht worden war, fiel das nicht so auf. Denn das Buch war ein wenig fülliger und verbindlicher. Bei der Bearbeitung für die Bühne kam es Wied darauf an, die Lächerlichkeit der Stützen der Gesellschaft nicht zu verfehlen, und so verstärkte er das Groteske. Das Dickauftragen wurde zur Tendenzmache. Und wie sich meistens die Heiterkeit verflüchtigt, wenn eine Absicht vorwaltet, so versagte diesmal sogar das Lachen. Kann übrigens sein, daß eben bloß einmal die Flut ihre Ebbe wollte ...

Der einzige anständige Mensch der dreizehn Akte ist ein armer Kerl, ein Dichter, ein Hungerleider, ein Charaktermensch, der lieber stirbt, als verdirbt und sich verkauft. Im ersten Akt sehen wir ihn um sein Seelenheil ringen mit dem leiblichen Vater, einem hochgeehrten Volksvertreter, der Sterbefallsversicherungen auf das Ableben seiner kränklichen Kinder anlegt und die Gewinnchancen durch eine Hungerkur der Versicherten fördert. Im letzten Akt verzweifelt der junge Mensch an der Welt und wird irrsinnig. Zwischen Anfang und Ende liegen elf dramatische Szenen, die nichts mit dem einzigen anständigen Menschen und auch nichts miteinander zu tun haben, und zusammengehalten werden nur durch die Idee (die Tendenz!), die da lautet: Die weite Welt ist unanständig, und in allen Spielarten triumphiert die Gemeinheit. Wir genießen auf dem zwölfmal abgerissenen Film alle Herrlichkeit der Gesellschaft:

die Preisgebung der Volksinteressen durch idiotische Minister und ausbeuterische Abgeordnete, den ganzen sexuellen Schlamm (Kaufehe, Ehebruch, Dirnenwirtschaft, männliche Prostitution) und überdies verschiedene Betrügereien und Diebstähle und was sonst das Herz sich wünscht. Wied wollte nach seiner alten Methode den Teufel mit Gelächter züchtigen. Aber was ist das? Je toller sich das Laster gebärdet, desto häufiger verziehen sich unsere Mundwinkel zum Gähnen. Die Première im Kleinen Theater wäre in Langeweile untergegangen, hätte nicht Ilka Grüning, die Meisterin der einfachen Mittel und der großen komischen Wirkungen, ihr Brünnlein in der Wüste rinnen lassen.

* * *

Seinem Strindberg-Abend fügte das Neue Volkstheater (Neue freie Volksbühne) noch ein Stück ein, das zu den besten Würfen des schwedischen Löwen gehört: die in Lustspielformen sich abspielende Tragödie des Geschlechterkampfes: „Nicht mit dem Feuer spielen". Der Freund des Malers liebt die Frau des Malers. Er bekämpft, beherrscht seine Leidenschaft, aber das Weib wirft sich ihm in hysterischer Zügellosigkeit an die Brust. Der Maler, der sich — nach einem Worte Bulwers — populär machte, indem er harmloser an Geist zu sein vorgab, als er ist, hat in einer Art lächelnder Selbstquälerei das Spielen mit dem Feuer selbst begünstigt. Er fällt nicht aus der Rolle (die gewissermaßen mit ihm verwachsen ist, weil die Natur, nicht vorgefaßte Absicht manche Menschen zwingt, Masken zu tragen und Rollen zu spielen) — er fällt nicht aus der Rolle, als die Liebenden ihm „offen und ehrlich" gestehen, wie es um sie steht. Sie nennen das „offen und ehrlich" und dünken sich sehr edel, aber der Gatte findet ihre Offenheit eigentlich — schamlos. Diese unerwartete Anschauung erschüttert schon ein wenig die Selbstsicherheit des Freundes, der durchaus ein Ehrenmann bleiben möchte. Eine frappante Wendung vollzieht sich, als der Maler sich den schmerzlichen Entschluß abgerungen hat, sein Weib (das er liebt!) abzutreten an den anderen. Lieber schenken, sagt er, als bestohlen werden. Und: fünf Minuten Bedenkzeit — sagt er. Der Freund und die Frau sind allein. — Pause. — Dann der Freund: „Merken Sie nicht, daß ich lächerlich bin?" Sie hält noch fest an dem „Du". Ihre Leidenschaft schwillt. Aber diese rote Woge ist nicht mehr die der Liebe, ist die des Zornes, des Hasses. Zwei, die eben noch in tiefster Liebe versunken waren (und allen Duft, allen Zauber wob Strindberg in diese Liebe!), stehen sich schnaubend, wütend gegenüber, zerfetzen sich mit Worten, die wie Dolchstiche und Axthiebe sind. Warum? Weil der Urgrund ihrer Geschlechtsliebe: die Selbstliebe, die Eigensucht, bloßgelegt worden ist... So argumentiert Strindberg, der den Kampf seines Lebens gegen Weib und Liebe führt, einen Kampf, in dem er persönlich immer wieder erliegt. Keinen allgemein gültigen Beweis, nur ein persönliches Bekenntnis kann man in der entsetzlichen Umkehr der Gefühle, die der Tragikomödie Inhalt ist, erblicken. Nicht jede Frau hat den Teufel der Hysterie im Leibe. Nicht jeder Mann liebt seine Reputation mehr als das Weib, und wird treulos, um nicht lächerlich zu scheinen. So ungewöhnlich ist der extreme Fall, daß wir ihm den Glauben verweigern würden, wenn nicht das Netz der Strindbergschen Psychologie uns gefangen hielte. Das Stück endigt so, daß der Freund auf Siebenmeilenstiefeln entflieht, während sich die Frau in einem wilden hysterischen Anfall wälzt. Und manche im Publikum lachen sogar. Andere sinnen erschüttert der Frage nach: Was ist Wahrheit des Herzens? (Ich denke: jedes einzelne Herz hat seine einzelne Wahrheit. Die des Strindberg kann mich an seinen Kreaturen überzeugen, aber ich fühle ihr nicht nach.) — Das Ensemble des Neuen Volkstheaters stand auf der vollen Höhe seiner heiklen Aufgabe.

* * *

Mit wie geringem Ernst behandeln die Franzosen, auch die neuesten, das Liebes- und das Eheproblem, um das sich spielerisch doch gerade ihr ganzes Dichten und Trachten dreht! Während die Germanen (noch grüblerischer die Nordländer als die Deutschen) in die unergründlichen Geheimnisse dringen, spitzen sich in französischen Komödien die erotischen Fragen

zu Glossen und gefälligen Pointen zu. Ein Lustspiel von Georges Courteline und Pierre Wolff, das den geschmacklosen Titel hat: „Margot kann mir gestohlen werden“ und in den Kammerspielen aufgeführt wurde, ist eins von vielen Exempeln. Margot, eine junge Frau, der für den hausmütterlichen Beruf nichts Wesentliches, in ihren eigenen Augen aber der Ehering fehlt, ist in all ihrer still-weiblichen Wehrlosigkeit einem widerwärtigen, dummen und brutalen Philister zugefallen, der an der Geliebten die bösen Launen eines rechtmäßigen Eheherrn ausläßt. Eines Tages wird das Mädchen dem Grobian von einem herzensfeinen Künstler gestohlen, und im ungeahnten Sonnenschein seiner Liebe erwacht auch die ihre. Es scheint, daß Margot nun vollkommen glücklich ist. Vielleicht würde der Künstler ihr auch den Trauschein anbieten, wenn er nicht aus seinem Gefühl heraus die bindende Form bei so fester gegenseitiger Liebe für überflüssig hielte. Dieses bißchen Handlung plätschert so die zwei Akte hin, nicht gerade seicht, aber auch nicht tief, und man glaubt schon, entlassen zu werden mit der unerheblichen Schadenfreude über den öden Philister, der sich vergebens mühte, den ihm entflogenen Vogel wieder in den Käfig zu sperren. Aber da kommt, knapp ehe der Vorhang fällt, das eigentliche Problem — und ist nur eine Pointe, eine Glosse. Als der Philister, der nun einmal an sein Mädchen gewöhnt ist, sich nicht anders zu helfen weiß, läßt er endlich ein Eheversprechen über seine feisten Lippen rutschen, und — siehe da! Das Vöglein flattert verwirrt, es fliegt auf vom Rosenstrauch der Liebe, und es kehrt heim in seinen garstigen Käfig ... Der Philister Triumphator zieht den Bratenrock an und geht zum Standesamt.

Ganz nett. Eine kleine wehmütige Bosheit. Aber es haftet nichts. Vorüber gleitet die tändelnde Philosophie wie ein leichter Tanz.

* * *

Da nimmt der edle Pole die Sache ernster. Horch! Weich und schwermütig schwellen die Klänge von Chopins Trauermarsch. Denn ein Mädel (oder eine Gemahlin) hat zwei Buben (oder zwei Herren) lieb. „'s tut wunderselten gut“ — meint das lockere deutsche Volkslied. In Deutschland und überall kann es Funken geben in solchem Fall. In Frankreich (wenigstens im Frankreich der Sensationskomödien!) pflegt der betrogene Gatte die Ungetreue oder ihren Liebhaber oder beide zu töten. In Polen jedoch — und diesen Unterschied hebt der polnische Dichter, dessen Drama wir erlebt haben, ausdrücklich hervor — in Polen begeht ein unglücklicher Moll-Held unter sotanen Umständen Selbstmord. Denn sein Stamm sind jene Asra ... Wie in den alten spanischen Tragödien die Granden „Ehre! Ehre!“ brüllten und als Rächer ihrer Ehre Blutbäder anrichteten, so soll es polnische Nationaleigentümlichkeit sein, daß sich der gehörnte Gatte wehmütig selbst erschießt.

Die These fordert einigen Spott heraus, aber der Dichter, der leider auf sie geschworen hat, ist ernster zu behandeln. Es ist der galizische Pole Stanislaw Przybyszewski, dessen Zyklus „Totentanz der Liebe“ der Schauspielerverein Neue freie Bühne dem Berliner Publikum vorführt. Das zweite dieser Dramen — es nennt sich: „Das goldene Vlies“ — lernten wir nun kennen. Ein sonderbares Stück, ein sonderbarer Dichter! In der Behandlung seelischer Stimmungen, eines komplizierten Nervenlebens und der inneren Stimmen, die mit der Eindringlichkeit von Kehrreimen immer dasselbe in immer neuen Steigerungen sagen, ist der polnische Verfasser ganz modern, ist er gut geschult an Ibsen, Strindberg, Hauptmann und anderen, und verrät er auch persönliche Eigenheit. Aber sein Drama ist eine Schicksalstragödie von Anno dazumal, und sein Prophetenwort hallt zurück in die Vergangenheit, zu Anschauungen und Wahrheiten, die die freiere Menschlichkeit längst überwand, und die uns anmuten wie Mißgeburten, die man in Spiritus gesetzt hat.

Weil Gustav Rembowskis Mutter einst die Ehe brach, muß — wohlverstanden: muß! — dem Sohne mit einem Ehebruch seiner Frau vergolten werden! Hier ist nicht von der Schuldvererbung des Blutes, sondern einfach von der altbiblischen Heimsuchung bis ins siebente Glied die Rede. Und ferner: Frau Irena ist nicht etwa eine Kameliendame. Eine krankhaft

zarte, willensschwache, ehrlich ringende Frau ist sie. Sie hat Dankgefühle und Mitleid und Pflichtbewußtsein. Trotzdem treibt sie die große Liebe aus ihrer düsteren Ehe einem sonnigen Manne zu. Da könnte Przybyszewski vom Schicksal sprechen lassen, das eine Naturkraft ist. Doch davon versteht Herr Gustav Rembowski, des Dichters Programmheld, durchaus nichts. Keinen Augenblick denken Rembowski und Przybyszewski an die Frau und ihr Menschenrecht. Nur das ist die Frage: Was tut jetzt ein edler Pole? Er läßt die Frau weder großmütig frei, noch sucht er sie zu halten und in Liebe zu gewinnen. Vielleicht würde er sie zu einem Schattendasein an seiner Seite begnadigen, wenn sie nichts weiter als ihre Seele an den anderen Mann verloren hätte. Doch als der Gatte erfährt, daß das geschehen ist, worüber kein vorurteilsvoller Mann weg kann, weiß er, was der Nationalkodex vorschreibt: Rembowski erschießt sich und zerdrückt das kranke Dasein der Frau mit einer Blutschuld.

Die Stimmungsmusik in diesem Drama unterschätze ich nicht. Aber um ihretwillen besuche ich doch nicht gerne das Museum, wo die gewissen Spiritustöpfe stehen.

* * *

Daß es geistige Strömungen gibt, von denen Zeitgenossen berührt werden, die nichts voneinander und von ihren Gedanken wissen, steht außer Zweifel. Die großen Entwicklungen beweisen es. Um ein Beispiel der jüngeren Jahrzehnte zu nennen: Nietzsche wußte nichts von Ibsen und Ibsen nichts von Nietzsche, und wie seltsam harmoniert in bedeutungsvollen Sätzen die Persönlichkeitslehre des einen mit der des anderen.

In kleineren Belängen zeigt sich die geheime Übereinstimmung noch häufiger. Am auffälligsten darin, daß zu gewissen Zeiten dichterische Schöpfer, die eine gemeinsame Stoffwahl gewiß gerne vermeiden würden, sich mit einem Male vor einem recht entlegenen Problem begegnen. Es war merkwürdig, wie vor einigen Jahren fast gleichzeitig eine Anzahl von Ninon de l'Enclos-Dramen aus der deutschen Dichtererde sprossen, ohne daß ein besonderer Anlaß die Dichter auf die Tragödie des Sohnes, der die unerkannte Mutter begehrt, aufmerksam gemacht hätte. Und jetzt wieder taucht besonders häufig das Drama der erotischen Geschwisterliebe auf, ein Problem, das seit Byrons „Manfred" und seit einigen Experimenten der deutschen Schicksalstragiker abseits gelegen hatte. (In Ibsens „Gespenstern" wird der Frage mit allem Freimut, aber doch nur theoretisch ins Auge geblickt.) Man darf füglich erklären, daß der moderne Dichter die Freiheit gewonnen hat, jedes Geheimschloß der Seele mit geweihten Händen zu öffnen. Aber in dem durch die Jahrhunderte vererbten Widerstande des Gewohnheitsgefühls gegen eine Verschiebung des geschwisterlichen Verhältnisses ist gewiß keine neuzeitige Veränderung eingetreten. Die Fälle, die unsere Dichter wählen, wollen als Ausnahmefügungen gelten, und sie sind gewählt, um an ihnen den ewigen Kräftegegensatz von Natur (Liebe) und Kultur (Gesetz) zu erproben.

Einzelne der Dichter machten es sich bequem, indem sie statt einer Lösung des Problems am Ende ihrer Dramen Ausschlupftürchen fanden. So entwirrt sich in Bahrs Komödie „Kindern" und in Leo Greiners eben erschienenem Schauspiel „Arbaces und Panthea" der Knoten des Verhängnisses als eine falsche Voraussetzung (ähnlich wie in Goethes „Geschwistern"), und die Verliebten haben keine Blutschande mehr zu fürchten. Weit kühner und, was diese Kühnheit schön macht, in voller Naivität des Gefühls hat Adolf Paul den heiligen Trieb reiner Naturen gegen die (ihnen überdies unbekannte) Satzung gestellt; in seinem Märchendrama „Wie die Sünde in die Welt kam". Und ebenso stark ist der Mut des Dichters Moritz Heimann, dessen Tragödie: „Der Feind und der Bruder" in den Kammerspielen aufgeführt worden ist. (Das Buch ist im Fischer-Verlag, Berlin, erschienen.)

In dieser an dunklen Schönheiten reichen Dichtung ist es das Weib, dessen zarte Schultern stark und heldisch werden, sowie sie die Last einer unwissentlich begangenen Blutschande zu übernehmen haben. Die junge Venezianerin Pallas ist aber aus solchem Stoffe geschaffen, sie ist so ganz ein Gefäß unüberwindlicher und tödlicher Liebesleidenschaft, daß ihr Auge vor-

der gesetzlichen Schuld auch nicht gezuckt haben würde, wenn sie wissend vor die Wahl gestellt worden wäre. Denn der Dichter hat sich, indem er zu den heißen, wilden Möglichkeiten des Renaissancezeitalters floh, ein Geschöpf geträumt, in dem sich die sensitivste Zartheit mit dem stärksten weiblichen Willen paart, ein Geschöpf, dessen erdhaftes, den Elementartrieben nahe verwandtes Weibtum rein und groß bleibt, wie die Natur selbst, rein und groß sogar mit den blutbefleckten Händen einer Mörderin. Dieselbe Pallas, die wir noch in der ersten Verwirrung ihrer Mädchensinne zittern und beben sahen, wächst in der Glut der Weibesliebe zum Übermaß der Medeen. Sie bricht die verhaßte Zwangsehe. Sie entführt den willensschwächeren Jüngling nach der verborgenen Liebesinsel. Sie tötet den Boten, der geschickt ist, die Liebenden mit dem Fluch enthüllter Blutschande zu zerschmettern, tötet ihn, weil sie instinktiv begreift, daß zwar eine Frau, nicht aber der Jüngling-Mann der Ordnung der Welt um der Liebe willen trotzen kann. Und sie tötet schließlich mit raschem Dolchstoß den Geliebten, ehe ihm das Wort des Verhängnisses zugerufen werden konnte, ehe seine Liebe in der Reue starb. Ihr eigenes Leben wirft Pallas hin, aber ihre Liebe opfert sie nicht.

... Feind und Bruder: Der Feind des jungen Weibes ist ihr Gatte, ein Kriegsführer und Gewaltmensch. Er hat einst das Mädchen sich zur Ehefrau erobert, indem er ihre unmündigen Sinne überwältigte. Die Seele der Pallas haßt diesen Mann, aber in dem Haß ist etwas von widerstrebender oder ungeweckter Liebe. Nach dem Tode der Pallas begreift der rauhe Mann, daß es seine Schuld und sein Verhängnis war, nicht auch ein sorgender Bruder seinem Weibe gewesen zu sein. Der andere Mann, der Geliebte der Pallas, ist ihr leiblicher Bruder. Aber ist er nicht auch ihr böses Schicksal, ihr Feind? So verwachsen sind einander Gut und Böse, Bruder und Feind!

Hätte diese Tragödie die klaren Züge klassischer Meisterwerke, sie könnte sich als dichterischer Ausfluß höchster Energien den ewigen nahestellen. Leider wob die neuromantische Stilkunst aus viel zu reichlichen Wortfäden symbolische Schleier, die Unsagbares in Schönheit fühlen lassen sollten, aber das Ausdenkbare uns vielfach verhüllen. Doch hier schwillt und glüht ein Dichterherz. Seinen Schlag vernommen zu haben, ist Freude.

Hermann Kienzl



Alte Herren und junge Leute

II.

Mit Wehmut wendet man die Seiten des nachgelassenen Werkes: „Der Entgleiste", zwei Bände von Wilhelm Holzamer (Berlin, Fleischel & Ko.). Der Dichter wurzelt in seiner hessischen Heimat. Paris und Berlin waren die letzten Etappen seines Lebens. Es gibt Naturen, denen die Großstadt nicht zuträglich ist. Zu diesen scheint der unerwartet früh verblichene Dichter gehört zu haben. Auch der Held seines letzten, vorliegenden Romans macht eine ähnliche Entwicklung durch, auch er entstammt der hessischen Landschaft. Als Sohn einer armen, aber festhändigen Zieglerin studiert er zuerst auf den Lehrer los, gibt in diesem Beruf aber nur eine kurze Gastrolle, um sich für die Medizin zu entscheiden. Hier ist es wieder die Psychiatrie, die ihn am meisten anzieht. Nach einer konventionellen Verlobung, bei der er eine durchaus passive Rolle spielt, geht er als Assistent an ein Sanatorium, verheiratet sich, verliebt sich in eine Patientin und taucht darauf im Pariser Leben unter. Nach mancherlei Abenteuern und Entbehrungen ringt er sich empor, vereinigt sich mit dem geliebten Mädchen und wird von dem hessischen Großherzog ins Ministerium berufen. Über die Entstehung des Werkes sagt die Herausgeberin, Nina Mardon-Holzamer: „Im Juli 1906 schrieb des Dichters Hand die letzte Zeile des ‚Entgleisten', ihn zu überarbeiten, wurde ihm nicht mehr vergönnt. So ist es Freundeshänden beschieden worden, die Durchsicht des Werkes zu besorgen. Ich übergebe nun der Öffentlichkeit denjenigen Roman Wilhelm Holzamers, den man wohl das Lebens-

buch des Dichters nennen darf. Es ist deshalb ein Lebensbuch, weil Wilhelm Holzamer in diesem Werke das Beste seines Könnens und seiner Kunst zu geben gedachte. Wir verstehen das Leben nur aus den Schmerzen, an denen wir leiden. Es sind viele Schmerzen und ein großes Verstehen, die aus diesem Buche sprechen." Überhaupt gibt es zwischen dem Verfasser und seinem Helden nur einige wenige äußerliche Unterschiede. Beide haben den gleichen seelischen Kern. Wo die Dichtung die Wahrheit überwiegt, wie im zweiten Buch: „Beruf", sinkt die Wärme der Darstellung. Dagegen darf man dem ersten Buch: „Heimat" und dem dritten Buch: „Paris" den Wert eines Tagebuches zumessen. Der Stil ist eigenwillig, eruptiv, zuweilen von großem lyrischen Reiz. Da ihm aber die glättende Hand des Künstlers fehlte, darf man dieses Buch nicht als Holzamers reifstes Kunstwerk ansprechen. Die sinnig-herbe Kalendergeschichte „Vor Jahr und Tag" steht unzweifelhaft höher. Dagegen gehört der nachgelassene Roman Wilhelm Holzamers zu den brennend interessanten Büchern. Denn seltsam verschlungen sind hier Wirklichkeit und Fabel. Frei und stark bekennt sich hier eine große Seele.

Henry F. Urban erzählt die Geschichte der „Drei Dollarjäger aus Berlin" (Berlin, Concordia). Er ist der geborene Humorist. In der Auswahl seiner Mittel ist er ganz und gar nicht heikel. Schwankfiguren ältester und neuerer Prägung beleben das amüsante Buch. Seine Bedeutung liegt darin, daß es Neuland entdeckt. So genau wie der Verfasser kennt wohl keiner das Leben der großen Dollarkaserne überm blauen Teich. Und darin liegt der Kulturwert des Buches. Über Neuyork und die Vereinigten Staaten von Dollarika ist schon manches Buch geschrieben worden, von Kürnberger, von dessen „Amerika-Müden" soeben eine schöngedruckte Ausgabe (München, Georg Müller) erschienen ist, bis Polenz. Hier ist endlich ein Amerikabuch zum Lachen. Und doch wäre es bedeutender gewesen, wenn sich Urban diesmal nicht so stark aufs bloße Spaßmachen gelegt hätte.

Bernhard Kellermann führt den Reigen der Jüngsten an. Um sein impressionistisches Tagebuch „Das Meer" (Berlin, S. Fischer) zu schreiben, sucht er sich die zugigste Ecke des europäischen Festlandes aus, nämlich die Insel d'Ouessant vor Brest am Eingang des Ärmelkanals. Stürmt es dort nicht, dann fällt Nebel ein, und die Sirenen der beiden Leuchttürme brüllen wie besessen. Schön Wetter ist selten. Auch im Charakter der bretonischen Fischer, die das Eiland bewohnen, herrscht das Rauhe, Gewalttätig-Zügellose vor. In diesem Milieu macht sich der Held, der mit Bernhard Kellermann sehr große Ähnlichkeit besitzt, heimisch. Er schließt Freundschaft mit den Eingeborenen, besonders mit Yann, einem verteufelt prächtigen Kerl, fängt Fische, erlebt Abenteuer in steigender Gefährlichkeit, arbeitet sich Schwielen an die Hände und fühlt sich bei dieser Ferienmaskerade, die sich bis auf die Ausdrucksweise erstreckt, offenbar sehr wohl. Zu Ernsterem kommt es nicht. Daran ist das blonde Fräulein Rosseherre schuld, deren landläufige Art und Weise zu lieben und zu hassen einem Großstadtmenschen, so famos ihn auch die maritime Schminke und das Fischparfüm kleidet, auf die Dauer nicht behagen kann. Zudem ist Yann ihr Liebster, und der versteht in diesen Dingen auch keinen Spaß. Es bleibt also Kellermann nichts anderes übrig, als sich, respektive seinen Helden, von dem gefährlichen Eiland verduften zu lassen und im Gestrudel der heimatlichen Zivilisation in Sicherheit zu bringen. So offenbar entstand dieses famose, frische, jugendliche und übermütige Buch. Da nur der Zufall den Fremdling auf das Eiland getrieben hat, bringt er den Natureindrücken eine große Empfänglichkeit entgegen. Das Meer spielt auf seiner Seele wie ein Meister auf einem sauber gestimmten Instrument. Hier finden sich nautische Melodien von großer Kraft und Klarheit. Um das Unsagbare zu fassen, türmt sich Vergleich auf Vergleich. Denn im Vergleichen ist Bernhard Kellermann von einer verblüffenden Geschicklichkeit. Obschon dem Buche die zwingende Notwendigkeit fehlt, darf man es doch Strindbergs Seeroman an die Seite stellen. Kellermann sieht allerdings das Meer von der lyrischen Seite und weicht den krassen Konflikten geschickt und spielerisch aus, während Strindberg mit der zermalmenden Wucht seines dramatischen Temperaments bis auf den Grund der Dinge fährt.

Noch jünger ist Werner von der Schulenburg, der mit einem zweibändigen Roman des Kavaliers: „Stechinelli" (Dresden, Carl Reißner) nachdrücklich Gehör heischt. Das ist ein Buch, zu dem man dem Verfasser, dem Verleger und dem Leser von ganzem Herzen gratulieren kann. Ein historischer Roman mit modernen Menschen, oder ein moderner Roman mit historischen Menschen! Stechinelli, der Held, ist ein venezianischer Abenteurer, der unter den Herzögen von Hannover sein Glück zu machen versteht, ein Glücksritter, ein adelig gezähmter Casanova. Den vollen Schwung dieses seines berühmten Landsmannes hat er nicht. Aber er ist aus demselben Holze geschnitzt. Seine Mittel, durch die er in die Höhe kommt, hätten die Heiligung bitter nötig, aber auch ihr Zweck ist leider lebhaft odiös. So bleibt Stechinelli trotz der vielsagenden Geste ein mehr oder minder großes diplomatisches Lümpchen, das sich durch einige, übrigens famos ausgeheckte Erpressungen, die hochmodern durch ein Konvolut kompromittierender Liebesbriefe verübt werden, das Monopol des hannoverschen Tuchhandels und das welfische Postregal ergattert. Man sieht, der edle Herr Francesco Maria Capinelli aus dem Hause Stechinelli ist nach der Auffassung des Verfassers ein recht komplizierter Charakter. Seine familiären Angelegenheiten sind fast immer in der denkbar größten Unordnung. Eine Reihe verschiedener Frauengestalten durchzieht sein bewegtes Leben. Er verheiratet sich, verliebt sich, heiratet wieder und hat auch mit einem reichlich dämonischen Weibe aus dem östlichen Europa ein wildes Abenteuer. Später fällt er recht ruhm- und klanglos der Kugel eines Konkurrenten im Tuchhandel zu Hildesheim zum Opfer, wo der edle Stechinelli auch begraben liegt. Das Epitaph in der Magdalenenkirche ist der Schluß des zweibändigen, vom Verlage mit Sorgfalt und Liebe ausgestatteten Buches. Werner von der Schulenburg schreibt einen gesunden, herzhaften Stil, der bei aller norddeutschen Prägnanz eine erstaunliche, fast möchte man sagen diplomatische Schmiegsamkeit besitzt. Das volle Licht der wirklich glänzenden Darstellung fällt auf den Helden. Gegen ihn treten die sechs Frauengestalten zurück, obschon auch sie mit großer Liebe und Wärme gezeichnet sind. Das Buch enthält gerade in den Liebesszenen sehr viel Köstliches, Echtes und Unausgeklügeltes. Der Verfasser beweist des öfteren, daß ihm nicht nur der Geschmack, sondern auch der nötige Takt in der Darstellung des Erotischen zur Verfügung steht. Ein Vorzug, den sehr viele junge Talente heutzutage vermissen lassen.

Der Jüngste der Jungen ist Artur Babillotte, der sich mit einem elsässischen Roman „Der Alltag" (Dresden, Carl Reißner) zu Worte meldet. Es ist eine alltägliche Geschichte von einer Ehe, die langsam vermorscht und zerbricht, ohne daß man die böse Schuldfrage aufzuwerfen wagt. Der äußere Vorgang ist unscheinbar genug. Die Frau eines Kaffeehausbesitzers brennt mit seinem treuesten Gaste und besten Freunde durch. Das Milieu gibt eine elsässische Mittelstadt her mit ihren politischen Kämpfen. Man darf dem jungen Verfasser, der kaum das erste Vierteljahrhundert hinter sich hat, das beste Prognostikon stellen.

Ewald Gerhard Seeliger



Die neuere deutsche Dichtung in der Schule

Im Aprilheft 1912, S. 111, gab der Türmer einen Aufsatz aus der „Kölnischen Zeitung" wieder über „Die neuere deutsche Dichtung in der Schule". Dazu schreibt ein Leser an den Türmer:

Gewiß ist es richtig, daß die Lehrpläne von 1901 in der Lektüre gerade nur bis Kleist und Grillparzer gehen. Daß aber die preußische Unterrichtsverwaltung „Künstler wie Hebbel, O. Ludwig, Keller, C. F. Meyer, Storm und Riehl" grundsätzlich von der Behandlung ausschlösse, ist weder im Sinne eines Verbotes richtig, noch stimmt es vor allem mit den realen Verhältnissen überein. Tatsache ist vielmehr, daß zwar die Lehrpläne von 1901 noch offiziell

gelten, allein in ihrer Handhabung läßt die Unterrichtsverwaltung in dankenswerter Weise bereits jetzt viel Freiheit. Vielleicht erklärt sich dies daraus, daß sie selbst nicht mehr auf dem Standpunkte der Lehrpläne von 1901 steht. Jedenfalls ist es beachtenswert, daß die Lehrpläne für die höheren Mädchenschulen in Preußen, die doch 1908 in demselben Kultusministerium bearbeitet sind, auf einem ganz anderen Standpunkte stehen. Hier werden (S. 28. 29) bei der Klassenlektüre bereits hinter Kleist und Grillparzer — Hebbel und Ludwig genannt und im weiteren „Neuere Lyrik und Epik" als Lesestoff für Klasse I gefordert; im besonderen werden dann Künstler wie Freytag, Riehl, Storm, Marie v. Ebner-Eschenbach u. a. als für die Prosalektüre in Betracht kommend genannt; also ganz, was die „Köln. Ztg." fordert.

Daß nun heute noch viele höhere Knabenschulen sich bedauerlicherweise strikte an den Buchstaben des Lehrplanes von 1901 klammern, soll nicht bestritten werden. Aber ebensowenig kann die Tatsache glatt unter den Tisch fallen, daß bereits an vielen anderen höheren Knabenschulen die von der „Köln. Ztg." genannten Dichter zu ihrem Rechte kommen, ja sogar viele „gefährlichere Leute" wie Ibsen und G. Hauptmann. Zum Beweise dessen eine persönliche Mitteilung und gleichzeitig mit diesem Schreiben eine Zusendung zweier Programme von Ostern 1912.

Die Mitteilung ist folgende: Der Unterzeichnete hat als Deutschlehrer an der Vorst. Realschule zu Königsberg in den letzten sechs Jahren mit Genehmigung der vorgesetzten Behörde, der bekanntlich der Lektüreplan eingeschickt wird, auf Obertertia und Untersekunda von Werken neuerer Dichter gelesen: Liliencron, Kriegsnovellen; Storm, Die Söhne des Senators; Riehl, Der Stadtpfeifer; Reuter, Ut de Franzosentid; Raabe, Else von der Tanne; Die schwarze Galeere; C. F. Meyer, Gustav Adolfs Page; Keller, Das Fähnlein der sieben Aufrechten; Stern, Die Flut des Lebens; Wildenbruch, Die Quitzows; Freytag, Ingo.

Die Programme geben Ihnen weitere Aufschlüsse von zwei hiesigen Vollanstalten und beweisen das Gegenteil von den Behauptungen der „Köln. Ztg.". Ist es nun anzunehmen, daß nur hier, gerade zufällig hier in Königsberg eine solche Erleuchtung herrschen sollte? Und läßt sich das Urteil der „Köln. Ztg." demnach noch in vollem Umfang aufrechterhalten?

Im übrigen aber möchte ich eine Bemerkung hier anknüpfen, die ich schon seit langem auf dem Herzen habe. Vielleicht helfen Sie mir bei der Erfüllung meiner Wünsche!

Wenn wir Schulmeister nicht in noch viel höherem Grade, als es bisher geschieht, die Lektüre neuerer Dichter in den Klassen betreiben, dann liegt die Schuld vielfach nicht an unserm üblen Willen oder, wie die „Köln. Ztg." so geschmackvoll sagt, an unserer „bedauerlichen Unkenntnis und Urteilslosigkeit", sondern an — den Herren Verlegern der aufgeführten Dichter! Es ist Ihnen gewiß nicht unbekannt, daß erst seit neuerer und neuester Zeit durch solche Unternehmungen wie die Wiesbadener Volksbücher u. a. die Möglichkeit geschaffen wird, der Schuljugend solche Dichtungen in die Hand zu geben. Die „Köln. Ztg." sollte also ihren Mahnruf, bitte, zuerst an diese Adresse richten: „Ihr Herren Verleger, gebt den allzu krassen Standpunkt eures Vorteils auf, den euch ein in seinen Konsequenzen selbstmörderisches Eigentumsgesetz gibt. Enthaltet die Meisterwerke unserer neueren Literatur nicht der Schuljugend (und auch der Masse der gebildeten Erwachsenen) dadurch vor, daß ihr euch z. B. eine kurze Meyersche Novelle mit 3—4 ℳ bezahlen laßt und kein neueres Drama unter 3—5 ℳ zu haben ist!"

Die Beispiele ließen sich fast ins Unendliche vermehren. Wenn ich z. B. „Ingo" und „Die Quitzows" erst im Schuljahr 1911/12 lesen konnte, so lag das einfach daran, daß erst in diesem Jahre für die Schüler erschwingliche Schulausgaben dieser Dichtungen erschienen.

Hier ist meiner Ansicht nach vor allem der Hebel anzusetzen. Wir wollen die Novellen C. F. Meyers z. B. nicht erst 30 Jahre nach seinem Tode haben, wir brauchen sie jetzt für unsere Schuljugend, für unser bildungstrebendes Volk!

Die Schulen werden mit den Lehrplänen, soweit diese korrekturbedürftig sind, schon folgen. Zum Teil sind sie, wie ich bewiesen zu haben glaube, schon in das neue Fahrwasser eingelenkt trotz der ominösen Lehrpläne von 1901, die wirklich keine faktische Mauer mehr sind. Viele von den Herren Verlegern sind eine weit schlimmere!

Dr. Feydt, Oberlehrer



Old Shatterhand †

Sein Ende Februar fälliger 70. Geburtstag wurde — nicht gefeiert. Zum erstenmal seit vierzig Jahren, in denen er sich so oft in höchster Gefahr geschildert hatte, mußte er wirklich einen Kampf bestehen. Es winkte ihm kein fröhlicher Sieg; er konnte bestenfalls Mitleid gewinnen.

Dieses Mitgefühl hat Karl May kein Mensch versagt, als er, der Vielgefeierte und Bewunderte, der Liebling Tausender, als ehemaliger Zuchthäusler an den Pranger gestellt wurde. Mögen die Gründe, aus denen der Kampf gegen ihn aufgenommen wurde, noch so lauter und edel gewesen sein, — es hätte sich vermeiden lassen und hätte vermieden werden müssen, daß man einem Menschen Übeltaten und Verbrechen vorhielt, die er vor vierzig Jahren begangen und verbüßt hat. Jetzt, am Grabe Karl Mays, werden die Verehrer, die er als Schriftsteller noch immer in hoher Zahl besitzt, sein seitheriges Leben als glänzendes Emporarbeiten, als herrliche Läuterung hinstellen, und sie können dabei auf Gehör in weiten Kreisen rechnen.

So einfach von der Hand weisen läßt sich diese Auffassung nicht. Karl May war auch als Mensch ein Problem. Es lebte in ihm zweifellos der Drang nach oben, und nicht bloß als Verlangen nach Gelderwerb und Wohlleben. Aber ihm fehlte jede Wahrhaftigkeit. So war der Idealismus, die Moralität in seinen Werken unwahrhaftig. May machte in aufdringlichster Weise in Katholizismus und war selbst Protestant. (1892 schrieb er mir selbst, er betrachte als höchsten Ehrentitel den Namen des „katholischen Jules Verne", als den ihn ein Bischof bezeichnet habe.) Sobald seine Romane — die vorher die „Zierde" katholischer Zeitschriften gewesen — als Bücher erschienen, trat an die Stelle des Katholizismus ein weitherziges Christentum, und zuletzt mündete der Verfasser in einem dogmenlosen Pantheismus. Ginge diese sichtbare Wandlung mit der innerlichen, so wäre darüber nichts zu sagen. Aber das katholische Stadium ist für May niemals wahr gewesen. Wahrscheinlich kündete erst die letzte Mauserung die ihm seit langem eigene Weltanschauung; sie war auch mit höheren künstlerischen Zielen verbunden, denen sich freilich Mays Kräfte nicht gewachsen zeigten. Aber charakteristisch für den Mann war, daß er schon vor vielen Jahren auf diese seine großen Pläne hinwies, die er ins Werk setzen wollte, „wenn er erst einmal . . ."

Ja, wenn er erst was? Das ist die Frage. Vielleicht, wenn er erst einmal durch Reichtum ein ganz unabhängiger Mann geworden sein würde. Da muß er freilich die Grenze sehr hoch gesteckt haben. Denn May hatte schon lange sehr hohe Einnahmen bezogen. Man berechnet seinen Erlös aus seinen Büchern auf 6 Millionen Mark; seit mehr als 25 Jahren war er ein reicher Mann und hatte fürstliche Einnahmen. Er war übrigens ein gewandter Geschäftsmann und hat (nach der „Frankf. Zeitung") noch vor wenigen Monaten aus den von ihm verleugneten Kolportageromanen des Verlages Münchmeyer 200 000 ℳ gezogen.

Diese Kolportageromane haben der Stellung Mays den ersten schweren Stoß versetzt. Er wurde von katholischer Seite geführt. Man hatte hier durch den Leo Taxil-Schwindel eine so schmerzliche Lehre erhalten, daß man für die Zukunft wenigstens die „Intelligenz" salvieren wollte. Da gleichzeitig die mit dem Namen Veremundus verknüpften Vorstöße

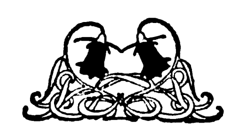
gegen die literarische Rückständigkeit der Katholiken erfolgten, wurde May gleich von zwei Seiten angefallen. Zwar zeichnete sich seine Gemeinde durch eine so hagebüchene Glaubensfähigkeit aus, daß Mays Versicherung, die Schmutzereien seien ohne sein Zutun und wider sein Wissen in seine Romane hineingekommen, hier völlig ausreichte. Aber er selber hielt nun die Zeit für gekommen, sein Gebiet über die katholischen Kreise hinaus zu erweitern. Seine Romane erschienen seit Mitte der neunziger Jahre in Buchform, der Leserkreis wuchs nicht nur bei der Jugend ins Ungemessene. Seine Reiseerzählungen wurden jetzt als bestes Mittel gegen die Schundliteratur angepriesen. Man begnügte sich nicht mit dem Lobspruch, daß sie frei von jeder Anstößigkeit seien, sondern rühmte ihnen sogar hohe ethische Werte nach. Karl May hatte das hundertfach „schriftlich" von hohen und höchsten Herrschaften und sehr hoch gestellten Geistlichen beider Konfessionen (die katholischen überwiegen allerdings). Da ist es denn kein Wunder, daß er und seine Freunde es als boshafteste Kritik auslegten, wenn gesagt wurde, daß das „Ethische" in seinen Werken etwa so stecke, wie die Speckstücke in einem gespickten Hasenbraten.

Noch wirkungsloser blieb der Hinweis auf den völligen Mangel an künstlerischen Werten. Hier hat aber jetzt schon die Zeit ihr hartes Urteil gesprochen. Der Fall ist von hohem literaturpsychologischen Reiz. Die Popularität Mays und der Absatz seiner Werke, denen die Bekämpfung des Menschen und des Künstlers May nichts hatten antun können, erlitten den schwersten Schaden, sobald bekannt wurde, daß May die erzählten Abenteuer nicht erlebt habe, daß alles Phantasiegebilde sei.

Nun hat der Richter im letzten May-Prozeß hervorgehoben, daß die Phantasie, auch die von aller Wirklichkeit sich loslösende, des Dichters gutes Recht sei. Gewiß, des Dichters. Aber darin zeigt sich eben, daß May kein Dichter war. Sobald die in seinen Werken erzählten Abenteuer nicht wirklich erlebt waren, verloren die Werke jegliches Interesse. Old Shatterhand als Phantasiegestalt war wertlos. Will man den ganzen Unterschied von wirklich künstlerischen, ja sogar nur wirklich durchdachten Leistungen ermessen, so denke man an den richtigen Jules Verne, dessen beste Schöpfungen von vornherein Unwirkliches oder doch noch nicht Verwirklichtes zur Voraussetzung haben.

Nein, in Karl Mays Reiseerzählungen ist nichts Künstlerisches. Darum ist die Herrscherstellung, die ihm auf katholischer Seite durch lange Jahre eingeräumt wurde, literaturgeschichtlich so bezeichnend. Es ist leicht erklärlich, daß seine heftigsten Bekämpfer ihm in den Reihen derer erwuchsen, die für eine lebhaftere Beteiligung der Katholiken an der künstlerischen Literatur eintraten. Die Art, wie die katholischen Zeitschriften Jahre hindurch Mays Vorspiegelungen, daß das Erzählte eigenes Erlebnis sei, unterstützten, wie sie also seine Werke aus der Welt des Künstlerischen in die der wahrheitsgetreuen Lebensgeschichte hinüberspielten, bleibt unentschuldbar und ein dauerndes Zeugnis für den literarischen Tiefstand weiter, auch „maßgebender", Kreise.

Alle echte Kunst, alle echte Dichtung ist Wahrheit, muß im höheren Sinne, der mit der realistischen Wirklichkeit nichts zu tun hat, wahr sein. Diese künstlerische Wahrhaftigkeit ist des Künstlers unerläßlichste Eigenschaft. Ohne sie muß auch eine starke Begabung, die man May nicht abstreiten kann, unfruchtbar bleiben, ja zum Schaden werden. St.



Lese

Kaufmann und literarische Bildung

In der „Neuen Züricher Ztg." wirft Th. Ebner die Frage auf, ob der Kaufmann im heutigen Kampf ums Dasein Zeit und Stimmung findet, auch noch seine literarische Bildung zu vertiefen und aus ihr wieder neue Anregung für sein Wollen und Streben zu gewinnen? Und er nimmt keinen Anstand, diese Frage aus langjähriger Beobachtung heraus mit einem strikten „Ja" zu beantworten: „Ich kenne Großkaufleute und Fabrikanten in meinem engern Vaterlande und draußen im Reiche, deren Bildung auf künstlerischem und literarischem Gebiet auf einer Höhe steht, vor der mancher ‚Wissenschaftler' sich klein und bedeutungslos vorkommen müßte, wenn ihm derartige Regungen seine Eigenliebe und sein Selbstbewußtsein zuließen." Er erzählt (nach einem Bericht des „Literar. Echo") aus seinen eigenen Jugenderinnerungen heraus, wie er sehr wohl Zeit fand, auch nach ermüdender Kontorarbeit ernsthafte Lektüre zu betreiben, und fährt dann fort: „Ich meine, Gegenwart und Zukunft sollten mehr und mehr und immer gründlicher mit dem Vorurteil eines Privilegiums auf gewisse Bildungsbegriffe aufräumen. Und ich meine ferner, daß gerade auch der kaufmännische Beruf in seiner universellen Bedeutung für unser ganzes Kulturleben, in seiner straffen Anspannung aller geistigen Kräfte, in seiner Schärfung des Blicks für das Auf- und Abwogen unserer Zeitströmungen und vor allen Dingen auch in der glücklichen Vereinigung unserer realen und idealen Lebensbedingungen in hervorragendem Maße dazu angetan ist, dem, was der ernsthafte Mensch ‚literarische Bildung' heißt, den Boden zu schaffen und zu ebnen. Man werde sich nur erst einmal auch darüber klar, daß gegenüber der Anschauung vergangener Zeiten gerade der Kaufmann und seine geistigen Errungenschaften ein Element unseres Fortschritts bilden, das voll in Rechnung genommen sein will. Und man denke nur erst einmal daran, daß der reale Boden, auf dem er mit seinem Wirklichkeitssinn steht und stehen soll, gerade auch der Boden ist, dessen Kräfte die Zukunftswerte unserer deutschen Literatur verbürgen. Ich meine die Kräfte einer gesunden und nur mit den realen Tatsachen rechnenden Lebensanschauung, eines ruhigen Abwägens und planvollen Ausbeutens aller der Strömungen und Formationen, deren innerster Kern die vielleicht derbe, aber darum auch um so fruchtbarere Wahrheit ist. Und nun lasse man einmal unter diesem Gehwinkel die Fäden zwischen hier und dort hin und her laufen. Sehe sich einmal den Kaufmann von heute an, ob er der Mann ist, dem die Rätsel unserer literarischen Bildung unlösbar sein sollen, nur weil er eben — Kaufmann ist. Ich wenigstens wüßte keinen größeren Hohn auf die angebliche Vorurteilslosigkeit unserer Zeit, als eine solche Behauptung. Denn Literatur ist heute mehr, weit mehr, als sie früher war. Sie ist die energische Zusammenfassung und Weiterentwicklung alles dessen, was wir an Leben und Streben unser eigen nennen. Und davon darf und soll, wenn anders auch die Zukunft ihren Gewinn daraus ziehen will, kein Stand eine Ausnahme machen."

* * *

Schrullen des Autorrechts

Darüber schreibt Joseph Kohler im „Tag": „Als der neue ‚Wilhelm Meister' entdeckt wurde, trat plötzlich die autorrechtliche Frage auf, und nun zeigte sich das Verfehlte der Gesetzgebung von 1901. Dort war die Bestimmung aufgenommen, daß ein nachgelassenes Werk von den Rechtsnachfolgern des Autors allein herausgegeben werden dürfe, und daß diese nach der Herausgabe noch ein zehnjähriges Autorrecht hätten; so der § 29 des neuen Gesetzes.

Die Sachlage ist also folgende: die Erben haben ein Autorrecht in infinitum, solange das Werk nicht mit ihrem Willen herausgegeben worden ist (vgl. noch § 35 des Gesetzes), und haben sie es herausgegeben, so besitzen sie noch ein Autorrecht auf zehn Jahre. Für nicht veröffentlichte

Werke besteht also ein Autorrecht in Ewigkeit. Noch dreihundert Jahre nach dem Tode des Autors mag irgendwo in einer Bibliothek eine Handschrift auftauchen: man kann sie nur herausgeben, wenn man die Erben zusammensucht und eine Zustimmung der Erben erlangt, was natürlich die Herausgabe eines der schätzenswertesten Werke unmöglich machen kann; denn kein Herausgeber und kein Buchhändler will sich in die Fährlichkeit eines Autorprozesses verwickeln und als Nachdrucker gebrandmarkt werden, und das Aufstöbern der Erben wird natürlich mit jedem Jahrzehnt schwieriger und schließlich zur Unmöglichkeit.

Das sind die Folgen einer verfehlten Gesetzgebung. Nun hat man allerdings beigefügt, daß, wenn die Veröffentlichung bis zum Ablauf von dreißig Jahren nach dem Tode nicht erfolgt ist, die Vermutung bestehe, daß das Urheberrecht dem ‚Eigentümer' des Werkes zusteht. Wer ist Eigentümer des Werkes? Der Eigentümer des Manuskripts? Man hat hier wohl zunächst an eigenhändige Manuskripte gedacht; wie aber, wenn nicht ein eigenhändiges Manuskript, sondern eine Abschrift vorliegt? Und wie, wenn sich verschiedene Abschriften in verschiedenen Händen befinden? Und wenn etwa nachträglich ein eigenhändig geschriebenes Manuskript auftaucht, so hat der Herausgeber, der nach einer bisher allein bekannten Abschrift gearbeitet hat, zu gewärtigen, zwar nicht, daß er wegen bösen Glaubens bestraft wird, aber doch, daß seine Druckexemplare der Vernichtung anheimfallen — — —."

* * *

Wie man Talente weckt

„In die Tiefe des deutschen Volkes dringen" und „die dort unentdeckt schlummernden Talente wecken, sie finden, ihnen helfen und den Weg ebnen", — dies alles versprach eine Leipziger Verlagsanstalt (L. Hirsch) in Notizen, die sie in den redaktionellen Teil der deutschen Kleinstadtpresse zu leiten wußte. Und zwar ging sie dabei von der traurigen Tatsache aus, „daß es einem Schriftsteller ohne Protektion und äußerst günstige Finanzlage ohne weiteres überhaupt nicht möglich ist, an die Öffentlichkeit zu bringen. Denen also, denen es an Mitteln und Wegen fehlt, sich in die Höhe zu arbeiten, ist auf diese Weise Gelegenheit geboten, ihre Gedichte und damit sich selbst in das Publikum einzuführen, und glauben wir daher, allen unsern Lesern einen großen Dienst erwiesen zu haben und richten an sie das Ersuchen, sich an die Firma zwecks Aufnahme in die Sammlung zu wenden ..."

Ein im Badischen wohnender Gymnasiast, der auf diesen Lockruf verschiedene Gedichte einsandte, erhielt den Bescheid, daß zwei davon angenommen seien, für deren Aufnahme in die Sammlung „Moderner Deutscher Dichtungen" der Autor den Betrag von zusammen 19,20 ℳ (Kosten für zwei Seiten einschließlich 20 Belegexemplaren) zu entrichten habe. Letzterer Betrag wurde per Nachnahme erhoben, und der Vater des jungen Mannes besaß auch die Gutmütigkeit, die Nachnahme einzulösen. In dem dem Nachnahmekouvert eingelegten Prospekt wurde auseinandergesetzt, daß die Autoren den Herstellungspreis des Bandes trügen und zusammen Gewinnbeteiligung hätten. Der Band umfasse zehn Bogen = 160 Seiten und werde in 3000 Exemplaren aufgelegt. Von einer kalkulierten Bruttoeinnahme verbleibe ein verteilbarer Reingewinn von 2535 ℳ, also pro Seite 15.85 ℳ, so daß der obige Einsender später zusammen 31.70 ℳ Gewinnanteil herausbekommen solle, wenn — die Auflage vergriffen sein werde.

Merkwürdig, sehr merkwürdig! bemerkt mit Recht die „Frankf. Ztg.": Man wendet sich in öffentlichen Notizen an die mittellosen „Dichter" und hinterher verlangt man von ihnen die Mittel, um die Kosten eines spekulativen Verlagswerkes zu bezahlen. Die Provinzpresse wird gut daran tun, jene Notizen des Verlags nicht mehr in den redaktionellen Teil aufzunehmen.





Der Kampf um das neue Berliner Opernhaus

Von Hans Murbach

Diese Angelegenheit ist keine berlinische, auch keine höfische. Das drückt sich nackt in der Tatsache aus, daß von den zwölf Millionen, die der Bau kosten soll — er wird also natürlich mehr kosten — drei Viertel aus allgemeinen Landesmitteln bewilligt werden sollen. Darüber hinaus ist die Angelegenheit eine allgemein nationale, weil vermutlich auf lange Jahre hinaus der weltlichen Baukunst nicht zum zweiten Male eine gleich große Aufgabe gestellt werden wird, die in diesem Maße rein künstlerisch gelöst werden könnte, wie es beim Theaterbau im Bereich der Möglichkeit liegt. Das neue Opernhaus kann also zu einem Markstein der deutschen Baukunst werden, aber ebensogut zu einem Schandfleck.

Ein Unglück ist ja nun schon zur Tatsache geworden, nämlich daß man über dem Kampf um die Entwürfe für das neue Opernhaus vergißt, daß der Neubau überhaupt keine Notwendigkeit ist. Jedenfalls zunächst noch nicht. Da es keine dringliche Angelegenheit ist, sollte man sie zurückschieben. Wir sind heute gerade für die Architektur in einer Übergangszeit, die unbedingt bald zu einer Klärung kommen wird. Die gesunden Kräfte, die in der sogenannten modernen Architektur liegen, ringen sich so deutlich heraus, befreien sich in so erfreulicher Weise von all dem Ungesunden, Gesuchten und Kleinlichen, was jeder derartigen Bewegung zunächst anhaftet, daß es nur eine Frage weniger Jahre sein kann, bis das ganze Volk es unbegreiflich finden wird, wenn so durchaus aus der Zeit herausgewachsene Aufgaben, wie der Bau eines Theaters, anders als im Geiste der Zeit gelöst werden. So warte man doch. Wenn die Anhänger der alten Baustile darin recht haben sollten, daß die moderne Baukunst sich rasch überleben wird, so wird in wenigen Jahren kein Widerspruch laut werden, wenn auch diese große Aufgabe „klassisch" gelöst wird. Umgekehrt wird man einem Volke nicht zumuten, einen Schablonenbau mehr zu bezahlen, wenn die ganze Entwicklung den Beweis erbringt, daß etwas wirklich Neues und Eigenartiges geschaffen werden kann.

Nein, der Neubau des Opernhauses drängt nicht. Alle die Vorwürfe, die dem alten Opernhaus gemacht werden, sind nicht stichhaltig. Wenn die Feuersgefahr so groß wäre, wie es von baulustiger Seite behauptet wird, so wäre es längst ein Verbrechen, noch immer allabendlich die Besucher in diese große Gefahr zu bringen. Die szenischen Einrichtungen werden um so eher ausreichen, je künstlerischer der szenische Ausbau betrieben werden wird. Denn dieses Künstlerische erheischt an Stelle des jetzt überladenen Prunkes edle Einfachheit, ein Arbeiten auf Raum und Licht hin, ohne die jetzige Überladung. Daß im Opernhaus viele ungünstige Plätze sind, von denen man nicht auf die Szene sehen kann, trifft zu. Aber da auch der Neubau als Rang- und Logentheater gedacht ist, wird sich dieser Übelstand genau so wieder einstellen. Alle anderen Behauptungen sind unsinnig. Dabei ist das eine sicher, daß von den jetzt ausgestellten Entwürfen keiner in gleichem Maße festliche Würde und Intimität vereinigen wird, wie unser jetziges Opernhaus. Bleibt die eine Frage der Geräumigkeit. Nun, wenn unsere Königliche Oper in der gleichen Weise weiter zu arbeiten gesonnen ist, wie sie es in den letzten zwanzig Jahren getan hat, so werden die Plätze im jetzigen Opernhaus nach 1914 völlig ausreichen. Wenn das Monopol auf die Werke Richard Wagners fällt und in den Nachbarstädten Berlins — Charlottenburg wird 1913 am Platze sein — tüchtig gearbeitet wird, so wird eine derartige Abwanderung nach diesen anderen Kunststätten erfolgen, daß die Sorge der Opernhausverwaltung eher dahin gehen wird, wie der vorhandene Raum gewinnbringend gefüllt werden kann.

Es ist also jedenfalls nicht wahr, daß der Neubau des Opernhauses eine dringende Angelegenheit ist. Dringlich wäre vielmehr eine Neuorganisation im inneren Betrieb: 1. daß die Kapellmeister wirklich etwas zu sagen haben; 2. daß jene Kapellmeister beseitigt werden, die nur an Bühnen zweiten oder dritten Ranges heimatberechtigt sind; 3. daß man alle Mittel anwendet, das Ensemble wieder auf eine anständige Höhe zu bringen. Die Kräfte sind vorhanden, man braucht sie nur zu engagieren und dann festzuhalten. So gut man Jadlowker den Amerikanern wieder abjagen konnte, ist es auch bei der Destinn möglich, kann man die Hempel festhalten, können Kräfte wie Feinhals, Matzenauer nicht bloß für Gastspiele gewonnen werden. Sind diese Vorbedingungen erfüllt, so wird unser Opernhaus 4. auch wieder einen abwechslungsreichen Spielplan aufstellen können und 5. seine Pflichten gegenüber dem zeitgenössischen Schaffen nicht in der sündhaften Weise wie bisher vernachlässigen. Mit diesem inneren Neubau könnte sofort begonnen werden. Die Kosten, die auch er bedingt, werden sich reichlich lohnen, nicht nur künstlerisch, sondern durch volle Häuser auch finanziell.

Das mußte noch einmal gesagt werden, weil ja glücklicherweise die endgültige Beratung im Abgeordnetenhaus hinausgeschoben ist und also doch noch die Möglichkeit besteht, daß der Bau an sich hinausgestellt wird. Diese Hoffnung möchte man um so eher hegen, als es keinem einigermaßen kunstgebildeten Menschen entgehen kann, daß die bisherige Entwicklung, die die ganze Neubauangelegenheit genommen hat, so verfehlt wie möglich ist.

Seit 1904 dauern nun schon diese Vorbereitungen. Damals sollte der Geheime Baurat Genzmer, der eben Schinkels klassisches Schauspielhaus im Innern

zu einer Bonbonniere umgebaut hatte, einen Entwurf für den Umbau des Opernhauses ausarbeiten. Man kann es einem Architekten nicht verübeln, wenn er baulustig ist; es ist schließlich sein Handwerk. So rückte denn Genzmer nach zweijähriger Arbeit mit dem Plane an, das alte Opernhaus niederzureißen. Aber trotzdem man den edeln Bau unter dem Vorwand der Feuersicherheit nach Kräften verschandelt hatte, erhob sich ein solcher Entrüstungssturm gegen diesen Plan, daß er fallen gelassen wurde. Nach verschiedenen Plänen entschied man sich für das Krollsche Gelände, und nun schrieb das Ministerium für öffentliche Arbeiten — keinen öffentlichen Wettbewerb aus. Dieser natürliche Weg wurde vermieden, „weil die Aufgabe dafür zu kompliziert sei". Das verstehe, wer kann. Statt dessen wurden acht Künstler zum Wettbewerb aufgefordert. Unter ihnen fand sich nur ein in der neugeistigen Baukunst erprobter: der Berliner Stadtbaurat Ludwig Hoffmann. Der lehnte aber nach kurzem die Beteiligung ab — wegen Arbeitsüberlastung.

Die wirklichen Gründe für die Ablehnung sind leicht zu erraten, wenn man erfährt, daß es den Konkurrenten ausdrücklich gesagt worden war: keine „moderne" Architektur! bewährte Formensprache! Ja es war eigentlich Klassizismus vorgeschrieben. Da blieb für einen selbständigen Geist wenig zu tun. Der Neubau des Opernhauses war aus einer künstlerischen zu einer Schulaufgabe gemacht.

Die Ergebnisse des ersten Wettbewerbes waren denn auch derartig, daß an die Verwendung eines der Entwürfe selbst im Ministerium nicht zu denken war. Man hielt sie geheim und berief drei der Architekten — Ihne, Littmann und Seeling — zu einer zweiten Konkurrenz. Aber, siehe da, nun war auch ein vierter Mann zur Stelle, ein bisher ganz unbekannter Regierungsbaumeister Hans Grube. Wie war der hineingekommen? Ganz einfach. Zwischen den zwei Wettbewerben hatten die verschiedenen am Bau beteiligten Ministerien der öffentlichen Arbeiten, des Königlichen Hauses und der Finanzen Beratungen gepflegt, bei denen das Bautenministerium auf Grund der eingelieferten Entwürfe der ersten Konkurrenz und der geäußerten Wünsche einen Entwurf ausarbeitete, der nun der Weiterarbeit zur Grundlage dienen sollte. An diesem Ministerialentwurf war der Ministerialbeamte Grube so wesentlich beteiligt, daß man ihn aufforderte, zur zweiten Konkurrenz nun selbst einen Entwurf einzureichen. Und nun die Entwürfe vorliegen, macht das Ministerium, das gleichzeitig die Jury ist, die Entdeckung, daß der Entwurf seines Beamten der geeignetste ist. Doch wirklich schön und — wer lacht da?

Das Lachen vergeht einem, wenn man im Abgeordnetenhaus die Ausstellung des Ergebnisses beider Konkurrenzen sieht. Wie lähmend solche einengenden Bestimmungen wirken, erkennt man daran, daß auch bewährte Theaterbaumeister, wie Seeling und Littmann, nirgendwo über das ödeste Herkommen hinausgelangten. Alle Entwürfe sind ein Zusammenstücken aus klassizistischen Motiven; alle sind genährt vom Vorbilde Schinkels, ohne dieses irgendwo zu erreichen. Denn für Schinkel und seine Zeit bedeutete der Klassizismus eben Leben, heute ist er ein Arbeiten mit abgestorbenen Formen. In der zweiten Konkurrenz ist Grube zweifellos der Unselbständigste; er nutzt die Entwürfe Seelings und Littmanns

aus der ersten Konkurrenz in einer das Erlaubte stark überschreitenden Weise. Am ehesten noch hat Genzmer, der bei der zweiten Konkurrenz nicht mitarbeitete, in Einzelheiten Persönliches zu geben verstanden.

In der Anordnung des Innern findet sich manches Gute; vor allem ist für die Bedürfnisse des Hofes in einer Weise gesorgt, wie in keinem Theaterbau aus der Periode des Absolutismus.

Man empfindet im Ministerium wohl, auf wie schwachen Füßen der ganze Plan steht, und macht nun mit allen Mitteln Stimmung. So hat sich der Berliner Architektenverein, in dem alle Regierungsbeamten sitzen, auf die Seite des Ministeriums und seiner Pläne — mit etlicher Verklausulierung — gestellt. Hoffentlich läßt sich die Öffentlichkeit, lassen sich vor allem die Volksvertreter dadurch nicht beeinflussen. „Wer tatet, der ratet", heißt ein altes Sprichwort. Da wir zu drei Vierteln „taten" (d. i. hier bezahlen) sollen, so sind wir nicht bloß zum Jasagen da.



Hans Thoma über Kunstpflege

Wie beim entsprechenden Punkte der Etatsberatung sich regelmäßig einstellenden parlamentarischen Ausführungen über Kunst erheben sich in der Ersten badischen Kammer auf eine anderwärts unbekannte Höhe. Das liegt daran, daß in dieser Kammer ein leibhaftiger Künstler ist, unser allverehrter Meister Hans Thoma. Mit der Weisheit des Alters, der Erfahrung eines arbeitsreichen Lebens vereinigt er die angeborene Klugheit des Alemannen. Und daß neben behaglichem Humor auch ein gut Teil Schelmerei in ihm steckt, gibt den Ausführungen des jugendlichen Alten einen Ton, dessen edle Harmonie man leider nur selten vernimmt.

In seiner jüngsten Rede finden sich auch einige Bemerkungen zur praktischen Kunstpolitik, die wir hier im Türmer um so lieber wiedergeben, als sie eine uns von solcher Seite sehr liebe Bestätigung unserer eigenen Stellungnahme in diesen Fragen bedeuten. Wie ein Nachklang zum „Künstlerprotest" des letzten Jahres wirken die Sätze über die Pflichten eines Galeriedirektors, der er ja auch selber ist.

„Den Galeriedirektor hat es sehr gefreut, daß die Volksvertretung ihm zugestimmt hat, daß er Bilder von jüngeren (badischen) Künstlern in die Galerie bringt; er glaubt nämlich, daß, weil er selber auch malt, er eine Ahnung haben müsse, eine gewisse Voraussicht haben könnte, ob hinter einem jugendlichen Talent etwas Nachhaltiges stecken könnte. Und wenn er sich auch einmal täusche, so meint er, sei der Fehler nicht allzu groß, da die Preise solcher Jugendbilder mäßig seien, noch nicht auf Kunsthandelshöhe heraufgetrieben. Ein Direktor, dem große Mittel aus einer reichen Stadt etwa zur Verfügung stehen, gehe sicherer, wenn er sage, er wolle nur das kaufen, was schon durch Aussiebung bewährt sei, und er gehe zum Kunsthändler und schrecke vor keinem Preis zurück. Junge Künstler und mäßige Bilderpreise braucht er nicht zu berücksichtigen. Es klingt das gut, wenn man sagt, daß eine Galerie nicht dazu da sei, die heimischen Künstler zu unterstützen. Bei unseren Verhältnissen aber scheine es doch angezeigt, daß man junge Künstler, die sich im Vertrauen auf die Akademie hier herangebildet haben, doch auch nach Möglichkeit berücksichtige."

Vorsichtig und klug abwägend hat der Alte gesprochen, der in Jahren steht, in denen man nicht mehr streitet. Aber wir hören auch so deutlich heraus, was er meint. So hat es



auch seine treffende Spitze gegen ein heute besonders übles Treiben etlicher besonders „eifriger" Direktoren, wenn er auch der offiziellen Sammelwut Riegel vorschieben möchte.

„Nun darf ich es wohl auch aussprechen, daß ich noch lange nicht alles Heil der Kunst davon erwarte, daß man ihre Werke in Museen einsperre, und auch damit befinde ich mich mit mehreren Rednern im anderen Hohen Hause in Übereinstimmung. Man sollte prüfen, ob man nicht gar manches dort lassen und dort schützen sollte, wo es entstanden ist, in der Umgebung, in die es hineingefügt ist. Man könnte auch die Leute an kleineren Orten darauf aufmerksam machen, wieviel Schönes und Erhaltenswertes sie haben in ihren Bauten."

Besonders beherzigenswert aber sind Thomas Ausführungen über Mittel und Wege, die Kunst wieder dem Volke nahezubringen.

„Es wird jetzt zur Kenntnis über die Kunst durch gute Reproduktion sehr viel getan, und der Unterricht über Kunst muß sich in der Schule wohl sehr um das Wissen über die Kunst drehen. Kunsthistorie und Kunstwissenschaft mit ihrer Übersichtlichkeit beherrschen das Feld. Das ist ja sehr schön, der Kunstfreund kann sich aber doch noch eine andere Art der Kunstpflege denken. Es ist dies eine innige, intime Freude am Kunstwerk an sich, losgelöst von Zeit und Entstehungsbedingungen. Ich kann mich in dieser kurzen Rede wohl nicht klar ausdrücken, wie ich das meine, und im Zusammenhange damit gehe ich zu folgendem über: Vor vielen Jahren ging von der Hamburger Lehrerschaft eine Anregung aus, daß man die Schulwände mit Bildern schmücken solle. Auch ich wurde gefragt, und habe dem Plan freudig beigestimmt; denn ich weiß, daß Kinder kunsthungrig sind. Um nun auch eine Anregung zu geben, wie dies etwa zu machen wäre, schwebte es mir als wünschenswert vor, daß man an die Wände der Schulen von Hand gefertigte Originalarbeiten anbringen sollte. Denn diese würden mehr sagen, als die mechanischen Reproduktionen nach noch so berühmten Bildern. Ein einfaches Malwerk, es braucht nicht hohen Ranges zu sein, könnte den Schülern über das Hervorbringen eines Werkes doch etwas sagen, was ihnen die mechanische Reproduktion nie sagt. Sie würden die Möglichkeit, selber etwas hervorbringen zu können, vor sich sehen, und es könnte manche Anregung daraus hervorgehen. Ich dachte nun — ob die Durchführung möglich ist, weiß ich nicht —, daß jeder Kunstschüler, der ein Staatsstipendium erhält, in milder Form, so etwa ehrenpünktlich angehalten werden könnte, in die Schule, in das Rathaus, in die Kirche seiner Heimat irgend ein Werk seiner Hand zu stiften, so gut er es eben kann, mit seinem besten Willen. Es kann eine Skizze sein, ein Stilleben, ein Tier, ein Kopf, in der Schule hätten die Kinder gewiß ihre Freude daran, man dürfte auch keine schwere Kritik an diesen Arbeiten auslassen. In der Kirche könnte auch eine Kopie nach einem guten Bilde ein Plätzchen finden. Man dürfte auch nicht ängstlich sein, das Ding wieder zu entfernen, wenn es durch bessere Arbeit eines andern ersetzt wird. Man müßte die Sache ganz harmlos nehmen, und ich denke, die meisten Stipendiaten würden sich freuen in dem Gefühl, etwas dagegen leisten zu dürfen. Mir schwebt dabei vor, als ob durch solche Anregungen wieder etwas wie die verlorene Bauernkunst, deren Reste man in Bayern und in Baden noch mühsam zusammensucht auf alten Schränken und Truhen, wieder erweckt werden könnte."

Hätte nicht diese Art auch den menschlichen Wert, daß dem Stipendium der Charakter des Almosens völlig genommen und so das Feingefühl im Künstler nicht verletzt würde? Außerdem bin ich sicher, daß manche Gemeinde, mancher wohlhabende Private sich zur Stiftung eines Stipendiums — es braucht ja nur ein einmalig zu verleihendes zu sein — angeregt fühlen würde, wenn eine so schöne Wirkung für die Allgemeinheit daraus erblühte, wie Meister Thoma sie angeregt hat. Endlich aber kämen auf diese Weise die jungen Künstler wieder in einige Fühlung mit dem Volk und seinem Empfinden. Kein besseres Mittel gäbe es gegen blutleeres Ästhetentum.

K. St.



Zu unseren Bildern

Mit dem farbigen Bild an der Spitze weisen wir unsere Leser auf den allzu jung verstorbenen trefflichen **Karl Müller-Koburg** hin, dessen Leben und Schaffen im nächsten Heft eingehend gewürdigt werden soll.

Die sechs anderen Blätter bringen Wiedergaben nach Radierungen des Franzosen A. Demarle. Dürers vielberufenes Wort: „Alle Kunst steckt in der Natur; wer sie daraus mag reißen, der hat sie" kann verschieden verstanden werden, je nachdem man den Nachdruck auf das In-der-Natur-Liegen oder das Aus-ihr-Herausreißen legt. Legt man den Nachdruck auf das Herausreißen, so betont man damit eine gewisse herrische Tätigkeit des Künstlers. Es liegt darin jene höchste Subjektivität, die den Stempel des eigenen Wesens allen Gegenständen aufdrückt und im Grunde nur sich selbst in allen Dingen spiegelt. Ganz anders, wenn wir uns in das Wort „Alle Kunst liegt in der Natur" versenken. Das bedeutet doch eigentlich, daß in allen Dingen die ihnen gehörige Kunstform bereits eingeschlossen sei. Man denkt daran, daß Michelangelo einmal sagte, in jedem Stein stecke bereits ein Bildwerk, das gewissermaßen auf die Befreiung aus der Materie durch die Künstlerhand harre.

In der Tat, je liebevoller wir uns in die Natur versenken, um so stärker empfinden wir den geradezu individuellen Gehalt ihrer einzelnen Erscheinungsformen. Dann „reißt" der Künstler nicht heraus, sondern mit höchster Behutsamkeit strebt er danach, diese Idee der Naturerscheinungen herauszubilden, alles, was zufällig ist in der Erscheinungsform, zu beseitigen und so das Ideelle möglichst stark durch die Erscheinungsform zur Geltung zu bringen. In dieser Liebe zur Sache vergißt der Künstler sich selbst. Es ist müßig, zu streiten, wo die größere Kunst liegt. Unendlich reich ist die Natur, unendlich reich der Mensch. Wer ein Ganzer ist, hier oder dort, wird zur echten Originalität gelangen. Das eine Mal, weil die Persönlichkeit des Schöpfers aus allem herausleuchtet, das andere Mal, weil die Sache so treu und wahr ist, daß die Natur selbst sich zu offenbaren scheint. Die Größten vereinigen beides. Dürer zeichnet den Ritter mit Tod und Teufel und daneben den abgerissenen Flügel einer toten Krähe.

Ich finde, daß die Radierungen Demarles in sehr sinniger Weise die befruchtende Kraft offenbaren, die in der Hingabe an das Naturvorbild liegt. Es ist, als ob jede verschiedene Landschaft ihre eigene Sprache rede, die der Künstler belauscht und uns übermittelt. Die beiden Bilder von Besigheim atmen alles das, was wir Süddeutschland, ja im engsten Sinne schwäbisch nennen: bürgerliche Behäbigkeit, gemütliches Zusammenhocken, Sinnigkeit und im ganzen doch auch wieder etwas von Trutz; um das Ganze aber, untrennbar vom Menschen, das Walten der Natur; wie bei Uhland oder Mörike, den beiden echten Schwaben, das rein und nur Menschliche doch immer irgendwie mit der Natur verbunden erscheint. Hält man neben diese tonig malerischen Bilder die beiden holländischen Landschaften, so hat die Verschiedenheit des Vorbildes sogar auf die Technik eingewirkt. Die saubere Nettigkeit, durch die allein die nüchterne Ordnung erträglich wird, brachte dem Künstler auf seinem Hafenbild von Sluis eine Strichmanier, dank der er ein Doppeltes erreicht: Klarheit der Silhouette, trotz der in Feuchtigkeit schwimmenden Luft. Man meint, man sehe die roten Ziegelsteine von diesem Wasserhauch glänzen. Auch die Mühle kann nur in diesem Lande der weiten Horizonte stehen. — Wieder ganz anders die kleine Landschaft mit den Futterschobern. Das ist echt französisch. Ich glaube, der Charakter des Künstlers spricht sich dann auch menschlich recht deutlich aus in der abendlichen Musikstunde. Die Mahlzeit ist vorbei. Auch die Beschäftigungsstunde nach dem Abendessen ist vorüber. Die Näharbeit liegt auf dem Tisch, wie das aufgeschlagene Buch. Die Stunde der Stille ist gekommen, wo wir ins Innerste von uns selbst hineinlauschen können und in der bei Menschen, die sich liebend angehören, der Wechselstrom des Empfindens durch den lauschenden Raum flutet. Das ist die schönste Stunde zum Musizieren. Von den Tönen wird liebende Gegenwart und träumende Zukunft aus der strengen Haft der Tagespflicht entbunden, und im Nachklingen erblüht ein eigenes neues Gestalten. St.



Die Neugeburt des Tanzes aus dem Geiste der Musik

Von Dr. Karl Storck

Man ist sich heute allgemein darüber einig, daß der Tanz einer Reform bedarf. Seit einem Jahrzehnt hat auch eine Art von Renaissance eingesetzt, die viel Zustimmung gefunden hat, sicher auch manchen fruchtbaren Keim in sich trägt, der aber doch die eigentliche Überzeugungskraft fehlt. Daneben weckt gelegentlich dann auch wieder das „alte" Ballett dank irgendwelcher Umstände laute Begeisterung. Aber auch die Verteidiger des Alten müssen zugeben, daß unser Verlangen berechtigterweise nach einer anderen Richtung gehe, und wir stehen vor der Frage: Ist denn der Tanz überhaupt schon einmal für uns in dem Maße lebendige Kunst gewesen wie eine der anderen Künste? Hat er für uns schon jene Aufgabe erfüllt, die er nach den Berichten der Reisenden bei anderen Kulturvölkern, z. B. den Japanern, ausübt? Oder kann — dahin steigert sich die Frage zum Schluß — der Tanz für uns vielleicht noch eine neue Art künstlerischer Offenbarung werden? Kann er uns jene edelste Lebensbeglückung schaffen, die das heimlichste und höchste Ziel der Kunst ist?

Daß es mit unserem Gesellschaftstanze heute grundschlecht steht, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Es kann eigentlich kein erbärmlicheres Zeugnis geben, als daß wir uns die Bereicherung unserer Salontänze bei Negern und anderen „Wilden" suchen! Wir hören denn auch niemanden über die „Schönheit" des Cake-walk, des Grislybär-Tanzes und all der vielen Schiebetänze sprechen — denn an eine solche Schönheit dieser neuen Tänze glaubt ja niemand —, sondern nur noch über die Möglichkeit ihrer öffentlichen Aufführung, also über ihre „Anständigkeit". Auch von den Verteidigern dieser Tänze wird niemals ein künstlerischer Schönheitswert angeführt, sondern die dürftige Weisheit, daß die Jugend sich austoben wolle, daß man auch früher schon Tänze als unmoralisch verurteilt habe,

die nachher in allgemeinen Gebrauch gekommen seien. Das ist nicht zu leugnen, und es ist auch kaum zu bezweifeln, daß sich das allgemeine Anstands- und Schönheitsempfinden in solchem Maße weiter abstumpfen kann, daß auch diese Tänze gesellschaftsfähig werden. Denn es gibt ja überhaupt nur noch wenige Leute in der Gesellschaft, die tanzen aus dem Gefühl oder Bedürfnis heraus, etwas Schönes zu tun oder gar eine Kunst auszuüben. Was man beim Tanzen sucht, ist etwas ganz anderes und reicht vom blöden Totschlagen öder Gesellschaftsstunden bis zum sinnlichen Genuß der engen Berührung mit dem anderen Geschlechte — nur eben Kunst und Schönheit haben damit nichts zu tun.

Dabei wollen wir aber nicht verkennen, daß in diesem Bemühen um neue Tänze einer mehr charakterisierenden und grotesken Art doch das Urteil beschlossen ist, daß die seit einigen Jahrzehnten üblichen Rund- und Schrittänze uns langweilig geworden sind. Es liegt also in alledem die Verurteilung der bisherigen Entwicklung des Gesellschaftstanzes und bei aller Ohnmacht und Unzulänglichkeit der Versuche der Ausdruck eines neuen Verlangens.

Es ist doch sehr auffallend, daß gerade der Tanz in ungleich geringerem Maße als alle anderen Künste für uns K u n st ist, denn man sollte meinen, daß der Tanz die allgemeinste Kunstübung des Menschen sein müßte. Macht er es doch möglich, daß jeder einzelne seinen eigenen Körper als künstlerisches Ausdrucksmittel benutzen kann; ist doch auf diese Weise der Tanz die jedem Menschen zunächst liegende Form, in ihm lebende künstlerische Bedürfnisse durch sein eigenes körperliches Sein zum Ausdruck zu bringen. Daß trotzdem der Tanz nicht nur für den einzelnen, sondern auch als Gesamterscheinung in viel geringerem Maße Kunst geworden ist als die anderen redenden und bildenden Künste, mag die tiefste Ursache darin haben, daß der Tanz für sich allein nicht zu bestehen vermag, sondern der Verbindung mit einer anderen Kunst bedarf, und zwar der Musik.

Der Tanz hat immer und überall eine zweiseitige Entwicklungsmöglichkeit gezeigt. Er ist einmal eine rhythmisch geordnete, gleichmäßige Bewegung. Die andere Richtung kann unter dem Begriff der Mimik zusammengefaßt werden.

In der ersten Art zeigt sich der Tanz als Kunst am unvermischtesten. Zwar ist er auch da fast immer mit Musik verbunden, aber die Musik hat im wesentlichen nur die Aufgabe, die Bewegung zu rhythmisieren. Diese Bewegung an sich ist sich selbst Ziel. Man kann das künstlerische Wohlgefühl, das sie dem Tänzer bereitet, darin sehen, daß sie dank der rhythmischen Ordnung jene Körperbewegungen, in denen sich aufgespeicherte Kräfte auslösen wollen, in den Bereich der willkürlichen Verwendung des Menschen rückt. Sowohl die aufgespeicherten Kräfte wie die Form ihrer Auslösung wird dadurch beherrscht. Herrscher ist der Mensch. Kräfte, die in ihrer elementaren Form ihn schädigen oder günstigstenfalls betäuben, dienen ihm so zur Lust. Die Entwicklungsmöglichkeiten dieser Tanzart liegen in der höheren Schwierigkeit der einzelnen Bewegung und in der Mannigfaltigkeit ihrer Zusammensetzung. Die erste, mehr gymnastische Seite kann dadurch zur Kunst werden, daß ein an sich Mühsames spielend überwunden wird. In der Mannigfaltigkeit der Bewegungen liegen geborgen die Schönheiten des Gegensatzes und dadurch auch die Fähigkeiten des Ausdrucks; denn aus den körperlichen Gegen-



sätzen vermag man geistige und seelische zu folgern und erhält so eine Mannigfaltigkeit von Zuständen, ja sogar eine Entwicklung aus dem einen in den andern. Der Kunsttanz hat diese Stufe eigentlich nicht erreicht, einmal weil der mimische Tanz diese Aufgaben bereits zu erfüllen strebte, vielleicht noch mehr aber, weil die Musik, die eine große Zahl ihrer Fromen als Helferin des Tanzes entwickelt hatte, sich vom Tanze freimachte und für sich allein nun die zuletzt gezeichnete große Entwicklung rasch vollzog. (Die großen Kunstformen der Suite, Sonate und Sinfonie sind aus dem Tanze entwickelt.)

Der Volkstanz dagegen hat es zu dieser Höhe des Ausdrucks gebracht, wie viele spanische Tänze, die italienische Tarantella, der ungarische Tschardasch oder auch der älplerische Schuhplattler zeigen. Freilich ist der Inhalt aller dieser Tänze die Steigerung des bescheidenen Liebeswerbens bis zur Liebesraserei. Und nur die Selbstverständlichkeit dieses Inhalts verdeckt die Tatsache, daß es auch hier im Grunde sich um Mimik handelt. Der Schuhplattler ist dabei doch oft recht deutlich, indem während des Tanzens tierische Brunstschreie nachgeahmt werden.

Sehen wir von diesem mimischen Inhalte ab, so liegt auch bei den Volkstänzen, genau wie bei den Gesellschaftstänzen, das Künstlerische in der Gewandtheit der Körperbewegung. Je mehr darum ein Tanz Gesellschaftstanz wird, eine je größere Zahl von Menschen sich an ihm beteiligen sollen, um so einfacher muß die Form werden. Darum sind die modernen Gesellschaftstänze von der Polka und dem Galopp an zum Walzer in ihren Bewegungen so außerordentlich vereinfacht gegen die Tänze der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts. Die neuere Zeit wollte für die Allgemeinheit im Tanze ein Mittel gesellschaftlicher Unterhaltung haben; die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts dagegen hatte im Tanze die Blüte seiner körperlichen Erziehung gesehen. Die gute Aufführung eines Menuetts erheischte ein wahres Studium und setzte die Herrschaft über ein ganzes System von Körperbewegungen voraus, die einzeln bereits zum Kodex des gesellschaftlichen Bewegungslebens gehörte. Die Compliments und Révérences z. B., die man im Menuett als Teile einer größeren Gesamtbewegung auszuführen hatte, brauchte man in der gleichen Vollendung auch im gesellschaftlichen Verkehr.

Auch das Ballett hat in dieser Richtung nur weitergeführt, nicht aber bereichert. Es ist nur eine Steigerung der Schwierigkeit, wenn statt auf dem gehobenen Fuße auf der Fußspitze getanzt wird. Die Steigerung der Drehbewegung bis zur tollen Pirouette, die Beschleunigung und Verstärkung aller anderen Tanzbewegungen, als Verbeugungen, Überlegen des Körpers — alles das ist nur Steigerung der rein körperlichen Leistung und kann als solche natürlich auch schön wirken. Es hat aber seine guten Gründe, wenn der Tanz in neuerer Zeit immer mehr zum Bestandteil des Variétés geworden ist und in immer höherem Maße sein Ziel in der tollen Steigerung der Schwierigkeitsgrade der Ausführung, des Nervenerregenden an sich sah, nicht aber in einer Bereicherung der schönen Linie oder gar des schönen Körperausdrucks.

Daß aber dieses Ausdrücken eines Inhalts durch den Körper zu den Urelementen des Tanzes gehört, können wir aus den Zuständen bei den Naturvölkern

folgern. Man erinnere sich nur an die fest mit bestimmten Gelegenheiten verbundenen Tänze wie die Kriegstänze, die gottesdienstlichen Tänze und dergleichen. Das Bestreben, den Schatz der verwendbaren Bewegungsmöglichkeiten zu vermehren, führt zu den vielen Tiertänzen, in denen die Bewegungen der betreffenden Tiere charakteristische Nachahmung finden. Wie alle andere Kunst, am sichtbarsten die Malerei, für den Menschen ein Mittel gewesen ist, die außer ihm liegende Welt der Erscheinungen in seinen Machtbereich zu bringen, dadurch daß er sie symbolisch wiedererstehen ließ, so auch der Tanz. Die oben angeführten Tiertänze zeugen dafür. Aber wie nun gerade die Naturvölker in ihrer bildenden Kunst uns vielfach eine ganz erstaunliche Fähigkeit übertragender Stilisierung erkennen lassen, so erreichen auch einzelne ihrer Tänze im Einbeziehen von Naturerscheinungen und ihrer stilisierten Wiedergabe durch menschliche Bewegung eine Stufe, auf der wir unseren Kunsttanz eigentlich nirgendwo sehen. Ich beschränke mich hier auf ein einziges Beispiel, den „Seewogentanz" der Fidschianer, der das Aufsteigen der Flut gegen das Riff versinnbildlichen soll. F. St. Cooper beschreibt ihn also: „Zuerst stellten sie sich in einer langen Linie auf; darauf tanzten, die Linie unterbrechend, zehn oder zwölf auf einmal einige Schritte nach vornen, wobei sie ihre Körper nach vornen beugten und die Hand ausstreckten, als ob die kleinen Ausläufer einer Woge den Strand emporschössen. Woge auf Woge rollte heran, dann begannen sie am Ende der langen Linie rund herum zu laufen, zuerst nur wenige, von denen manche wieder zurückwichen, dann mehr und mehr, wie die Flut an der Uferseite eines Riffes emporsteigt, bis nichts mehr als ein kleines Koralleneiland übrigbleibt. Die Musik machte dazu ein Geräusch gleich dem Toben der Brandung; und als die Flut wieder stieg und die Wogen sich auf der Insel begegneten und miteinander zu kämpfen begannen, warfen die Tänzer ihre Arme über den Kopf, wenn sie zusammentrafen, und die mit weißen Tapastreifen geschmückten Häupter zitterten, wenn die Tänzer emporsprangen, wie der Schaum der Brandungswellen. Das rings herum sitzende Volk jubelte vor Entzücken."

Man hat hier den Weg, auf dem sich die Aussicht öffnet auf eine Entwicklung des Tanzes, bei der man geradezu eine Sprache der Körperbewegung gefunden hätte, die auf einer Übereinkunft beruhte wie jede Sprache und infolgedessen ein Ausdrucksmittel abgegeben hätte für ein zu Sagendes. Bei einigen orientalischen Kulturvölkern, vorab bei den Japanern und den Indern, muß ein großer Teil des Tanzes bis auf den heutigen Tag auf dieser Linie der Entwicklung liegen. Doch sind wir darüber nicht genugsam unterrichtet, andererseits berührt es uns in diesem Zusammenhange weniger, da es für unsere Zustände ohne Bedeutung geblieben ist.

Für die europäische Kunst hat die Entwicklung des Tanzes diese Richtung nicht eingeschlagen, weil die Pantomime sich hier vordrängte und jene Aufgaben übernahm, die eine derartige Tanzkunst zu erfüllen gehabt hätte. Die Pantomime aber hatte sich nicht, wie der Tanz, mit der Musik und aus ihr heraus entwickelt, sondern aus der Dichtung, aus der Erzählung, dem Drama. Es kommt hier ein ganz anderes Element in den Tanz hinein, das um so nachteiliger wirkte, als es nicht sinnlicher Art ist, sondern eigentlich ganz verstandesmäßig aufgenommen

wird. Das ist der Fall schon bei den pantomimischen Göttergeschichten der Griechen, bei den großen Pantomimen im alten Rom und beim ganzen Ballett. Man dichtete einen Vorgang, der sich viel besser in der Erzählung oder im gesprochenen Drama hätte ausdrücken lassen. Die Pantomime, die höchste Ballettleistung, lag dann darin, daß man die Worte wegließ und versuchte, durch Körperbewegungen den Inhalt des Geschehens und die damit verbundenen Gefühle auszudrücken. Gewöhnlich gab man, vor allem dann, wenn es sich nicht um einen allgemein bekannten Vorgang aus der Mythologie handelte, den Zuschauern einen erläuternden Text in die Hand. Die Kulissen und die gerade im Ballett immer besonders reiche Maschinerie, dann auch die symbolisch ausgestatteten Kostüme taten das übrige zur Verständlichung. Die Musik war zwar dauernd verbunden mit der Bewegung, aber auch die Musik resultierte eigentlich aus dem Text des Balletts und versuchte, ebenso wie der Tänzer, einigermaßen die gewollten Geschehnisse und Gefühle auszudrücken. Aber Tänzer sowohl wie Komponist erblickten die eigentliche Gelegenheit ihrer Betätigung in den reinen Tanzeinlagen. So liegen im Ballett die verschiedenen Formen des Tanzes neben der Pantomime im Grunde fremder und unverbundener, als in der Oper alten Stils die Musikstücke in den Dialog hineingelegt sind.

Ganz sicher ist auch auf diesem Gebiete viel Schönes geleistet worden. Es gab Künstler, die die pantomimische Bewegung zu höchstem Ausdruck zu steigern vermochten. Andere waren Schauspieler genug, um durch den Ausdruck des Gesichts hinzureißen. Freilich wollen wir nicht vergessen, daß in der Blütezeit des Balletts die Tänzer Masken trugen, daß also damals der Gesichtsausdruck nicht mitzusprechen vermochte. Und wenn man auch im Frankreich des ancien régime immer galant genug war, die Tänzerinnen mit dieser Maskierung zu verschonen, so hat sich doch auch bei diesen im Laufe der Zeit ein stereotyper Gesichtsausdruck herausgebildet, so daß die Balletteuse ihr klischeeartiges Lächeln auch dann nicht verliert, wenn sie einen tragischen Inhalt mitzuteilen hat.

Es sind also wohl im allgemeinen nicht eigentlich künstlerische Kräfte gewesen, die zur hohen Beliebtheit des Balletts beitrugen. Es war mehr die Anmut und körperliche Schönheit der Balletteusen, war eine verfeinerte Sinnlichkeit, die hier mitwirkte, und daneben die Bewunderung für die hohe Geschicklichkeit der Körperbewegung. Vielleicht daß man gerade deshalb diese körperliche Geschicklichkeit so hoch bewertete und so gut verstand, weil man selber die gleichen Tänze in geringerer Vollkommenheit gesellschaftlich ausübte. Der Abstand zwischen der Möglichkeit der eigenen Leistung und der des berufsmäßigen Tänzers löste dann die hohe Bewunderung für das Können des letzteren aus, ähnlich wie der ein Instrument spielende Dilettant beim Virtuosen die technische Überlegenheit anstaunt.

Freilich hat zu allen Zeiten das Ballett einzelne Erscheinungen aufzuweisen, die bezeugen, daß man den Körper als solchen mit der Fülle seiner Bewegungsmöglichkeiten als selbständiges Ausdrucksmittel erkannte und darum in ihm die Kraft sah, künstlerische Wirkungen durch sich selbst auszulösen. Für das alte Ballett finde ich eine außerordentlich charakteristische Schilderung aus dem Jahre 1750 in den Erinnerungen des Giacomo Casanova (2. Bd., 8. Kap.). Der Held der vielen Abenteuer schildert einen Besuch in der Pariser Oper, in der er an diesem Abend

ein heute vergessenes Werk „Venezianische Feste“ sah, das ihn als Venezianer natürlich besonders reizte. Zum Schluß des einen Aktes traten aus den Kulissen der Doge und die zwölf Mitglieder des Rates, alle in sonderbaren Talaren, und führten einen großen Rundtanz auf. „Plötzlich hörte ich das Parterre heftig Beifall klatschen; es erschien ein großer und schöner Tänzer in Maske und mit einer ungeheuren schwarzen Perrücke, die ihm über den halben Oberleib herabfiel; bekleidet war er mit einem vorne offenen Talar, der bis an die Absätze reichte. Patu sagte mir mit einer Art von Verehrung: ‚Das ist der unnachahmliche Duprès.‘ Ich hatte von ihm sprechen hören und paßte genau auf. Ich sah die schöne Gestalt mit abgemessenen Schritten sich vorwärts bewegen; vorne auf der Bühne angekommen, erhob der Tänzer langsam seine gerundeten Arme, bewegte sie voller Anmut, streckte sie aus, verschränkte sie, machte leichte und genaue Fußbewegungen, kleine Schritte, einen Kreuzsprung, eine Pirouette und verschwand hierauf wie ein Zephir. Das Ganze hatte keine halbe Minute gedauert. Beifallsklatschen, Bravorufen von allen Ecken und Enden des Saales! Ich war darüber erstaunt und fragte meinen Freund nach dem Grunde.

‚Der Beifall gilt der Anmut unseres Duprès und der göttlichen Harmonie seiner Bewegungen. Er ist sechzig Jahre alt, und wer ihn vor vierzig Jahren gesehen hat, der findet, er sei immer noch der gleiche.‘

‚Wie? Er hat niemals anders getanzt?‘

‚Er kann nicht besser getanzt haben; denn die Entwicklung, die du gesehen hast, ist vollkommen, und was kennst du, das über das Vollkommene hinausginge?‘

Beim Ende des zweiten Aktes erschien von neuem Duprès, das Gesicht von einer Maske verdeckt. Er tanzte nach einer anderen Melodie, machte aber in meinen Augen genau das gleiche. Er trat bis dicht an die Rampe vor und stand einen Augenblick in einer vollendet schön gezeichneten Stellung da. Patu verlangte von mir, ich solle ihn bewundern; ich gab es ihm zu; plötzlich hörte ich im Parterre hundert Stimmen rufen: ‚Ah, mein Gott, mein Gott, er entwickelt sich, er entwickelt sich!‘ Er schien allerdings ein elastischer Körper zu sein, der sich entwickelte und dadurch größer erschien.“

Die zuletzt geschilderte Bewegung muß doch wohl ausgiebiger gewesen sein, als sie Casanova beschreibt, und wird eine solche Verschiebung der gesamten Verhältnisse herbeigeführt haben, daß sich aus einer ersten eine zweite, von jener im Ausdruck verschiedene „Attitüde“ des Körpers entwickelte. Wir sehen in diesen Bestrebungen des Tanzes die Beeinflussung durch die bildende Kunst, vorab durch die Plastik. Die Wechselwirkungen zwischen der französischen Malerei der Watteau, Lancret und dem Ballett sind unverkennbar, aber schwer danach zu trennen, auf welcher Seite die Anregung jedesmal lag. Dagegen mußte natürlich jederzeit die Plastik auf die Ballettänzer einwirken, da sie mit dem Tanze das dreidimensionale Material des Körpers teilt und das höchste Ziel der Plastik die Darstellung von schönen Ruhezuständen des Körpers war, die als Abschluß oder Gipfelpunkt mimischer Darstellung Verwendung finden konnten. Einzelne berühmte Tänzer und zumal Tänzerinnen haben sich denn auch die Spezialität solcher Attitüdes nach berühmten Kunstwerken ausgebildet. Besonders berühmt wurde darin Lady Hamilton.

Aus dieser Quelle gewann auch jene Künstlerin ihre Kraft, der das große Verdienst zuzusprechen ist, die heutige Öffentlichkeit aus ihrer stumpfen Gleichgültigkeit gegen den Tanz aufgeweckt und eine Fülle der Anregungen zur Weiterentwicklung geboten zu haben: Isadora Duncan. So ganz neuartig, wie sie von der Öffentlichkeit angesehen wurden, waren nun freilich die Bestrebungen dieser Amerikanerin nicht. Die Duncan bot nur eine geschickte Aufmachung und populäre Ausnutzung von Bestrebungen, die als erster der Franzose del Sarte (1811—1871) stark erfühlt und in ein faßbares System gebracht hatte.

François del Sarte, der durch die Unfähigkeit seiner Lehrer so schwer geschädigt worden war, daß er seine Absicht, die Bühnenlaufbahn zu ergreifen, nicht ausführen konnte, war aus der eigenen Not heraus zu der Überzeugung gelangt, daß den scheinbar so freien und willkürlichen Kunstmitteln des Schauspielers eine Gesetzmäßigkeit innewohnen müsse, daß mit einem Worte diese Kunst ebensogut bis zu einem gewissen Grade technische Wissenschaft sei, wie bei allen übrigen Künsten das handwerkliche Technische es ist. Und so begann del Sarte für die körperliche Ausdruckswissenschaft Material zu sammeln. Er beobachtete an Gesunden und Kranken — gerade die Irrsinnigen boten ihm eine reiche Ausbeute —, studierte besonders an Kindern die Art, wie sie ihre Empfindung körperlich auszudrücken suchten, und verband mit dieser Betrachtung des lebenden Materials das der bildenden Kunst. Da fand er, daß vor allen Dingen die Griechen, das Volk also, das die harmonische Körperausbildung zu einem wesentlichen Bestandteil der Allgemeinbildung gemacht hatte, in ihrer plastischen Kunst eine wunderbare Fülle herrlichster Ausdrucksmittel uns hinterlassen hatten.

Beim systematischen Durcharbeiten dieses aufgehäuften Materials gelangte del Sarte zu einer Skala von Grundbewegungen, die durch Abwandlung, Teilung und vor allen Dingen Gegenführung in den Armen und Beinen eine schier unendliche Zahl von Abstufungen und Veränderungen zuließ. Dieser Grundstock von Bewegungen ist das eigentliche Material, so gut wie die Tonarten und die aus ihnen entwickelten Akkordverbindungen sowie die kontrapunktischen Stimmführungen das Material für den Musiker abgeben. Persönlich bleibt immer noch die Verwendung dieses Materials im Dienste eines subjektiven Ausdruckes. Del Sarte, dem im allgemeinen in Frankreich das Schicksal des Propheten im Vaterlande zufiel, übte nun zwar eine ziemlich ausgedehnte Lehrtätigkeit aus, gelangte aber nicht dazu, das gesammelte Material wirklich zum System durchzuarbeiten. Leider ging auch der größte Teil seiner schriftlichen Aufzeichnungen verloren. Erst wesentlich später (1895) hat A. Giraudet sein umfangreiches Werk über Mimik veröffentlicht, das den Untertitel führt: „Physionomie de Geste. Méthode pratique d'après le système de F. del Sarte“ (Paris, Quantin), das, entgegen dem Titel, allerdings mehr eine philosophische Abhandlung als eine praktische Schule ist.

Ins Praktische hatte dagegen noch vor del Sartes Tod der Amerikaner Steele MacKaye die Lehren del Sartes umgesetzt, und seinerseits in Miß G. Stebbins eine begeisterte Schülerin gefunden, die aus den noch vorhandenen Manuskripten del Sartes und den mündlichen Überlieferungen ihres Lehrers ein System künstlerischer Gymnastik entwickelte, das in Amerika großen Beifall und eifrige Pflege fand. Aus der Schule der Miß Stebbins ist Isadora Duncan hervorgegangen.

Wer erinnerte sich nicht der Freude, ja der Begeisterung, mit der Isadora Duncans Auftreten vor allem in Deutschland begrüßt wurde?! Es waren besonders die Kreise der bildenden Künstler, die ja auch am schwersten unter der Häßlichkeit oder doch Armut des heutigen Kunsttanzes leiden müssen, die vom Auftreten der Amerikanerin eine Renaissance unserer Tanzkunst erwarteten. Willig sah man über die körperliche Unzulänglichkeit mancher Bewegung hinweg. Man erblickte hinter allem die Urbilder von griechischen Statuen, griechischer Vasenmalerei, aber auch italienischer Renaissancekunst, und begeisterte sich an dieser Entfesselung des Körpers aus den einschnürenden Vorschriften der überlieferten Ballettkunst und seiner Verwendung in künstlerischer Freiheit zum Dienste am Schönen. Viel weniger erbaut waren die Musiker, die sich meistens umsonst bemühten, innere Zusammenhänge zwischen den Tänzen und Bewegungen der Duncan und den zur Begleitung ausersehenen Musikstücken zu finden, ja die sich vielfach durch die Wahl der Musikstücke aufs tiefste verletzt fühlten. Aber alle gaben die Anregungswerte zu, die in diesem Auftreten lagen, und in den weitesten Kreisen hatte man jetzt eine Erklärung für die allgemeine Ballettmüdigkeit, die sich schon seit Jahrzehnten in einer immer weitere Kreise erfassenden Gleichgültigkeit gegen die früher so hoch bewerteten Leistungen des Balletts ausgesprochen hatte. Dieses Ballett seinerseits schien ja nun auch die letzten Schritte ins Unkünstlerische durch die Massenballetts der Zirkusse gemacht zu haben.

Auf der anderen Seite nun waren die Wirkungen, die das Auftreten der Duncan auslöste, doch durchaus nicht erfreulich. Als seien die nackten Füße und Beine das Wichtigste gewesen, erstanden überall Barfußtänzerinnen, die die Barfüßigkeit allmählich bis über den Kopf hinaus erstreckten, und mochten einzelne dieser Darbietungen — z. B. die von Ruth St.-Denis — an sich auch schön sein, dem ganzen Treiben haftete ein alle höheren ästhetischen Ansprüche verletzender böser Dilettantismus an.

So geht man denn sicher nicht fehl, wenn man die jubelnde Begeisterung, die das erste Auftreten des „russischen Balletts“ mit der Pawlowna an der Spitze im Jahre 1909 zunächst in Berlin und danach auch in anderen Städten auslöste, geradezu als eine Reaktion gegen diese Gesamtheit von Erscheinungen, die man unter dem Stichwort „der Reformtanz“ zusammenfaßte, ansieht. Laut verkündete man, daß sich keineswegs die Ballettkunst als solche überlebt hätte, daß das alte Ballett voll sieghafter Kraft sei, sobald nur wirklich schöne Menschen in wahrhaft vollendeter Weise tanzten. Jugend, Kraft, Eleganz, Temperament und Leidenschaft seien die eigentlich ausschlaggebenden Kräfte. Der aufmerksame Beobachter konnte freilich schon damals sehen, daß die eigentliche Begeisterung ausgelöst wurde auf der einen Seite durch die Volkstänze, auf der anderen durch einzelne im Grunde ins Variété gehörige Spezialdarstellungen, sowie durch die glückliche Einbeziehung von Kinderspielen und dergleichen in das Gebiet des Mimischen. Ziemlich kühl dagegen ließen trotz aller Fertigkeit die eigentlichen Künste des Ballettanzes. Inzwischen hat das russische Ballett seine Siegeszüge wiederholt, und unverkennbar haben die Leiter dieses Balletts aus jenen Reformtanzbewegungen allerlei übernommen, wodurch sie vor allem das Mimische in ihren Darbietungen von der alten Schablone befreiten. Dagegen ist es dem russischen Ballett nicht gelungen,

aus dem Nebeneinander von Mimik und geschlossenem Tanz jenes Ineinander körperlicher Ausdrucksbewegung zu schaffen, dem allein der Ehrenname eines künstlerischen Tanzes zukäme.

So haben sich denn auch beim letzten Auftreten in der Kritik die Stimmen gemehrt, die auch im russischen Ballett lediglich die allerdings glänzende Auffrischung einer alten und veralteten Kunstübung sehen, die unserem heutigen Sehnen nichts mehr zu geben hat. Es ist bezeichnend, daß diese Anschauung der Kritik nirgendwo so laut und so einhellig zum Ausdruck kam wie in Dresden.

Die Erscheinung ist bezeichnend, weil der tiefere Grund dafür in der Tatsache zu suchen ist, daß unmittelbar vor den Aufführungen des russischen Balletts Jaques-Dalcroze mit seinen Schülern in Dresden Vorführungen veranstaltet hatte, in denen auch eine größere Zahl von Tänzen zur Aufführung kamen, und daß die Kritik die Gelegenheit wahrgenommen hatte, im benachbarten Hellerau den Übungen dieser Schule beizuwohnen, sowie die aus diesem Geiste heraus gestalteten Räume kennen zu lernen. Da konnte dann freilich kaum mehr ein Zweifel sein, wo ein wirklich neuer Geist waltet, und daß dieser neue Geist auch ein guter sei, mußte sich jedem aufdrängen, der überhaupt noch Sinn für Natürlichkeit der Kunst besitzt.

Das große Verdienst von Isadora Duncan hatte in der Anregung bestanden. Daß sie, wie der ganze Troß ihrer Nachfolger, nicht mehr als Anregungen geben konnte, beruhte darin, daß sie kein inneres Verhältnis zur Musik hatte. Das zeigte sich trotz, oder besser — in der ganz ungewöhnlichen Verwendung von Musik, zu der, oder die sie zu tanzen vorgab. Es war vornehmste, edelste, tiefsinnigste Musik. Aber war es Musik, die sich tanzen ließ?

Es gibt nämlich zwei Arten von Musik. Für die eine Art von Musik bleibt Hanslicks Definition von der „tönend bewegten Form" dauernd das erhellende Wort. Da ist die Musik ein Spiel von Linien, eine durch Bewegungen aller Art gewonnene Form in der Welt des klingenden Tones. Der wunderbare Reiz dieses Formenspiels beruht nicht nur, wie in der bildenden Kunst, auf der sinnlichen Schönheit dieser Form an sich, sondern in noch erhöhtem Maße auf der steten Lebendigkeit, Bewegtheit dieser Form, dank derer wir Werden und Vergehen des Gebildes miterleben können. Daneben gibt es eine andere Musik, für die die Ästhetik die Bezeichnung „Musik als Ausdruck" geprägt hat. Diese Musik ist der Ausdruck eines innerlich sich abspielenden Lebens; eines Lebens, das die sinnliche Verdeutlichung überhaupt nicht verträgt. Es ist jene Musik bei der wir am liebsten die Augen schließen, wenn wir sie anhören; denn wir möchten uns sogar die Reproduktion zu einem von der Außenwelt losgelösten seelischen Vorgang machen. Für diese Musik ist der charakteristische Vertreter Beethoven.

Was sollte auch eine Versinnlichung dieser Musik, die etwas durchaus Seelisches gibt, die man nur wieder in sich aufnehmen kann, indem man mit den inneren Augen schaut, was in ihr gedichtet ist, bei der man aber nicht Formen sieht?!

In der musikalischen Ästhetik sind die beiden Anschauungen von der Musik als tönend bewegter Form und der Musik als Ausdruck in heftigem Kampfe aufeinandergeraten, weil man eben nicht einsehen wollte, daß beide Richtungen nebeneinander möglich sind. Und mögen sie auch vielfach ineinander übergegangen sein,

mag auf der anderen Seite unbedingt die Musik als Ausdruck von Beethoven bis zu Wagner das Übergewicht gewonnen haben und seither in einzelnen Richtungen der Musik (sinfonische Dichtung, Programmusik) sich zur Einseitigkeit des verstandesmäßig Geistigen gesteigert haben, — es ist doch nicht zu leugnen, daß auch für die Musik als tönend bewegte Form das Recht der Einseitigkeit bis heute besteht. Wenn man allerdings sieht, wie die neueste Entwicklung der sinfonischen Dichtung zu einem Übergewicht des Orchestertechnischen geführt hat, das doch auch ein Formales ist, so muß man erkennen, daß auch auf diesem Gebiete die Extreme sich berühren.

Doch diese Frage war es nicht, die wir hier zu behandeln hatten, wo wir die Antwort für die Beziehungen zwischen Tanz und Musik zu suchen haben. Aber ich glaube, daß diese Antwort im Vorangehenden bereits gegeben ist. Soweit die Musik tönend bewegte Form ist, so weit eignet sie sich zum Tanzen, sagen wir, um das mißbrauchte Wort zu vermeiden — zur plastischen Verkörperung. Denn so weit steht sie in der gleichen sinnlichen Welt mit dem Plastischen. Die Musik als Ausdruck seelischen Lebens gehört dagegen einem Jenseits an. Natürlich soll damit nicht gesagt werden, daß jede mehr sinnlich-formale Musik dadurch an Ausdruckskraft gewönne, wenn sie plastisch verkörpert würde. Die Wege, auf denen man zum vollen Genuß eines solchen Kunstwerkes gelangen kann, sind verschieden, wie ja nur wenige, die ein Kunstwerk empfangen, es genau auf dieselbe Weise tun. Davon abgesehen liegt ein Riesenabstand zwischen einer Musik, die getanzt werden kann, und einer solchen, die von ihrem Schöpfer in plastischer Verkörperung gedacht worden ist. Nur das eine wollen wir hier schon festhalten, daß diese künstlerische Bewegung des Körpers aus der Musik als Nährquelle gespeist wird, daß dieser künstlerische Tanz *aus der Musik geboren* wird.

Dieses Herauswachsen aus der Musik kann man geradezu greifbar und sichtbar erleben bei einer jener Vorführungen der Jaques-Dalcroze-Schule, in denen die Methode von den ersten Anfangsgründen bis zu den vollendeten plastischen Darbietungen gezeigt wird. Die rhythmische Schulung bringt die Umsetzung jedes musikalischen Zeitwertes in eine körperliche Bewegung. Hier arbeiten Tanz und Musik genau aus demselben Geiste. Der Rhythmus ist für beide ordnende Kraft, gibt beiden ihr sie aus aller Kunst charakteristisch hervorhebendes Merkmal der künstlerisch geordneten Bewegung. Die Gehörsbildung, die auf den ersten Blick scheinbar ein rein Musikalisches ist, ist doch eine Vorbedingung für die Ausführung dieses echt musikalischen Tanzes. Denn diese Gehörsbildung beschränkt sich ja keineswegs darauf, den Ton nach seiner Höhe richtig einzuschätzen, sie bringt eine tiefinnerliche Erkenntnis des Wesens der Tonarten und damit der Harmonie, andererseits die Fähigkeit, den Bau eines musikalischen Werkes, seine Form zu erkennen und geradezu in sich aufzunehmen. Das melodische Element der Musik ist in seiner elementaren Vorbedingung — Höhe und Tiefe der Töne — ebenfalls körperlich zu veranschaulichen, insofern die Arme durch Hoch- und Tiefstellung in einer Skala bewegt werden können, die an Systematik der Tonleiter nichts nachgibt. Daß durch die Möglichkeiten der Gegenbewegung zwischen Beinen und Armen, zwischen den Armen untereinander eine Parallele zur musikalischen Führung verschiedener Stimmen geboten ist, leuchtet ohne weiteres ein. So bietet in der Tat der menschliche Körper auf plastischem Gebiete zu allen formalen Kunst-

mitteln der Musik die sinnfälligen Parallelerscheinungen. Und auch der Gefühlsgehalt der Musik findet beim Körper den Ausdruck durch die Möglichkeit der Belebung jeder einzelnen Bewegung im Dienste jedes beliebigen Empfindens. Hier liegt dann auch, abgesehen von den durch die körperliche Eigenart mitgebrachten Verschiedenheiten, der hohe künstlerische Reiz des ganz Persönlichen, jedem Individuum Eigenen in der Ausführung dieses plastischen Tanzes bei allgemein gültiger Bedeutung der zugrunde liegenden Bewegungen. So vermag in der Tat dieser Tanz mit den ihm durchaus eigenen Mitteln eine plastische Darstellung der Musik zu geben.

Wer beobachtet hat, wie im Ursprünglichsten Ton und körperliche Bewegung gleichzeitig entstehen, wie im Erregungszustand des einfachen Menschen Ton und Bewegung zusammen als Ausdrucksmittel dieser Erregtheit sich einstellen; wer dann erkannt hat, wie die urgewaltige Macht des Rhythmus in den Künsten des Tones und der Bewegung mit einer bei allen anderen Künsten ungekannten Kraft waltet, der kann darüber nicht im Zweifel sein, daß aus der Vereinigung dieser beiden Künste ein ebenso einheitliches und selbstherrliches Gebilde entstehen muß, wie es die innige Vereinigung von Ton und Wort im Liede zustande gebracht hat. Und wie durch die eifrige Pflege von Jahrhunderten die Verbindung Ton und Wort aus den einfachsten Liedformen bis zu den höchsten Kunstgebilden gesteigert worden ist, so muß ein Ähnliches auch für die Verbindung Ton und Körperbewegung, Ton und Gebärde möglich sein.

An dieser Stelle eröffnet sich uns aber auch eine für die musikalische Entwicklung bedeutsame Aussicht. Wenn ursprünglich wohl jede Melodie, auch wenn sie von Instrumenten gespielt wurde, als Gesangsmelodie geschaffen war, so hat doch die Entwicklung es mit sich gebracht, daß eine Musik rein instrumentalen Charakters entstand, so daß dann die für den Gesang bestimmte, mit dem Wort verbundene Musik einen besonderen Charakter erhielt. Und darüber hinaus entstanden sogar auf dem engeren Gebiete des Liedes Kunstgebilde, in denen die menschliche Singstimme neben dem instrumentalen Musikkörper eine selbständige Aufgabe zu erfüllen hatte, wobei dann erst durch das Zusammenwirken beider das vom Schöpfer beabsichtigte Kunstgebilde erstand. Wir können uns wohl denken, daß für einen musikalischen Schöpfer künftiger Tage der durch seine rhythmische und plastische Schulung zum höchsten Ausdruck befähigte menschliche Körper ein ebenso wertvolles Ausdrucksmittel abgeben wird, wie es heute die Singstimme ist, so daß dann, ebenso wie jetzt Tongebilde für Instrumente mit Gesangsstimme, solche für Instrumente mit plastisch sich bewegenden Menschen denkbar sind.

Eins aber vor allem ist gewiß: daß, so reich und schön schon jetzt die plastische Veranschaulichung eines großen Teiles der vorhandenen Musik ist, das Höchste dieser Kunst erst dann zu geben sein wird, wenn Künstler bewußt für diese neuen Ausdrucksmittel schaffen werden. So verspricht dieser neue Tanz, der so ganz aus der Musik heraus geboren sein wird, seinerseits auch der Musik eine Fülle neuer Anregungen, wie ja immer ein Kind von der Mutter nicht nur sein Leben gewinnt, sondern auch die Welt der Mutter bereichert und erweitert.



Eine deutsche Dichteroper

(Zur Notenbeilage)

Es ist nur selten gelungen, Dichter und Künstler zu Helden von neuen Dichtungen zu machen. Vor allem beim Drama ist es sehr gefährlich, dem Idealbild, das ein jeder sich unwillkürlich innerlich von einem Dichter und Künstler gestaltet, auf der Bühne ein leibhaftiges Bild entgegenzustellen. Wo es sich um weit zurückliegende Zeiten handelt, wie in Wagners „Tannhäuser" oder „Meistersingern", stellt sich dieser Zwiespalt nicht ein; aber für die neuere Zeit steht den wenigen Fällen, wo es erträglich abgelaufen ist, wie in Laubes „Karlsschülern" für Schiller oder Gutzkows „Königsleutnant" für Goethe, eine unabsehbare Reihe mißlungener gegenüber. Noch schlimmer, als beim Drama, ist es für die Oper, weil hier noch die Schwierigkeit hinzukommt, daß die der Wirklichkeit angehörige Person in einer unwirklichen Form, eben singend, sich aussprechen muß.

Da freut es mich denn, auf einen auffallend gut gelungenen Versuch, ein Stück deutschen Literaturlebens auf die Bühne zu bringen, hinweisen zu können. Das hochverdiente Hoftheater in Dessau hat zu Anfang März ein lyrisches Spiel in zwei Aufzügen herausgebracht, das den Titel führt: „Ich aber preise die Liebe", und in der Dichtung von Max Morold, in der Musik von Josef Reiter, zwei Wienern, stammt. Die jetzige Fassung ist eine Umarbeitung eines bereits vor beinah zwanzig Jahren erschienenen Idylls „Klopstock in Zürich", und behandelt in treuer Anlehnung an die geschichtlichen Tatsachen und vor allem an die kultur- und literaturgeschichtlichen Verhältnisse des jungen Messiasdichters Aufenthalt in der Schweiz.

Die tatsächlichen Voraussetzungen des Spiels sind jedermann aus der Literaturgeschichte bekannt. Den hochverdienten Schweizer Kritikern und tapferen Bekämpfern der Gottschedischen Nüchternheit, Joh. Jak. Bodmer und Joh. Jak. Breitinger, erschien der Dichter des „Messias" selber als Messias der deutschen Poesie. Und als die ersten Oden des jungen Klopstock in glühenden Versen von seiner unglücklichen Liebe zu Fanny sprachen, lud der wohlhabende Bodmer den jungen Deutschen in sein Patrizierhaus zu Zürich, auf daß er dort von dieser schweren Heimsuchung sich erhole und in heiliger Sammlung sein großes Lebenswerk, den Messias, vollende. Aber Klopstock war im wirklichen Leben nichts weniger als ein tränenseliger Schwarmgeist oder mit hohepriesterlicher Würde sich umgürtender Asket. So mußte der lebensfreudige Dichter die gealterten Reimschmiede und Theoretiker enttäuschen. Dafür gewann er sich die Züricher Jugend zu einer gesunderen Verehrung, als sie sich in der sentimentalen Schwärmerei und halbsinnlichen Anbetung der „schönen Seelen" ausgesprochen hatte. Wie belebend die neue Umwelt auf den Dichter wirkte, zeigt uns bis auf den heutigen Tag seine Ode vom Züricher See. Daß schließlich der treffliche Bodmer doch erkannte, welch süßer Kern in der vielfach etwas rauhen Schale des Norddeutschen steckte, und sich deshalb mit ihm völlig aussöhnte, berichtet auch noch die Literaturgeschichte.

Max Morold hat für seine Dichtung den ganzen Rahmen übernommen und die sich darin bewegenden Personen getreu der geschichtlichen Charakteristik wieder hineingestellt. Zur Belebung hat er eine kleine Liebesepisode eingeflochten, wie sie sich wohl auch in Wirklichkeit damals abgespielt haben mag. Der erste Aufzug spielt in Bodmers Garten. Der alte, vornehm, doch auch wirklich künstlerisch empfindende Bodmer ist in höchster Erregung bestrebt, den Empfang des Messiasdichters würdig und feierlich zu gestalten. Die besten Gelehrten und Schriftsteller der Stadt werden kommen, und auch die Jugend wird den Empfang verschönen. Bei wenigen freilich ist es Bodmer so gelungen, sie in den Geist der messianischen Kunst einzuführen, wie bei Elise, des trefflichen Kaufmanns Peter Burghardt schöner Tochter. Freilich hat er da nicht eben mit lebenskluger Hand gewirkt. Schwerer noch als der Vater leidet unter der poetischen Schwärmerei des Mädchens ihr Bräutigam Heinrich, ein tüchtiger Forstbeamter, ein prächtiger und gerader, aber fest auf der Erde stehender Mann. Der

innere Gegensatz wächst zum offenkundigen Streite, weil gerade heute die Weihe von Heinrichs neuem Forsthause stattfindet und Elise sich weigert, daran teilzunehmen, weil sie hier den Dichter empfangen will. Schon ist der leicht aufbrausende Bodmer so weit, Heinrich aus dem Hause zu weisen, als Klopstocks Ankunft gemeldet wird. Der Empfang verläuft nun freilich wesentlich anders, als es sich die Vorbereiter gedacht. Elise vermag aus lauter Verwirrung die von Bodmer gedichtete Empfangsode nicht herzusagen, und daß eine lächerliche alte Dichterin die Gelegenheit nützt, gibt im Grunde eine Karikatur des Geplanten. Vor allem aber ist der junge Dichter gar nicht gesonnen, in die priesterliche Feierlichkeit miteinzustimmen. Wein, Blumen, schöne Mädchen, lachende Jugend! Er leert den Trunk, er reizt zum Spiel, er zeigt seinen offenen Sinn für Schönheit. Die Alten sind überrascht, dann entrüstet, Bodmer aufs schmerzlichste enttäuscht. Die Jugend aber versteht den jungen Dichter, und als er, die Lage rasch durchschauend, gar Elise ihrem Bräutigam in die Arme spielt, löst sich auch diese Verwirrung zur Heiterkeit, so daß auch die Alten, wenn auch widerwillig, der Einladung des Kaufmanns Burghardt, den schönen Tag mit einer Fahrt über den See zu beschließen, Folge leisten. Vor allem haben sich die beiden jungen Männer, Klopstock und Heinrich, rasch gefunden, fühlt doch der letztere, daß der berühmte Dichter selber durch und durch gesund ist und nichts von der krankhaften Schwärmerei in ihm steckt, an der so viele seiner Verehrer leiden. So kommen sie jetzt auch Arm in Arm an die schöne Landungsstelle am See, von der die Fahrt ausgehen soll.

(Zweiter Aufzug.) Klopstock bittet den jungen Schweizer um ein richtiges Volkslied, und der singt ihm sein bestes: „Zu Straßburg auf der Schanz'“. Selber ergriffen, eilt er davon, seine Braut zu holen. So ist Klopstock allein. Doch nicht ganz allein. Bodmer ist ihm gefolgt und hat, unbemerkt von den beiden, die Szene belauscht. Und als jetzt Klopstock, ihn gewahr werdend, von dem tiefen Eindruck des Liedes spricht, von der Sehnsucht, die es in ihm geweckt, stoßen die beiden Männer aufeinander. Der greise Bodmer verhehlt Klopstock die schwere Enttäuschung nicht, die ihm sein unheiliges Gebahren, sein weltliches Getändel verursacht hat. Von der persönlichen Kränkung will er dabei ganz absehen, aber wie kann so der Dichter sich heiligen für seine überirdisch große Aufgabe, den Messias zu besingen?! Mit gütiger Überlegenheit und edler Bescheidenheit entwaffnet ihn Klopstock. Aus der Kenntnis des Lebens schöpft der Dichter die Kraft, wieder Leben zu gestalten. Alles, was lebt, ist wichtig. Heilig ist nicht der Dichter — heilig ist das Leben; denn „alles, was da atmet, stammt aus göttlichen Tiefen. Und mit jedem Atemzuge drängt und treibt es empor.“ Überwältigt stürzt Bodmer dem jungen Dichter in die Arme. Nun erst erkennt er ihn ganz und fühlt auch, daß er so sein muß, wie er ist, um der Schöpfer zu sein, als der er sich betätigt hat. Die andere Gesellschaft kommt gerade zurecht, um sich an der Einigkeit der beiden zu freuen und nun die Fahrt auf dem im Mondschein schimmernden See antreten zu können. Allein zurückgeblieben ist das junge Liebespaar. Und wenn Heinrich den Dichter preist, der ihm die Braut neu geschenkt, so entgegnet sie ihm zu recht: „Ich aber preise die Liebe, die auch den Dichter lenkt.“ —

Ein Idyll. Der zweite Aufzug ist vom gewöhnlichen Theaterstandpunkt aus ohne jede Handlung und dürfte darum manchen Regisseur und Kapellmeister von der Annahme des Werkes abschrecken. Völlig zu unrecht. Für das Publikum von Berlin W. gilt das ja sicher nicht, für das deutsche Publikum aber trifft es zu, daß es durchaus fähig und gewillt ist, auf äußeres Geschehen zu verzichten, wenn sich eine innere Handlung vollzieht. Ich habe das nun so oft beobachtet und so oft die Zuhörerschaft im Theater bei der Premiere tief ergriffen und begeistert gesehen, wo nachher die Kritik nach ihren ästhetischen Grundsätzen den Mangel an Handlung tadelnd vermerkte, daß man zum lebhaftesten Widerspruch gegen diese Beurteilungsart, von der gerade urdeutsches Schaffen zu allererst betroffen wird, verpflichtet ist. Und gerade wenn die Musik zum Worte hinzutritt, scheint mir ein derartiges Verlegen der Handlung aus äußerem Geschehen ins innere Erleben nicht nur durchaus be-

rechtigt, sondern letzterdings das eigentlich Musikdramatische. So ist denn auch hier diese Zwiesprache zwischen Klopstock und Bodmer, so philosophisch und meinetwegen literaturgeschichtlich sie ist, echt musikdramatisch. Sie fügt sich selbst in den lehrhaften Stellen willig der Vertonung, weil die Worte der Ausdruck höchster seelischer Erregung der beteiligten Sprecher sind, und weil für diese von der Wirkung ihrer Worte bedeutendes seelisches Erleben abhängt. Das aber ist dramatisch. So bildet diese Zwiesprache denn auch sicherlich den Höhepunkt des Werkchens, und zwar auch in musikalischer Hinsicht. Unverkennbar war auch bei der Aufführung der tiefe Eindruck gerade dieser Aussprache auf die Zuhörerschaft. Ich will dabei nicht verhehlen, daß ich das Wort „Ich aber preise die Liebe" eher aus dem Munde Klopstocks hören möchte, und das Werkchen mit der Apotheose des Dichtertums, die in der allgemeinen Erkenntnis, daß Klopstock auf rechtem Wege wandelt, liegt, wirksamer schließen würde.

Morold hat ohne jedes gelehrte Tun ein treues Zeitbild geschaffen; im Dialog selbst ist viel Material aus den Schriften Bodmers und Klopstocks Dichtung verwertet.

Josef Reiters Musik hat etwas Beglückendes. Ich glaube nicht, daß wir einen zweiten Musiker haben, der so durchaus Volkskind ist, wie dieser Mann, auf dessen Schaffen wir im Türmer schon früher einmal hingewiesen haben (Oktoberheft 1910). Eine ungesuchte, frisch sprudelnde Melodik ist ihm eigen, die nirgendwo nach Originalität hascht und doch selbständig und eigenartig wirkt, weil eben ein tief empfindender Mensch dahintersteht. Und so wäre es auch müßig, die musikalische Ahnenreihe herzustellen. Man mag an unsere Klassiker, an Schubert zumal, dann auch an Bruckner und an Wagner denken. Es ist doch nirgends so, daß man ihn einer Anergilde zuzählen müßte. Er ist nach Vischers Ausdruck „auch einer", wenn er auch sicherlich in unserer Zeit, die nur das Aufdringliche und Gesuchte zu beachten vermag, nicht die ihm gebührende Beurteilung finden wird. Er wird sich damit zu trösten wissen, daß die Gemeinde, die ihm anhängt, um so treuer an ihn glaubt.

Ganz hervorragend ist Reiters sprachliche Deklamation. Ich weiß kaum ein zweites neueres Werk, bei dem der Text in so natürlicher Sprache zu Gehör kommt, wie hier. Das Orchester ist voll echter Klangfreude, nicht „interessant", aber schön. Kommt hinzu, daß das ganze Werk voll jugendlicher Fröhlichkeit ist, und so möchte ich denn vor allen Dingen unseren Provinzbühnen raten, es dem Spielplane einzufügen. Für das gehetzte Getriebe unserer Großstädte ist es mir, offen gestanden, eigentlich zu schade. Denn es verlangt von den Aufführenden Liebe und von den Zuhörern jene Willigkeit zu innerer Sammlung und jene Fähigkeit zu ruhiger Hingabe, die sich in den großstädtischen Theatern heute kaum mehr findet.

Das Hoftheater in Dessau bot eine ganz vorzügliche Aufführung. Hier ist noch eine Bühne, bei der man den Künstler nicht vergewaltigt zu irgendwelchen Zwecken, sondern nur die eine Aufgabe kennt, dem Kunstwerk zu dienen. Ein Kapellmeister von außerordentlicher Energie steht mit Generalmusikdirektor Mikorey an der Spitze. Der Dramaturg, Professor Artur Seidl, hat an dieser Bühne noch wirklich etwas zu sagen, und der Herzog selbst hängt mit solcher Liebe an seinem Theater, daß er über dilettantisches Getue hinaus sich an der Regie beteiligt. Und wenn es auch notgedrungen noch im Umkreis des Versuches bleibt — es gibt keine zweite deutsche Bühne, auf der ich bei allen Beteiligten ein so musikalisch empfundenes Spielen auf der Bühne gesehen habe, wie eben in Dessau. Die vorhandenen Kräfte müssen in einer solchen Umgebung gesteigert werden, und selbst wenn die Einzelleistungen einmal nicht auf der Höhe stehen, so entschädigt dafür das, worauf es schließlich doch allein ankommt: das einheitliche Zusammenspiel. Im übrigen erlebte ich hier die freudige Überraschung, in dem lyrischen Tenor Nietau einen Sänger von erlesenem Geschmack, guter Schulung und — bei einem Tenor fast ein Wunder — künstlerisch verständnisvollem Geist zu finden. So sei denn auch die Liebe gepriesen, mit der noch an einzelnen Stellen des deutschen Landes im Dienste edler Kunst selbstlos und hingebend gearbeitet wird. K. St.





Schutz der persönlichen Ehre

Bei den Etatsdebatten im Reichstage wurde von einigen Abgeordneten ein besonderes Gesetz zum Schutze der persönlichen Ehre gefordert, d. h. ein solches, das die Ehre eines freien Bürgers gegen seinesgleichen besonders schützt. Wäre das wirklich nötig? Bietet nicht das Strafgesetzbuch den Bürgern schon wirksame Waffen genug, um für jede Ehrenkränkung eine mehr als zureichende Sühne erlangen zu können, besonders wenn der Übeltäter ein Angehöriger der Presse war? Wenn die Behörden den Schutz, den sie der Ehre der Bürger gegeneinander zuteil werden lassen, ihnen nur erst wirklich gleichmäßig, ohne Ansehen der Person, zuteil werden lassen wollten! Der Schreiber dieser Zeilen ging vor einiger Zeit frühmorgens vor dem Frühstück in der Kolonie Grunewald bei Berlin spazieren. Da forderte ihn ein Schutzmann auf, ihm zur Wache zu folgen. Eine Dame sei in dieser Gegend vor einigen Tagen von jemand „belästigt" worden, und die Beschreibung passe auf mich. Vergebens suchte ich ihm klar zu machen, daß ich nur ein harmloser Spaziergänger sei, und daß ich Eile habe, nach Hause und an meine Arbeit zu kommen, vergebens bot ich ihm an, mich zu legitimieren. Ich mußte mit, und da auch der Wachtmeister, dem ich vorgeführt wurde, kein Einsehen hatte, mußte ich mich darein fügen, daß ich länger als drei Stunden in Polizeigewahrsam blieb, bis die betreffende Dame herbeigeholt worden war und Gelegenheit erhalten hatte, festzustellen, daß ich nicht ihr Belästiger gewesen sei. Man hatte mir nicht einmal gestattet, nach Hause zu telephonieren, damit sich meine Frau beruhige, die mich, da ich nur einen Morgenbummel machen wollte, schon einige Stunden zurückerwartet hatte, als ich endlich anlangte. Ob mir wohl solches in einem gewöhnlichen Stadtteil Berlins hätte passieren können, wenn auf mich die Beschreibung eines Mannes gepaßt hätte, der ein gewöhnliches bürgerliches Mädchen ein paar Tage vorher „belästigt" haben sollte? Was die Polizei von der Ehre bürgerlicher Frauen und Mädchen, deren Männer oder Väter keine Villa in der Grunewaldkolonie besitzen, hält, hat sie ja gelegentlich der Moabiter Krawalle genugsam gezeigt.

Der „Vorwärts" konnte jüngst ein interessantes Urteil aus dem Wahlkreise des Reichsverbandshäuptlings Liebert wiedergeben. Dort hatte ein Rittergutsbesitzer und Hauptmann a. D. Hochheim dem sozialdemokratischen Kandidaten Ryssel in öffentlicher Versammlung vorgeworfen, er sei wegen eines Diebstahls von der Realschule gejagt worden. Ryssel hat weder die Realschule besucht, noch je eine Strafe erlitten. In der gegen Hochheim angestrengten Beleidigungsklage Ryssels wurde der Beleidiger freigesprochen, weil das Schöffengericht Borna zu dem Schluß kam, Hochheim habe einen andern Ryssel gemeint, es sei ihm eine Personenverwechslung unterlaufen. Er könne deshalb auch den sozialdemokratischen Kandidaten Ryssel nicht beleidigt haben.

Es fehlt nicht an zureichenden gesetzlichen Mitteln, um die Ehre des Bürgers gegen Verletzungen durch seine Mitbürger zu schützen,

man braucht sie nur in der rechten Weise anzuwenden. Wenn den Machthabern und ihren Beratern die bürgerliche Ehre aber wirklich sehr am Herzen liegt, so mögen sie einmal auf Mittel und Wege sinnen, sie gegen Träger der Staatsgewalt selber zu schützen.

O. E.

*

La vie privée

Seit ein paar Jahren sind allerhand Gebärdenspäher damit beschäftigt, der kaum erwachsenen Kaisertochter einen Bräutigam zu suchen. Ob es wirklich keinem, der diese Schnüffeleien weitergab, zum Bewußtsein kam, daß durch derlei Taktlosigkeiten das Bürgertum sich selbst erniedrigt? Jeder Mensch hat schließlich ein heiliges Anrecht darauf, daß ihm seine Privatsphäre respektiert werde, und gerade die den gerechten Kampf um ein größeres Ausmaß von politischer Freiheit führen, sollten sich hüten, mit Neugier die Fürsten in ihre Gemächer zu verfolgen. Genauer vielleicht: sie sollten sich für zu gut halten. Auch Fürsten sind Staubgeborene; mit denselben Tugenden und Fehlern, denselben Neigungen, Leidenschaften und Bedürfnissen wie wir. Auch mit dem Bedürfnis, daß, wenn sie allein zu sein wünschen, ihnen kein Fremder über die Schulter guckt. Woraus sich dann bei allen Wohlerzogenen die Neigung ergibt, die solcher Indiskretion sich dennoch schuldig machen, recht gründlich zu mißachten.

Nun weiß ich ja wohl, daß es, wie allenthalben im Leben, auch hier an mancherlei Entschuldigungen und Milderungsgründen nicht fehlt. Die Nachrichtenkorrespondenzen schießen aus dem für jede zweifelhafte Gründung empfänglichen Berliner Boden neuerdings wie wild empor, und da es so viele Neuigkeiten, als sie, um existieren zu können, brauchen, überhaupt nicht gibt, erfinden sie, was ihnen mangelt, in tollem Wettbewerb: je sensationeller, um so lieber. Ringsum im Lande aber wohnt in Tausenden und Millionen von Exemplaren das urewige Geschlecht der Klatschsüchtigen, denen es den Gipfel alles Erdenglückes bedeutet, wenn der Hans seine Grete findet, und das Auge in verklärtem Glanze erschimmert, wenn dieser Hans zugleich ein Prinzlein und die Grete ein leibhaftiges Fürstenkind ist. Das Üble dabei ist nur, daß man einer solchen Nachricht nicht anmerkt, ob sie wahr oder erfunden ist, und daß sie deshalb, wenn sie nicht gleich dementiert wird, auch in die ernsten Zeitungen Eingang findet. Und ferner ist mir nicht unbekannt, daß wir Deutschen nicht allein in solcher Verdammnis sind, daß man auch anderswo — wennschon nicht immer mit demselben Zug von Bedientenhaftigkeit — Intimitäten aus höchsten und allerhöchsten Kreisen an die Öffentlichkeit zu zerren liebt. In England bilden die Schilderungen aus der Gesellschaft eine ständige, mit liebevoller Sorgfalt ausgestattete Rubrik der Tagespresse, und im stammverwandten Österreich, zumal in Wien, ist man gewohnt, allen Begebnissen bei Hofe spürsam und mit zärtlichem Interesse nachzugehen. Indes liegen die Verhältnisse gerade in Österreich doch wohl anders. Herrscherhaus und Volk leben dort, wie übrigens allenthalben im deutschen Süden, auf vertrauterem Fuße miteinander als bei uns. Man fühlt sich mehr au pair, gewissermaßen wie in einer großen Familie. Bei uns im preußischen Norden gewinnt das alles ein kaltes, fremdes Licht. Wir haben zwar kein spanisches Hofzeremoniell, aber eine dem Süden fremde Höhe und Würde entfernt doch jede Vertraulichkeit. Und bei den Erörterungen über die Novemberereignisse haben wir alle es doch für wünschenswert erklärt, daß die Einzelheiten des kaiserlichen Tage- und Reisewerks uns vorenthalten bleiben, weshalb seit jener Frist der Hofbericht, der durch den Wolffschen Draht verbreitet zu werden pflegt, von einer erfreulichen Kürze geworden ist. Die Schlußfolgerung aus alledem scheint mir recht nahe zu liegen: „Geh du nicht zu deinem Fürst, wenn du nicht gerufen wirst!" Und schnüffele ihm vor allem nicht in seinen Privatangelegenheiten nach, auf deren diskrete Behandlung er genau dasselbe Menschenrecht hat wie du!

R. B.

*

Wie man ins Verbrecheralbum kommen kann

Man ist im allgemeinen der Ansicht, daß einer schon ganz gehörig etwas „ausgefressen“ haben muß, wenn er als reif für die Aufnahme in das Verbrecheralbum befunden worden ist. Diese Ansicht scheint irrtümlich zu sein und wird revidiert werden müssen, wie ein Fall zeigt, der sich kürzlich in Berlin zutrug. Hier hatte sich ein Mann wegen Lotterievergehens vor der Strafkammer zu verantworten. Der Prozeß schwebt schon seit zwei Jahren, und im letzten Termin kam es endlich dazu, daß der Staatsanwalt eine Geldstrafe von 1600 ℳ beantragte. Der Gerichtshof aber konnte sich zu einer Verurteilung noch nicht entschließen, setzte vielmehr das Urteil aus, bis die vom Verteidiger des Angeklagten noch beantragten Beweise erhoben sind. Die Sache muß demnach einerseits noch sehr unklar liegen, und sie kann andererseits nicht so schlimm sein, weil der Staatsanwalt selbst ja nur eine Geldstrafe beantragt hat. Trotzdem aber ist der „Verbrecher“ für das Verbrecheralbum photographiert worden, man hat ihn nach dem Bertillonschen System gemessen, und man hat sogar nicht unterlassen, sich seiner Fingerabdrücke zu versichern. Auf eine Beschwerde des Anwalts hin lehnte es die Polizei ab, den Schimpf von dem Inkulpaten zu nehmen, und auch der als höhere Instanz angegangene Minister gab einen ablehnenden Bescheid, der mit der eventuell in Aussicht stehenden hohen Strafe begründet wurde. So wird also der einer Schuld noch gar nicht einmal Überführte mit „schweren Jungens“ zusammen das Verbrecheralbum zieren und seine Körpermaße bleiben den Meßakten des Berliner Polizeipräsidiums unwiderruflich einverleibt. Es ergibt sich daraus die für jeden Staatsbürger erhebende Schlußfolgerung, daß jemand, der eine Geldstrafe zu gewärtigen hat, ohne weiteres im Verbrecheralbum verewigt werden kann und mit ministerieller Gutheißung zeit seines Lebens darin verbleiben muß. -z-

*

Vom Nationalstolz

Im Zirkus Busch finden internationale Ringerkämpfe statt. Die Kämpen verteilen sich der Nationalität nach auf Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien, Tunis, Prag und Nordschleswig. So liest man in den Berichten, die, wenn sie nicht direktionsoffiziös sind, von einem wohlinformierten Reporter herrühren.

Man könnte seine objektive Freude haben, mit welcher diplomatischen Finesse die Einteilung vorgenommen ist und z. B. durch die geschickte Nennung von Prag im voraus alle Anstöße vermieden sind, die durch die k. k. Nationalitätenschmerzen irgendwie und irgendwo entstehen könnten. Am meisten aber interessiert Herr Markussen aus Nordschleswig, indem man ihn von den deutschen Ringern einen Abstand halten läßt, der weiter als über Tunis ist. Es ist schon viel, daß man ihn nicht als Südjütländer bezeichnet.

Nachdem sich die Kur- und Fremdenlisten im Schwarzwald allmählich abgewöhnt haben, zwischen „Herr und Frau Schwarz aus Karlsruhe“ und „M. et Mme. Weiß de Strasbourg“ zu unterscheiden, schmiegt man sich diesen Distinktionen nunmehr in der Reichshauptstadt an. Ein halbes Jahrhundert nahezu nach dem Sturm auf Düppel! Die Freude, wie unser Berlinertum diplomatisch wird, hat einen bitteren Geschmack, und wahrhaftig, manchmal möchte man sich wünschen, lieber ein eigensinnig stolzer Nordschleswiger oder Tscheche, als ein Deutscher hujus temporis zu sein. Ed. H.

*

Die Frau der Zukunft

Alle Töchter sollen wie die Söhne für einen Beruf herangebildet werden, nur für einen Beruf, nicht für die Ehe. Will die Frau als Berufsmensch im Falle der Verheiratung ebenbürtig neben dem Manne dastehen, dann muß man sie vom Hausfrauentum möglichst entlasten. Deshalb fort mit den Kindern aus dem Hause, mindestens während des Tages. In Tagesheimen werden die Kleinen, in Schulheimen die schulpflichtigen Kinder viel besser gepflegt und

erzogen als zu Hause. Kinder gedeihen am besten im Kreise von Kindern unter Leitung berufsmäßiger Erzieher. Da werden die Mädchen auch erlangen, was sie am dringendsten brauchen, was ihnen das Haus nur selten geben kann: eine gewisse Härte. Von Anfang an mit bildenden Spielen beschäftigt, durch keinen spezifisch „weiblichen“ Moralkodex verbildet, durch keine Mädchenkleidung gefesselt, in pädagogisch geleiteten Schulen weiter erzogen, werden sie im Wetteifer mit ihren männlichen Schul- und Spielkameraden Menschen werden, statt in der Tretmühle der heutigen Hauswirtschaft zu keuchen.

Diese Sätze verkündet Hulda Maurenbrecher in einer Schrift mit dem kennzeichnenden Titel „Das Allzuweibliche“ (München 1912) und ein Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts“ empfiehlt sie als Ausflüsse höchster Zukunftsweisheit.

Werden die Mädchen wie die Knaben von Anfang an für einen bestimmten Beruf vorgebildet, dann wollen sie zwar nach wie vor gern Frauen, nicht aber auch Mütter werden. In Frankreich ist mit der Zunahme der dort stärker als in Deutschland entwickelten Berufsarbeit der Frau eine empfindliche Abnahme der Geburten eingetreten, und noch bedenklicher in den vorgeschrittenen Kreisen der nordamerikanischen Union. In Berlin-Charlottenburg entfielen auf 1000 Bewohner nur noch 20 Geburten jährlich, fast so wenig wie in Frankreich, gegen 31 im Durchschnitt des Deutschen Reiches.

Wo man zu einer mehr männlichen Ausbildung des weiblichen Geschlechts kommt, sinkt die Zahl der Geburten unaufhaltsam, und man wird sich schließlich, wenn die Kinder ausbleiben, über ihre Heranbildung außerhalb der Familie im Sinne von Hulda Maurenbrecher nicht mehr den Kopf zu zerbrechen haben. P. D.

*

Systematische Erziehung zur Oberflächlichkeit

Das „Vereinsblatt der Frankfurter Frauenvereine“ berichtet begeistert über die einem Mädcheninstitut angegliederte Frauenschule: „Man verlangt von der Frau nicht nur, daß sie die verständnisvolle Kameradin des Mannes ist, sie soll auch den oftmals sehr komplizierten Haushalt organisieren und von hygienischen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten aus führen, sie muß die Entwicklung und Erziehung ihrer Söhne und Töchter leiten und ihren Bestrebungen Interesse entgegenbringen, sie muß gesellschaftliche Verpflichtungen und soziale Fragen in ihr Arbeitsgebiet aufnehmen. Und bei alledem ‚der ruhende Mittelpunkt in der Familie bleiben, in dem nervösen Hasten unsrer heutigen Zeit‘. Natürlich kann die Frauenschule nicht aus jedem jungen Mädchen, das sie absolviert, eine Persönlichkeit machen, die all diesen Anforderungen entspricht, aber sie liefert das Rüstzeug. Theoretischer Unterricht, Pädagogik, Psychologie, Kunst- und Literaturgeschichte, Sprachen, Bürger- und Gesetzeskunde, Volkswirtschaftslehre, Anthropologie u. a. vermittelt die notwendige Grundlage. Daneben kommt die praktische Arbeit im Kindergarten und in der einen oder andern sozialen Organisation. Besonderer Nachdruck wird auf die hauswirtschaftlichen Kenntnisse gelegt.“

Das alles wird natürlich aufs gründlichste gelehrt und gelernt. o.

*

Gelehrtenrepublikanisches

In der Mathematik gibt es das sogenannte Fermat-Problem, dessen Lösung man nicht finden kann, obwohl sie seit mehr als 250 Jahren gesucht wird und sogar ein Preis von 100 000 M dafür gestiftet ist. Ich verstehe nichts davon, auch nicht ganz, weshalb jene so furchtbar wichtig ist; für die hier zu machende Anmerkung ist sie unwichtig, es kommt auf den Spezialanlaß nicht an. (Man hat 3, 4, 5, erhebt man nun 3 und 4 ins Quadrat, 9 und 16, so ergeben diese Zahlen zusammenaddiert das Quadrat der auf 4 nächstfolgenden 5, nämlich 25. Dasselbe gilt noch für andere Zahlenfolgen. Erhebt man sie aber ins Kubik und in noch höhere Potenzen, so stimmt die Erscheinung nicht mehr. Weshalb nicht? Das ist, wenn ich recht verstehe, das seit Fermat, der die „wunderbare“ Lösung hatte, aber sie nicht veröffentlichte, gesuchte Problem.)

Hier interessiert ein anderes Problem. Einer h a t die Lösung, und der sagt sie nicht, auch nicht für 100 000 M. Oder vielmehr zwei kennen sie, der blinde Eugen Dühring und sein Sohn Ulrich. Vertrauenswürdige Gelehrte nehmen als vollkommen glaubhaft an, daß die Dührings die Lösung seit länger besitzen. Sie haben auch schon, um den Verdacht auszuschließen, gewisse Andeutungen gemacht, in welcher methodischen Richtung die Findung gelungen sei. Aber eine zum Ekel gesteigerte Resignation, ein endgültiges Mißtrauen gegen die Objektivität und den Anstand auf seiten der wissenschaftlichen Hierarchie hält diese beiden Männer von der Veröffentlichung zurück. Sie haben zu tief hineingeschaut in die Systematik des Totschweigens nebst der des Maßgeblich- und Berühmtwerdens, um überhaupt noch mitzutun. Sie glauben auch an keine hochakademischen Preisrichter mehr.

Damit liegt nun zwar ein ganz extremer Fall vor, daß in einem mißhandelten Selbstdenker eine derartige argwöhnische Verachtung sich angesammelt hat, und man möchte da nicht zustimmen. Sicherlich aber ist es nicht immer glückbringend, wenn man scharfsichtiger und bedeutender ist, als im Durchschnitt für die Zunft sich schickt. Es bedarf der besonderen Bedingungen, die da vor Schaden behüten. Entweder ist man gleichzeitig mit der praktischen Begabung ausgestattet, die mit der Überlegenheit auch etwas Kluges anzufangen und das Geeignete aus ihr zu machen weiß. Oder man ist so einlinig veranlagt, niemals über die Menschen und Dinge, die nicht genau zum eigenen geistigen Kreis gehören, etwas Kritisches zu denken, und so erhält man sich von jenen eine optimistisch ideale Vorstellung. Glücklich sind, die reinen Herzens sind, gilt auch in dieser Form. Bedeutenden Medizinern z. B. verhilft oft zu dieser wohldenkenden Einstellung ganz von selber der Umstand, daß sie übermäßig im Beruf beschäftigt sind. Sie gefährden fremde Scheingrößen nicht; man braucht ihnen kein Bein zu stellen, darf ihnen gönnen. Wer aber von allen möglichen Zuständen und Menschlichkeiten begreift, wie sie in Wirklichkeit beschaffen sind, und das dann noch ohne persönliche Taktik allein aus Erkenntnissinn herausſagt, der ist bald wider Willen Diogenes, nur daß man ihn nicht humoristisch nimmt.

Das ist die eine Ursachengruppe für das beliebte Totschweigen (oder auch aggressiv perfide Totmachen). Die andere ist der Denkfehler: tüchtige, wichtige, bahnbrechende Leistung müsse von selber gewürdigt werden. Durch wen sollte sie's, in einer Welt von beengtem Wettbewerb? Der kleinste Kärrner der Wissenschaft bringt es zu was, wenn er in der Wahl seiner Lehrer vorsichtig war, die aus ihm den verpflichteten Jünger machen und die Einleitung seiner Karriere übernehmen. Wer aber ohne Zugehörigkeit zu solcher Gemeinschaft auch noch gescheiter als das Gros ist, der muß schon genau überlegen, wie er den „verehrten Kollegen“ und mißgünstigen Fachgenossen zwingt. Die Ergebnisse, die man der Wissenschaft als ungewöhnliche erwirbt, muß man erst noch zu inszenieren verstehen, damit sie von der Wissenschaft auch aufgenommen und an die gebührende Stelle eingeordnet werden. Zumal in den sogenannten Geisteswissenschaften; der Physiker, Experimentator, der seine Entdeckung sichtbar beweisen kann, ist darin unendlich günstiger gestellt. Die Zierden des Fachs, als die Männer mit sonst größerem Blick, brauchen gar nicht etwa aus Böswilligkeit vorbeizuschielen. Ohne genügenden Selbsthinweis des Homo novus sind sie nur einfach achtlos, haben anderes zu tun; man muß sie nötigen, zur verstehenden Aufmerksamkeit führen. Das Gefährlichste bleibt es aber immer, im Erkennen zwei Schritte auf einmal voraus zu tun. Nur einen, noch besser zwei halbe! Dann schon innehalten, mit Begleitartikelchen und bescheiden verkapptem Selbstkultus die Fachzeitschriften füllen, Fachkongresse bereisen, seine Ansprüche in Vorträge kleiden und so lange auf den immer einen Punkt schlagen, bis man glaubwürdig und unumgänglich geworden ist; dann wieder ein wenig weiter. Wer das versäumt und wer verkennt, weshalb der kleinbegrenzte Spezialist eher zu seinem Recht kommt, der fällt mit Lei-

stungen, wovon bei richtiger Parzellierung ein halbes Dutzend von Sitzfleischgelehrten auskömmlich lebenslang berühmt werden könnte, in den Chausseegraben, der ganze Troß zieht an ihm vorüber und er mag den Staub schlucken. Die Tragik der bei Lebzeiten Verkannten, Verlachten, als pathologisch Aufgefaßten war immer, daß sie zu Vieles, zu Unerhörtes auf einmal hatten, zu früh herauskamen; nirgends gilt wie hier, daß weniger als mehr wirkt. Ed. Heyck

*

Wer ist schuld?

Wenn irgendwo ein Schüler wegen Nichtversetzung sich eine Kugel durch den Kopf jagt oder auf andere Weise ums Leben bringt, dann haben viele Leute nichts Besseres und Bereiteres als: „Die Schule ist schuld." Und doch sind es, wie dem mit Recht in der „Berl. Volkszeitung" entgegengehalten wird, in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen einzig und allein ungebildete, unverständige, törichte Eltern, die den auf die „hohe Schule" gebrachten Sohn dahin bringen, daß er nicht mehr ein noch aus weiß. „Für die seelische Entwicklung ihres Sprößlings haben solche Eltern kein Verständnis. In den schweren Konflikten im Innern eines jungen Menschenkindes als Ratgeber und freundliche Helfer zu dienen, sind sie unfähig. Für die Grenzen der Begabung ihres Sohnes fehlt ihnen jeglicher Maßstab.

Nur das *eine* wollen diese Eltern: Der Junge muß die *Berechtigungen* erreichen, die mit dem Besuch der höheren Lehranstalten verbunden sind: Einjährigenzeugnis, Primanerreife, Abiturientenzeugnis. Ob's in dem Hirne des Knaben dazu langt oder nicht, das ist den Eltern, eitel wie sie sind, gleichgültig. Was für ein furchtbarer Ballast unbegabter Knaben quält sich auf den höheren Lehranstalten herum! Gute, fleißige Jungen oft, aber der Grips reicht nicht aus! Sie büffeln stundenlang an Dingen herum, die von den begabten Knaben in wenigen Minuten erledigt werden. Und so quälen sich diese bemitleidenswerten Jungen von einem Jahre zum andern durch. . . . Eine übel angebrachte Nachsicht der Lehrer duldet sie viel zu lange auf den Schulbänken; unterdes solche Knaben, hätten sie beizeiten einen praktischen Beruf ergriffen, im bürgerlichen Leben längst die Anwartschaft darauf hätten erwerben können, in ihrem Fache tüchtige, hervorragende Männer zu werden. Es mag die Schuld der Schule sein, daß sie aus falscher Gutmütigkeit oder aus Mangel an rechtzeitigem Erkennen der Grenzen der Begabung den Ballast der Unbegabten nicht rechtzeitig abstößt. Aber viel größer ist die Schuld der *Eltern*, die als *Erzieher* völlig versagen und die außerdem um der ‚Berechtigungen' willen einen unbegabten Sohn einer jahrelangen Schultortur aussetzen und ihn mit den unsinnigsten Vorwürfen überhäufen, wenn die Zensur nicht den gehegten Erwartungen entspricht oder der Junge sitzengeblieben ist.

Daher eine Mahnung und eine Warnung: Wenn nicht alle Einzelheiten eines Schülerselbstmordes bekannt sind, wenn nicht die *Ursache* der Katastrophe zweifelhaft festgestellt ist, dann hüte man sich davor, von vornherein und ohne jede weitere Erwägung die Schuld auf die *Schule* zu schieben . . . Unser höherer Schulbetrieb ist ganz und gar nicht ideal; es gibt dort vieles, was besser sein könnte; aber Anstalten zur Züchtung von Selbstmördern sind unsere höheren Schulen *nicht*. An ihnen als den einzig Schuldigen liegt es *nicht*, wenn in den letzten Jahren die Zahl der Schülerselbstmorde zugenommen hat." th.

*

Eine Familienanzeige

Im „Berliner Tageblatt" findet sich folgende Familienanzeige:

„Susanne Maria Steinthal vient de paraitre. Walther und Frieda Steinthal. Berlin, den 27. Februar 1912."

Gott, wie vornehm!

*

Namenswechsel

Es kommt auf dieser Welt viel darauf an, wie man heißt. Der Name tut viel." Diesen Ausspruch Heines haben gewisse Schriftsteller befolgt und sich neue Namen beigelegt, weil sie mit ihren alten nicht zu-

frieden waren. Lothar Schmidt beklagt sich über fortwährende Verwechselungen mit Rudolf Lothar. Lothar Schmidt heißt eigentlich Goldschmidt, Rudolf Lothar eigentlich Spitzer. Anscheinend war den beiden Herren der jüdische Klang ihrer Namen unangenehm, sie beseitigten ihn und kamen einander ins Gehege. Ein früherer Offizier namens Konrad Alberti ist unter die Schriftsteller gegangen. Darauf verlangte Herr Sittenfeld, der Offizier möge einen anderen Namen annehmen, nachdem er sich selbst den Namen Konrad Alberti beigelegt habe. „Die Krone eines guten Namens ist höher als alle", so heißt es im Talmud. Die Praxis der Namenswechsler zeigt eine mindestens spitzfindige Auslegung ihres Gesetzbuches. P. D.

*

„Erschließung von Aussichtsbergen für den Touristenverkehr"

Vor einigen Wochen wurde in der Tagespresse berichtet über das Projekt einer Drahtseilschwebebahn auf den Dobratsch (bei Villach) in Kärnten. Der Dobratsch ist ein Berg von selten schöner Aussicht mit einer Höhe von 2167 m. Kürzlich tauchte nun in Villach der Plan auf, dem Dobratsch die besondere Zierde einer Automobilstraße anzutun, da „er sich dafür außerordentlich eigne". Die Straße würde bei einer Länge von 20 km einen Höhenunterschied von 1650 m überwinden. Die Kosten werden auf 500 000 Kronen geschätzt. — Vom Standpunkt selbst eines „gemäßigten" Naturfreundes wird dazu wohl einiges zu bemerken sein. Sollten solche Bestrebungen „zur Hebung des Fremdenverkehrs" an Boden gewinnen, so wird bald jeder Aussichtsberg, der „sich dazu eignet", mit einer „staubfreien" Automobilstraße begabt werden; eine Fahrt auf einer Bergbahn wird gegen solche „moderne" Erscheinungen des Verkehrs noch der reinste Naturgenuß sein; Menschen, die sich fürderhin die Berge ohne Wagen von oben besehen wollen, werden wahrscheinlich dann wegen „unlauteren Wettbewerbs" bestraft werden. H. S.

*

Sprachgefühl

Zu den Sprachgreueln, die sich vor einem Menschenalter im Widerspruch gegen den Sinn der deutschen Sprache eingebürgert haben, gehört, daß etwas „mich" Geld kostet, daß man „mich" etwas versichert, oder „mich" eine Materie lehrt. Die Sprache schuf für die Fälle, wo mir etwas nützt oder schadet, man mir etwas gibt oder mitteilt, den Dativ. Nur durch die Verlegung unserer Kultur in die Spreegegenden konnte dieses Wrangel-Deutsch, daß man „mich" lehrt, während doch der Lehrstoff das ist, was gelehrt wird, oder daß man mich versichert wie ein Haus, ein Roß, möglich werden.

Nun hat ein weißer Rabe von Schulmann ein Buch geschrieben: „Was lehren einem Schulmanne Dänemark und Schweden?" Sehr glücklich ist ja der Titel nicht, schmeckt nach Schulaufsatz. Das ist hier aber nebensächlich, der Titel ist richtig gedacht, und es ist weit mit der Verlotterung des Sprachinstinkts bei uns gekommen, wenn nun dieselbe Meute, die beihilft, daß von Jahr zu Jahr unsere Muttersprache abscheulicher jargonisiert und plebejisiert wird, mit Gezeter des Hohns über den unglücklichen Pädagogen herfällt und ihm in der Grammatik eine öffentliche 5 mit Distellaub erteilt. Hoffentlich läßt der Mißhandelte das nicht auf sich sitzen und rollt einmal die ganze Frage auf. Ed. H.

*

1000 Meter Dramen

sofort für vierte Woche zu kaufen gesucht. — Also als große Anzeige zu lesen auf dem Umschlag der Zeitschrift „Bild und Film". Und da wagen sich unsere Dramatiker noch über mangelnde Förderung zu beklagen! o.

*

Potemkinsche Dörfer im preußischen Kunstetat

Im preußischen Abgeordnetenhause hat der Abgeordnete v. Goßler unter guter Begründung als Ursache der schweren sozialen

und künstlerischen Mißstände in unserm Musikleben die schlechte Vorbildung der Musiklehrer bzw. das elende Pfuscher- und wüste Spekulantentum nachgewiesen, das sich in diesem Berufe ungehindert breitmachen darf. Er forderte unter dem „allseitigen Beifall" des Hauses Abhilfe gegen diese Übelstände im Musik l e h r beruf.

Darauf erwiderte der Ministerialdirektor, es geschehe doch viel mehr, als man meine. Zwar daß alles in allem nur 400 000 ℳ aufgewendet würden, bestritt er nicht. Aber — nein, es geschah nicht als Einschränkung, die Posten marschieren selbständig auf. 269 000 ℳ erhalte die Königliche Hochschule für Musik; einige andere Konservatorien erhalten Zuschüsse; eine Haydn-Ausgabe wird unterstützt, ebenso die „Denkmäler der deutschen Tonkunst".

Weiß der Herr Ministerialdirektor wirklich nicht, daß alle diese „Taten" mit der Ausbildung eines Musik l e h r e r berufs nichts zu tun haben? Oder rollte er nur diese Gebilde von fadenscheinigem Glanze auf, um die Abgeordneten von der Sache abzulenken? Jedenfalls haben die Potemkinschen Dörfer wieder einmal ihre Schuldigkeit getan. Eine dröhnende Schlußfanfare von der Herrlichkeit deutscher Musik, allseitiges Bravo, und — das elendeste Pfuschertum kann ruhig unsere Musikkultur weiter unterwühlen. Von Staates wegen droht ihm keine Gefahr. S.

*

Ordnung muß sein

Seine Eminenz, der Herr Erzbischof von Köln hat bekanntgemacht, daß er in Zukunft neue Kirchenbauten nur noch genehmigen werde, wenn sie streng im romanischen oder gotischen Stile gehalten seien. Jegliche Stilfreiheit sei aufs strengste verpönt; auch die Sakristeianbauten müßten in den alten Stilen gehalten sein.

Der Erlaß verkündet noch nicht, daß ein amtliches Musterbuch für Außen- und Innenbau der Kirchen vorhanden, und daß aus einer erzbischöflichen Bauzentrale alles — vom Fundament bis zum Turmknopf — in der vorgeschriebenen Form fertig zu beziehen sei. Wie beim Hemdenschneider Brustumfang und Länge, ist für diese Kirchenfabrikanten die Platzgröße anzugeben — dann wird unbedingt „passend" geliefert.

Dem ††† Geist einer neuzeitlichen Baukunst, den man auch im katholischen Kirchenbau auf der Düsseldorfer Ausstellung sich regen sah, ist damit für die Erzdiözese Köln das Lebenslicht ausgeblasen.

Der Vorfall ist aber auch sonst lehrreich. Katholische Bischöfe kennen ihr Sprengel genau. Auf ihren Firmreisen kommen sie, meist zu Wagen, von Ort zu Ort. Man kann nun gar nicht so blind sein, daß man nicht erkennt, wie oft der ältere Kirchenbau aus der Landschaft herauswächst, wie in diesen Fällen die Kirche mit dem um sie liegenden Dorf zur Einheit zusammenschmilzt. Wo dagegen neue „korrekte" romanische oder gotische Kirchen in den Dörfern stehen, da starren sie als ein Fremdkörper in der Landschaft, stehen sie kalt und fremd im Dorfe.

Und dieser Typus soll nun die Regel werden. Das ist ein Zeichen des G e i st e s, der die Kirche beherrscht. Starr und kalt will sie herrschen, ihre Macht aufzwängen. Der Geist der Liebe, der traulichen Innerlichkeit ist dahin. S.

*

Um die Stärkung des religiösen Empfindens

bemüht sich eine Hamburger Glashandlung und Schleiferei, wie folgende Anzeige im dortigen „Korrespondenten" beweist:

„Zur Konfirmation! Gläser mit Kirchen, Seidel und Krüge mit Monogramm."

Man sieht: nicht nur die Liebe geht durch den Magen. O.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIV. Jahrg. Mai 1912. Heft 8

Zwei Bruchstücke aus

Ich aber preise die Liebe

Lyrisches Spiel in 2 Aufzügen

Dichtung von **Max Morold** — Musik von **Josef Reiter**

1. ZWIEGESANG ZWISCHEN KLOPSTOCK UND BODMER

Ruhig (Klopstock spricht noch immer mehr vor sich hin als zu Bodmer) Klopstock (schwärmerisch)

GESANG

p

Schön ist Mut - ter Na -

1. Geige.

p gesangvoll

PIANO

0. p 3 3

Hr. p

Cl.

Hfe. p
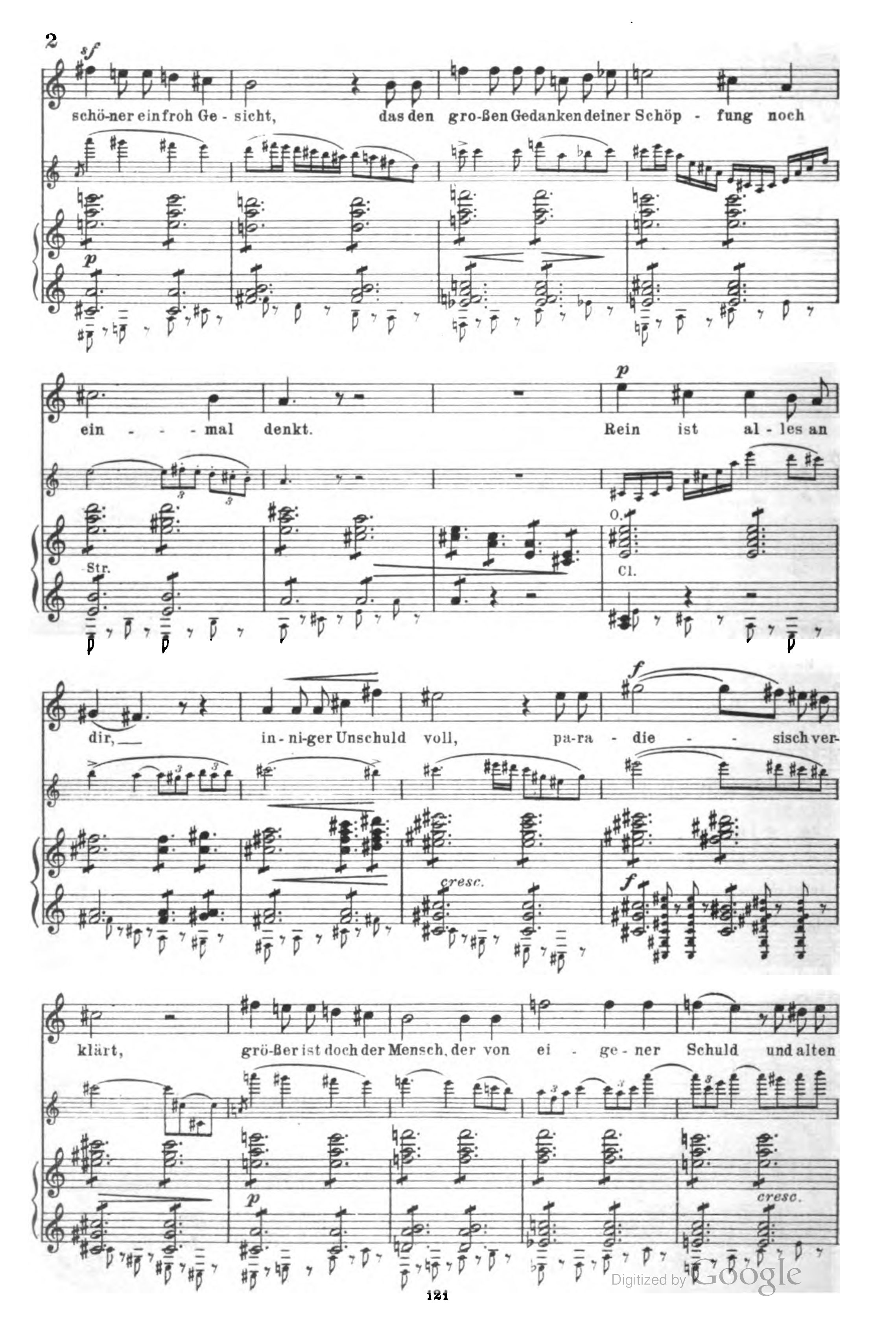
Vc. pizz.
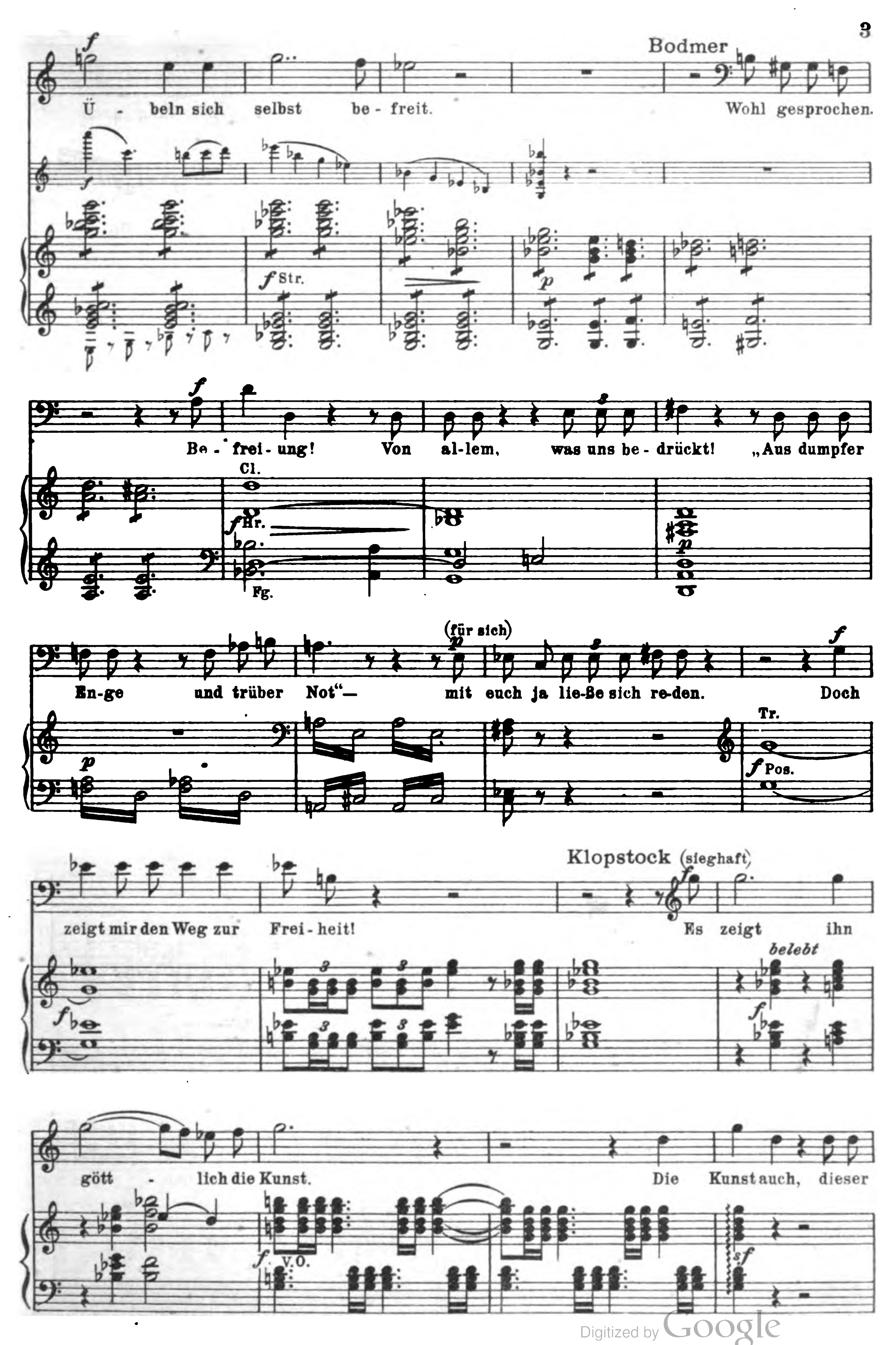
3
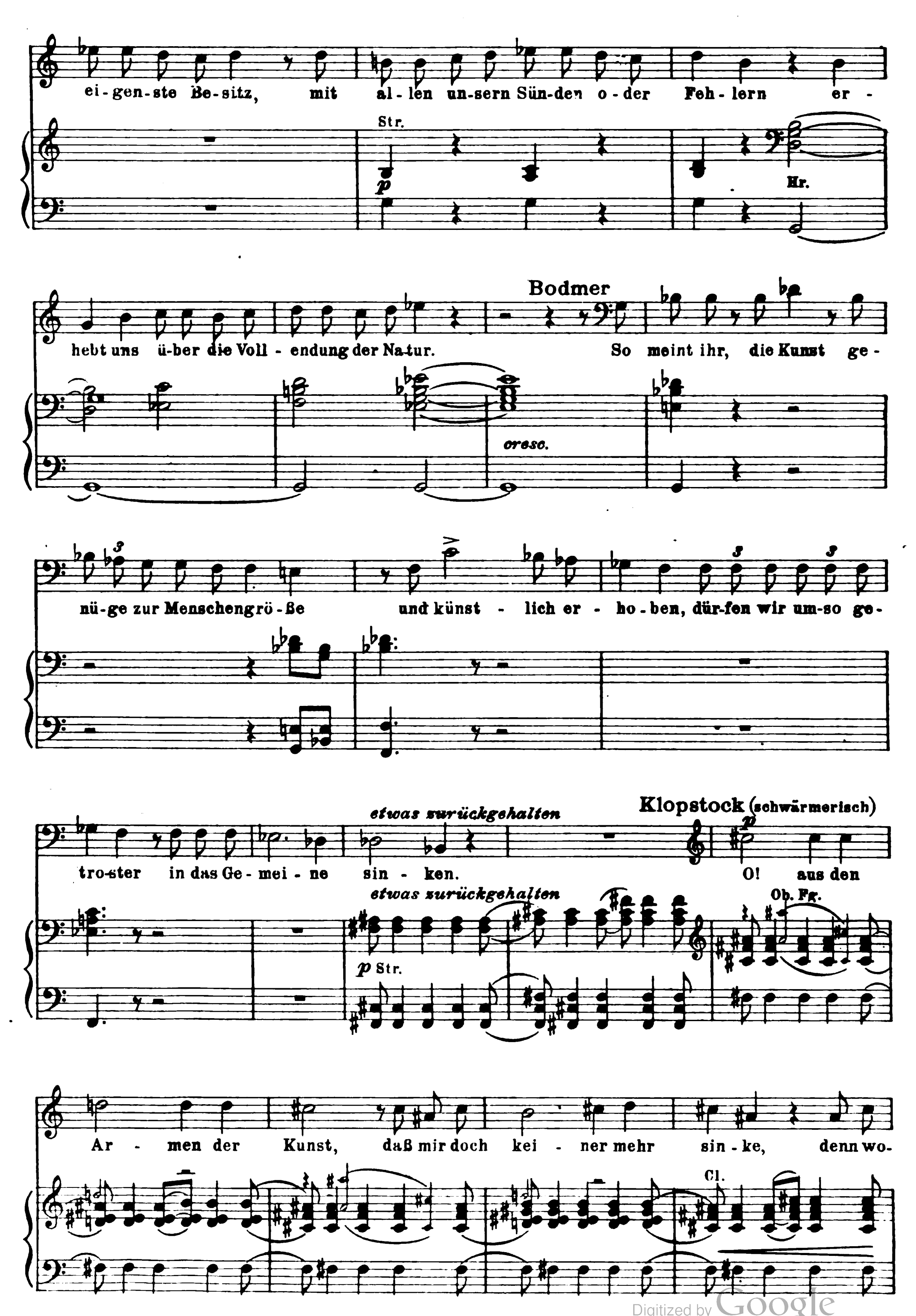
tur, deiner Erfindung Pracht, auf die Flu - ren ver - streut,
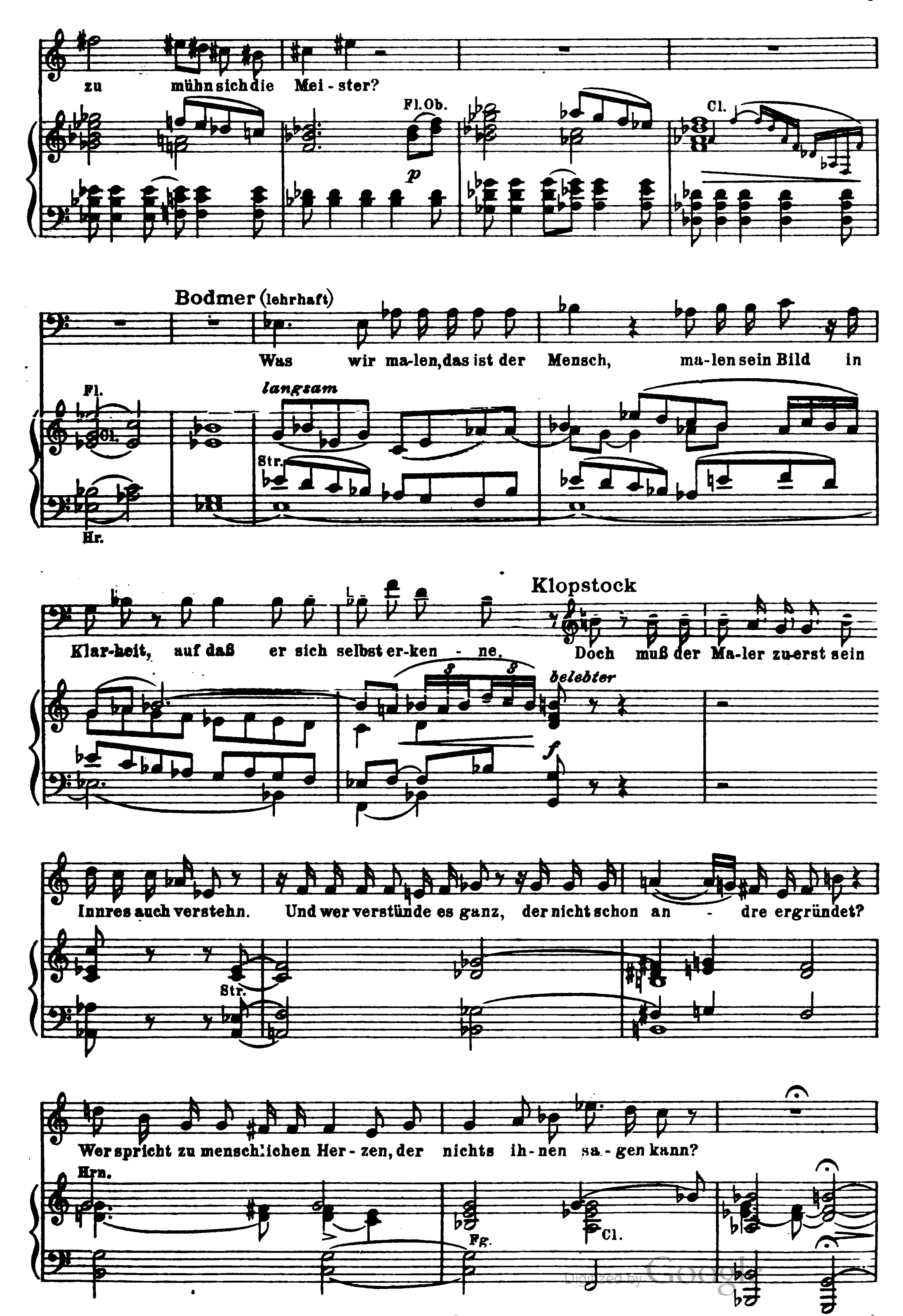
Fl.

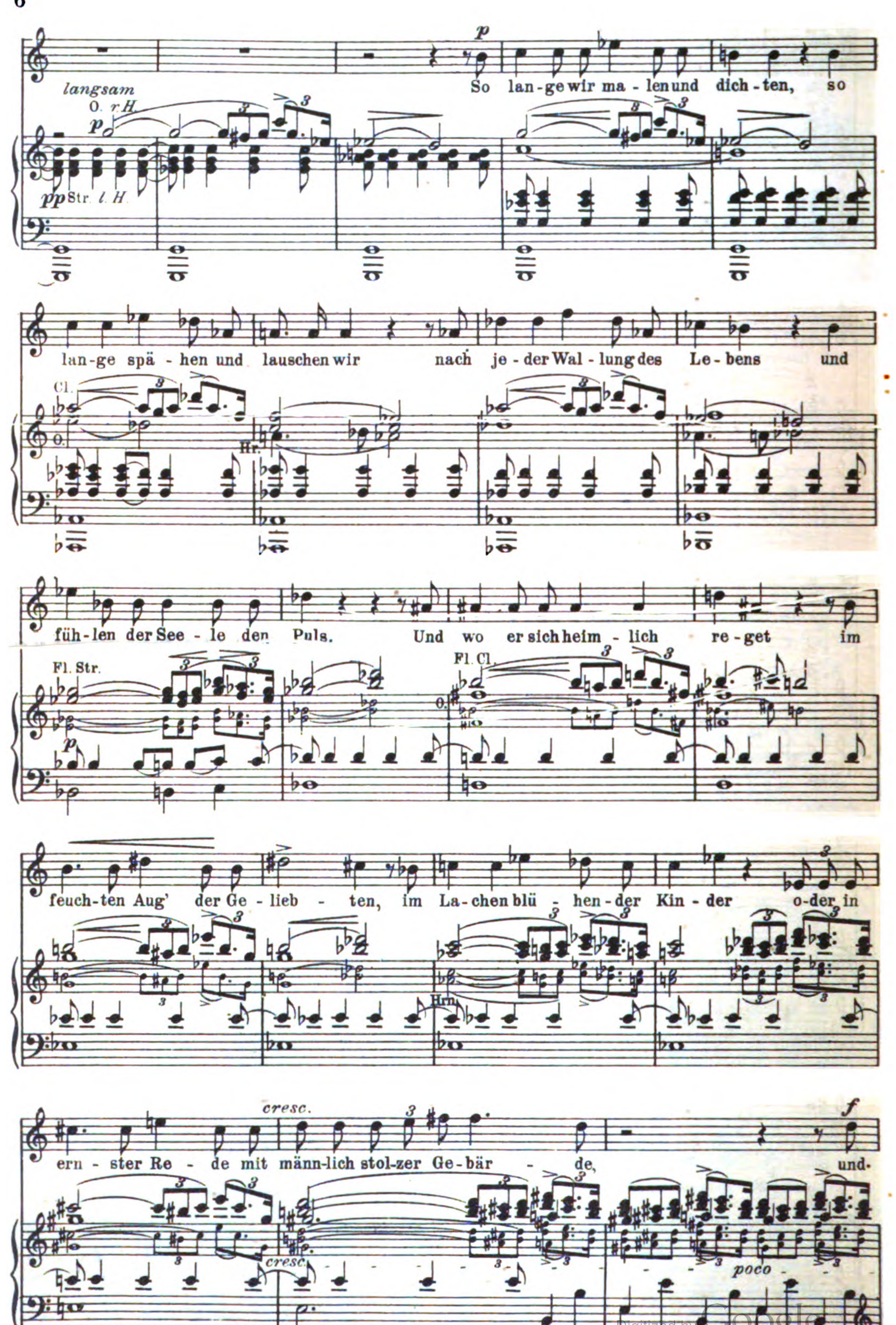
Fg.
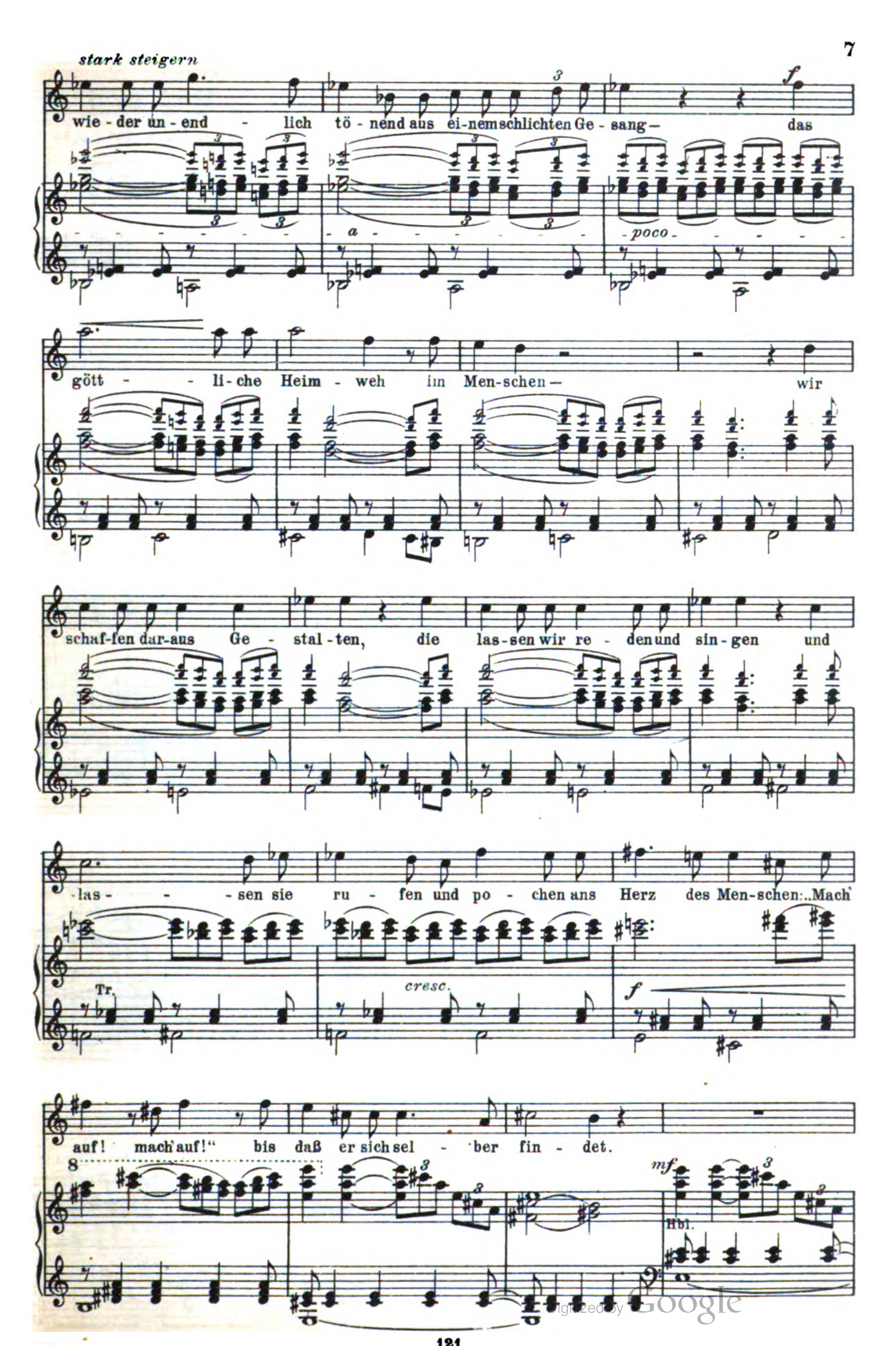

sf
schö-ner ein froh Ge - sicht, das den gro-ßen Gedanken deiner Schöp - fung noch
p
ein - - - mal denkt.
Str.
p
Rein ist al - les an
O.
Cl.
dir, in-ni-ger Unschuld voll, pa-ra - die - - sisch ver-
cresc.
f
f
klärt, grö-ßer ist doch der Mensch, der von ei - ge-ner Schuld und alten
p
cresc.
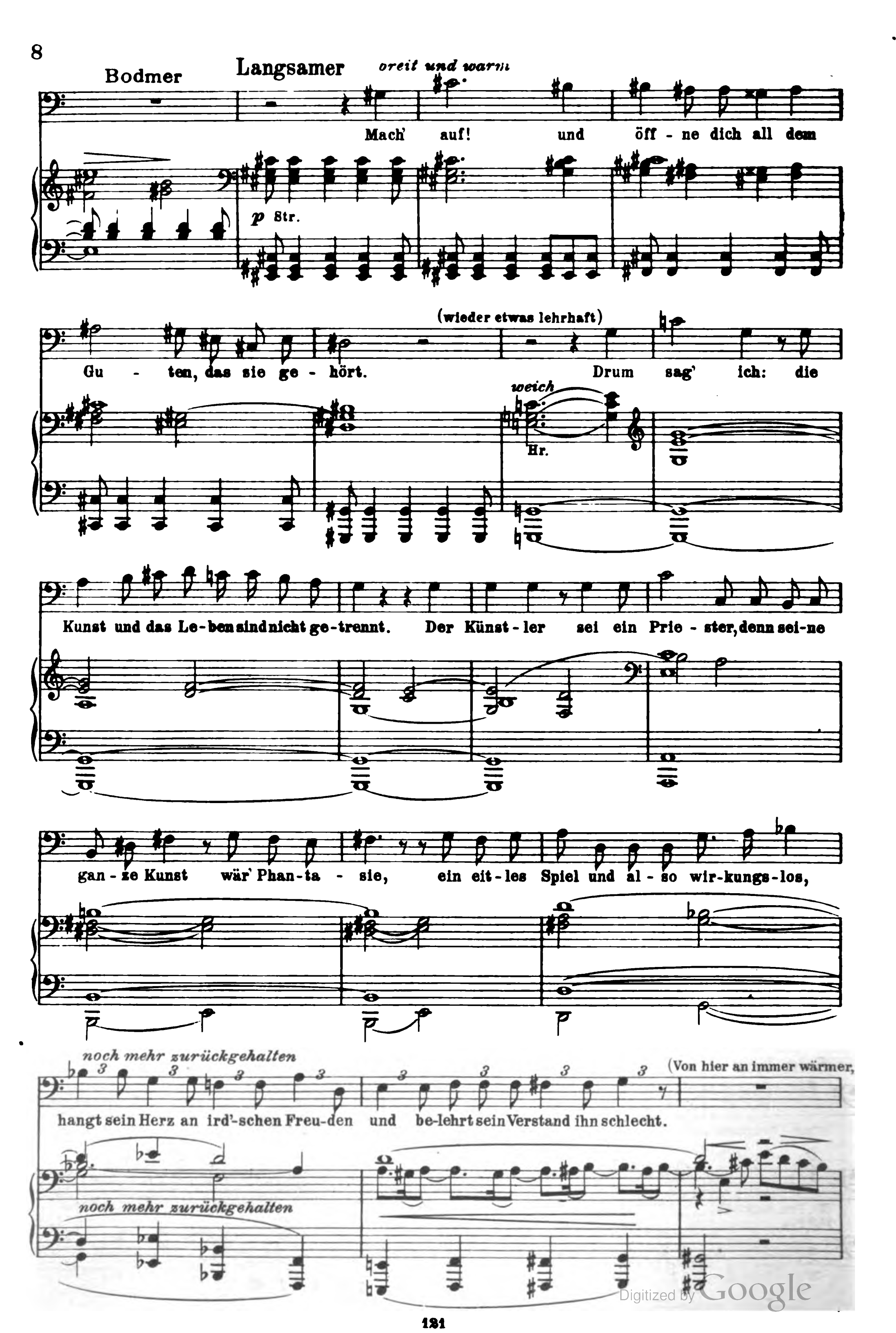

Bodmer
Ü - beln sich selbst be - freit.
Wohl gesprochen.
Str.
Be - frei - ung! Von al-lem, was uns be - drückt! „Aus dumpfer
Cl.
Hr.
Fg.
(für sich)
En-ge und trüber Not“— mit euch ja lie-ße sich re-den. Doch
Tr.
Pos.
Klopstock (sieghaft)
zeigt mir den Weg zur Frei - heit!
Es zeigt ihn
belebt
gött - lich die Kunst.
Die Kunst auch, dieser
V.O.
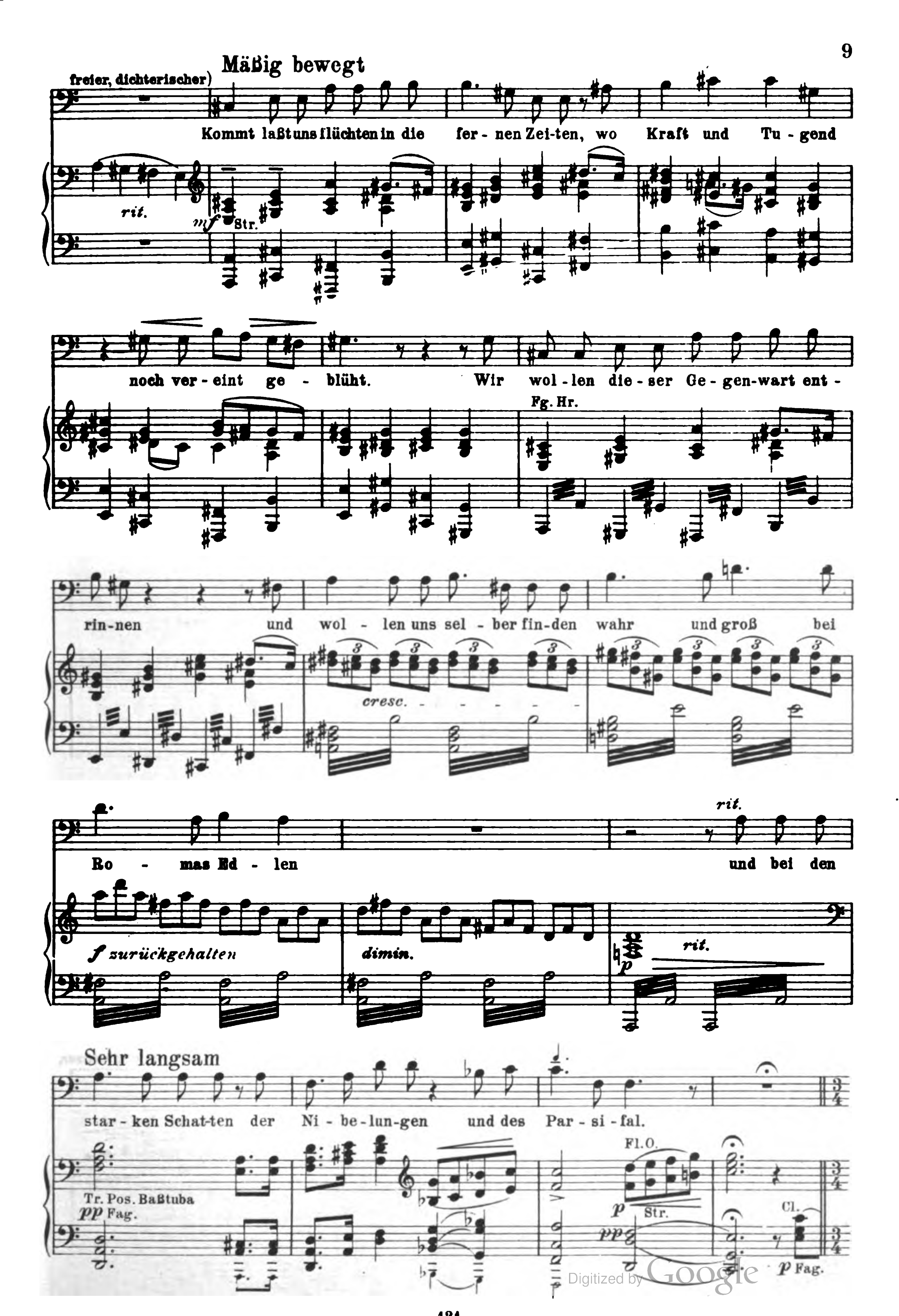

ei-gen-ste Be-sitz, mit al-len un-sern Sün-den o-der Feh-lern er-
Str.
p
Hr.
Bodmer
hebt uns ü-ber die Voll-endung der Na-tur. So meint ihr, die Kunst ge-
cresc.
nü-ge zur Menschengrö-ße und künst-lich er-ho-ben, dür-fen wir um-so ge-
etwas zurückgehalten
Klopstock (schwärmerisch)
p
tro-ster in das Ge-mei-ne sin-ken. O! aus den
p Str.
Ob. Fg.
Ar-men der Kunst, daß mir doch kei-ner mehr sin-ke, denn wo-
Cl.


zu mühn sich die Mei - ster?
Fl. Ob.
p
Cl.
Bodmer (lehrhaft)
Was wir ma-len, das ist der Mensch, ma-len sein Bild in
Fl.
Ob.
langsam
Str.
Hr.
Klar-heit, auf daß er sich selbst er-ken - ne.
Klopstock
Doch muß der Ma-ler zu-erst sein
belebter
f
Innres auch verstehn. Und wer verstünde es ganz, der nicht schon an - dre ergründet?
Str.
Wer spricht zu menschlichen Her - zen, der nichts ih-nen sa - gen kann?
Hrn.
Fg.
Cl.
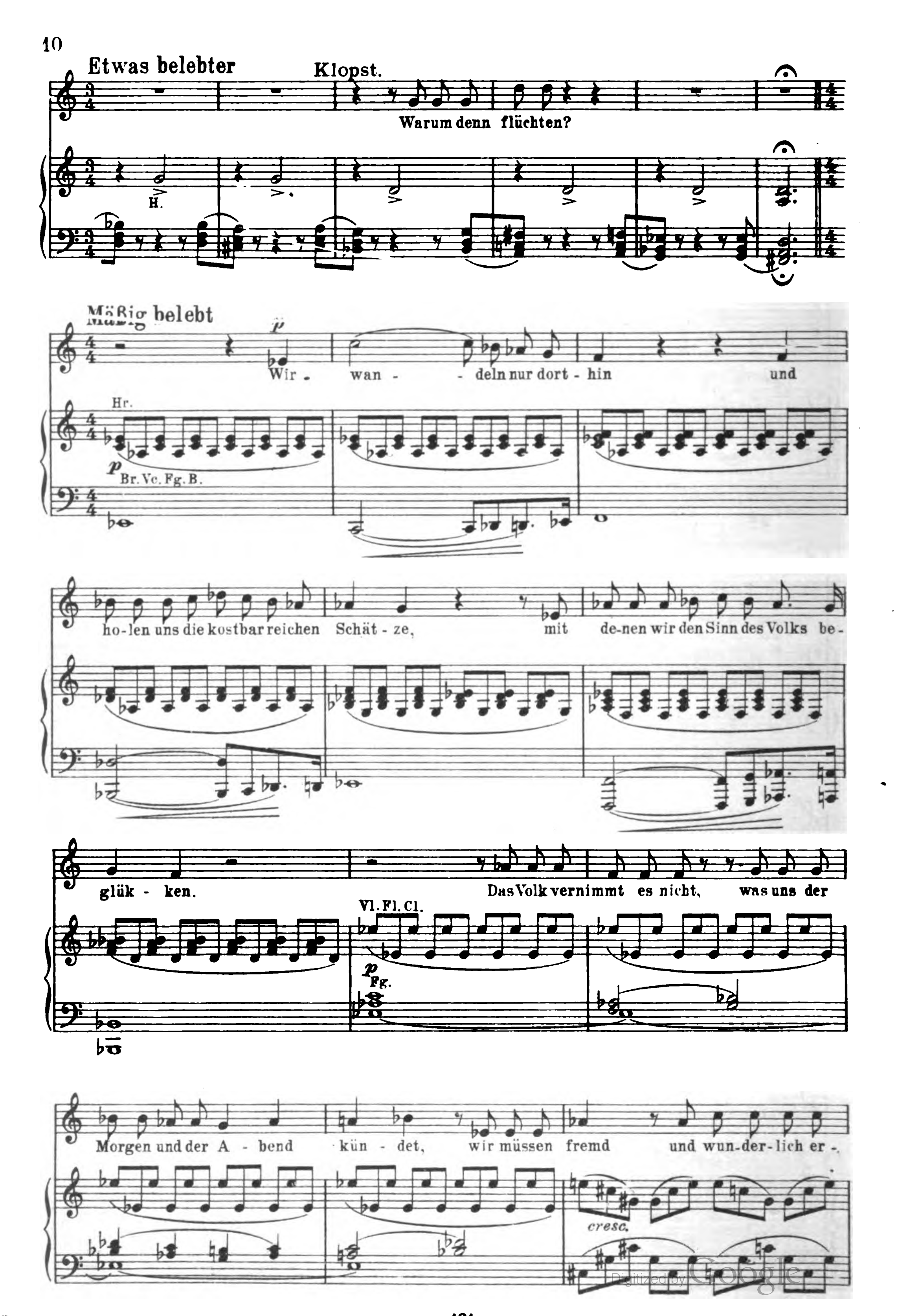

p
So lan-ge wir ma-len und dich-ten, so
langsam
O. r.H.
p
pp Str. l. H.
lan-ge spä-hen und lauschen wir nach je-der Wal-lung des Le-bens und
Cl.
Hr.
füh-len der See-le den Puls. Und wo er sich heim-lich re-get im
Fl. Str.
Fl. Cl.
p
feuch-ten Aug' der Ge-lieb-ten, im La-chen blü-hen-der Kin-der o-der in
Hrn.
cresc.
ern-ster Re-de mit männ-lich stol-zer Ge-bär-de, und
cresc.
poco
f
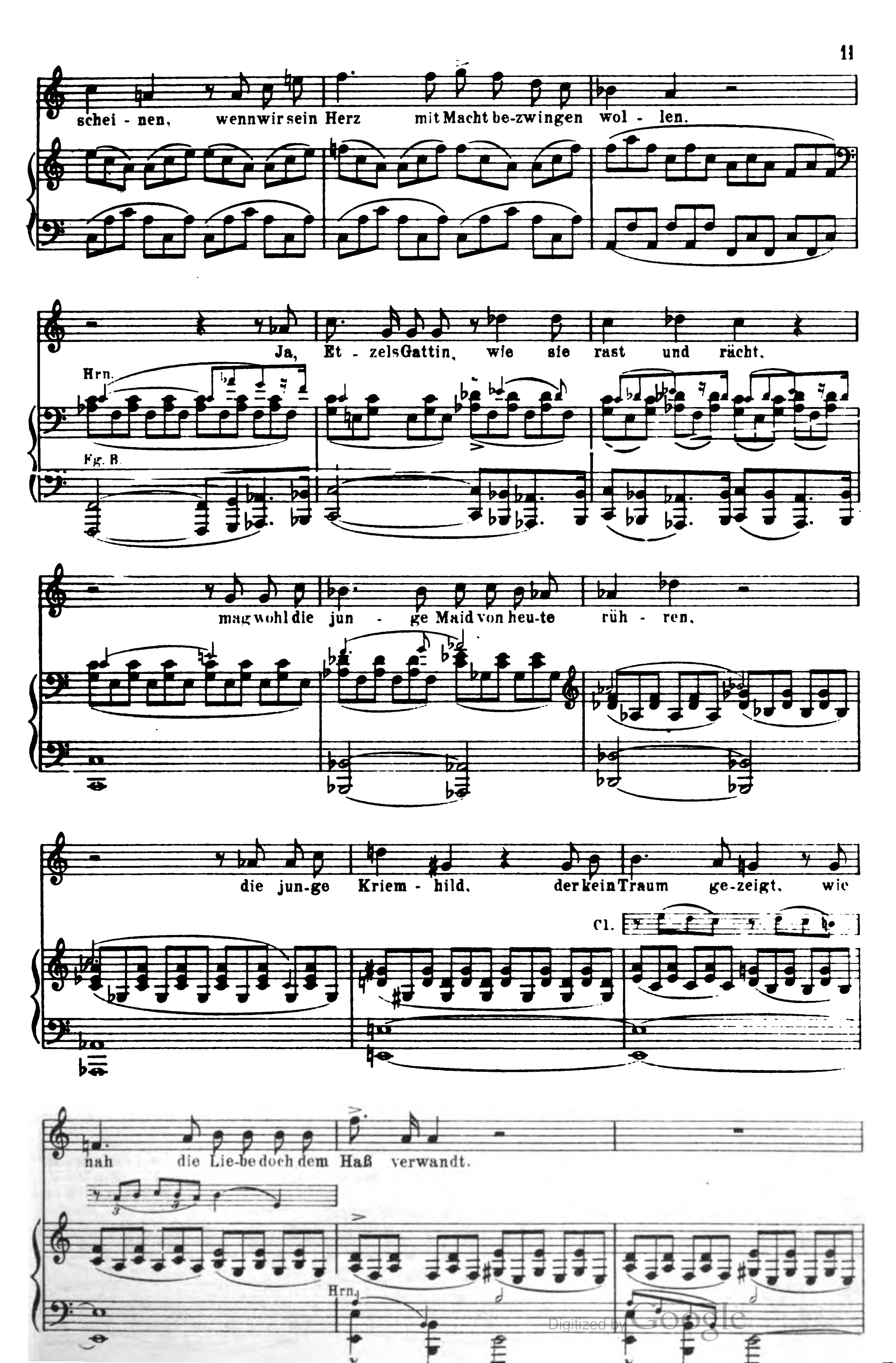

stark steigern
wie-der un-end - lich tö-nend aus ei-nem schlichten Ge-sang- das
a -
poco -
gött - - li-che Heim-weh im Men-schen— wir
schaf-fen dar-aus Ge - stal-ten, die las-sen wir re - den und sin-gen und
las- - sen sie ru - fen und po - chen ans Herz des Men-schen: „Mach
Tr.
cresc.
f
auf! mach auf!" bis daß er sich sel - ber fin - det.
8
mf
Hbl.
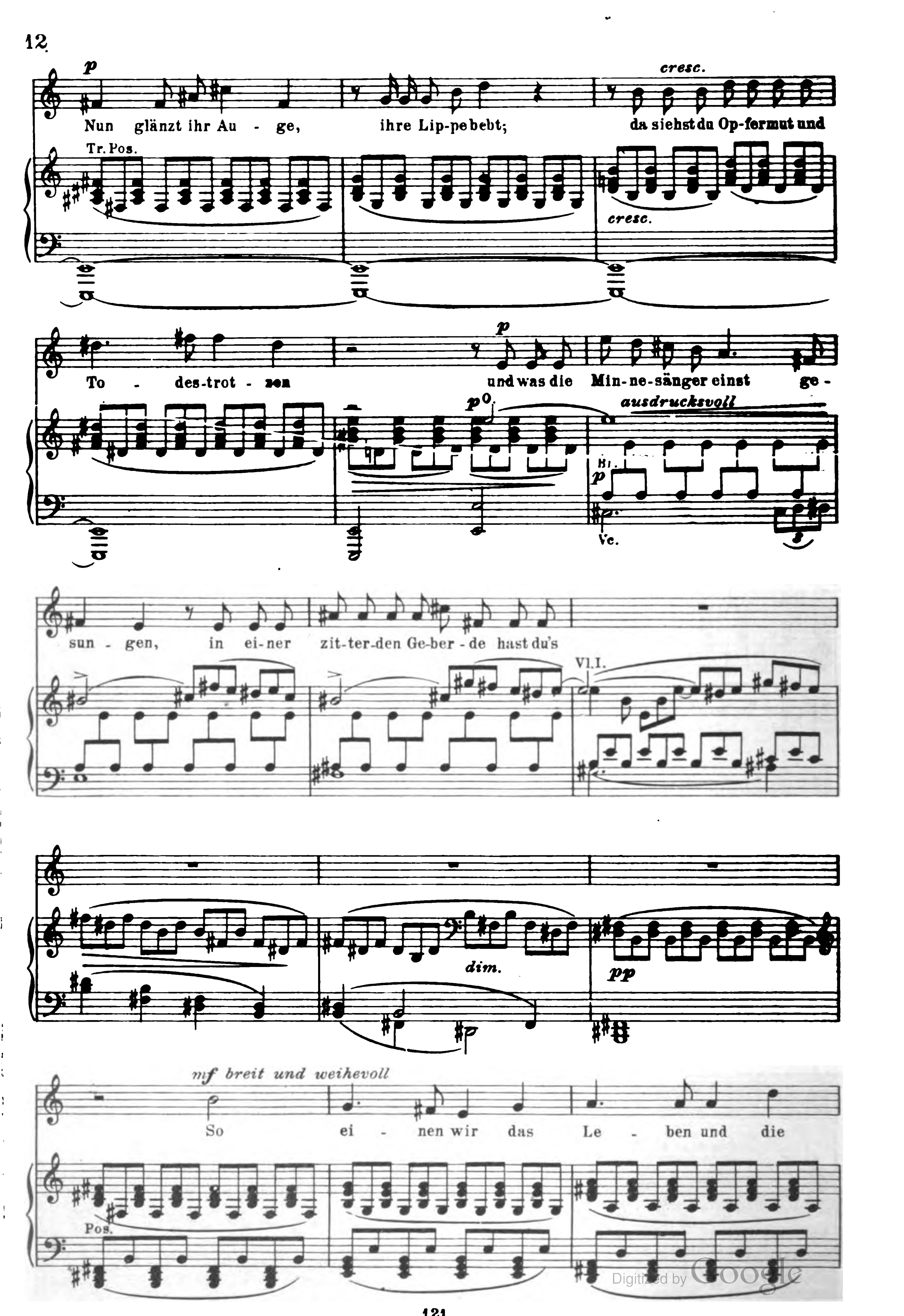

Bodmer
Langsamer
breit und warm
Mach' auf! und öff - ne dich all dem
p Str.
(wieder etwas lehrhaft)
Gu - ten, das sie ge - hört. Drum sag' ich: die
weich
Hr.
Kunst und das Le-ben sind nicht ge-trennt. Der Künst-ler sei ein Prie-ster, denn sei-ne
gan-ze Kunst wär' Phan-ta - sie, ein eit-les Spiel und al-so wir-kungs-los,
noch mehr zurückgehalten
hangt sein Herz an ird'-schen Freu-den und be-lehrt sein Verstand ihn schlecht.
(Von hier an immer wärmer,
noch mehr zurückgehalten
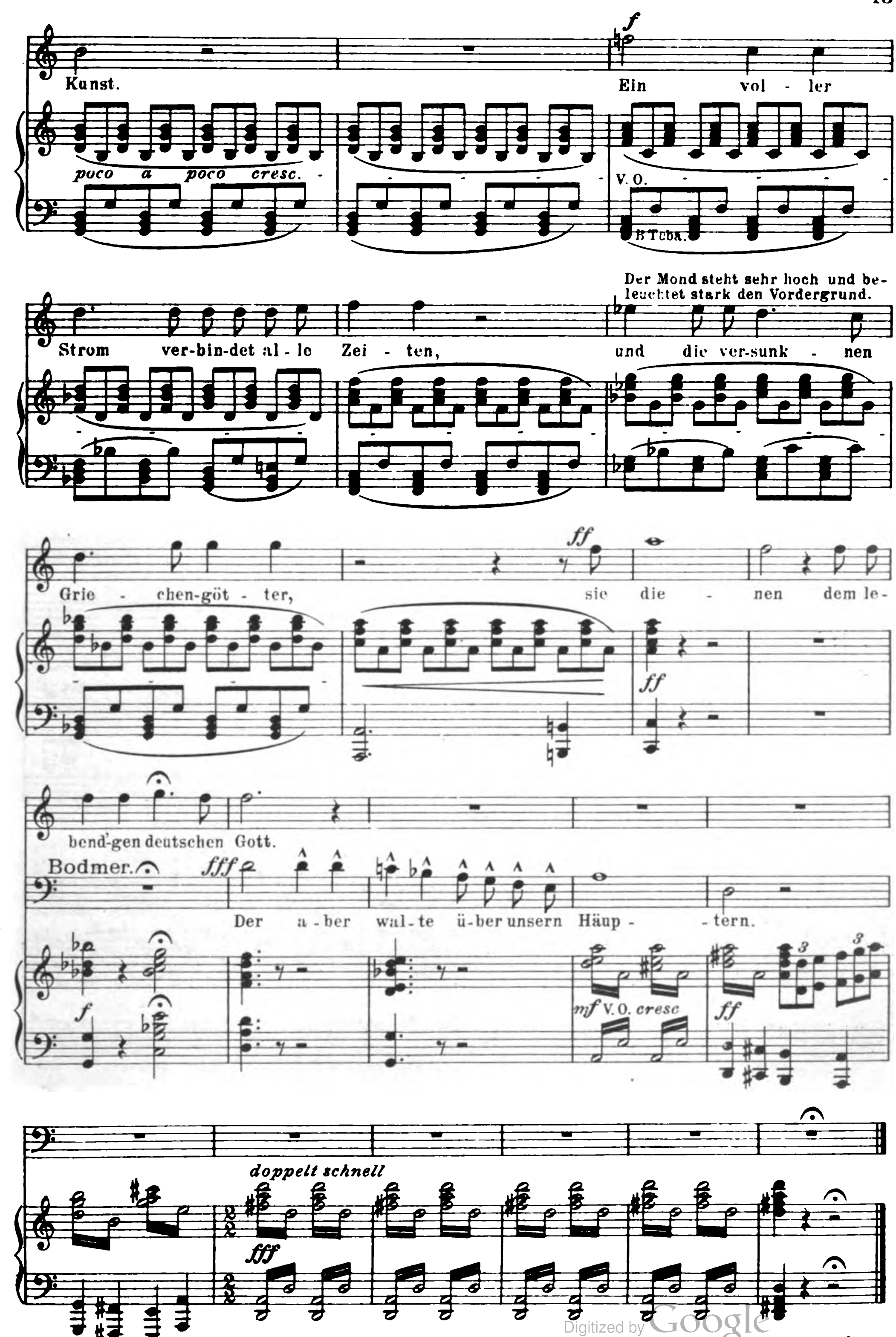


freier, dichterischer)
Mäßig bewegt
Kommt laßt uns flüchten in die fer-nen Zei-ten, wo Kraft und Tu-gend
rit.
mf Str.
noch ver-eint ge-blüht. Wir wol-len die-ser Ge-gen-wart ent-
Fg. Hr.
rin-nen und wol-len uns sel-ber fin-den wahr und groß bei
cresc.
Ro-mas Ed-len und bei den
rit.
f zurückgehalten
dimin.
p
Sehr langsam
star-ken Schat-ten der Ni-be-lun-gen und des Par-si-fal.
Tr. Pos. Baßtuba
pp Fag.
Fl. O.
Str.
Cl.
pp
p Fag.


Etwas belebter
Klopst.
Warum denn flüchten?
H.
Mäßig belebt
p
Wir - wan - - deln nur dort - hin und
Hr.
p
Br. Vc. Fg. B.
ho-len uns die kostbar reichen Schät - ze, mit de-nen wir den Sinn des Volks be-
glük - ken. Das Volk vernimmt es nicht, was uns der
Vl. Fl. Cl.
p
Fg.
Morgen und der A - bend kün - det, wir müssen fremd und wun-der-lich er -
cresc.
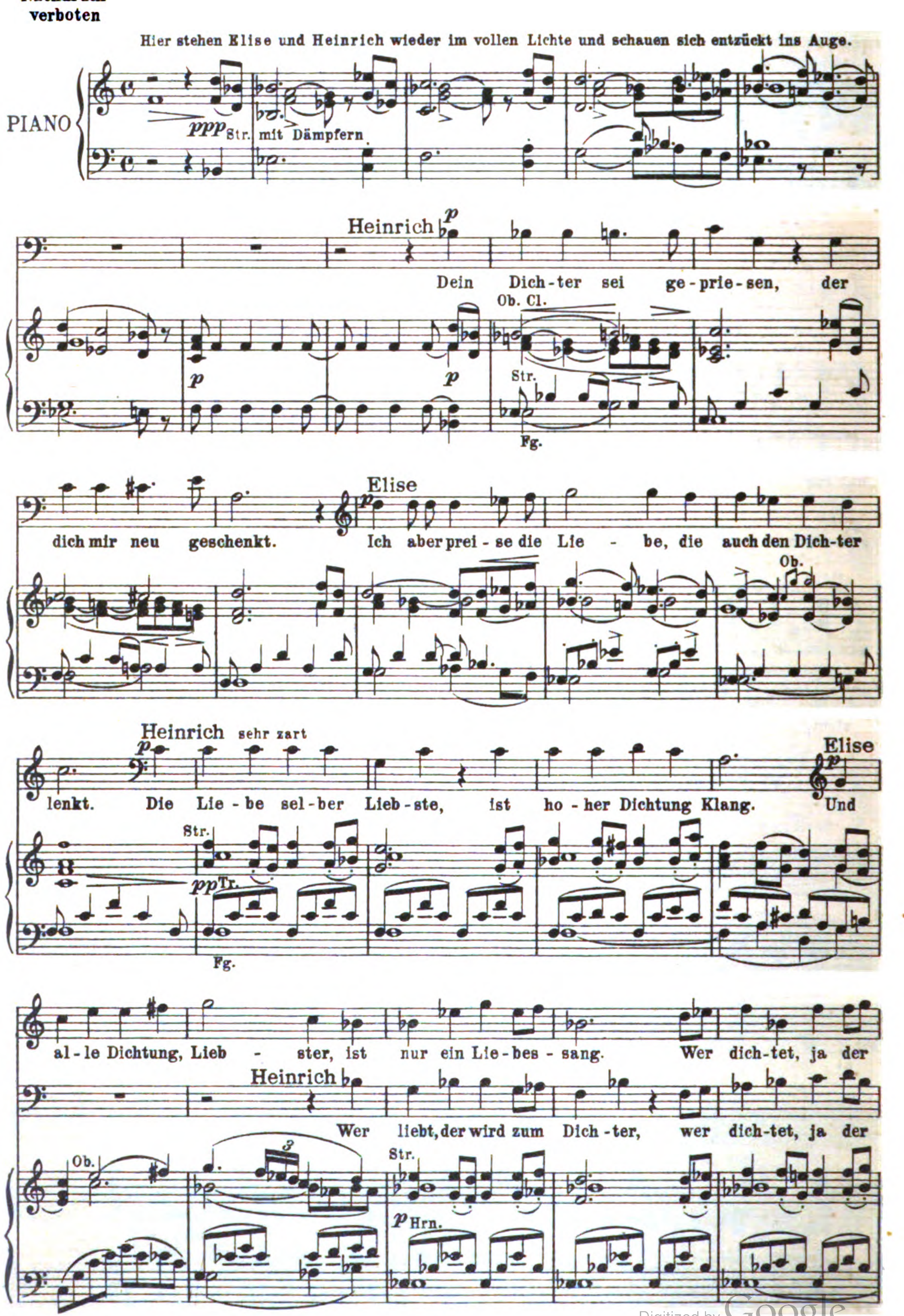

schei - nen, wenn wir sein Herz mit Macht be-zwingen wol - len.
Ja, Et - zels Gattin, wie sie rast und rächt.
Hrn.
Fg. B.
mag wohl die jun - ge Maid von heu-te rüh - ren,
die jun-ge Kriem - hild, der kein Traum ge-zeigt, wie
Cl.
nah die Lie-be doch dem Haß verwandt.
Hrn.
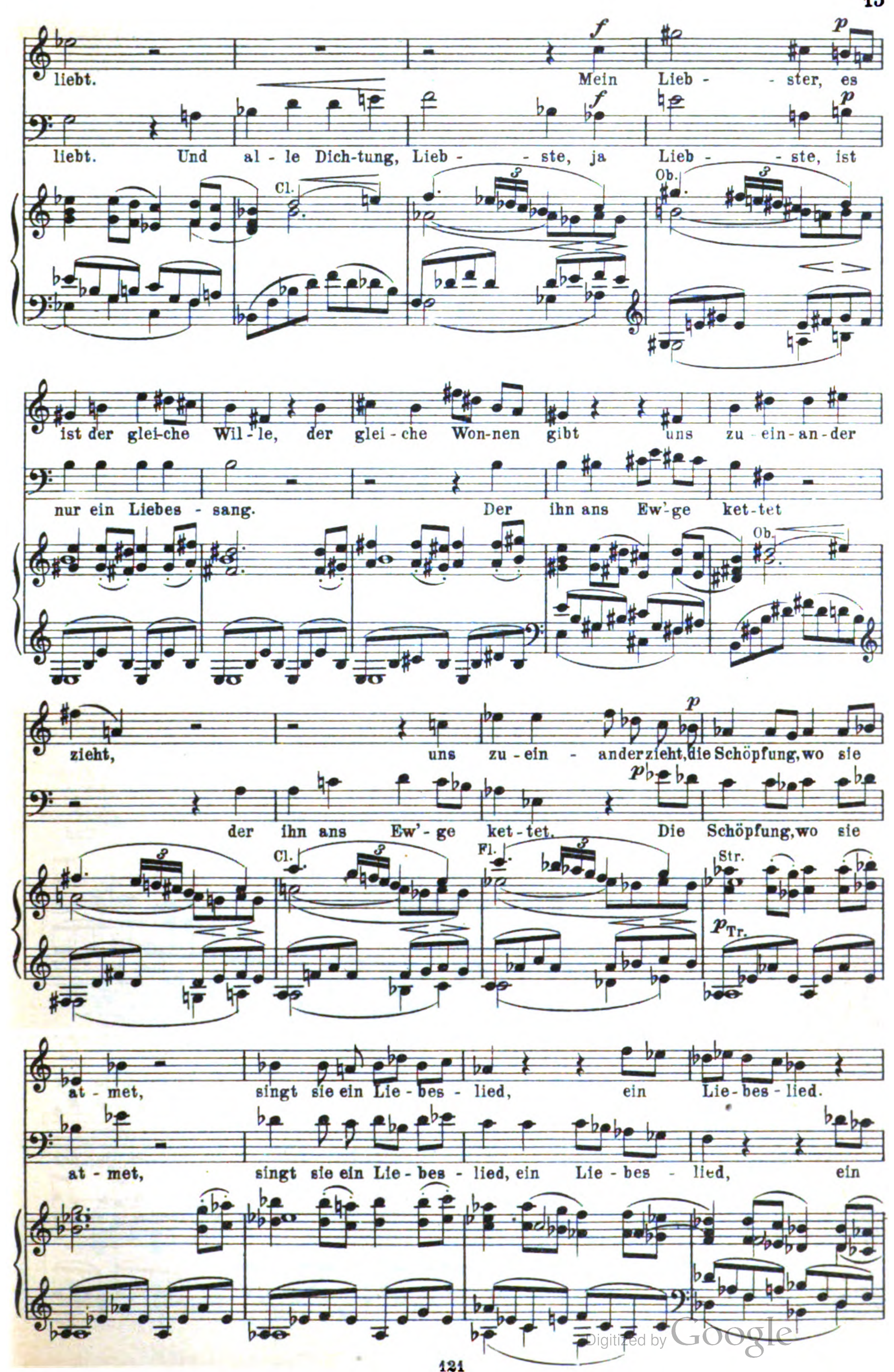

p
cresc.
Nun glänzt ihr Au - ge, ihre Lip-pe bebt; da siehst du Op-fermut und
Tr. Pos.
cresc.
To - des-trot - zen und was die Min-ne-sänger einst ge -
ausdrucksvoll
Vc.
sun - gen, in ei-ner zit-ter-den Ge-ber - de hast du's
Vl.I.
dim.
pp
mf breit und weihevoll
So ei - nen wir das Le - ben und die
Pos.
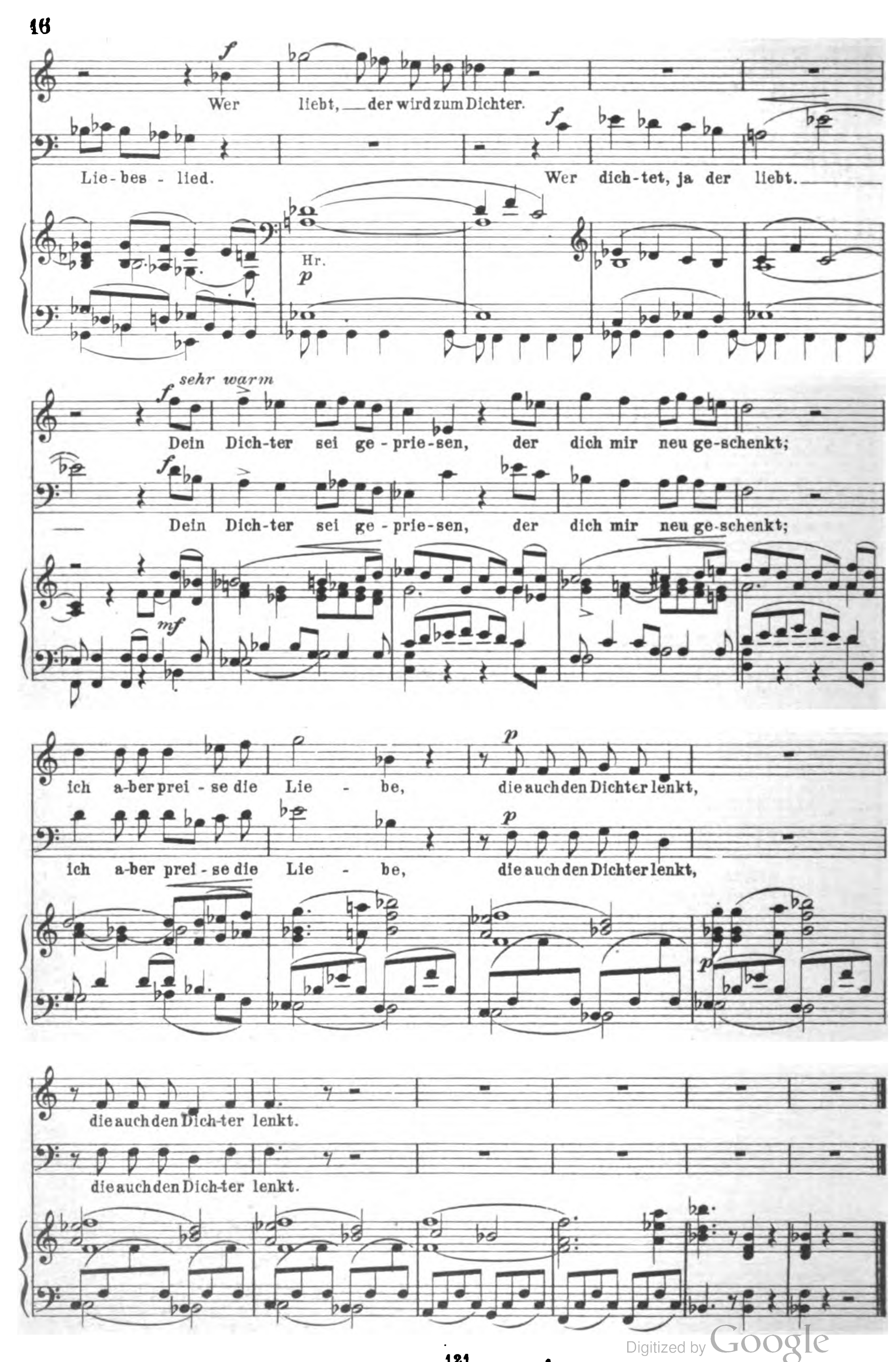

Kunst.
Ein voller
poco a poco cresc.
V.O.
B Tuba.
Der Mond steht sehr hoch und beleuchtet stark den Vordergrund.
Strom ver-bin-det al-le Zei-ten,
und die ver-sunk-nen
Grie-chen-göt-ter,
sie die-nen dem le-
bend'gen deutschen Gott.
Bodmer.
Der a-ber wal-te ü-ber unsern Häup-tern.
mf V.O. cresc
doppelt schnell

Nachdruck verboten

2. ELISENS UND HEINRICHS LIEBESLIED




liebt. Mein Lieb - ster, es
liebt. Und al - le Dich-tung, Lieb - ste, ja Lieb - ste, ist
Cl.
Ob.
ist der glei-che Wil - le, der glei-che Won-nen gibt uns zu - ein - an - der
nur ein Liebes - sang. Der ihn ans Ew'ge ket-tet
Ob.
zieht, uns zu-ein - ander zieht, die Schöpfung, wo sie
der ihn ans Ew'-ge ket-tet. Die Schöpfung, wo sie
Cl.
Fl.
Str.
Tr.
at - met, singt sie ein Lie - bes - lied, ein Lie - bes - lied.
at - met, singt sie ein Lie - bes - lied, ein Lie - bes - lied, ein


Wer liebt, der wird zum Dichter.
Lie-bes-lied.
Wer dich-tet, ja der liebt.
Hr.
sehr warm
Dein Dich-ter sei ge-prie-sen, der dich mir neu ge-schenkt;
Dein Dich-ter sei ge-prie-sen, der dich mir neu ge-schenkt;
ich a-ber prei-se die Lie-be, die auch den Dichter lenkt,
ich a-ber prei-se die Lie-be, die auch den Dichter lenkt,
die auch den Dich-ter lenkt.
die auch den Dich-ter lenkt.

Pompeji (Aquarell)  Karl Müller-Koburg



XIV. Jahrg. Juni 1912 Heft 9

Rousseau

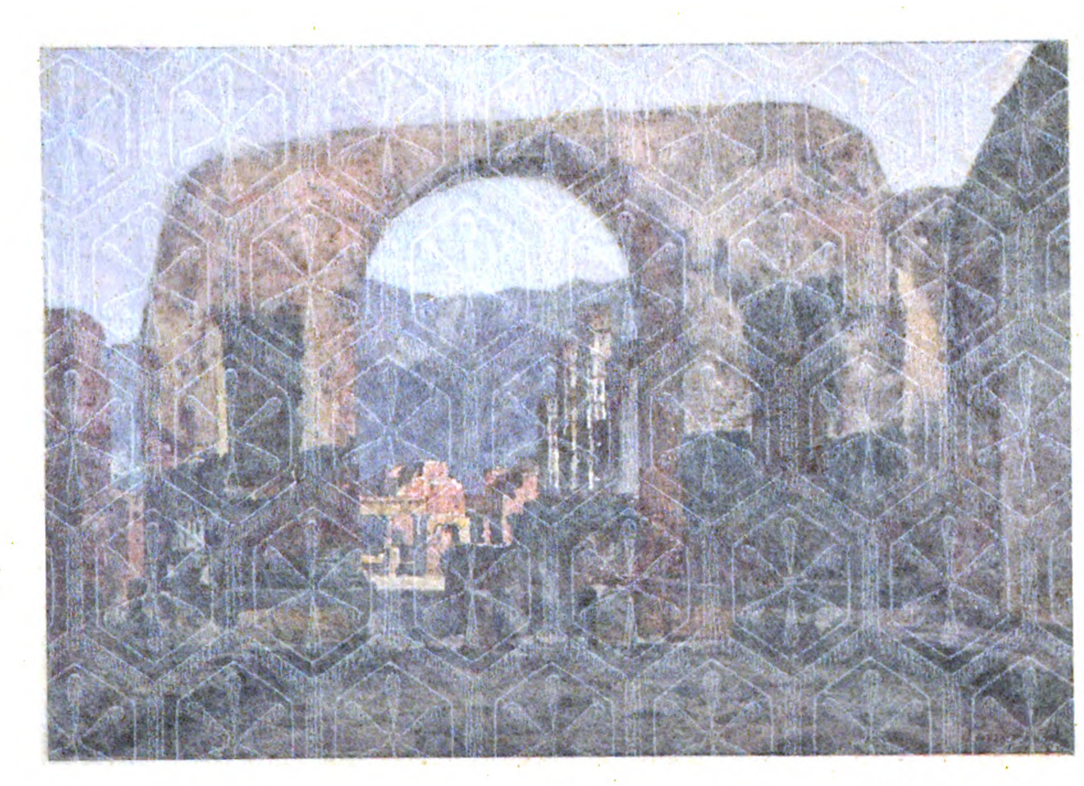
(Zum 28. Juni 1912)

Von Dr. Walther Kühlhorn

Man kann leider auch heute noch nicht eine Würdigung Rousseaus geben, ohne apologetisch zu werden. Die Eigenart seines Wesens und seiner Schicksale, und die Unkenntnis, die über ihn noch herrscht, zwingen dazu.

Als ich einem gebildeten Manne einmal erzählte, daß ich augenblicklich Rousseau mit dem größten Interesse läse, fiel er mir ins Wort: „Hören Sie auf! Der Rousseau ist ein Kerl, schreibt ein dickes Buch über die Erziehung und steckt seine eigenen Kinder ins Findelhaus!“ Menschen, die noch etwas mehr von Rousseau gehört haben, pflegen hinzuzufügen: „[illegible] und als Hauslehrer in Lyon hat er schon nach kurzer Zeit seine Unfähigkeit zum Erzieher selbst eingestehen müssen.“ Das ist buchstäblich fast alles, was „man“ heutzutage von Rousseau weiß! Unter diesem Urteil hat der Genius [illegible] zu Lebzeiten zu leiden gehabt, und noch jetzt, wo [illegible] 200 Jahre vergangen sind, denkt die gebildete Menschheit an ihren Erzieher, soweit sie ihm nicht irgendwie persönlich näher getreten ist, kaum anders als an den Hauptmann von Köpenick.

Es soll hier gar [illegible] untersucht werden, inwieweit ein Mann nicht schon einen Wert hat durch die Erkenntnis und Verbreitung von Ideen, ohne selbst an ihre Verwirklichung zu denken. Obgleich man um die Antwort auf diese Frage



Pompeji (Aquarell) — Karl Müller-Koburg



XIV. Jahrg. Juni 1912 Heft 9

Rousseau

(Zum 28. Juni 1912)

Von Dr. Walther Kühlhorn



an kann leider auch heute noch nicht eine Würdigung Rousseaus geben, ohne apologetisch zu werden. Die Eigenart seines Wesens und seiner Schicksale, und die Unkenntnis, die über ihn noch herrscht, zwingen dazu.

Als ich einem gebildeten Manne einmal erzählte, daß ich augenblicklich Rousseau mit dem größten Interesse läse, fiel er mir ins Wort: „Hören Sie auf! Der Rousseau ist ein Kerl, schreibt ein dickes Buch über die Erziehung und steckt seine eigenen Kinder ins Findelhaus!“ Menschen, die noch etwas mehr von Rousseau gehört haben, pflegen hinzuzufügen: „... und als Hauslehrer in Lyon hat er schon nach kurzer Zeit seine Unfähigkeit zum Erzieher selbst eingestehen müssen.“ Das ist buchstäblich fast alles, was „man“ heutzutage von Rousseau weiß! Unter diesem Urteil hat der große Genfer schon bei Lebzeiten zu leiden gehabt, und noch jetzt, wo seit seiner Geburt 200 Jahre vergangen sind, denkt die gebildete Menschheit an ihren Erzieher, soweit sie ihm nicht irgendwie persönlich näher getreten ist, kaum anders als an den Hauptmann von Köpenick.

Es soll hier gar nicht untersucht werden, inwieweit ein Mann nicht schon seinen Wert hat durch die Erkenntnis und Verbreitung von Ideen, ohne selbst an ihre Verwirklichung zu denken. Obgleich man um die Antwort auf diese Frage

kaum verlegen zu sein braucht. Denn ich meine, daß ein Mensch, dem es so wie Rousseau gegeben war — vielleicht zum ersten Male, seit Luther verstummte —, in einer der ferneren Entwickelung unfähigen Epoche den weiterführenden Kräften zum Licht und zur Wirksamkeit zu verhelfen, — daß so ein Mensch unsere Verehrung heischt, auch wenn er selbst uns „unsympathisch“ ist. Das ist aber eben das Schmerzliche an dieser Nichtachtung Rousseaus, daß sie aus der Unkenntnis seines Wesens entsteht, während ein Eingehen auf seine Persönlichkeit ganz andere Gefühle in uns wachrufen muß: eine Liebe nämlich, die sich zusammensetzt aus der Verehrung für das Große, das er gedacht und gesagt hat, und dem Mitleid mit seinem Mißgeschick und seinen Schwächen, unter denen er selbst am meisten litt, soweit er sich ihrer bewußt war.

Freilich hat seine Lebensführung, aus der Ferne betrachtet, wenig Anziehendes. Der Bürger des 20. Jahrhunderts mit seinem in jeder Weise staatlich konzessionierten Dasein, dem eine Stellung mit Pensionsberechtigung als das erstrebenswerteste Ziel erscheint, empfindet bei der Betrachtung von Rousseaus Leben ungefähr dasselbe Mißbehagen, wie wenn er die Schicksale Lessings an sich vorüberziehen sieht, und vielleicht noch größeres. Das Ungewisse, Bohémienhafte stößt ab, weil dem Auge nirgends ein solider Ruhepunkt in der stets wechselnden Folge bunter Bilder erscheint.

Durch die Niederschrift seiner „Bekenntnisse“ hat es uns Rousseau erleichtert, Zusammenhang in den wirbelnden Wechsel seiner äußeren Erlebnisse und Klarheit in das Rätselvolle seines Innenlebens zu bringen; denn das bezweckte er mit seiner Selbstbiographie. Er wollte nicht verblüffen durch die Offenheit, mit der er selbst seine Schwächen den Menschen darstellt, er wollte nicht posieren mit dem offenen Eingeständnis selbst seiner Laster, als ob er sich ihrer nicht schäme, sondern sie als interessanten Zierbehang betrachte. Ihm, der sich stets mit der Frage beschäftigte, in welchem Verhältnis das Handeln des Menschen mit seinem Wollen und seinen Anlagen stände, und wie diese Anlage grundsätzlich beschaffen sei, ihm kam es darauf an, einmal einen Menschen darzustellen, indem er seine äußern und innern Schicksale auf ihre ersten Anfänge und Ursachen zurückführte, wobei selbst das an sich Unscheinbare Bedeutung gewinnt und im Zusammenhange der Gesamtdarstellung seinen notwendigen Platz findet. Rousseau wählte dazu den Menschen, den er am besten zu kennen glaubte — sich selbst.

Das ist zum mindesten der Grund, welcher ihn zur Darstellung seiner Jugendjahre veranlaßte; für die spätere Zeit wurde er vielleicht durch das Bedürfnis zurückgedrängt, sich in der Stellung zu rechtfertigen, in die er sich von seinen ehemaligen Freunden versetzt glaubte. Bei der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der er zu Werke ging, darf man seine Offenheit nie für Schamlosigkeit halten, die Art, wie er seine geheimsten Regungen bloßlegt, durchaus nicht Mangel an keuscher Selbstachtung nennen. Das psychologisch-wissenschaftliche Interesse zwingt ihn, so zu schreiben. Der Ernst, mit dem er diese Dinge behandelt, verscheucht jeden Gedanken, als ob die Schilderung der Freude am Gegenstande selbst entspränge. Rousseau schadet sich vielleicht mit dieser Unumwundenheit bei Menschen, denen das Kleine so nahe beim Großen unerträglich ist; aber das gerade haben die „Be-

kenntnisse" vor der Eigendarstellung eines andern großen Menschen voraus: „Dichtung und Wahrheit" kann uns nicht ein gleich abgeschlossenes Bild eines Menschen geben; es fehlt die Plastik, die erst der kräftige Schatten einem Gemälde gibt, es mangelt am Bekenntnishaften. Man kann wohl bei Rousseau empfindlich sein gegen die Eitelkeit und eine Neigung zu Superlativen, die oft einander auszuschließen und zu widersprechen scheinen — er ist eben Romane —, aber man kann, wenn man sich überhaupt etwas in ihn vertieft, nicht an seiner innern Wahrhaftigkeit zweifeln. Es müßte denn sein ganzes Leben Lüge und Unwahrheit sein! Gegen diese Annahme sträubt sich aber alles in uns, und nichts drängt mit Notwendigkeit zu ihr.

Denn das ist es ja gerade, was Rousseau erst seine Stellung verleiht, was ihm in seiner Zeit das Besondere gibt, was als belebender Funken alle seine bedeutenden Werke von der ersten Preisschrift ab inspiriert, wenn man so sagen darf: der unhemmbare Trieb zur Wahrhaftigkeit, der ihn beherrscht, seit er wirklich zum Manne wurde und seine Aufgabe vor sich sah.

Freilich, ehe sich diese Gesinnung als ein Niederschlag in seiner Seele bildete, der ihm in den wechselvollen Anforderungen des Lebens und den mannigfachen seelischen Beeinflussungen von außen her die rechte Stabilierung gab, mußte sich erst manche Trübung in seinem Innern abklären, mußte mancher unechte Stoff ausgeschieden oder bis zur Unschädlichkeit vermindert werden. Der überströmende Reichtum seines Gefühls verlieh ihm eine Triebhaftigkeit der Entschlüsse und des Handelns, die ihn in seiner Jugend Taten vollbringen ließ, welche ohne die strengste Berücksichtigung dieser Eigenschaft gar nicht zu verstehen sind und ihn anders veranlagten Menschen gerade so unsympathisch erscheinen lassen. Eine vernünftige Überlegung des Möglichen und Notwendigen ist Rousseau, besonders in seiner Sturm- und Drangzeit, etwas beinahe ganz Fremdes. Diese Schwungkraft einer überreichen Gefühlsveranlagung mußte erst durch Lebenserfahrungen eine gesunde Einstellung erhalten, ehe Rousseau unser Rousseau werden konnte.

Aus dieser unbekümmerten, die Überlegung verachtenden Triebhaftigkeit entspringt jener erste Entschluß, welcher ihn in das Weltgetriebe hinausführte, aus dem er nie wieder den Weg zur Ruhe gefunden hat, sein Entschluß, Genf zu verlassen. Seine Fähigkeit, sich einzufühlen und alles in sich aufzunehmen, was durch das Gefühl den Weg ins menschliche Herz findet, erleichterte ihm jenen Religionswechsel in Turin, den schon die große Jugend des Konvertiten und seine Notlage beinahe genügend erklärt. Sein ewig unstillbarer Hunger nach Freundschaft, sein Bedürfnis, sich an Gleichgesinnte anzuschließen und sich ihnen ganz zu geben, ließen ihn bei Frau von Warens auch dann noch verweilen, als er schon das Unwürdige seines Verhältnisses zu ihr erkannt hatte. In seiner Unfähigkeit, sich aus Vernunftgründen rasch zu entschließen, glaubte er ein Glück auch dann noch zu erleben, wenn er es nur noch in seiner ewig wachen Phantasie träumte.

Dieser Phantasie vertraute Rousseau überhaupt seine Lebensführung an. Es bedurfte eines Wortes, vielleicht auch nur eines Gedankens, der ihm irgendeine Möglichkeit des Fortkommens eröffnete, und sofort lebte er nicht mehr in der Wirklichkeit, sondern in einer Scheinwelt, die ihm seine Phantasie erschloß, die er mit

Menschen seines Geschmacks bevölkerte, und in der ihn sein jugendlicher Ehrgeiz nicht gerade die geringste Rolle spielen ließ. In solchem Taumel, man kann es nicht anders nennen, ging er das erstemal nach Paris, um als Gesellschafter eines jungen Adligen ins Heer einzutreten. Auf der ganzen Reise lebte er in einem fieberhaften Kriegszustande, schlug Schlachten und eroberte Festungen; sich selbst sah er als Artillerie-Ingenieur natürlich in den ersten Reihen. In demselben Wahne befand er sich auf seiner zweiten Reise zur französischen Hauptstadt; nur daß er da von Triumphen der Feder träumte. Sein neues Notensystem sollte ihn zum berühmten und reichen Manne machen. — In dieser phantastischen Gefühlsmächtigkeit, die den Jüngling in die Welt trieb, die ihm aber doch das größte Glücksgefühl erst in den Träumen der Einsamkeit schenkte, liegt der Keim für Rousseaus fernere Entwickelung; früh genug, ein Zeichen seiner echten Ursprünglichkeit, fängt er an, sich zu entfalten.

Obgleich nun Rousseau auch sein zweites, aus Notenblättern gebautes Luftschloß bald genug eingerissen sah, blieb er doch in Paris, und das sollte entscheidend sein für sein Leben, das er bisher, abgesehen von dem eifrigen Selbststudium, planlos verzettelt und verbracht hatte.

Frankreich befand sich damals, wenigstens in den geistig und wirtschaftlich gehobenen Kreisen, auf einer Höhe der Kultur, welche, weil sie sich kaum noch steigern ließ, der Erstarrung anheimzufallen drohte und ohne den Antrieb neuer Kräfte in sich zusammenfallen mußte. Der gesellschaftliche Verkehr in seiner vielseitigen Ausbildung vereiste in einer Konvenienz, die ihre Unwahrhaftigkeit einem nicht Voreingenommenen kaum verbergen konnte. Die Sittlichkeit veräußerlichte sich zu der Verpflichtung, nur um jeden Preis das Dekorum zu wahren, hinter das sich die eigentliche Gesinnung und Handlungsweise verbergen konnten. In der Philosophie bahnte sich schon damals jene Auffassung an, die dem Seelenleben seine selbständige Besonderheit nimmt und darum trotz alles bewundernswerten Scharfsinns einer gewissen Trostlosigkeit nicht entbehrt, weil sie geeignet ist, die Freude am eigenen Wollen und Können zu verkümmern. Die Religion stand, soweit sie nicht der gleichen Erstarrung von Orthodoxie oder Atheismus verfallen war, seit Voltaire aus England den Deismus mitgebracht hatte, ebenfalls vor verschlossenen Türen, denn sie war ihres eigentlichen Wesens, der Gefühlsbetätigung, beraubt. Damals war es, als ob der Mensch, geführt von seinem Verstande, alles durchschauend und nichts bewundernd, sich selbst und seine freie Betätigung aus dem ganzen Weltgetriebe ausgeschaltet hätte, und angstvoll mußte ein Mann wie Rousseau die Stelle suchen, wo er diesem klappernden Maschinengetriebe, als das es Goethe später erschien, entwischen konnte.

Vorläufig freilich suchte er mit dem Strom zu schwimmen; er ging in die Salons der geistvollen Damen, so kläglich er sich selbst auch in der Rolle des Causeurs vorkam; er wurde Mitarbeiter an der großen Enzyklopädie, dem schlagendsten Belegstück der oben gekennzeichneten Artung; er schrieb Lustspiele und Opern und ging für einige Zeit als Gesandtschaftssekretär nach Venedig. — Aber all die so verwandte Zeit war nicht verloren, sie brachte ihm Erfahrungen, sie war ihm die beste, weil strengste Vorbereitung für seinen Beruf.

Bis endlich die klare Erkenntnis wie eine Art Vision über ihn kam ... Die bekannte Frage der Akademie von Dijon, ob die Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen hätten, die löste endlich die schon längst empfundene Spannung. Sie ließ ihn erkennen, wie wenig Einfluß doch schließlich die hohe wissenschaftliche und ästhetische Bildung seiner Zeit auf den Stand der Sittlichkeit ausübte, wie wenig sie doch eigentlich tatsächlich für die „Glückseligkeit" der Menschen bedeutete. Nun sah er sein Ziel, und nun folgte Schlag auf Schlag. Er schrieb die Antwort auf jene Frage in verneinendem Sinne und wurde mit einem Male ein berühmter Mann. Es wurde ihm klar, daß die Kultur mit ihrer Differenzierung des Lebens den Menschen nur abgeführt habe vom rechten Wege. Denn: Der Mensch ist von Natur gut! das ist sein Hauptgrundsatz. Darum fordert er die Rückkehr zur Natur. Nicht wie Voltaire spöttelnd meinte und ihm viele gedankenlos nachgesprochen haben, daß man „auf allen Vieren kriechen und wieder Gras fressen sollte" — Rousseau fühlte selbst, wie wenig eine Rückentwicklung in dieser Richtung möglich sei. Rückkehr zur Natur heißt für ihn Rückkehr zur Natürlichkeit, zur Naturgemäßheit. Wahrhaftigkeit in allem, gerade Ehrlichkeit im Verkehr, Einfachheit und Vernünftigkeit in der Lebensführung, Abschütteln der Konvenienz und der unwürdigen Abhängigkeit, das sind seine Forderungen. Er selbst machte in seinem Leben von nun an Ernst mit dem, was er erkannt hatte, und er hat auch zeit seines Lebens die Mühseligkeiten erlitten, die einer, welcher anders sein will wie die andern, ein Apostel, ertragen muß.

An der Erkenntnis, daß der Mensch von Natur gut sei, hält Rousseau von nun an fest, und aus ihr entspringt sein ferneres Wirken, auf ihr beruht das Hauptwerk seines Lebens, der „Emil". Rousseau sagt selbst in einem Briefe: „... Haben Sie denn geglaubt, daß das Buch ... ein wirkliches Erziehungslehrbuch sein soll? Es ist ein ziemlich philosophisches Werk über das von dem Autor schon mehrfach in andern Schriften behandelte Thema, daß der Mensch von Natur gut sei. Um diesen Grundsatz in Einklang zu bringen mit der andern, nicht weniger gewissen Wahrheit, daß die Menschen von Jugend auf schlecht seien, mußte man in der Geschichte des menschlichen Charakters den Ursprung aller Laster beweisen. Das habe ich in diesem Buch getan, oft mit Gerechtigkeit, manchmal mit Scharfsinn." Dabei ist es ganz natürlich, daß Rousseau auch versuchte, der Entstehung dieser Laster, sobald er ihren Ursprung erkannte, vorzubeugen und Gegenmaßregeln zu finden. Aber gerade aus diesem zwiespältigen Charakter des Buches erklärt sich die Unwahrscheinlichkeit in pädagogischen und methodischen Einzelheiten, die Unmöglichkeit, es bis aufs letzte in die Wirklichkeit umzusetzen; erklären sich also auch die Mißerfolge der Leute, die es doch versuchten, Mißerfolge, die natürlich dem Verfasser zur Schuld gegeben wurden.

Äußerlich und auch innerlich grundsätzlich ist mit dem „Emil" das Werk verbunden, welches in den Kreisen, die die Macht haben, als Blasphemie verfolgt und von andern wie eine Offenbarung jubelnd begrüßt wurde: das „Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars", das jeder religiös Empfindende heute noch lesen sollte. Dies Buch ist das Bekenntnis eines Mannes, der der dogmatischen

Offenbarungsreligion verständnislos gegenübersteht, und dem doch sein Gefühl, das er für die untrügliche Stimme seines Innern hält, wie Sokrates sein Daimonion, — dem sein Gefühl sagt, daß der Rationalismus und der Materialismus unmöglich bis an das Ende der religiösen Erkenntnis vorgedrungen sein können. Darum sucht er sich eine Stelle zwischen diesen beiden Außenpolen. Er zwingt sich nirgends da zum Glauben, wo nicht die Wahrscheinlichkeit der Dinge selbst ihm den Zweifel nimmt; sein von Natur gutes Gefühl ist ihm der Prüfstein aller Offenbarung. Er versucht aber auch nirgends, sein dem Gefühl entspringendes Bedürfnis nach lebendiger Religiosität zugunsten eines alles Unbewiesene ablehnenden Verstandes zu unterdrücken. Mit kindlicher Hingabe glaubt er an Gott den Allbeweger und an die Unsterblichkeit. Maßvoll und mit Ernst zieht er seine Grenzlinien gegen Dogmatismus und Atheismus. Sein Bekenntnis erweckt in uns eine ähnliche Stimmung, wie wenn wir Platos feierlichen, der Erdenschwere entkleideten Hymnus von der Unsterblichkeit der Seele oder von der Liebe lesen. Wie treten ähnliche Werke von Zeitgenossen, z. B. Mendelssohns „Phädon", hinter diesem ursprünglich lebendigen Bekenntnisse in den Hintergrund!

Und gerade dieses Buch, nicht seine Verfassungstheorien, die ihm wieder das Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit und nach der Herstellung einer naturentsprechenden gerechten Ordnung unter den Menschen eingegeben hatten, mußte den Widerspruch der Regierung wachrufen, die sich vom Klerus bereden ließ, den Haftbefehl gegen Rousseau zu erlassen.

Den Anhängern der anerkannten Lehre von der Erbsünde und dem zu ihrer Tilgung erforderlichen Heilswege mußte es natürlich scheinen, als ob ein Mann, der alles bloß auf das Gute im Menschen stellen wollte, so zur Umkehr aller sittlichen Begriffe beitrüge und die Welt in die vollkommene Haltlosigkeit eines schrankenlosen Subjektivismus stürzte.

Und doch hatte Rousseau seine Gefühlstheorie schon in einem andern Werke auch nach dieser Hinsicht ausgebaut, in einem Werke, wo das lesehungrige Publikum solches nicht vermutete, nämlich in der „Neuen Heloise". Denn dieser Roman ist nicht bloß der Ausfluß eines überströmenden Liebesgefühls, interessant durch die der Handlung zugrunde liegenden Tatsachen — so interessant, daß man ihn in Paris anfangs für 12 Sous die Stunde auslieh —, sondern er ist das Bekenntnis Rousseaus von der Macht und dem Willen des Gefühls zum Guten. Darum ist nicht die Schilderung des Liebesverhältnisses zwischen Julie und St. Preux die Hauptsache für eine Würdigung der Bedeutung Rousseaus, und nicht sind es die heißen, überschwenglichen Liebesstimmungen, obgleich auch diese nicht etwa nur Beiwerk sind, sondern mit innerer Notwendigkeit aus Rousseaus Wesen und seiner Stimmung zur Zeit der Niederschrift hervorgingen. Die Hauptsache ist vielmehr, daß Rousseau seine Julie in ihrem eigenen Innern, im Gefühl die sittliche Kraft finden läßt, ein unerlaubtes Verhältnis zu beenden und eine sittliche Persönlichkeit zu werden.

Mit diesem Gedanken, daß das zu seiner Freiheit entfesselte Gefühl in sich selbst auch die Kraft habe, sich Schranken zu setzen, die einen Mißbrauch dieser Freiheit verhüten, kommt erst in Rousseaus Gedankenwelt die notwendige Ab-

rundung und Geschlossenheit. Rousseau ist kein eigentlicher Philosoph. Abgezogene metaphysische Untersuchungen finden sich eigentlich nur im ersten Teile des „Glaubensbekenntnisses". Man kommt seiner Eigenart am nächsten, wenn man an ihm das Gefühlsmäßig-Religiöse, höchstens das Praktisch-Philosophische in den Vordergrund rückt. Seine Weltanschauung blieb nicht abgezogene Anschauung, sondern sie führte zur Lebensgestaltung.

Darin beruht Rousseaus Bedeutung, welche wir kaum noch verstehen, weil das meiste von dem, was er neu brachte, jetzt Allgemeingut der Kultur geworden ist. Aber gewiß bedeutet Rousseau für damals, für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, eine Revolution. Rousseau ist einer von den ganz wenigen Menschen, die eine Umgestaltung der Lebensauffassung und der Lebensführung hervorriefen, ohne jemals anders als durch Wort und Beispiel gewirkt, ohne jemals mit kräftiger Faust selbsttätig in das Weltgetriebe eingegriffen zu haben. Er teilt mit diesen Wenigen das Geheimnis, daß es ihm gegeben war, den Strom, welcher schon lange unter der Oberfläche gegen das vertrocknete und verkrustete Alte wühlte, unbewußt seiner selbst und seiner Macht, zum Lichte verhelfen zu können, daß er sich ausbreiten durfte und Leben bringen, wo Erstarrung war, daß niemand erschreckt vor ihm floh, sondern alles ihm entgegeneilte, sich zu erquicken, in seinen reinen Wassern zu baden.

Es war eine Revolution des Innenlebens; für die staatlichen Umwälzungen jener Tage darf niemand Rousseau verantwortlich machen. Neu wurde mit Rousseau das Verhältnis des Menschen zur Natur. An die Stelle der zierlichen Parks mit gestutzten Hecken und schnurgeraden Wegen treten freundliche Baumgärten, in denen das Laub der Bäume und das Grün des Grases zu einer Harmonie ineinandertauchen — tritt der schwindelnde Felsenpfad und der rauschende Gebirgsbach. Die Menschen lernen jetzt erst überhaupt sehen, was um sie ist, sie gewinnen jetzt, zum ersten Male vielleicht seit der Zeit der besten Minnesänger, ein persönliches Verhältnis zur Natur.

Auch im Verhältnis der Menschen untereinander brachte die Revolution des Innenlebens durch das Gefühl eine Änderung hervor. Von Rousseau haben die Menschen erst eigentlich wieder, nein vielleicht zum ersten Male gelernt, was Freundschaft heißt. Rousseau selbst hat noch unsäglich gelitten unter dem kühlen Begriff von Freundschaft in seiner Zeit. Das Vertrauen, mit dem er andern Menschen sein Innenleben erschloß, das Bedürfnis, sich einem Menschen ganz zu geben, haben ihn oft getrieben, sich an Freunde, welche sich von ihm zurückzogen, mit einer Hartnäckigkeit zu klammern, die beinahe unwürdig erscheint. Seinem mißhandelten Freundschaftsideal, seinem gemarterten Gefühle entspringt schließlich die quälende Krankheit seiner letzten Jahre. Rousseau war noch ein Märtyrer des von ihm neu erweckten Menschentypus. Erst nach ihm setzte dieser sich durch. Ein Kreis wie der schwärmerische Göttinger Hain wäre vor Rousseau unmöglich gewesen, und die eigentlichen „Stürmer und Dränger" sind ohne seine Gestalt nicht zu verstehen.

Es soll gar nicht darauf eingegangen werden, welchen Einfluß Rousseau auf die Weltliteratur tatsächlich gehabt hat; denn die mannigfachen Ver-

schlingungen und die Ausbreitung dieser Beziehungen liegen heute noch längst nicht alle zutage.

Es muß nur immer wieder betont werden, wie dieser eine Mensch die praktische Weltanschauung und Lebensführung umgestaltet hat. Ein verzärteltes und überkultiviertes Zeitalter erlebte eine Verjüngung sondergleichen. Es war wie das frohe Gliederdehnen eines aus dumpfem Schlafe erwachenden, von lähmenden Fesseln befreiten Menschen. Zopf, Perücke und Galanteriedegen wurden zu Theaterrequisiten. Der Blutumlauf der Menschen wurde durch Rousseau ein anderer.

Wo immer Konvenienz und erstarrte Formen herrschen, wo immer das Einzelwesen unterzugehen droht in einer durch das Gemeinschaftsleben kompliziert und unübersichtlich gewordenen Gesamtheit, wo andrerseits die Persönlichkeit mit aus dem eigenen Innern sprudelnder Kraft sich durchzusetzen sucht, da kämpft Rousseaus Geist.

Also auch heute noch!

Denn die Entwickelung, die mit Rousseau einsetzt, ist bis jetzt noch nicht abgeschlossen. Wie damals der dritte, so drängt heute der vierte Stand mit unwiderstehlicher Gewalt nach der von der Sonne reinen Menschentums gleichmäßig bestrahlten Oberfläche; Kultur und Luxus treiben die Menschen heute noch mehr als damals an den Abgrund der Entartung; noch weniger als damals findet der beunruhigte Menschengeist in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen einen stillen Platz, der Rast spendet zur Erholung und zu erneuter und klärender Umschau.

Aber der Mensch kennt jetzt, dank Rousseau, die Heilmittel, diesen Gefahren zu begegnen. Auch heute noch kämpft Rousseaus Geist, freilich ohne daß man sich dessen bewußt wird. Man brauchte sich ja nur in seine Werke zu vertiefen, man würde mit Staunen wahrnehmen, wie ungeheuer „aktuell" seine Gedanken noch sind! Wer sich dieser Arbeit — die einen Genuß bedeutet! — nicht unterziehen mag, der stößt doch überall im Leben auf Rousseau. Was wir lesen, hören und üben von vernünftiger, naturgemäßer Lebensweise; was wir treiben an Sport und Spiel in freier Luft — Wandervogel, Pfadfinderbund und z. T. auch „Jung-Deutschland" — die Bestrebungen zur Förderung einer Kultur der Wahrhaftigkeit im Ausdruck reinen Menschentums — die Bekämpfung von Kitsch und Aufmachung aller Art — das alles geschieht im Geiste Rousseaus!

Sein unsterbliches Verdienst ist, daß er erkannte, wie wenig eine Steigerung und Differenzierung der gesamten Kräfte an sich eine Besserung der Kultur oder Humanität herbeiführen, und daß er im Glauben an die dem gesunden Menschen ganz natürlicherweise innewohnende Kraft zum Guten in der Vereinfachung und Vernatürlichung, in der gesunden Wahrhaftigkeit der gesamten Lebensführung — das nennt er Rückkehr zur Natur — das wirksame Gegengewicht gegen die unausbleiblichen Schädigungen durch die Kultur erkannte.

Mag im einzelnen manches falsch gedacht oder nicht mehr zeitgemäß sein, im großen und ganzen, im wesentlichen hat Rousseau die Richtlinien abgesteckt, an die sich die Menschheit halten muß und halten wird, solange sie sich noch aus der nivellierenden Kultur nach einem Persönlichkeitsdasein sehnt.

An alledem mag ermessen werden, wie sehr Rousseau unsere Dankbarkeit erfordert, wie reichen Lohn es bringt, in seine Persönlichkeit einzudringen, und wie sehr unrecht die haben, die ihn mit wenigen Worten abtun wollen, weil sie nur seine Fehler kennen. Voltaire, Diderot und die andern sind tot oder nichts als historische Größen; von Goethe und Schiller wird mehr gesprochen als von Rousseau. Aber seine Gedanken haben sich tiefer, unendlich tiefer und nachhaltiger in den Volkskörper eingewurzelt und treiben neue Sprossen. Rousseau ist Gemeingut geworden wie keiner seiner Zeitgenossen, Lessing nicht ausgenommen. Rousseau lebt! Zwingt das nicht zur Bewunderung?



Pfingsten · Von Bruno Großer

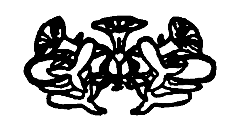
Der Himmel strahlt in seinem tiefsten Blau.
Rings blüht das Land — ein weiter Gottesgarten;
Und über Berg und Tal, durch Wald und Au
Weht heil'ges Ahnen, seliges Erwarten,

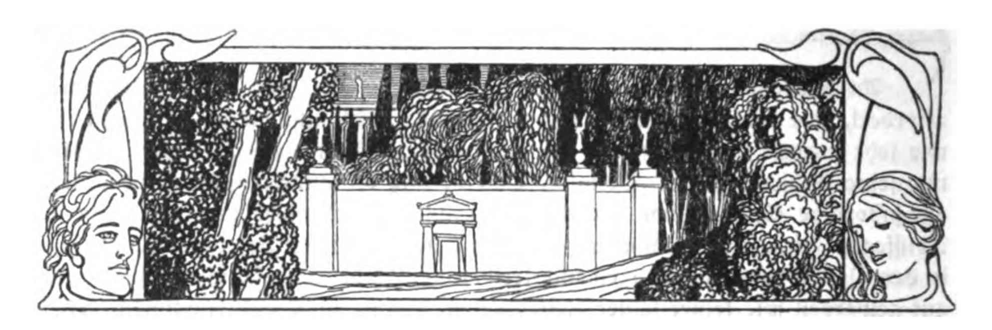
Und Glockentöne schwimmen durch die Luft
Auf breiten Flügeln her von allen Winden,
Und mit den Klängen pilgert süß ein Duft
Wie Veilchenodem, fern aus tiefen Gründen. —

Und Maien prangen silbern am Altar,
Und Maien stehen schimmernd an den Türen;
Und lichte Engel gehn, der Beter Schar
Durchs junge Korn zum Haus des Herrn zu führen.

Und ihr Tedeum braust die Orgel nieder
— Nicht Buße heut' und Weh, nicht Schuld und Qual —
Das jauchzt und jubiliert wie Lerchenlieder,
Und mächtig schwillt zum Himmel der Choral:

„O heil'ger Geist, kehr bei uns ein
Und laß uns deine Wohnung sein,
O komm, du Herzenssonne!“
— — — — — — — — — —
Und draußen — die Welt in Wonne!
Und ein liebes, lenztrunkenes Finkelein
Schmettert laut ins Halleluja hinein!





Der von der Vogelweide

Roman von Franz Karl Ginzkey

(Fortsetzung)

29.

Leuthold kam am nächsten Vormittag mit süßer Botschaft zu Herrn Walter: die Schwester warte seiner im Garten.

Da ging er mit klopfendem Herzen die stillbekannten lieben Wege, die nun der Herbst gar bunt mit frühvergilbtem Laub besprenkelt hatte, das der nächtliche Sturm von den Zweigen gerissen, noch eh' sein Welken vollendet war. Doch zeigte sich allorts noch viel des trotzigen Grüns und selbst verspätete Rosen erzählten noch von früh entschwundenen Sommertagen.

Gertrudis saß in der Laube, in ein pelzverbrämtes Mäntelchen gehüllt, aus dem ihr zartes, blasses Gesicht unsäglich innig und traut hervorsah. Sie hielt ein Pergamentbüchlein im Schoße und las darin.

So hatte Herr Walter die Liebste des Nachts im Traum erschaut. Ihr rotes Mündlein lächelte ihm wehmutsvoll entgegen.

Er ging mit offenen Armen auf sie zu. Gertrudis aber schüttelte traurig lächelnd das Haupt und sagte, ihm die Hand reichend: „Man weiß vielleicht, daß wir uns hier getroffen. Es gilt sich zu hüten vor der Späher und Merker bösem Handwerk."

„Sie würden, wenn sie es könnten, dem Walde sein Laub und der Heide ihr Blühen verbieten!" meinte Herr Walter verächtlich.

Gertrudis nickte vor sich hin und sah sich dann ängstlich im Garten um. Doch blieb es überall still. Ein falbender Ast nur schwankte im Winde, ein kleiner Wirbel welken Laubes tanzte am Wege vorüber, dann war auch dies vorbei. Die Sonne war mit eine Male durch Wolkenungestüm hervorgebrochen und bettete sich breit mit Gold und Wärme in den Garten. Durch die Lücken der Laube spann sich ein Strahl auf Gertrudis blondes Haupt.

„Ich mußte Euch noch einmal sprechen", flüsterte sie. „Doch bin ich heute nicht Gertrudis, deren Seele dem besten aller Männer angehört; auch bin ich nicht Gertrudis, die sich letzter Minne Seligkeit zu holen kam; ich bin gekommen als Botin einer längst vergangenen Zeit."

Herr Walter schaute die Liebste betroffen an. Sie sprach so seltsame Worte. Auch war ein fremder Klang darin, der seinem Herzen wehtat.

„Gertrudis! Liebste?“ fragte er beklommen und zog ihre kühle Hand an sich.

Sie aber reichte ihm die pergamentenen Blätter und sagte: „Ich komme als Botin von einer, die schon lang gestorben ist! Ihr kennt sie wohl! Sie sagte jüngst im Traum zu Euch: Sei zart mit meines Kindes Seele, Walter!“

Herr Walter nahm das Büchelchen aus den Händen der Liebsten und begann betroffen und mit wachsendem Erstaunen darin zu blättern. Mit seiner Kunst des Lesens war es nicht weit her, doch wußte er bald, was diese schmalen, durch seidene Schnürchen verbundenen Blätter enthielten — die Lieder seiner eigenen Jugend standen darin, seiner liebestörichten, verbrausten und durchweinten Jugend, Lieder, die er einst der liebsten Herrin am Hofe zu Wien gesungen, da standen sie alle und manches war darunter, das er längst mißachtet und vergessen hatte, da grüßten sie ihn alle und erzählten von alter Seligkeit, in zierlich feiner Schrift zu Pergament gebracht und liebevoll geordnet.

Herr Walter starrte vor sich hin und hörte wie aus weiter Ferne Gertrudis zitternde Worte:

„Dies Büchlein hat meine Mutter geschrieben!“

„Deine Mutter, Gertrudis?“ — Herr Walter sah der Liebsten Augen ernst und still auf sich gerichtet.

„Deine Mutter?“ wiederholte er.

„Sie schrieb die Lieder meist des Nachts in ihrer Kemenate. Sie merkte sich vieles, was Ihr bei Hofe gesungen und manches stand ja schon von andern geschrieben und einiges verschaffte sie sich durch Reinmar, Euren Lehrer. So fehlt wohl nichts, was Ihr zu Wien gesungen!“

„Das hat deine Mutter getan, Gertrudis? — So viel vermochten ihr meine Lieder zu sein?“

„Sie tat es, weil sie Euch l i e b t e, Herr Walter!“

„Weil — — sie mich liebte, Gertrudis?“

„Sie hat auf Erden keinen andern geliebt. Den Kreuzensteiner nicht und — nicht meinen Vater!“

„Gertrudis, Kind — du sprichst im Traum. — — Vernahm ich dich recht? Du sagtest — —?“

„Ihr habt mich recht vernommen!“

Gertrudis hatte das blasse Haupt zurückgelehnt und fuhr mit geschlossenen Augen fort, als schmerzte sie das Licht:

„Sie gab mir das Büchlein auf ihrem Sterbelager. Noch seh' ich ihr schmerzliches Lächeln und unvergeßlich blieb mir jedes ihrer Worte: „Nimm dies in deine Hut, mein Kind, und halt es andern Händen fern. Es war mir das Liebste, was ich auf Erden besaß! — — Und dann, dann war die Mutter gestorben. — — Und dann — dann las ich in dem Buche — — und bin nun selbst unselig geworden!“

„Gertrudis!“ murmelte Herr Walter verstört und zog ihr die Hände sanft vom Antlitz, „ich weiß das nicht zu fassen. — — Warum vermählte sich deine Mutter mit dem Kreuzensteiner?“

„Sie tat es, ihrem Vater Hof und Freiheit zu retten. Er war dem Kreuzensteiner tief verschuldet, da gab sie ihr junges Leben für den Vater hin.“

„Und als der Kreuzensteiner starb?"

„Da sah sie, daß er sie betrogen hatte, denn noch war des Vaters Schuldbrief nicht getilgt. Und des Kreuzensteiners Sippe bedrängte ihn aufs neue: Da befreite ihn des Burggrafen von Säben edle Hilfe, der damals am Hofe zu Wien verweilte, und sie vermählte sich ihm zum Dank."

Da senkte Herr Walter schweigend das Haupt.

Gertrudis aber hielt seine Hand und strich mit sanfter Liebkosung darüber hin.

So blieben die beiden geraume Zeit. Ein milder Schatten stand nun zwischen ihnen und nahm an ihrem Atem teil. Vergangenes Dasein pochte ans Tor und drängte zurück, was Gegenwart bedeutete und füllte die Seele mit alter unverlorener Kraft.

Und also traumversunken saßen sie da, daß sie den Späher gar nicht bemerkten, der unweit von ihnen vorüberstrich. Der neue Kaplan auf Säben war es. Er hatte die Beiden einen Augenblick erstaunt betrachtet, hierauf sich umgewandt und den Garten in Eile verlassen.

„Wie seltsam!" sagte Herr Walter dumpf vor sich hin, „da wird uns von einem Manne berichtet, der dient Frau Armut mit Lobgesang und nennt sie selige Dame! Selig mag er sie nennen, wenn es ihm Freude macht, so lange sie Hunger und Kälte und sonstiges Leid am Leibe beschert, denn die Seele mag hierdurch der Üppigkeit entblößt und zur Demut geläutert werden. Wie aber will er sie selig nennen, wenn sie den Frühling im Herzen verwüstet und junger Liebe Maienglück zerstört? Wie will er sie selig nennen, da sie das Süßeste im Herzen des Weibes der Macht des Goldes unterwirft und der Minne freien Willen schändet? O Gertrudis! Mir hat vor Armut stets gebangt, nicht weil ich sie nur allzusehr am eigenen Leibe spürte, wohl aber weil ich sah, wie oft und tief sie die Seele der Menschen im Heiligsten betrübte. — — Und nun hat auch deine Mutter dies erlitten? Um des Goldes Willen hat sie es erlitten? Bedenkst du es wohl, Gertrudis? Hier die Liebe eines Weibes, der Erde reinstes Glück von Anbeginn, und dort — ein Häuflein Gold! Und es gibt einen Schöpfer, einen Herrn über Sonne und Maien und Nachtigallensang, der solches duldet?"

Herr Walter stöhnte schmerzlich auf.

Gertrudis aber legte seine Hand an ihre Wange und ließ geschlossenen Auges ihr Haupt darauf ruhn, als wäre sie allen Denkens müde und Schlafes bedürftig für lange Zeit.

Mit Rührung betrachtete Herr Walter ihr zartes, blasses Angesicht mit den langen traumgesenkten Wimpern. Das Antlitz eines Kindes. Nur um die festgeschlossenen Lippen schattete ein weher Zug, der wußte von fraulichem Leid.

„Gertrudis!" rief Herr Walter sanft.

Da sah sie auf und ihre Blicke tauchten tief in die seinen.

Herr Walter erfaßte ihr liebes Haupt mit beiden Händen und hob es sacht empor und sah ihr lange, lange in die goldenen Augen.

Und siehe, es zitterte wie aus weiter Ferne ein Licht darin, das Licht, das ein Leben lang über all seinen Wegen gewacht.

„Gertrudis!" sagte Herr Walter und seine Stimme bebte, „deine Mutter war mir gut?"

Er zog sie sanft zu sich heran, aber nun war es nicht die Süße ihrer Lippen, die er suchte. Er küßte sie wie segnend auf ihr blondes, kühles Haar. — —

Da aber schreckten sie jählings auf.

Der Burggraf stand hinter ihnen.

Seine Faust hielt drohend den Schwertknauf umfaßt.

„Ihr solltet mir den Sohn im Harfenspiel erziehen", stieß er knirschend hervor. „Statt dessen beliebt es Euch, meine Tochter mit eklem Minnespiel zu umgarnen! Ich hätte nicht übel Lust, Euch das verwegene Haupt in den Staub zu schlagen, wo es hingehört."

Da faßte auch Herr Walter den Griff seines Schwertes. Gertrudis aber umklammerte seinen Arm und sah den Vater flehend und beschwörend an.

„Ihr möget mich richten lassen," rief Herr Walter scharf, „doch sollt Ihr mich nicht schmähen!"

„Seht da den Dünkel des fahrenden Volkes!" brach nun Herr Purchardt wild heraus. „Ihr glaubt wohl, die Sonne würde verdunkeln, wenn Eure Lieder nicht wären? Vergeßt nicht, daß die Straße Euer Wohnhaus ist, und daß Ihr hierzulande nur geduldet seid. Doch bin ich selbst der Schuld nicht völlig frei; ich hätte ermessen sollen, was der Umgang mit euresgleichen bedeutet. Ihr habt mir den Sohn so trefflich erzogen, daß er sich mit hohlem Wortgetändel um eines Gauklerkindes Minne bewarb. Und meiner Tochter arglos Gefallen an Fiedelgetön und Sang hat Euren Sinn so ganz verwirrt, daß Ihr es wagtet, ihr reines Gemüt mit schlimmen Wünschen zu umgarnen!"

„Haltet Maß mit Euren Worten!" rief nun Herr Walter in heller Empörung. „Es könnte Euch später reuen, was Ihr jetzt an wutverworrener Rede sündigt. Denn hört: ich bin mit Blut und Leben bereit, für Eurer Tochter Tugend einzustehen! Mir liegt des liebsten Kindes Wohl nicht minder am Herzen als Euch selbst!"

„Erspart Euch solch verkehrte Rede!" brauste der Burggraf auf. „Zwei Zungen liegen Euch im Munde! Ich wollte, sie würden Euch beide lahm! Ich will Euch sagen, was Ihr wolltet und mein Daumen soll kein Finger sein, wenn es nicht so ist: Verführen wolltet Ihr mein Kind, schnöden Vorteil wolltet Ihr Euch sichern, mich aller Wahl berauben und Eurem fahrenden Leben Stetigkeit verleihn, dies wolltet Ihr!"

„Vater!" schrie da Gertrudis auf, „bei meiner Mutter Seele, sprich nicht so!"

„Bei deiner Mutter Seele!" höhnte der Burggraf. „Fast ist ihr Tod nun als ein Glück zu preisen, denn es blieb ihr erspart zu sehen, wie tief ihr Kind sich verlor! Nie hätte deine Mutter, die ihres edlen Blutes Würde wohl zu wahren wußte, eines fahrenden Spielmanns geachtet! Woher nur ward dir solch niederer Sinn, Gertrudis!"

Gertrudis hatte mit brennenden Wangen des Vaters Rede Schlag auf Schlag über sich ergehen lassen. Bei seinen letzten Worten aber lachte sie gellend auf, so hohnvoll und verzweiflungsweh, daß der Burggraf, seines Tobens ganz vergessend, sie fassungslos anstarrte, als glaubte er, nun habe ihr ein böser Geist den Sinn verwirrt.

Da war es nun Herr Walter, der ihm entgegentrat und mit harten, ent-

schlossenen Worten sagte: „Ihr habt so viel der Schmach auf mich und Euer Kind gehäuft, daß niemand mir das Recht bestreiten könnte, Euch vor des Bischofs Gericht zu fordern und des Schwertes Schärfe entscheiden zu lassen. Doch will es mir um Eurer edlen Tochter willen ratsam scheinen, ihren Namen nicht in öffentlicher Fehde preiszugeben und so soll Euch auch vergeben sein um Eurer Tochter willen. Ich sag Euch aber das: Ich werde wiederkommen, so Gott mich nicht verläßt, und werde kommen als des neuen Kaisers Lehensmann. Und nun lebt wohl und hört mein letztes Wort: bezeigt Euch Eurer edlen Tochter würdig, ihr kommt an Güte und an Tugend keine gleich!"

So sprach Herr Walter, indes der Burggraf ihm nur unwillig und finster Gehör geschenkt hatte und schritt nun auf Gertrudis zu, die auf dem Bänklein in der Laube niedergesunken saß, das Antlitz in die Hände vergraben. Aber der Burggraf verstellte ihm den Weg und schrie: „Entfernt Euch, eh' mich reut, Euch ziehn zu lassen!"

Da sagte Herr Walter nur: „Lebt wohl, Gertrudis!"

Sie aber löste das blasse Antlitz aus den Händen und sah ihn schweigend an, und da trank er zum letztenmal aus ihren lichten Zügen, was seines Lebens tiefste Freude gewesen war.

Doch war es nur ein Augenblick, denn allsogleich sank ihr das Haupt aufs neue nieder und sie schluchzte leise vor sich hin.

Da sagte Herr Walter nochmals: „Lebt wohl, Gertrudis!"

Sie aber hob das Haupt nicht mehr.

Da wankte Herr Walter schweren Schrittes aus dem Garten. Noch hörte er Herrn Purchardts höhnisches Lachen hinter sich: „Des Kaisers Lehensmann! Ei sieh, des Kaisers Lehensmann!"

30.

„Wir reiten, Dietrich, wir reiten!"

„Nun geht es wohl nach Aglei, Herr?"

„Es geht nach Aglei, Dietrich!"

Der junge Leuthold kam in den Stall geschlichen. Herr Walter umarmte ihn und sagte: „Laß die Lust am Singen in deines Herzens Heimlichkeiten weiterblühn. Ich mochte dich wenig lehren, denn fast alles lag schon wartend in dir. Mir ist nicht bang um deinen Ruhm als Sänger, Leuthold. Doch wünsch ich dir, du mögest nicht schwer daran tragen!"

Da warf sich Leuthold weinend an des Meisters Brust. Herr Walter aber sagte: „Und schirme deine edle Schwester, Leuthold! Ihre Seele ist zart wie ein Rosenblatt und anders als in Güte kann sie nicht gedeihn!"

„Herr," rief Dietrich, „wir sind bereit!"

Da faßte Herr Walter das Rößlein am Zaum und schritt mit ihm durch die Höfe der Burg, durchs Tor und über die Brücke. Allerorten war es still und selbst der Pförtner zeigte sich nicht. So schien es Herrn Purchardts Gebot zu sein: es sollte niemand dem scheidenden Sänger ein Wort zum Abschied bieten und niemand einen Segensgruß auf die Reise.

Herrn Walter aber berührte das wenig. Er ging ja doch nicht ungesegnet in die Welt hinab. Es konnte ihm niemand rauben, was nun sein Eigen geworden war: ein selig neues Wissen um Frauenliebe. Niemand streute ihm Rosen vom Söller, aber sein blutendes Herz war schmerzlichsüß umkränzt von den Rosenwundern unvergänglicher Minne, die nun sein Leben selig umspannte vom Aufgang bis zum Niedergang.

So kam es, daß Herr Walter lächelte in all seinem Leid.

An der Klausener Brücke sah er ein vertrautes liebes Angesicht Albertus Zant erwartete ihn dort mit etlichen Knechten.

„Mir sandte Gertrudis Botschaft," sagte er, „allhier auf Euch zu passen und Euch ein Wegstück das Geleit zu geben."

Er sah dabei Herrn Walter mit freundlicher Besorgnis an.

„Ich glaube, der Abschied fiel Euch schwer," setzte er dann hinzu, „und ich kann's Euch nicht verdenken!"

Herr Walter starrte schweigend vor sich hin.

„Wer je dem lieblichen Kinde nah gewesen, trägt sein Teil an Glück und Leid mit sich davon!" fuhr der Zanter unbeirrt fort. „Den gleichen Zauber übte auch ihre Mutter. Ich weiß von manchem, der daran zu glauben hatte!"

„Ihr kanntet ihre Mutter?" fragte Herr Walter beklommen.

„Ob ich sie kannte? Glaubt Ihr, ich sei dem Papst zulieb ins Heilige Land gegangen? Euch kann ich's ja sagen, denn ich denke, Ihr werdet mich wohl verstehen: ich zog dereinst mit Kaiser Rotbart von hinnen und floh ins Heidenland hinüber, weil mich des schönen Weibes Anblick um allen Verstand zu bringen drohte. Es war zur Zeit, da auch der Burggraf zur heiligen Meerfahrt rüstete, und ich sagte mir: Ein Narr bist du schon geworden, Albertus Zant, nun hüte dich, auch noch ein Gauch zu werden. Und also kam es, daß ich Herrn Purchardt begleitete und über sein Leben wachte, damit der liebsten Fraue Äuglein nicht etwa schlimmes Weinen trübe. Herr, es tat wohl wehe, aber es ging! Und schließlich," sagte der Zanter und lachte fröhlich heraus, „und schließlich gab mir des Sultans Weisheit ein liebliches Gegengift, Frau Sitt Alscham genannt und ich konnte wieder heim!"

Herr Walter erfaßte die Hand des redlichen Heiden und drückte sie warm.

„So oft ich nun die Tochter sehe," seufzte der Zanter auf, „erwacht in mir ein Stück der alten Seligkeit und ich sage mir: wie milde grüßt überwundenes Herzleid aus der Ferne, das man der schönsten Fraue willen erduldete. Sagt an — hat Gott sein bestes Wunder nicht hierin vollbracht, daß er solch wonnereiche Schönheit nicht vergehen, sondern im Kinde aufs neue erblühen ließ? Ich hörte, Ihr habt Gertrudis Mutter am Hofe zu Wien gekannt. Da wisset Ihr wohl selbst, wie sehr sich Leibeszier und minnigliches Wesen auf Mutter und Tochter einte. Und beiden ist auch ernster Sinn und holde Zucht gemeinsam, nur war Gertrudis Mutter in all den Jahren in unserm Tal noch stiller als ihr Kind, als wäre sie von seltsam stummem Leid bedrückt, das keiner sich, und wohl auch Herr Purchardt nicht, zu deuten wußte. Doch ging die müßige Rede hin und wieder, es zöge sie verträumte Minne einem Freunde ihrer Jugend zu, der irgendwo in der Ferne

weilte und dem ihre Seele für immer zu eigen blieb. Mag sein oder nicht, Ihr wißt — wer kennt die Frauen? Und jene gar, die sich im Schweigen üben?"

Herr Walter starrte stumm vor sich auf den herbstlichen Weg und seine Seele war durchbraust wie von fernem Glockengeläute.

Der Zanter sah ihn ein Weilchen bekümmert an. Dann nickte er und sagte: „Ei ja, ich wußte, wie es kommen werde. Wer blickt in jene goldenen Augen, ohne Leid davonzutragen? Und als Gertrudis mir heute in aller Frühe Botschaft sandte, da dachte ich gleich: Nun wird es schlimm für meinen Freund, den Vogelweider, und schlimm auch für das schöne Kind dort oben, dem Minne kein harmlos Spiel zu sein vermag. Ihr tut mir leide, Ihr beiden, und ich weiß euch wenig Rat!"

„Versprecht mir," sagte Herr Walter sanft, dem liebsten Kinde ein treuer Wardein zu sein. Das kann mir viel an Trost bedeuten, Albertus Zant!"

„Ich will es," versetzte der Zanter, „mir ist ja doch, da ich die Mutter nicht vergessen kann, Gertrudis so lieb wie mein eigen Kind!"

Herr Walter atmete tief. Er schaute nach Säben zurück und sah die gewaltige Burg und den ragenden Dom vom Mittagslicht umflutet und blendende Wolken wie Märchengebirge darüber aufgetürmt, ein Bild voll Menschentrotz und traumhafter Himmelsschönheit und er mußte sich Gewalt antun, in all seinem Herzleid nicht wie ein Kind zu weinen.

„Noch eines!" hörte er den Zanter sagen, „ich weiß, Ihr seid mir gut gesinnt. Da dürft Ihr mir nicht wehren, Euch dieses Beutelchen mit gutem Silber auf die Reise mitzugeben. Es soll Euch nur geliehen sein und wenn Ihr wiederkehrt, dann nehm' ich's wieder!"

Herr Walter lächelte gerührt. „Ich müßte lügen, wenn ich sagte, ich hätte es nicht nötig. Doch gebt Ihr mir mit Eurer Gabe mehr, als Ihr wohl glaubt, Albertus Zant. Ihr habt mir nun erspart, am Hofe zu Villach um Lohn zu singen, wo einmal schon mein Sang von den herzoglichen Schmeichlern gar übel verkehrt ward. Auch glaub' ich, daß sich Gerhard Atze alldort als höfisches Unkraut eingenistet und mir den Boden bös durchwühlt hat. So habt Ihr mir den Weg nach Aglei leichter gemacht und ich will's Euch nicht vergessen!"

Ein Reiter trabte von Gufidaun herab, der schwenkte das Hütlein von weitem. Herr Huzo war es, der lustige Maler.

„Ihr dürft nicht glauben," meinte der Zanter zu Herrn Walter, „das Malerlein käme dort von ungefähr herunter. Ich wußte, daß auch er nach Aglei wolle und da sandte ich einen Knecht hinauf und ließ ihm sagen, er möge sich mit Eurer Gunst als Fahrtgeselle melden. Er ist ein guter Junge und wird Euch wenig stören."

Nun ritten sie ein Stück zu viert den schäumenden Eisack entlang und bogen dann sacht die Villnöser Höhen hinauf, wohin der Weg sich vor den Launen des ungeberdigen Flusses sicherte.

„Jetzt habt Ihr nimmer weit nach Brixen", meinte endlich der Zanter. „Und nun — lebt wohl auf gottgesegneter Fahrt!" Und leiser setzte er hinzu: „Eine Meile hinter dem Orte kommt Ihr beim Kloster Neustift vorbei, dort sitzen die frommen Augustiner Herren, die weder Eure noch meine Freunde sind. Aber es kann nicht schaden, wenn Ihr entblößten Hauptes den Mauern vorbeizieht, wie auch ich es



Die Alhambra (Aquarell) Karl Müller-Koburg

jederzeit pflege, denn dort schläft, müßt Ihr wissen, in der Stammgruft derer von Säben Gertrudis Mutter den letzten Schlaf!“

Nach diesen Worten umarmte Albertus Zant Herrn Walter und küßte ihn auf beide Wangen und sprengte sodann, ohne sich nochmals umzusehen, den Weg nach Klausen zurück.

Herrn Walter aber war so wunderlich weh und selig zugleich zumute, daß er lange keines Wortes fähig war, so daß auch Huzos heiterer Redefluß allmählich verstummte.

Nur einmal noch lachte das Malerlein herzlich auf. Sie kamen bei Kranebitten an einem Winzerhaus vorüber, vor dessen Tür ein Säugling in der Wiege lag, der mit schwellenden Backen aus einem mächtigen milchgefüllten Kuhhorn sog, das ihm zu Häupten von einem Weinstock baumelte. Das gab nun fürwahr ein drolliges Bild, denn man wußte nicht recht: trank das Würmlein oder blies es sich ein unhörbares Lied, dem Schöpfer des goldigen Lichtes zu Ehren, in dem es sich sonnte. Herr Huzo aber sprang geschwind vom Sattel und zog sein Tintenzeug und das Pergamentröllchen hervor und schuf in Eile mit wenigen Strichen ein zierliches Konterfei des sonderbaren Säuglings, indes die Mutter auf der Schwelle stand und sein Treiben mit Argwohn verfolgte.

Und als sie bald darauf an den wehrhaften Mauern des Klosters Neustift vorüber ritten, da gab es für Huzo und den Knappen Dietrich neue Verwunderung: Herr Walter hatte das Barett gezogen und ritt gesenkten Hauptes, mit gefalteten Händen dem Kloster vorbei. Dietrich machte große Augen. Das war ja sonst nicht seines Meisters Art?

Früher schon hatten sie Gesang aus der Ferne vernommen und nun überholten sie im Trab ein wanderndes Häuflein geistlicher Vaganten. Herr Walter erkannte sie sogleich — die fahrenden Kleriker waren es, die auf Branzoll gesungen.

Nun stimmten sie eben ein Liedchen an, worin sie alle Welt ihrer brüderlichen Liebe versicherten und jedermann einluden, sich ihnen schleunigst anzuschließen zur fröhlichen Habnichtsfahrt. Und immer wieder beteuerten sie im summenden Refrain:

„W i r sind an Barmherzigkeit
Echte Religiosen!“

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief ihnen Huzo zu. „Wohin, wohin, ihr Herren?“

„Nach Aglei, so Gott es gefällt!“ erwiderte der Primas. Und allsogleich sangen sie und ihre Kutten staubten im Wandertakt:

„Aglei ist eine schöne Stadt,
Die einen braven Bischof hat.
Mit Wohlbedenken liebt er sie,
Die Musici und Clerici.
Wie schön ist doch Aglei!“

(Schluß folgt)





Die militärischen Ehrengerichte ein Werkzeug der Gerechtigkeit??

Von Carl von Wartenberg

Nach dem Bericht von Augenzeugen wurde der preußische Kriegsminister von Heeringen leichenblaß, als er in der Sitzung des Reichstags am 24. April d. J., die freilich etliche Tage später vor der Bädgetkommission erheblich korrigierte Erklärung abgegeben hatte, daß der Oberarzt der Landwehr I. Dr. Sambeth in Mergentheim nicht mehr in die Kreise der Offiziere gehöre, nachdem er sich geweigert habe, eine ihm widerfahrene schwere Beleidigung mit der Forderung zum Zweikampf zu beantworten, und nun auf diese Erklärung hin ein Sturm der Entrüstung losbrach, wie ihn die ältesten Parlamentarier noch nicht erlebt haben. Es läßt sich begreifen, daß dieser Sturm ihn völlig überraschte und daher vielleicht, wenigstens für einen Augenblick aus der Fassung brachte. Einmal hatte er ja nicht sagen wollen, was fast der gesamte Reichstag aus seinen Worten herausgehört hatte; und dann war das, was er hatte sagen wollen, von seinem bisher vertretenen Standpunkt aus verhältnismäßig harmlos gewesen? Vor allem weil dem Oberarzt der Landwehr Dr. Sambeth seine religiöse Überzeugung und seine Achtung vor den Gesetzen nicht gestattet hatten, sich zu duellieren, war ihm vom Kriegsherrn nahegelegt worden, als Sanitätsoffizier den Abschied zu nehmen, und er bereitwillig hierauf eingegangen. Und in der Tat, so sehr die erste Fassung der Erklärung des Generals v. Heeringen an sich auch hatte befremden müssen, sie ist noch lange nicht der schlimmste Vorgang in dem überaus unerquicklichen Falle „Sambeth". Zu weit größerer Entrüstung berechtigt das Verhalten des militärischen Ehrengerichts, das diesen Fall zu behandeln hatte, bevor er dem Kriegsherrn zur Entscheidung vorgelegt wurde. Es hatte sich für die Entlassung des Dr. Sambeth mit schlichtem Abschied ausgesprochen, also mit Schimpf und Schande aus dem Heeresdienst einen Mann jagen wollen, der in der Ausübung seines Berufs mit Freuden täglich sein Leben aufs Spiel setzt, die Waffe aber nicht gegen seinen Nächsten erheben

will, weil es gegen Gottes Gebote und des Staates Gesetze ist. Indessen zu verwundern ist dies nicht. Mit seinem Spruch bewegte sich das militärische Ehrengericht, natürlich unbewußt, nur in der Richtung der seit länger als zwei Jahrzehnten üblichen Rechtsprechung dieser Gerichte, die mit Recht und Gerechtigkeit kaum noch etwas gemein hat. Es hat den Anschein, als wenn sie nur noch gefügige, oft übereifrige Werkzeuge der Machthaber sind; und zwar zur Bekämpfung derer, die sich zu ihnen, den Machthabern, durch Ansichten, Anschauungen oder Handlungen in Widerspruch setzen, und den anderen, den unbedingt Loyalen, die zu den Regierenden auch dann noch stehen, wenn sie sich sagen müssen, daß sie zum Nachteile des Vaterlandes wirken, zu ausgiebigem Schutze. Wer Gelegenheit gehabt hat, das eigentümliche Walten der militärischen Ehrengerichte in der Ära nach Bismarck näher zu verfolgen, der hätte dem Herrn Dr. Sambeth den Spruch des Ehrengerichts voraussagen können, der wußte auch vorher, daß seinem Gegner, der doch mit aller Gewalt auf ein Duell hingewirkt hatte, auch nicht ein Haar gekrümmt werden würde, wenn er noch den militärischen Ehrengerichten unterstand. Besonders deutlich läßt sich die Richtung, in der die heutige Rechtsprechung dieser Gerichte orientiert ist, an zwei anderen Fällen erkennen. Sie sind so charakteristisch, daß ich mir nicht versagen kann, hier auf sie näher einzugehen, obgleich sie schon einige Zeit zurückliegen.

Gründlich hatte es mit den Machthabern ein verabschiedeter Stabsoffizier verdorben, weil er sich erkühnt hatte, mit allem Freimut in einem Büchlein schwere dem deutschen Heerwesen anhaftende Schäden aufzudecken. Anfangs freilich glaubten sie ihn damit abtun zu können, daß sie ihn im Reichstag lächerlich machten, wenn dort auf sein Buch hingewiesen wurde. Indessen dies hinderte selbst denjenigen Teil der Presse, der es sonst für seine Pflicht hält, stets mit den Regierenden zu gehen, durchaus nicht, dem Verhöhnten Dank und Anerkennung auszusprechen. Bis auf die wenigen Blätter, die schon in dem leisesten Tadel an den Handlungen der Mächtigen einen Verrat am Vaterlande erblicken, hoben alle übrigen Blätter den Patriotismus hervor, der dem Verfasser des oben so unwillkommenen Buches die Feder geführt hatte. Und daher blieb denn nichts anderes übrig, als gegen diesen gröberes Geschütz aufzufahren, ihn also einem militärischen Ehrengericht zu überantworten. Hierzu konnte man seine Zuflucht nehmen, weil der Stabsoffizier diesen Gerichten auf Grund der ihm bei seiner Verabschiedung erteilten Erlaubnis, die Uniform weiter zu tragen, noch unterstand. Und glatt erledigte sich alles. Durch Entscheidung des Kriegsherrn wurde dem Beschuldigten die Uniform aberkannt, was für einen verabschiedeten Offizier so viel bedeutet wie für den aktiven Offizier der schlichte Abschied. Sogar Gehässigkeit gegen die Person des Herrschers hatte der mit der Erhebung und Formulierung der Anklage betraute Befehlshaber, ein sehr hoch stehender General, aus dem Buch herausgelesen; aus demselben Buch, das stramm regierungstreue Blätter geglaubt hatten ihren Lesern als wünschenswerte Lektüre empfehlen zu können. Über den Einspruch des Angeklagten in seiner Verteidigungsschrift hiergegen war das Ehrengericht, ein aktiver General und neun aktive Stabsoffiziere, ebenso hinweggegangen wie über den anderen Einspruch, daß die Anklage den Bestim-

mungen der „Allerhöchsten Verordnung“ zuwider diejenigen Stellen des Buches nicht angegeben habe, durch die der Verfasser gegen die Ehre des Offizierstandes verstoßen haben sollte. Ganz allgemein war nämlich alles gehalten worden, als wenn es Sache des Beschuldigten gewesen wäre, jene Stellen sich selber herauszusuchen. Ist's nicht begreiflich, wenn es dem verabschiedeten Stabsoffizier so schien, als wenn er nur verurteilt worden war, weil er verurteilt werden sollte? Und dabei hat er noch Glück gehabt. Es hätte ihm noch viel schlechter ergehen können. Nach der „Allerhöchsten Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere“ liegt die Entscheidung allein beim Kriegsherrn, hat das Ehrengericht diesem mit seinem Spruch nur ein Gutachten zur beliebigen Verwendung zu unterbreiten. Hätte der Kriegsherr sich das Gutachten des Ehrengerichts angeeignet, so wäre dem Stabsoffizier außer der Uniform auch noch der Titel aberkannt worden. Die verhängnisvollen Mißstände in der preußischen Armee, welche die Katastrophe von Jena verschuldet haben, hatte einige Jahre vorher Karl v. Bülow, ein jüngerer Offizier, in Schriften aufgedeckt. Er starb, zu Tode gehetzt, im tiefsten Elend im Auslande. Dergleichen ist zwar heute in Preußen-Deutschland kaum mehr möglich. Aber um die Ächtung auf militärehrengerichtlichem Wege ist der freimütige Stabsoffizier nicht herumgekommen.

Nun zu dem in der entgegengesetzten Richtung charakteristischen Fall.

„Es kommt nichts dabei heraus, wenn man ehrenrührige Handlungen von Ärzten den ärztlichen Ehrengerichten zur Erledigung anvertraut; es ist vielmehr am besten, sie sogleich in breitester Ausführlichkeit der Öffentlichkeit zu übergeben.“ Diese Äußerung soll nach den Berichten der Tagespresse ein bei seinen Kollegen in hohem Ansehen stehender Berliner Arzt in einer Versammlung von Ärzten getan haben. Ob sie wirklich gefallen ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls wird man aber an diese Zeitungsmeldung durch die Erledigung erinnert, die eine wegen unerhört ehrenrühriger Handlungsweise gegen einen Arzt des Beurlaubtenstandes bei dem Leiter des zuständigen militärärztlichen Ehrengerichts erstattete Anzeige gefunden hat. Auch hierbei „kam nichts heraus“.

Dr. med. Fr. in B. in der Provinz Schl. hatte ohne irgendwelche Begründung für die letzte Behandlung des Fräulein v. B., einer nur mäßig bemittelten Dame, die an Altersschwäche gestorben war, ein ungewöhnlich hohes Honorar verlangt. Er hatte es fast doppelt so hoch bemessen als das wenige Monate vorher von ihm von derselben Dame für die gleichen, leichten Dienste beanspruchte. Nicht ohne sich genau über die ortsübliche Honorierung der Ärzte erkundigt zu haben, schickten die Erben dem Dr. med. Fr. mittels Postanweisung die Hälfte des geforderten Betrages, dies natürlich in einem durchaus höflich gefaßten Begleitbriefe begründend. Statt des Arztes antwortete nach einiger Zeit in seinem Auftrage ein Rechtsanwalt, der auf Zahlung auch der anderen Hälfte bestand. Ein Vorgehen, das die Erben angesichts des verbindlichen Tones in ihrem Begleitschreiben äußerst unangenehm berühren mußte. Ihm entsprach das weitere Verhalten des Herrn Dr. med. Fr. Trotzdem die mit der Regulierung des Nachlasses der Verstorbenen beauftragte Persönlichkeit in unzweideutigster Weise ver-

sichert hatte, daß sie auch noch die zweite Hälfte des Honorars zahlen würde, sobald sie sich überzeugt habe, daß nach der Gebührenordnung selbst ein so hohes Honorar wie das beanspruchte liquidiert werden darf, schritt er zur Klage, und zwar ohne auch nur ein Sterbenswörtchen vorher davon verlauten zu lassen. Und nicht nur das. Er hielt die Klage auch noch aufrecht, obgleich ihm, wieder mit Postanweisung, auch die zweite Hälfte des Honorars zugestellt und gleichzeitig brieflich auseinandergesetzt worden war, daß die Zahlung auf Grund der nach langem, vergeblichem Bemühen endlich ermöglichten Einsicht in die Gebührenordnung erfolge. Ja, Herr Dr. med. Fr. ging noch weiter. Er erhob gegen die Erben noch eine neue Klage. Er hätte nicht 64 M, die ihm noch zustanden, sondern nur 63 M 95 ₰ erhalten. Da nun die Postanweisung auf den vollen Betrag von 64 M gelautet hatte, so konnte mit den fehlenden 5 ₰ nur das Abtragegeld an den Briefträger gemeint sein. Zur Zahlung auch dieses Geldes waren die Erben jedoch nicht verpflichtet gewesen. Nur an den Wohnsitz, aber nicht in die Wohnung des Gläubigers hat der Schuldner nach Ziffer 270 des „Bürgerlichen Gesetzbuches" Geld zu übermitteln. Indessen selbstverständlich hätten, des widerlichen Streites müde, die Erben dennoch von vornherein auch noch die 5 ₰ Abtragegeld gezahlt, wenn sie nur gewußt hätten, daß sie dieses Mal verlangt werden würden. Als sie nämlich die erste Hälfte des Honorars übersandten, hatten sie das Abtragegeld auch nicht beigefügt; und trotzdem war der übersandte Betrag als voll anerkannt worden. Damit auch die zweite Klage rechtskräftig werden konnte, mußten die Erben auch durch sie überrumpelt werden. Hätten sie erfahren, daß Dr. med. Fr. noch immer nicht befriedigt war, und daraufhin auch noch die eingeklagten 5 ₰ entrichtet, bevor auch diese Klage ihnen gerichtlich zugestellt worden war, so wäre sie, die Klage, hinfällig geworden. Deshalb erfolgte die Bescheinigung über den Empfang der zweiten Hälfte des Honorars erst, nachdem die Erben die neue Klage erhalten hatten, trotzdem diese, durch ihr langes Ausbleiben stutzig geworden, sie längere Zeit vorher in einem sehr eindringlichen Schreiben eingefordert hatten. Und als der Dr. med. Fr. dem endlich, also erst nach der gerichtlichen Zustellung der Klage an die Beklagten, nachkam, da beschränkte er sich auf die Quittung von 63,95 M, wie in der Klage es ihren Empfängern überlassend, selber die Differenz zwischen dem übersandten und dem quittierten Betrag zu ergründen. Umgehend schickten die Erben auch noch die vermeintlich fehlenden 5 ₰; und da sie jetzt auf alles gefaßt sein konnten, legten sie noch weitere 5 ₰ bei. Wer garantierte ihnen dafür, daß ihnen nicht durch eine dritte Klage nachträglich auch noch das Abtragegeld für die Übersendung der ersten Hälfte des Honorars abverlangt werden würde, auf das der Herr Dr. med. Fr. bisher verzichtet hatte? Nimmt man zu der bis jetzt geschilderten Handlungsweise noch sehr erhebliche Verfehlungen des Klägers in der Begründung seiner Klagen gegen die Wahrheit, so sollte man wohl meinen, daß er für die Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens in vollem Maße reif war. Denn überreif hatte ihn hierzu eigentlich schon der überaus peinlich berührende Trick gemacht, mit dem er es zu verhindern ver-

standen hat, daß die Erben den neuen Anspruch auf 5 ℳ befriedigten, bevor ihnen die Klage gerichtlich zugestellt war.

Wer auch immer von der Handlungsweise des Herrn Dr. med. Fr. in B. hörte, äußerte sein Erstaunen darüber, daß „sich dazu ein Rechtsanwalt überhaupt hergegeben habe“, und hielt es für unbedingt notwendig, den Arzt dem Ehrengericht zu überantworten. Das geschah auch. Aber mit welchem Erfolge? Nach einem *geschlagenen halben Jahr* erhielt der Anzeigende die Mitteilung, daß der Leiter des militärärztlichen Ehrengerichts „nach Feststellung des Tatbestandes in Übereinstimmung mit dem Ehrenrat *einen ehrengerichtlichen Spruch über den Oberarzt der Landwehr Dr. med. Fr. nicht für erforderlich halte*“. Also Herr Dr. med. Fr. hat so gehandelt, wie ein preußischer Sanitätsoffizier handeln durfte. Auch mit dem geschilderten Trick hat er nicht gegen die Ehre des preußischen Offiziers verstoßen, trotzdem sich seiner im Grunde nur Leute bedienen können, die hier lieber nicht gekennzeichnet werden.

Der Bescheid stützt sich auf *die Feststellung des Tatbestandes* durch den Leiter des Ehrengerichts und des Ehrenrates, schweigt sich aber darüber aus, was festgestellt worden ist. Der Konflikt zwischen den Erben und dem Dr. med. Fr. hat sich ausschließlich schriftlich abgespielt; und der Schriftwechsel ist bis auf den letzten Buchstaben als Unterlage der Anzeige beigefügt worden. Unmöglich hat daher etwas anderes festgestellt werden können als das, was durch die Anzeige festgestellt worden ist. Und wenn trotz alledem der Tatbestand des Leiters des Ehrengerichtes von dem der Anzeige abwich, warum wurden dem Anzeigenden nicht die Abweichungen mitgeteilt? Unter solchen Umständen konnte sich dieser nicht bei dem Bescheide beruhigen. Er wurde alsbald beim Kaiser vorstellig und erklärte in einer Immediateingabe ausdrücklich, daß er die *Behauptung*, der Oberarzt d. L. Dr. med. Fr. habe in hohem Maße ehrenrührig gehandelt, *so lange aufrechterhalten müsse*, als ihm nicht nachgewiesen worden sei, daß der in seiner Anzeige festgestellte Tatbestand falsch sei. Gleichzeitig machte er auf diese Eingabe den Chef des Militärkabinetts in einem Schreiben aufmerksam, in welchem er unter anderem ausführte, daß, wenn die Handlungsweise des angezeigten Herrn für einwandfrei gelten könne, es überhaupt keine Handlung mehr gebe, durch die noch gegen die Ehre des preußischen Offiziers gefehlt werden könne, möge sie noch so unwürdig sein. Nach etwa drei Wochen antwortete das Generalkommando desjenigen Armeekorps, in dessen Bereich der Angezeigte wohnt. Es hätte die Angelegenheit geprüft und *sei auch der Ansicht, daß ein ehrengerichtliches Verfahren gegen den Oberarzt der Landwehr Dr. med. Fr. nicht erforderlich ist.* Auch nicht mit einer Silbe wurde die Erklärung der Immediateingabe gestreift, wonach die Behauptung von der überaus ehrenrührigen Handlungsweise aufrechterhalten werden müsse, bis nachgewiesen werde, daß der Tatbestand der Anzeige falsch sei. Sehr wahrscheinlich, daß dieser Nachweis nicht geführt wurde, weil er nicht geführt werden konnte. Da blieb nur übrig, von der weiteren amtlichen Verfolgung der Angelegenheit abzusehen. Hiervon setzte der Anzeigende alsbald den Chef des

Militärkabinetts in Kenntnis, dabei bemerkend, es würde ihm, Seiner Exzellenz, auf Grund der früheren kameradschaftlichen Beziehungen wohl noch bekannt sein, wie hoch er, der Anzeigende, von der Ehre des preußischen Offiziers denke, und er werde daher auch ermessen können, wie es auf ihn, den Anzeigenden, wirken müsse, wenn die schwersten Verstöße gegen die Ehre des Offizierstandes nicht die Sühne finden, die sie verdienen. Die Antwort hierauf war — tiefes Schweigen! Dr. med. Fr. steht aber in dem Rufe eines besonders loyalen Mannes.

Wahrhaftig, „es kommt nichts dabei heraus, wenn man ehrenrührige Handlungen von Ärzten den Ehrengerichten zur Erledigung anvertraut; es ist vielmehr am besten, sie sogleich in breitester Ausführlichkeit der Öffentlichkeit zu übergeben."

Sollen aber die militärischen Ehrengerichte nicht weiter den Anschein erwecken, daß sie nur gefügige, oft übereifrige Werkzeuge der Machthaber sind, sollen sie ihrem wirklichen Zweck zurückgegeben werden, müssen die grundsätzlichen Bestimmungen der „Allerhöchsten Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere" geändert werden. Es ist zu fordern,

daß die Entscheidung ausschließlich in ihre Hände gelegt wird, wo sie schon früher einmal gelegen hat;

daß aus dem militärehrengerichtlichen Verfahren der verhängnisvolle Einfluß der militärischen Vorgesetzten bis zur höchsten Instanz hinauf auf die Offiziere als Ankläger, Untersuchungsführende und Richter gänzlich ausgeschaltet wird;

daß in der Spruchsitzung sich die Abstimmung geheim vollzieht, so daß sich auch beim größten Bemühen nicht ergründen läßt, wie der einzelne Offizier gestimmt hat;

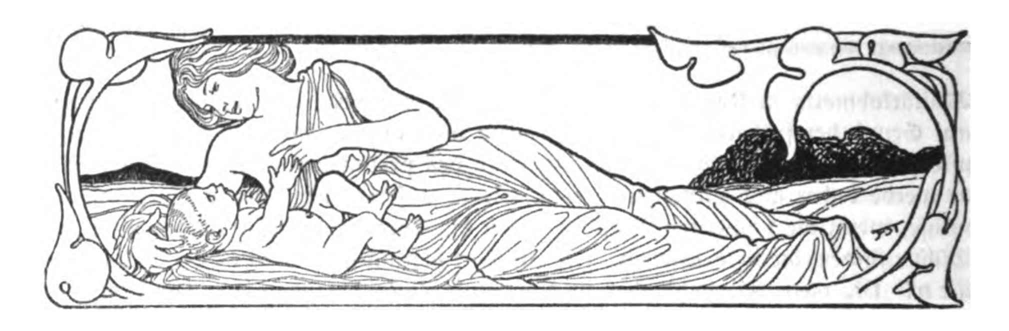
daß das Recht der Berufung auf den Spruch eines anderen Ehrengerichts unter allen Umständen dem Verurteilten zusteht;

daß dem Beschuldigten in der Anklage auf das allergenaueste diejenigen Äußerungen und Handlungen bezeichnet werden, durch die er gegen die Ehre des Offizierstandes verstoßen haben soll;

daß dem Angeklagten bei seiner Vernehmung für die Verteidigung der weiteste Spielraum gewährt und im besonderen ermöglicht wird, bis unmittelbar vor der Abstimmung zu seinen Gunsten auf die Richter einzuwirken.

Auch nach dem Erscheinen ihres jüngsten Neudrucks im Jahre 1910 mit seinen mannigfachen Ergänzungen und „Verbesserungen" entspricht die „Allerhöchste Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere" nicht einem einzigen der aufgezählten, für eine Rechtspflege doch selbstverständlichen Erfordernisse. Die Erfüllung aller muß der Reichstag aber unbedingt durchsetzen. Er darf sich nicht mehr auf die Äußerung von Entrüstung beschränken; er muß dem preußischen Kriegsminister und dem Chef des preußischen Militärkabinetts so lange das Gehalt verweigern, als sie nicht die Hand dazu bieten, die militärischen Ehrengerichte zu einem Werkzeug der Gerechtigkeit, zu einem wahren Hort der Ehre der Offiziere umzugestalten.





Zigeunerblut

Erzählung von Victor von Reisner

Um den runden Tisch herum standen die Knechte und Mägde des Hofes und sogen mit Gier den der großen Schüssel entsteigenden Duft ein. Jedes hatte bereits seinen Blechlöffel in der Hand, dessen Stiel in eine zweispitzige Gabel auslief. Mit dieser spießten sie die Fleischstücke auf, die mit dem Löffel aufzufischen zu langsam ging.

Ihre Geduld wurde indes heute auf eine gar harte Probe gestellt, denn immer noch hörten sie den Bauer vor der Türe mit dem Getreidehändler feilschen, der die größeren Gehöfte rechtzeitig zum Ankauf der bevorstehenden Ernte besuchte.

Der Altknecht, ein verbissen dreinblickender Rotkopf, dessen rechtes Auge immer seine eigenen Wege ging, unterbrach endlich die herrschende Stille und meinte, mit boshaftem Seitenblick nach der abseits stehenden Bäuerin schielend:

„Für wen er nur schachert und Heller zu Heller legt — Kinder hat er ja doch keine, und stirbt er rechtzeitig, so kriegt seine Witib auch mit etwas wenigerem den strammsten Burschen von weit und breit."

In demselben Augenblick trat der Bauer auf die Schwelle.

Ivo rieb verlegen die Hände ineinander und tat, als ob er kein Wässerchen trüben könnte. Der Bauer aber, der ihn recht wohl gehört hatte und sich am wundesten Punkt getroffen fühlte, kam durch diese heimtückische Art erst recht in Wut und warf ihm unter Fluchen und Toben sein ganzes Sündenregister vor.

Zu jeder anderen Zeit wäre dies für die Leute, die den mißgünstigen, verlogenen und zuträgerischen Menschen ohnehin nicht leiden konnten, eine höchst angenehme und erheiternde Unterhaltung gewesen, die auf lange hinaus als Gesprächsstoff dienen konnte, indes der Hunger war zu groß, um sich mit ruhiger Muße jedes einzelne Schimpfwort einzuprägen, und deshalb wendeten sich die Blicke immer wieder nach dem Eßnapf, dessen Inhalt schon völlig kalt geworden war.

Mit dem derben Vorwurf: „Du Lumpenhund bist ja nicht glücklich, wenn du nicht irgendeine Gemeinheit von dir gegeben hast!" endete endlich der Bauer seine Strafpredigt, an die er in einem Atemzug das „Vaterunser" anknüpfte, das natürlich jeder gemeinschaftlichen Mahlzeit vorangehen mußte.

Das „Amen" war noch nicht verklungen, als auch schon sieben Löffel gleichzeitig in die Schüssel fuhren. Und wie auf Kommando — damit ja nicht einer

einen Bissen mehr als der andere erwische — ging's nun zum Mund und wieder in die Schüssel, und wieder zum Mund und wieder zur Schüssel, und das wiederholte sich so lange, bis der allerletzte Tropfen ausgelöffelt und der letzte Bissen verschlungen war.

Nun standen sie auf, wischten sich mit dem Hemdärmel den Mund ab, und wie früher der Bauer das „Vaterunser" abgeleiert hatte, so sagte jetzt die Bäuerin mit monotoner Gleichgültigkeit das Dankgebet her, wobei sie dem Altknecht, durch dessen üble Rede ihr wieder ein schlimmer Tag bevorstand, nichts weniger als freundliche Blicke zuwarf und ihn dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst.

Die Dienstleute hatten sich kaum mit einem „Vergelt's Gott" zur Türe hinausgeschlichen, als auch wirklich Ante Marković anfing:

„Ein Hund ist er, ein ganz niederträchtiger Hund, der sich um Dinge kümmert, die ihn den Teufel angehn — aber recht hat er, und wenn ich's bedenk', so weiß ich wahrhaftig nicht, für wen ich mich schind' und plag'. Solange ich leb', wird's schon reichen, und um's Nachher braucht' ich mir doch keine grauen Haare wachsen zu lassen, denn für dich bleibt immer noch genug."

Bittere Tränen stiegen Mara in die Augen, die sie aber tapfer unterdrückte, und trotz der Gleichgültigkeit, mit der er von ihrer Zukunft sprach, versuchte sie ihn auf frohere und zufriedene Gedanken zu bringen.

„Versündige dich nicht, Ante," redete sie ihm, sich mit zögernder Zärtlichkeit an ihn schmiegend, zu, „sieh, auf allem, was du bisher begonnen hast, ruht sichtlicher Segen — es wird sich uns auch dieser Wunsch noch erfüllen."

Höhnisch lachte der Bauer auf und machte sich von ihr frei.

„Rein zum Gespött lauft man herum," brummte er wütend, „jeder Maulaffe glaubt einem rücklings einen Fußtritt versetzen zu dürfen."

„Gerade weil's rücklings geschieht, brauchst und sollst du dir nichts daraus machen!"

„Tut's einem etwa deshalb nicht ebenso weh," fragte er ärgerlich, „oder ist's vielleicht darum nicht wahr?"

„Was nicht ist, kann doch noch werden, Ante," redete sie ihm mit unerschütterlicher Geduld zu, „wir sind ja erst sechs Jahre verheiratet..."

Ein wuchtiger Faustschlag auf den Tisch ließ sie jäh verstummen.

„Das ist es ja eben," schrie er sie, ganz rot vor Zorn, an, „in der Zeit müßten sich schon ein halbes Dutzend auf dem Hof herumbalgen. Aber du pflichtvergessenes Frauenzimmer verdrehst statt dessen die Augen, jammerst: ‚Was nicht ist, kann doch noch werden', und glaubst damit deine Pflicht und Schuldigkeit getan zu haben."

„Ante, schieb doch nicht mir in die Schuhe, wofür ich nichts kann."

„Jawohl, du bist schuld, du ganz allein, und nun laß dir's gesagt sein: Wenn ich nicht binnen Jahr und Tag meinen Jungen habe, dann wird geschieden!"

Entsetzt zuckte sie zusammen und jammerte verzweifelt vor sich hin.

„Und ob du nun stöhnst und flennst, das ist mir gleich — ich will meinen Jungen haben — ich laß mich nicht länger hänseln! Kannst du mir den nicht schaffen, dann ist's eben ein Beweis, daß wir nicht zusammenpassen, und darum

ist es am besten, in Ruh' und Frieden auseinanderzugehen, denn einem Weibsbild hinterlass' ich nie und nimmer den Hof."

So schimpfend und tobend war er bis zur Tür gegangen, welche er nun, ohne sich weiter um sie zu kümmern, mit lautem Krach hinter sich zuwarf.

Ganz erstarrt blieb sie mitten in der Stube stehen und wußte nicht, wie ihr geschehen war. Erst allmählich kam sie wieder zu sich, und die pochenden Schläfe niederdrückend, fragte sie sich mit zuckenden Lippen:

„Und das war mein Ante, der ohne mich nicht leben konnte, der lieber von seinem Alten enterbt sein wollte, als von mir zu lassen?!"

Sie konnte die furchtbare Drohung noch immer nicht fassen, und wenn sie auch überzeugt war, daß er das schreckliche Wort nur unüberlegt, nur in bewußtloser Wut herausgestoßen hatte, so ließ der Gedanke, daß es sich ihm überhaupt auf die Zunge gedrängt, doch ihr Blut zu Eis erstarren.

Als sie noch völlig betäubt von dem unerwarteten Schlag dastand, ging der Altknecht am Fenster vorüber und schielte, wie ihr dünkte, mit hämischem Blick in die Stube.

Das gab ihr im Nu ihre Kraft und ihre Entschlossenheit wieder. Wie ein Blitz durchzuckte sie nämlich dabei der Gedanke, daß dieser Mensch ihren Mann nicht ohne Absicht gegen sie reize, daß er vielmehr den schlauen Plan hege, an ihre Stelle seine nachgeborene Schwester, ein eitles, putzsüchtiges Geschöpf von siebzehn Jahren, zu setzen, die ihm dann des Bauern Geld zustecken sollte, damit er einmal selbst den Herrn spielen könne.

Entschlossen richtete sich Mara auf.

Oho, noch war sie da, und sie wollte den sehen, der sie von der Schwelle, die ihr von Rechts wegen mitgehörte, vertreiben, und der ihr ihren Mann dauernd entfremden konnte! Mochte er jetzt auch manch unvernünftiges Wort gesprochen haben und zornig von ihr weggegangen sein, er würde schon reuig in ihre Arme zurückkehren, und dann — —. Ihre Gedanken machten bei diesem dann einen langen Halt und verwirrten sich nach und nach. Nur eines war ihr für den Augenblick klar: daß sein Wille erfüllt werden sollte, daß sie ihm einen männlichen Erben schenken mußte!

* * *

Nach Jahr und Tag warteten Ante und Mara noch immer mit Sehnsucht auf den unter abwechselndem Fluchen und Beten herbeigewünschten Jungen.

Er stellte und stellte sich nicht ein und, als ob das Schicksal sie narren wollte, war gerade im verflossenen Jahre der Kindersegen im Dorfe ein ganz besonders reicher gewesen. Erwünscht und unerwünscht hatten sich die männlichen und weiblichen Krabben eingestellt, besonders reichlich aber im Zigeunerdorf Novi Cepin, das sich an Cepin anschloß.

Novi Cepin ist einer der wenigen dauernden Wohnsitze, die es für Zigeuner auf der Welt gibt. Wie es aber darin aussieht, hätte niemand zu sagen gewußt, denn noch nie hat ein Bauer das Zigeunerdorf betreten, nicht einmal die Kinder, denn die gegenseitige Verachtung ist gar groß, und kein Bauer läßt sein Kind mit einem Zigeunerkind spielen, und kein Zigeuner das seine mit dem eines Bauern.

In dem Zigeunerdorf ist übrigens selten ein männliches Wesen anzutreffen, das noch sehnige Arme und beuteerspähende Augen besitzt. Nur Greise, Greisinnen, Kinder und allenfalls Wöchnerinnen — vorausgesetzt, daß der Stamm gerade im Lande war — konnte man bei den elenden Lehmhütten herumsitzen und an altem Lumpen- und Kesselzeug herumflicken sehen.

Einmal im Jahre, oder auch nur aller zweiten Jahre einmal, kommt der ganze Stamm in Novi Cepin zum „Gerichtstag" zusammen, an dem der Kapos (König) auch alle Angelegenheiten mit der Obrigkeit ordnet — die Steuern bezahlt, die Neugeborenen anmeldet, wobei natürlich die männlichen Kinder, wegen der Militärpflicht, verschwiegen oder als weibliche angegeben werden — ebenso liefert er an diesem Tage diejenigen Mitglieder seines Stammes der Behörde aus, die etwas auf dem Kerbholz haben und die man über kurz oder lang doch eingefangen hätte.

Unter Wehklagen und Jammern werden diese Unglücklichen dann nach dem Komitatsgebäude in Essek begleitet, vor welchem sich die Bande bis zur endgültigen Aburteilung stehlend und die Zukunft prophezeiend herumtreibt. Ist das Urteil endlich gesprochen und die Zeit der Freiheitsentziehung, die größte Strafe, die den wanderlustigen Zigeuner überhaupt treffen kann, gerichtlich festgestellt, dann hört man straßenweit das Geheul und Geschrei der Angehörigen, das erst mit dem Herannahen der Gendarmen verstummt.

Vor der geheiligten Person des letzteren jedoch reißt selbst der mutigste Zigeuner aus. Und wie auch nicht, hat doch jeder von ihnen irgend etwas nicht völlig Aufgeklärtes zu verbergen, und die Gendarmen verstehen so eindringlich zu fragen, daß noch wochenlang die blauen Striemen zu sehen sind.

Zwei, höchstens drei Tage, bleiben sie dann noch schmausend und jubilierend im Dorfe, denn auch die Verurteilung von Stammesangehörigen bietet erwünschten Grund zum Trinken und Toben — und dann geht es wieder in die weite Welt hinaus.

Wie ausgestorben liegt das Nest auch jetzt da, und wenn nicht irgend eine alte Hexe ins Dorf schliche, um auszukundschaften, ob es nichts durch Kartenaufschlagen und sonstigen Schwindel zum Verdienen oder etwas zum Stehlen gibt, so könnte man glauben, daß gar niemand zurückgeblieben sei.

Solch eine alte Sünderin, die den Leuten nur Unglück ins Haus bringt, fand eines Tages auch den Weg zu Mara.

Obgleich mit niemandem verkehrend, vielmehr von allen beschimpft und zurückgestoßen, wußte auch diese durchtriebene Gauklerin alles Wissenswerte aus den Dirnen beim gelegentlichen Kartenaufschlagen herauszuholen, und so war ihr auch Maras Wunsch nach einem Stammhalter und des Bauern blinder Zorn über den andauernden Fehlschlag seiner Hoffnungen kein Geheimnis.

Das mußte ausgenützt, und zwar gründlich ausgenützt werden, denn von was sonst sollte der Zigeuner leben, wenn nicht von der Dummheit der Menschen!

Der Haß des am Grund und Boden haftenden Bauern gegen den rastlos umherirrenden Zigeuner ist sprichwörtlich, und begründet in den völlig entgegengesetzten Anschauungen von Glück und Zufriedenheit. Gleichzeitig fürchtet aber

auch der Bauer den ihm an Schlauheit tausendfach überlegenen Gegner, den er im Bunde mit dem Gottseibeiuns wähnt. Diese Überzeugung bringt es aber auch mit sich, daß man, trotz allen Hasses und Abscheues, in besonders schweren und verwickelten Fällen den Rat und die Hilfe irgend eines Stammesmitgliedes, oft sogar mit recht hohen Opfern, zu gewinnen sucht.

Das Prototyp einer solchen Auserkorenen Beelzebubs war Baba Jula, von ihren Stammesgenossen Kalo Cib — die schwarze Zunge — genannt, wohl darum, weil sie selbst das Reinste anzuschwärzen verstand.

An Kalo Cib, die unverdrossen am Wegerain saß und auf ihr auserwähltes Opfer lauerte, mußte Mara eines Tages vorübergehen, als sie vom Felde Kartoffeln nach Hause trug.

Den ihr gebotenen Gruß beachtete Mara absichtlich nicht, aber die Worte, die ihr die Zigeunerin nachrief: „Schöne Frau — nix Kind, Kalo Cib waiß Mittel — gute Mittel, sichere Mittel", prägten sich ihr indes tief ins Gedächtnis und ließen sie Tag und Nacht nicht ruhen.

Die Versuchung, sich in die Hände dieses Weibes zu geben, war um so gewaltiger, als Ante von Tag zu Tag gegen sie kühler wurde und sie mit Blicken ansah, die fast an Haß grenzten. Nur selten sprach er sie noch an, und seine Antworten waren kurz und einsilbig.

All die Liebe, die sie ihm geschenkt, schien vergessen zu sein, und wenn sie ihn durch unbeirrbare, demutsvolle Hingebung doch einmal zu einer Zärtlichkeit hinriß, so schien er es schon in der nächsten Stunde wieder zu bereuen und ließ es sie dann doppelt fühlen, wie sehr sie ihm im Wege sei.

Das Ungerechte seines Gebarens ihm vorzuwerfen, hatte sie längst aufgegeben, da ihn dies nur noch mehr reizte, und obgleich sie nicht begriff, wie es so kommen konnte, ertrug sie es doch in stiller Geduld, immer noch hoffend, daß ja doch der Tag, der ihn zur besseren Einsicht bringen würde, wieder kommen müßte, und damit der alte Friede und die alte Liebe.

* * *

Maras Hoffnung auf ein wiederkehrendes Einvernehmen erfüllte sich leider nicht, denn trotz des eifrigsten Zuredens aller Verwandten sträubte er sich, Vernunft anzunehmen, und schalt sie nach wie vor ein pflichtvergessenes Frauenzimmer, das ihn zum Gespött des ganzen Dorfes herumlaufen ließe.

Tatsächlich wurde er ja auch von allen Seiten gehänselt und geneckt, aber daß er dies nur einzig und allein seinem offen zur Schau getragenen Ärger zu verdanken habe, fiel ihm nicht im Traum ein.

Nachdem sie sich nicht mehr anders zu helfen wußte, hielt ihm dies Mara auch vor, erreichte aber damit nur so viel, daß er ihr für den Fall, daß sie sich noch einmal unterfangen sollte, ihm Vorschriften über sein Tun und Lassen zu machen, eine Tracht Prügel in Aussicht stellte.

Mara weinte sich die Augen aus dem Kopf, denn wenn auch das Prügeln der Weiber zu den alltäglichsten Dingen im Dorfe gehörte, so war dies im Hause des Ante Marković doch noch nicht vorgekommen.

Die Witze, die man über seine sonderbare Hausordnung machte, hatte er bisher sogar gern eingesteckt und sich noch obendrein damit gebrüstet, ein Aufgeklärter — ein Fortschrittler — zu sein, bei dem selbst die Weiber an einem Tisch mit den Männern essen durften. Und nun drohte ihr Ante mit dem Stock!

Einen Augenblick war sie gesonnen, darin ein Zeichen seiner wieder erwachenden Liebe zu entdecken, denn schlagen tut man doch nur denjenigen, der einem ärgert und weh tut, sagte sie sich, — wer einem hingegen gleichgültig ist und mit dem man innerlich fertig ist, der kann einen auch nicht ärgern — also braucht man ihn auch nicht zu schlagen.

Allein selbst diese schwache Hoffnung auf eine Änderung wurde zuschanden, denn Ante beließ es bei der Drohung und kümmerte sich nicht weiter um sie.

Ivo, der Altknecht, schürte den Unfrieden neuerdings in der Weise, daß er jetzt scheinbar der Bäuerin Partei ergriff.

„Eh, was kann denn sie dafür!“ warf er dem Bauer vor, „gerade so wenig wie die Kuh, wenn sie keine Milch mehr gibt. Die wirfst du doch auch nicht gleich aus dem Stall hinaus oder verkaufst sie um ein Lumpengeld an den Schlächter, sondern spannst sie erst vor den Pflug und suchst an ihr, solange sie noch gesund und kräftig ist, etwas zu verdienen.“

„Halt dein Maul und red' nicht von Dingen, die dich nichts angehen“, verbat sich der Bauer den unerbetenen Rat.

„Eh, ich bin ja schon still,“ verschwor sich Ivo, was ihn aber nicht hinderte, unbeirrt fortzufahren: „Für den Stall schafft man sich dann eben eine andere Kuh an, denn ohne Milch kann man schließlich eben so wenig wie ohne Liebe leben, und die andere —“

„Dein ungewaschenes Maul sollst du halten!“ donnerte ihn der Bauer zum zweiten Male an.

„Ich bin ja schon still,“ sagte Ivo und ging, wohl wissend, daß es dem Bauer mit seiner Zurechtweisung gar nicht so recht ernst sei, weiter auf sein Ziel los, „die Kata, was meine Schwester ist — ein bildsauberes Mädel, erst siebzehn Jahr alt — sagt ja auch, ich soll mich da nicht einmischen, denn Eheleut' müßten ihre Streitereien allein austragen; aber auch sie versteht den Trotz deiner Bäuerin nicht und meint, daß ein Mann wie du ein Anrecht auf einen Stammhalter hat.“

„Halt 's Maul!“ knurrte Markovič abermals, indes schon um vieles ruhiger, und Ivo, der dies sofort herausfühlte, hielt nun die Zeit für gekommen, wo er nicht mehr hinter dem Berg zu halten brauchte.

„Wenn ich du wär', wüßt' ich nicht, was mich abhalten sollt', mich nach der schmucksten Dirn im Dorf umzusehn,“ machte er ihm den Mund wässerig, „auch Kata sagt, daß ein Mann wie du nur die Hand auszustrecken braucht.“

Ante Markovič wurde es bei dieser Rede, die ihn auf ganz neue Gedanken brachte, ordentlich heiß; aber noch sträubte sich sein Gewissen gegen einen unerlaubten Schritt. Daß aber Ivo imstande sein könnte, seine Bedenken einzuschläfern und ihm den Weg zu zeigen, wie er es anfangen mußte, um aus seiner schiefen Lage herauszukommen, ahnte er, und da ihm dies gar nicht so unlieb war, ließ er seine bisherige Zurückhaltung ein wenig fallen und sagte halb zögernd, halb lauernd:

„Dumme Red'! bin ich etwa nicht verheiratet — hab' ich nicht ein kirchlich angetrautes Weib?"

Ivo lachte verächtlich vor sich hin und trumpfte dann auf:

„Ein Weib ohne Kind — das ist schon was Rechtes — das ist nicht kalt und nicht warm, nicht Fisch und nicht Fleisch."

„Aber auf der Schüssel liegt's doch nun einmal!" setzte Marković zornig das Gleichnis fort.

„Nur solange du es nicht ernstlich ändern willst!" raunte ihm Ivo zu.

„Wie kann ich das — angetraut ist angetraut, dagegen hilft kein Kraut."

„Du kannst ja griechisch-uniert werden und dann von neuem heiraten."

Unwillkürlich bekreuzigte sich Marković.

Den Glauben wechseln! Das war ja gerade so, als wenn er ihm geraten hätte, sich die rechte Hand abzuschlagen und fortan mit der linken zu arbeiten — oder noch schlimmer!

Mit scheuen Blicken sah er Ivo von der Seite an und wandte sich schließlich ganz furchtsam von dem Versucher ab.

Seine Gedanken wendeten sich jetzt auch seinem Weibe zu, und es wurde ihm so sonderbar zu Mute, sich von ihr trennen zu sollen. Aber war etwa er daran schuld, zeugte nicht vielmehr ihre Kinderlosigkeit für mangelnde Liebe, und brauchte er sich das als Mann gefallen zu lassen?!

Lange beschäftigte ihn dieser Ideengang, der all die aufgehäufte Bitterkeit wieder heraufbeschwor, und um ihn ja nicht zu besserer Einsicht kommen zu lassen, stellte sich so recht zur Unzeit auch noch die Erinnerung an Anka ein.

Die frisch erblühte Dirn war ganz dazu angetan, einem Mann den Kopf zu verdrehen. Ante wollte dies natürlich nicht einmal sich selbst eingestehen, und doch fragte er nach einiger Zeit:

„Wo ist denn deine Schwester jetzt?"

Wenn er nicht unverwandt zur Erde gestarrt hätte, würde er wohl das blitzartige Aufleuchten in seines Altknechts Augen bemerkt haben und stutzig geworden sein. So aber hatte sich Ivo schnell in der Gewalt und entgegnete mit gleichgültiger Stimme:

„Sie arbeitet jetzt in Suhopolje, war Sonntag bei der Mutter und kommt nächste Woche ganz nach Hause. Wenn du sie nehmen wolltest, wär' mir's lieb, brauchen könnten wir sie gut und gern — und dann hätt' ich sie unter den Augen und könnt' auf sie aufpassen, denn nach solch jungem Ding sieht gar mancher aus und das Unglück ist dann über Nacht geschehen."

„Als ob's da ein Aufpassen gäb', ihren Schatz wird sie doch schon haben."

„Da kennst du sie schlecht," log ihm Ivo, jedes Wort überlegend, schlau vor, „die kümmert sich den Teufel um die Jungen — bei der wird höchstens einmal ein gesetzter, reifer Mann sein Glück machen, einer, der schon was ist!"

Damit war die Unterhaltung für heute beendet, und Ante erinnerte sich ihrer erst wieder, als er die Dirn am nächsten Sonntag beim Kolo mittanzen sah.

Das war wirklich ein Anblick, bei dem einem vor Freude das Herz im Leibe hüpfen konnte. Sie war zweifellos das schmuckste Mädchen im Dorf, und stach, obgleich so manche in reicherem Staat daherging, doch alle anderen aus.

Im selbstgewebten Hemde, das um die Hüften von einem golddurchwirkten Gürtel zusammengehalten war und das sie auf der rechten Seite so hoch schürzte, daß sich das Bein bis über die Knie den neugierigen Blicken offenbarte, bot sie ein Bild strotzender Gesundheit, wie man es sich lieblicher und frischer nicht ausmalen konnte. Um den weichen, kräftig untersetzten Hals hatte sie eine zweireihige Korallenschnur gewunden, und die ins schwarze Haar gesteckten roten Rosen wiegten sich im Rhythmus ihres dahinschwebenden Körpers. Dazu sprühte ein wahres Raketenfeuer aus ihren abgrundtiefen Augen, und wenn die Reihe an sie kam, irgend einen Schelmenvers zum begleitenden Brummen des Dudelsacks zu singen, dann drehte sie sich kokett gegen die Sitzplätze der Verheirateten, wobei Ante zu fühlen glaubte, daß sie ihn suche und daß ihr Gesang ihm gelte.

Gleich darauf brummte er aber ärgerlich in den Bart:

„Dummes Zeug, ausgerechnet um mich angebrannte Ware wird sie sich kümmern!"

Daß dies Getue und Gehabe aber wirklich auf ihn abgesehen war, erkannte mit eifersuchtgeschärften Sinnen Mara, und hatte sie sich bis jetzt mit aller Macht gegen eine Inanspruchnahme der Zaubermittel des alten Zigeunerweibes gewehrt, so wußte sie jetzt keinen anderen Ausweg, um der neu auftauchenden Gefahr die Spitze zu bieten.

Schon am nächsten Morgen machte sie sich auf dem Kartoffelacker, der dem Zigeunerdorf zunächst lag, zu schaffen, und es währte auch richtig nicht lange, da tauchte der Alten eine Ewigkeit nicht gekämmter Haarschopf über dem Grabenrand auf.

Trotzdem Mara diese Begegnung gesucht hatte, erschrak sie doch beim Anblick dieses verschlagenen, beutegierigen Gesichtes so heftig, daß sie ihr Herz beängstigend klopfen fühlte. Am liebsten wäre sie noch im letzten Moment davongerannt, aber als ob sie der Bäuerin die furchtsamen Gedanken von der Stirne abgelesen hätte, raunte ihr Kalo Cib, die mittlerweile ganz dicht herangeschlichen war, ermunternd zu:

„Nix fürchten — Kalo Cib gut Waib — Kalo Cib Kind bringt."

„Ich will nichts von dir", beteuerte Mara zitternd, fürchtete aber gleichzeitig, daß es ihr die Zauberin glauben könnte, und streckte unwillkürlich hilfesuchend die Hände nach ihr aus.

Ein grinsendes Lachen, bei dem sich der Mund von einem Ohr zum andern erweiterte, ließ die alte Hexe noch abstoßender erscheinen, als sie ohnehin war, aber ihre Worte klangen dem armen, verängstigten und verzweifelten Bauernweib doch wie Sirenenmusik ins Ohr.

„Kalo Cib wird saine Lieb wieder herzaubern — Kalo Cib wird süßes, goldiges klaines Kindchen schaffen, daß schöne Frau wird arme, lumpige Zigeunerin segnen."

Diese Verheißung, die ihr all das in sichere Aussicht stellte, wonach ihr Herz sich so lange gesehnt, beraubte Mara jeder weiteren Überlegung und, die Hände des alten Weibes erfassend, flehte sie in heißer Ungeduld um baldige Erfüllung.

Nun mußte sogar die Zigeunerin sie zur Vorsicht mahnen, da sie zu leicht

gesehen werden konnten. Sich in dem schlüpfrigen, übelriechenden Graben niederkauernd, flüsterte sie der atemlos Lauschenden zu:

„Kalo Cib kann nix allain — alles die Gaister. Samstag is Mondwechsel — Kalo Cib wird Mitternacht im Walde sain und baim stainernen Kreiz auf dich warten — nix fürchten, schöne Frau — Kalo Cib große Zauberin."

„Wenn mich aber jemand sieht?!"

Die Zigeunerin zuckte ungeduldig mit der Achsel.

„Im Walde kann Kalo Cib dich unsichtbar machen," sagte sie nach einigem Überlegen, und als sie bemerkte, daß Mara trotzdem noch zögerte, versprach sie ihr: „Werd' ich dir morgen Pulverchen geben, von was wird dain Mann schlafen bis in Fruh!"

Mit einem kurzen „Dank dir" wollte Mara fortschleichen, doch raunte ihr die Zigeunerin noch in aller Eile zu:

„Du mußt mitbringen drai Haar von ihm, drai gewaihte Kerzen, drai Specksaiten, drai Silbergulden und drai Golddukaten!"

Mara fühlte alle Kähne wegschwimmen.

„Ich habe doch kein Geld", sagte sie ganz kleinlaut.

„Aber dain Bauer," zischte die Zigeunerin, „ich werd' ihn machen blind, daß er nix wird seh'n, wann's fehlt — und jetzt geh' — Samstag — Mitternacht!"

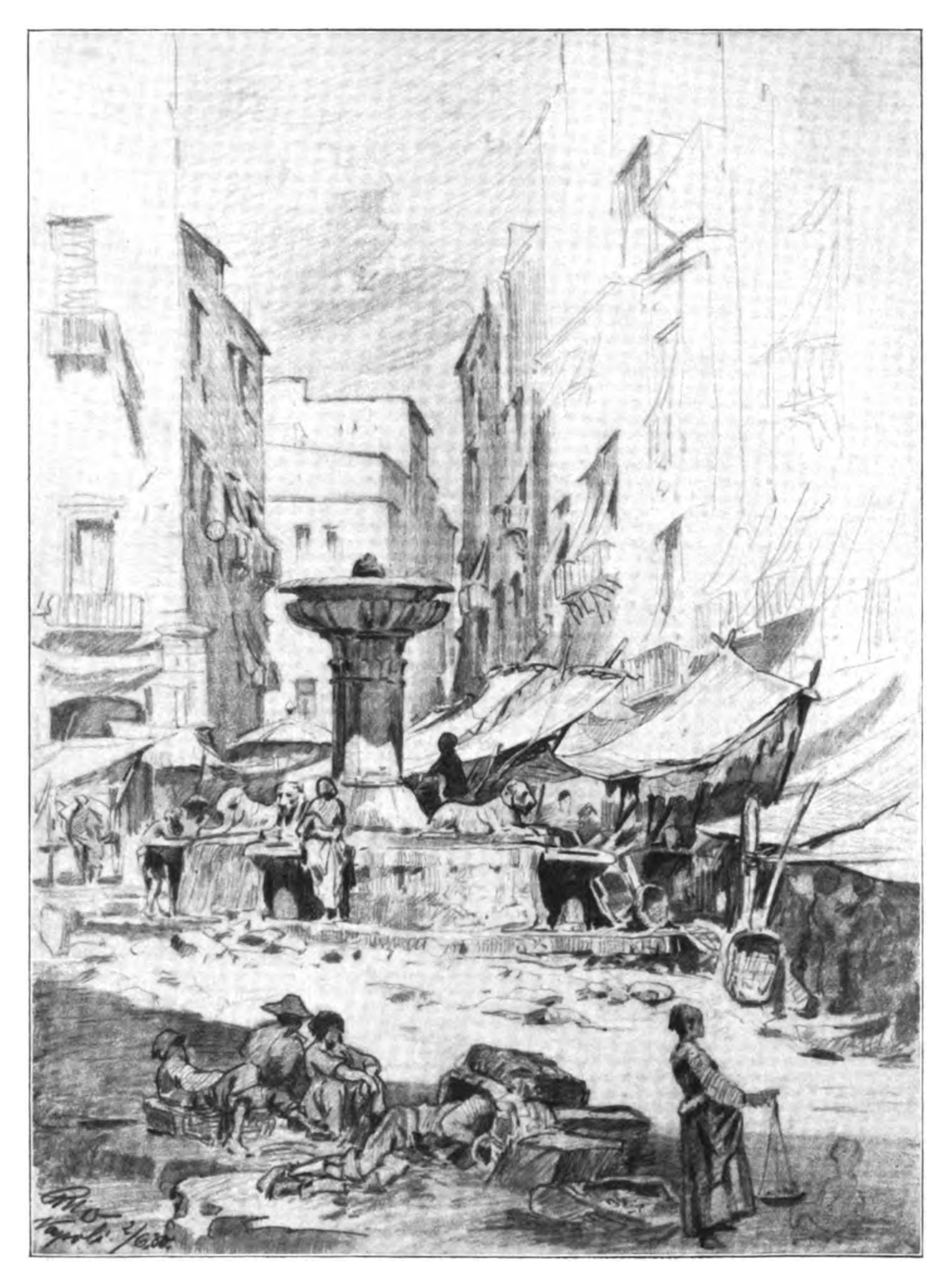
Völlig verstört kam Mara nach Hause, froh, niemandem begegnet zu sein. Dann schloß sie sich in ihrer Kammer ein, um erst ein wenig zur Ruhe zu kommen. Sie durfte sich jedoch nicht allzu lange aufhalten, da sie allerorten selbst nach dem Rechten sehen mußte und das war gut so, da es sie am schnellsten von allem Sorgenvollen und Widerwärtigen ablenkte.

Des Nachts aber, während der Bauer fest schlief, warf sie sich unruhig auf ihrer Lagerstätte hin und her, betete abwechselnd zu Gott um Erleuchtung und suchte dann wieder selbst zum richtigen Entschluß zu kommen. Der Morgen graute schon, als in ihr die Erkenntnis aufstieg, an welchem Abgrund sie dahingetaumelt sei und daß sie nie und nimmer zu solch gefährlichen Mitteln greifen dürfe.

Noch einmal wollte sie also mit Liebe und Geduld um ihr Glück und um ihre und seine Ruhe und Zufriedenheit kämpfen. Erst dann, wenn wirklich alles vergebens war und sich auf natürlichem Wege nichts erreichen ließ, wollte sie es mit der Hilfe übernatürlicher Gewalten versuchen.

Sie zitterte zwar vor diesem Dann, aber noch mehr vor der ihrer harrenden liebeleeren Zukunft, und vollends ertrug es ihr Stolz nicht, nur geduldet neben ihrem Mann dahinzuleben, während er vielleicht seine Blicke begehrend nach einer anderen richtete.

Mit der Hand über die Stirne fahrend, suchte sie die schwarzen Gedanken wegzuscheuchen. Bei ruhigerer Überlegung mußte sie sich dann auch eingestehen, daß zu einer eigentlichen Eifersucht noch kein Grund vorlag; denn wenn er auch immer kälter und kälter gegen sie wurde, so kannte sie ja die Ursache hiefür, und da sie überdies bestimmt wußte, daß er während der ganzen Zeit ihrer Ehe nach keinem anderen Frauenzimmer ausgeschaut hatte, so glaubte sie ihn auch jetzt zu derartigem nicht fähig.



Markt in Neapel — Karl Müller-Koburg

Enttäuschung und gekränkte Manneseitelkeit mochte ihn wohl eine Zeitlang von ihr fernhalten, schließlich mußte er aber doch zu ihr zurückkehren — das war ihre felsenfeste Überzeugung.

Wie erschrak sie daher, als er ihr am Morgen wie von ungefähr sagte, daß er eine Magd auf den Hof nehmen wolle.

Mit dem Ahnungsvermögen des liebenden Weibes wußte sie sofort, um wen es sich handelte, wer die neue Magd sein sollte; doch begriff sie eben so schnell, daß sie ihn durch direkten Widerspruch nur reizen und in seinem Vorhaben bestärken würde.

Zum erstenmal im Leben griff sie ihm gegenüber zur Verstellung. Weder ein Blick noch ein unbedachtes Wort verriet ihm, wie genau sie ihn durchschaute, einzig und allein die aufs Geld erpichte Bäuerin schien aus ihr zu sprechen, als sie ihn mit besorgter Freundlichkeit umzustimmen suchte:

„Das wäre ja noch schöner, daß du unnützerweise das Geld zum Fenster hinauswirfst. Solange ich gesunde Arme habe, kann ich auch auf dem Feld und auf dem Hof noch mehr zugreifen, ohne das Hauswesen zu vernachlässigen. Ich wäre eine schlechte Bäuerin, wenn ich dir das nicht erhalten würde, denn was eine Magd leistet, das schaffe ich noch gut und gern nebenbei."

Dieser heimliche Widerstand, gegen den er nicht gut ankämpfen konnte, machte ihn doppelt wütend, und, nicht recht wissend, wie er anders seinen Willen durchsetzen sollte, platzte er heraus:

„Ich habe nun einmal dem Ivo schon versprochen, seine Schwester in den Dienst zu nehmen und kann nicht mehr zurück."

Obgleich sie ja den Zusammenhang geahnt hatte, wurde sie nun, wo er es so unvermittelt zugab, doch bis in die Lippen blaß. Noch gab sie indes ihr Spiel nicht verloren, und riet ihm:

„Gib ihnen einen Monatslohn als Entschädigung, damit müssen sie zufrieden sein, und wir ersparen noch immer eine Menge Geld."

Die immer mehr anschwellende Zornesader auf seiner Stirne zeigte ihr nur zu deutlich, wie es um ihn stand, und es hätte seiner barschen Erklärung, daß es beim einmal Gesagten bleibe, gar nicht bedurft.

Kein Wort verriet ihm ihren Schmerz, nur mit ungemein wehem Blick sah sie ihn an. Dann ging sie in ihre Kammer und suchte die von Kalo Cib gewünschten Sachen zusammen, denn jetzt gab es kein weiteres Überlegen mehr — jetzt konnte nur noch die Zauberin helfen.

* * *

Mara hatte sich also der Zignunerin mit Haut und Haaren verschrieben und war ihr rettungslos verfallen. Aber nicht so leicht sollte es die Alte haben wie sie dachte, denn die Bäuerin wollte sich auf die Unterschiebung eines fremden Kindes keinesfalls einlassen; sondern verlangte ein eigenes.

Das kostete natürlich neue Opfer, bis ihr endlich die alte Hexe einen Trank versprach, durch welchen sie die Liebe ihres Mannes wiedergewinnen sollte.

„Kalo Cib wird brauen ein Selto Pangi (gelbes Wasser), wo ist aufgelöst drin mulo dsi (tote Seele) von einem brsindo vesalj (im Regen Aufgehängten)", beruhigte sie die Alte.



Mara verstand zwar nicht viel von dem mit zigeunerischen Brocken vermengten Kauderwelsch, hatte indes gerade deshalb unbegrenztes Vertrauen dazu und erkundigte sich lebhaft, wie sie das Wunderelixier ihrem Manne beibringen sollte.

„In der Suppe," riet ihr die Alte, „mußt du aber Tränklain fest verkochen und dabai zwanzigmal auf zigeunerisch bis zehn zählen — dann ist es fertig. Also paß auf: Jek, duj, trim, star, pane, soc, effa, okto, echnja, des."

Mit heißem Bemühen lernte Mara die zehn Zahlen auswendig, dann fiel ihr aber ein, daß es mit der Suppe doch nicht ginge, weil ja alle aus einer Schüssel löffelten und sich dann eben so gut auch die anderen Männer in sie verlieben würden, oder was noch schlimmer war, ihr Ante in noch heftigerer Liebe zu der gleichfalls mitessenden Nebenbuhlerin entbrennen konnte.

Als Kalo Cib das hörte, kraute sie sich überlegend den zerzausten, nichts weniger als reinen Schädel und meinte:

„Ja, dann muß ich Trankl anders zurechtrichten, wozu ich brauch' ainen neuen Dukaten, was drin aufg'löst wird, denn gulden wie Dukaten muß auch werden sainiges Herz."

Jede neue Forderung war für Mara, schon wegen der Schwierigkeit des Beschaffens, eine erneute Mahnung, von dem gefährlichen Beginnen abzulassen. Indes, sie hatte schon zu lange vergeblich auf den Sieg ihrer eigenen grenzenlosen Liebe gerechnet, um nun, wo Kata im Hause war und wie eine gefallsüchtige Bachstelze um ihren Mann herumhüpfte, noch auf eine Änderung hoffen zu dürfen, und so sagte sie denn mit zitternden Lippen zu.

„So ist's recht," lobte die Alte, „gieß ihm also Tränklain in sein' Šlivovitzflasch', und Lieb wird glaich da sain."

Und die Prophezeiung der alten Hexe ging tatsächlich in Erfüllung.

Ante trank das Zeug, wurde davon dermaßen krank, daß er das Bett hüten mußte, und da jetzt nur Mara, die ihn mit aufopferungsvoller Liebe pflegte, um ihn war und keine böse Einflüsterung zu ihm dringen konnte, so begann er mit anderen Augen zu sehen. Freundliche Worte kamen, wenn auch anfangs nur zögernd, wieder über seine Lippen, und Mara segnete die Stunde, in der sie sich der Alten anvertraut hatte. Aber noch konnte sie nicht völlig frei aufatmen, denn jetzt, wo sie sich einander wieder in Liebe nahten, gab er von neuem seinem Verlangen nach einem Leibeserben Ausdruck, und Mara blieb kein anderer Ausweg übrig, als wieder die Alte um Hilfe anzugehen.

Kalo Cib war längst darauf vorbereitet, und da sie nun, infolge der glänzenden Wirkung ihres Liebestrankes, auf volles Vertrauen rechnen konnte, so hatte sie diesmal leichtes Spiel.

Da sich Mara freiwillig zu einer Kindesunterschiebung nicht hergeben wollte, so mußte sie eben dazu gezwungen werden, und das sollte, wenn es erst soweit war, nicht schwer fallen.

„Schön Frau wird Kind auf Dezember haben," versprach die Alte der verwundert aufhorchenden Bäuerin mit dreister Bestimmtheit, und als Mara noch zu zweifeln wagte, fragte sie ganz gekränkt: „Hat Kalo Cib nicht auch verschwundne

Lieb' wieder hervurzaubert — hm?! Kann sie das, dann kann sie auch das! Schöne Frau sagt also zu Mann, daß Dezember Kind wird da sain!"

Obgleich von den geheimnisvollen Künsten der alten Hexe überzeugt, wußte Mara doch nicht, ob sie auch an diese Prophezeiung glauben dürfe, und ging zögernden Schrittes nach Hause.

Schon einige Male hatte sie einen Ansatz genommen, ihrem Mann die frohe Botschaft, die ja mit ewig unzerstörbarem ehelichen Frieden gleichbedeutend war, anzuvertrauen, aber immer wieder schreckte sie im letzten Augenblick vor dem entsetzlichen Betrug zurück; denn mißlang die Kunst der Alten und er kam hinter die Wahrheit, dann war sie die letzte Stunde unter seinem Dache, und nur ein Sprung ins Wasser konnte sie von der untilgbaren Schande befreien.

Die bald zu erwartende völlige Genesung drängte indes zu einem raschen Entschluß, denn Ante, wieder den Hänseleien der Menschen ausgesetzt, die Ivo geschickt dazu anzureizen verstand, vergaß dann nur gar zu schnell den geschlossenen Frieden, und das Kreuzfeuerwerk aus Katas Augen tat dann ein übriges.

Geschickt arbeiteten sich die Geschwister in die Hände. Auf solchem Hofe Bäuerin zu werden, war für die arme Dirn nicht wenig verlockend, und da Ante Markovió immerhin ein schmucker Mann war, den zu lieben gar nicht so schwer fiel, so lohnte sich die hiezu aufgewandte Mühe doppelt.

Daß sie damit ihrer jetzigen Herrin das Herz brach, machte Kata weiter keine Sorgen; überdies beruhigte sie sich damit, daß der Bauer ja schon vor ihrem Kommen von seinem Weibe nichts mehr hatte wissen wollen, sie also keineswegs als Einbrecherin daherkam, sondern sich nur sozusagen herrenloses Gut nahm.

Bisher war sie, dem Rate des Bruders folgend, einer Aussprache mit dem Bauer aus dem Wege gegangen. Die reife Frucht sollte ihr ganz von selbst in den Schoß fallen, denn dafür, daß sich der Bauer nicht ergebungsvoll in sein Schicksal füge, sorgte schon Ivo gründlich. Auch durfte man schließlich nicht vergessen, daß Ante sein Weib aus Liebe genommen hatte, ein gar zu auffälliges Drängen nach einer Entscheidung ihn daher leicht stutzig machen und die eingeschlummerten Gefühle wieder erwecken konnte.

Solch ein schwacher, bei aller Halsstarrigkeit doch willenloser Mensch, der gleich einem Rohr hin und her schwankte, mußte gar vorsichtig behandelt werden; nur ein unablässiges kluges Ausnutzen und Nähren seiner gekränkten Eitelkeit war hier am Platze. Dafür hatte man aber auch die Aussicht, daß er in seiner Verbitterung über Nacht ein Ende machen konnte, während einmal erwachtes Mißtrauen eine Versöhnung herbeizuführen imstande war.

Diesen schlau vorgehenden, jede Gelegenheit geschickt ausnutzenden Feinden war Mara nicht gewachsen, und so sah sie ihre Rettung schließlich nur mehr einzig und allein in einem Kind.

Nun gab es kein längeres Zögern, und so machte sie ihm denn in verschwiegener Stunde, dabei nur schwer ihre furchtbare Erregung bemeisternd, von der bevorstehenden Erfüllung seines Wunsches Mitteilung.

Ante glaubte erst seinen Ohren nicht trauen zu dürfen und ließ es sich, zu ihrer inneren Qual, immer wieder von neuem bestätigen. Dann aber kannte sein

Jubel auch keine Grenzen. Am liebsten hätte er mitten in der Nacht das ganze Gesinde, ja das ganze Dorf aufgeweckt, um es an seiner Freude teilnehmen zu lassen.

Bei dem Ansehen und der Freundschaft, deren er sich im Dorf erfreute, war es natürlich, daß sein Glück lebhaftesten Widerhall fand. Nur die Geschwister traf die Nachricht gleich einem Blitz aus heiterem Himmel. Sie kamen sich wie verraten und verkauft vor, als sie sich mit einem Schlage um alle schon so gut wie erfüllten Hoffnungen betrogen sahen.

Kata war in diesem Falle die Gescheitere indem sie ihre Entrüstung hinter einer schmeichlerischen Maske zu verbergen verstand, während Ivo tobte und fluchte und sich hoch und heilig verschwor, es dem niederträchtigen Frauenzimmer bei der erstbesten Gelegenheit einzutränken.

Damit hatte er indes wenig Glück, denn nun, wo sein sehnsüchtiger Wunsch in Erfüllung ging, hatte Ante nur für sein Weib Aug' und Sinn; jetzt beschäftigte ihn nur der eine Gedanke, alles gut zu machen und alles aus dem Wege zu räumen, was sie an seine Härte und seine Gefühllosigkeit erinnern konnte. Dazu gehörte natürlich auch Ivos und Katas Entlassung, die erfolgte, ehe noch die Bäuerin einen dahingehenden Wunsch aussprach.

Aber trotzdem er sich die redlichste Mühe gab, die alten Zeiten wieder aufleben zu lassen, sah er seines Weibes Stirn nur zu oft von trüben Wolken umflort, doch lag ihm der Gedanke, daß irgend ein geheimer Kummer an ihr nage, natürlich völlig fern. Er glaubte daran vielmehr nur zu erkennen, wie tief er sie gekränkt, und verdoppelte jetzt seine Zärtlichkeiten, um ihr zu zeigen, daß er wirklich nur mit und in ihr leben wolle und daß es ein Glück ohne sie für ihn gar nicht mehr gäbe. Und wenn sie ihm dann dankbar zulächelte, war er schon glücklich und zufrieden und bemerkte gar nicht, wie schnell sie wieder ernst wurde.

* * *

Zu Maras Glück regte sich auch nicht der geringste Verdacht, — nicht einmal Ivo dachte an die Möglichkeit eines derartig verbrecherischen Betruges.

Sie litt deshalb nicht minder unter der ihr auferzwungenen Rolle, die sie nun weiterspielen mußte, ob sie wollte oder nicht. Anfangs hatte sie freilich ganz bestimmt auf Erfüllung der ihr gemachten Hoffnungen gerechnet, aber nur zu bald waren ihr die Augen aufgegangen, und als dann die alte Hexe ganz zynisch den Betrug eingestand, mußte sie ihr noch für die versprochene Herbeischaffung eines fremden Kindes dankbar sein und immer erneute Opfer bringen.

In ihrer namenlosen Verzweiflung war sie mehr als einmal nahe daran, ihrem Mann ein unumwundenes Geständnis abzulegen und ihm zu sagen, daß sie nur einzig und allein aus Liebe zu ihm gefehlt habe. Wenn sie ihn dann aber in seinem strahlenden Glück vor sich sah, begriff sie nur zu schnell, daß er diesen Schlag nie überwinden würde und daß es dann zwischen ihnen für immer aus war.

Eine Trennung von ihm, den sie über alles auf der Welt liebte, war ihr jedoch gleichbedeutend mit dem Tod, und wenn sie auch das eigene Leben gering schätzte, so hatte sie doch nicht den Mut, auch sein Dasein zu vernichten. Das wäre aber geschehen, denn daß er solch fürchterliches Geständnis nicht mannhaft er-

tragen hätte, war mit Bestimmtheit aus seiner an Wahnsinn grenzenden Glückseligkeit zu ersehen.

Mit dem Mute der Verzweiflung spielte sie nun ihre Rolle weiter. Leicht fiel sie ihr keineswegs, fühlte sie doch jede durch den Betrug erschlichene Zärtlichkeit wie einen Peitschenhieb, und wenn sie sich auch sagte, daß er sie durch seine brutale Abkehr in dieses Lügengewebe hineingetrieben habe, so kam sie sich doch als Betrügerin vor, die ein Glück genoß, das ihr nicht zustand, das sie sich erschwindelt hatte.

Ante überbot sich indessen in rührenden Aufmerksamkeiten, er räumte ihr jedes Steinchen, an den ihr Fuß anstoßen konnte, sorglich aus dem Wege und zwang sie, obgleich sie sich dagegen so energisch als irgend möglich sträubte, zum Nichtstun.

Gerade dadurch war sie aber noch mehr als sonst den furchtbaren Qualen ihrer Selbstvorwürfe ausgesetzt, die in ermüdender körperlicher Arbeit wenigstens zeitweise verstummten, nun aber durch nichts übertönt wurden. Und so schlugen selbst seine bestgemeinten Absichten ins Gegenteil um.

In völliger Blindheit dahinwandelnd, vom eigenen Glück ganz berauscht, übersah Marković den sich immer tiefer eingrabenden Leidenszug im Gesicht seines Weibes und wenn er seiner wirklich einmal gewahr wurde, dann führte er ihn auf ihren derzeitigen Zustand zurück.

Ihn selbst quälte nur eines: ob es ein Mädchen oder ein Knabe werden würde?! Darüber wollte er sich auch so schnell als möglich Gewißheit verschaffen, und so ließ er denn schon bei der nächsten Sonntagsmesse eine dicke, mit bunten Bändern geschmückte Wachskerze weihen, welche Antwort auf die bange Frage bringen sollte.

Seine Mutter, wie auch andere, mit den alten Gebräuchen wohlvertraute Weiber, hatten ihm genau Bescheid gegeben, wie es anzustellen war, wenn das Orakel nicht trügen sollte.

Die geweihte Kerze mußte also am ewigen Feuer angezündet und dann mit ihr dreimal über einem gleichfalls geweihten Brotlaib das Zeichen des Kreuzes gemacht werden. Alsdann hatte der angehende Vater die Kerze von rechts nach links zu schwenken und nun hing von seiner Geschicklichkeit das Geschlecht des erwarteten Kindes ab, denn erlischt die Flamme sofort, so wird es ein Knabe, braucht er aber dazu längere Zeit, so muß er sich mit einem Mädchen zufrieden geben — flackert sie jedoch lustig weiter, dann war die Hoffnung eine trügerische und es hieß, sich auf die Zukunft vertrösten.

Mit bangem Herzklopfen hoffte Mara auf ein lustiges Weiterflackern, bei dem sich vielleicht Ante, da es ihn auf die Zukunft vertröstete, auch beruhigen würde. Ob er sich nun aber vorher im kräftigen, ruckweisen Schwenken geübt hatte oder ob es Zufall war — kurzum, die Flamme erlosch schon beim ersten Ausholen, was von der neugierig des Ausgangs harrenden Verwandtschaft mit lautem Jubel begrüßt wurde.

Da das Orakel so deutlich entschieden hatte, schwamm Ante in einem wahren Wonnerausch, den selbst die Tatsache, daß er diesen Ausgang doch wohl hauptsächlich seiner Geschicklichkeit zu danken hatte, nicht im geringsten trübte.

Mit starr in die Weite blickenden Augen ging Mara bei hellem, lichtem Tage wie eine Schlafwandlerin um. Ein Zittern durchflog ihren Körper bei jeder Begegnung, glaubte sie sich doch auf Schritt und Tritt beobachtet, und erst als ihr Kalo Cib beim Andenken an ihren gehenkten Mann einen Knaben zugeschworen hatte, fühlte sie sich einigermaßen beruhigt.

Ja, wenn sie sich an den Schwur der alten Hexe erinnerte, konnte sie sogar ein wenig lächeln, denn auf ihre verwunderte Frage, warum sie beim Andenken an ihren „gehenkten“ Mann schwöre, hatte ihr die Zigeunerin ganz stolz den Bescheid gegeben:

„War doch main Ferko schönster Gehenkter, was Zigeuner je gesehen hat“ — und selig, sich auch einmal mit etwas brüsten zu können, hatte sie begeistert weiter erzählt: „Und wie faine Red' er unterm Galgen g'halten hat! Ich dank' euch schön, daß ihr euch bemüht und mir die Ehr' erwiesen habt — hat er g'sagt — wollt' Gott, ich könnt' euch diese Fraindschaft vergelten — hat er g'sagt. Und die Herrn vons hohe Gericht haben g'lacht und haben ihn zum Dank dafür nicht mit G'sicht nach Landstraß' aufhängen lassen — wie sich's main Ferko als letzte Gnad' ausbitt hat, wail es ist doch für Zigeuner genierlich, so viele Bekannte und Fraindе, die vorübergehen, mit baumelnden Füß' zu begrüßen.“

Und als Mara ganz entsetzt, aber doch voll Mitleid, nach dem Grund der harten Strafe frug, da hatte die Alte, an den aufsteigenden Tränen würgend und die Schulter bis zu den Ohren hinaufziehend, lamentiert:

„Wais ich? Er hat gewiß nicht Lust dazu g'habt, aber arme Zigeuner wird ja nie nich nach sain Willen g'fragt!“

Lange konnte Mara den in der Luft baumelnden Zigeuner, der so gar keine Lust zum Gehängtwerden hatte, nicht vergessen und nur mit Entsetzen konnte sie daran denken, daß gerade in dem Schwur an ihn die Bürgschaft für ihr zukünftiges „Mutterglück“ liegen sollte.

Woher die alte Hexe das Kind nehmen wollte, getraute sich Mara gar nicht zu fragen, mußte sie doch die Antwort gewärtigen, daß es schon zu rechter Zeit irgendwo gestohlen werden würde, denn daran, daß selbst die ärmste und verkommendste Dirn ihr Kind einer Zigeunerin verkaufen könnte, war ja gar nicht zu denken.

Gewaltsam mußte Mara gegen die Bilder ankämpfen, die ihr immerzu die Verzweiflung des ihres Kindes beraubten Weibes vor die Seele führten. Selbst im Traum verfolgte sie diese Vision und gar manche Nacht erwachte sie schweißbedeckt und starrte dann bis zum Morgengrauen zitternd und fröstelnd vor sich hin.

Daß diese seelischen Erschütterungen auch ihr körperliches Wohlbefinden untergruben, war klar, und sie mußte daher froh sein, daß Ante ihr schlechtes Aussehen ihrem Zustand zuschrieb. Aber auch Kalo Cib entging diese Veränderung nicht und da sie alle Ursache hatte, Maras Verzagtheit, die sie am Ende gar zu einem Geständnis treiben konnte, zu fürchten, so bot sie alles mögliche auf, ihren gesunkenen Mut zu heben. Als jedoch kein Zureden und keine Ermahnungen etwas fruchteten, kam sie endlich dahinter, welche Sorgen Mara so herunterbrachten und nun verschwor sie sich hoch und heilig, daß sie nicht daran dächte, ein Kind zu stehlen, daß sie es vielmehr auf ganz rechtmäßige Weise bekommen würde.

Wie gern hätte ihr Mara geglaubt! Aber wäre es nicht der einfältigste Selbstbetrug gewesen, den Schwüren einer Zigeunerin zu trauen?! Und doch hatte Kalo Cib diesmal nicht gelogen, denn mit klugem Vorbedacht hatte sie von der ersten Minute an der Bäuerin den Dezember als Geburtsmonat vorherbestimmt, weil da der Stamm dreifachen Zuwachs erwartete, also immerhin mit einer gewissen Zuversicht auf mindestens einen Knaben gerechnet werden konnte. Daß ihr die Erlangung des Kindes Schwierigkeiten bereiten würde, war völlig ausgeschlossen, da sie doch selbstverständlicherweise nur an eine zeitweilige Abtretung dachte und das Kind dann einfach zurückstehlen wollte. Nur die Ablösungssumme kam in Betracht, und um diese wurde denn auch mit einer Wut und mit einer Verschlagenheit gefeilscht, wie eben nur Zigeuner feilschen können.

Kalo Cib war dabei insofern im Vorteil, als jedes der drei Weiber das Geschäft machen wollte und der andern den Verdienst mißgönnte. Nach tagelangem Zanken, bei dem man sich auch gehörig in die Haare fuhr und von den Fingernägeln ausgiebigen Gebrauch machte, wurde man endlich handelseinig und bestimmte auch vor dem stellvertretenden Kapoš (Stammeshäuptling), daß das erste zur Welt kommende männliche Kind ausgefolgt, bei gleichzeitiger Geburt zweier männlicher Wesen aber das Los entscheiden sollte.

Die Abmachung wurde in den Rabos, einen Stock, der die Stelle einer Urkunde vertritt, auf dem alle wichtigen Geld- und sonstigen Angelegenheiten mit Zeichen eingeschnitzt werden, aufgenommen, und war damit unwiderruflich festgelegt.

Mit neidgeschärften, haßerfüllten Blicken verfolgten sich nun die Weiber auf Schritt und Tritt, fürchtete doch eine von der andern die Anwendung von Mitteln, die sie zuerst ans Ziel führen sollten.

An einem Freitag trat endlich das erwartete Ereignis ein, und nun handelte es sich nur darum, das muntere Knäblein unbemerkt auf den Bauernhof zu bringen. Mara bestimmte dazu den Sonntag, an dem ihr Mann mit den Knechten zum Ein- und Verkauf in die Stadt fuhr, während die Mägde in die Kirche gingen. Sie selbst dispensierte sich davon, wegen ihres angeblich schlechten Befindens, und in dieser Zeit wurde nun alles schnell und glücklich bewerkstelligt.

Erleichtert wurde der Betrug durch die Gepflogenheit, trotz aller sonstigen Abneigung bei der Geburt die Hilfe verständiger Zigeunerinnen anzurufen, und so gab es denn eine reine, ungetrübte Freude, als dem glücklichen Vater bei der Heimkehr helles Kindergeschrei entgegentönte.

Die Verwandtschaft und die an dem Glück nicht minder teilnehmenden Nachbarn und Freunde hatten sich schon früher eingefunden, und nun riefen sie ihm von allen Seiten zu, wie lieb das Kind sei und wie er stolz darauf sein könne, da es seine Augen und seinen Mund und seine Haare und, beinahe hätten sie noch gesagt, daß es auch seine Zähne habe.

Und wie das Kind keine Zähne hatte, also auch nicht seine, so hatte es auch weder seine Haare noch seine Augen, denn Ante war blond und blauäugig, während das Kleine kurze, kohlrabenschwarze Haare und eben so schwarze Augen besaß.

Das tat aber dem Glücksbewußtsein des Vaters nicht den geringsten Abbruch, denn die Hauptsache war doch jedenfalls, daß überhaupt ein Kind da war, und

ob es nun dem Vater oder der Mutter oder keinem von beiden glich, das war nebensächlich.

In seiner Seligkeit über das Kind vergaß Ante beinahe auf die Mutter, die ihn, die Hand aufs klopfende Herz gepreßt, in banger Unruhe erwartete und voller Furcht ihr Schicksal an seinen Augen ablesen wollte.

Als er sich dann zärtlich über sie beugte und ihr, in all seiner Unbeholfenheit, doch so vorsichtig einen Kuß auf die Lippen drückte und ihr mit heißem Blick dankte, da atmete sie nach langer schwerer Zeit zum ersten Male etwas freier auf und gelobte sich, um das Kind wie eine wahre Mutter besorgt zu sein und durch demutsvolle Ergebenheit und nie erlahmende Opferfreudigkeit ihre große Schuld zu sühnen.

Keine Minute durfte fortan das Kind von ihrer Seite weichen, sie behütete es wie ihren Augapfel, hegte es und pflegte es und verhinderte, ohne das überhaupt zu ahnen, durch diese stete, nie ermüdende Sorgfalt und Aufopferung auch die auf Raub ausgehenden Absichten der Zigeunerweiber, die sich schließlich, als sie all ihre Pläne vereitelt sahen, in das Unabänderliche fügen mußten.

* * *

Leichten Herzens hatten die Zigeuner den Anspruch auf ihr Kind freilich nicht aufgegeben, doch nicht etwa mütterliche Liebe ließ sie den Verlust nicht verschmerzen, sondern nichts anderes als ganz gewöhnlicher, schmutziger — Geiz.

Elternliebe und dieser entkeimende Kindesliebe sind Gefühle, die der Zigeuner gar nicht kennt, die ihm eben nicht angeboren sind und die er, wenn sie sich wirklich einmal bei ihm einstellen, als völlig unnützen Ballast abschüttelt. Und doch hängt er an seinem Kinde, und sogar der ganze Stamm nimmt an dessen Entwicklung lebhaftesten Anteil, aber natürlich, wie das beim Zigeuner selbstverständlich ist, aus ganz selbstsüchtigen, habgierigen Gründen. Jeder neue Zuwachs bedeutet doch auch eine Zunahme des gemeinsamen Wohlstandes, denn schon das Neugeborene muß durch die Zurschaustellung eines vorgetäuschten körperlichen Gebrechens die Mutter beim Betteln unterstützen. Kaum daß es laufen kann, geht es schon selbst betteln, dann wird es so nach und nach zum Betrügen und Stehlen und sonstigen Zigeunerlastern abgerichtet, und da das Ergatterte dem gemeinsamen Stammesvermögen zugute kommt, so wird die Teilnahme der Bande erklärlich. Und auch die Taufe ist für die Zigeuner eine reichliche, gar nicht zu unterschätzende Einnahmequelle, die bis zur Bewußtlosigkeit auszunützen als Ehrensache gilt. Je mehr ein Elternpaar damit auszuschlachten versteht, um so mehr steigt sein Ansehen. Zuerst muß natürlich der Ortspfarrer, der den kleinen Heiden für die alleinseligmachende Kirche gewinnen will, daran glauben. Er erreicht aber seine Absicht durchaus nicht so leicht, als er denkt, denn der glückliche Vater scheut nicht nur für sich selbst das Wasser, sondern sucht auch seinen Sprößling davor zu bewahren. Sein Widerstand ist jedoch diesmal nichts anderes, als eine geschickt gespielte Komödie, kommt es ihm doch nur darauf an, ein möglichst großes Patengeschenk herauszuschlagen, zu dessen Hergabe — unter Versprechung reichen himmlischen Lohnes — der Pfarrer irgend ein wohlhabendes Gemeindemitglied zu bewegen weiß.

Mit dieser einen Taufe ist es indessen noch lange nicht abgetan, denn nun wird weitergezogen und die Aufmerksamkeit des nächsten Pfarrers wieder geschickt auf das Neugeborene gelenkt, wobei die bereits vollzogene Taufe selbstverständlich verschwiegen wird.

Auch dieser bemüht sich, wie es sein Amt und sein christliches Erbarmen erheischt, um die Errettung der sonst dem Teufel verfallenen Seele, erreicht nach vielen Handeln und Feilschen gleichfalls sein Ziel, worauf er sich nicht wenig zugute tut, und so wird das arme Wurm — wenn die lieben Eltern es nur schlau anzustellen wissen — oft zehn- bis zwölfmal und noch öfter getauft. Römisch-katholisch, griechisch-uniert, griechisch-nichtuniert, wieder katholisch, dazwischen vielleicht auch einmal evangelisch oder kalvinistisch, und wenn es das alles überstanden hat, bleibt es doch noch immer ein echter Zigeuner, der sich nicht den geringsten Begriff von einem Gott, von einem Jenseits oder gar von einer dereinstigen Strafe machen kann!

Für den Entgang des Taufverdienstes hatte Mara natürlich überreichlich aufkommen müssen, wie ihr auch sonst ohne Unterlaß die Daumschrauben angelegt wurden.

Und wenn sie dabei wenigstens sonst zur Ruhe gekommen wäre, aber das fortwährende Umschleichen ihres Gehöftes durch die Weiber zeigte ihr nur zu deutlich, wessen sie sich bei der geringsten Unaufmerksamkeit zu versehen hatte.

Tag und Nacht zermarterte sie ihren armen Kopf mit der Frage, wie sie sich die beutegierigen, nimmersatten Erpresserinnen vom Halse schaffen sollte, und so war es bei ihrer Herzensangst nur zu erklärlich, wenn sie nahe daran war, zu wünschen, daß der Raub des Kindes wirklich gelänge, denn dann konnten sie ja nichts mehr von ihr verlangen.

Der Gedanke, den sie beim ersten Auftauchen erschrocken von sich wies, wollte sie schließlich gar nicht mehr verlassen, aber bald sah sie ein, daß ein Raub ihre Lage nur verschlimmern mußte. Denn Ante, dem das Kind sein ein und alles war, würde ja Himmel und Erde zu dessen Herbeischaffung in Bewegung setzen, und da der Stamm doch zu den halbwegs seßhaften gehörte, so mußte dies auch früher oder später gelingen.

Was aber dann aus ihr werden sollte, wenn die Angelegenheit vors Gericht kam, und die Weiber, um sich selbst zu retten, sie preisgaben, wagte sie gar nicht auszudenken.

Der Schluß all dieses Grübelns war, daß sie auf das Kind, auf dieses wahre Angstkind, noch mehr als bisher achten müßte.

Diese fortwährenden Sorgen rieben sie fast auf, und das früher blühende, kraftstrotzende Weib glich bald seinem eigenen Schatten.

Im Sommer des zweiten Jahres kehrte der Stamm wieder einmal nach Novi Cepin zurück, und Mara, halb wahnsinnig vor Angst und nicht mehr imstande, den immer erneut auftretenden Geldforderungen zu entsprechen, entschloß sich notgedrungen, in die Höhle des Löwen zu gehen, dem Zigeunerkönig alles wahrheitsgetreu vorzutragen und ihn um Hilfe vor der Habgier seiner Untergebenen anzuflehen.

Das gab kein geringes Aufsehen zwischen den halbverfallenen Lehmhütten und den zerrissenen Zelten, als die dem ganzen Stamm bekannte reiche Bäuerin mit schlotternden Knien der Behausung ihres Kapos zuwankte.

Schon an der Türschwelle angelangt, an der sie sich fest anklammern mußte, um nicht kraftlos umzusinken, wollte Mara wieder umkehren, jedoch die Gewißheit, daß sie, wenn es für sie überhaupt noch eine Rettung gab, diese nur hier finden konnte, ließ sie nach einem kurzen, qualvollen Aufstöhnen eintreten.

Mit angeborener Würde, hier nur Herrscher und in nichts den demutsvoll kriechenden, von allen zurückgestoßenen und verachteten Zigeuner verratend, hörte Banfy Elemer ihre Anklage an.

Erst zagend und stockend, dann immer leidenschaftlicher und verbitterter schilderte ihm Mara ihren ganzen Jammer und beschwor ihn, Erbarmen zu haben und sie vor der Erpresserin, die sie noch ins Wasser treiben würde, zu erretten.

Durch eigenes Elend für fremdes Leid unempfänglich geworden, machte nicht einmal ihre Drohung, sich das Leben zu nehmen, auf ihn den geringsten Eindruck; hingegen begriff er, daß von ihr wirklich nichts mehr zu holen sei, daß sie vielmehr die Verzweiflung dahin treiben könnte, das bisher so gut bewahrte Geheimnis noch zu verraten.

Das mußte im Interesse aller verhütet werden, weniger wegen der Strafen, die Kalo Cib und die Mutter des Kindes zu gewärtigen hatten, als wegen der Vexationen der Behörden, denen der Stamm dann wieder von neuem ausgesetzt war. Was das zu bedeuten hatte, wußten sie alle aus überreicher Erfahrung. Monatelanges, völlig ungerechtfertigtes Einsperren von jung und alt, groß und klein und Mann und Weib war für gewöhnlich der Anfang derartiger Untersuchungen, die mehr mit der Peitsche als mit der Feder geführt wurden und die zu scheuen sie deshalb alle Ursache hatten.

Überdies konnte aus dem Kind, das, nach allem, was er gehört hatte, von Vater und Mutter nach jeder Richtung hin verzärtelt wurde, doch nie und nimmermehr ein ordentlicher Zigeuner werden. Denn dadurch, daß man einen Zigeuner zum Vater und eine Zigeunerin zur Mutter hat, ist man noch lange nicht selbst ein Zigeuner. Dazu gehört noch etwas mehr, allem voran die streng durchgeführte, jedweder Sentimentalität bare Aufzucht von der ersten Stunde des Lebens an.

Abhärtung, grausamste, völlig mitleidlose Abhärtung ist das Grundprinzip dieser bei keinem anderen Volksstamm auch nur annähernd üblichen Prozedur, von der auch nicht um Fingerbreite abgewichen wird.

Im Sommer wird solch ein armes, mit Fett eingeriebenes Geschöpf den glühendsten Sonnenstrahlen ausgesetzt. Tausende und aber Tausende Fliegen und Insekten bedecken den kleinen Körper des hilflos schreienden Kindes, und keine Hand streckt sich hilfespendend aus, um wenigstens die äußersten Qualen ein wenig zu lindern. Im Winter hingegen wird das völlig unbekleidete Kindchen bei Sturm und Wind in den Schnee gelegt und allen Unbilden der Witterung ausgesetzt. Kommt es dabei, wie dies ja häufig genug der Fall ist, um, nun, dann taugte es eben nichts, und keine Träne wird dem Weichling nachgeweint. Regt sich in der Mutter doch einmal etwas von menschlichem Mitgefühl und ist sie so

unvorsichtig, dies durch Jammern und Wehklagen erkennen zu geben, dann trifft sie sicher allgemeine Verachtung, die, falls sie nicht bald Vernunft annimmt, selbst zur Ausstoßung aus dem Stamme führen kann.

Diese Erwägungen sprachen zu Maras Gunsten, und so versprach ihr denn der Kapoš, daß sie fortan unbehelligt bleiben solle, wenn sie vierteljährlich hundert Kronen an den Stamm als Abfindung bezahle.

Angstvoll um sich schauend, wagte sie gar nicht, an solche Erlösung zu glauben, und, sich ihm zu Füßen stürzend, dankte sie ihm weinend für seinen vermeintlichen Edelmut.

Er indes blickte nur verächtlich auf dieses heulende Weib, dessen Jammer ihm jetzt, wo es doch erreicht hatte, was es wollte, erst recht unverständlich war, und nicht Mitleid, sondern bis zum Ekel gesteigerte Bitterkeit löste dieses klägliche Gehaben in seinem Empfinden aus.

Was weiß denn auch die andere Menschheit von Jammer, Elend und grenzenlosester, zum Himmel schreiender Not! Was bedeutet denn alles Ungemach und alles Unheil eines bäuerlichen Lebens gegenüber einer einzigen Stunde im Daseinskampf des armen Zigeuners, der von der Geburt bis zum Tode nichts als Beschimpfungen, Verfolgungen und grausamste Vergewaltigungen zu erdulden hat!

Und von ihm, dessen ganzes Verbrechen doch nur darin besteht, als Zigeuner zur Welt gekommen zu sein, und den man nur deshalb wie einen räudigen Hund mit Fußtritten von jeder Türe jagt, verlangt sie Mitleid!

Mit durstigen Zügen genoß Banfy die seltene Rache, und jedes einzelne mit keuchendem Atem hervorgestoßene Dankeswort war berauschender Weihrauch seinen nach Vergeltung lechzenden Sinnen.

Nur eines fehlte ihm zur vollständigen Befriedigung seines glühenden Ehrgeizes: die Öffentlichkeit. Das ganze Dorf hätte sehen müssen, wie des reichen Bauern Weib von seiner Gnade abhing!

Sein triumphierendes Glücksempfinden war jedoch nur von kurzer Dauer, denn als Mara aus innerer Angst die Frage wagte, ob auch die Weiber während seiner Abwesenheit seinem Versprechen Rechnung tragen und nicht trotzdem mit erneuten Erpressungen anfangen würden, da schwollen die Zornesadern an seinen Schläfen ganz gewaltig an. Wußte er doch genau, daß sein Wort nur so lange Geltung hatte, als er ihm durch seine Nähe Nachdruck zu verleihen verstand.

Er tat, als ob er die Frage überhört hätte, überlegte aber zähneknirschend, wie sich von vornherein solch rebellischer Auflehnung vorbeugen ließe. Denn nie und nimmer sollte ein elender Christenmensch wissen, daß auch ihm, dem über Leben und Tod gebietenden Kapoš, Grenzen der Macht gezogen sind.

Endlich schien er mit sich im reinen zu sein, und, die beiden Stammesgenossinnen, die inmitten der herbeigekommenen Menge seines Winkes harrten, zu sich bescheidend, sagte er:

„Daß ihr Kind habt stehlen wollen, war recht, weil ihr aber habt so dumm und ung'schickt ang'fangt, sollte man euch ins Gesicht spucken."

„Wir werden schon noch — —"

„Nix wirst du tun, verdammte Hundeschnauze," donnerte er Kalo Cib, die

sich förmlich in sich selbst verkroch, wutschnaubend an, „für so ain verwaichlicht Muttersöhnchen ist unter anständige Zigeuner kain Platz! Jetzt kann sie Kind behalten, und außer die hundert Kronen, wo sie vierteljährlich an den alten Nagy Ferencz bezahlen wird, habt ihr kain Heller von ihr zu verlangen, sonst sollt ihr mich kennen lernen!"

Seiner Drohung wagten sie natürlich keinen lauten Widerspruch entgegenzusetzen, doch verrieten ihm ihre verbissenen Mienen nur zu deutlich, wie es um seine Autorität stand. Am liebsten hätte er der Alten sein Messer zwischen die Rippen gestoßen, doch befürchtete er eine Spaltung des Stammes, und so zog er es vor, sich dagegen blind zu stellen und sich auf andere Weise zu helfen. Es war ihm klar geworden, daß hier nur eine möglichst feierliche Handlung Erfolg haben konnte. Er ließ also auch die wenigen noch fehlenden Genossen herbeiholen, und als sie vollzählig beisammen waren, sagte er:

„Daß ich zaitlebens nur um unser aller Wohl besorgt war und mich den Teufel um Recht oder Unrecht g'schert hab', wann sich's um unseren gemeinsamen Vurteil g'handelt hat, wißt ihr. Nicht ainmal, hundertmal hab' ich main Kopf zu Markt tragen und verlange deshalb blinden Gehursam. Ich, Bansky Elemer, euer angestammter Kapoš, will also, daß dieses Waib von nun an ungeschoren blaibt; und zu ihrer — versteht mich — ainzig und allein zu ihrer Beruhigung," setzte er mit erhobener Stimme hinzu, „werdet ihr den uns von Obrigkait aingesetzten Schwur leisten."

Ungeheure, fast an Bestürzung grenzende Überraschung spiegelte sich auf allen Gesichtern wider. Solch eine Feierlichkeit wegen einer einfachen Bäuerin, der doch gar nichts Besonderes geschehen war, der man ja nur nehmen wollte, was ihr ohnehin nicht gehörte, war etwas nie Dagewesenes, etwas, dem eine tiefere Ursache zugrunde liegen mußte.

Dieser „obrigkeitliche Schwur", den keine Obrigkeit der Welt mehr schwören ließe — schon deshalb, weil er, abgesehen von allem anderen, die Anerkennung auf das Recht des Diebstahls bedeutet —, spielt in der Geschichte der Zigeuner eine große Rolle.

Fürst Georg Rakoczy I. von Siebenbürgen hatte ihn 1643 vorgeschrieben und damit die Zigeuner zum Schwur zugelassen, wodurch sie zum ersten Male als vollwertige Menschen anerkannt wurden. Diese Tat, denn eine solche war es, und zwar eine von eminent entscheidender Bedeutung, gilt dem Zigeuner, der in seiner ungeschriebenen, nur von Mund zu Mund überlieferten Geschichte wohlbewandert ist, auch heute noch als ein Merkstein in der Weltgeschichte, und keines Fürsten Andenken ward je so geehrt, wie das des siebenbürgischen Rebellen, der sich eine Krone zu erobern verstand.

Dieser fast verschollene, nur in alten Archiven auffindbare Schwur gilt dem Zigeuner noch heute als das Wahrzeichen einer menschenwürdigen Vergangenheit und gaukelt ihm eine Zukunft vor, die ihn wieder anderen Menschen — wenigstens vor dem Gericht — gleichstellen soll.

Sein Stolz auf diesen ausschließlich für ihn geschaffenen Schwur ist daher begreiflich. Nie wird ihn ein Zigeuner brechen, selbst wenn er sich dadurch vom

Galgen erretten könnte — er ist für ihn das einzig Heilige, das einzige, vor dem er unbedingten Respekt hat.

Kalo Cib und die Mutter des verkauften Kindes überlief daher kein geringer Schreck, als sie diesen Schwur, den kein innerlicher Vorbehalt ungültig macht, leisten sollten. Daß hier kein Einwand half, bewiesen ihnen die drohend auf sie gerichteten Blicke des Kapoš, und so sprachen sie ihm denn, wenn auch innerlich widerstrebend, laut und deutlich nach:

„Wie Gott den König Pharao im Roten Meer ersäufte, so soll mich der tiefste Abgrund der Erde verschlingen und ich verflucht sein, wenn ich nicht die Wahrheit rede oder meinem Kapoš das Versprechen breche" — wurde hier von Banfy, wie es der Brauch erlaubte, eingeschaltet —, „kein Handel und sonst ein Geschäft soll mir gelingen. Mein Pferd soll sich beim ersten Hufschlag allsogleich in einen Esel verwandeln und ich selbst durch Henkershand am Hochgericht, mit dem Gesicht gegen die Landstraße, hängen!"

Von dem Kapoš belehrt, daß sie nun wirklich nichts mehr zu befürchten habe, atmete Mara zum ersten Male seit nahezu drei Jahren befreit auf und gelobte sich, fortan durch unermüdliches Wohltun und nie erlahmende Bußfertigkeit ihre schwere Schuld wenigstens zum Teil zu sühnen.

Dann wankte sie, heiße Segenswünsche auf das Haupt ihres Retters herabflehend, zur Hütte hinaus und schlich, die äußerste Vorsicht beobachtend, wieder ihrem Heim zu, wo sie glücklicherweise noch nicht vermißt worden war.

(Fortsetzung folgt)



Wandlung · Von Rudolf Leonhard

Einem Mädchen

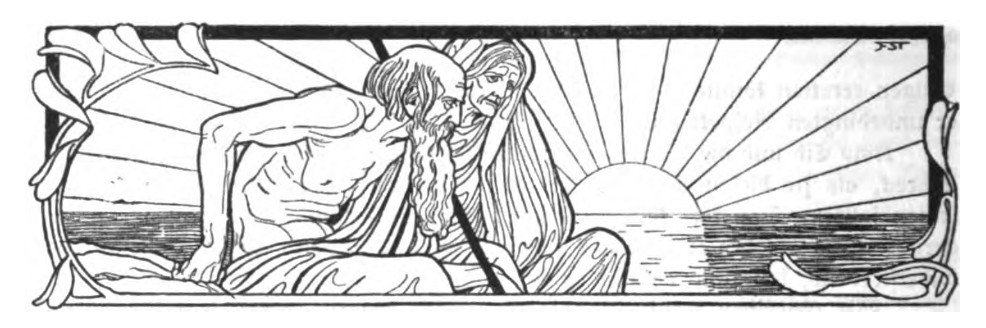
In deiner Seele brandet schwere Süße.
Ein Lächeln träumt an deinem offnen Munde,
Und deine Augen sehn durch jede Stunde,
Als fänden selig sie geheime Grüße

Aus Märchenwelten tief in ihrem Grunde.
Nur wie im Traume gehen deine Füße,
All deine Worte sind wie stille Küsse,
Wie Geigen singt dein Lachen in die Runde.

Es tanzt auf deinem Haar wie tausend Sterne;
Hell scheint dir alles bis ins Rätselferne
So ganz voll Licht.

Und in dir quillt es, will es sich gestalten,
Du willst das Wunderhelle staunend halten
Und kannst es nicht.





Sonnenfinsternis
Von Karl Bach

Die meisten hatten's in ihrer Zeitung gelesen. Andere waren durch die Kinder unterrichtet worden, die's brühwarm aus der Schule mit heimbrachten. Die Waschfrau war informiert, und Anna hatte es von ihrem Dragoner. So kam die Sache nicht überraschend. Alle wußten, wie lange es daure und wie groß der Prozentsatz der Verdunklung sei. Sie standen zu ganzen Kavalkaden umher, lachten und schwatzten, als gälte es ein Bockbierfest. Nachher gingen sie nach Hause, tranken ihren Kaffee und suchten die versäumte Zeit durch Eile nachzuholen.--

Es war recht interessant gewesen. Ein bißchen seltsam zwar, aber wirklich sonst ganz interessant.

Mein Freund aber, der stets so seine besonderen Meinungen hat, nicht immer zu meinem Vergnügen, kam gedrückt vorbei: „Eine eklige Geschichte so was! 's ist, als ob man versaufe. So ähnlich stell' ich mir's vor. Ekelhaft!" Damit ging er. Ich nickte: diesmal waren wir beide wirklich einer Meinung. Unwillkürlich drängte ich mich mehr an die dunkle Häuserreihe und beschleunigte meine Schritte. Fliehen! Irgendwohin, wo reines, helles Licht ist. Heraus aus dieser seltsam geisterhaften Beleuchtung.

Noch hat die Verfinsterung ihren Höhepunkt nicht erreicht. Die Schatten wachsen sich zur Dämmerung aus, und der Himmel gleicht einer endlosen Wüste, so farblos und schwermutsvoll. Und ein Schauer rinnt langsam, tropfenweise ins Herz. Der Schauer vor der Majestät, die sich schweigend über dem Himmelswunder erhebt. Wenn die Dämmerung zur Nacht würde, zur ewigen Nacht, in die, einem sinkenden Riesendampfer gleich, das Leben mit all seiner unerhörten Pracht und seinem heißen Pulsschlag lautlos, ohne Spuren hinabglitte, und alles ausgelöscht wäre, der letzte Laut des verhallenden Lebens wie ein leises, schönes Märchen verklänge ...

Doch schon löst sich der Bann, die Ferne rückt näher, und eine Legion goldener Strahlen breitet ihre schimmernden Flügel und schwirrt jubelnd durchs All.

Das Leben hofft und glaubt wieder und entwindet sich lächelnd den Armen des ernsten Schweigens. Es ist ja noch so jung; es will ja noch blühen und jauchzen und umhertollen. Und dann erst, dann ...

Doch das hatte ja noch so lange, lange Zeit.



„Titanic“ · Von Bruno Großer

Wo kam er her, der Berg von Kristall,
Der Sohn der leuchtenden Firne?
Jäh stieg er empor aus der Fluten Schwall
Und schlug den „Titan“ vor die Stirne.

Da barst das Schiff, und ein Schrei durchgellt
Den Nordsturm von hundert Lippen.
Weit klafft der Bug — zerschmettert, zerschellt
An den schweigenden, eisigen Klippen.

Und die Wogen — hinein! — und die gurgelnde Flut,
Die lang schon den Riesen umlauert. —
‚Ihr zischenden Kessel, nur ruhig, nur gut,
Die Qual hat am längsten gedauert.

Ihr Menschlein da drinnen, was flutet und quillt?
Nun geht es um Leben und Sterben,
Und glückt es, so wie wir's zu wenden gewillt,
Soll keinem das Frührot sich färben!‘ — —

„Die Boote klar!“ — „Zurück vom Bord,
Gebt Raum für die Kinder und Frauen!“
„Macht's kurz mit dem Abschied! Fort, nur fort!“
Hinunter ins eiskalte Grauen. —

Und die Treppen herauf, in keuchender Hast
Schwillt der Wellen Gewühl und Gewimmel.
Und das Schiff neigt sich stöhnend unter der Last. —
Nun schütze uns, Herrgott im Himmel!

„„Ich bleibe bei dir!““ — „Das letzte Boot!
Denk, Weib, daheim an die beiden!“
„„Die Kinder daheim. — — Denen helfe Gott,
Nicht Not und nicht Tod soll uns scheiden!““

Da hebt er sie auf mit verzweifelter Kraft
Und stößt sie hinab auf die Leiter. —
Schon hat sie der Strudel der Menge errafft
Und drängt sie weiter und weiter.

„Leb wohl, Marie, und vergeßt mich nicht!“
Tönt noch ein Grüßen hernieder.
Nacht hüllt ihr erbarmend der Sinne Licht.
„Dort drüben sehn wir uns wieder.“ — —

Und das Boot, das letzte Boot stößt ab,
Und mit ihm das letzte Hoffen.
Und die noch geblieben, sehn schauernd hinab:
Ein Grab rings — das Grab ist offen. —

Die Verzweiflung geht um — allüberall,
Mit weiten, lautlosen Schritten. — —
Ein jäher Ruck, ein scharfer Knall,
Und einer hat ausgelitten. —

Und es steigt und steigt des Wassers Saum
Und drängt durch Türen und Wände,
Und weiter und weiter, von Raum zu Raum,
Tasten gierig die eisigen Hände.

Wo Musik und Lachen vor Stunden noch klang,
Da unten im prunkenden Saale,
Da tönt der Wogen würgender Sang
Nun ein schauerliches Finale.

Vorbei. — Ein Schrei noch stirbt im Wehen. —
Der nicht versinken konnte, versank.
Und über die Stätte, als wär' nichts geschehen,
Rollt das Meer seine Wogen, breit und lang. —

Doch mächtig, und selbst doch dem Tode erkoren,
Gleich einem gewaltigen Friedhofsmal,
Im endlosen Weltmeere einsam verloren,
Schwimmt blitzend der furchtbare Berg von Kristall. — —





Rousseau in neuem Lichte

Bei der ungeheuern und eigenartigen Bedeutung des Schriftstellers, Philosophen, Pädagogen, Dichters und Musikers Jean Jacques Rousseau in der ganzen gebildeten Welt muß jeder Beitrag, den die Forschung über ihn ans Licht zieht, größtem Interesse begegnen. Rousseaus Leben und Wirken ist in überaus zahlreichen Ausgaben beschrieben worden. Sie auch nur aufzuzählen, würde in diesem Rahmen einen Raum über Gebühr beanspruchen. Man sollte annehmen, diese emsige Forschung habe uns die Persönlichkeit und das Werk des großen Franzosen bis in die Einzelheiten hinein sachlich und getreulich vermittelt. Je tiefer aber die Rousseau-Forschung in die Materie eindringt, desto mehr ist sie gezwungen, in manchen Stücken der landläufigen Darstellung über Rousseaus Charakter und über seine Lebensmaxime ernste Zweifel hinsichtlich der Objektivität dieser Berichte entgegenzusetzen. Die hauptsächlichste, ja in vielen Stücken einzigste Quelle für die Beurteilung Rousseaus sind die „Memoiren" der Madame v. Epinay, die über ein Jahrzehnt hindurch nicht nur seine Geliebte, sondern auch seine treusorgende Freundin war. Sie bekundete für sein Wesen und Wirken ein wohltuendes Verständnis. Die „Memoiren" umfassen einen Zeitraum von zehn Lebensjahren des Philosophen. Jeder Historiker räumt ohne weiteres ein, daß das Wohl und Wehe des Andenkens Rousseaus mit diesen „Memoiren" steht und fällt. Da sie von allen Forschern als lauterste Quelle angesehen wurden, so ergossen sich ihre Fluten über die gesamte Rousseau-Literatur.

Heute wissen wir, daß sie zum größten Teil Schlammfluten sind! Für diese Tatsache den strikten Beweis erbracht zu haben, ist das Verdienst der Rousseau-Forscherin Frau Macdonald, die in London unter dem Titel: „Frederica Macdonald. Jean Jacques Rousseau. A New Criticism" (London, Chapman & Hall) ein zweibändiges Werk hat erscheinen lassen. Um seinen Wert verstehen und würdigen zu können, schicken wir zunächst eine kurze Darstellung der in Betracht kommenden Begleitumstände voraus.

Wir stellen zunächst fest, daß Frau v. Epinay aus dieser Untersuchung rein hervorgeht. Ihre Memoiren wurden von dem Schriftsteller Brunet herausgegeben. Brunet bemerkt ausdrücklich, er habe die Drucklegung nach dem Originalmanuskript besorgt. Leider hat man diese Bemerkung bisher ohne Prüfung hingenommen. Zweifellos ist, daß Brunet sie in gutem Glauben abgegeben hat. Sie beruht aber auf einem Irrtum. Das in Brunets Händen befindliche Manuskript war nur eine Abschrift, die der Schriftsteller, wie er selbst mitteilt, von dem Sekretär Grimms erstanden hat. Wer war Grimm? Er war ein in Regensburg geborener Deutscher, betrieb seine Studien in Leipzig und kam dann nach Paris, wo Gunst, Gabe und Weltgewandtheit ihm die ersten Zirkel erschlossen. Die Liebe zur Musik führte ihn mit Rousseau



Garten in Fiesole Karl Müller-Koburg

zusammen. Jahrzehnte hindurch schrieb er von Paris aus seine berühmt gewordenen Bulletins für deutsche Fürsten. Ebenso ist seine Geschichte der französischen Literatur das Werk eines glänzenden Geistes voller Ehrgeiz und Selbstgefälligkeit. Grimm — den übrigens mit den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm keinerlei verwandtschaftliche Band verknüpften — hatte durch einen seiner Sekretäre namens Mailly eine Abschrift des Originals der Memoiren anfertigen lassen. Daß Mailly diese Abschrift besorgt hat, ist durch Schriftvergleichungen bewiesen worden. Maillys Handschrift ist u. a. aus der Fürsten-Korrespondenz her sehr bekannt. Brunet mußte 1792 Paris verlassen, und es gelang ihm später nicht mehr, die ihm zugehörige Abschrift in seinen Besitz zu bringen. So verkauften die Erben des Grimmschen Sekretärs de Villières das Manuskript an Brunet.

Neben Grimm war es der bekannte französische Schriftsteller Diderot, zu dem Rousseau in nähere Beziehungen trat. Diderot hat sich namentlich als Seele der französischen Enzyklopädisten ein dauerndes Andenken gesichert. Er war hervorragender Mitarbeiter an Grimms Korrespondenz. Wie nahe sich beide gestanden haben, geht aus dem 1829 veröffentlichten Briefwechsel der Dichter hervor. Diderots Verhältnis zu Rousseau nahm zu keiner Zeit intime Formen an, so rege auch eine Zeitlang der Verkehr zwischen ihnen gewesen ist. Ein vollständiger Bruch trennte die beiden. Mit Beziehung auf Rousseau schrieb Diderot in seiner Abhandlung „Essai sur Seneca“, dem Toten werde sein Recht zukommen, sobald es geschehen könne ohne Verletzung Lebender.

Wie Diderot sich dieses gerechte Urteil über Rousseau gedacht hat, davon liegt der Beweis heute vor uns! Die erste Niederschrift der „Memoiren“ der Frau v. Epinay, also das Originalmanuskript, wurde im Jahre 1883 aufgefunden. Bedauerlicherweise ist das Manuskript keiner näheren Prüfung unterzogen worden. Die Wahrheit über Rousseau wäre dann zwanzig Jahre früher ans Tageslicht gekommen. Das Original besteht aus 185 Heftchen, denen der Umschlag fehlt. Zierliche Bändchen halten die Blätter jedes Heftchens zusammen. Von dem Manuskript befinden sich 140 Hefte auf der Bibliothèque des Archives, der Rest ist Eigentum der Bibliothèque de l'Arsenal. In diesem Manuskript gibt Frau v. Epinay ihre Lebenserinnerungen wieder. Ausführlich schildert sie ihre Beziehungen zu ihren Freunden, und sie verfehlt nicht, eine scharf gezeichnete Charakteristik ihrer Person einzuflechten. Frau v. Epinay verwendet fingierte Namen. Sie selbst tritt auf als Madame de Montbrillant, Rousseau als René, Grimm als Volx, Diderot als Garnier usw. Eine flüchtige Untersuchung der Blätter zeigt uns, wie neben der zierlich-nervösen Handschrift der Verfasserin die Züge einer Männerhand auftauchen. Ihre Tätigkeit erstreckt sich auf d e n Teil des Manuskripts, der sich vornehmlich mit den Beziehungen der Frau v. Epinay zu Rousseau beschäftigt. Dieser Teil umfaßt ungefähr die letzten 50 Heftchen. Der „Verbesserer“ des Manuskriptes hat ganze Seiten aus demselben herausgeschnitten, neue Blätter eingeklebt und beschrieben. Zuweilen gibt die fremde Handschrift bloß in großen Zügen den Umriß für die von einem Dritten vorzunehmende „Umarbeitung“ des Urteils der Frau v. Epinay. So heißt eine Generalanweisung: „Es ist René (d. h. Rousseau) von vorn zu beginnen. Er muß geschildert werden, wie er auf Spaziergängen und bei Unterhaltungen verrückte Sätze verteidigt. Dann muß man seine Liebe und Hingabe für Frauen merken, die alles hinter sich läßt, und man muß seine freche Hofmacherei zeigen.“ Die Anweisung deutet sogar an, wie eine Unterhaltung Rousseaus mit Frau v. Epinay aus den Fingern zu saugen ist. Wo das Herausschneiden von Blättern nicht notwendig war, hat man weniger radikal mit dem Manuskript verfahren. Durch Randberichte ist der Text „ergänzt“ worden. Diese „Ergänzungen“ sind teilweise umfangreich. An andern Stellen hat man die zierliche Handschrift der Verfasserin durchstrichen und dann über und unter die Zeile geschrieben. So derb die ursprüngliche Schrift auch mit Federstrichen bedacht worden ist: hin und wieder ist doch zu entziffern, wie günstig das Urteil über Rousseau lautete. Diese Urteile zu beseitigen, war das Bestreben der Eindringlinge. Sie tauchten die raffiniert gebrauchte

Feder förmlich in Gift und Galle, und zwar überall da, wo Madame de Montbrillant eine gute Meinung über ihren Freund René äußerte und die Fehler desselben auf das Konto des Menschlichen, des Allzumenschlichen setzte. Madame de Montbrillant muß von einer aus großen Gesichtspunkten gebildeten Weltanschauung heraus geurteilt haben.

Die brennende Frage ist: „Wer waren die Eindringlinge?" Niemand anders als Grimm und Diderot! Eine mit peinlicher Gewissenhaftigkeit vorgenommene Handschriftenvergleichung schreitet vom Verdacht und von der Vermutung zu der felsenfesten Gewißheit, daß nur Grimm und Diderot in Frage kommen! Wir sind nicht etwa gezwungen, diese literarische Ungeheuerlichkeit von der Frau Macdonald auf Treue und Glauben entgegenzunehmen — nein: der Leser ist in der Lage, die scharfen Schlußfolgerungen der Verfasserin an der Hand zahlreicher Faksimiles nachzuprüfen, wie überhaupt das Werk auf streng wissenschaftlicher Basis vorgeht.

Die indirekten Beweismittel des Werkes einer Prüfung zu unterziehen, führt hier zu weit. Ich bemerke nur, daß sie die Fesseln um Grimm und Diderot nur noch fester schlingen. Das Buch hat beide als literarische Fälscher an den Schandpfahl gebunden. Manchem mag dieses Urteil zu hart dünken. Hat man aber Frau Macdonalds Werk hinter sich, so überkommt einen das Gefühl des Abscheus und der Verachtung vor solchen lichtscheuen Taten. Es handelt sich hier nicht etwa bloß um die Abgabe eines Urteils der beiden über Rousseau, das durch persönliche Voreingenommenheit, ja zehrenden Haß in seiner Sachlichkeit mehr als getrübt wurde! Derartige Handlungen, so verwerflich sie sind, rechtfertigen nicht den Vorwurf direkter Fälschung. Der springende Punkt ist der, daß Grimm und Diderot einig waren in dem Plan der Manuskriptunterschiebung! Das Original sollte verschwinden. Daß es nicht geschah, war durch die bewegten Zeitumstände bedingt; daß es aber geschehen sollte, zeigen die unverblümt gegebenen Anweisungen, wie die Fälschungen vorzunehmen seien. Wir haben uns, um dieses Gebaren zu beleuchten, mit der Wiedergabe einer Probe begnügt. Nun sind grade diese Direktiven geeignet, Grimm und Diderot auf das schlimmste zu kompromittieren. An der Beseitigung des Originals mußten beide das größte Interesse haben. Einfach kann die Ausführung des Planes nicht gewesen sein, da es erwiesen ist, daß verschiedene Mitwisser um die Frau v. Epinayschen Memoiren gewußt haben. Sie mußten, bevor man zu Werke gehen konnte, das Zeitliche segnen. Dieser Umstand wirft ein helles Licht auf die sonst nur ungenügend zu erklärende Ursache des auffallend späten Erscheinungstermins der Memoiren. Rousseau starb 1778, Frau v. Epinay 1783, die letzte intime Freundin des Rousseauschen Kreises im Jahre 1813. Recht prompt tauchten dann 1814 die ersten Nachrichten über die Memoiren der Frau v. Epinay auf, und im Jahre 1818 erschienen sie im Druck. Es war Grimm und Diderot nicht vergönnt, das gefährliche Urmanuskript zu beseitigen, nachdem von der „revidierten" Handschrift Abschriften genommen waren.

Frau Macdonald gebührt das Verdienst, die erste gewesen zu sein, die Frau v. Epinays Memoiren einer genauen Untersuchung gewürdigt hat. Welchen Einfluß die Resultate derselben auf die weitere Rousseau-Forschung haben werden, ist noch gar nicht abzusehen. Fest steht, daß Rousseau recht behalten hat, wenn er von einem unter Führung von Grimm und Diderot arbeitenden literarischen Komplott gegen seine Person sprach und dieserhalb sehr besorgt war. Über den letzten Grund zu der verwerflichen Handlungsweise der beiden Fälscher können wir nur Vermutungen haben, die allerdings einen starken Grad von Wahrscheinlichkeit beanspruchen dürfen. Der Rousseau der jüngeren Jahre ist sozusagen der Liebling aller, und Grimm und Diderot werden es mit scheelen Augen gesehen haben. Rousseaus angeborene Aufrichtigkeit und Offenheit stieß jedoch häufig an, als späterhin das Naturprinzip fast sein ganzes Denken beherrschte. Bei allem Reichtum des Geistes nahm sich der Mann, der alle Kultur verdammte und die Rückkehr zur Natur predigte, in den feinen Salons merkwürdig aus. Ohne ihm seine Genialität abzusprechen, sah man in ihm einen interessanten Sonderling, der nicht

ganz ernst zu nehmen war. Anderseits machte Rousseau aus seinen Ansichten kein Hehl. Was er als seine Überzeugung erkannt hatte, das war wie eine Pistole auf sein Gewissen gerichtet. Unbarmherzig stellte er die Sünden der Gesellschaft bloß und beanspruchte, wie alle Großen es von jeher getan haben, eine souveräne Stellung im Reiche des Geistes. Das brachte ihn in den Ruf der Rechthaberei, ihn, dem die Anlage zum Sonderling von Geburt ohnehin anklebte. So schuf sich Rousseau einen kleinen, aber einflußreichen Kreis erbitterter Feinde. Sie brachten es zuwege, die Nachwelt über die Person eines Mannes zu täuschen, dessen Namen die Zeitgenossen mit Hochachtung nannten.

Frau Macdonald hat sich voll regen Eifers um ihren Helden im letzten Teile ihres Werkes die Aufgabe gestellt, Rousseau geradezu in die Sphären der Heiligen zu erheben. Die Aufgabe war nicht zu lösen. Es wäre auch zum Schaden Rousseaus gewesen. Wer nie irrte, hat auch nie gestrebt. Und uns gewöhnlichen Sterblichen ist es ein Trost, zu sehen, wie Träger titanenhafter Ideen doch Menschen unter Menschen gewesen sind. Ein kämpfender Mensch wiegt zwanzig Heilige auf! Rousseau größer machen wollen, als er ist, heißt ihn erniedrigen. Und wenn „der Vater der französischen Revolution" auch nur sein Buch über die naturgemäße Erziehung, den „Emil", geschrieben hätte — das Geschenk würde ihn uns wert und teuer machen. Die Menschheit im allgemeinen und die Schule im besondern hat alle Ursache, an Rousseau nicht achtlos vorüberzugehen und im Zeitalter der Schablonisierung, Reglementierung und Generalisierung einmal stille zu stehn vor dem Satz: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers hervorgeht; alles entartet unter den Händen der Menschen."

Karl Müller-Homberg



Die kleine Strafrechtsreform

Nachdem der Reichstag am 20. April d. Js. der sogenannten „kleinen Strafprozeßreform" in zweiter Lesung zugestimmt hat, dürfen die folgenden Erläuterungen des Rechtsanwalts Blasse, Berlin (in der „Berliner Volkszeitung"), auf besonderes Interesse rechnen. Nicht zuletzt auch im Leserkreise des „Türmers", der ja nicht müde geworden ist, den Finger auf diese Wunden zu legen und wohl mit am ersten angeregt hat, mit der Beseitigung der schlimmsten Mißstände nicht erst bis zum großen Reinemachen zu warten, vielmehr eine solche durch einen besonderen Gesetzentwurf herbeizuführen.

„Unser nunmehr vierzig Jahre geltendes Strafrecht", betont auch Rechtsanwalt Blasse, „weist eine Reihe von Mängeln auf, die dringend der Abhilfe bedürfen. Die Regierung hat dies rechtzeitig erkannt und eine Kommission von Fachleuten mit der Ausarbeitung eines neuen Strafgesetzbuchs beauftragt. Bis diese Vorarbeiten endgültig abgeschlossen sein werden, wird noch geraume Zeit vergehen. Und selbst wenn die Vorlage dem Reichstag zur Beschlußfassung unterbreitet ist, ist damit noch lange nicht ihre gesetzgeberische Verabschiedung in greifbarer Nähe gerückt. Denn besonders die das politische und religiöse Gebiet streifenden Bestimmungen bergen unabsehbare Schwierigkeiten in sich und werden zu schweren parlamentarischen Kämpfen führen. Es muß daher damit gerechnet werden, daß noch viele Jahre ins Land gehen werden, bis das deutsche Volk sich eines modernen Strafrechts erfreut.

So lange darf aber nicht gewartet werden, um wenigstens die dringendsten Mißstände auf dem Gebiete der Strafrechtspflege zu beseitigen. Von diesem Standpunkt aus hat auch der deutsche Richterbund den Wunsch ausgesprochen, die Regierung möge die Strafrechtsnovelle, die in der letzten Legislaturperiode nicht erledigt worden ist, alsbald wieder dem Reichstag vorlegen. Die Regierung ist dieser Anregung nicht gefolgt. Statt dessen haben aber Vertreter sämtlicher politischer Parteien einen Gesetzentwurf eingebracht, der bestimmt ist, einige nicht weiter aufschiebbare Änderungen im Strafrecht einzuführen.

So soll zunächst die Strafvorschrift über den sogenannten *gemeinschaftlichen Hausfriedensbruch* geändert werden. Wenn heute zwei Personen in ein Lokal eindringen, dort mit dem Wirt Streit anfangen und seiner Aufforderung, das Lokal zu verlassen, nicht Folge leisten, so müssen sie mit einer *Gefängnisstrafe* von mindestens einer Woche bestraft werden. Da eine derartige Strafe für meist ganz harmlose Delikte viel zu hoch erscheint, so soll in Zukunft im Falle des gemeinschaftlichen Hausfriedensbruchs auch *Geldstrafe* zulässig sein, und wenn auf Gefängnisstrafe erkannt wird, bis auf einen Tag heruntergegangen werden können.

Die vielen Fälle von brutaler *Kindermißhandlung* haben in den letzten Jahren oft eine berechtigte Empörung in der Bevölkerung hervorgerufen, weil man die Erfahrung machen mußte, daß die gesetzlichen Bestimmungen keine ausreichende Sühne zuließen. Die Mißhandlung von Kindern und wehrlosen Personen wird daher der ‚gefährlichen Körperverletzung' gleichgestellt, wenn die Mißhandlung als Körperverletzung mittels grausamer oder boshafter Behandlung anzusehen ist.

Wenn heute eine Person aus bitterer Not sich irgendeinen Gegenstand von unbedeutendem Wert, zum Beispiel Holz zur Heizung eines Zimmers aneignet, so muß sie unnachsichtlich verfolgt und mit Gefängnis bestraft werden. Ein solcher Fall liegt aber viel milder als der des gemeinen Diebstahls. Es empfiehlt sich daher eine unterschiedliche Behandlung. Fürderhin sollen unmehr die *aus Not begangenen Diebstähle oder Unterschlagungen geringwertiger Gegenstände* auch mit Geldstrafe abgegolten werden können. Auch soll hier eine Strafverfolgung nicht von Amts wegen, sondern nur *auf Antrag* erfolgen und Zurücknahme des Antrages zulässig sein. Dem heute schon als Übertretung und gering bestraften *Mundbiebstahl* soll der *Diebstahl von Gegenständen des hauswirtschaftlichen Bedarfs gleichstehen*, falls diese alsbald verbraucht werden. Die Bestimmungen über den Notdiebstahl haben folgerichtig auch zur Einfügung einer Vorschrift geführt, wonach *der aus Not begangene Betrug* erheblich milder als der gewöhnliche Betrug bestraft werden soll.

Von weiteren wichtigeren Änderungen ist noch zu erwähnen die Einführung der Geldstrafe wahlweise neben der bisher allein zulässigen Gefängnisstrafe bei *Siegelbruch* (Ablösung der von einem Beamten zwecks Beschlagnahme angebrachten amtlichen Siegel), *Arrestbruch* (Beiseiteschaffung von gepfändeten Sachen), *Veräußerung von Vermögensbestandteilen bei drohender Zwangsvollstreckung* zwecks Vereitelung der Gläubigerbefriedigung. Diese gesetzgeberische Maßnahme kann man nur billigen, da derartige Delikte weniger aus Boshaftigkeit, als aus Unkenntnis und mangelnder Einsicht begangen werden. Aus demselben Grunde ist es zu begrüßen, daß die Verletzung von behördlichen Absperrungsmaßregeln zur Verhütung von ansteckenden Krankheiten oder Verbreitung von Viehseuchen nicht bloß, wie heute, mit Gefängnisstrafe, sondern auch mit Geldstrafe soll gesühnt werden dürfen.

Da der Reichstag gezeigt hat, welche Bedeutung er den vorgeschlagenen Änderungen beimißt, indem er den Gesetzentwurf in zweiter Lesung gestern angenommen hat, so kann nur der dringende Wunsch ausgesprochen werden, daß bald die dritte Lesung im Reichstag folgen und der *Bundesrat unverzüglich seine Zustimmung geben* möge, damit der Gesetzentwurf möglichst bald Gesetz und unser veraltetes Strafrecht wenigstens in *einigen* Momenten modern und sozial gestaltet wird."



Vom Elend der deutschen Schauspielerinnen

Noch bevor unser Parlament die Beratung des unbedingt notwendigen Theatergesetzes auf seinen Arbeitsplan gestellt hat, ist ein Buch erschienen, das jeder Parlamentarier vor Beginn dieser Beratungen lesen müßte, und dem ich darüber hinaus in den weitesten Kreisen unserer gebildeten Stände Verbreitung wünsche, einmal zur Warnung, dann aber auch zur Mahnung. Zur Mahnung für das soziale Gewissen, das nicht stumm bleiben darf angesichts des lauten Jammers der Nebenmenschen, zur Mahnung für uns selbst, ob wir nicht durch unsere Art der Auffassung des Theaters mitschuldig sind an diesen fluchwürdigen Zuständen.

Das Buch führt den Titel: „Aus dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin." Es ist unter dem Decknamen Helene Scharfenstein in der bekannten Memoirenbibliothek des Verlages Robert Lutz in Stuttgart erschienen (geh. 6 ℳ). Nicht nur der Titel, auch manche Einzelheiten gemahnen in unliebsamer Weise an das „Tagebuch einer Verlorenen", das vor einigen Jahren so viel ästhetische und noch mehr ethische Verwirrung in den Köpfen unserer kurzatmigen Kritiker anrichtete. Es ist denn auch schon der Verdacht laut geworden, daß es sich hier nicht um wirkliche Tagebuchaufzeichnungen handle, wogegen vom Verlag und dem Gewährsmann der Verfasserin, die begreiflicherweise unerkannt bleiben will, aufs bestimmteste versichert wird, daß, wie es im Vorwort heißt, „die Schilderungen und Aufzeichnungen der Zustände, Ereignisse und Erfahrungen so stehen geblieben sind, wie sie seinerzeit unmittelbar unter dem Eindrucke niedergeschrieben wurden. Dagegen seien die Orte, die Theater und Menschen möglichst unkenntlich gemacht, auch die gesamten Ereignisse etwas zurückdatiert, weil die Herausgabe des Tagebuches nicht als ein Akt der Vergeltung, eine Bloßstellung von Menschen und Bühnen erscheinen, sondern den um Besserung ihres Standes kämpfenden Schauspielerinnen nützen sollte".

Es ist kein Grund vorhanden, diese Versicherung zu bezweifeln. Aber auch wenn es sich hier nicht um ein Tagebuch handelte, sondern um einen Roman, so würde er doch die oben geforderte Beachtung verdienen, weil er in aller gegenständlichen Schilderung der Zustände unbedingt wahr ist. Das persönliche Schicksal dieser einzelnen Schauspielerin ist vollständig gleichgültig gegenüber der Tatsache, daß hier die „Nöte, Qualen und Enttäuschungen, die eine Bühnenkünstlerin erleben muß, schleierlos bekanntgegeben werden". Das „schleierlos" deutet schon an, daß das Buch nicht eben eine Lektüre für Kinder ist. Jenen jungen Mädchen aber, die zur Bühne drängen oder die sonst vom Theaterkoller befallen sind, gebe man es ruhig in die Hände. Die Verfasserin ist eine sehr temperamentvolle Frau und liebt starke Ausdrücke. Aber im allgemeinen sind Schauspielermemoiren so selbstgefällig und voll kleinlicher Eitelkeit, lediglich darauf bedacht, die eigene Person und ihre Erfolge ins glänzendste Licht zu stellen, daß dieses auch wieder etwas schauspielerhafte Hinausschreien der inneren und äußeren Nöte ein gesundes Gegengewicht darstellt. Im übrigen verfügt die Schreiberin über eine Bildung, wie sie nur in Ausnahmefällen der Schauspielerin eignet, und sie hat überdies durch Erziehung und Herkommen eine Widerstandskraft ins Leben mitbekommen, die ihren nachherigen Zusammenbruch um so tragischer für den ganzen Stand erscheinen läßt. Denn wieviel schlimmer muß es um den Durchschnitt bestellt sein, wenn sich selbst die Ausnahmen nicht halten können?!

Das Tagebuch erstreckt sich über sechs Jahre, vom September 1896 bis zum März 1902, wobei, wie schon betont, die Verfasserin eine Zurückdatierung vorgenommen hat. Die Schreiberin entstammt einem Pfarrhause. Der plötzliche Tod des Vaters hat die Töchter in die Notwendigkeit versetzt, sich entweder rasch durch eine Heirat zu versorgen oder einen Brotberuf zu erwählen. Die jüngere Tochter wählt den ersten Weg und heiratet einen jungen Geistlichen.

Die ältere Schwester, stark kritisch veranlagt und recht boshaft in der Beurteilung ihrer Umgebung, besucht das Seminar, um Lehrerin zu werden. Eine leidenschaftliche Natur, gerät sie im Lehrberuf bald mit ihren Vorgesetzten in scharfen Widerstreit. Trotzdem sie im Unterricht selbst recht schöne Erfolge hat, findet sie im Berufe keine Befriedigung, weil die Töchter der besseren Kreise, die sie zu Schülerinnen hat, verbildet, unlebendig, dabei hochmütig und durchweg ohne höheres Lebensziel sind.

Von der Wohnung, die Helene mit ihrer Mutter innehat, ist die eine Hälfte an den Redakteur der ersten Zeitung am Orte abvermietet. Der treffliche, ideal gesinnte Mann sucht nach Kräften den Bildungshunger des jungen Mädchens zu nähren. Wir dürfen aus der späteren Erzählung vorwegnehmen, daß er sofort eine starke Zuneigung zu dem schönen Mädchen gefaßt hat, diese aber nicht zu erkennen gibt, weil er an der Brightschen Krankheit leidet und seinen Zustand für hoffnungslos hält. Durch ihn kommt Helene viel ins Theater und wird von der üblichen Schwärmerei für die bunte Welt der Bühne erfaßt. Selbst so schroffe Urteile wie das des ersten Schauspielers der Stadt, den sie durch den Redakteur kennen lernt, vermögen sie von ihrer Schwärmerei nicht zu heilen, trotzdem er es in folgende harte Worte kleidet: „Mein Fräulein, Sie überschätzen wie die meisten Menschen das Theater und halten es womöglich auch für eine Anstalt zu edler, hoher Kunstpflege. Drei oder vier gibt es wirklich, die das sind, die anderen sind samt und sonders ganz nüchterne Erwerbsunternehmungen, wie Warenhäuser, Mäntelfabriken, Hotels oder Bordelle, nur mit dem Unterschied, daß beim Theater grausamer mit den Angestellten gewirtschaftet wird, daß sie mehr zu tun haben, weniger Befriedigung finden und schneller verbraucht werden, als in irgendwelchen anderen Betrieben."

Inzwischen entwickeln sich die Verhältnisse in der Schule immer ungünstiger, so daß in Helene der Entschluß reift, Schauspielerin zu werden. Ihrem unerschütterlichen Willen vermag weder der Redakteur noch der befreundete Schauspieler zu widerstehen, und sobald der letztere das starke Talent der Lehrerin bejahen muß, erwacht im Schauspieler natürlich seine Berufsfreudigkeit, zumal Helene ja besser für den Beruf vorbereitet ist als die große Zahl der anderen Mädchen, die sich ihm widmen. Außer ihrer gediegenen Bildung besitzt sie ein Barvermögen von fünfzehntausend Mark, mit dessen Hilfe sie so lange sich durchhalten zu können hofft, bis es ihr gelungen ist, eine der wenigen auskömmlichen Stellungen zu gewinnen.

Es ist wichtig, einige Stellen aus den Gründen zu wiederholen, mit denen der Schauspieler, der nachher Helenes Lehrer wird, ihren Wunsch, auf die Bühne zu gehen, bekämpft: „Ich bitte schon vorher um Entschuldigung, wenn ich dabei über Dinge rede, die man sonst vor Damen nicht erwähnt. Hier geht es aber nicht anders. Die Sache ist nämlich die: Ein Mädchen, das ohne starke Begabung oder viel Geld zur Bühne geht, könnte ebensogut in ein Bordell eintreten. Beides läuft für sie so ziemlich auf dasselbe hinaus. Beim Theater ist manchmal die Form etwas graziöser, aber nicht immer. ... Es gibt mehr Talente als gute Gagen. Von allen deutschen Bühnenangehörigen haben nur zehn Prozent ein Jahreseinkommen von dreitausend Mark und mehr, also von fünfundzwanzigtausend nur zweitausendfünfhundert. Wenn Sie bedenken, daß dabei auch die Leute von der Oper sind, die überhaupt höhere Gagen beziehen als die Schauspieler, so können Sie sich ausrechnen, daß der Prozentsatz der Leute vom Schauspiel, die dreitausend Mark und mehr beziehen, noch erheblich niedriger sein muß als zehn vom Hundert. — — Es gibt keinen Beruf, der seine Anhänger so unbefriedigt läßt wie der unsere, keinen, der Arbeit, Streben, Hingabe, Ehrgeiz so kärglich belohnt, keinen, der so die Jugend mit Versprechungen belügt und das Alter mit Enttäuschungen betrügt, keinen, der gleich ihm vom ersten Tage bis zum letzten, den wir ihm widmen, erfüllt ist von Kampf, von unaufhörlichem, erbittertem, rücksichtslosem Kampf um Brot und Anerkennung, um Zufriedenheit mit sich selbst, um das Glück, das befriedigende Arbeit schafft."



Zwei Jahre nach Eröffnung des Tagebuches, im Herbst 1898, verläßt Helene den Schuldienst. Ihre Ausbildung ist bei dem trefflichen Schauspieler sehr rasch vor sich gegangen, so daß sie sich mit Empfehlungen des Redakteurs und ihres Lehrers bei den Berliner Agenten vorstellt. Hier macht sie schon die ersten üblen Erfahrungen. Der eine Agent begegnet ihr in einer Weise, daß sie voll Entsetzen aus dem Hause hinausstürmt. „Ich war zuerst ganz verzweifelt über das Erlebnis. Daß so etwas überhaupt möglich ist! Der Mensch kennt mich zehn Minuten lang und erfrecht sich, mir gewissermaßen einen schmutzigen Antrag zu machen. Wofür hält mich denn der Kerl, und was für ein verlumptes Subjekt muß er sein, daß er sich einem anständigen Mädchen in der ersten Viertelstunde der Bekanntschaft so sittenlos zu nähern wagt?!" Als sie ihrem Lehrer das Erlebnis mitteilt, und ihm sagt, daß sie sich den Angriff des alten Wüstlings nicht gefallen lassen wolle, antwortet er: „Was wollen Sie denn machen? Einen Zeugen haben Sie nicht. So schlau sind die Kerle schon, die Zeugenschaft auszuschließen. Und überhaupt! Wenn Sie dem Manne zu Leibe gehen, schaffen Sie sich einen Feind, der Ihnen viel schaden kann. Er kann Ihnen in Ihrer Karriere viel Unbequemlichkeiten bereiten, kann Sie bei den Direktoren verkleinern, kann ihnen sagen, Sie wären häßlich oder talentlos, und man wird ihm mehr glauben als Ihnen. Er kann Ihnen Engagements hintertreiben, indem er billigere und angeblich bessere Kräfte empfiehlt. Ich habe solche Fälle erlebt. Darum lassen Sie den Mann ungeschoren und betrachten Sie sich einmal den Fall von seinem Standpunkte aus. Viele Schauspielerinnen haben ihm sicher seine Wünsche gern erfüllt in der Erwartung, daß er für sie arbeiten werde, und so glaubt er, überall mit Erfolg anklopfen zu dürfen. Das nächste Mal seien Sie gescheiter. Kommt wieder einer und will was, so lächeln Sie ihn verführerisch und verheißungsvoll an und sagen Sie ihm: Erst den Vertrag, und zwar mit gestrichener Kündigung, dann den Lohn! Den brauchen Sie ihm ja nachher nicht zu bezahlen. Beim Theater muß man schlau sein, sonst kommt man nicht vorwärts."

Da verschaffen ihr ihre Verbindungen wieder eine Förderung, auf die die Anfängerin im allgemeinen nicht rechnen kann. Durch die Fürsprache des einflußreichen Redakteurs wird sie als Volontärin am Stadttheater ihres Wohnortes angestellt mit fünfundsiebzig Mark Gage. Die letztere geht ja eigentlich über ihre Erwartungen hinaus, bald aber erfährt sie, daß von ihr doch tüchtige Arbeit verlangt wird. Aus Rücksicht auf ihre Familie wählt sie sich einen Theaternamen. Es beginnt eine Zeit leidenschaftlichster Arbeit. Ihr scharfer Blick entdeckt bald, daß die Schauspielerei im großen und ganzen mit Kunst wenig zu tun hat. Das meiste ist eben Routine und Schablone. Die angeborenen Güter einer guten Gestalt, eines guten Organs erheben ihren glücklichen Besitzer schon über den Durchschnitt. Auch sonst erfährt die Anfängerin bald allerlei Befremdendes. Die Art des Verkehrs der Bühnenleute untereinander „ist ungewöhnlich frei und leicht, und zwar, um mich fachmännisch auszudrücken, nicht nur im Dialog, sondern auch in der Geste. Und das alles ganz öffentlich, während der Proben und Aufführungen, hinter den Kulissen und auf den Gängen vor den Garderoben, im Konversationszimmer und in den Probesälen. Keiner geniert sich vor dem anderen. Das kost und schäkert, erzählt mit großem Behagen und einer Stimme, daß die weiteste Umgebung zuhören kann, die schlüpfrigsten Witze, macht sich Anträge und verabredet Stelldicheins oder Besuche beieinander und lebt zusammen ohne peinliche Anerkennung und Befolgung der sonst für die menschliche Gesellschaft gültigen Verkehrsregeln und Sittengesetze."

Wir denken daran, daß auch der erfahrene Emanuel Reicher bei einer der Berliner Protestversammlungen der Schauspieler den unsauberen Ton seiner Kollegen für manches Böse verantwortlich machte. Schlimmer noch als die männlichen wirken die weiblichen Mitglieder auf die Anfängerin: „Die Kolleginnen haben bis jetzt kaum das Notwendigste zum Dienst Gehörige mit mir gesprochen. Ihnen gelte ich als die vermögende Volontärin, die zum Theater geht, um sich ein paar Jahre in ungebundener Freiheit zu amüsieren, um billige Triumphe in leichten Rollen durch pompöse Toiletten zu feiern, der es weniger auf die Höhe



der Gage und das künstlerische Wirken als auf die Befriedigung ihrer Abenteuerlust und ihrer Eitelkeit ankommt, die aber auf jeden Fall einer begabten ärmeren Kollegin das Brot wegnimmt. Die wohlhabende Volontärin, die für eine niedrige Gage oder auch ganz umsonst spielt, ist das gehaßteste Geschöpf beim Theater, und selbst eine große darstellerische Begabung schützt sie nicht vor der Verachtung und Feindschaft der anderen, die um Brot arbeiten. Eine Sorte Volontärinnen gibt es allerdings, die die Geringschätzung der mühsam und fleißig strebenden Schauspielerinnen vollständig verdient. Das sind die Mädchen, die von irgendeinem reichen Liebhaber, häufig einem Bekannten des Direktors und Theaterhabitué, ausgehalten werden, und die zur Bühne gehen, um vor den Leuten und besonders vor der Polizei einen Beruf, eine Stellung nachweisen zu können, die aber sonst weder Fleiß noch Begabung mitbringen."

Unsere Künstlerin kommt überraschend gut vorwärts. Schon nach einigen Monaten wird ihr die Porzia übertragen. Sie gefällt bei Kritik und Publikum. Um so frostiger und fremder werden ihr die Kolleginnen. Auch greifbarere Huldigungen erhält die schöne Frau bald, die sie nur in vorsichtiger Form ablehnen darf, um sich ja aus den Verehrern keine Feinde zu schaffen. „Bei uns Schauspielern verbürgen Arbeit, Begabung, Leistung leider nicht allein den Erfolg, wir brauchen vor allem die Sympathie des Publikums für unsere Person." Die schlimmste Zunge haben natürlich jene Kolleginnen, die sich zurückgesetzt fühlen. Hier kommt es auch zu bösen Auftritten, zumal wenn sich ältere Schauspielerinnen dadurch in ihrer Existenz gefährdet glauben.

Die stattlichen Erfolge verhelfen der Künstlerin zu einem Sommerengagement von 175 ℳ und für den kommenden Winter im Schauspielhause ihrer Stadt für 250 ℳ monatlich. Mit der Anstellung für den Sommer gewinnt sie eine Vergünstigung, die nur wenigen Schauspielern zuteil wird. Die kurze Spielzeit von acht oder gar nur sechs Monaten ist der schlimmste Feind der Schauspieler, vor allen Dingen der Schauspielerinnen. Da während der Spielzeit selbst Ersparnisse nicht zu machen sind, sind sie für den Rest des Jahres dem größten Elend und seinen Folgen preisgegeben. Die Prostitution ist denn auch ganz allgemein. „Unser ganzes Ballettkorps lebt in der tollsten Sittenanarchie. Grund: miserable, auch für die Bestreitung des bescheidensten Lebensunterhaltes nicht ausreichende Gage, aber auch starker Hang zur Unzucht, der sich allerdings erst später entwickelt haben mag, nachdem die Not die Mädchen auf die schiefe Ebene geführt hatte. Unsere Stadtväter kennen die Niedrigkeit der Gagen, sie wissen als Hausvorstände, daß ein Mensch davon nicht leben kann, sie müssen sich also an ihren fünf Fingern abzählen können, daß die Balletteusen zur Prostitution genötigt werden, wenn sie nicht verhungern wollen. Trotzdem geschieht nichts, um diesen Geschöpfen zu helfen. Sofern ihnen überhaupt noch geholfen werden kann! Denn die meisten sind vollständig verdorben."

Die schamlose Unterhaltung hinter den Kulissen wird immer wieder beklagt: „Lieber Gott, das bißchen Geschlechtsverkehr ist bei uns etwas so durchaus Selbstverständliches, da niemand viel darüber schilt und schmält, und noch weniger darüber nachdenkt. Das gehört z uns wie der Rauch zum Feuer ... Entschuldigung und Erklärung für unser freies Liebesleb ist uns auch unsere selbständige Stellung, in der wir niemand Rechenschaft schuldig sind ü unsere Lebensführung. Den harten Brotkampf, den die meisten von uns führen müssen, die tausend anderen Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen, die sie begleiten, wollen sie d und wann vergessen in Stunden, die ihnen, indem sie sie der Geschlechtsliebe widmen, R und Betäubung und einen Abglanz des Liebesglückes bringen sollen. Es gibt für sie kein res Glück! Die Ehe ist nur für die ganz Großen und die ganz Kleinen unter uns, die Jahre lang an demselben Theater bleiben können. Für den ganzen schauspielerischen M stand bringt sie nur Leid und Last und Fessel und Hemmung. Unsere Leute sind zur grö Hälfte nicht reich genug, um Frau und Kinder gut ernähren und gut erziehen zu können. Frau muß mitarbeiten, und dabei wird das Haus, werden die Kinder vernachlässigt. Ur

einer glücklichen Ehe gehört Seßhaftigkeit. Wie oft aber, häufig von Jahr zu Jahr, müssen die Schauspieler ihren Wohnort verändern, wie bald auch führen Engagements an verschiedene Theater die Gatten auseinander. Da gibt es dann Trennungen für Jahre, vielleicht für immer ..."

„Übrigens haben die braven Bürgerfrauen gar nicht so sehr viel Grund, geringschätzig auf uns herabzublicken. So besonders ehrsam und tugendhaft geht es in ihren Kreisen auch nicht zu. Das kann man beim Theater sehr genau erfahren. Es ist einfach skandalös, wie viele Liebesanträge unsere Tenöre und Heldendarsteller nach großen Rollen, besonders nach solchen in Ritterstiefeln, von sogenannten anständigen Frauen und Mädchen aus dem Publikum bekommen. Zu Dutzenden laufen an den Tagen nach solchen Rollen die zarten Briefchen ein und stecken unten in der Portierloge in dem Briefkasten." Etwas später schildert die Verfasserin die wüsten Szenen, die die Frauen bei der Abschiedsfeier eines Theaterhelden aufführen. „Die Witze hätte ich hören mögen, die später bei der Abschiedsfeier über diese ehrenhaften Bürgerinnen gerissen worden sind. Wenn überhaupt die ehrsamen und tugendhaften Frauen, die unsere Kollegen mit deutlichen Angeboten ihrer zweifelhaften Reize überschütten, wüßten, welche verachtungsvolle Lustbarkeit ihre Ergüsse meistens auslösen, sie würden sich dreimal besinnen, ehe sie zu Feder und Papier greifen. Die Schauspieler wissen sehr wohl, daß sie von der Gesellschaft, die sich in bürgerlichem Selbstbetrug „die gute" nennt, mißachtet werden, und sie rächen sich dafür durch die Verhöhnung der liebebedürftigen Gesellschaftsdamen, die sich ihnen antragen, durch die geschlechtliche Benutzung vieler von den Frauen, die an Sittlichkeit und Ehrbarkeit turmhoch über den Komödiantinnen zu stehen meinen, und endlich auch noch dadurch, daß sie manchem der ehrenhaften, nobeln und sich überhebenden Herren dieser Kreise, der einen Komödianten nicht gern mit dem Rockärmel streift, ein schädelechtes Geweih aufsetzen. Auch ein Stück sozialen Ausgleichs."

Die Verfasserin fühlt selbst, daß die Freiheit, mit der sie über diese Dinge spricht, verblüffen muß. Es ist psychologisch sehr wertvoll, wie sie nachweist, daß das sittliche Feinempfinden bei der Schauspielerin natürlich untergraben wird. Man kann die Rollen, die man spielt, nicht einfach abschütteln wie ein ins Wasser geworfener Hund die Nässe. Die auf der Bühne gemimte Leidenschaftlichkeit wirkt natürlich nach. Der ganze Beruf stachelt zu einer gereizten Sinnlichkeit an. Es kommt denn auch in unserm Falle bald so, daß Helene ihren wohlwollenden Freund geradezu in ihre Arme zwingt, indem sie ihm alle Bedenken für seine Zurückhaltung raubt. Es ist das Verhältnis einer echten gegenseitigen Liebe, und das Mädchen jubelt in seinem Glück, wenn sie auch im Verkehr mit den Ihrigen scheu empfindet, daß sie nicht mehr zu den Reinen gehört.

Wir müssen bedenken, daß diese Schauspielerin von besonderem Glück begünstigt gewesen ist. Dennoch zeigt sich bei der Abrechnung nach der ersten Saison, daß sie von ihrem Vermögen zweitausendvierhundert Mark abgehoben hat, die für Toiletten draufgegangen sind. „Und was habe ich jetzt davon? Anderthalb Dutzend Kostüme und Kleider, von denen die Hälfte schon wieder unmodern ist und aufgearbeitet werden muß. Wir müssen immer nach der neuesten Mode gekleidet sein und elegant erscheinen. Dieses ewige und für uns sehr kostspielige Verlangen stellt das liebe kunstverständige Publikum und als sein Sprachrohr der Herr Direktor an uns, und seine Erfüllung läßt uns selbst und unseren Geldbeutel niemals zur Ruhe kommen. Und wehe der Künstlerin, die mit Toiletten geizt! Sie verliert die Gunst des w e i b l i c h e n Publikums sofort und muß im Direktionsbureau die Vorlesung vieler namentlicher und noch mehr namenloser Briefe über sich ergehen lassen, in denen ‚eine alte Abonnentin', ‚eine treue Besucherin', ‚eine langjährige Theaterkennerin', ‚eine fleißige Abonnentin des ersten Ranges' und ähnliches Gelichter ihre Entrüstung darüber aussprechen, daß sie für ihr teures Eintrittsgeld sich gestern bereits zum dritten Male die nunmehr vollständig unmoderne blaue Gesellschaftstoilette des Fräulein X. ansehen mußten. Und der Direktor eröffnet dem

Fräulein X., die das blaue Kleid vor zehn Tagen erst vom Schneider bekommen hat, es tue ihm sehr leid, daß die Leute den Lumpen nicht mehr sehen möchten, da aber sein Theater von dem Wohlwollen des Publikums abhänge, müsse er das Fräulein X. ersuchen, etwas weniger sparsam in der Toilettenbeschaffung zu sein. Wenn dann Fräulein X. erklärt, ein größerer Luxus übersteige ihre Mittel, will sagen ihre Gage, so zuckt der ehrenwerte Herr Direktor die Achseln und meint, das sei nicht seine Sache. Wenn aber Fräulein X. dem Publikum nicht mehr genüge, so müsse er ihre Rollen künftig dem Fräulein Y. geben, deren Gage kleiner sei, und die es trotzdem verstehe, abwechslungsreich, modern und elegant zu erscheinen. Und was muß Fräulein X. danach tun, wenn sie nicht kaltgestellt und an dem Ende ihrer Karriere und dem Anfang des Hungerleidens angekommen sein will? Sie muß beginnen, was Fräulein Y. schon lange tat, das heißt, sie muß sich einen wohlhabenden Kavalier suchen, den nach ihrem Körper gelüstet, und der ihr zum Lohn für die Stillung des Gelüstes die Schneiderrechnung bezahlt. Wir Schauspielerinnen brauchen nicht nur schöne Kleider, an unserem Anzug muß jedes Stück vom Schuhabsatz bis zur Haarnadel so elegant, modern, gediegen, verlockend und eigenartig beschaffen sein, daß wir es auf der Bühne ausstellen können. Besonders in dieser Zeit, in der die geistig armen Autoren ihre Schmarren durch Auskleideszenen aufzuputzen belieben, müssen wir vom untersten Unterzeug an verführerisch und luxuriös erscheinen."

Man mag sich wundern, daß ein so kluges und klar sehendes Mädchen trotzdem bei der Bühne bleibt. Aber da wirkt der Zauber. „Man sagt, wer einmal Haschisch genossen habe, müsse es immer wieder haben. So ist es auch mit dem Theater. Wer seine tausend geheimnisvollen Zauber und Reize, seine Aufregungen, Belohnungen und Enttäuschungen, das Licht der Bühne, das Raunen der Zuschauermenge, die Spannung aller Mitwirkenden vor der Vorstellung, den Beifall des Publikums, den Kampf um Geltung und um Brot, die Tugenden und Laster der Künstler, das ganze hundertfarbige, mühsame, faule, anspornende, aufreibende, ernüchternde, berauschende, brutale, liebenswürdige, rastlose, immer Neues verlangende und erzeugende, im Schlamm hinwatende, auf sonnigen Höhen schwebende, tief schürfende, oberflächlich gaukelnde, von Feindschaft, Neid, Ränken, Verführung, Not, Rechtlosigkeit, Glanz, Anbetung, Liebe, Glück, Gold und Ruhm umlagerte Schauspielerleben als Zugehöriger kennen gelernt hat, der mag ihm nicht mehr entsagen."

Als die verhängnisvollste Wirkung erscheint, daß alle ethischen Empfindungen durch dieses Leben herabgewertet werden. Es erfolgt überhaupt eine Abstumpfung des moralischen Empfindens. Der Beruf macht jeden einzelnen langsam mürbe. Gerade wenn eine Künstlerin ihr Ziel und den großen Erfolg im Auge behält, erscheinen ihr schließlich alle Opfer klein, auch die ihres Leibes. Aber die Stunden tiefer Schmerzen und der Einsicht, daß selbst das große Ziel vielleicht keinen Wert hat, fehlen nicht. In den Tagen des Aufenthaltes bei ihrer verheirateten Schwester, in den kleinen Verhältnissen dieses ländlichen Pfarrhauses schreibt sie in ihr Buch: „Wenn ich hier eine Aufgabe zu erfüllen hätte, einen Garten anzubauen, ein Feld zu bestellen, einen Wald zu pflegen, möchte ich wohl immer hier leben." Und im nächsten Winter, wo sie an einem ziemlich bedeutenden Theater eine erste Stellung gewinnt und sieht, wie ihr Kapital vor den Toilettenanforderungen immer mehr dahinschwindet, so daß sie geradezu durch ihre Erfolge, um derentwillen ihr immer neue Rollen übertragen werden, dem Bankerott entgegengeht, finden wir folgende Stelle: „Danach bin ich also selbst schuld, wenn ich mir in ein paar Monaten die letzten Groschen von der Bank holen muß. Und was dann? Aber nein, nein! Es muß einen Ausweg geben. Das gute Engagement mit der zureichenden Gage muß kommen, ehe meine Mittel aufgebraucht sind. Ich kann und leiste viel, ich finde so viel uneingeschränkte Anerkennung, also muß es bald vorwärts gehen. Wozu besteht denn überhaupt diese Art von Theatern, wie das unsere, das an mindestens zwanzig Abenden im Monat keine moralische Anstalt, keine Schule der Sitten ist? Wenn es heute verschwände, würde das Kulturleben dieser Stadt nicht nur nichts verlieren, es würde sogar gewinnen. Also muß es wohl da

sein, um dem Direktor ein recht mühelos erworbenes stattliches Einkommen zu verschaffen, um den faulen, dummen, satten Bürgerweibern im Parkett die neuesten Moden an lebendigen Figuren vorzuführen, um genußfrohen Kavalieren einen bequem zu prüfenden Fleischmarkt zu bieten. Weiter kann ich keinen Grund für sein Bestehen entdecken. Warum geben die Behörden so viel Theaterkonzessionen aus, da sie doch ganz genau wissen, daß so ziemlich jedes neu eröffnete Privattheater bei den geringen Mitteln, die es für Gagen aufwendet, eine Stätte verschleierter Prostitution, grausamen Seelenelends, bitterster Leibesnot ist?!"

Die Wirklichkeit zwingt die junge Künstlerin, viele Ideale zu begraben. So drängt sich ihr auch die Frage auf: „Was mag die Leute, die neben mir arbeiten, zum Theater geführt haben? Wenn ich sie selbst fragte, würden sie mir alle antworten: Die Liebe zur Kunst! Aber das ist Schwindel. Ich glaube, neun Zehntel der Schauspieler und Schauspielerinnen, die ich kennen gelernt habe, wissen nicht, warum sie zur Bühne gegangen sind. Bei den meisten Herren war es sicher der halb unbewußte Drang, mehr vorzustellen oder zu erscheinen, als ihnen in ihrem früheren Beruf beschieden war. Sie sahen, wie die Mimen mit Beifall bedacht, mit Lorbeer beschenkt, in der Presse genannt, von schönen Frauen verehrt wurden, wie sie elegante, bedeutende oder wenigstens eigenartige Menschen darstellten, und das alles reizte den jungen Kommis, der von seinem Chef täglich gerüffelt wurde und der eine untergeordnete Stellung in der Gesellschaft einnahm, den Sekundaner, der in ewiger Fehde mit seinen Professoren lag, den Studenten, dem die Kollegiengebäude nur von außen bekannt waren, ebenfalls Künstler zu werden, ebenfalls schöne Frauen zu bezaubern, Beifall und Lorbeeren einzuheimsen, in drei Stunden am Tage ein eleganter, bedeutender oder eigenartiger Mann zu sein ... Die Beweggründe, die meine Kolleginnen auf die Bühne geführt haben, sind leicht zu erkennen. Das Verlangen, der Kunst zu dienen, haben verschwindend wenige empfunden. Die meisten waren, als sie sich entschlossen, Schauspielerin zu werden, zu jung und geistig zu unvollkommen entwickelt, um den Begriff und das Wesen der Kunst zu verstehen, um ihre Forderungen und Aufgaben zu erkennen, um die eigene Begabung für sie richtig zu beurteilen. Sie trieb wie die jungen Männer das Verlangen, mehr zu bedeuten und zu erscheinen, als ihr Leben und ihre Gesellschaft ihnen bisher ermöglichte. Sie wollten gefeiert, begehrt werden, in schönen Kleidern feine Damen, poetische zarte Wesen, glücklich und unglücklich geliebte oder liebende Frauen, gefühlsgewaltige Heldinnen darstellen. Die Lust an dem ungebundenen Leben, das wir führen, an den hundert Abenteuern, die wir erleben können, wenn wir wollen, war wohl nur bei einigen der Antrieb. Die meisten lernten das alles erst kennen, nachdem sie Schauspielerinnen geworden waren. Die Herren Kollegen lassen es sich eifrigst angelegen sein, ein junges, halbwegs unschuldiges Mädel, das zu uns kommt, möglichst schnell in alle Methoden des praktischen Minnedienstes einzuweihen. Wer sich dagegen sträubt, wird angefeindet."

Übrigens sind ältere Schauspielerinnen oft noch viel schlimmere Verführer der jüngeren, als ihre männlichen Kollegen. Die Lebensregeln, die hier die „komische Alte" ihren jüngeren Genossinnen gibt, würden in Lucians „Hetärenbriefen" durchaus am Platze sein (Seite 227 ff.). Danach kann man es begreifen, wenn unsere aus guter Familie stammende Schauspielerin über die soziale Hebung des Schauspielerstandes recht skeptisch denkt. „Ich finde, die meisten Leute, die ich bisher kennen lernte, wurden schon beträchtlich sozial gehoben, als sie in die Gemeinschaft der Bühnenkünstler aufgenommen wurden. Was wollen sie also noch mehr?"

Wir erleben nun, wie die Künstlerin Schritt für Schritt durch innere Stimmungen, äußere Verhältnisse und den ganzen Zwang der Lage getrieben, zu der Stunde kommt, in der sie in ihr Tagebuch die harten Worte hinschreibt, die Valentin zu seiner Schwester spricht: „Ich sag' dir's im Vertrauen nur: Du bist nun doch einmal eine Hur', so sei's auch eben recht." „Die Not allein hat mich nicht besiegt, so hart sie mich auch in den letzten Monaten bedrängte.

Oft habe ich mich abends hungrig niedergelegt, in zahllosen Stunden habe ich mühsam bei der Nadelarbeit gesessen, um die umarbeitende Schneiderin zu ersparen. Mittagbrot habe ich in den letzten Wochen nur noch für ein paar Pfennige gegessen unter dem Vorgeben, ich neige zum Starkwerden. Und wurde doch immer magerer. Und noch manche andere Entbehrung habe ich ertragen, zwecklos und nutzlos, denn die paar Groschen, die ich mir von des Leibes Nahrung absparte, haben den Zusammenbruch nicht um eine Woche aufgehalten. Die Eitelkeit war Bundesgenossin der Not, und die ehrgeizige Sucht, in die Höhe zu kommen, der Ersten eine zu werden, Tausende zu verdienen. Sie hielt mich ab, das Theater zu verlassen, sie log mir vor, die Schande sei geadelt, die im Dienste der Kunst begangen werde, sie falle von mir ab, wenn ich das Höchste erreicht hätte. Und ich glaubte der Lüge und ging in die Schande. Aber, du sollst es mir bezahlen, Kunst, du sollst! ... Wozu noch viel daran denken, darüber nachdenken? Es ist geschehen, und ich muß mit der selbstgewollten Tatsache fertig werden zu suchen, bis ... bis einmal — daran klammere ich mich in meinem Gewissen — der Ruhm die Schande verhüllt, das Gewinnen des höchsten Zieles die Mittel entschuldigt, durch die es erreicht wurde. Bis dahin bin ich vor mir selbst eine leidlich gut Komödie spielende Dirne, und alle Beschönigungsversuche, wie: ich sei die Geliebte nur eines Mannes, die Not habe mich dazu getrieben, meine Arbeit verlange den Sexualbetrieb als Stimulanz des Temperaments, das freie, nur sich selbst verantwortliche Weib dürfe alles tun, was es vor sich vertreten könne, nehmen nichts davon hinweg."

Das nächste Jahr bringt ihr die Berufung an ein erstklassiges Stadttheater. Allerdings reichen auch da die Gagenbezüge noch nicht aus, so daß sie nun schon in kalter Rechnung abzählen kann, wann die Stunde kommt, wo sie sich wieder „Nachhilfe" suchen muß. Im Direktor dieser Bühne lernt sie nun den berüchtigtsten Typus des Theaterpaschas kennen, der zu jener Sorte gehört, „die ihr allerheiligstes Privatbureau durch dicke Polstertüren von der Akustik der Umgebung abschließt". Die Varianten, die unsere Künstlerin von diesen Direktoren erzählt, sind recht eigenartig. Da ist der Direktor, der mit seinen jungen Schauspielerinnen immer jene Rollen, die viel Leidenschaft verlangen, privatim noch einmal durchstudieren muß. Dann der andere, der für jede Saison seine anerkannte Favoritin erkürt. Endlich dieser dritte, der sein Theater einfach als Harem betrachtet. „Mit dem Ekel beschlich mich das tödliche Bewußtsein der Machtlosigkeit. Was helfen mir in meiner Abhängigkeit, Armut und Einsamkeit Rachsucht und Gewalt? Was kann ich gegen ihn unternehmen, der nicht nur der Gewährer meiner Nahrung, sondern vielmehr noch der Herr über meine künstlerische Zukunft ist? Es gibt in der ganzen Welt keinen Menschen, kein Amt, keine Behörde, die mir gegen ihn Beistand leisten und Recht erstreiten können. Mag er auch dafür bekannt sein, daß er jeder seiner Damen schändliche und kränkende Zumutungen stellt, so scheinen sich doch alle zur Rüge berufenen Leute dieser Stadt zu scheuen, den Schaden aufzudecken, die Schmach zu enthüllen, die Schuld zu brandmarken. Wie hätte er sonst dieses Treiben, das Dutzende von Künstlerinnen gequält, befleckt und vergewaltigt hat, durch alle die Jahre fortsetzen können? Die Verwaltung der Stadt muß um das Paschatreiben dieses Theaterdirektors wissen, so gut alle Welt hier und die ganze deutsche Theaterwelt darum weiß. Und sie tut nichts, um den angefaulten Repräsentanten ihres vornehmsten Kunstinstitutes zu maßregeln, der dieses vor der ganzen deutschen Kunstwelt zu seinem Privatbordell erniedrigt. Diese Stadtverwaltung ist die Mitschuldige an der Schmach und der Qual der Künstlerinnen, die um ihrer Nahrung und ihrer Zukunft willen das ekelhafte Lustbett dieses Wüstlings schmücken mußten. Eine Entschuldigung haben sie dabei allerdings: es gibt im Deutschen Reiche noch mehr Stadtverwaltungen, die das gleiche Lotterleben ihrer Theaterdirektoren jahrein, jahraus mit ansehen, ohne dagegen auch nur einen Finger zu rühren, wenn der betreffende Bühnenleiter dem Stadtsäckel nur keine Zuschüsse abverlangt oder Defizits verursacht. Ich weiß nicht, wer hier ehrloser handelt, die Stadtväter oder die Theaterdirektoren. Ich glaube die ersteren."

Die Künstlerin muß nachher die Bestrafung dafür erdulden, daß sie den Willen des Theatergewaltigen nicht erfüllte. Sie erhält nur kleine Rollen. Wie dann die von früher her datierende Bekanntschaft mit einem höheren Offizier, der für sie eintritt, dieser Lage ein Ende macht, wie derselbe Mann sie schließlich aus dem ganzen Theatertreiben herausführt, das ist persönliches Erlebnis der Erzählerin und hat keine tiefere Geltung. Typisch dagegen ist es wohl, daß sie, die mit den fliegenden Fahnen des Kunstenthusiasmus in ihren Beruf eingezogen ist, nach wenigen Jahren glücklich ist, auf gerettetem Kahn in ein halbwegs gesichertes bürgerliches Verhältnis einlaufen zu können. — — —

Es sind sehr zwiespältige Gefühle, mit denen man dieses Buch aus der Hand legt. Es bäumt sich in uns alles auf, diese Schilderungen als eine allgemein gültige Darstellung des Lebens eines ganzen Standes anzunehmen. Und doch! Und doch! Wenn man sich nüchtern die ganzen Verhältnisse vergegenwärtigt; wenn man aus den ruhmrednerischen Memoiren anderer Bühnengrößen das herausnimmt, was zwischen den Zeilen zu lesen ist; wenn man sich an das erinnert, was einige wenige Prozesse ans Licht gebracht haben; wenn man nur den zehnten Teil von dem glaubt, was in den Kreisen der Theaterhabitués alltäglicher Gesprächsstoff ist, so muß man sich einfach zu diesem Glauben bekennen.

Was soll nun geschehen? Denn daß diese Zustände nicht bleiben dürfen, ist einfach volkliches und menschliches Anstandsgebot. Gewiß wird die Lebensführung der Schauspielerin immer eine andere sein, als die der in bürgerlichen Bahnen sich bewegenden Frau. Aber das soll wenigstens von ihrer freien Willensverfügung abhängen, so wie beim anderen Menschen. Es darf nicht ein Zustand bestehen, der die Angehörigen dieses Standes einfach zur Schande zwingt. Die Toilettenfrage ist gewiß nicht die einzige Ursache des moralischen Zusammenbruches der Mehrzahl der Schauspielerinnen. Aber sicher ist sie eine der wichtigsten. Und hier ist die Besserung jedenfalls möglich. Freilich liegt sie nicht lediglich bei den Theaterdirektoren. Mit der Forderung, daß die Kostüme von der Bühne gestellt werden, ist nichts erreicht. Diese Forderung ist auch ganz undurchführbar, solange ein großer Teil des Publikums ein solches Schwergewicht auf die Toiletten der Künstlerinnen legt. Die Erziehung des Theaterpublikums ist also die eigentliche Lösung. Eine Umkehr von der ganzen heutigen Betriebsart ist notwendig. Die Ausstattung muß die Übermacht verlieren, die sie heute hat.

Das ist leicht gesagt, aber nur ein blinder Schwärmer kann an die leichte Verwirklichung dieser Forderung glauben. Freilich, dessen bin ich sicher: es gibt bei uns in Deutschland Millionen von Menschen, die fähig sind und deren höchster Wunsch es wäre, im Theater Kunstwerken der Dichter zu lauschen, in denen das Drumherum gleichgültig ist. Aber unser Theaterbetrieb hat eine Ausdehnung gewonnen, daß er von diesen wirklichen Kunstfreunden nicht erhalten werden kann. Eine Einschränkung der Zahl der Theater wäre sicher ein großer Segen. Wenn auch zunächst dadurch die Zahl der brotlosen Schauspieler ins Ungemessene gesteigert würde, für die Zukunft wäre viel gewonnen. Die Überführung des Betriebes an öffentliche Mächte, Staat und Gemeinde, müßte in hohem Maße zu erreichen sein. Dann würden sich auch leicht eine größere Zahl von kleineren Orten, die jetzt alle ihr eigenes Theater besitzen, zusammenschließen können zu einem gemeinsamen Theaterbetrieb. Aber das alles sind, das sehe ich wohl ein, Forderungen, die kaum ihre Erfüllung finden werden, weil auch so vieles gegen sie spricht.

So wird man denn — die Tatsache ist niederschmetternd, aber wahr — zunächst wohl nur Flickarbeit verrichten können. Man wird die Macht der Direktoren einschränken. der Rechtlosigkeit des Schauspielers steuern. Man wird eine Art von Standeskammern einrichten können, an die sich der Schauspieler auch in diesen Fragen moralischer Not wenden kann. Das Wichtigste ist, daß jeder Theaterfreund sich selber erziehe, auf daß er nicht durch die eigene Äußerlichkeit diese schlimmen Folgen für seine Nebenmenschen herbeiführe. Daß der weibliche Teil der

Theaterbesucher in dieser Hinsicht mehr sündigt als der männliche, geht aus diesen Erinnerungen einer Schauspielerin deutlich hervor. In den Händen der Frauen sähe ich denn auch gern dieses Buch, dem hoffentlich das Schicksal erspart bleibt, zu einer Sensation gemacht zu werden. R. St.

Auto-Auswüchse

Die Eisenbahn war nicht nur ein technischer und wirtschaftlicher, sondern auch ein sozialer Fortschritt, da sie das Reisen demokratisierte. Mit Post und Wagen konnten nur wohlhabende Leute reisen. Heute reist sozusagen jedermann. In Deutschland entfallen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 540 km Eisenbahnfahrten mit einer Ausgabe von rund 12 ℳ.

Anders das Automobil. In der Schnelligkeit hat es keinen Fortschritt gebracht und noch weniger die Beförderung verbilligt. Vielmehr ist es im wesentlichen ein Verkehrsmittel der Wohlhabenden und Reichen geworden und wirkt sozial rückschrittlich. Diese Wirkung wird noch verschärft durch die ihm eigenen Unannehmlichkeiten, Schäden und Gefahren. Stinkwagen wird es genannt, weil es die Luft verpestet. Schädlich sind die Staubwolken, die es aufwirbelt. Gemeingefährlich ist die Schnelligkeit, die es entwickeln kann und vielfach auf offenen Straßen zeigt — bis zu 100 km stündlich trotz aller polizeilichen Vorschriften.

In den Straßen Berlins durfte bis 1848 nicht geraucht werden! Heute werden sie verpestet durch die Automobile. Es ist den Kraftwagenführern in Berlin streng verboten, die schädlichen Gase auspuffen zu lassen. Dieses Verbot wird unter den Augen der Schutzleute fortgesetzt übertreten, oft derart, wie der Abgeordnete Strosser am 27. April im preußischen Abgeordnetenhause feststellte, daß die Benzindämpfe die ganze Straße bedecken. Nach Strossers Vorschlag sollten in Berlin die Benzindroschken ganz verboten und nur elektrische Droschken zugelassen werden.

Nicht minder schädlich für Stadt und Land ist die lästigste Begleiterscheinung des Automobilverkehrs, das Aufwirbeln endloser Staubwolken. Auch dagegen geschieht fast nichts, obwohl sich die Gegenwart ihrer vorgeschrittenen und erfolgreichen öffentlichen Gesundheitspflege rühmt. Vielleicht ist einmal Abhilfe zu hoffen, wenn die Landwirte sich erheben und gegen die Verstaubung ihrer Feldfrüchte Verwahrung einlegen, wenn die Hausbesitzer in den Hauptstraßen der Städte, in den Vororten oder in schönen Gegenden (wie an der Straße Bingen—Bonn usw.) aufstehen und die Entwertung ihrer Häuser feststellen, nachdem sich die zahlungsfähigen Mieter, die auf ungestörte Ruhe und reine Luft sehen, vollends zurückgezogen haben.

Noch bedenklicher sind die unmittelbaren Gefahren der Automobile für Leib und Leben. Auf sämtlichen vollspurigen deutschen Eisenbahnen mit einem Verkehr von 33 700 Millionen Personenkilometern wurden im Jahre 1909 mehr oder minder erheblich verletzt 3301 Personen. Dagegen nach der amtlichen Statistik für 1911 von den 40 000 Automobilen und 20 000 Krafträdern nicht weniger als 4262 Menschen. Unter den von der Eisenbahn Verletzten befanden sich 704 Reisende, 1926 Bahnbeamte und 671 andere Personen; unter den von Automobilen Verletzten dagegen 702 Insassen, 311 Führer und 3249 unbeteiligte Personen. Den Tod erlitten durch die Eisenbahn 124 Reisende, 535 Bahnbeamte und 350 andere Personen; durch Automobile 49 Insassen, 24 Fahrer und 270 unbeteiligte Personen. Sämtliche vollspurigen Eisenbahnen Deutschlands vernichteten 1909 nach der amtlichen Statistik 1009, die Automobile 1911 dagegen 343 Menschenleben.

Vergleicht man den riesigen Verkehr der Eisenbahnen, ihre 27 000 Lokomotiven und 56 000 Personenwagen, mit dem Verkehr der 60 000 Automobile, so ergibt sich, daß die Eisen-

bahnen für Reisende und Unbeteiligte nahezu gefahrlos sind, dagegen unvergleichlich gefährlicher die 40 000 Automobile (die 20 000 Kraftfahrräder haben sich fast ganz unschädlich gezeigt). Diese 40 000 Automobile führten zu 8431 Unfällen. Von je 100 Automobilen richteten demnach je 14 Unheil und Schaden an und zwar ganz überwiegend gegen unbeteiligte Personen. Von den schuldigen Führern entwischten 668 durch rasche Flucht, nur 151 wurden nachträglich ermittelt. Die noch immer hohe Zahl der Führer, die schuldbewußt davonsausten und sich der Verantwortung entzogen, zeigt den Automobilunfug in einem sehr häßlichen Licht. Zuweilen mögen dabei „schwarze" Fahrten in Frage kommen, d. h. Fahrten, die von den Führern zu eigenem Vergnügen ohne Erlaubnis der Besitzer unternommen werden. In 2338 Fällen erfolgte die Einleitung des gerichtlichen Strafverfahrens. Mit welchem Erfolge? Welche Strafen wurden verhängt? In wieviel Fällen kam es zur Entschädigung der Verletzten? Darüber gibt die Statistik keine Auskunft. In vielen Fällen kam es nur zu Verwarnungen oder geringen Polizeistrafen. Das Automobilgesetz vom 3. Mai 1909 gestattet die Entziehung der Fahrerlaubnis. Davon soll bisher nur ganz vereinzelt Gebrauch gemacht worden sein.

Schon Bismarck wunderte sich über die gerechte Schärfe der Verurteilungen in Eigentumsfragen neben der außerordentlichen Nachsicht gegen Körperverletzungen. Was würde er wohl zu der milden Beurteilung der Automobilausschreitungen gesagt haben?

In Berlin machte ein Automobil durch das übliche rücksichtslose Fahren die Straßen während der Nachtzeit unsicher, eines unter vielen. Man ergab sich in das anscheinend Unvermeidliche. Als sich aber herausstellte, daß das Automobil gestohlen war und von einer Einbrecherbande zu nächtlichen Raubzügen benützt wurde, als nicht nur die Gefährdung von Menschenleben, sondern auch die Verletzung des Eigentums in Frage kam, da erhöhte sich die Wachsamkeit der zuständigen Stellen. Das Automobil wurde mit seinen Inhabern ermittelt und unschädlich gemacht. Auch am Rhein sind Räubereien mit Hilfe von Automobilen begangen worden. Frankreich marschiert an der Spitze dieser Zivilisation. Wochen hindurch wurde die Pariser Bevölkerung durch eine Bande in Schrecken versetzt, die Raub und Mord mit Automobilen neuester Gattung betrieb, bis es endlich der Polizei gelang, sie unschädlich zu machen. Auch in Belgien und New York sind Raubzüge von Verbrechern in Automobilen begangen worden. Voraussichtlich wird das moderne Verbrechertum in Zukunft das Automobil als geeignetes Mittel für seine Zwecke noch stärker heranziehen, und dann ist vielleicht zu hoffen, da das Eigentum in Betracht kommt, daß die Behörden strengere Maßregeln ergreifen gegenüber einem technischen Verkehrsfortschritt, dessen Auswüchse in volksgesundheitlicher, sozialer und sittlicher Hinsicht ungleich größer sind als seine auf sehr enge Kreise begrenzten Vorteile.

In seiner bereits erwähnten Rede vom 27. April 1912 hat der Abgeordnete Strosser im preußischen Abgeordnetenhause einige der ärgsten Auswüchse des Automobilverkehrs, die Unzulänglichkeit der Gesetzgebung und die mangelhafte Durchführung der bestehenden Bestimmungen gekennzeichnet. Er erachtete die erlaubte Geschwindigkeit von 25 km stündlich für Berlin und andere Städte zu groß, verlangte die Einführung von Geschwindigkeitsmessern und beklagte nachdrücklich die lässige Haltung der Polizeiorgane, auch die Zaghaftigkeit der zuständigen Ministerien. Das Automobilwesen erfreut sich hoher Gönnerschaft und deshalb scheuen sich die verantwortlichen Kreise, wirksame Maßregeln gegen seine Auswüchse zu ergreifen.

Zunächst sollten dem Automobilverkehr nicht ohne weiteres alle Straßen und Wege offen stehen, sondern nur bestimmte Straßen gestattet werden. Erscheint diese Beschränkung zu weitgehend, so sind Verbote des Automobilverkehrs für schmale oder belebte Straßen in Betracht zu ziehen, nötigenfalls nach dem Vorgange Österreichs und der Schweiz für ganze Bezirke, ferner in der Nähe großer Städte oder Sommerfrischen, wo weitere Bevölkerungskreise von dem Staub und Gestank belästigt werden, für Sonn- und Feiertage. Die Fahrer

müssen eine Prüfung abgelegt haben und mindestens dreißig Jahre alt sein. Alle Automobilbesitzer haben besonderen Kassen beizutreten, aus denen die angerichteten Schäden gedeckt werden, insbesondere solcher Automobilführer, die sich nach Unfällen der Untersuchung durch rasche Flucht entziehen. Auswärtige Automobilbesitzer haben bei ihrem Eintritt in Deutschland eine angemessene Bürgschaft zu hinterlegen und einen Jahresbeitrag zu der Haftpflichtkasse zu leisten. Diese Bestimmungen müssen für das ganze Reich in Kraft treten, damit neue häßliche Erscheinungen, wie der Verruf der Automobilisten gegen das Herzogtum Gotha infolge der Einführung von Straßenabgaben, verhindert werden.

Paul Dehn



Nervenheil

„Nervenheil", die Bewahrung noch vorhandener und die Wiedergewinnung verloren gegangener Nervenkraft, verspricht Dr. Sadolin seinen geplagten Mitmenschen; er will ihnen kein Medikament, keine „stärkenden Tropfen" aufdrängen: seine Heilmethode besteht, wie in der „Frankf. Ztg." ausgeführt wird, einzig und allein in der Zuhilfenahme logischen Denkens und darin, daß er die Vernunft und den Willen die Herrschaft über die rebellischen Nerven übernehmen läßt. Wenn die Nerventätigkeit mit dem elektrischen Strom verglichen werden kann, so ist das System Dr. Sadolins auf der Lehre von dem möglichst verminderten Stromverbrauch aufgebaut. Sadolin zeigt, wie das Hauptübel, woran das 20. Jahrhundert krankt, die Neurasthenie, die Nervenschwäche, die an der Lebenskraft von mehr als der Hälfte der Bewohner der Kulturzentren zehrt, darin ihren Grund hat, daß der „Stromverbrauch" ein unnatürlich starker ist, und daß die Menschen der Gegenwart es vergessen haben, für die zeitweilige Abspannung der Nerven Sorge zu tragen. Für viele gilt die Abspannung, die Entspannung der Nerven geradezu als ein Zeichen von Schwäche; wie grundverkehrt ist das! Das einzige Mittel, dem allzu großen Kräfteverbrauch durch die übergroße Anspannung des Nervensystems vorzubeugen, ist darin zu suchen, daß man dem Gefühl der Müdigkeit so oft als nur irgend möglich nachgibt, die Nerven entspannt, statt, wie es viele tun, immer wieder neue Reize auf sich wirken zu lassen, die zu fortgesetzter Anspannung führen. Wer die Entspannung der Nerven als eine köstliche Ruhepause, wenn auch nur von kurzer Dauer, empfindet, hat noch gesunde Nerven; derjenige aber, der während der Arbeitspausen, gewissermaßen vom Selbstzerstörungstrieb ergriffen, nach neuen Mitteln zur Anspannung sucht, mag sich, wenn er gegen sich selbst wahr ist, schon zur Gruppe der Neurastheniker rechnen; er mag aber noch etwas anderes tun: schleunigst, bevor es zu spät ist, d. h. bevor er den Strom so lange abgenützt hat, daß es gar keinen Strom mehr gibt und er hoffnungslos zusammenbricht, die Kunst der Entspannung lernen! Er mag sich ruhig hinsetzen, sich zur Ruhe und Überlegung zwingen, seinen „Nervenstatus" und ein „Budget" über den künftigen Verbrauch von Nervenkraft aufstellen, damit er eine gewisse Gewähr dafür haben kann, daß die Nervenkraft ausdauert, solange er dies notwendige Betriebskapital seines Lebens noch braucht. Wer mit der Nervenkraft vernünftig wirtschaften will, der läßt die Abspannungspausen so reichlich wie nur irgend möglich eintreten. Es komme da niemand und sage: „Das mag alles gut sein; aber ich Unglückseliger habe nun gerade eine Tätigkeit, die so aufreibend und anstrengend ist, daß sie ganz und gar keine ‚Pausen' gestattet!" Wer so denkt, lügt sich selbst etwas vor. Es gehört aber für viele eine nicht geringe Willenskraft dazu, sich zur Entspannung der Nerven zu zwingen, die vom Neurastheniker im Anfang durchaus nicht als eine Annehmlichkeit empfunden wird. Man muß die Willenskraft besitzen, sich vom Lärm und vielen Licht in sich selbst zurückzuziehen, man muß schweigen lernen, und man muß „nein" sagen lernen; das ist nicht immer leicht. Viele haben z. B. gewiß gar



Studie aus Fiesole　　　　Karl Müller-Koburg

nicht einmal daran gedacht, daß die Fahrt mit der Straßenbahn nach und von dem Geschäft eine höchst willkommene Gelegenheit zu einer kleinen „Abspannung" bietet. Bitte, verehrter Herr Neurastheniker, der Sie diese Zeilen lesen, versuchen Sie von morgen früh an, die Straßenbahn- oder Vorortsbahnfahrten zu Entspannungspausen zu gestalten! Stürzen Sie sich nicht über die Zeitungen, lassen Sie nicht, in Ermangelung der Zeitung, Ihre Augen wild umherfahren, um etwas zu finden, das als „Reizmittel" wirken könnte; sitzen Sie, bitte, auch nicht steif und stramm da, die Spannung aufrechterhaltend, indem Sie einen Verdruß, einen zornigen Gedanken u. dgl. immer wieder durch Ihr ohnehin schon geplagtes Gehirn ziehen lassen. Zwingen Sie sich, an etwas Angenehmes, Friedvolles zu denken — daran bietet das Leben doch auch einen guten Teil —, gebrauchen Sie, bitte, Ihren ganzen Willen, um sich selbst gegenüber den Beweis zu erbringen, daß Sie noch nicht zu den Leuten gehören, die nur zwei Zustände kennen: den gespannten und den niedergeschlagenen! Können Sie sich ja nicht dazu bringen, an etwas Angenehmes zu denken, dann zwingen Sie sich wenigstens dazu, im Straßenbahnwagen einfach Stumpfsinn zu brüten! Auch das will gelernt sein; aber es ist gesund! Das ist einer der wichtigsten Ratschläge des Doktors Sadolin; ich habe ihn selbst geprüft und kann ihn nicht warm genug empfehlen; ich habe es wirklich nach mehrwöchiger Übung so weit gebracht, daß ich im Straßenbahnwagen an angenehme Erlebnisse zurückdenken kann.

Weiter: lernen Sie „nein" sagen! „Viele der Vorschläge und Aufforderungen, mit denen unsere Mitmenschen in ihrer Selbstsucht und Gedankenlosigkeit kommen, sind", so lehrt Dr. Sadolin, „nicht ein ‚Ja' wert. Das Nein hat sein Recht ebensogut wie das Ja; aber das abweisende Nein ist schwerer zu sagen als das gern gehörte Ja; es gehört deshalb etwas Übung dazu, um es sagen zu können. Und man muß sich darin üben, das Unnütze, Zwecklose, das Unzeitige von sich zu schieben. Tut man es aber, spart man viel Arbeit und Nervenkraft!"

Einer der wertvollsten Ratschläge Sadolins geht dahin, daß man im Interesse seiner Nerven den Mut haben soll, einem guten Teil der unnützen, aber aufreibenden Geselligkeit fernzubleiben. Die meisten denken gar nicht daran, in welchem hohen Grade das Gehirn durch eine 4—5stündige Konversation erschöpft wird! Die Konversation, „die Idee der Geselligkeit in ihrer Reinzucht, diese Kaffeemühle, die nicht stillestehen, die aber auch keine ehrliche Bohne mahlen kann", ist Gift für die Nerven! Eine mühselige Vergeudung der Nervenkraft, wobei diese nicht nur zwecklos heraussickert, sondern geradezu in den leeren Raum hineingepumpt wird, das ist nach Dr. Sadolins Ansicht diejenige Verkehrsform zwischen Menschen, die wir Geselligkeit nennen. „Man legt ein Stück seiner Zukunft und seiner Freiheit mit Beschlag, man zieht ihr von vornherein eine Zwangsjacke an; — vielleicht ist man an dem betreffenden Tage unpäßlich; es hilft nichts; man nimmt ein großes Pulver und geht in Gesellschaft. Nachts schläft man schlecht; der nächste Tag geht verloren; Ausbeute = Null! Nichts ist aufreibender als die „Konversation", die man am besten daran erkennt, daß das Thema verlassen wird, sobald es anfängt, wirkliches Interesse zu erwecken. Die Konversation wird nur mit dem Tonfall des Interessiertseins bekleidet, sie ist der Gischt der falschen Wellen der Geselligkeit. Dem Tischgenossen, dem man am Abend den Honig seiner Liebenswürdigkeit bietet, wird man am nächsten Tage nicht einen Finger zur Hilfe reichen, falls er deren bedarf; nichts zehrt mehr an den Nerven als diese Imitation des Lebens, ohne daß dabei wirklich gelebt wird!" Scheuen Sie Geselligkeit und werden Sie schweigsam! Das ist einer der Hauptpfeiler des Systems Sadolins. Sprechen heißt Nervenkraft ausgeben; derjenige, dessen Nervenkraft erschöpft zu werden droht, werde schweigsam! Er tauche so oft wie möglich hinab in die Meeresstille des Schweigens; dort ist der Jungborn für müde Nerven!



Der Sieg des Familienbetriebs im wirtschaftlichen Wettkampf

In den „Sozialistischen Monatsheften" veröffentlicht Dr. Artur Schulz eine interessante Studie über das wachsende Vordringen des landwirtschaftlichen Familienbetriebs und des Kleingrundbesitzes in Ostelbien. Er sucht den Beweis dafür zu erbringen, daß der landwirtschaftliche Familienbetrieb den Großgrundbesitz unaufhaltsam aufzehrt. Die Studie des Dr. Schulz verfolgt natürlich den Endzweck, aus den Ergebnissen der Untersuchung die Nutzanwendung für die Sozialdemokratie zu ziehen, vor allem die Parteigenossen vor der Forcierung eines extremen Freihandelsstandpunktes zu warnen. So richtet sich die Tendenz des Aufsatzes gegen den Agrarmarxismus und stellt fest, daß der große Umschwung und Wendepunkt, den die deutsche und überhaupt die westeuropäische Landwirtschaft vor 30 Jahren erlebte, bei einem Teil der sozialdemokratischen Politiker und Theoretiker keine genügende Beachtung gefunden haben.

Aber mehr als die Tendenz interessieren die tatsächlichen Angaben des Aufsatzes, der sich auf statistisches Material, eigene Beobachtungen, dann aber auch auf die von Regierungsseite angestrebten Untersuchungen stützt. Danach nehmen in den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien sowie den beiden Mecklenburg die bäuerlichen Kleinbetriebe von Zählung zu Zählung an Fläche zu, und zwar ausnahmslos und ohne Rückschlag. Von 1882 bis 1907 gewinnen sie insgesamt 1 315 411 Hektar. Dem steht ein Flächenverlust der Großbetriebe (über 500 Hektar) von 716 215 Hektar gegenüber. Im wirtschaftlichen Wettkampf siegten und vermehrten sich überall die Betriebe, die nicht so klein waren, daß sie gezwungen wurden, Arbeitskräfte an andere herzugeben, und andrerseits nicht so groß waren, um familienfremde Lohnarbeiter dauernd hinzuziehen zu müssen.

Welche Ursachen liegen nun dieser Entwickelung der Dinge zugrunde? So tiefgehende Wandlungen in der sozialen Struktur des Dorfes wären natürlich nicht möglich, wenn nicht die Produktionsleistungen der Kleinbauernwirtschaften trotz der zerstreuten Lage der allmählich zusammengekauften und -gepachteten Parzellen recht gute wären. Mehr als der immerhin nicht unerhebliche Verkauf von Feldfrüchten, besonders von Roggen, bildet auch in dem märkischen Dorf die Viehhaltung das Rückgrat der Betriebe; und zwar vor allem die Milchwirtschaft, die 25 bis 52 % des gesamten Barerlöses einbringt. Allein der Sieg der Familienbetriebe über den Großgrundbesitz beruht weniger auf ihren Produktionsleistungen als auf der Arbeitsverfassung. „Während der Großbauer mit Dienstboten arbeiten muß und besonders Mägde zum Melken und Schweinefüttern kaum mehr auftreiben kann, ist in den Büdnereien die bewirtschaftete Fläche der Familiengröße möglichst derart angepaßt, daß der Besitzer und seine Ehefrau, in jüngeren Jahren mit den auf dem Hof verbliebenen Eltern, bei zunehmendem Alter mit dem erwachsenen Kinde, das den Hof übernehmen soll, die Wirtschaft besorgen können." Ist der Auflösungsprozeß der auf Gesinde angewiesenen Großbauernwirtschaften weniger auf schlechtere Produktionsleistungen und mehr auf die gerade für sie besonders ungünstig gewordenen Arbeiterverhältnisse zurückzuführen, so ist umgekehrt an dem rapiden Auseinanderfallen der hinterpommerschen Latifundien zwar auch der Landarbeitermangel, der nicht wenige ihrer Instkaten leerstehen läßt, ursächlich beteiligt, mehr aber ihre geringe Leistungsfähigkeit in den heute durch die Konjunktur begünstigten Betriebszweigen. Die Rittergüter im Kösliner Regierungsbezirk sind z. B. meistens viel zu groß, um mit der in der Gegenwart erforderlichen Intensität bewirtschaftet werden zu können. Am verhängnisvollsten wird ihnen ihre gewohnheitsmäßig geringe und aus betriebstechnischen Gründen auch nur beschränkt vermehrbare Milchvieh- und Schweinehaltung. Wie ganz anders stehen die Bauern von etwa 25 bis 80 Morgen da! Sie können ihre Viehhaltung bis zur Futterbeschaffungsgrenze vergrößern, weil ihre Frauen, Mütter



oder Töchter der sorgsamen Wartung und Fütterung der Schweine und Rinder und des den Mägden so lästigen Melkens der Kühe nicht müde und überdrüssig werden. — Aus diesen und ähnlichen Beobachtungen gewinnt der Verfasser den Eindruck, daß das Problem, das deutsche Volk reichlich und zu mäßigen Preisen mit Fleisch, Milch und Butter zu versorgen, unschwer gelöst werden kann, wenn neben rascherer Urbarmachung und Besiedelung der Moore und Heiden die Umwandlung von Rittergütern in Bauerndörfer entsprechend beschleunigt wird.

„Es ist ja auch nur zu erklärlich, wenn der Großbauer es satt bekommt, Gesindevermittlerinnen vergeblich ein Goldstück nach dem andern in die Hände zu drücken, damit sie ihm zu Martini Knechte und Mägde besorgen, die bei Beginn der eigentlichen Arbeitszeit wieder fortgehen, um sich als Tagelöhner oder als Wanderarbeiter höheren Verdienst oder doch ein weniger gebundenes Leben zu verschaffen. Im Ärger hierüber erliegt er dem verlockenden Zureden des Güterzertrümmerers, der ihm für sein Grundstück einen hohen Preis bietet und dennoch sicher sein kann, bei der Aufteilung an die klein- und mittelbäuerlichen Anlieger noch gehörig zu verdienen. Der Großgrundbesitzer sieht ein, daß ihm Geldmittel und Menschen fehlen, um sein Gut intensiv und damit erst rentabel bewirtschaften zu können. Er entschließt sich daher, es entweder selbst mit Hilfe der Generalkommission und des zuständigen Spezialkommissars aufzuteilen, oder es an eine der großen gewerbsmäßigen oder gemeinnützigen Landgesellschaften zu verkaufen, die in Bauernsöhnen der Umgegend, Handwerkern aus den benachbarten ackerbautreibenden Kleinstädten, bisher grundbesitzlosen Gutsleuten und deutsch-russischen Rückwanderern rasch und leicht Käufer finden."

Daneben aber spielen noch treibende Kräfte anderer Art. Oft gibt den Anstoß zur Entstehung bäuerlicher Familienbetriebe das Sehnen des ländlich denkenden, wenngleich in der Stadt Verdienst suchenden Arbeiters, durch den Besitz einer genügend großen, seine Familie ernährenden und ihrer Arbeitskraft Beschäftigung bietenden Scholle aus der Lohnarbeit herauszukommen, und zwar am liebsten durch Zukauf und erst, wenn das nicht möglich ist, durch Zupachtung von Landparzellen. Auch diese von unten her zum Familiengut als der heute lebenstüchtigsten, unserer gesamten Volkswirtschaft am besten angepaßten Betriebs- und Besitzgröße hindrängende Bewegung geht ebenso spontan und elementarisch vor sich wie der von oben her ihm zusteuernde Auflösungsprozeß größerer und großer Grundbesitzeinheiten.

An einigen typischen Beispielen, auf die indessen an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann, vergegenwärtigt der Verfasser in anschaulicher Weise die Hauptzüge dieser neuesten Geschichte aller Landarbeitersiedelungen. Bemerkenswert ist übrigens, daß er im Gegensatz zu den Marxisten der staatlichen Kolonisation einen gewissen Anteil an der Bewegung einräumt, wenn er auch der Ansicht ist, daß die ganze bedeutungsvolle Entwickelung in ökonomisch-sozialer Eigengesetzlichkeit spontan vor sich geht und durch staatliche Kolonisationstätigkeit nur verstärkt, nicht aber hervorgerufen und getragen wird.



Höheres Frauentum?

Der Anspruch, ein höheres Frauentum darstellen zu wollen, als unsere Großmütter gewesen sind, oder Walter von der Vogelweide sie besang, vermag Professor Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" nicht anders als ironisch zu behandeln. Die höhere intellektuelle Bildung und die öffentliche Tätigkeit bringen allerdings ganz neue weibliche Typen hervor, aber sie sind keineswegs immer erfreulich. Die Vorstellung, daß diese neuen Typen gar etwas Höheres seien als die edle Frau der älteren Zeit, ist eine peinlich wir-

kende Überhebung. Auch ist die Gefahr nicht zu unterschätzen, daß zwar nicht die neue Bildung, aber die mit der neuen Bildung verbundene Selbständigkeit eine gewisse Laxheit in den Sittlichkeitsbegriffen nach sich ziehe. Hinter den Neuerungen im ehelichen Güterrecht steht drohend die Lockerung der Ehe, und hinter der gelockerten Ehe steht die denkbar tiefste Erniedrigung des weiblichen Geschlechts, die freie Liebe. Beispiele, die als Belege dienen könnten, haben ja schon die Öffentlichkeit beschäftigt. Von einer höher gearteten Weiblichkeit, die uns die Frauenbewegung verspreche, kann also nicht die Rede sein, wohl aber von anders gearteten Typen, als sie die Vergangenheit kannte, vielfach von schlechterer Art, und das muß eben in Kauf genommen werden. Auch in der Vergangenheit gab es Sünderinnen und neben den liebevollen, stets hilfreichen Tanten in den Familien die neidischen, boshaften, klatschsüchtigen alten Jungfern. Wie ist also die Bewegung zu leiten, damit sie möglichst viel Gutes, möglichst wenig Böses hervorbringt? Man entschuldigt das Auftreten der englischen Suffragetten mit dem Hinweis, daß sie solche Mittel ja von den Männern gelernt hätten; der Unterschied sei nur, daß sie humaner geblieben seien; die Männer hätten in ihren politischen Kämpfen die Schädel eingeschlagen, die Frauen nur die Fenster. Die Männer hätten Barrikaden gebaut, die Frauen nur geschrien. Das ist ganz richtig — aber eben darum. Politik ist Kampf, und die Macht und der Kampf ist nicht Sache der Frau; nicht in seiner roheren Gestalt, denn dazu ist die Frau zu schwach, und auch nicht in gemilderter Gestalt, denn dann ist er lächerlich. Ist etwa zu erwarten, daß durch die Beteiligung der Frau die politischen Sitten verbessert werden könnten? Im allgemeinen ist ja im Laufe der Geschichte der politische Kampf milder geworden. Nur weil die Gewalt in ihrer furchtbarsten Gestalt nicht mehr die Rolle in der Politik spielt wie in früheren Zeiten, hat überhaupt die Teilnahme des weiblichen Geschlechts an der Politik in Erwägung gezogen werden können. Der Gedanke, daß nun diese Teilnahme die politischen Sitten noch weiter abmildern könnte, wäre schön. Aber er ist zu schön für diese Welt. Wir haben ja bereits einen großen Organismus, in dem den Frauen die Gleichberechtigung mit den Männern zugestanden ist. Das ist die sozialdemokratische Partei. Ist hier etwa durch Teilnahme der Frau die Politik veredelt worden? Stadthagen ist schlimm, aber Rosa Luxemburg ist doch noch schlimmer! Welch eine verhängnisvolle Illusion, daß unsere Frauenrechtlerinnen sich einbilden, ihr Geschlecht zu heben, indem sie ihm die Arena der Politik eröffnen!



Das Ende der badischen Revolution

Erinnerungen an die badische Revolution in der Bundesfestung Rastatt 1848 veröffentlicht die „Kreuzzeitung“. Sie unterstreichen, wie das bei der Parteistellung des Blattes ja nicht anders zu erwarten ist, etwas einseitig die Schatten der Bewegung, enthalten aber sonst interessante persönliche Erlebnisse und Beobachtungen:

Die provisorische revolutionäre Regierung organisierte draußen in den Gemeinden Volkswehren und suchte durch öffentliche Ausschreibung Offiziere und Soldaten zu gewinnen. Aus aller Herren Länder strömten nun „militärische Talente“ herbei: Leute, denen die Revolution Lebenszweck war, Fanatiker, Polen, verzweifelte Existenzen, Vagabunden und Abenteurer, die nach jeder Gelegenheit griffen, wo sie hofften, im trüben fischen zu können. So entstanden verschiedene „Legionen“, eine Schweizer, eine rheinbayerische und eine polnische Legion. Oberbefehlshaber der gesamten badischen Streitkräfte wurde der Pole Mieroslawski, der revolutionäre Abenteurer und Verschwörer, der überall, wo er auftrat, sobald es schief ging, rechtzeitig seine werte Person in Sicherheit zu bringen wußte. Er paradierte theatralisch in seiner operettenhaft ausstaffierten Uniform, stets von auffallend vielen Adjutanten umgeben.

Die Rastatter Besatzung mußte nun mit Ausnahme der Festungsartillerie hinunter an die Neckarlinie gegen die Preußen. Bald kamen auch die günstigsten Meldungen vom Kriegsschauplatze, und zum Beweise dafür wurden der preußische Major v. Hindersin und ein mecklenburgischer Hauptmann als Gefangene eingebracht. Sie waren überrascht, als sie vom Kirchturme in Ladenburg aus die feindlichen Bewegungen beobachteten. Eines schönen Tages kamen aber die Hoboisten des 3. Regiments, lauter ergraute Männer, nach Rastatt zurück. Sie erzählten, daß man sie auf dem Kriegsschauplatze nicht mehr brauche, im Vertrauen teilten sie jedoch ihren Zechbrüdern mit, daß es drunten schief gehe. Sie wollten ihr Leben der Kunst erhalten und ihren geschätzten Stammtischwirten. Als ihre vertraulichen Mitteilungen aber ruchbar wurden, trieb man sie wieder gewaltsam ins Heerlager. Lange konnte jedoch der wahre Stand der Dinge nicht mehr geheim bleiben, da Flüchtlinge der Linie und der Volkswehr in Scharen eintrafen. Am 25. Juni, als die provisorische Regierung Karlsruhe verließ und sich ins Oberland zurückzog, trafen die Reste der badischen Revolutionsarmee auf ihrem fluchtartigen Rückzuge in Rastatt ein. Mieroslawski hielt am nächsten Tage auf einem großen Wiesenplan Heerschau über die Trümmer seiner noch etwa 20 000 Mann starken Armee. Auch Weiber waren unter den wirren Haufen, unter denen die badischen Soldaten trotz ihrer stark strapazierten Uniformen noch einigermaßen respektabel aussahen. Vor einer Legion ritt eine üppige Weibsperson, eine rote Feder auf dem Heckerhute, eine Brille auf der Nase, mit einem Reitkleide aus schwarzem Samt angetan, zwei Pistolen im Gürtel und einen langen Schleppsäbel an der Seite. Hinter ihr folgte ein badischer Dragoner als Ordonnanz. Ihren Offizieren hatten die Soldaten nicht mehr folgen wollen, jetzt waren sie Trabanten fremder Abenteurer und verächtlicher Dirnen geworden ...

Fast in jedem Zuge der Freischärler marschierte eine freche Dirne als Marketenterin. Diese Frauenzimmer wurden durch Plünderungen in anständigen Bürgerhäusern neu ausgestattet. Unter anderem wurde auch die Garderobe der Damen des geflüchteten Gouverneurs geplündert.

Während Mieroslawski beschloß, den Preußen nochmals entgegenzutreten, wurde das Landgut des Markgrafen Wilhelm in Rothenfels ausgeraubt. Eine Menge Kühe wurden in die Festung getrieben, vom Oberlande wurde Wein eingeholt, der vor der Einkelterung schon bedeutenden Schwund erlitt. Auch wurde nun eifrig Jagd auf „Spione" gemacht. Ein Rheinbayer, der von seinen eigenen Landsleuten als Spion verdächtigt war, wurde von Freischärlern verfolgt und gemißhandelt. Förderer sah nachher, wie seine Leiche auf den Kirchhof geworfen ward. Sie war ein blutiger, zerfetzter Fleischklumpen, angesichts dessen die Mörder sich noch um die Ehre stritten, wer dem „Spion" den Garaus gemacht habe. Wer das im Schloßhofe aufgehäufte Kriegsmaterial nur einige Zeit betrachtete, geriet in Gefahr, als Spion gefaßt zu werden. Eine alte, harmlose Bauerfrau wurde dort einmal ergriffen, weil sie die Kanonen zählte, aber schließlich wieder laufen gelassen.

Da dem ermordeten „Spion" nachgesagt war, er sei ein verkleideter preußischer Offizier gewesen, sollte mit einem Male die ganze Festung von verkleideten Preußen wimmeln. Weil man jedoch keine fand, verlangte am 27. Juni eine Rotte von Soldaten, Freischärlern und Zivilisten die Auslieferung der gefangenen preußischen Offiziere. Nur ein Rastatter Bürger, der Gerber Großholz, verhinderte die drohende Bluttat mit dem Hinweise darauf, daß sich auch viele Rastatter Bürger in preußischer Gefangenschaft befänden, an denen die Preußen den Mord der Offiziere sicher rächen würden. Das wirkte. Da aber die rasenden Bluthunde nun einmal ein Opfer verlangten, so erzwangen sie die Herausgabe eines in Karlsruhe verhafteten und in Rastatt festgesetzten jüdischen Sprachlehrers Weil, den sie unter Flüchen und Todesdrohungen eine halbe Stunde weit nach Bastion XXX schleppten und dort erschossen. Die Einwohner wurden ob solcher Dinge von Entsetzen gepackt, und wer irgend konnte, suchte aus der Festung zu entkommen oder wenigstens Frau und Kinder in Sicherheit zu bringen.



Als die scheußliche Tat an dem jüdischen Sprachlehrer verübt wurde, kam der Zug der blutgierigen Revolutionäre auch am Gasthofe zum Kreuz vorbei, wo einige „Reaktionäre": Beamte, Geistliche und Private, aus Baden in Haft gehalten wurden. Es war ein Glück, daß niemand an sie dachte, sonst wären sie auch massakriert ...

Am 29. Juni wurde die Schlacht um die Murglinie geschlagen. Am nächsten Tage rückten die Preußen über die Murg. Mieroslawski brachte sich mit der Kriegskasse in Sicherheit, einige „Feinfühlige" folgten seinem Beispiele, und nun begann die Belagerung Rastatts. Eine der ersten Taten der Besatzung war die Plünderung des nach Rastatt gebrachten badischen Monturmagazins aus Ettlingen durch die Freischärler, wobei es zu Raufereien mit den badischen Soldaten kam, die das Tuch als ihr Eigentum betrachteten. Den Oberbefehl über die Stadt übernahm „Oberst" Tiedemann. Dieser, Sohn eines Heidelberger Professors, war ehemals badischer Dragonerleutnant, hatte den Dienst quittieren müssen und dann in Griechenland gegen die Türken gekämpft. Er wurde preußischer Offizier, heiratete auch eine Griechin, wurde aber dienstlos, als die Fremden aus dem griechischen Heere entlassen wurden. Als Chef des Generalstabes konnte sich Otto v. Corvin-Wiersbitzki aufspielen, ehemals preußischer Leutnant und dann Schriftsteller und Revolutionär. Er ist später standrechtlich zum Tode verurteilt, aber zu Freiheitsstrafe begnadigt, hat dann eine Rolle gespielt als Korrespondent großer Blätter im amerikanischen und im Deutsch-Französischen Kriege und Geschichtswerke zusammengeschrieben, die an sich ohne Wert sind, in denen aber manchmal der gesunde Menschenverstand und das klare, sachliche Urteil, worin Corvin seine doktrinären „Mitrevolutionäre" weit überragte, auffallen.

Die Bürgerschaft wurde von der revolutionären Besatzung terrorisiert. Als die Preußen am 2. Juli die Übergabe der Festung forderten und der Bürgermeister nebst einigen angesehenen Bürgern die Übergabe befürwortete, drohte der Gouverneur Tiedemann, ihm den Schädel zu spalten, wenn er noch ein Wort von Übergabe spreche. Die Preußen schickten dann eine Flaschenpost die Murg hinab, um die Bürger wissen zu lassen, daß auf Ersatz nicht mehr zu rechnen sei. Die Jungen des Schuhmachers Braun hatten die Flaschen aufgefischt. Ihr Vater wurde dafür zum Gouverneur zitiert und mit Erschießen bedroht, wenn seine Jungen nochmals Flaschen in der Murg fänden. Die Festungsartilleristen feuerten inzwischen auf eigene Faust zum Vergnügen wie aus Eifer fortgesetzt ihre Vierundzwanzigpfünder ab, sowie sich nur irgendwo eine Pickelhaube im Gelände blicken ließ. Die Preußen machten sich den Spaß, hier oder da in ein Kornfeld oder ein Gebüsch eine Pickelhaube auf einen Pfahl zu setzen, und richtig ging dann auch alsbald eine wütende Kanonade los. Die Offiziere waren machtlos gegen solche Munitionsverschwendung. „Hört, die Viehkerls schießen schon wieder!" hörte sie Förderer wiederholt beim Kegeln sagen, ohne daß sie sich in ihrem Vergnügen stören ließen, da sie nicht daran dachten, daß sie später von den Preußen für jeden Schuß verantwortlich gemacht werden würden.

Die Verhältnisse in Rastatt wurden immer unleidlicher, in der zweiten Hälfte des Juli wurden auch die Lebensmittel knapp. Als die Preußen dann die Festung mehrfach beschossen hatten, erfolgte am 23. Juli die Übergabe auf Gnade und Ungnade. Es begannen dann die Rastatter Standgerichte, die 20 Todesurteile brachten, von denen 19 alsbald vollzogen sind. Auch der Kommandant der aufsässigen Festung, Tiedemann, wurde erschossen, während v. Corvin-Wiersbitzki, wie schon bemerkt, zu Freiheitsstrafe begnadigt wurde.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die deutsche Schule in Anklage

Ich erlebe Stunden der Genugtuung. Man verzeihe mir die Schadenfreude: ich habe jahrelang leiden müssen, ehe ich sie genießen durfte. Als Oberlehrer im Amte hatte ich gewagt, an der deutschen Schule Kritik zu üben. Ich tat es aus Gewissensnot und mit der klaren Voraussicht, daß ich einer schweren Kampf- und Leidenszeit entgegen ginge. Mein teurer, unvergeßlicher Bruder Wilhelm, den Österreichern wohl auch noch in guter Erinnerung als Professor der Altertumskunde in Graz, legte mir die Hand auf die Schulter — es war in Grundelsee, seinem Lieblingsaufenthalt — und sagte zu mir: „Mein Lieber, renne mit dem Schädel gegen den Fels des Backen und du richtest mehr aus als mit deinem Kampf gegen die deutsche Schule. Du richtest dich zugrunde, verlierst dein Amt und dein Brot und kein Mensch dankt es dir!“ Ich wollte ihm folgsam sein, denn wo hätte ich einen aufrichtigeren, liebevolleren Berater finden können? Aber es ließ mir keine Ruhe. Es mußte heraus! So überraschte ich ihn denn mit der fertigen Broschüre „Der Deutsche und sein Vaterland“ und widmete sie ihm. Damit nahm mein Kampf mit den Hütern der ererbten Pädagogik seinen Anfang und er dauert fort bis auf den heutigen Tag.

Ich hatte nach eigenem Zugeständnis in dieser ersten Broschüre ein „fast vernichtendes Urteil über unseren Schulbetrieb gefällt“. Da ich mich auf ungünstige Einzelbeobachtungen berief, so fand der Direktor des Gymnasiums in Steglitz, an dem ich wirkte, „die Vermutung kaum abweisbar, daß die eigene Schule mir die Unterlagen dazu geliefert hätte“. Und „wenn ich auf praktische Erfahrungen“ zurückgriff, wo konnte ich sie anders gemacht haben als am Steglitzer Gymnasium, an dem ich volle 21 Jahre angestellt war? Mußte man nicht auf den Gedanken kommen, dieses sei „die Brutstätte aller Scheußlichkeiten“, gegen die ich ankämpfte? So argumentierte der Direktor und sein Kollegium, und so auch leider Professor Friedrich Paulsen in seinem Aufsatz „Ludwig Gurlitt über die deutschen Schulen“ (Vossische Zeitung vom 15. Oktober 1905, Sonntagsbeilage): „... es könnte sich auf Grund dieses Buches in gewissen Kreisen die Meinung bilden, als ob diese Schule zu all den bitteren Anschuldigungen, die hier erhoben werden, Anlaß und Stoff geliefert haben ...“

Ihm erschien meine Schriftstellerei bedauerlich und gefährlich für das höhere Schulwesen im allgemeinen und für das Steglitzer Gymnasium im besonderen. In einem Aufsatze „Väter und Söhne“ des Maiheftes 1907 der Deutschen Rundschau, S. 232, faßte er mich deshalb mit derben Fäusten an: „Wie Ellen Keys Schriften von Backfischen, so werden L. Gurlitts Bücher und Reden und Aufsätze von allen Untersekundanern im Deutschen Reich, auch solchen, die schon das Bakkalaureusalter hinter sich haben, verschlungen. Sie werden etwa

dasselbe daraus lernen: unsere Lehrer sind arme, alte Tröpfe, öde Pflichtbanausen, Männer ohne Kraft und Selbständigkeit, bloße Puppen, die am Draht des Reglements bewegt werden. Wie sollten sie imstande sein, uns den Weg der Zukunft zu zeigen? Wissen sie doch selbst nur von der Vergangenheit, vom ewig Gestrigen, von Griechenland und Rom, was können solche Leute modernen Geistern, wie sie in uns heranwachsen, bieten?"

Paulsen hatte vergessen, daß er in jüngeren Jahren in gleicher Verdammnis bei den Gymnasialpädagogen gestanden hatte, daß gerade seine Schriften ein wahres Waffenarsenal im Kampfe gegen das humanistische Gymnasium gebildet hatten; Direktor Lück hatte vergessen, daß er Paulsens „Ethik" als ein unsittliches Buch von der Anschaffung in die Lehrerbibliothek ausgeschlossen hatte: beiden fehlte der Blick für die Realitäten der Schule; sonst hätten sie sich über ihre Wirkungen nicht so schmerzlichen Selbsttäuschungen hingeben können. Paulsens eigener Sohn Rudolf, der damals, gerade damals Schüler am Gymnasium in Steglitz war, schrieb über diese Schule jetzt als reiferer Mann so Hartes, wie ich es niemals zu schreiben gewagt hätte: Wenn er nicht wüßte, daß er es erlebt habe, er würde es selbst nicht glauben. Die Erinnerung an die Schule laste auf ihm wie ein schwerer Traum.

Das Zeugnis, das der deutschen Schule des letzten Jahrhunderts heute „im Urteil namhafter Zeitgenossen" ausgestellt wird, ist geradezu vernichtend. Im Hilfeverlage (Berlin-Schöneberg) ist das Buch von Dr. Alfred Graf erschienen: Schülerjahre, Erlebnisse und Urteile usw. (1912. Preis br. 4 ℳ), das als ein dauerndes Dokument des Gerichts gelten wird. Es sind 144 Zeugnisse über die Schule, und von diesen nur die Minderzahl zu deren Gunsten, fast nur die von Philologen und Theologen. Viele Zeitgenossen verweigerten die Antwort, weil die Erinnerungen an die Schule für sie zu schmerzlich oder zu niederdrückend seien. Sie stellen dem Herausgeber anheim, andere Personen aus ihrem Kollegenkreise zu befragen, fügen aber gleich hinzu, daß auch diese wohl nur von trüben Erfahrungen berichten könnten.

Nun höre man nur einige wenige Zeugnisse:

Geh. Rat Prof. Miethe: „Mich dünken die Schuljahre in meinem nicht leichten und arbeitsvollen Leben die schwersten und seelisch elendsten. Sie erscheinen mir wie eine Zeit unbegreiflicher geistiger Knechtschaft. Ich vermag auch bei ruhiger Zurückversetzung in ihnen keinen lichten Moment zu entdecken. Das Glück meines Jugendlebens hat keine Beziehung zur Schule ...

Die schlimmste Wirkung solcher Schulzeit auf die meisten mag nicht die weltfremde Geistesausbildung, nicht der verhaltene Grimm der Knechtung, nicht die künstlich erhaltene Unkenntnis aller modernen Verhältnisse, des Staates, in dem wir leben, und der Kräfte, die ihn bewegen, zu sein; das alles wächst sich aus, läßt sich nachholen und reparieren, aber eines ist schlimmer: solche Schule ertötet die natürlichen Anlagen zu lebendiger Vorstellung, zu sinnlichem und intellektuellem Beobachten, das Vertrauen zum eigenen Schaffen und eigenen Denken. Statt die schlummernden Kräfte des Geistes in dieser Richtung zu wecken und zu bilden, wird der Schüler mit fertig gebildeten Urteilen und Vorurteilen erfüllt. Daß dieser Fehler auch heute noch nicht in jeder Beziehung behoben ist, zeigen uns leider häufig unsere jungen Studenten, denen gar oft trotz guter Veranlagung die Fähigkeit mangelt, zu sehen und das Gesehene zu verstehen, und denen vor allen Dingen die Gabe der konkreten Vorstellung oft in erstaunlichem Grade abgeht ..."

Dr. Hans Bethge: „Gestatten Sie mir die Versicherung, daß ich nicht an einen einzigen meiner Lehrer mit Gefühlen der Verehrung zurückdenke. Das ganze Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer habe ich auf den zwei Gymnasien, die ich besuchte, immer nur als ein gespanntes, oft genug geradezu als ein feindliches empfunden ..."

Alfred Bock: „Im ganzen kann ich sagen, daß der Besuch des humanistischen Gymnasiums auf meine künstlerische Entwicklung den allermindesten Einfluß ausgeübt hat. Was

ich geworden bin, verdanke ich den Werken unserer Geistesheroen, meinem inneren Streben und nicht zuletzt den Gaben, die mir die Natur verliehen hat ..."

Georg Bötticher: „Ich war vom siebenten bis vierzehnten Jahre im Freimaurerinstitut zu Dresden, Art von Zuchthaus, an das ich mit größtem Unbehagen denken ..."

Dr. Karl Spitteler: „Ich habe bis zu meinem fünfzehnten Jahre die Schule verwünscht, nach meinem fünfzehnten Jahr die Schule verflucht."

Hofrat Dr. Heinrich Vierordt: „Meine Schülerjahre auf verschiedenen Gymnasien gehören zu meinen trübsten, freudlosesten Erinnerungen. Wenn ein Gott mir verhängte, meinen Lebensweg nochmals zurückzulegen, so bäte ich innig darum, ihn erst mit dem Tage meiner Entlassung vom Gymnasium beginnen zu dürfen. Die traurigen Einzelheiten meiner Erfahrungen als Schüler habe ich einem größeren Memoirenwerk anvertraut, dessen spätere Veröffentlichung ich mir vorbehalte ...

Es ist sündhaft von der Schule, die Jugend in den Jahren unwiederbringlicher Gedächtnisfrische ihre Zeit an Dinge verschwenden zu lassen, die für ihr Leben keinerlei Wert und Zweck haben ...

Wäre dereinst nicht die Liebe zu trefflichen Eltern überstark in mir gewesen, so hätte ich auch zur Pistole gegriffen oder mich unter einen Schnellzug geworfen, wie dies erst dieser Tage wieder geschehn ist. Allerdings, ich wäre nicht so gutmütig gewesen wie die meisten modernen Selbstmordkandidaten, die sich allein aus der Welt schaffen — meinen Hauptpeiniger hätte ich jedenfalls mit mir genommen!

Ich darf wohl recht ohne Überhebung sagen: Die Tragödie meines Schulmartyriums war keine alltägliche, und wer meine ausführlichen Schilderungen später zu Gesicht bekommen wird, mag den Kopf vor Erstaunen schütteln, daß so etwas einmal möglich war ...

Der Tag, an dem ich meinem Vater mein bestandenes Maturitätsexamen melden konnte, war vielleicht der seligste meines Daseins; ich erinnere mich kaum, jemals ein größeres Glücksgefühl verspürt zu haben und begrüßte die Feldwebel und Unteroffiziere des unmittelbar der Schulzeit folgenden Einjährig-Freiwilligenjahres als wahre Befreier aus den Fesseln der verhaßten Schule."

Wilhelm Walloth: „Meine Schülerjahre waren die traurigsten meines Lebens. Von meinen Lehrern wurde ich nicht verstanden, wurde mit Mathematik gequält, für die ich absolut kein Verständnis hatte, wurde mit Bibelsprüchen vollgepfropft von einem Theologen, der seine christliche Nächstenliebe nur in der Form grausamer, herzloser Strenge an den Tag legen konnte. Die Lust am Lateinischen und Griechischen wurde mir durch trockene Grammatik ausgetrieben, ja ich sog sogar die Keime einer gewissen Menschenfeindlichkeit ein infolge dieser verfehlten psychologischen Behandlung ..."

Jakob Wassermann: ... „Wenn ich also vom Schicksalhaften absehe und das Zuständliche betrachte, so muß ich gestehen, daß diese Schuljahre in der Erinnerung etwas von einem bösen Traum haben. Tyrannei, Gleichgültigkeit, Mißachtung, Verachtung, böswillig oder unwissend in den Weg gestellte Hindernisse, Mißkennung reiner Motive, Erziehung zum Buchstabenglauben, zur Streberei, Geringschätzung körperlicher und geistiger Freiheit, aller Jugend- und Jungenlust, unabänderliches und ewig sich wiederholendes Schauspiel der Engherzigkeit, der Nörgelei, der Berufsunfreude — was will man noch mehr? Das war die Schule. Ein gehaßtes, lästiges, herzbeklemmendes, aber notwendig zu überwindendes Bollwerk vor dem Leben, in welches man dann mit scheuen, ängstlichen, verwirrten, erst allmählich sich fassenden und sich stärkenden Sinnen eintrat, falls Geschickswiderwärtigkeiten einen nicht gerade an der Pforte zu Boden schlugen. Ein Kapital von moralischen Kräften, Selbstvertrauen, Menschenliebe brachte man nicht mit, nur Furcht, die Schwächeren Müdigkeit, die Stärkeren Rücksichtslosigkeit.

Die Lehren, die ich daraus gezogen habe, sind:

1. Daß ‚Kenntnisse' wenig bedeuten.



2. Daß Disziplin ohne moralische Einsicht eine Absurdität ist.

3. Daß man Hilfe zu bieten hat, wo es gilt, den kommenden Generationen ähnliche Martyrien zu ersparen, die von den Großmütigen verziehen, von den Stumpfen vergessen werden, von denen die Gescheiteren nichts verraten können, die Arrivierten nichts verraten wollen ..."

Prof. Artur Kampf: „Über meine Schülerjahre soll ich etwas sagen? Es kann nicht viel Rühmliches sein, denn die Schule ist mir immer entsetzlich gewesen, nicht aus Faulheit, aber ich empfand den Zwang als Eingriff in meine persönliche Freiheit ...

Wenn ich nachts einen schweren und bösen Traum habe, dann ist es immer, wenn ich träumte, ich sei wieder in der Schule! ..."

Prof. Ernst Liebermann: „... Statt dessen meist ein gewaltsames Aufdrängen der vorgeschriebenen Lehrstoffe, oft schon durch die nüchterne, spröde Form des Vortrages abstoßend wirkend, der, statt lebhaftes Interesse am Gegenstand und Vertiefung in diesen zu wecken, im Verein mit zuweilen sehr unüberlegt verhängten Strafen lediglich das Gefühl einer lähmenden Unlust, eines beständigen Druckes hervorrief. Angesichts dieser Situation verfing die oft wiederholte Versicherung einzelner Lehrer: Die Schulzeit sei die schönste des Lebens — schon damals mit vollem Unglauben aufgenommen — natürlich in keiner Weise.

Auch jetzt ist mir die Überzeugung von der Wahrheit jenes Ausspruches noch immer nicht aufgegangen, vielmehr habe ich mir nie — auch nicht in Zeiten, die im Zeichen drückendster Sorgen standen — jene angeblich glücklichste Periode zurückgewünscht ..."

Prof. Adelbert Niemeyer: „Denke ich doch selbst nur mit unvergänglichem, bitterem Nachgeschmack an meine Gymnasialzeit zurück.

... bei dem Gedanken an das Gymnasium liegen diese bösen Zeiten immer noch wie ein Alp auf mir und es empört sich geradezu noch heute mein Inneres."

Richard Pietsch: „Seelisch befand ich mich die ganze Gymnasialzeit unter einer furchtbaren Depression, die mich fast zum Selbstmord brachte.

Wir könnten nicht in unserem öffentlichen Leben so viel Kriecherei, so viel Strebertum, so viel Unmännlichkeit und Charakterlosigkeit haben, wenn unsere ersten Bildungsstätten nicht geradezu dies alles im großen züchteten, statt im Keime zu ersticken. Was für eine glänzende Gelegenheit bot gerade Dresden mit seinen vorzüglichen Museen, seiner schönen alten Architektur, seinen vielen lehrreichen Ausstellungen, Einflüsse auf den Geschmack und auf die Anschauung schon eines Schülers zu gewinnen. Wenn in der Schule all das auch nur eines Wortes erwähnt worden wäre, das gehörte eben nicht zum Klassenpensum, diesen großen Anschauungsunterricht verstand man noch gar nicht zu würdigen. Ebenso wie die Gymnasiasten über das sie umgebende Leben getäuscht werden, wie sie mit Gewalt gezwungen werden, das alles möglichst zu ignorieren, was ihrer Zeit ist, so werden sie mit allem modernen Raffinement versuchen, ihre Lehrer zu täuschen über den Grad der Aufmerksamkeit und Teilnahme, den sie alten Sprachen und all den Kesselflickereien detailliertester, alter griechischer oder römischer Gedichte zuwenden. Die Verlogenheit und die Vorliebe fürs Ausland wird damit großgezogen, es wird von dem jungen Blut ein Interesse an all den so fernliegenden Dingen geheuchelt, nur deshalb, weil es verlangt wird, und weil das Weiterkommen davon abhängt. Daß gesteigerte Elastizität des Körpers auch die Schwungkraft des Geistes erhöht, sollte man endlich einsehen lernen auf unseren Schulen. Mir ist auf der Schule jede Naivität fremden Sprachen gegenüber abhanden gekommen. Jeden Kellner beneide ich um die Leichtigkeit und Unbekümmertheit, um die Richtigkeit, mit der er sich in einer anderen Sprache wenigstens verständlich machen kann, ohne eine Spur von Grammatik."

Prof. Arnold Mendelssohn: „Auf dem Gymnasium erst fing das Schulleiden an. Eine tiefe Depression nahm mehr und mehr von mir Besitz, und die Stimmung sank bis zum Niveau eines verzweifelten Überdrusses am Leben ...

Die Zeit einseitiger Schätzung des Intellektuellen sollte doch wieder einmal vorbei sein, und zugegeben werden, daß ‚allgemeine Bildung' als Ziel den kompletten Menschen haben muß. Der aber besitzt neben der Intelligenz noch andere schöne Dinge, als da sind Gefühl, Willen und Phantasie, dazu einen Leib."

Nun, das genügt wohl?

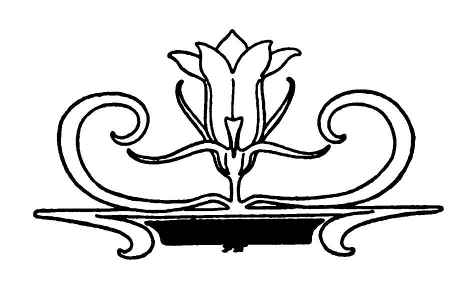
Schade, daß Professor Friedrich Paulsen diese ernsten Kundgebungen nicht mehr erlebt hat! Dabei finden sich solche von „Untersekundanern im Bakkalaureusalter", die ihm doch wohl Achtung und Selbstbesinnung abnötigen würden. Und die Herren in Steglitz, die noch leben? Hier haben sie die Zeugnisse der „urteilslosen Menge", hier den Beweis, daß mein Appell an das öffentliche Gewissen doch wohl am Platze war, hier den Beweis, daß eine Reform nötig war, viel einschneidender, als ich anfangs zu fordern wagte. Und wenn sie meinen, jetzt seien schon alle Übel abgestellt, so erinnere ich daran, daß auch Steglitzer Schüler jüngerer Zeit, wie Achim von Winterfeld, Rudolf Paulsen und Rudolf Pannwitz ganz in die Klagen jener älteren Autoren einstimmen.

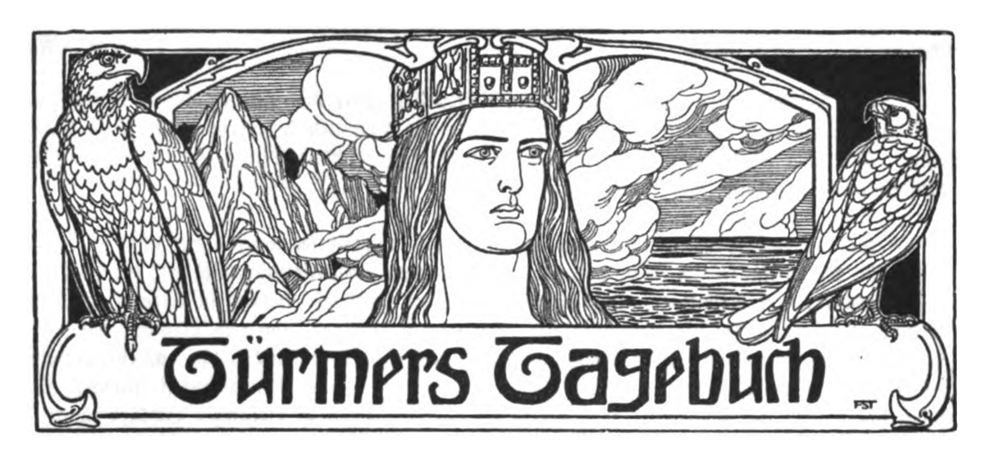
Wer also hatte recht? Die Herren, die kein lautes Wort des Tadels gegen die Schule aufkommen ließen, oder ich, der ich auf die Mißstimmung im deutschen Volke hörte und rechtzeitig zur Einkehr und Neuarbeit riet?

Die Stunde der Rechtfertigung, auf die ich mit unerschütterlicher Zuversicht gehofft hatte, hat geschlagen. Haß und Verfolgung meiner Gegner haben mich nicht vernichtet. Jetzt aber stehen sie in Anklage. Diese Verurteilung des alten Schulgeistes ist nicht mehr wegzudisputieren, nicht totzuschweigen. Zunächst hat sie den Herren Pädagogen alter Schule völlig den Atem benommen.

Was jetzt folgen muß, das ist eine Reform der Schule an Haupt und Gliedern.

Prof. Ludwig Gurlitt





Titaniden? · Das Satyrspiel · Preußen in Deutschland voran · Das unartige Gesetz · Eine indiskrete Frage

Die furchtbare Schiffskatastrophe hat manche nachdenkliche Betrachtung ausgelöst, manchen Zeitgenossen vielleicht auch in sich gehen lassen. „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umgeben!" „Wie hatte Reporterschwulst", erinnert die „Magdeburgische Ztg.", „noch vor acht Tagen die ‚Wunder der Technik' beschwatzt, die der Bau der ‚Titanic' ans Licht gebracht hätte! Wie ihr nichts, aber auch nichts von all den Nichtigkeiten fehlte, die den internationalen Genüßlingen und Pflastertretern das Leben erst lebenswert machen. Große und kleine Restaurants, Konzertsäle und Musikhallen, Läden mit Diamanten und Perlen, Gärten voll exotischer Blumenpracht und Tennis- und Cricketgrounds: als gelte es um jeden Preis, das öde Luxustreiben, das reiche Nichtstun von Karawanserei zu Karawanserei, von Hotel zu Hotel tragen, auch auf die hohe See zu verschleppen. Daß in all dem ein gut Stück Unnatur stecke, fiel niemand bei. Daß man schon eine rechtschaffen blasierte enge Seele haben müsse, wenn das Meer mit seiner unermeßlichen Größe nicht mehr zu einem spräche und man auch während der fünf bis sechs Tage der Überfahrt auf den kontinentalen Tand nicht verzichten könnte. Nun hat die beleidigte Majestät des Meeres sich gerächt. Das zog ohne allen Respekt vor Millionären und Milliardären, vor wasserdichten Schotten und Kabarets auf Deck das schwimmende Hotel der oberen Drei- bis Fünftausend in seine Tiefe, und das Gezirp der Zigeunerkapellen erstarb in den gigantischen Melodien des Ozeans. Ein paar Trümmerstücke, ein paar Kähne mit halberfrorenen, von Todesangst zerquälten Schiffbrüchigen war alles, was von dem stolzen Wunderbau geblieben war, und reuig hieß es zu der Väter längst hochmütig bespöttelter Weisheit zurückzukehren: ‚Das Wasser hat keine Balken ...' Vielleicht haben menschlicher Aberwitz und bewußte Frivolität das Unglück erst möglich gemacht. Kann schon sein, daß der Kapitän in dem Bestreben, nur ja einen neuen Schnelligkeitsrekord zu erzielen, den Kurs höher nördlich nahm, als es bei den gegenwärtigen Eisverhältnissen im Atlantischen

Ozean statthaft war. Immerhin: ein schmerzlicher Zufall möchte jederzeit auch ohne besonderes Verschulden eine ähnliche Katastrophe herbeiführen. Und so haben wir Neigung, eine ganz andere Lehre aus diesem erschütternden Vorkommnis zu ziehen, als sie gemeinhin gezogen wird. Mehr Ehrfurcht vor den höheren Gewalten, in deren Gewalt wir gegeben sind, und weniger Überschätzung der ‚Wunder der Technik', die vor jenen doch auch nur sind wie Spreu vor dem Winde: ‚Mitten wir im Leben sind von dem Tod umgeben ...'"

Eine ganz besondere Tragik findet die „Germania" darin, daß Gottes Hand das Riesenschiff schon bei seiner ersten Ausfahrt ereilt hat: „Eine Tragik und ein Memento! Werden wir nicht wieder, wie schon so oft in den letzten Jahrzehnten, an den Turmbau zu Babel erinnert! Damals fand der Hochmut seinen Ausdruck in den Worten: ‚Laßt uns einen Turm bauen, der bis in die Wolken reicht.' Jetzt: ‚Laßt uns ein Schiff bauen, das ist wie festes Land und das allen Elementen trotzen kann.' Und Gott zerstreute sie ... Es erscheint angezeigt ..., sich die Frage vorzulegen, was denn der so geräuschvoll gefeierte Fortschritt an Ewigkeitswerten aufzuweisen habe, was er der unsterblichen Seele nütze. Gerade durch die vielen modernen Errungenschaften ist die Menschheit weit über das erlaubte Maß hinaus an die Materie gefesselt worden, in der Materie aufgegangen, und gerade der Umstand, daß eigentlich nur wenige Menschen solchen Äußerlichkeiten gegenüber ihr unabhängiges Denken bewahren, bekundet die menschliche Armseligkeit in erschreckender Weise. Wie viele würden wohl daran tun, das Schicksal der ‚Titanic' zu beherzigen und sich immer zu vergegenwärtigen, daß es einen Gott im Himmel gibt, in dessen Hand ein Riesenschiff wie eine Nußschale ist, der zu jeder Stunde und zu jeder Minute auch die Reichsten und Mächtigsten mitten aus dem Strudel des Vergnügens und Wohllebens vor seinen Richterstuhl fordern kann ...

Nach verschiedenen Mitteilungen ist bei der Katastrophe flehentlich gebetet worden; vielleicht hat auch da mancher Freigeist wieder Worte gefunden, um Gottes Güte und Barmherzigkeit anzurufen und seine Allmacht zu bekennen ..."

„Eine verlorene Schlacht in dem uralten mystischen Krieg zwischen Natur und Mensch" nennt der „Hannov. Courier" die Katastrophe. Aber das sei „ein Gleichnis, menschenstolz und verkehrt," meint Hermann Friedemann im „März": „Es verschiebt das Machtbild. Eine Niederlage setzt einen Kampf voraus. Und niemals war ein Unternehmen so groß, daß es kosmische Kräfte zum Kampfe herausforderte. Die Elemente sind dem Menschen friedlich gesinnt; er kann sich höchstens in ihren Weg stellen. Es gibt für ihn hier weder Sieg noch Niederlage, weder Herrschaft noch Unterworfensein. Nur Anpassung oder Ausweichen. Sein Höchstes hat er erreicht, wenn er mit leidlicher Sicherheit seine Erde bewohnt. Diese Macht und diese Grenze teilt er mit dem Höhlenmenschen. Und seine Einrichtungen, genau wie die des Höhlenmenschen, haben ihr Maß an unserer Körpergröße.

Der Abgrund, in den die ‚Titanic' versank, reichte dreihundertmal so weit hinab, wie ihr Tiefgang. Der Ozean, auf dem sie schwamm, hatte fünfzigtausendmal ihre Länge, zweihunderttausendmal ihre Breite. Zwanzig Billionen mal ist

ihr Fassungsraum im Weltmeer enthalten. Der Eisberg, der sie zertrümmerte, wiegt, in seiner Vergänglichkeit, mehr als alle Flotten der Welt zusammengenommen. —

In diesen Zahlen ist für den, der hören kann, eine lyrische Gewalt, stark wie keine Bilderrede. Soll man hinzusetzen, daß alles Menschenwerk, Gerät und Gebäude, zusammen nicht den billionsten Teil des Erdkörpers ausmacht; daß die Berge von Kohle, von Eisen, von Stein, die seit Anbeginn abgegraben wurden, die Fläche nicht mit einer Schicht bedecken würden, so dünn wie ein Seidenpapier? Das alles kann für den Menschen nur demütigend scheinen, solange er an der Täuschung festhält, er trete mit den Ausmaßen seines Planeten in Wettbewerb. Vielmehr: was immer er leistet, das Gewaltigste, bleibt auf ihn selber bezogen, den Menschen. Mit außermenschlichen Dimensionen hat es nicht das mindeste zu tun. Wo ein technisches Gebilde ins Riesenhafte zu wachsen scheint, geschieht es, weil es dem Bedarf einer Vielzahl von Menschen dient. Es behält unser Maß so gut, wie das Gerät in der Hand des einzelnen.

Wie hochmütig der Gedanke, daß die Elemente uns haßten! Wie überschätzend die Vorstellung einer menschlichen Hybris, die Niederlagen erleidet. Bewegen der eigenen Last: mehr vermögen — und wollen wir auch nicht. Manchmal wird diese Last uns zu groß; oder das Gleichgewicht wankt: das nennen wir dann eine Naturkatastrophe. Aber die Natur ist unbeteiligt daran. Jeder Schritt ins Außermenschliche ist ein Schritt ins Reich einer fremden, schweigenden, unsagbar unzugänglichen Gelassenheit. Wie hinter den Linsen des Nah-Objektivs verschwimmen, sind die Dimensionen erst richtig gestellt, die kosmischen Dinge, und wir sehen nichts als uns selber. Kein technischer Erfolg, der etwas anderes bedeutete, als daß Menschen Macht über Menschen gewinnen. Ob eine Pyramide gebaut wird, eine Stadt sich ins Erdbebengebiet wagt, zweitausend über den Ozean fahren: das geht die Wüste, den Vulkan, das Weltmeer nichts an; doch es ändert die Überlegenheitsverhältnisse zwischen den Menschen.

Dennoch Titaniden? Wenn wir in unserer Kleinwelt bleiben, wo menschliche Beziehungen ausschließlich herrschen: ja. Ein Augenfehler konnte diese Machtabstände aufs Kosmische übertragen. Immerhin beweist das, wie groß sie sein müssen. Staat und Technik: die beiden haben Zusammenballungen menschlicher Energien geschaffen, so mächtig, daß sie auf den einzelnen fast schon mit der kolossalen Überlegenheit der Urkräfte wirken. Überwinder der menschlichen Schwere durch das Genie, Zusammenfasser; anarchistische, verzweifelte Kämpfer gegen die Riesenwucht der unpersönlichen Gebilde ... Titaniden einer Mikrobenwelt ..."

Auch die schwersten Heimsuchungen nützt die Kritik. „Wo auch sonst Schuld oder Verantwortung liegen mag," schreibt die „Frkf. Ztg.", „das eine ist jetzt schon klar und unbestritten ans Tageslicht getreten: daß die Behörden in England und offenbar in allen anderen Ländern ihre Vorkehrungen zur Sicherung von Menschenleben auf See in sträflicher Weise haben veralten lassen. Wenn alle anderen Rücksichten beiseite gelassen werden, solche der Rentabilität und solche der Bequemlichkeit und des Luxus, dann können heute sehr viel wirksamere Maßnahmen zur Verhütung von Katastrophen und zur Rettung von Menschenleben

getroffen werden, als bisher geschieht. Diese Tatsache ist jetzt durch zahlreiche Sachverständige festgestellt worden. Sie hat an sich nichts mit der speziellen Frage zu tun, ob die Kollision der ‚Titanic' zu verhüten und ihre Opfer zu vermeiden waren. Aber sie ist durch diese Katastrophe ans Licht gekommen. Die öffentliche Meinung sollte nicht erlauben, daß sie wieder in Dunkel oder Unklarheit oder Vergessenheit verschwindet. Das Leben ist gewiß der Güter höchstes nicht; der Pflicht, der Ehre, dem Vaterland soll es geopfert werden — aber niemals materiellen Gütern und materiellen Rücksichten!

Die gegenwärtige Untersuchung der Katastrophe durch den amerikanischen Senat verdient um ihrer Promptheit und Gründlichkeit willen alle Anerkennung. Es handelt sich jetzt, zuerst jedenfalls, nicht um Feststellung von Schuld oder Verantwortlichkeit der Gesellschaft etwa oder einzelner ihrer Leiter oder Angestellten. Es handelt sich um die Feststellung der Tatsachen, denn nur aus den Tatsachen kann man Lehren ziehen, und je unmittelbarer ihre Feststellung an das Ereignis selbst sich anschließt, um so weniger werden die wirklichen Eindrücke durch Nachlassen der Erinnerung oder unbewußte Vermischung mit nachträglichen Reflexionen geschwächt und verschoben sein. Die wichtigste von den Tatsachen, die bisher feststehen, ist die Geschwindigkeit, mit der das Schiff in den Eisberg hineinfuhr. Es war die höchste Geschwindigkeit, die seit der Abfahrt erreicht wurde, nach dem Zeugnis des dritten Offiziers 21½ Knoten. Herr Ismay, der Präsident der Linie, hat bestritten, daß die ‚Titanic' mit voller Geschwindigkeit fuhr. In der Tat hätten ihre Maschinen theoretisch wahrscheinlich stärker angestrengt werden können; aber für diesen Versuch würden, wieder nach Angabe des dritten Offiziers, gar nicht genug Kohlen an Bord gewesen sein. Herr Ismay hat auch bestritten, daß er irgend etwas mit der Leitung des Schiffes oder der Bestimmung seiner Geschwindigkeit zu tun hatte. Er hat aber dann aussagen müssen: ‚Der Kapitän und ich hatten ausgemacht, New York Mittwoch abend zu erreichen", und ‚wir ließen es nicht schneller fahren, weil wir das bei der ersten Reise nicht für klug hielten'. Formell ist es auch richtig, daß das Schiff keine Rekordfahrt machen wollte, denn es gehörte ja nicht zur Klasse der allerschnellsten Dampfer. Aber auch für die ‚Titanic' mußte es natürlich Reklame und stärkere Anziehungskraft bedeuten, wenn sie eine für ihre Verhältnisse möglichst kurze Fahrt machte. Die Hauptsache ist aber, wie gesagt, nicht die spezielle Schuldfrage in diesem Einzelfall, sondern die allgemeine Tatsache, daß für den Kapitän eines atlantischen Dampfers die starke Versuchung besteht, im Interesse seiner Gesellschaft schneller zu fahren, als den Umständen nach im Interesse der Sicherheit seiner Passagiere liegt. Schon 1883 hat Leopold Sonnemann im Deutschen Reichstag anläßlich des Untergangs der ‚Cimbria' vorgeschlagen, man solle eine Maximalgeschwindigkeit festsetzen, wie schnell bei Nebel oder sonst in mehr oder weniger gefährlichen Verhältnissen gefahren werden dürfe. Heute muß dieser Vorschlag dahin ausgedehnt werden, daß durch internationale Abmachungen eine solche Bestimmung getroffen und durch Androhung von Strafen in den einzelnen Staaten gesichert werde. Solche Maßnahmen wären nicht gegen die Kapitäne gerichtet, sondern müßten diese gerade ihren Gesellschaften gegenüber schützen und ihnen den Rücken stärken.

Die zweite Tatsache, die von der Untersuchungskommission des amerikanischen Senates klargelegt worden ist, sind die verschiedenen Warnungen, die der Kapitän der ‚Titanic‘ von der Nähe von Treibeis und Eisbergen erhalten hat. Diese Warnungen sind nachgewiesenermaßen nicht beachtet worden. Die Geschwindigkeit wurde nicht verringert, die Route wurde nicht geändert. Ob die Route überhaupt weiter nördlich gewählt war, als nach der Jahreszeit üblich und vorsichtig gewesen wäre, ist eine noch ungeklärte Frage. Man sollte jedenfalls annehmen, daß der Kapitän, nachdem er über Vorhandensein und ungefähre Stellung des Eises informiert war, etwas mehr nach Süden hätte ausbiegen können, wenn er schon das Tempo nicht verlangsamen wollte. Sehr merkwürdig berührt auch, daß der Matrose im Auslug nicht mit einem Fernglas versehen war, obwohl das sonst allgemein üblich ist und er selbst darum ersucht hatte. In das gleiche Kapitel gehört die Mangelhaftigkeit des Thermometers zur Feststellung der Wassertemperatur, die vor der Senatskommission bezeugt wurde. Das sind Dinge, die sich hätten vermeiden lassen, und ohne die das Unglück vielleicht verhütet worden wäre. Technische Fachleute sprechen jetzt ihre Verwunderung darüber aus, daß die Schiffsbauindustrie aus der Erfindung des elektrischen Fernthermometers noch keinen Nutzen gezogen hat...

Unter dem ersten Eindruck der Katastrophe haben wir in manchen Blättern den Ausruf: eine Niederlage der Technik! gefunden. Davon kann keine Rede sein. Wenn auch ein einzelnes Schiffsunglück niemals so viele Menschen auf einmal verschlingen konnte in Zeiten, die nur kleinere Schiffe kannten, so sind doch eben früher viel zahlreichere Schiffe gescheitert oder untergegangen, und die Summe der Verluste war mindestens im Verhältnis zu der Zahl der seefahrenden Menschen sehr viel größer als heute. Die Technik trägt jedenfalls gar keine Schuld an dieser Katastrophe, der modernsten Technik ist ja zu danken, daß überhaupt noch Menschenleben gerettet werden konnten! Man darf kaum annehmen, daß die im Eise treibenden Rettungsboote auf passierende Dampfer gestoßen wären, hätte nicht die drahtlose Telegraphie solche herbeigerufen. Die modernste Verständigungstechnik ist heute zweifellos das wichtigste und sicherste Mittel zur Verhütung von Katastrophen und zur Rettung Verunglückter. Es sollte so weit wie möglich entwickelt und seine Anwendung ohne Rücksicht auf Mehrkosten erzwungen werden...“

Am meisten erörtert wurde der Mangel an Rettungsbooten auf der „Titanic“, Da sei nun festgestellt worden, daß dieser Mangel allen großen transatlantischen Dampfern gemein ist. „Es kann nicht ernsthaft bestritten werden, daß das Mitführen von Rettungsbooten für sämtliche Passagiere und Mannschaften technisch durchaus möglich ist; die Hamburg-Amerika-Linie hat das sogleich erwiesen durch den Beschluß, daß künftig alle ihre Schiffe soviel Bootsraum mitführen müssen. Es kann gar nichts schaden, wenn dafür einige Luxuseinrichtungen wegfallen müssen. Im übrigen ist wohl gerade auf dem Gebiet der Rettungsboote besonders vieles zu reformieren, weil man ihnen in den letzten Jahren oder Jahrzehnten zu wenig Wert beigelegt hat. Es wurde bereits gefragt, ob man die Boote nicht mit Benzinmotoren versehen könne. Vielleicht könnte auch die Technik des Anbringens und Zuwasserlassens der Boote vervollkommnet werden.



Der Ritter am Grabe — Karl Müller-Koburg

Den Booten der ‚Titanic' fehlte Süßwasser und eiserner Proviant, und der Mannschaft fehlte jede Übung im Herablassen und in der Handhabung der Boote. Diese Mängel würden nach unserer Erfahrung auf deutschen und wohl auch auf anderen englischen Schiffen nicht anzutreffen sein. Eine allgemeine Erscheinung ist aber wohl, daß der größte Teil der Mannschaft nicht rudern kann. Man braucht eben auf diesen Dampfern eine nur sehr geringe Zahl wirklicher Matrosen, die überwiegende Mehrheit der Besatzung sind Stewards und Heizer, also in der Regel Kellner und Gelegenheitsarbeiter. Es wäre zu erwägen, ob man für die Mannschaft einen größeren Prozentsatz Matrosen oder wenigstens der Reise vorhergehende Ruderübungen vorschreiben sollte. Auf der ‚Titanic' scheint jedenfalls die ganze Organisation des Rettungsdienstes höchst mangelhaft gewesen zu sein. Es ist ein entsetzlicher Gedanke, daß zahlreiche Frauen vielleicht nur deshalb nicht gerettet wurden, weil man unterließ, sie zu wecken! Auch der Umstand, daß einzelne Boote nicht ganz voll waren, bezeugt mangelhafte Organisation. In solcher Lage darf es eben gar nicht vom freien Willen des Passagiers abhängen, ob er ins Boot geht oder nicht. Es darf aber auch nicht sein, daß die Passagiere der ersten Klasse vor denen, die weniger gezahlt haben, bevorzugt sind. Heute sind sie das von vornherein dadurch, daß die Rettungsboote, selbstverständlich aus Raumgründen, gerade auf den Decks der ersten Klasse sich befinden.

Das ist nun der einzige Weg, die Tragik einer solchen Katastrophe zu mildern, daß man aus ihr zu lernen sucht und das Gelernte tatkräftig anwendet. Es ist zuerst Sache der Schiffahrtsgesellschaften und der einzelnen Regierungen, sich klar zu werden über das, was notwendig ist, und dann in Verhandlungen einzutreten, um diese Notwendigkeiten international festzulegen. Andernfalls würde wohl alles beim alten und bestenfalls auf dem Papiere bleiben. Geschieht aber wirklich etwas, um derartige Unglücksfälle für die Zukunft unwahrscheinlicher zu machen oder doch ihre Folgen zu mildern, dann wären die 1500 Menschen der ‚Titanic' nicht ganz umsonst untergegangen. Schließlich muß ja aus jedem Sterben neues Leben geboren werden. Und wenn es auch über eine furchtbare Katastrophe nicht hinwegtröstet, daß man ihr jedesmal auch eine gute Seite abgewinnen kann, so kann es uns doch weiterbringen und auch ideell fördern, die Tragödie nicht ausschließlich in schwarzen Lettern lesen zu wollen. Deshalb möchten wir nicht gleichgültig hinweggehen über die menschliche Größe, die sich bei diesem Ereignis gezeigt hat. Die Frau, die ihre Zofe im Rettungsboot unterbringt und es selbst wieder verläßt, um mit dem Gatten zu sterben, mit dem sie vierzig Jahre gelebt hat, kann Generationen ein strahlendes Beispiel der Treue und Selbstlosigkeit und menschlicher Größe sein. Viele noch auf diesem Riesenschiff mögen es verdient haben, im Gedächtnis der Nachwelt zu bleiben ..."

Nun sollen wir ja aber nach den 40 Jahren Frieden so völlig verweichlicht sein, daß es überhaupt keine Helden mehr gibt? „Es gibt Helden!" widerspricht Heinrich Ilgenstein in den „Deutschen Nachr.". „Heute sogar mehr denn je. Nur sollten wir nicht immer so ausschließlich von früheren oder künftigen Kriegen dabei träumen. Wir brauchen uns nur ein wenig umzusehen, und wir ge-

wahren, daß in der heutigen Zeit des unaufhaltsamen Vorwärtsrollens auch der geschmähte Frieden zum Heroismus erzieht.

‚Kein'n schönern Tod auf dieser Welt, als wer vom Feind erschlagen ...' Ob man den Helden des Friedens, jenen ruhmlosen Helden des Friedens, die nicht aus hinreißender Kriegsbegeisterung, sondern tapfer mitten im tiefsten Völkerfrieden ‚nur' aus Pflichttreue zu sterben wissen, nicht unrecht tut damit?

Es ist eine schöne Sitte, die im Kriege Gefallenen als des Vaterlandes Schmuck an Heldentum zu verehren. Aber jene Art von selbstverständlicher Hinnahme, die von den großen Heroen auf dem Schlachtfeld des täglichen Lebens zur Tagesordnung übergeht, ist weniger schön.

Es kommt wohl davon, daß diese Helden des Friedens oft eine so stumme Größe haben, daß sie kein schmuckes Kriegskleid tragen und der Nimbus des Soldatentums fehlt.

Heldengröße! Wer spricht heute noch von dem Arzt Dr. Müller, der damals, als vor Jahren das Gespenst der Pest an Wiens Toren pochte, sich selbst die Pest zuzog und dann, den sichern Tod vor Augen, bis zum letzten Atemzug noch als gewissenhafter Forscher seine Beobachtungen an sich selbst ruhig niederschrieb? Und wer hatte wohl jetzt, da die Schreckenskunde von dem Untergange der ‚Titanic' die Welt durcheilte, Zeit dazu, auf das ganz ähnliche Stück Heldentum zu achten, das sich auch hier bis zum letzten Atemzug bewährt?

Gewiß, alle, die hier, noch eben vom ‚unzerstörbaren' Wunderwerk der modernen Schiffsbautechnik getragen, den grausigen Tod in den Fluten fanden, sind gleich beklagenswert. Aber das ist es doch, was den meisten am stärksten ins Auge sprang: so und so viel der Ertrunkenen waren wirkliche Millionäre. Über den Multimillionär Astor ist gleich der ganze Stammbaum zur Hand. Man vergißt nicht, hervorzuheben, daß George Widener (der bekannte Großbankier Philadelphias) auch eine ‚schöne' Gattin mit an Bord gehabt hatte. Und die Diamanten und Perlen der Ertrunkenen! Wie faszinierend blitzen sie noch in das Todesunglück von über fünfzehnhundert Menschen hinein! Und wie vergißt man nicht, zu berichten, daß das Geschmeide einer Passagierin schon allein drei Millionen Wert präsentierte! Aber für den einzigen, der, freilich nicht in den Glanz amerikanischen Millionenzaubers gehüllt, bei dieser Katastrophe eine Heldengröße an den Tag legte, wie sie kein Völkerringen größer hervorbringen kann, kaum ein Wort der Ehre.

‚Der Telegraphist an Bord der ‚Titanic' zeigt eine außerordentliche Kaltblütigkeit und ist beim Telegraphieren durchaus sicher ...' So wird's im Chronistenstil mitten zwischen den fünfzigtausend Sack Kaffee und der verlorenen Briefpost fast wie eine Selbstverständlichkeit berichtet. Auf dem Verdeck des sinkenden Riesenschiffes ringt die verzweifelte gemeinsame Todesnot Tausender. Aber oben in der Stube des Telegraphisten steht ein Held. Ein sterbender Held, der in seiner Pflichterfüllung bis zum letzten Atemzug etwas Gigantisches hat.

Er ist ‚nur' ein einfacher Mann, dieser Telegraphist da oben! Er übersieht die verzweifelte Lage. Aber er rührt sich nicht von der Stelle. Alles strebt auf dem Verdeck nach eigener Rettung. Er bleibt auf seinem Posten und gibt Signal auf

Signal. Ganz wie einst der Wiener Arzt Dr. Müller seine Fieberskala — oh, was tun wir Gebildete uns auf unser ‚höheres‘ Menschentum zugute! —, so registriert dieser Telegraphist von Minute zu Minute das sichere Sinken des Schiffes. ‚Der Bug des Schiffes neigt sich bereits ...!‘ Packt ihn jetzt die verzweifelte Todesangst der andern? Er gibt weiter seine Signale. Er wankt nicht von der Stätte seiner Pflicht. Er telegraphiert sich in den Tod hinein. ‚Er ist beim Telegraphieren durchaus sicher ...‘ So berichten es, nur leicht verwundert, die andern Dampfer, die die Signale dieses Helden aufgenommen haben. Sein letzter Handgriff noch ein Notsignal. Dann die kalte, eisige Flut ...

Die Kriegsfanatiker jammert der Völker, die lang andauernder Friede um die Kraft zum Heroentum bringt. Was sagen sie zu solchen Heldengestalten wie diesem ersten Telegraphisten der ‚Titanic‘? Wie erklären sie es sich, daß der Todesmut, der diesen Unvergeßlichen bis zum letzten Augenblick beseelte, immer wieder seine Vertreter findet, bald hier, bald dort in der Welt, trotzdem langer Frieden das Volk ‚entnervte‘? Wie erklären sie das todesmutige Auftreten unserer Flieger, die sich durch kein warnend Beispiel von immer neuen Versuchen zurückhalten lassen?

Die immer größer werdende Liebe zum Frieden hat nichts mit dem Mut zum Sterben zu tun. Es wäre schön, wenn diejenigen, die noch immer im Kriege das einzige Erziehungsmittel zu Mut und Aufopferungsfähigkeit sehen, endlich erkennen wollten, daß auch der Frieden seine Helden schafft, und daß im Kampf mit den Elementen wie im Kampf um den Fortschritt die Erziehung zur Tapferkeit auch ohne die Geißel des Krieges sich ganz von selbst ergibt ...“

* * *

Wie lange noch und der Alltag tritt wieder in seine Rechte! Auch das Leben hat seine große innere Gelassenheit, trotz allen äußeren Geschreis und Getutes. Nach der Tragödie das Satyrspiel. Der eine, kurze Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, vom Titanidenschicksal zum frisch-fröhlichen Froschmäusekrieg im preußischen Abgeordnetenhause.

Das Karnickel war natürlich wieder die (ganze 6 Mann starke) rote Fraktion. Oder richtiger der gemeingefährliche Ingrundundbodenredner Liebknecht. Er hatte (mit Unterstützung des Genossen Ströbel) Preußen einen „Kinderspott“ genannt, barbarischer und verächtlicher als das den Genossen so tief verhaßte Rußland. „Welche Sturmesszenen“, bemerken dazu die „Leipziger Neuesten Nachr.“, „würden sich in Frankreich oder England erheben, wenn dort ein Volksvertreter sich zu einer gleichen Kritik der Heimat verstiege! Wie würden die Wähler unsäuberlich mit ihm umgehen! Welch heißen Empfang würden sie ihm bereiten! Aber die Genossen Ströbel und Liebknecht dürfen sich erlauben, was jeder Franzose oder Engländer sich selbst versagen würde. Und sie dürfen sich schließlich auf ihre Freunde im Reichstag berufen, wo Genosse Wendel ungestraft das Andenken des Fürsten Bismarck schmähen und Genosse Ledebour den Konservativen vorwerfen darf, daß sie und ihre Söhne nur Kriege suchen, um Geld zu verdienen. Sie alle, die zahllosen Offiziere, die vor Wörth und Weißenburg, bei St. Privat und Gravelotte, vor Sedan und Paris den Heldentod starben,

die Eisenreiter der Brigade Bredow, all das junge Blut, das sich für Deutschlands Ehre eingesetzt hat, all die flammende Begeisterung, die dem Tode den Stachel nahm, das alles löscht Herr Ledebour aus, um den Leuten dort draußen seine üble Weisheit zu predigen: ‚Sie suchten Kriege, um Geld zu verdienen!‘ Und um den Mutterleib der Heimatserde zu schänden, erhebt der Berliner Rechtsanwalt Liebknecht die Stimme im Duett mit dem Genossen Ströbel, und beide nennen das alte Preußen, das Land Friedrichs des Großen und Wilhelms des Ehrwürdigen, barbarisch und verächtlich ...“

Mit vollem Recht erinnert die „Kreuzzeitung“ an den Heldenmut, mit dem im letzten Kriege unsere tapferen Leute sich in das vernichtende Chassepotfeuer stürzten, in dessen Bereich sie mitunter mehr als einen Kilometer weit vorzustürmen hatten, ehe sie von der eigenen, längst nicht halb so weit reichenden Schußwaffe Gebrauch machen konnten. „Man lese Schilderungen wie die des Grafen Pfeil (in dem Buche ‚Vor vierzig Jahren‘) von der Erstürmung des Kirchdorfs St. Privat am 18. August 1870: wie vom Ersten Garderegiment zu Fuß schon vor dem Endkampf in St. Privat etwa ein Drittel der Mannschaft und die gute Hälfte der Offiziere am Boden lag, von diesen aber beim letzten Ansturm auf kürzeste Entfernung auch weiter noch ein großer Teil vor der Front zusammenbrach, bis dann endlich die Mauern des Dorfes überstiegen und die Verteidiger niedergemacht oder entwaffnet wurden. Alle die tapfern dort blutenden Offiziere, die Schulenburg und Keller, die Krosigk, Alvensleben, Natzmer usw., wie Graf Pfeil und das Generalstabswerk sie aufzählen, waren ‚Junker‘.

Bisher hat man nun im ganzen deutschen Volk, auch bei unsern alten und jungen Kriegern, geglaubt, die zahlreichen Offiziere und Soldaten, die dort in den Tod gingen, hätten das aus Vaterlandsliebe, aus Ehr- und Pflichtgefühl getan. Am 23. April 1912 im Reichstage ist man anders belehrt worden. Es hat sich dort eine unsäglich widerwärtige Szene abgespielt, über die der ‚Vorwärts‘ selbst wie folgt berichtet:

Abg. Gans Edler zu Putlitz: ‚Die Junker suchen Kriege, sagte gestern der Abgeordnete Haase, um ihre Ruhmsucht zu befriedigen.‘ (Zuruf bei den Sozialdemokraten: ‚Um zu verdienen!‘ Ruf rechts: Pfui!)

Also die Helden von St. Privat, über dessen Erstürmung einige Jahre darauf der bekannte russische General Skobelew bei einem Besuche des Schlachtfeldes zu einem preußischen Offizier sagte: ‚Das macht Ihnen keine andre Armee nach!‘ — die Helden dieses und so vieler andrer Schlachtfelder haben ihr Leben in so großer Zahl eingesetzt und verloren — um Geld zu verdienen. Gegenüber einer solchen Niedrigkeit würde wohl selbst Lassalle, wenn er noch lebte, in flammender Empörung seine bekannte Frage wiederholen: ‚Ist denn die Scham zu den Bestien entflohen?‘ ... Das konnte geschehen in einem Reichstage, der ohne die Kämpfer von 1870 gar nicht bestände! ...“

Die „Frankf. Ztg.“ weist darauf hin, wie leicht es diese sozialdemokratischen Abgeordneten ihren Gegnern machen. Es sei auffallend, wie verschieden sich die Sozialdemokraten im Reichstag und im preußischen Landtag verhalten: „Sie

sprechen ja auch im Reichstag nicht in den sanftesten Tönen, aber der Grundton dort ist doch gar nicht mit dem zu vergleichen, den die Genossen im Landtag anschlagen. Das kommt wohl hauptsächlich auf das Konto des Genossen Liebknecht, der den Ton angibt, und dem die andern folgen. Der sogenannte junge Liebknecht, obgleich er bereits in einem Alter ist, wo man verständiger zu werden pflegt, ist seiner Natur, wenn auch nicht seinen Ansichten nach eigentlich kein Sozialdemokrat, sondern ein Anarchist, der glaubt, am meisten zu erzielen, wenn er möglichst viel Skandal macht. Es ist erstaunlich, daß die sozialdemokratische Partei diesem kollernden Schwätzer noch nicht beruhigende Sitzbäder verordnet hat, denn es unterliegt ja keinem Zweifel, daß er ihr schweren Schaden zufügt. Daß Mehring vor kurzem Äußerungen über parlamentarische Zuvielrednerei tat und sie offen auf den jungen Liebknecht bezog, wird wohl nicht genügen. Wenn es aber so weiter geht, wird natürlich die Taktik der Konservativen unterstützt, die nach Ausnahmegesetzen gegen die Arbeiter rufen und die Regierung dazu drängen. Das ist freilich keine Sache des Landtags, aber diese Taktik zielt ja auf den Reichstag ab, wo die Konservativen in keiner guten Lage sind, aber durch einen Konflikt, den irgendeine Art Zuchthausvorlage hervorriefe, wieder in die Höhe zu kommen hoffen. Es ist klar, daß ein Vorgehen, wie es Liebknecht und Genossen beliebt, solchen Tendenzen Vorschub leistet, und es könnte leicht sein, daß dann die Blamierten nicht die wären, denen Liebknecht im Abgeordnetenhause täglich versichert, daß sie es seien, sondern er und seine Freunde ...

Damit ist nicht gesagt, daß nicht auch einmal ein starkes Wort am Platze wäre, aber mit Reden, die nur in Superlativen arbeiten, erzielt man nichts anderes, als daß die übel gesinnte Mehrheit darüber lacht und mit ungebührlichen Ausdrücken schafft man nur den andern billige Gelegenheit zur Äußerung der Entrüstung darüber, daß in diesem Hohen Hause Sozialdemokraten überhaupt da sind. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß die Art, wie im preußischen Abgeordnetenhause die wichtigsten Fragen, wie etwa die Wahlrechtsfrage, behandelt werden, allerdings geeignet ist, nicht nur die Sozialdemokraten, sondern überhaupt jeden fortschrittlichen Menschen zu erregen. Der Herr Minister v. Dallwitz hat ausgeführt, nicht nur, daß die Übernahme des Reichstagswahlrechts auf Preußen nach wie vor für die Regierung nicht in Frage komme, sondern er hat auch gesagt, daß der gegenwärtige Zeitpunkt überhaupt nicht geeignet sei, eine Wahlrechtsaktion in die Wege zu leiten, und er begründet dies mit der Stellungnahme einzelner bürgerlicher Parteien zur Sozialdemokratie. Der Minister spielte damit offenbar auf das bekannte Stichwahlabkommen an und sagte also mit anderen Worten den Liberalen: Da ihr so unartig waret, euch gegen die Konservativen und das Zentrum mit der Sozialdemokratie zu verbünden, bekommt ihr jetzt gar keine Wahlreform, nämlich nicht einmal die, die in der Thronrede versprochen worden ist. Der Herr Minister macht also die Erfüllung dieses Versprechens davon abhängig, daß die Liberalen keine Parteipolitik trieben, die ihm, in letzter Linie den Konservativen, nicht paßt. Wenn man darüber nicht zornig werden wollte, hätte man keine Spur von Temperament. Für die preußische Wahlreform müßten denn doch Gesichtspunkte maßgebend sein, die etwas größer wären als der

Ärger über die Verluste, die die Konservativen bei den Reichstagswahlen erlitten haben. Auch die Milde, mit der der Minister die Übergriffe der Landräte beurteilt, ist wahrhaft aufreizend ..."

Wie recht das Blatt mit seinen Leviten an die Sechsmännerfraktion hatte, bewies die darauf folgende Sitzung, in der zunächst Frhr. v. Zedlitz, dann aber noch eine Reihe anderer Herren ein jeder sein Sprüchlein hersagten.

„Frhr. v. Zedlitz begann damit, daß die deutsche Sprache kein Wort kenne, das stark genug wäre, die Entrüstung über gewisse sozialdemokratische Äußerungen zum Ausdruck zu bringen, er fand aber dann doch in dieser Sprache Worte, die wohl nicht mehr zu überbieten sind. Denn es mag einem immer noch angenehmer sein, Mörder genannt zu werden, als Stehler und Hehler, dies aber sind die Worte, die dieser fürnehme Herr auf die Sozialdemokratie und die Fortschrittliche Volkspartei angewandt hat. Er sprach vom Stichwahlkompromiß, durch das die Scheidewand zwischen den Freisinnigen und den Sozialdemokraten eingerissen worden sei, und angesichts dieses Zusammengehens der beiden könne man nur sagen: ‚Der Hehler ist so schlimm wie der Stehler.' Diese unerhörte Unverfrorenheit rief natürlich großen Lärm hervor, und es folgte dann eine turbulente Geschäftsordnungsdebatte, bei der der Präsident Frhr. v. Erffa seine Parteilichkeit zeigte. Es fiel ihm gar nicht ein, den Herrn v. Zedlitz zur Ordnung zu rufen, obgleich ein Ordnungsruf, wenn jemals, so diesmal provoziert war, aber ein paar Sozialdemokraten wurden sogleich zur Ordnung gerufen. Noch eine zweite Unverfrorenheit hat Herr v. Zedlitz begangen. Er erlaubte sich zu bemerken, daß ein Beamter, der trotz seinem Treueide sozialdemokratisch wähle, obwohl er der sozialdemokratischen Richtung nicht huldige, ein solcher Gesinnungslump sei, daß für ihn kein Platz in der preußischen Beamtenschaft vorhanden sein könne. Welches Recht hat denn ein Mann, der so redet, zur Entrüstung über starke Worte der Sozialdemokraten? Welches Recht hat denn die Mehrheit des Abgeordnetenhauses dazu, die diesen Worten dröhnenden Beifall spendete? Die Äußerung dieses Freiherrn hat, auch wenn sie in parlamentarischer Form vorgebracht worden wäre, keine Spur von Berechtigung. Wenn etwa ein liberaler Beamter bei einer Stichwahl vor der Frage steht, ob er einen Erzreaktionär oder einen Sozialdemokraten wählen solle, so weiß er doch, daß es sich keineswegs darum handelt, ob der Kaiser und König abgesetzt werden solle, sondern um Fragen der geistigen und wirtschaftlichen Kultur, um Schule, Zölle, Wahlrechte und landrätliche Übergriffe, und es ist jedermanns Recht, den zu wählen, der in allen diesen Fragen besser die Interessen der Allgemeinheit wahrt als etwa Herr v. Zedlitz. Wird etwa ein Zentrumsmann dadurch zum Verräter an seiner Kirche, daß er in einer Stichwahl einen protestantischen Konservativen wählt?"

Was die Herren von der Rechten jetzt in Szene setzten, das, meint die „Köln. Ztg.", sei „kein Kampf gegen die Sozialdemokratie um seiner selbst willen, sondern ein Klassikum von Spiegelfechterei", es sei „ein Theaterkampf mit Blechschwertern und großem Geschrei, auf die gröbsten Instinkte des Publikums berechnet". „Er soll die Aufmerksamkeit von anderen für die Rechte peinlichen

politischen Vorgängen ablenken und den schwindenden Nimbus der konservativen Partei im Rampenlicht einer nationalen Sozialistentöterei wieder neu erstrahlen lassen. Dieser politische Feldzug ist äußerst raffiniert in Szene gesetzt; das wird man neidlos zugeben müssen. Der Oberregisseur der konservativen Partei hat es so eingerichtet, daß die eigentliche Spitze des Sozialistenkampfes sich nicht gegen die Genossenpartei, sondern gegen den Liberalismus richtet; denn er weiß sehr wohl, wenn er es auch nicht wahr haben will, daß der gefährlichste Gegner für die Konservativen nicht die Sozialdemokratie ist, die auf Grund ihrer eigenen Entwicklungstheorie an sich selbst zugrunde gehen muß, sondern der Liberalismus. Die konservative Rüstkammer hat deshalb für den Kampf gegen den Radikalismus nur solche Waffen bereitgestellt, deren Gebrauch der Liberalismus mit Recht verschmäht: Ausnahmegesetze, Gewaltbestimmungen in der parlamentarischen Geschäftsordnung, Widerstand gegen ein billiges Wahlrecht, Ausnutzung des staatlichen Verwaltungsapparates zu ihren Parteizwecken, Beugung der Gesetze, wie des Vereins- und Versammlungsgesetzes, durch ihnen ergebene Beamte usw. Machen die liberalen Parteien nach den Grundsätzen ihrer Programme den Kampf mit solchen Waffen nicht mit, dann wird gegen sie je nachdem das Wort ‚antinational' oder das Wort ‚in nationalen Dingen unzuverlässig' ins Land hineingeschleudert. Man will damit dem Volke vortäuschen, daß der Liberalismus im Kampfe gegen die Sozialdemokratie versagt. So hofft man, einen Teil der Liberalen zu schrecken, ihn für die Rechtsparteien zu gewinnen und damit wieder Wind in die Segel der konservativen Schifflein zu führen. Der Scheinkampf gegen die Sozialdemokratie scheint wirklich die letzte Karte zu sein, auf die die Desperadopolitik des Herrn v. Heydebrand noch setzen kann. Auch hier sind die Chancen schwach, und deshalb suchen die Konservativen mehr denn je die Rückendeckung bei den Organen der inneren Verwaltung, die ja bis in die höchsten Stellen mit ihren Parteigängern systematisch besetzt ist, und die trotz aller ministeriellen Zusagen und Erlasse nicht unparteiisch, sondern vielfach politisch interessiert und dann immer zugunsten der Rechten arbeitet ..."

Also: Ihr seid durchschaut! „Spiegelberg, ich kenne dich!"

* * *

Was dem einen recht, ist dem andern billig. Wenn die Konservativen in Preußen von ihrem Einfluß auf die „Organe der inneren Verwaltung" Gebrauch machen, warum sollen das die Zentrumsleute in Bayern nicht auch tun? Sie haben ja nur durch ihren Ministerpräsidenten Freiherrn v. Hertling den bayerischen Verwaltungsbehörden eine mildere Auslegung und Handhabung des Jesuitengesetzes nahegelegt. Nun glaubt freilich der Würzburger Professor Dr. Robert Piloty, selbst ein Gegner des Jesuitengesetzes, in den „Münchner Neuesten Nachr." feststellen zu müssen, daß eine Gesetzesauslegung „nur richtig oder unrichtig, nicht aber strenger oder milder" sein könne. „Eine mildere bayerische und eine strengere preußische Auslegung zum gleichen Gesetz würden sich nebeneinander bei diesem Gesetz so wenig wie bei irgendeinem anderen vertragen. Man denke nur an die Folgen! Wie würde sich

etwa eine mildere und strengere Handhabung der Wehrordnung oder der Zoll- und Steuergesetze des Reiches in den verschiedenen Staaten nebeneinander ausnehmen? Diese schiefe Ebene der Auslegungsverschiedenheiten muß vor allem vermieden werden. Hier aber handelt es sich, wie mir scheint, nicht um eine milde, sondern um eine unrichtige Auslegung des reichsrechtlichen Begriffs ‚Ordenstätigkeit'. Eine solche liegt zweifellos auch dann vor, wenn ein Ordensangehöriger rein priesterliche Handlungen auch nur aushilfsweise und unter Aufsicht des zuständigen Pfarramts vornimmt, denn der Ordensangehörige nimmt auch solche Tätigkeit gemäß seiner Ordensstellung und unter Aufsicht seiner Ordensoberen vor. Das selbe gilt auch von den sogenannten Konferenzen, die nichts weiter sind als Predigten, sobald sie in kirchlichen Räumen vorgenommen werden. Dieselben sind deshalb auch dann zur Missionstätigkeit zu rechnen, wenn sie sich ‚hauptsächlich' auf dem apologetischen oder sozialen (= politischen) Gebiet halten."

Auch durch den Paragraphen 3 des Jesuitengesetzes sei den Einzelstaaten eine Ermächtigung zu einer „einschränkenden Auslegung" nicht gegeben.

Nun war es nach der „Berl. Volksztg." den Eingeweihten längst kein Geheimnis mehr, daß auch die preußische Regierung, seitdem der Kulturkampf durch das Kompromiß mit dem Vatikan beendigt war, dem Jesuitengesetz gegenüber beide Augen zugedrückt hat. „Als im Sommer 1901 der Landrat von Lüdinghausen in Westfalen einer Jesuitenmission ein Ende machte, indem er auf Grund des damals noch bestehenden § 2 des Jesuitengesetzes die frommen Väter der Gesellschaft Jesu zwang, eine Ortsveränderung vorzunehmen, erregte diese gesetzmäßige Handlung großes Aufsehen. Man erzählte sich, daß diese ‚Kühnheit' der Karriere des Beamten keineswegs genützt habe ... Seit der Reichskanzler v. Bülow die Aufhebung des § 2 zugestanden hatte, hat man überhaupt nichts mehr davon gehört, daß die gesetzwidrige Tätigkeit der Jesuiten in Preußen irgendwie behindert worden wäre, obschon verschiedene Fälle bekannt geworden sind, daß die Jesuiten in der Zentrumspresse öffentlich angesagte Missionen gehalten haben. Der eklatanteste Fall war der, in dem der katholische Landrat des Kreises Rees eine Jesuitenmission in Emmerich ausdrücklich gestattete und die Zentrumspresse darüber ihre helle Freude äußerte, ohne daß diesem Landrat, einem Grafen Spee, auch nur das geringste geschehen wäre.

Zum Dank für diese Nachgiebigkeit der preußischen Regierung plaudern jetzt die Jesuiten selber aus, in welchem Maße von preußischen Beamten das ungesetzliche Treiben der frommen Väter pflichtwidrig geduldet worden ist, indem ein Jesuit in der ‚Germania' erzählt:

‚Es wird bekannt sein, daß in den letzten zwei Jahrzehnten es in Preußen glücklicherweise nur Ausnahmsfälle waren, wenn durch Eingreifen der staatlichen Behörden eine regelrechte Jesuitenmission verhindert oder unterbrochen wurde. Man kann auch nicht sagen, daß dieses ziemlich allgemein praktizierte passive Wohlwollen lediglich auf Unkenntnis der Personalien der Missionare beruhte. In vielen Fällen haben die Behörden gewußt, daß die Mission von Jesuiten gehalten wurde, und haben sich mit anerkennenswertem Freimut



über die reichen Erfolge derselben ausgesprochen. (?) Daß diese mildere und für den Staat gedeihlichere Praxis so ganz und gar ohne Billigung oder wenigstens ohne Vorwissen der oberen Verwaltungsbehörden beobachtet worden sei, daran mag man bei der vortrefflichen Organisation unseres preußischen Verwaltungsapparates billig zweifeln.'

Hier wird es also den preußischen Verwaltungsbehörden zum Ruhme angerechnet, daß sie nicht nur um die Gesetzesübertretungen der Jesuiten gewußt und sie stillschweigend geduldet, sondern sie auch mit ihrem Wohlwollen begleitet und sie gefördert haben. Und ausdrücklich wird bestätigt, daß es gerade die ganz besonders verbotenen Jesuitenmissionen gewesen sind, die sich des Beifalls der Hüter des Gesetzes zu erfreuen hatten, nicht etwa nur die sogenannten Konferenzen oder Exerzitien, und unter was für Decknamen die frommen Väter sonst noch ihre gesetzwidrige Wirksamkeit betrieben haben. Wir erfahren dann des Beispiels wegen noch, daß die Jesuiten in dem Vorort einer westlichen Großstadt, der 12 000 Katholiken und 9000 Protestanten zählt, in den Jahren 1900, 1904 und 1910 je eine vierzehntägige Mission gehalten haben, ohne im geringsten gestört worden zu sein. Von anderer Seite wurde vor kurzem mitgeteilt, daß im vorigen Jahre in Höchst bei Frankfurt a. M., also auch auf preußischem Boden, eine Jesuitenmission stattgefunden habe, von der die Zentrumspresse ihren Lesern vorher Kenntnis gegeben hatte, aber plötzlich verstummte, als liberale Blätter Lärm schlugen.

Seit vielen Jahren sind in der St.-Matthias-Kirche auf dem Winterfeldtplatz in Berlin Konferenzen in der Form religiös-wissenschaftlicher Vorträge gehalten worden, anfangs von einem ‚Professor', dem gewöhnlichen Decknamen eines Jesuiten, später, da die Interessenten über das Geheimnis aufgeklärt waren, ohne Bezeichnung des Vortragenden, trotzdem auch solche Vorträge in der Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts vom 8. Mai 1900 als verbotene Ordenstätigkeit erklärt sind. Gegen solche Konferenzen wandte sich der Erlaß des bayerischen Kultusministers v. Wehner vom 4. August vorigen Jahres, als man in Bayern anfing, sie in die Kirchen zu verlegen und mit liturgischen Zeremonien und Gesängen zu verbinden. In Preußen sind sie seit Jahren geduldet worden. Es entsprach also genau den Tatsachen, wenn ein Jesuit dem Präsidenten der bayerischen Zweiten Kammer, v. Orterer, erzählte, was dieser auf der Zentrumsversammlung zu Ingolstadt am 11. Januar dieses Jahres mitteilte:

‚31 Jahre haben wir gepredigt in ganz Preußen, am Rhein, in Schlesien, in Hessen usw., und niemand hat sich um uns gekümmert.'

Diese Indiskretionen zeigen, daß man in Preußen weit mehr noch als in Bayern den Jesuiten durch die Finger gesehen hat. Hat man doch in Bayern wenigstens, um nicht gegen den Buchstaben des Gesetzes zu verstoßen, die Jesuitenmissionen ferngehalten ..."

Preußen in Deutschland voran!

* * *

Auch sonst bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß Gesetze, wenn sie unartig werden, in die Ecke gestellt werden müssen. Das lehrt auch der Fall des Dr. Sambeth, der hier nach der Darstellung von Paul Harms im „Berl. Tagebl." wiedergegeben sei:

„Zu Mergentheim im Schwabenlande besteht, wie an zahlreichen anderen Orten auch, eine freiwillige Sanitätskolonne. Sie wurde etliche Jahre lang vom Stabsarzt der Reserve Dr. Schumm geleitet, jedoch nicht zur Zufriedenheit der Mitglieder. Diese machten daher von dem ihnen zustehenden Recht Gebrauch und wählten am 22. April 1909 den Dr. Schumm nicht wieder, sondern erkoren sich in dem Schwager ihres Kolonnenführers Schell einen neuen ärztlichen Leiter. Es war dies der Oberarzt der Landwehr Dr. Sambeth. Dr. Schumm, der seinen Durchfall auf Ränke des Kollegen zurückführte, schrieb dem Dr. Sambeth einen beleidigenden Brief. Der beleidigte Dr. Sambeth unterbreitete den Handel darauf dem Ehrenrat des Ärztevereins in Hall und erstattete hiervon seinem zuständigen Bezirkskommando in Deutz Anzeige. Die beiden Verfahren, die sich hieraus entwickelten, verliefen grundverschieden, aber lehrreich.

Das Schiedsgericht des Ärztevereins erteilte dem Dr. Schumm einen Verweis, als höchste zulässige Strafe. Auf die Privatklage des Dr. Sambeth verurteilte das Amtsgericht zu Mergentheim den Dr. Schumm im April 1910 zu 100 M. Geldstrafe. Der Verurteilte ließ das Urteil rechtskräftig werden. So weit das bürgerliche Verfahren, dessen Ergebnisse auch dem Verstande des gemeinen Mannes einleuchten werden. Befinden sich diese Ergebnisse doch auch in erfreulicher Übereinstimmung mit der kaiserlichen Kabinettsorder vom 1. Januar 1897 über die Zweikämpfe zwischen Offizieren, worin der für jeden Ehrenmann, ob Bürger oder Soldat, gleich annehmbare Grundsatz aufgestellt wird:

‚Der Offizier muß es als Unrecht erkennen, die Ehre eines anderen anzutasten. Hat er hingegen in Übereilung oder Erregung gefehlt, so handelt er ritterlich, wenn er an seinem Unrecht nicht festhält, sondern zu gütlichem Ausgleiche die Hand bietet.'

Auch das ist für den Verstand des gemeinen Mannes durchaus einleuchtend. Nicht ganz sicher sind wir, ob es auch der Verlauf des militärischen Verfahrens sein wird, das neben dem bürgerlichen herging. Der Spruch des Ehrenrats, der in Ulm erging, lautet hier:

‚In der ehrengerichtlichen Untersuchung wider den Oberarzt der Landwehr Dr. Sambeth des Landwehrbezirks Deutz hat das Ehrengericht über Stabsärzte, Ober- und Assistenzärzte bei der 15. Division in der Spruchsitzung vom 18. Februar 1910 dahin erkannt, daß der Oberarzt der Landwehr I Dr. Sambeth, weil er für eine schwere Beleidigung, die ihm in einem Zwist mit einem Berufsgenossen widerfahren ist, ausreichende und standesgemäße Genugtuung herbeizuführen unterlassen hat, der Verletzung der Standesehre für schuldig zu erachten, und beantragt Entlassung mit schlichtem Abschiede.'

Da Dr. Sambeth dem Landwehrbezirk Deutz unterstand, mußte der Spruch dem König von Preußen vorgelegt werden. Darauf erging folgender Bescheid:

‚Ich lasse Ihnen beifolgend mit den Untersuchungsakten den ehrengerichtlichen Spruch vom 18. Februar 1910 wider den Oberarzt der Landwehr ersten Aufgebots Dr. Sambeth (Deutz) mit nachstehendem Eröffnen wieder zugehen. Der Genannte ist der Verletzung der Standesehre für schuldig erachtet worden, weil er es unterlassen hat, eine schwere Beleidigung, die ihm in einem Zwist mit einem Berufskollegen widerfahren ist, in standesgemäßer Weise zu erledigen. Da Oberarzt Dr. Sambeth *niemals die Absicht gehabt hat*, seinen Gegner persönlich zur Verantwortung zu ziehen, so lag ein Ehrenhandel im Sinn der Ziffer IX Meiner Order vom 1. Januar 1897 *überhaupt nicht vor* und war ein Eingreifen des Ehrenrats behufs Herbeiführung eines Ausgleichs *auch nicht erforderlich*. Zu der Einleitung des ehrengerichtlichen Verfahrens und zu dem Antrage des Ehrengerichts bemerke Ich, daß eine *aus religiöser Überzeugung* entsprungene grundsätzliche Verwerfung des Zweikampfes sich *nicht* zum Gegenstande ehrengerichtlicher Beurteilung machen läßt, wenn auch ein Sanitätsoffizier, der in dieser Hinsicht zu den Grundanschauungen seiner Standesgenossen in Widerspruch tritt, *nicht länger in seiner Dienststellung belassen werden kann*. Ich lehne es daher ab, auf den vorliegenden Spruch Entscheidung zu treffen, und bestimme, daß die Akten hierüber wegzulegen sind. Ich will indes in Rücksicht darauf, daß nach den stattgehabten Ermittelungen der Oberarzt der Landwehr Dr. Sambeth keinen begründeten Anlaß zu der ihm widerfahrenen Beleidigung gegeben hat, hierdurch *aus Gnade* genehmigen, daß er *unverzüglich seine Verabschiedung nachsucht*.

Homburg v. d. Höhe, den 14. April 1910.

Wilhelm R.

An den Generalstabsarzt der Armee.‘

Da es die der Regierung nahestehende ‚Kölnische Volkszeitung‘ ist, die diese tatsächlichen Angaben macht, so wird man sie — wenn auch ungern — für zutreffend halten müssen. Der gemeine Mann wird also in bezug auf die Eignung zum Berufe des Militärarztes umzulernen haben. Erforderlich ist dazu nicht nur eine *politische* Überzeugung, die dem jeweiligen Regierungskurs entspricht; erforderlich ist dazu auch eine *religiöse* Überzeugung von so großer Dehnbarkeit, daß der oben erwähnte, von *jeder* Religion gebilligte Grundsatz des kaiserlichen Duellerlasses zeitweilig ausfällt. Dann nämlich, wenn es dem Beleidiger so beliebt. Wird ein Militärarzt ohne erweislichen Grund beleidigt, so genügt es nicht, daß das ärztliche Standesgericht, daß das bürgerliche Gericht, in Übereinstimmung mit den Grundsätzen des obersten Kriegsherrn, den Beleidiger verurteilen und den Beleidigten von aller Schuld freisprechen. Der Beleidigte *muß*, wenn der Beleidiger es durchaus so will, diesem eine Forderung schicken und dann in Geduld abwarten, wie der militärische Ehrenrat über die Angelegenheit denkt. Unterläßt er es, hält er sich einfach an seine religiöse Überzeugung und die Grundsätze des kaiserlichen Erlasses vom 1. Januar 1897, so ist er hinfort nicht mehr geeignet, die Wunden zu heilen, die ein zukünftiger Krieg schlagen könnte.

Und der *Beleidiger*? Was geschieht *dem*? — So fragt schon längst

mit Ungeduld der Verstand des gemeinen Mannes. Nun, dem zweimal verurteilten Beleidiger, dem geschieht — wenigstens, wenn die ‚Kölnische Volkszeitung‘ richtig berichtet ist — von militärischer Seite nichts. Wir fürchten, für den Verstand des gemeinen Mannes wird es eine etwas harte Nuß sein, diese unterschiedliche Behandlung von Beleidiger und Beleidigtem aus den Grundsätzen des kaiserlichen Erlasses von 1897 befriedigend zu erklären ...“

Der Fall hat einen scharfen Zusammenstoß zwischen dem Kriegsminister v. Heeringen und dem Zentrumsabgeordneten Erzberger zur Folge gehabt, weiter eine Art formeller Entschuldigung und Zurücknahme von seiten des Kriegsministers. Wenn ihm in den Mund gelegt sei, ein Mann mit den Anschauungen des Dr. Sambeth passe nicht in die Gesellschaftskreise des Offizierkorps, so habe er diese Äußerung nicht getan. Eine unehrenhafte Handlung läge überhaupt nicht vor usw.

Kurz: in der Form alle billigen Zugeständnisse, in der Sache unentwegt. Und wenn schon Herr v. Heeringen bei seiner schroffen Erklärung verharrt wäre, wenn er dann wirklich dran hätte glauben müssen, „was“, fragen die „Deutschen Nachr.“, „wäre für die Ausrottung des Wahns von einer Offiziersehre, die sich erhabener als die Achtung vor Gesetz und Religion dünkt, gewonnen? — Gar nichts! Es bliebe doch auch nach dem Abgang Heeringens durchaus beim alten, und der einzige Effekt wäre, daß der Nachfolger bei künftigen Duellinterpellationen weniger sympathische soldatische Offenheit an den Tag legte. Und das wäre schade! Ein einziger mutvoller Bekenner zu einer Unsitte trägt mehr zu ihrer schließlichen Abschaffung bei als hundert diplomatisch Begabte, die mit den Volksvertretern wohl weniger ‚geradezu‘ sprechen, aber im Grunde doch ganz das gleiche meinen.“

Daß mit der Abschaffung des Zweikampfes in der Armee dieser bald ganz aus Deutschland verschwinden wird, daran, behauptet die „Köln. Volksztg.“, könne kein Kenner der Verhältnisse ernstlich zweifeln. „Wenn von militärischer Seite darauf hingewiesen wird, daß die Duellsitte auch in den traditionellen Anschauungen der schlagenden studentischen Verbindungen eine selbständige Wurzel habe, so spricht das nicht dagegen. Sie stehen alle mehr oder weniger unter dem Einfluß militärischer Anschauungen, und gerade bei den gesellschaftlich einflußreichsten Korporationen, den Korps, die ja mit Vorliebe Beziehungen zu aktiven Offizierkorps pflegen, macht sich dieser Einfluß nicht selten sogar zum Nachteil studentischen Wesens geltend. Stände die Studentenschaft für sich allein, so würde sie gewiß schon längst Reformbestrebungen hinsichtlich des Zweikampfes — nicht zu verwechseln mit der Bestimmungsmensur! — zugänglich gewesen sein, wie sie sich auch in anderen Punkten entwicklungsfähig zeigt; nur der feste Rückhalt, den das Duell im Heere hat, hat hier als hemmendes Moment gewirkt. Der Grund ist auch leicht abzusehen. Das Duell beruht auf der Vorstellung einer besonderen Standesehre, ist ihre augenfälligste Betätigung, und da das Offizierkorps sich bei uns des höchsten gesellschaftlichen Ansehens und einer tonangebenden Stellung erfreut, so liegt auch für außerhalb stehende Kreise die Versuchung außerordentlich nahe, an dieser Standesehre des Offizierkorps teilzunehmen und sich dadurch über die Masse

hinauszuheben. Das ist das Distanzierungsbedürfnis, das schon manches Unnütze und Häßliche erzeugt hat. Würden sich erst Leute von ganz untergeordneter Stellung duellieren, dann hätte das Duell bald aufgehört, in der besseren Gesellschaft zu existieren, und es würde ihm ergehen wie dem Atheismus von Heinrich Heine, der für ihn nach seinem Geständnis den Reiz verlor, als er merkte, daß ‚die rohe Plebs, der Janhagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien', und daß ‚der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Tabak zu stinken'. Da indes der Sinn der ‚Plebs' zu gesund ist, um in den Duellunfug zu verfallen, so werden wir wohl vergeblich darauf warten, daß auf diesem Wege der Zweikampf sich überleben wird. Eine Änderung kann nur von obenher erfolgen, und man darf wohl die Hoffnung aussprechen, daß es den vereinten Bemühungen aller berufenen Faktoren gelingen wird, uns von einem Übel zu befreien, von dem ein Kenner wie La Bruyère gesagt hat: ‚Le duel est le triomphe de la mode.'"

* * *

Und nun noch eine indiskrete Frage, die ein Leser durch den „Türmer" zur öffentlichen Beantwortung stellt:

„Welche Stellung nehmen im Kriegsfalle Reserveoffiziere ein, die durch ein Ehrengericht aus dem Offizierkorps ausgestoßen wurden?

Ich hatte selbst einen ‚Ehrenhandel' durchzukämpfen: Wegen Unbrauchbarkeit kündigte ich einer Stütze und wurde daraufhin von deren Bräutigam, einem Studenten, in unflätiger Weise beschimpft. Ich stellte Privatklage, und der Student wurde in zwei Instanzen zu 500 M. Geldstrafe verurteilt.

Als Ehemann und Familienvater lehnte ich eine ehrengerichtliche Erledigung der Sache ab und wurde nach unendlichen Scherereien vom Ehrengericht verurteilt, d. h. ausgestoßen. Der Kriegsminister stieß das Urteil um, und der Prinzregent begnadigte mich.

Nun bin ich Landstürmler — seit meinem 39. Geburtstag.

Ich glaube, es würde vielen willkommen sein, wenn einmal in der Presse die einschlägigen Fragen besprochen würden, und ich glaube, daß der von mir sehr geschätzte ‚Türmer' dafür sehr geeignet wäre:

Welche Stellung nehmen Offiziere im Kriegsfalle ein, wenn sie durch ein Ehrengericht aus dem Offizierkorps ausgestoßen waren?

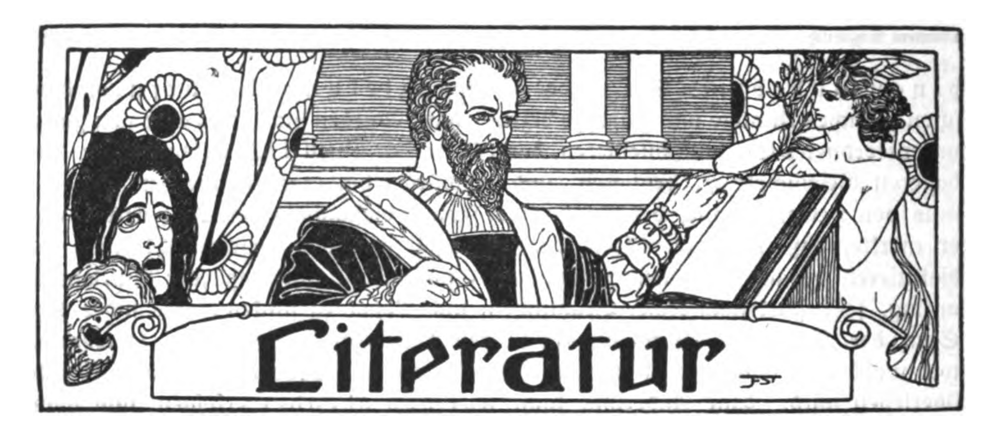
Nach dem Gesetz können nur Leute mit Zuchthausstrafen aus der Armee ausgestoßen werden; auch ist mit der Ausstoßung aus dem Offizierkorps keine Degradierung verbunden.

Kann im Kriegsfalle ein Vizefeldwebel seine Ernennung zum Leutnant ablehnen, weil er die damit verbundenen Konsequenzen nicht auf sich nehmen will?

Ist die Ausstoßung aus dem Offizierkorps, die ja doch im praktischen Gebrauche mit der Ausstoßung aus der Armee gleichbedeutend ist, nicht eine der schlimmsten Gesetzesverletzungen?"

U. A. w. g.





Der sterbende Strindberg

Von Hermann Kienzl

Laokoon, der qualumschnürt mit den Schlangen ringt! ... So grausam, wie Strindbergs Kampf mit dem Leben gewesen, ist nun auch der mit dem Tode. Die alten Helden hatten es leichter! Sie glaubten noch an Sieg und Apotheose. Verröchelnd sah mancher von ihnen mit brechendem Auge die immergrüne Palme, und seine bleichen Lippen umspielte ein Lächeln der Befriedigung. Die skeptischen Menschen unserer Tage fragen und suchen, aber sie hoffen nicht zu finden. Die glatte Rechnung ist ihnen abhanden gekommen, doch nicht der Drang nach dem verhüllten Ziel. Sie forschen nach dem letzten Zweck ihres Daseins, auf vielen Wegen. Glauben nicht mehr daran, daß sie ihr Leben bestimmen. Fühlen sich gelenkt. Viele von ihnen verlieren sich selbst, werden es müde, sich zu bekennen.

Ein leidenschaftlicher, rastloser Sucher seines Gottes, ein fanatischer Bekenner seiner selbst — in jedem Augenblick, auf jedem Irrweg, in Widersprüchen und Verzweiflungen — ist Strindberg bis zum letzten Hauch. Das Leben verweigerte ihm süße Rast und dauernde schöne Täuschung. Es hetzte ihn mit den wilden Hunden seines genialen Temperaments durch Feuersgluten und Eisesfrost, durch Begierden, Genüsse, Unglück, Schuld, Reue, Liebe und Haß. Aber in keinem Augenblick verlor dieser Mann den Mut, sich selbst ins Innerste zu blicken. Er war der größte Beichtiger der Gegenwart. Dieses schonungslose Sich-immer-aufs-neue-überwinden und offene Bekennen, dieses hoffnungslose Vorwärtsringen, den Zweifel im Herzen, war Strindbergs Heroismus. Es gab auch in unseren Tagen Naturen, die wir (ganz abgesehen von dem Gewichtsvergleiche ihrer Werke) die größeren nennen, weil sie einheitlicher und einfacher waren als das Strindbergsche Wesen. Tolstoi hat sich zur inneren Harmonie durchgerungen, und selbst die gewaltige Entwicklung Ibsens ging in ziemlich gerader Bahn. Die Probleme in Ibsens Dramen rütteln wie die Strindbergs an den Angeln der Welt, sie sind uns bei dem Norweger durch Antwort und Lösung bedeutsamer geworden; aber der absolute Problematiker als Individualität ist Strindberg, er, der sich selbst

und uns das ewig wechselnde Problem gewesen ist, der auf keine Formel zu bringende Mikrokosmus als Abbild des rätselhaften Makrokosmus. Er hat die Freude des Sieges nie gekannt, für die die alten Helden litten und starben, und der Erfolg, das Haschisch der kleinen Geister, konnte seinen Weltschmerz nicht betäuben. Dennoch rang er blutig weiter, von Enttäuschung zu Enttäuschung, stürzte, ein Titan, die alten Götter um der neuen willen, entthronte die neuen, kehrte zu den verlassenen Altären zurück und fand statt der Erlösung auch hier wieder den Zweifel. So kämpfend, entsagend dem Lohne, lebte er, der heimliche Held unserer unheroischen Zeit.

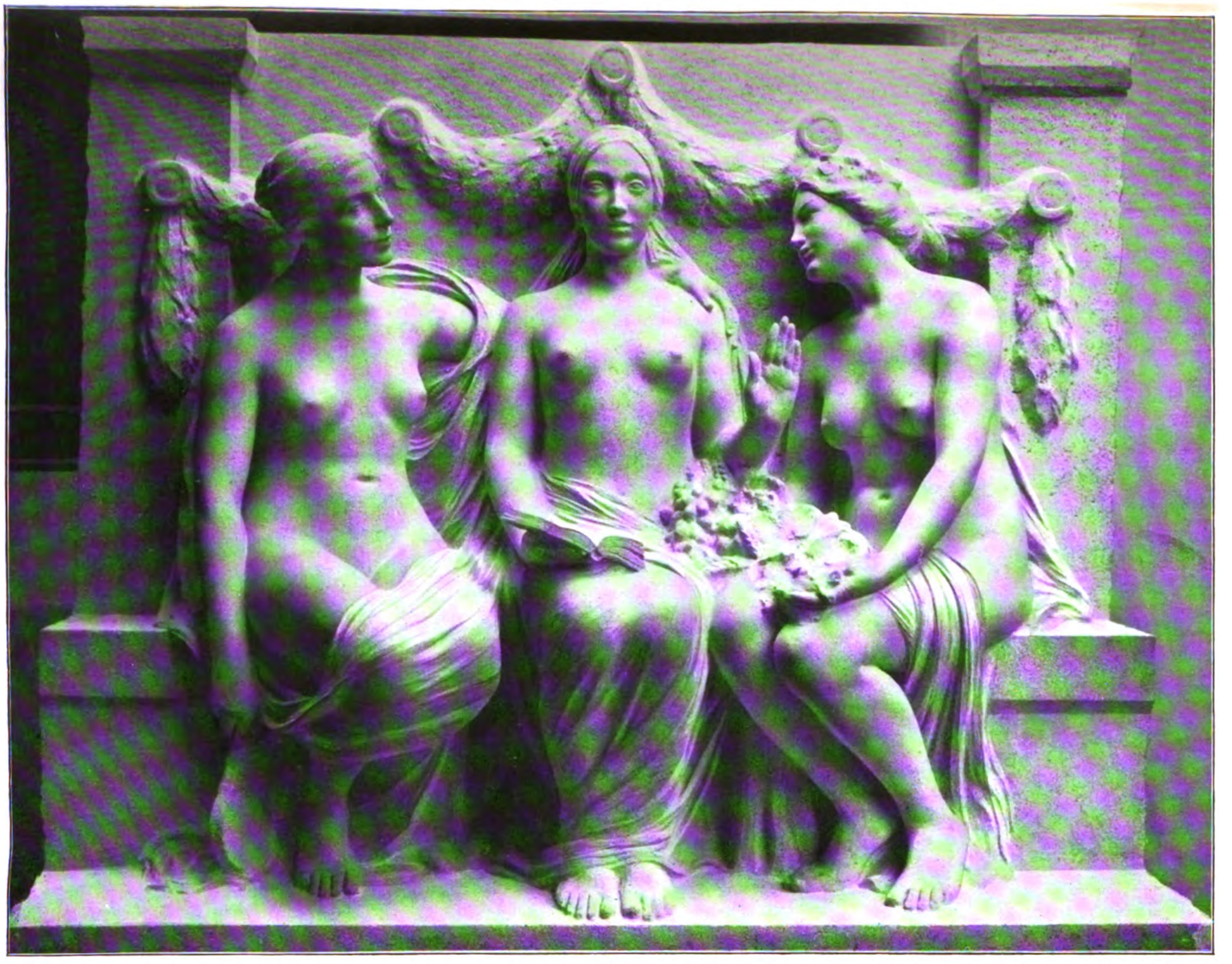
Und so stirbt nun ein Held. Der Tod begegnet ihm gerade so unerbittlich wie das Leben. Günstlingen des Schicksals erscheint er als milder Sorgenlöser Pausanias, als ein Herr der Seele aus des Dionysos und der Venus Sippe, und er zaubert vor ihren Sinn ein farbig Band oder singt mitleidig den Lebenswillen in Schlaf. Den unglücklichen Strindberg packte der Tod als Folterknecht, sandte ihm den Krebs, den Hunger, die Atemnot, schlug ihn ans Marterkreuz, und ehe er dem Friedlosen Frieden bringt, zwingt er sein Opfer, mit wachem Gehirn und forschenden Sinnen monatelang der Vertilgung entgegenzustarren. Es klingt wie ein schlichtes Heldenlied, daß noch der ächzende Schatten des verlöschenden Menschen dem Geiste die Treue hält. So matt ist der Sterbende, daß seine Stimme unhörbar wurde; aber als winkte zu neuen Ufern ein neuer Tag, schreitet er in seiner Pflicht unerschüttert weiter, Anteil nehmend an der Arbeit der Menschen und seinem eigenen Werk. Von allen Kämpfen, die Strindberg bestand, ist dieser, den der starke Geist gegen die gepeinigte Materie führt, der einzige, der mit einem reinen Triumphe endigt. Doch der Lohn dieses Sieges ist das Grab.

August Strindberg ... Alle Zungen, die der geistigen Menschheit angehören, sagen heute, daß von den großen Europäern, deren Geist um die Jahrhundertswende wehte, jetzt der letzte scheidet. Ich zögere zwar, ihn in der Höhe Ibsens zu suchen, den Strindberg einst ins Chaos der Götterdämmerung zu stürzen sich vermaß. Maximilian Harden, einer der frühesten Erkenner Strindbergs, hielt zur Zeit, als es fast Mode zu werden schien, den Lehrling und Rebellen des alten Meisters als die Jugend anzusprechen, die einen Solneß ablöst, an der Unterscheidung fest. Er wurde wahrhaftig dem Ingenium des jungen Schweden gerecht — es sind seither zwanzig Jahre verflossen —, und er war frei genug von Sympathie und Antipathie, in dem grausamen aszetischen Frauenhasser Strindberg mindestens eine notwendige Ergänzung des Zeitgeistes neben dem „Frauenkultusminister des Nordens“ zu erblicken. „Strindberg“, so sagt Harden, „riß der Madonna den Heiligenschein von der Stirn, nannte ganz urchristlich, im Sinne Tolstois und der Paradiesesszene, das Weib die große Verderberin und übertrumpfte den berühmten Vers Alfreds de Vigny vom enfant malade et douze fois impur“. Aber er fügt hinzu: „Ibsen war und bleibt immer der Größere, der ragende Dichter allein fliegender Gedanken, den man nur den ganz großen Einsamen vergleichen kann, und der ein Neues brachte, ein nie Gehörtes und nie Gesehenes. Strindberg verkündet mit zwingender Subjektivität, mit dem krankhaften Eifer des Modernen im Grunde

doch nur die alte asiatische oder paradiesische Weisheit, daß der Mann über der Frau stehen muß ... Dennoch: ein ganzer Kerl ist er und ein ganzer Dichter."

Das war im Jahre 1893 geschrieben, als es noch schien, daß Strindberg, der neue Paganini, nur eine einzige Saite, die freilich wundervoll, zu schlagen wisse; seither hat er eine Fülle ausgebreitet, die fast universell ist. Zwar über seinen letzten wie über seinen ersten fürchterlichen Tragödien vom Geschlechterkampf glüht Zarathustras Wort: „Der Mann fürchte sich vor dem Weibe, wenn es haßt: denn der Mann ist im Grunde der Seele nur böse, das Weib aber ist dort schlecht." Immerhin aber reifte der Gestalter, daß er nicht mehr für seine kämpfenden Gestalten Partei nahm („Totentanz"), und außerdem hinderte die Monomanie des Weibhasses nicht mehr, daß einzelne seiner Frauen, in einer allmenschlichen Mischung des Guten und Bösen, auch Züge ungemeinen weiblichen Reizes trugen („Königin Christine"). In den späteren Dramen („Nach Damaskus", „Ostern") klangen im mystischen Nebel der Poesie die letzten Fragen, die großen Weltgefühle an, und in seinen aus der Persönlichkeit des einzelnen emporwachsenden Bekenntnisbüchern („Der Sohn einer Magd", „Die Beichte eines Toren", „Inferno", „Legenden", „Einsam") drang er auf den Urgrund von Seele und Sein. Die Früchte seiner psychologischen Philosophie sind in seinen philosophischen Werken (unter denen das „Blaubuch" genannt sei) gesichtet. Strindberg war ferner der große Historiker Schwedens und einer der wenigen wahren Historiker überhaupt, denen dichterisches Genie die Fähigkeit verleiht, in chronistischen Wirklichkeiten die menschlichen Wahrheiten zu finden. Das Menschliche, das Lebendige hebt seine zahlreichen historischen Dramen (unter ihnen: „Gustav Wasa", „Erich XIV.", „Königin Christine", „Gustav Adolf", „Die Nachtigall von Wittenberg") über die dramatisierten Haupt- und Staatsaktionen empor, und man darf sagen, daß neben Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer" diese Strindbergschen Tragödien die einzigen sind, deren Realismus der Vergangenheit der gesellschaftlichen Formen Trotz bietet. Nicht nur mit der Naturwissenschaft, die er einst seine entgötternde Gottheit nannte, auch mit der Natur selbst war er als ein zärtlicher Bräutigam aufs innigste vertraut. Sie schimmert in süßen Wundern, wenn er über „Blumenmalereien und Tierstücke" spricht, sie entfaltet im Spiegel dieses Dichterherzens ihre dunkelsten Schönheiten. Ergreifendere Naturschilderungen als in manchen Novellen Strindbergs und besonders in seinem schwerblütigen Roman „Am offenen Meer" besitzt die Gemäldegalerie der Dichtung schwerlich.

Den Weltruhm Strindbergs gründeten und halten fest seine zahlreichen Gesellschaftsdramen; so zu nennen, weil die gesellschaftlichen Zustände ihren Rahmen bilden. Aber sie sind keine Scharmützel um soziale Tages- und Standesfragen; in ihnen werden durchaus die großen Schlachten im ewigen Kriege der Geschlechter geschlagen. Diese grausamen, vielfach widerwärtigen Schöpfungen macht eine unerhörte Natürlichkeit, eine fast unwahrscheinliche Wahrscheinlichkeit und Anpassung an das reale Leben zu vollkommenen Tragikomödien („Der Vater", „Fräulein Julie", „Gläubiger", „Das Band", „Mit dem Feuer spielen" u. a.). In mannigfachsten Formen wird der böse Triebwille des Weibes, die Entmannung und der Untergang des Mannes dargestellt (Typus: das entsetzliche Drama „Der Vater") —



Rousseau-Denkmal (Teilansicht) A. Bartholomé

oder die weibliche Hysterie fordert, wenn sie auf eine brutale Männlichkeit stößt, ihr Opfer im Selbstmord („Fräulein Julie“). Es ist gewiß wahr, daß die Einseitigkeit dieses Grundmotivs an der dichterischen Potestas Strindbergs zweifeln ließe, wäre nicht, wann immer sein Geist dem Geschlechtlichen entfloh, gerade die Vielseitigkeit seines Innern so bewundernswert. Es ist ferner richtig, daß das Thema seines Weibkrieges, so mannigfaltig die düsteren Variationen sind, ein dichterisches Neuland nicht bedeutete. Doch neu war der Charakter dieser Schöpfungen, der Charakter der Tragikomödie, in der unsere alles verstehende und tief skeptische Zeit einen Bedürfnisausdruck fand.

Überaus persönlich ist ferner die meisterliche Technik in Strindbergs modernen Dramen, das absolut natürliche Wachstum ihres szenischen Zwangs, und ein Dialog, den man nicht wie den der Franzosen „glänzend“ nennen kann — weil er nie die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit dem Effekte opfert —, der aber Geist und Materie organisch verschmilzt und so bedeutsam als naturalistisch ist. Eine besondere Errungenschaft der Strindbergschen Technik war es, dem Einakter dramatisches Vollgewicht zu verleihen. Strindbergs persönlicher Konzentration, der Schlagkraft seines Temperaments entsprach die knappe Form großen Inhalts. An „Fräulein Julie“ z. B. läßt sich eine neue Dramaturgie studieren. (Strindberg hat sie im Vorwort dieses Einakters auch niedergelegt.)

Dem Phänomen der Strindbergschen Persönlichkeit, nicht der literarischen Wertung seiner einzelnen Schöpfungen, gilt heute die Betrachtung; dieser Persönlichkeit, der das Wort Friedrich Nietzsches aufgeprägt ist: „Nur was sich wandelt, ist mit mir verwandt.“ Kein Pfadfolger, kein Impressionist war Strindberg; seine Wandlungen und Überwindungen vollzogen sich unter Schmerzen, die ihn dem Wahnsinn, dem Selbstmord nahebrachten. Kein Prophet, kein Apostel, kein Bahnbrecher war er, nur ein Erforscher seiner selbst, ein tiefgetreuer (seinem Ich getreuer) Ungetreuer. Ola Hansson skizziert in dem Buch „Das junge Skandinavien“ die Wechselfälle des Strindbergschen Schicksals bis zum Jahre 1891 (Strindberg wurde am 22. Januar 1849 zu Stockholm geboren): „Alles, was Strindberg besitzt, ist aus erster Hand erworben, Kenntnisse, Lebenserfahrung, Entwicklung. Als Mann und Jüngling hat er die Natur aus erster Hand kennen gelernt. Als Zwölfjähriger beschäftigte er sich mit chemischen Apparaten und grübelte über die Konstruktion eines Perpetuum mobile; er hat alle Berufe direkt und aus erster Hand studiert, indem er aus dem einen in den anderen wanderte; er hat das Leben von allen Aussichtspunkten gesehen und zu allen Tageszeiten, von oben und von unten, und immer mit seinen eigenen Augen, ohne der Brille anderer zu bedürfen; er ist Volksschullehrer gewesen und Schauspieler und Arzt, Telegraphenassistent und Publizist, Maler, Prediger und Hauslehrer in bürgerlichen und adeligen Häusern, Bohémien und Staatsbibliothekar. Er hat selbst seine Entwicklungsphasen geleitet, indem er aus erster Hand alle moderne Forschung in sich aufnahm und sie zu seiner nährenden Kost machte. Daher konnte sein Geist sein reiches Leben leben, reicher durch jede seiner vielfältigen Umwandlungen.“

Das ist zu ergänzen: Strindberg hat sein Leben auch durch Reisen bereichert. Von 1882 bis 1889 weilte er im Ausland. In diese Zeit fällt sein Aufenthalt in

Berlin und in der Dichterkolonie Friedrichshagen, wo der junge Strindberg, seiner Güte wegen geliebt, seines Geistes wegen umschart, im Kreise der jungdeutschen Dichter seine glücklichsten Jahre verbrachte. In seine letzte Lebensfrist fällt die Führung der Stockholmer Theaterdirektion und die Aufopferung seines ganzen Vermögens für das theatralische Ideal. Als in diesem Jahre sein 63. Geburtstag als Festtag der Kulturmenschheit gefeiert wurde und das schwedische Vaterland dem Dichter eine Nationalspende überreicht hatte, widmete der Dichter diese Summe wohltätigen sozialen Zwecken. Zu Ostern streckte ihn die langsam fressende Krankheit auf das Sterbelager.

Diesen wahren Kämpfer und wahren Menschen hat der Dichter Gustav af Geijerstam durchleuchtet, als er (1899) schrieb: „Der Zweifel ist die mächtigste Triebfeder in August Strindbergs ganzer Entwicklung gewesen, der Zweifel lauert noch, nachdem er sich dem Glauben in die Arme geworfen hat oder es getan zu haben scheint. Dieser Zweifel hat an ihm genagt, selbst wenn er mit seiner ganzen Seele einen Standpunkt umfaßte ... Rätselhafter denn je, reich, wechselvoll, sich selbst widersprechend und doch stets er selbst, steht Strindberg unter uns ... Periodenweise hat er den wechselnden Strömungen intensiver, heftiger, tiefer und rücksichtsloser Ausdruck verliehen als irgendeiner. Einmal hätte er alle um sich sammeln können. Er verschmähte es, und statt dessen kann man jetzt bei einem Rückblick auf sein Werk sagen, daß in ihm sich alles sammelt."

Keineswegs auf Schweden blieb Strindbergs mächtiger Einfluß beschränkt. Die Entwicklung dieses einzelnen war geradezu die Entwicklung der ganzen modernen Literatur, die die alten Bilder stürzte, nach neuen tastete, Werte umwertete und im Reichtum ihrer Vielheit keine Einheit fand. Alles fließt ... Alle starken Ströme rauschten durch Strindbergs Brust.

Und er hatte die zwei Seelen des Doktor Faust, die Gott- und die Tiernatur. Er rang mit seinem Gott, er unterlag und rang wieder nur um so heißer. Sein Geist fürchtete die Knechtschaft der männlichen Sinne, aber der Mann verfiel immer wieder dem Weibe. Aus der Niederlage wuchs der Haß. Mit unbezähmbarer Sehnsucht suchte er in der Liebe, in der Naturwissenschaft, in der Religion die Illusion. Und als er sich „der Magie ergeben" hatte, schrieb er in seinem frömmsten Buche: „Ich möchte gerne mich betrügen, wenn es nur länger dauerte." Das ewige Widerspiel von Hoffnung und Enttäuschung weckte in dieser Mannesseele, die weich war, den Grimm, es verwandelte seine zarte Hand zur Tigerpranke, mit der er die Liebe, das Weib und sich selbst zerfleischte. Dann aber immer wieder kam eine neue Sehnsucht, eine neue Güte in sein Herz. Strindberg war im Grunde ein viel schwächerer Mensch, als die furchtbare Härte seiner Anklage-Dramen ahnen ließ. Aber in der Schwäche seines Gemüts hatte er eine sittliche Größe ohnegleichen: den Mut, sich selbst schonungslos aufzudecken.

Seinem Leben hat Strindberg ein Motto geschrieben in dem Drama „Ostern" — und in diesen Worten heroischer Hoffnung und heroischen Zweifels klingt es nun aus:

Christine: Elis, Elis! Sieh vorwärts, vorwärts!
Elis: Ist es dort lichter?
Christine: Laß es uns glauben!

Heinrich Federer

Wenn wisset, die Berge und das Meer halten alles Land zusammen. Aber die Berge sind jetzt das Bessere. Vom Meer her sind einst die alten, gesunden Vorväter in unsere Erde abgestiegen. Jetzt ist das Meer gerade wie das ebene Land so verfahren und verzankt und voll von verdorbenen Menschen. Da bleibt nichts anderes, das zweitemal muß die Geschichte von den Bergen her anfangen, von da muß sie herabsteigen, die Volksgeschichte, die gute neue Bauerngeschichte. — O, ich möchte daran helfen! Ich möchte sie vorausschreiben, wenigstens die, wie man sagt, die Vorgeschichte dazu, so ein Vorwort — das, was jetzt besser werden muß. Und so wahrhaftig möchte ich das schreiben, daß man alles sähe, durchsichtig wie in einem Brunnen, was die kleinen Leute wert sind, und was sie gearbeitet haben, seit die Welt steht, und was sie gelitten haben, seit es neben ihnen unmäßige Herren gibt. Mehr als alle Tiere und Bäume und alle Erde ist das Volk zermartert, zertreten und verbraucht worden. Immer haben nur ein paar Mäuler geschrien, das Volk ist stumm geblieben. Es hat müssen schweigen oder sagen: Du hast recht, Pfarrer! Und du hast auch recht, Ammann! Und du hast wieder recht, Geldsack — ihr habt alle recht und habt immer recht, — ich bin still, ich folge."

In dieser Rede des jungen Bergburschen Mang, der selber unter dem Schandzeichen der unehelichen Geburt schwer gelitten hat, und nun kraft seines stolzen Geistes zu einem hohen Beruf heranwächst, darf man ein Selbstbekenntnis des Schweizer Dichters Heinrich Federer sehen, der sich mit zwei Büchern für alle jene, die den Herzschlag deutschen Volkstums vernehmen, in die vorderste Reihe gestellt hat.

Auch ein Stückchen Literaturgeschichte liegt in diesen Zeilen verborgen. Es ist schon bezeichnend, daß dieser Hirtenbub der Meinung ist, durch starke Geschichtsbücher — und der Begriff vermengt sich ihm mit Geschichtenbüchern — auf sein Volk umgestaltend einwirken zu können, bezeichnend vor allem in Verbindung mit dem sieghaften Glauben an die innere Tüchtigkeit des Volkes und an die ewige Heilkraft der urgewaltigen Natur der Berge.

Seit dem urwüchsigen Jeremias Gotthelf haben die Schweizer Erzähler in unserer Literatur in etwa die Aufgabe, gesunde Bergluft in die Niederungen dumpfen und selbstgefälligen Philistertums, süßlicher Familiensimpelei, verbissenen großstädtischen Elends und verstiegenen blutleeren Ästhetentums zu bringen. Sie haben es auf mannigfache Art getan. Zwischen Gottfried Keller, dem klugen städtischen Bürger, K. F. Meyer, dem Renaissancegoldschmied, und Ernst Zahn, dem lehrerhaften Alpenwirt, sind weite Abstände, die von einer langen Reihe tüchtiger, durchweg eigenartiger Talente ausgefüllt sind. Wie sich im Leben des Schweizers höchste städtische Zivilisation und älplerhafte Urzustände einer weltfernen Menschheit fast von selbst verbinden, sowie einer nur an Sonn- und Feiertagen die Gelegenheit wahrnimmt, in die immer lockenden Alpen hinauszufliehen, so einigt sich dem Schweizer auch fürs geistige Leben schier kampflos die Moderne mit zäher Überlieferung, demokratischer Sinn mit stolzestem, urkonservativem Familiengefühl. Die ganze Natur, die gesamten Lebensverhältnisse bringen es mit sich, daß in diesem Ländchen der nackte Realismus der vom Leben gebotenen Tat und ein von einer übergewaltigen, nie zu bändigenden, niemals durch volles Erleben dem eigenen Besitz ganz einzuzwängenden Bergwelt gebotener Idealismus ineinander verwachsen.

Aus diesen besonderen Umständen ist ein besonders geartetes Schrifttum entstanden, das im Meer der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte wie ein Eiland der Gesundheit und Natürlichkeit wirkt. Aber es ist nicht zu leugnen, daß es auf dem Eiland etwas an Blumen fehlt. Die Grazien sind hier nicht daheim, und wenn sie einmal erscheinen, so wirken sie als fremde klassische Gäste (man denke an Spitteler oder J. V. Widmann). Nur bei Gottfried Keller gucken sie zuweilen mit den lachenden Augen einer oberländischen Kellnerin durchs Weingerank. So kommt es, daß Heinrich Federer von vornherein einen besonderen Ton

anschlägt. Wohl steht auch dieser Schweizer mit beiden Füßen in der Heimat, aber er ist zuvor weit in der Welt herumgekommen und hat sich die alemannischen Kanten und Ecken etwas abgestoßen. Das heißt, ich will damit nicht behaupten, daß der leibhaftige Heinrich Federer viel gereist sei. Von ihm selber weiß ich gar nichts. Ich glaube nach seinen Büchern, daß er in reifen Jahren steht und vielleicht ein Leben führte, das ihn so in Anspruch nahm, daß er nicht in so frühen Jahren zum Schreiben kam, wie jene, die das Dichtertum geradezu zum Beruf machen können. Vielleicht liegt's auch bei ihm nur — wie etwa bei Mörike — an einer besonderen Art der Bildungsempfänglichkeit. Jedenfalls liegt in seinem Wesen neben dem Herben und Starken, neben dem Wuchtigen und Nachdenksamen eine gewisse knabenhafte Fröhlichkeit, eine blühende Sinnlichkeit und eine kindliche Zutunlichkeit, daß einem so wird, wie es der Wanderer erleben kann, der über Alpenpässe vom wilden Nordrand der Alpen rasch hinabgestiegen ist in südliches Weinland.

Zwei Bücher liegen von Federer bisher vor (Berlin, G. Grotesche Verlagshandlung). Sie tragen beide die Jahreszahl 1911, bedeuten aber künstlerisch einen gewaltigen Abstand. Das erste Buch „Lachweiler Geschichten" ist eines von jenen, die dem Stoff und den aufgeworfenen Problemen nach ein jeder zu schreiben hätte, der sich im Leben wirklich umgesehen und aus seiner Jugend sich jenen Schatz des Erlebens hinübergerettet hat, der einem später im immer goldigeren Lichte der Erinnerung als eigenster Besitz erscheint. Es sind fünf Geschichten aus dem Dorfe Lachweiler, das es auch an hundert Stellen gibt, wenn auch hier die Umrahmung rein schweizerisch ist. Aber freilich, das Was tut es bei diesen Büchern nicht, auf das Wie kommt es an: wie der Goldglanz der Jugend eingefangen ist; wie die Heimatliebe, durch die uns ja all dieses Erleben so wertvoll ist, das Ganze durchbebt. Ein rechter Verschwender, sitzt Federer an reich besetzter Tafel und vergeudet im Bewußtsein, den Besitz nicht ausschöpfen zu können. Von einem seltsamen Dörfler erzählt er, etwa zum Beispiel von dem Nachtwächter, dem die Studenten den Namen Prometheus gegeben, weil er sich in der Bedrängnis der Welt so umschmiedet und gekettet fühlte, wie in seinem allzu engen Kittel, — von dem einen erzählt er, aber zehn, zwanzig lebensvolle Gestalten anderer Dörfler tauchen daneben auf, und mögen sie nur im Hintergrunde vorüberziehen, sie sind von saftigster Lebenskraft. Und jedes Wort von der Natur wächst in diesem Reichstumsgefühle sich aus zur bildhaften Schilderung, zum leidenschaftlichen Hymnus an ihre ewige Schönheit. Das ist so natürlich, so echt gesehen, daß die eigenartigsten Bilder von selbst sich einstellen. Man höre nur eine von vielen gleichwertigen Stellen: „Es war Ende Februar. Kein Schnee lag mehr auf der Erde. Ein leichter, feuchter, fast warmer Wind ging. Am Himmel regte sich alles in großer Unordnung. Zahlreiche, niedrige, ziemlich heitere Wolken fuhren von Süden nach Norden, die kleinern schneller, die größern langsamer, so eine über die andere hinaus, sich gegenseitig beschattend, stoßend und hemmend. Dazwischen schauten große Stücke eines nachtblauen, aber doch hellen Himmels herunter. Im Spiele der Wolken vergrößerten und verengerten sie sich wieder. Bald waren sie wie mächtige Fenster, bald wie unzählbare Ritzen einer verhängten Pforte, bald drohten sie gar im Geschiebe der nachdrängenden Wolken zu ersticken. Bleiche, kleine Sterne schimmerten daraus hervor. Aber ihr Licht erschien so unruhig und so dem Verlöschen nahe, als spürten auch sie wie das Blendlaternchen des Nachtwächters den Wind und müßten im Luftzug hin und her schwanken. Im Westen, unter einer unauflöslichen Wolkenschicht, wanderte der Mond dahin. Man sah nichts von ihm als die große Helligkeit, die er unter seiner Decke über die höheren Wolken in der Mitte des Himmels goß. Durch die Nacht ging jene Luft, in der schon die Erwartung von tausend sehnenden Lenzgeschöpfchen, ja schon etwas vom herben Geruch der Schneeglöcklein und von der Milde der Veilchen atmet. Im ganzen Jahr weiß ich keine Zeit, die ich mehr liebe, als diese letzten Wochen des Hornung ohne Schnee, mit winderfülltem, wolkigem Himmel, bleichen Wäldern und dem Schein der Leblosigkeit auf dem Felde. Denn unter der Decke tastet doch schon heimlich ein tausendfingriges Leben und

jener süße Duft, der um die Wiege des unschuldigen Säuglings schwebt, steigt leise, leise aus der brachen Scholle. Die groben Sinne der Alltagmenschen dringen nicht in den Zauber solcher Tage. Aber für feine Nerven sind es Zeiten eines auserlesenen Genusses."

Als eigenartigster Besitz offenbart sich aber schon in diesen Geschichten Federers Verhältnis zur Kinderwelt, insbesondere zur halbwüchsigen Jugend vom zehnten bis sechzehnten Jahr. Der eigenartige Zauber liegt darin, daß über all dieser Jugend „Frühlingserwachen" liegt. Wie es im Lenz um die Bäume zittert von künftigem Laub und vom duftigen Hauch der Blüten; wie es aus der Erde quillt als ahnungsvoller Odem künftiger Frucht, so liegt um diese Kinder die ganze Zukunft leidenschaftlichen Lebens und mannigfachen Tuns. Und doch welche Reinheit, welche köstliche Seligkeit! Auch für das Schwere im Kinderleben hat der Dichter Sinn, und wie er die Qual schildert, die ein Knabe durchmacht, der zu Hause ein wie verloren daliegendes Fünffrankenstück gestohlen hat, ist ein Meisterstück eindringlichster, aber nirgendwo aufdringlicher Psychologie. Was aber das beste ist bei Federer, warum man nicht nur dieses Buch, sondern auch den Verfasser liebgewinnt, das ist die tiefe Gütigkeit seines Wesens. Darum glaubt er auch an die Güte, und selbst aus dem härtesten Gestein weiß er den Funken der Liebe zu schlagen. Am wohlsten aber fühlt er sich und darum auch wir, die wir seine Gäste sind, wenn der gütige Humor hinter buschigen Augenbrauen hervorblitzt und das leise Lächeln eines feinen Spottes selbst den Getroffenen nur liebkost, niemals aber wehe tut.

Das zweite Buch ist der Roman: Berge und Menschen. Erst mit ihm hat Federer den vollgültigen Beweis eines Dichtertums erbracht, das fähig ist, weitere Ausschnitte des Lebens zu gestalten, als die Selbstbiographie. Nur dieser shakespearische Geist, der imstande ist, sich völlig einzufühlen in die Lebenskreise anderer Menschen und aus ihrem Sehnen, Wollen und Handeln heraus das Leben anzusehen, befähigt zum Erzähler großen Stils. Federer gestaltet hier so mannigfache Schicksale und schildert so verschiedenartige Menschen mit unbedingt überzeugender Kraft, daß man danach fröhlich sagen darf: hier haben wir einen neuen großen Erzähler gewonnen.

Ein Ingenieur, ein harter Mann von unbeugsamer Energie, steht vor der Aufgabe, den Gipfel des Absomer (gemeint ist der Säntis) mit einer Bahn zu unterjochen. Wie er aus seiner persönlichen Selbstgerechtigkeit und gewohnheitsmäßigen Selbstsucht aufgeschreckt wird durch die Entdeckung, daß der ihm als Wegweiser beigegebene Knabe sein Sohn aus Studententagen ist; wie dann aus der Erkenntnis der Schuld der Wille nach edler Sühne wächst und aus diesem spröden Menschen ein Mann der Liebe wird, der Liebe für Weib und Kind, für die Gemeinde, für die Gesamtheit: wie also überhaupt aus einem tüchtigen Arbeiter ein wertvoller Mensch wird, das ist der herrliche Inhalt dieses Buches.

Neben der Hauptgestalt stehen eine Reihe schier gleichwertiger Mitspieler. Vor allem der Junge, der verachtet und herumgestoßen aufgewachsen ist, durch die persönliche Tüchtigkeit aber doch wenigstens die Aufmerksamkeit aller sich erzwungen hat und nun in sich den Beruf fühlt, die schreiende Ungerechtigkeit der Welt zu bekämpfen und ein Held und Heiland der Unterdrückten zu werden; ferner die feine, aber auch verwöhnte und darum selbstgierige Frau des Ingenieurs; dann der großzügige, aber gewalttätige und lebenshungrige Dorfmagnat; der hünenhafte, aber kindergute Kaplan und viele, viele andere. Eine ganze Reihe unvergeßlicher Menschen, so rund und sicher gestaltet, wie das Leben es tut ohne aufgeklebten Steckbrief, nur aus ihrem inneren Besitz heraus gekennzeichnet.

Dieses reiche Lebensbild aber steht in einem noch reicheren Rahmen. Den geben die Berge ab, die Berge, die — wie es an einer Stelle heißt — „so wie etwa der Chor der Alten in einem Griechenstück stumm zuschauen, aber dann doch auch in einer entscheidenden Szene gewaltig mitreden". Es ist niemals ein gewaltigeres Loblied auf die Schönheit der Berge gesungen worden, als in diesem Buche. Alles ist darin, was der Wanderer erlebt: ihre Schönheit wie ihre Tücke; und mit stockendem Atem machen auch wir die gefährliche Wanderung mit, auf



der das harte Herz des Ingenieurs den ersten Stoß erhält, als er da auf einem Felsband steht, das schmal von Wand zu Wand sich zieht, tausend Meter über dem sicheren Erdboden hängend. „Keine Katze liefe darüber, auch wenn das Gesimse voll Mäuse wäre. Selbst dein guter Engel macht hier nicht mit; er läßt dich allein gehen."

Wollte ich die Stellen hier aufzählen, die ich mir als besonders merkenswert, schön und eigenartig angestrichen habe — ich müßte das halbe Buch ausschreiben. Und gäbe dann doch kein Bild vom Ganzen. Denn so lose die Komposition erscheint, so innerlich geschlossen ist dennoch das Werk, weil es so durchaus wahr und lebendig ist. So kann man denn nur aus vollem Herzen sagen: Reich diesem Manne die Hand; er führt sich nicht als Himmelsstürmer ein und sein Werk sucht nirgends nach einer größeren Gebärde, als sie dem Inhalt natürlich ist. Im Gegenteil, der Mann hat noch viel mehr zu geben, als er zeigt. Das aber sind die Rechten zur Freundschaft im Leben auch der Kunst. K. St.



Das Ungewöhnliche

(Berliner Theater-Rundschau)

Außer der „freundlichen Gewohnheit des Daseins" sind alle Gewohnheiten tödliche Lethargien. Und selbst das Leben hätte für uns keinen bewußten Wert, wäre ihm nicht die Verneinung durch das Sterben bestimmt; das Daseinsgefühl würde sich vom Nichtsein nicht unterscheiden. Nur der lebt ein Leben, der täglich es erobert. Die Gewohnheiten stumpfen die Energien ab, machen aus Eroberern Gefangene. Es gibt sehr viele Menschen, die so an ihre Regelmäßigkeiten gefesselt sind, daß sie alles, was ihr Einerlei stören möchte, fliehen und verabscheuen. Deshalb war es immer für das Große und Neue schwer, sich durchzusetzen. Denn es beunruhigt die Gewohnheitsmenschen, die man in den Schusterwerkstätten der Kunst und der Wissenschaft (also nicht, wie man unvorsichtig sagt, in der Kunst und Wissenschaft selbst!) gerade so findet wie an den Stattischen. Gewohnheitsmensch und Philister (ja, auch Bildungsphilister!) sind zwei Worte für einen Begriff. Die sauerstoffarme Luft des Philisters ist das Ewig-Gestrige.

Sehr viele Menschen „verfallen" nicht Gewohnheiten, sind vielmehr für die Gewohnheiten geboren. Aber die Eitelkeit sticht manchen unter ihnen, anders zu scheinen, als er ist; und er glaubt, daß man ihn für einen Neuen halten wird, wenn er bloß respektlos das Bestehende schmäht, er hofft, daß man ihn für einen Fackelträger halten wird, wenn er bloß — beunruhigt. Was diese Klein-strecke-dich im besten Falle erregen, sind leere Sensationen. Die Sensation ist das Surrogat der trägen Herzen für das wahre Erlebnis. Sie ist der banale Rausch derer, die nicht trunken sein können; der betäubende Lärm, gesucht von allen, denen die große Stille stumm ist und die die Einsamkeit nicht ertragen, die einen hitzigen Kampf gegen die Alltäglichkeit zu führen meinen und nicht ahnen, daß es allein von unserer Fähigkeit inneren Erlebens abhängt, alle Alltage in Feiertage zu verwandeln und in Lust und Schmerz das Dasein reich zu machen. Je abgestumpfter Nerven und Seelen, desto wilder die Gier nach der Sensation.

In der Sphäre der Kunst unterscheidet ein reinliches Gefühl die zwei einander feindlichsten Erscheinungen: das Neue, das aus seines Schöpfers echtem Bedürfnis heraus die Bleidecke der Überlieferungen sprengt, — und die Neuerung um jeden Preis, die bloß Aufsehen erregen will, wäre es auch mit herostratischer Tempelzerstörung. Jedes wahre Kunstwerk, ob jung, ob alt, ist eine nie versiegende Quelle neuer Beseligungen. Denn jeder neue Mensch kann an ihm sein Erleben gewinnen, und nur die Formen der Vermittlungen mögen dem Zeitenwandel unterworfen sein. Wer aber solche Betrachter, die zu dem Kunst-

werk selbst ein persönliches Verhältnis nicht besitzen, mit zugetanem Blendwerk heranzieht, bringt die Gewogenen nicht dem Kunstwerk nahe, befriedigt sie bloß mit einer Sensation.

Das Theater hat zu allen Zeiten, schon aus leidigen wirtschaftspolitischen Gründen, mit den Kunst-Stumpfen gerechnet und sie mit Sensationen geködert. Es ist lehrreich, zu lesen, was vor etwa hundert Jahren August von Kotzebue, dem die Klassizisten und Romantiker mit einigem Unrecht den Verfall der Schaubühne zuschoben, schrieb — in einem Aufsatz „Betrachtungen über mich selbst", den man in seinem Nachlaß fand —: „Das einzige," sagt er, „was seit fünfundzwanzig oder dreißig Jahren der deutschen Bühne großen Schaden tut, das einzige, was ihren Verfall wirklich herbeiführt, sind die Spektakel-Opern und Spektakel-Stücke. Diese verderben den reinen Geschmack, gewöhnen das Publikum an sinnliche Genüsse, nötigen die Direktionen zu ungeheueren Ausgaben, zwingen sie, das eigentliche Schau- und Lustspiel zu vernachlässigen, und das Geld, womit sie einen ausgezeichneten Schauspieler hätten besolden können, lieber an einen Menschen zu wenden, der singen, aber nicht sprechen und gewöhnlich auch nicht stehen und gehen kann. Ferner rauben die Spektakelstücke so viele Zeit zum Einstudieren und Einüben des Mechanischen, daß für die Kunstproben zu wenig Zeit übrig bleibt . . . Um den Impresario vollends in angustias zu versetzen, begehrt das Publikum jetzt fast täglich etwas Neues und besucht auch gute Stücke, die aber ohne Spektakel sind, höchstens zwei- oder dreimal."

Die alten Ritter-, Räuber- und Spektakelstücke sind es nicht mehr, die heute die Bühne verwildern. Denn wir sind gebildete Leute . . .! An den Stadttheatern, die alle Gattungen von dramatischer „Kunst" pflegen, verschlingt nicht mehr die Opera buffa, aber der Operettenblödsinn Raum und Zeit; und in den Großstädten, zumal in Berlin, verschlingt er sogar ganze Theaterinstitute, die ursprünglich für das Schauspiel bestimmt gewesen waren. Was endlich die Führung der eigentlichen Schauspielhäuser betrifft, so wird niemand behaupten wollen, daß man im allgemeinen keuscher geworden sei im Gebrauch der Äußerlichkeiten und Sinnenblender. Es ist vielmehr mit der außerordentlichen Entwicklung des technisch-mechanischen Theaterapparates eine riesige Steigerung des Aufwands und des Luxus eingetreten, — und der hauptsächliche Unterschied zwischen den Ausstattungsstücken der Vergangenheit und denen der Gegenwart besteht darin, daß man ehemals hohle Nüsse vergoldete, heute aber mit Vorliebe die Werke unserer Dichter in übles Schaumgold wickelt.

Hier will übrigens nicht ein Puritaner das Kind mit dem Bade ausschütten. Es ist eine frohe Errungenschaft, daß nicht bloß im musikalischen Drama Richard Wagners, daß in der ernsten Bühnenkunst überhaupt die Malerei schwesterlich die Bilder des Dichters erfüllen hilft; und wir dankten künstlerisch angewandten, sinnfichen Mitteln Stimmungsreize, die tieffte Seelenwirkungen auslösten. Das Übel beginnt erst mit der Selbstherrlichkeit des Sinnenzaubers, die den Zuschauer rücksichtslos vom Willen der Dichtung ablenkt.

Es ist nicht mehr allein die naive Schaulust, mit der heute die Theaterdirektoren spekulieren; entsprechend den etwas perversen Neigungen der reichen Großstadtgesellschaft, von deren Laune das Schicksal einer Première abhängt, richtet sich die Absicht des Unternehmers vor allem auf bizarre Neuerungen, auf ausgeklügelte Auslegungen des Alten und, bei der Auswahl von Novitäten, auf das Ausgefallene und Exotische. Neue dichterische Offenbarungen kann man nicht alle Tage haben; und ob sie auch gewürdigt würden, das ist noch sehr die Frage. Aber was nach einem Experiment schmeckt, was gerade Glieder krümmt, was verblüfft: das hat Steine im Brett!

* * *

Was verführte wohl zur Aufführung des Dramas „Der Turm des Schweigens" (im Neuen Schauspielhaus)? Der Dichter, der Gustav Collijn heißt und ein junger Schwede ist, reichte keinen magnetischen Namen ein, er war völlig unbekannt. Das ist in der Regel Grund genug, nicht aufgeführt zu werden, und wenn der Herrgott selbst das

Stück geschrieben hätte! Überwog die brennende „Aktualität“ des Stoffes alle Bedenken? Madame Semiramis, um deren ruchlos schönen Leib sich das Drama windet, starb anno 2000 ante Christum natum ... So entschied denn, o Wunder! der ernste dichterische Gehalt? Er ist mir dunkel. So dunkel ist er mir, als die Bühne von der ersten bis zur letzten Szene finster war. Nur am Schlusse trifft ein einzelner Strahl der aufgehenden Sonne (mehr ein Wunder des Beleuchtungsapparates als der Natur!) den schlanken Körper des Weibes; und ungefähr ebenso ohne Zusammenhang mit dem Natürlichen erhellte sich folgende Begebenheit: Die Königin von Babylon ist unbeschränkte Selbstherrscherin, sie läßt Hunderte von Menschen zum Frühstück köpfen, die glorreichsten Feldherren wimmern vor Lust, für einen Kuß auf ihre niedlichen Zehen (babylonische Hoffitte!) ihr Blut verspritzen zu dürfen, und sogar den Göttern kommandiert Semiramis, als wären sie Dienstboten mit vierzehntägiger Kündigung. So sitzt sie denn auf dem Thron der Welt, die Metze von Babylon, ein Sinnbild für Jahrtausende ... Aber höchst sonderbarerweise hat sie der junge Schwede nun gerade ihrer symbolischen Funktionen beraubt. Sie darf sich in diesem Trauerspiel nicht ausleben und auslieben, die arme Frau! Darf nicht? Die Allbeherrschende? Erkläret mir, Graf Örindur, warum sich Semiramis von dem bösen Istar-Priester verbieten läßt, einen Mann zu umarmen? Warum der Priester diese Kaprice hat? Warum die Feldherren und Soldaten plötzlich der Herrscherin den Gehorsam verweigern, als es doch geschehen ist? Warum der nächtliche Gast ihres Zeltes, als ihn im Morgengrauen der Bonze verdonnert, freiwillig in den Turm des Schweigens geht, sich dort wie ein Lämmchen schlachten zu lassen? O, schweigendes Symbol des Turmes, Turm des symbolischen Schweigens! Mitten in dieser Dunkelheit schimmert ein poetischer Leander-Gedanke. Der Mann, der sich der Liebe opfert, ist ein indischer König, der gerade mit Semiramis Krieg führt. Er hat in der Feldschlacht, ein verwirrter Achill, die babylonische Penthesilea gesehen; dann warf er, als es Nacht geworden, die Waffen von sich und schwamm ans andere Ufer des Indus und schlich, um den Tod unbekümmert, in das feindliche Lager und erreichte der Liebe und des Lebens Ziel. Ein schöner Balladen-Gedanke, der im Drama bloß noch die Folgerichtigkeit, die Notwendigkeit der Tatsachen hätte haben sollen.

Ich kehre zur ersten Frage zurück, warum dieses ebenso unerleuchtete als unbeleuchtete Drama aufgeführt wurde? Nun eben: weil es so ungewöhnlich dunkel ist. Dunkel auch im rein optischen Sinn! Es war noch nicht dagewesen, daß ein ganzes, mehraktiges Stück auf finsterer Bühne spielte. Aber diese Neuigkeit war nicht die einzige. Der Name Collijn wird theatergeschichtlich mit der Einführung der tragischen Akrobatik (bitte: nicht im übertragenen Sinne zu verstehen!) verbunden bleiben. Dieser Dichter riß die Schauspieler zu schwindelnden Höhen. Rechts erhob sich auf mächtigen Quadern der Turm des Schweigens in die Nacht, und knapp am Horizont tat sich ein schwarzes Türloch auf. Dort orakelte der Oberpriester. Links stieg eine breite Freitreppe mit gefährlich steilen Stufen bis zum wolkennahen Zelt der Semiramis empor. Auf oberster Plattform lagerte und über die Abstürze der Treppe klomm und glitt die geschmeidige Tigerkatze, Tilla Durieux als Semiramis. Der Maler Svend Gade schuf ein eindrucksvolles Bühnenbild. Und die Turnkunst heißt ja auch eine Kunst ...

* * *

In demselben Schauspielhaus hat die quälerische Neuerungssucht zwei Stücke Johann Nestroys jämmerlich verstümmelt. Nur ein Possenschreiber war Nestroy. Aber die ihn nach den Geistlosigkeiten einschätzen möchten, so man heutzutage als Possen belachen soll, hätten keine Ahnung von dem teuflischen Geist des vor fünfzig Jahren (am 25. Mai 1862) verstorbenen Aristophanes. Der Vormärz, dem sein revolutionärer Witz entsproß, hat ihn nicht zeitlich begrenzen können, und der Wiener Lokalcharakter seiner Stücke nicht örtlich. Daß man ihm außerhalb Österreichs auf den Bühnen der Gegenwart nicht häufiger begegnet, liegt daran, daß man ihn nicht recht zu spielen versteht. Den einfachen und überaus kaustischen

Nestroy-Stil zu suchen, wäre ein fruchtbringendes Unternehmen. Statt dessen geriet man hier auf den abgeschmackten Einfall, den Parodisten zu parodieren. Man machte aus dem höchst sinnvollen Unsinn der Possen „Talisman“ und „Judith und Holofernes“ einen Mischmasch und sinnlosen Unsinn. Die Ungenügsamkeit verlor mit ihrem Überbieten ein sicheres Spiel.

* * *

Auf andere Weise vergewaltigte Max Reinhardt (im Deutschen Theater) den Molière. Er tat, was vor ihm schon ein Machthaber, der König Ludwig XIV. von Frankreich getan, und machte die grimmige Posse „Georges Dandin“, diesen Verzweiflungsschrei des betrogenen Pierrot, zu bloß einem Körnchen Salz der sorgenlosen Lustbarkeit. Molière hat es sich gefallen lassen müssen, daß der irdische Herrscher seine Muse regierte, hat selbst Hand anlegen müssen bei den Schäfer- und Bacchantentänzen und den Duetten und Menuetten, die den grausamen Humor seines Stückes wie unter Blumen ersticken. Aber Molière hat, als er dann den „Georges Dandin“ dem Druck und der Nachwelt übergab, diese Zwischenspiele und balletteusen Täuschungen vernichtet. Reinhardt und Karl Vollmoeller stellten sie wieder her, und Einar Nilson frischte die nicht verlorenen Musikstücke Lullys auf. Was dabei zustande kam, war nicht die Komödie „Georges Dandin“, war die Auferstehung des Sommerfestes von Versailles, das vor 244 Jahren lieblich verrauschte. Der ganze leichte Zauber des Rokokos schwebte über die Bühne, und Duft und Anmut verlockten auch die härtesten literarischen Herzen. Aber dann kamen Augenblicke der Beschämung. Wenn Victor Arnold, der Komiker mit der großen, schlichten Kunst, den Dandin ein trockenes Wort sprechen, ihn aus entgeisterten Augen starren, die Gramfalte auf seiner Clownstirne zucken ließ, dann wurde ein Herzensunwille rege gegen das müßige Tändelspiel, das hier tiefsten Ernst verfälschte.

* * *

Nicht nach dem Ungewöhnlichen, doch nach dem Übergewöhnlichen ist der Sinn der Berliner Richard-Wagner-Gesellschaft gerichtet. Sie veranstaltete vor einigen Jahren die Aufführung eines Giordano-Bruno-Dramas; jetzt ging unter ihrer Ägide, gleichfalls im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus, das Nietzsche-Drama „Das dritte Reich“, gedichtet von Paul Friedrich, in Szene.

Der vermessene Versuch, die innerlichste der Tragödien, Nietzsches verschwiegenes Heldentum, seine Einsamkeit und verblutende Sehnsucht, dramatisch-plastisch zu gestalten, ging von einem mutigen, wenn auch nicht unbefangenen Willen aus, dem die Kraft des Vollbringers bitter versagt war. Über das Drama ist weniger zu sagen, als über die Absichten des Verfassers. Denn das wirre Melodram, das sich da in ungeschickt gegliederten Monologen, die von mystischen Traumgestalten unterbrochen werden, absang, hätte Zuschauern, die nicht mit Nietzsches Werken vertraut gewesen wären, völlig unverständlich bleiben müssen. Wo der Text zu verstehen war und wo er nicht aus Anlehen, aufgenommen bei Friedrich Nietzsche, bestand, dort wurde die Sache ärgerlich banal. Welche geschmacklose Idee, nicht nur den Philosophen, auch Richard Wagner, Frau Cosima, Frau Förster-Nietzsche leibhaftig auftreten zu lassen! Man fühlte sich an die Späße eines Variété-Verwandlungskünstlers erinnert. Das Drama endigt damit, daß Nietzsche der Phantasiegestalt des Zarathustra und zugleich dem Wahnsinn in die Arme sinkt. Diese willkürliche Symbolik ist armselige Tendenz. Ich weiß nun freilich nicht, ob es bloß an dem Unvermögen des Dichters lag oder auch seiner Absicht entsprach, daß der Dichter-Philosoph schon von der ersten Szene an den Eindruck eines Geisteskranken machte. Gewiß ist, daß in Paul Friedrichs Wirrsal nicht ein schmerzhafter Gewissenssieg Nietzsche von Richard Wagner scheidet, sondern ebenjene Spukgestalt, die zum Schlusse als Wahnsinn enthüllt wird ...

Auf diese Weise glauben noch immer manche der großen Wagner-Sache zu dienen. Nietzsche hätte das Eigene nicht in sich getragen, wenn er imstande gewesen wäre, dienendes

Glied zu bleiben. Von den Qualen der Selbstbefreiung ahnen nur die Wenigen etwas, die der Stimme des inneren Müssens lauschen können. Nietzsche war ein ehrlicher Mann. Darum schwankte er nicht, der Wahrheit das herbste Opfer zu bringen: die schönste Blume seines Lebens, die Freundschaft. Wenn ein Tiefgetreuer die Treue gegen andere dahingibt, um die Treue gegen sich selbst zu wahren, wenn er Reichtum verschüttet und freiwillige Armut wählt, so ist das eine erhabene Tat. Die Wahrheit ist nämlich für keinen das, was die anderen für wahr halten. Für s e i n e Wahrheit mußte Nietzsche Schopenhauer und Wagner überwinden, und für die Beurteilung dieser moralischen Tat ist die Frage belanglos, ob Nietzsche Schopenhauer und Wagner objektiv überwunden hat ... Hermann Kienzl



Borkenkäfer

Daß es zwischen Goethe und Friederike einigermaßen menschlich zuging, hat ein Aufsehen erregendes Buch vor Jahren dargetan. Ein Buch und ein Aufsehen, für welche der Goethesche Untertitel „Dichtung und Wahrheit“ demnach umsonst geschrieben war. Ein Anderer hat nachgewiesen, unter welchem bürgerlichen Namen Mignon lebte, so daß Goethe diesen glücklichen Modellfund nur etwas willkürlich benutzt hat. Ein abermaliger Literaturprofessor hat jetzt den methodischen Nachweis erbracht, daß die Gestalt des Faust nichts anderes ist, als die Verdichtung des Eindrucks, den Joh. Gottfr. Herder auf den jungen Goethe machte.

Ja, die Technik der Wissenschaft, potz tausend! Und nun kennt man ja jene Sorte von Geschäftigen, in ihrer Art auch Wissensbegeisterten, die wieder einmal etwas Neues, ganz Wichtiges haben und dafür sorgen, daß es im bildungseifrigen Publikum nicht unverbreitet bleibt.

Was in der Gebirgswelt die Erosion vollbringt, die geduldige, allmähliche Zernagung und Einebnung der am steilsten sich reckenden Gipfel, das müht sich an den Erhabensten der Dichtung diese Art von Spürsamkeit auszurichten. Nichts wissend von der Distanz, die erst die wirkliche Wahrnehmung des hohen Kunstwerks gibt, bohren sie dessen vergeblich sich schließende Epidermis an, kriechen hinein, graben und suchen nach den Spurresten der Täglichkeiten und Zufälligkeiten, die der Dichter durch das Mysterium des genialen Erschaffens verschwiegen in sich transsubstantiierte. Und das Bohrmehl, das diese fleißigen Käfer in Pillenform von sich geben, wird dann von Gläubigen zur Erhebung eingenommen, denen daraus eine intimere Erkenntnis des Großen, des Einzigen, „unseres Goethe“, erwächst.

Die Art ist freilich schon längst bei uns dermaßen eingelebt und zu Ehren gelangt, daß kaum noch ein gegen ihre Überschätzung eingelegter Widerspruch verstanden wird. Der Widerspruch, der sich so begründet, daß erstlich das Kunstwerk erschaffen wird zu der vom Künstler gewollten Gestalt, worin die Entstehungsmomente verwunden und untergegangen sind. Und daß zweitens aus dem unruhigsten Herder noch längst nicht so einfach ein Faust und aus dem zartesten Fräulein N. N. eine Mignon wird. Ginge das alles so nachweisbar zu, so ließe sich ja freilich bei den Wagnern der Literaturhistorie, die so vieles wissen und so gerne alles wüßten, bald erlernen, wie man am geschicktesten zum großen Dichter wird. Statt dessen erleben wir aber von Generation zu Generation, daß aus allen möglichen Lebensverhältnissen, Pfarrern, Buchhändlern, Landlehrern, Offizieren, sogar Juristen, jungen Mädchen und Müttern die guten Dichter werden, daß aber diejenigen begabten Jünglinge, deren Dichtersehnsucht sich im scheinbar günstigsten Segelwind dem philologisch-literargeschichtlichen Studium anvertraut, nach glücklich vollbrachter Dissertation allermeistens ihren Knacks weg haben und vergebens der freien Schwungkraft nachsinnen, die sie als Primaner in sich gespürt.

Natürlich will ich mit allem nicht sagen, daß es wertlos sei, zu erfahren, daß in die jugendlichsten Entwürfe des Goetheschen Faust die damals noch überlegene Person des leidenschaftlichen Aufstrebers Herder hineingespielt. Aber dem Publikum mache man das nicht mißverständlich wichtig. Eine Abhandlung in einer Fachzeitschrift würde die Bemerkung schließlich auch erledigen, die dann einmal ein wirklicher Literarhistoriker, ein Hehn oder so jemand, soweit sie ihm dient, beachten mag. Wie in der bildenden Kunst nicht neben die aufgestellten Werke die Photographien benutzter Modelle gehängt werden und man wahrhaftig froh drum ist, so schütze man auch hier dem freudigen Laien das reinere schönere Empfangen, die Dichtung in der Form, wie ihr Bildner sie entließ. Jenes literarhistorisch, allzu literarhistorisch Erforschte salze man in die Bibliotheksbände ein, wohin es gehört; es erleuchtet nicht ringsum und gibt kein Mehr, es bewirkt nur, daß damit in den Köpfen der ewig dem Geist, den sie begreifen, Gleichenden ein qualmiges Kartoffelfeuer angezündet wird. H. E.



Lese

Schiffskatastrophen in der modernen Literatur

Als den Begründer des Seeromans des 19. Jahrhunderts darf man wohl den alten ehrlichen Kapitän Marryat ansehen, dem dann bei uns Smidt und Gerstäcker folgten. Sie alle bescherten uns eingehende Berichte über Schiffskatastrophen. Auch im Kaufmannsroman, wird im „Vorwärts“ ausgeführt, spielt das untergehende Schiff eine wichtige Rolle; ja es kann den Mittelpunkt der Intrige bilden wie in Ibsens „Stützen der Gesellschaft“. Der gewaltige Aufschwung der Schiffsbaukunst in den letzten zwanzig Jahren gab der dichterischen Phantasie einen neuen Impuls. Das Leben auf diesen „schwimmenden Städten“ mußte zur Gestaltung reizen, denn in einem festen Rahmen konnte hier ein Abbild der ganzen Welt gegeben werden. Von den lustigen Bildern des „Verlobungsschiffes“, wie sie Skowronnek entwirft, bis zu der minutiösen Schilderung des Dampferlebens in einem Werk, wie „Die Fahrt der Jomsburg“ von Sörensen, werden alle Einzelheiten des originellen Stoffgebietes behandelt. Schiffskatastrophen sind in meisterhafter Form in den beiden neuesten Dichtungen zweier unserer bekanntesten Dichter, in Frenssens „Untergang der Anna Hollmann“ und in Gerhart Hauptmanns „Atlantis“, dargestellt. Vor allem aber sei hier an zwei Werke erinnert, die die tragischen Szenen vom Untergang der „Titanic“ dichterisch vorausgeahnt haben. Jonas Lie schildert in einem seiner letzten und reifsten Werke „Wenn der eiserne Vorhang fällt“ das Leben auf einem großen transatlantischen Dampfer in seiner bunten Vielgestaltigkeit, in seinen kleinen Verwicklungen und Unterhaltungen, bis plötzlich die Nachricht kommt, daß allen der Untergang drohe. Mit einem Schlage verändert sich das Leben und Treiben, und mit grausiger Gewalt steigen die nackten Leidenschaften der Menschen empor, da „der eiserne Vorhang fällt“. Als sich dann die angstvoll erwartete Katastrophe als ein Hirngespinst enthüllt, fällt alles wieder in die gesellschaftliche Maskerade zurück. Das interessanteste Beispiel für die Sehergabe des Dichters ist aber der Roman des amerikanischen Dichters Morgan Robertson „Futility“, in dem vor vierzehn Jahren bereits mit geradezu verblüffenden Einzelheiten der Untergang des Riesenschiffes vorausgeahnt ist. Das Schiff der Erzählung, das größte, das je gebaut, das für unzerstörbar und gegen das Sinken völlig geschützt gilt, führt den Namen „Der Titan“. Es tritt seine erste Reise mit 2000 Passagieren im April an, stößt gegen einen Eisberg, zersplittert und beginnt innerhalb von fünf Sekunden zu sinken.

* * *

Götterdämmerung im Buchhandel

Unter den Berliner Buchverlegern geht nach dem „Vorwärts“ ein düsterer Geist um. Man raunt von kompletten Umwälzungen, Trusts und anderen Dingen. Man sieht, wie in Heines Belsazarballade, feurig und furchtbar das Schicksal des soliden Verlagsgewerbes traditionellen Herkommens an die Wand geschrieben: Es wird ein Ende sein! Laßt euch an der Gänsehaut genügen, ihr Buchverfasser jeden Kalibers, die wir euch über eueren Leib laufen machen. Schreibt keine Bücher mehr, ob dünn- oder dickbändig. Alles ist ein nutzloses Ding; denn die Manuskripte würden euch im Pulte vermodern.

Allerdings — falls sämtliche Verleger ihr schönes Talent im Pleitemachen entdecken würden, dann wär's furchtbar traurig. Nämlich — und das ist des Pudels Kern — erst kam August Scherl mit seiner „Hinauflese-Bibliothek“ in die Wochen. Und weil sie größtenteils aus alten Scharteken zusammengebaut wurde, so kam es die Philosophen an der Zimmerstraße wahrlich nicht teuer, ihrer volksliebenden Bildungsstrebungen feierlichen Ernst mit pathetischem Wortschwall und pastörlichem Augenaufschlag vor der Leserwelt ihres Lokalpapiers auszubreiten. Mögen sie sanft ruhen — die Bildungsschuster. Aber nun? Wanderer von Berlin, so ihr durch die Kochstraße entlang pilgert, erhebt eure Augen zu den mit Reklamebildern beschmierten Bauzäunen des Grundstücksterrains der Gebr. Ullstein. Von diesen Schlaumeiern soll der Menschheit großes Heil widerfahren. Diese Trias ist nahe daran, allen Geist an sich zu reißen. In ihren Retorten bereitet sie die modernen Homunculi, so da mit Bildung gespeist werden, um die Verleger von Pleitequalen zu befreien. Die Elite ihrer weit hinter Tarnopol hergeholten Paracelsusse beschenkt nun die Lesewut unaufgeknöpfter Bürgergänse mit belletristischen Eine-Mark-Bändchen, für die gewissen Autoren angeblich „klotzige“ Honorare bezahlt werden. Man will wissen, daß Herr Felix Holländer, sonst Reklamechef im Reinhardtschen Theaterzirkus, 40 000 ℳ für einen Roman einsacke. Und neben ihm noch so ein paar Locköder wie Gerhart Hauptmann — ach, leider! — an der Gebrüder Ullsteinschen Geschäftsangel ... Von dem mageren Happen, den andere Autoren abbekommen, schweigen natürlich alle bezahlten Reklametrompeter.

Aber sieh da, schon taucht die Firma A. Wertheim als buchhändlerischer Konkurrent auf mit dem festen Plan einer Fünfzig-Pfennig-Bibliothek. Was nun? An der Koch- und Zimmerstraße herrscht Bestürzung. Wie kommt A. Wertheim dazu, den Geschäftsrebbach zu unterminieren? Und man überlegt schon insgeheim, wie man einen Riesen-Literaturverschleiß aufmachen soll.

Stumm stehen alle Berliner Buchverlage wie der Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen sind. Sie wollen nichts mehr verlegen; sie wollen sich auf den Journalhandel werfen und den Scherl-Ullstein-Wertheim die Errettung der deutschen Literatur überantworten. Da kann es ja wirklich „schön“ werden auf dem preußisch-berlinischen Parnaß — Kreuzberg geheißen. Und von der 40 000-Millimeter-Höhe dieses Berges werden die Heiltumsbringer modernster Geisteskultur stolz hinabschauen auf leibhaftige Dichter- und Verlegerleichen zu ihren Füßen.

Und das dumme Publikum wird wieder die Rechnung bezahlen müssen.

* * *

Germanische Namen

„Der kostbare Schatz der deutschen Vornamen baut sich auf den Beinamen und Wahrzeichen der alten Götter auf.“ Mit Hilfe dieses neuen und wichtigen Grundsatzes hat Ferdinand Knorr in seinem Büchlein „Germanische Namengebung“ eine überzeugende und erschöpfende Erklärung von etwa tausend alten deutschen Vornamen geliefert und im einzelnen treffend begründet. Die germanischen Vornamen sind in ihrer ältesten Form nichts



anderes als eine kurze Anrufung des göttlichen Wesens, entweder als Bitte oder als Huldigung oder als Widmung, wie z. B. Oswald = der Ase walte! oder Leonhard = der Bär (Thors Tierzeichen) ist mutig! oder Gertrud = des Speers (Wotans) Liebling. Für jeden Deutschen, der stolz auf seine Vorfahren ist, wird es eine Herzensfreude sein, den knappen und klaren Darlegungen Knorrs zu folgen, wie er mit seinen Deutungen in das hochentwickelte Geistesleben der Germanen eindringt. Mögen zunächst die guten alten deutschen Vornamen immer häufiger verwendet werden! Tiefer Sinn liegt ihnen zugrunde. Man wird dann auch in weiteren Kreisen zu einem besseren Verständnis der germanischen Vorzeit kommen. Paul Dehn

* * *

Verlorene Gedanken

Da sausen sie mit Notizbüchern herum, unsre Dichter. Und wie ein Gedanklein das Köpfchen aus dem Dickicht steckt, wird es mit graphitnen Haken aufgespießt. Eine Heidenangst beherrscht sie: es könnte einer der Gedanken am Ende gar verloren gehn. Um Gottes willen ...! Solang ihr noch so arm seid, laßt das Schreiben. Solang ihr noch so geizig seid auf schüchterne Gesichte, werden sie zu Fratzen. Erst wenn ihr unbekümmert eures Weges zieht, unbekümmert um verlorene Gedanken, quellen sie in Prozessionen aus dem Dickicht, füllen eure Wege und verneigen sich vor euch. Fritz Müller, Zürich

* * *

Ein Großindustrieller der Literatur

Was man dem jetzt im Alter von 70 Jahren gestorbenen Karl May auch nachsagen mag, Fleiß wird ihm niemand absprechen können. Seine schriftstellerische Tätigkeit erstreckt sich, wie in der „Frkf. Ztg." festgestellt wird, auf über etwa vier Jahrzehnte. In dieser Zeit hat er nicht weniger als 273 Bücher geschrieben, neben den vielen, die unter Pseudonymen — ich kenne deren vierundzwanzig! — in den Provinzbibliotheken verstauben. Und was für Bücher! Die fünf großen Abenteuerromane, von denen sein Name nach jahrelangen Prozessen entfernt wurde, umfassen je viertausend Seiten. Die in Buchform erschienenen Schriften mögen insgesamt 60 000 Seiten umspannen; nicht geringer aber ist der Umfang der zahllosen Novellen, Reiseschilderungen, Skizzen usw. zu veranschlagen, die in allerlei, jetzt meist verschollenen Zeitschriften und Kalendern veröffentlicht wurden. Wer sich die Mühe macht, irgendeine belletristische Zeitschrift der siebziger und achtziger Jahre zu durchforschen, wird sicherlich eine geschickt geschriebene, etwas phantastisch herausgeputzte Reiseschilderung des „bekannten Weltreisenden", wie er in der Fußnote gewöhnlich genannt wird, finden. Namentlich in katholischen Blättern. Denn der Protestant Karl May hat sehr viele erbauende Mariengeschichten verfaßt. Es ist klar, daß bei einer derartigen Produktion auch die lebhafteste Phantasie einmal versagen muß, und so finden sich in allen seinen Büchern zahlreiche Anleihen aus der Abenteuerliteratur. Die unter dem Titel „Reise-Erzählungen" gesammelten 33 Bände sind in sehr viele Sprachen übersetzt worden, sogar in das Finnische, Kroatische, Weißrussische, in das Nigger-Englisch und Persische. Außer den Abenteuerromanen hat May fast alle bekannten Indianergeschichten für die Jugend „bearbeitet", d. h. in seinem Stil übersetzt oder nur aus älteren Übersetzungen abgeschrieben; auch sehr zweifelhafte „Sittenromane" sind seiner Feder entflossen; ob ihm rein pornographische Schriften zuzuschreiben sind, ist nicht mit Sicherheit erwiesen. Die Einnahmen Mays, der erst vor ein paar Monaten noch aus den von ihm verleugneten Kolportageromanen des Verlages Münchmeyer 200 000 ℳ zog (er hatte 300 000 ℳ gefordert!), sind enorm gewesen. Seine gesamte schriftstellerische Tätigkeit dürfte ihm etwa sechs Millionen eingebracht haben.



Der Absatz seiner Werke in aller Welt wird auf über zehn Millionen Bände geschätzt. Karl May hatte im übrigen eine Zeitlang einen erfolglosen Nebenbuhler, der sich Dr. Carl Mai nannte und der niemand anders als — Karl May selber war.

* * *

Wie Max und Moritz entstanden ist

Vor zehn Jahren, am 15. April 1902, feierte Deutschland den 70. Geburtstag von Wilhelm Busch. Zur Erinnerung gibt das „B. T." einen Brief aus dem Jahre 1902 weiter, in dem sich Busch über die Entstehung von „Max und Moritz" und nicht nur dieser, sondern auch der „Frommen Helene" und der anderen Köstlichkeiten äußert:

„Ich wurde geboren 1832 in Wiedensahl. Im Herbst 1847 kam ich auf die Polytechnische in Hannover. Zu Anfang der fünfziger Jahre war ich im Antikensaal in Düsseldorf und in der Antwerpener Malschule. Darauf ging ich nach München, arbeitete für die Fliegenden, zeichnete meine Bilderbogen und machte mit ‚Max und Moritz' den Anfang der längeren Bildergeschichten.

Daß sie zunächst gezeichnet und dann erst geschrieben wurden, also die Anschaulichkeit, mag wohl eine von den Ursachen ihrer weiten Verbreitung sein. Im Verhältnis zu ihnen haben ‚Kritik des Herzens', ‚Eduards Traum' und ‚Der Schmetterling' nur bei wenigen Beifall gefunden. So gut wie alle meine Sachen sind in der Stille von Wiedensahl entstanden ..."





Karl Müller-Koburg

Von Dr. Karl Storck

Man muß ohne weiteres zugeben, daß die Geschichte der französischen Malerei im neunzehnten Jahrhundert einen fast unvergleichlich geschlossenen Eindruck einer bestechenden Entwicklung macht. Fast alle entscheidenden Richtungen, alle die Kunstwelt erregenden „Ismen“ sind in dieser Zeit von Frankreich ausgegangen, das dauernd die hohe Schule malerischer Technik auch für jene gewesen ist, die geistig und seelisch zur französischen Kunst in Widerspruch standen. Und jede dieser mannigfachen Kunststufen ist von einer großen Zahl beachtenswerter Könner besetzt, eine sichere Überlieferung sorgt dafür, daß das einmal Errungene nicht wieder verloren geht. Das Ganze macht den Eindruck einer zielbewußten künstlerischen Kultur, die durch die beneidenswerte Stellung Frankreichs als Kunst-, Vergnügungs-, Luxus- und Amüsiermarkt der Welt zu einem geistigen, sozialen und auch finanziellen Übergewicht verhilft, das dank des Zusammenschlusses aller Kräfte in Paris geradezu unüberwindbar erscheint.

Für den ersten Blick wirkt die deutsche Kunstentwicklung des neunzehnten Jahrhunderts wie das Gegenspiel zu dieser französischen. Da fehlt jegliche fruchtbare Überlieferung. An ihrer Stelle steht ein verknöchertes Akademikertum, das nur dazu da zu sein scheint, den jungen Kräften das Leben recht sauer zu machen. Es fehlt jede starke innere Nationalität, bei oft lächerlich schroffer Betonung eines äußerlichen Patriotismus. Zu einer unüberwindlichen Ausländerei kommt ein mannigfaches Gegeneinander im eigenen Lande. Es wird unendlich viel theoretisiert und dafür weniger praktisch gearbeitet, und da den Künstlern jedes Zusammengehörigkeitsgefühl, jede geschickte Organisation fehlt, kann es nicht wundernehmen, wenn die für Kunst vorhandenen Gelder viel eher dem ansländischen als dem einheimischen Kunstmarkte zugute kommen.

Ich sage, so sieht die deutsche Kunstgeschichte im neunzehnten Jahrhundert für den ersten Blick aus, und wir müßten nicht in Deutschland leben, wenn es nicht viele Kunstschreiber gäbe, die mit einem gewissen Behagen uns immer von neuem die Überlegenheit des Auslandes und die Geringwertigkeit der eigenen

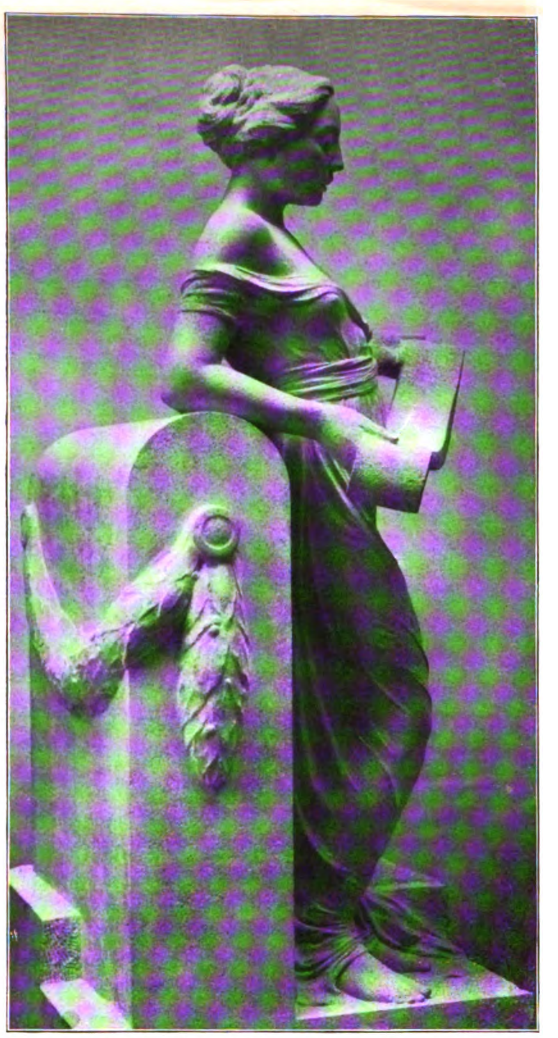
nationalen Kunst verkündigten. Das ist auch heute noch möglich, trotzdem die sogenannte Jahrhundertausstellung für jeden doch wenigstens den einen Beweis erbracht haben müßte, daß, wenn die deutsche Malerei des neunzehnten Jahrhunderts als geschlossene Kunsterscheinung mit dem großzügigen Eindruck der französischen nicht wetteifern kann, sie dafür in einer unvergleichlichen Mannigfaltigkeit zahllosen einzelnen ein eigenartiges Ausleben ihrer künstlerischen Persönlichkeit gebracht hat. Mögen nicht alle diese Persönlichkeiten bedeutend gewesen sein, sie haben doch schon durch die Tatsache, daß sie für sich allein, ohne die Zugehörigkeit zu einer Strömung, etwas zu geben vermochten, eine reiche künstlerische und menschliche Kraft bewährt, die wie alles wirklich Persönliche letzterdings viel fesselnder ist als eine an sich glänzendere und geschicktere Erscheinung, die nur als Teil eines gleichartigen Ganzen dasteht. Die politische und volkliche Zersplitterung unseres Vaterlandes, die so leicht zum Sonderwesen führenden kleinen Verhältnisse, in denen es sich in den zwei ersten Dritteln des neunzehnten Jahrhunderts noch befand, haben neben den mannigfachen Schädigungen, die sie brachten, doch eben auch den Vorteil gehabt, daß eine große Zahl echter Künstlernaturen sich ihrem Sonderwesen gemäß entwickelte.

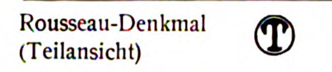
Wenn es unter diesen Umständen nur wenige Künstlergenies waren, die sich zur allgemeinen Anerkennung der ganzen Welt hindurchrangen, wenn auf der anderen Seite die meisten jener, die sich in der Wärme der offiziellen Gunst sonnten, rasch versinkende Macher waren, so bleibt eine überraschend große Zahl von Künstlern zurück, die mit einem tüchtigen Können ein großes oder doch wenigstens ehrliches Wollen verbanden und in der wahrhaftigen Mitteilung ihrer Persönlichkeit Dauerwerte schufen. Und wenn man aus solcher Kenntnis unseres Kunstlebens heraus wieder die Kunstentwicklung der verschiedenen Kulturländer miteinander vergleicht, so braucht die deutsche hinter keiner anderen zurückzutreten. Ja man darf wohl ruhig behaupten, daß die menschlich reichste und darum auf die Dauer fesselndste Kunst dieser Zeit von Deutschen geschaffen worden ist.

Ein solcher, von der Öffentlichkeit, ja auch von der Kunstgeschichte bis jetzt wenig gekannter Künstler ist auch Karl Gottfried Müller, der seinem Namen zur Unterscheidung den der Vaterstadt Koburg hinzugefügt hat. Allerdings hat ihn der Tod zu früh hinweggerafft, und vielfache Krankheit behinderte ihn, seine Kräfte voll auszunutzen und vor allen Dingen jene großen — ich meine auch räumlich umfangreichen — Werke zu schaffen, denen allein es gelingt, in unserem ins Massige ausgearteten Kunstleben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aber wenn den bescheidenen und doch seines Wertes wohl bewußten Künstler schon zu seinen Lebzeiten die wenigen Kunstverständigen, die ihn kannten, außerordentlich hoch schätzten, wenn er sich den Beifall des so strengen Richters Arnold Böcklin gewann, so dürfen wir heute, wo wir sein abgeschlossenes Lebenswerk überblicken können, wohl sagen, daß er das Beste, was ihm verliehen war, uns doch reichlich geschenkt hat; daß gerade jene Eigenschaften, die ihn neben dem äußeren Leben daran hinderten, die geplanten großen Werke auszuführen, ihm zu Leistungen im kleinen verhalfen, die in unserer Kunst ganz einzig dastehen, und daß die Kunstgeschichte die Pflicht haben wird, auch diesem Manne in einem



Rousseau-Denkmal (Teilansicht) A. Bartholomé





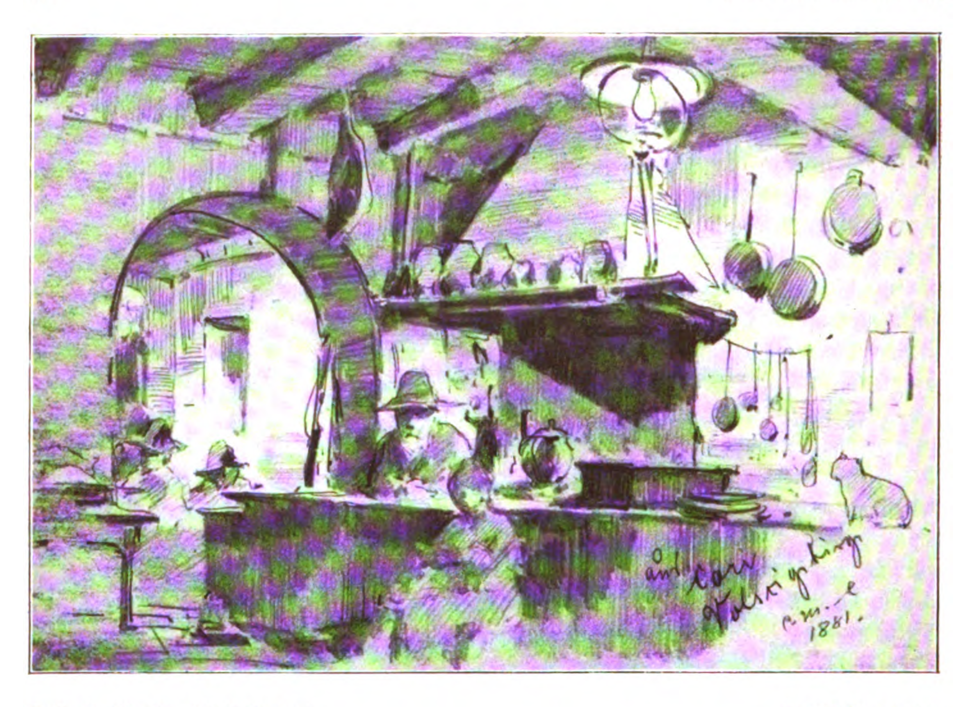
Rousseau-Denkmal (Teilansicht) A. Bartholomé

still beschaulichen Winkel ein zierliches, blumenüberranktes Tempelchen zu errichten. Das wird freilich erst möglich sein, wenn sich eine große öffentliche Sammlung der ehrenvollen Pflicht wird unterzogen haben, die von seiner Witwe treu gehüteten Skizzen und Studien einer breiteren Öffentlichkeit dauernd zur Schau zu stellen und so die Aufmerksamkeit auf ein Schaffen hinzulenken, das räumlich ungemein bescheiden, dagegen an künstlerischem Vermögen, seelischer Erlebensfähigkeit, sinnlicher Fassungskraft und technischem Vermögen wahrhaft groß ist. Wir freuen uns, hier im Türmer in einer größeren Zahl von Nachbildungen auf das Lebenswerk des Künstlers aufmerksam machen und seinen Entwicklungsgang aus quellenmäßigen Mitteilungen darstellen zu können. (Zu den in diesem Heft enthaltenen Abbildungen kommen noch zwei farbige Bilder, die der Türmer schon früher gebracht hat: Kreuz bei Mittenwald im Oktoberheft 1910 und Tempel der Diana im letzten Maiheft.)



Aus dem Garten der Villa Ludovisi in Rom — Karl Müller-Koburg

Karl Gottfried Müller wurde am 9. September 1858 zu Koburg geboren. Sein Vater war Seilermeister, ein sehr geachteter Handwerker und über seinen Beruf hinaus ein gebildeter, auch von seinen Mitbürgern geehrter Mann. Die durch fremdartige Schönheit ausgezeichnete Mutter stammte aus Württemberg. Da es neun Kinder waren, war der Vater außerstande, die von ihm wohlerkannten künstlerischen Fähigkeiten Karls und seines älteren Bruders Julius schulgemäß auszubilden. So kam denn Karl nach Abschluß der Volksschule zu Lüthemeyer, einem der großen Koburger Dekorationsateliers. Er muß sich da gut bewährt haben, denn als Achtzehnjähriger wurde er von seiner Firma nach Berlin geschickt, um hier die Dekorationen zur „Reise um die Erde in achtzig Tagen", die damals im Viktoriatheater aufgeführt wurde, aufzustellen.



Trattoria (Aus den Volskerbergen) Karl Müller-Koburg

Die gewaltigen Eindrücke, die er in den Berliner Museen empfing, reiften in dem zwar schwächlichen, aber außerordentlich energischen Jüngling den Entschluß, sich ganz der Kunst zu widmen. Er hatte übrigens ein gutes Vorbild an seinem ältesten Bruder, dem es auch gelungen war, sich in Berlin vom einfachen Maurer zum Architekten emporzuarbeiten.

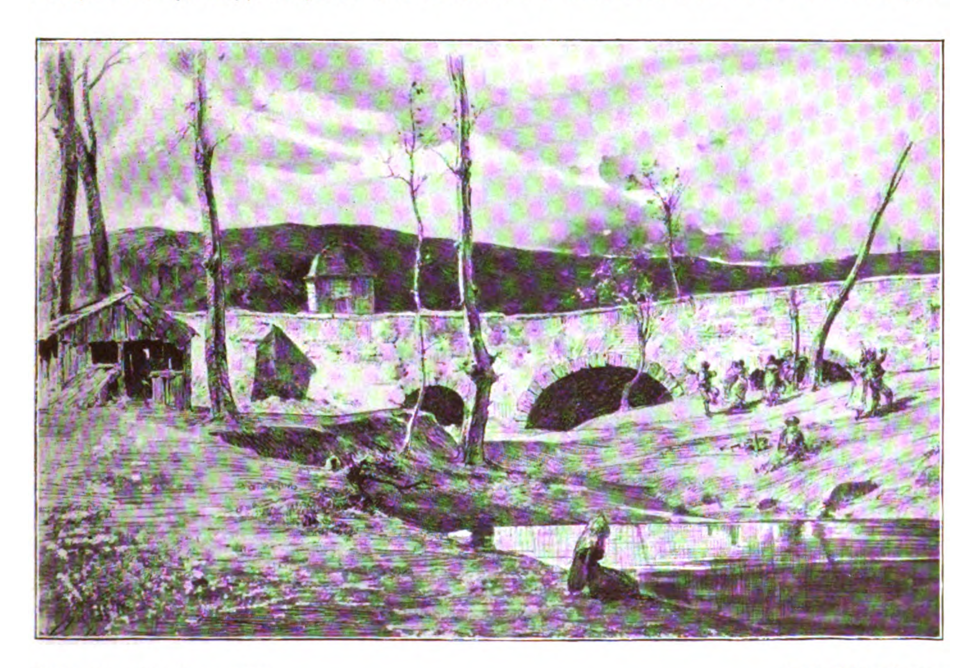
Nun nutzte Karl Müller die Dekorationsmalerei zur Erwerbung des Unterhaltes, den er sich freilich knapp genug bemaß. Denn die Entlohnung dieser Gelegenheitsarbeiten war klein und außerdem noch schwer einzutreiben. So bildete das fürstliche Honorar von zwanzig Mark, die ihm ein Plakat für ein Flohtheater einbrachte, schon eine ganz ungewöhnliche Einnahme. Bald fand der Kunstjünger Aufnahme in der Akademie, aber damit war nicht so viel gewonnen, wie er sich gedacht hatte. Er fehlte in mancher Schulstunde und zeichnete statt dessen lieber die Architekturen des damals noch weniger zerstörten alten Berlin. Bei Christian Wilborg, dem gefeierten Architekturmaler und Aquarellisten, fand er allerdings reichste technische Förderung und in der Unterrichtsklasse Paul Thumanns außer dem gediegenen Unterricht dieses trefflichen Lehrers die Freundschaft mit einigen anderen Malern, wie Franz Lippisch und Hermann Schott. Aber der Kampf schien doch zu schwer, und Müller kehrte reichlich entmutigt nach Koburg zurück.

Da erhielt er zu seiner Überraschung aus Berlin einen „außerordentlichen" Preis für die bei einer Schülerausstellung gezeigten Arbeiten. Einen „ordent-

lichen“ Preis hatte man ihm nicht zusprechen können, da er keine Klassenarbeit, sondern eben jene Berliner Architekturbilder gezeigt hatte. Der außerordentliche Preis betrug denn auch nur ganze hundert Mark, aber dem jungen Künstler taten auch diese und darüber hinaus die Anerkennung so wohl, daß er sich gleich auf eine Studienreise begab, von der er so viele Aquarelle mitbrachte, daß er nun in Berlin im Künstlerhaus eine Ausstellung machen konnte. Nun hatte sich sein Schulfreund Hermann Schott so in eines der Bilder versehen, daß er es erwerben wollte, zu seiner Überraschung aber erfahren mußte, daß es bereits einen Käufer gefunden hatte. Schott suchte diesen auf und gewann durch seine Erzählung von dem jungen Maler diesem in dem Käufer, Karl Fürstenberg, dem heutigen Direktor der Berliner Handelsgesellschaft, einen Gönner, durch dessen Freigebigkeit Müllers Entwicklung sich in den nächsten Jahren leichter und großzügiger vollziehen konnte.

Im Herbst 1879 konnte der junge Künstler nach Italien. Der Aufenthalt wurde durch Krankheit zweimal verlängert und erstreckte sich bis ins Frühjahr 1881. Rom, Neapel, Istria, Pompeji, dann aber auch das Albaner- und Volskergebirge waren die Hauptaufenthaltsorte gewesen und hatten ihm reichlichen Stoff für seine ungemein treffsicheren Aquarellstudien geboten. Da er vom Militär freikam, konnte er im folgenden Winter an der Akademie in Karlsruhe von Ferdinand Keller sich auch in die Ölmalerei einführen lassen.

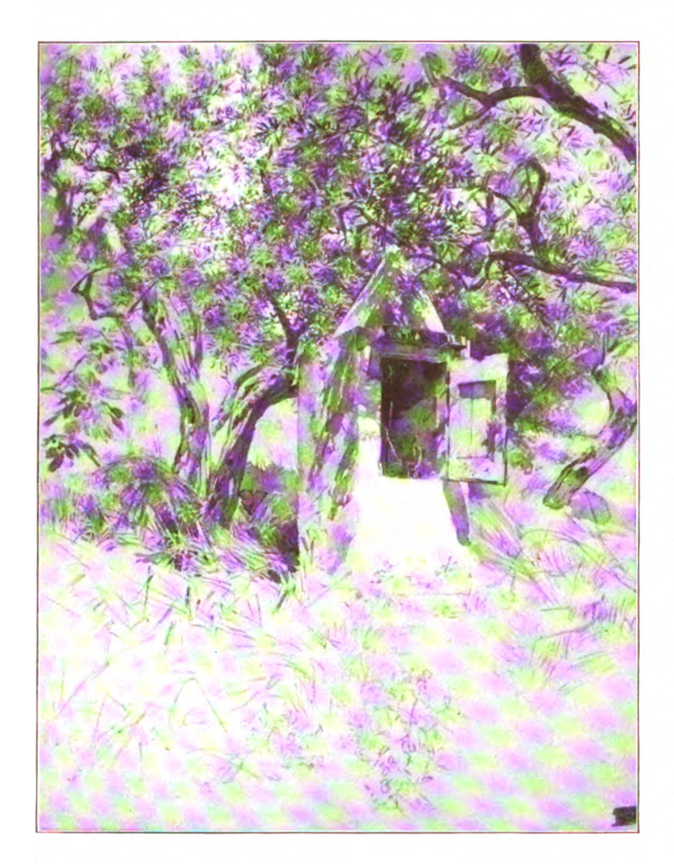
Der Herbst 1882 brachte dem Künstler, wieder dank der Unterstützung Fürstenbergs, die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches. Über Paris reiste er nach Spanien, wo er zunächst während des Winters die Madrider Akademie von San Fer-



Brücke über den Manzanares — Karl Müller-Koburg



nando besuchte, an der er aber nach eigenem Geständnis mehr von den Schülern, als von den Lehrern lernte. Im Frühjahr ging's dann nach Andalusien, und zwar in Begleitung Engelbert Humperdincks, der ihm treue Freundschaft hielt, als ein heftiger Gelenkrheumatismus nun schon zum wiederholten Male den jungen Künstler heimsuchte. Glücklicherweise bewährte die andalusische Sonne ihre Heilkraft und kochte die tückische Krankheit so gründlich aus dem Leibe aus, daß sie ihn später nicht wieder heimsuchte. Vielleicht aber reichen die ersten Ursachen für das nachherige Herzleiden bis in diese Zeit hinauf. Sevilla, Toledo, Cordoba, dessen herrliche Moschee in einem Aquarell festgehalten ist, wurden die nächsten Stationen, bis dann in Granada dauernder Aufenthalt genommen wurde. Geplant war er für ein halbes Jahr, er dauerte aber fast zwei Jahre, in denen sich der außerordentlich lebhafte und bewegliche Maler so völlig in das Volk einlebte, daß er es wagen konnte, zu jeder Nachtzeit das gefürchtete Zigeunerviertel zu durchwandern.



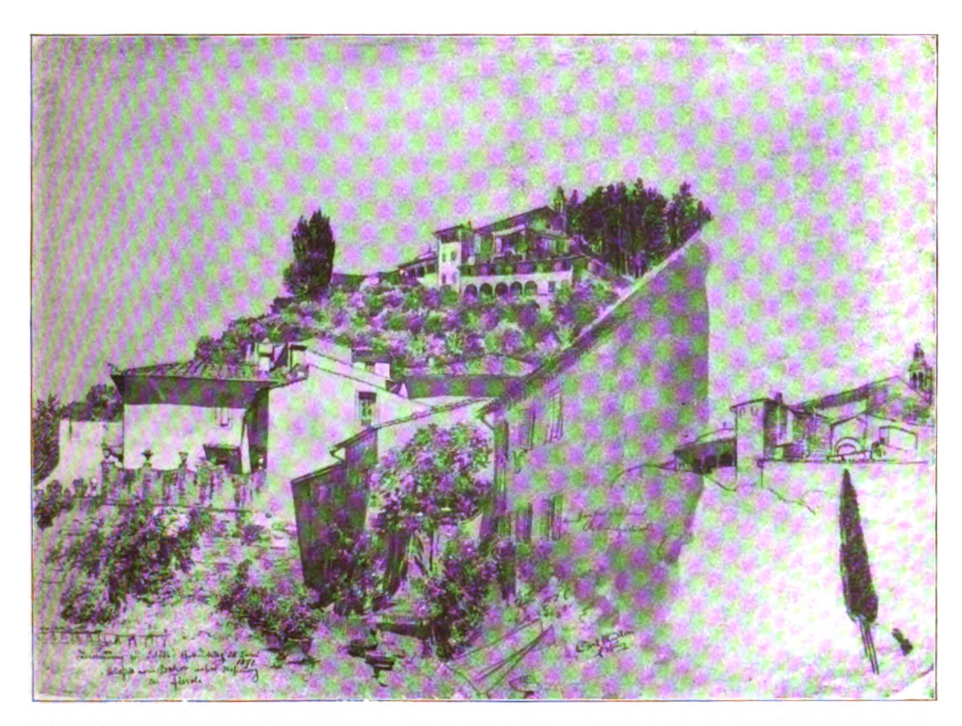
Aus der Villa San Maurizio (Fiesole) Karl Müller-Koburg

In jener Zeit hat Karl Müller seine glänzende Aquarelltechnik ausgebildet. Durch die zahllosen Studien vor der Natur wurden seine Augen immer sicherer, und die Hand gewann sich eine Freiheit der Bewegung, eine Schärfe des Farbenansatzes, daß die hier entstandenen Bilder bei treuester Genauigkeit im kleinen einen so großzügigen Stil gewannen, wie ihn die Aquarellmalerei selten erreicht. Übrigens hat er hier auch das erste große Ölbild vor der Natur fertiggemacht; es bildet heute eine Zierde des Magdeburger Kaiser-Friedrich-Museums und stellt die Rast der Träger einer Kinderleiche auf dem Wege zum Kirchhof dar.

Wie durch ein Wunder entging damals der junge Deutsche dem furchtbaren Erdbeben, das am ersten Weihnachtstage 1884 in der Provinz Granada entsetzliche

Zerstörungen anrichtete und danach noch monatelang in kleineren Erschütterungen nachgrollte. Er hatte sich, um einem Freunde in Deutschland Geld zu senden, von dem kleinen Orte Alhama, in dem er sich studienhalber aufhielt, nach Granada begeben. Dort bestürmten ihn einige Bekannte, sie auf einer Wanderung durchs Gebirge zu begleiten, da er Sprache und Sitten des Landes viel besser kannte, als sie. So waren sie im Gebirge an einer weniger gefährdeten Stelle, als der erste schwere Stoß des Erdbebens erfolgte. Auf mühseligen Wegen kam er nach Alhama zurück, das er schier ganz zerstört fand; fünfzehnhundert Häuser waren eingestürzt, ganze Straßenzüge in den Abgrund versunken. Freilich, einen schweren Verlust hatte der Künstler doch erlitten: unter den Mauern seines Wohnhauses waren alle seine Arbeiten begraben.

Es folgten schwere Zeiten. Trotz der heftigen Kälte übernachteten die erschreckten Bewohner im Freien. Müller selbst war aller Mittel entblößt, da sein Gönner auf der Heimkehr bestand und nichts mehr schickte. Aber der junge Deutsche fühlte sich durch die Unglückszeit so mit den heimgesuchten Bewohnern verwachsen, daß ihn selbst die Cholera nicht wegzuscheuchen vermochte und erst die Bitten der Eltern es erreichten, daß er im Herbst 1885 nach Deutschland zurückkehrte. Sein Gönner hatte die Niederlassung in Berlin gewünscht, und dank dem Entgegenkommen Anton von Werners, der die große Begabung des Aquarellisten erkannt hatte, erhielt er als Meisterschüler der Akademie ein schönes, großes Atelier.



Blick auf San Francesco (Fiesole) — Karl Müller-Koburg

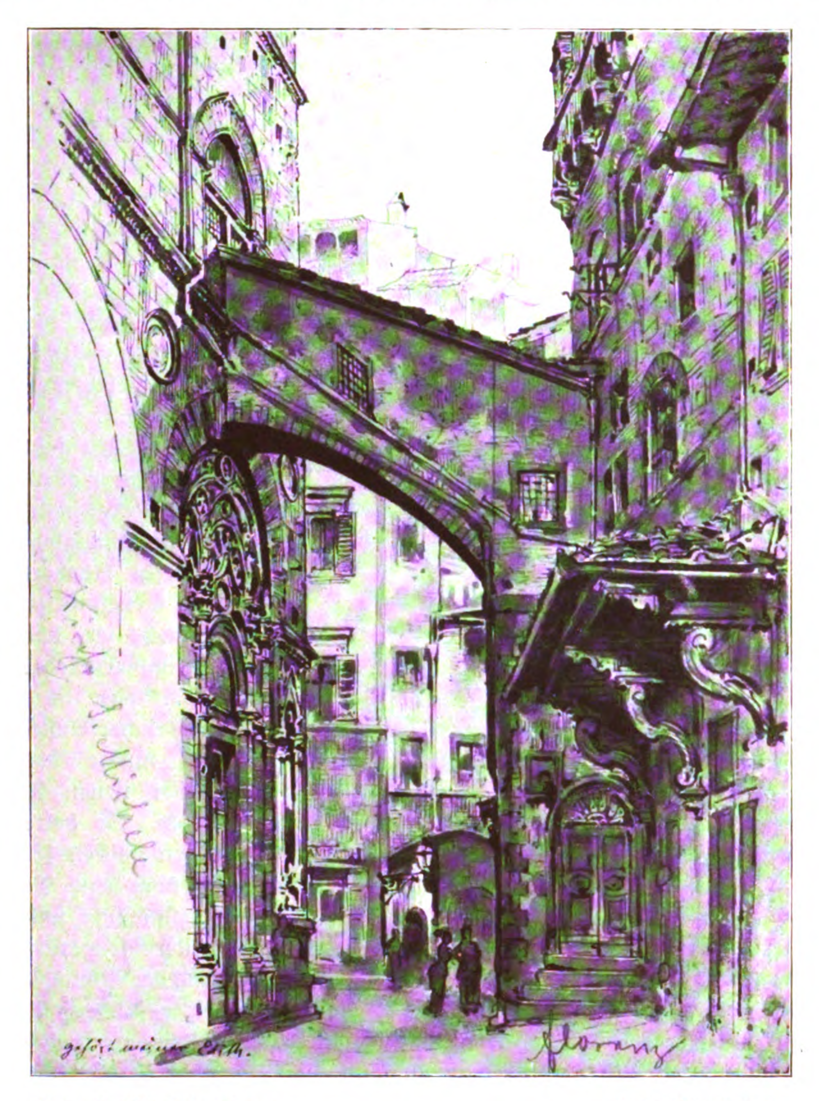
Nun bot sich auch die erste Gelegenheit, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der siebzigste Geburtstag Adolf Menzels, der in den Dezember des Jahres 1885 fiel, sollte würdig gefeiert werden. Die Philharmonie sollte im

Studie aus Villa Maurizio (Fiesole) Karl Müller-Koburg

Rokokostil ausgeschmückt werden, wozu eine Konkurrenz unter den Akademikern ausgeschrieben wurde. Sobald der Entwurf Karl Müllers der Jury zu Gesicht kam, wurde die Konkurrenz niedergeschlagen, da die Aufgabe gar nicht besser gelöst werden konnte. Nun zeigte sich wieder einmal, welcher ungeheuren Arbeitsenergie der scheinbar so schwächliche Körper des Künstlers fähig war. Er selber leistete schier Unglaubliches an Arbeit. Natürlich war, wie immer bei solchen Ge-



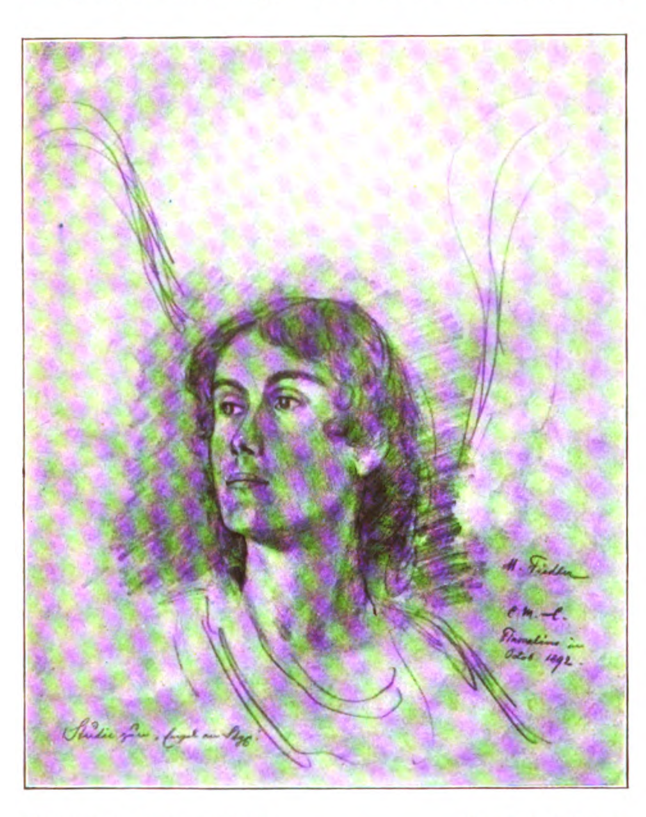
legenheiten, die Zeit zu kurz bemessen. So arbeitete Müller die letzte Nacht durch und dann noch den ganzen Tag, ja er malte noch am Gobelinvorhang der Bühne,



Kirche S. Michele in Florenz Karl Müller-Koburg

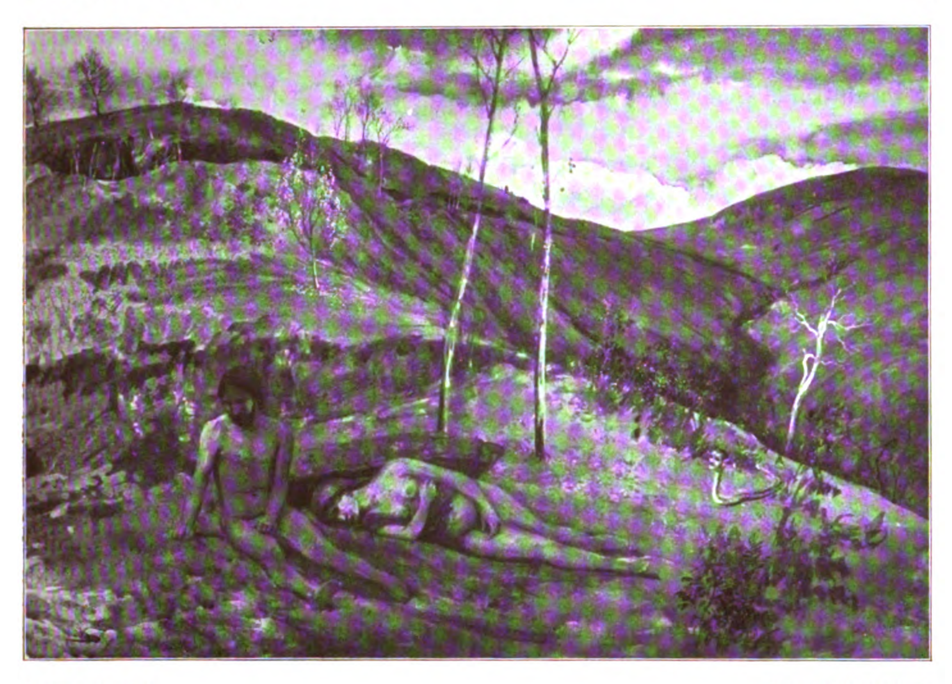
als die ersten Gäste bereits den Saal betraten. Dann aber will der so übermütig lustige Mensch auch seinen Anteil an der Feier haben. Er jagt noch nach einem Kostüm und tanzt die ganze Festnacht fröhlich durch. Außerdem spinnt sich auf diesem Feste die Verlobung mit seiner späteren Gattin an, die er allerdings schon einige Jahre vorher in Rom kennen gelernt hatte.

Diese prächtigen dekorativen Arbeiten hatten die Aufmerksamkeit der Architekten auf den Künstler gelenkt. So brachte die nächste Zeit eine Reihe von Aufträgen, und es schien für immer der Kampf ums äußere Dasein überwunden zu sein. Zunächst sollte er für die erste Moabiter Kunstausstellung des Jahres 1886 die Wanddekorationen entwerfen. Wie immer warf er sich mit einem Übermaß von Fleiß auf die Aufgabe, vollendete in vierzehn Tagen das Mittelstück des einen großen Bildes, da setzte eine jäh ausbrechende Lungenentzündung der Arbeit ein Ziel. Es folgte nun eine lange Zeit immer erneuter Krankheit. Karl Müller war eine zähe Natur und raffte sich dank seiner Willenskraft immer rasch wieder vom Krankenlager empor. Dann aber machte ihm seine Lebenslust, seine Arbeitsfreudigkeit ein geduldiges Ausharren in der Genesungszeit unmöglich; er übernahm sich immer wieder in der Arbeit oder in anderer körperlicher Anstrengung und mußte dafür in immer neuen Anfällen büßen. So hatte er in diesen Jahren 1887 und 88 noch eine Brustfellentzündung und eine weitere schwere Erkrankung der Atmungsorgane durchgemacht, dazwischen aber immer wieder Zeit zur Arbeit gefunden, sich auch den Aufregungen großer Ausstellungen, die ihm viele Bewunderer, aber keine Käufer einbrachten, unterzogen. Danach kann man sich nicht darüber wundern, daß ein schwerer Herzklappenfehler zurückblieb, der von nun an auf seinem Leben wie ein Verhängnis lastete.



Studie zum „Engel am Styx" Karl Müller-Koburg

1888 wurde ihm das Ginsberg-Stipendium in Höhe von zweitausend Mark verliehen, und so dachte er auch an die baldige Vermählung. Um sich auszuheilen, verbrachte er die Sommermonate in Tirol, und faßte den Plan, mit der vom Stipendium auferlegten Pflicht des Aufenthaltes in Italien die Annehmlichkeit der Hochzeitsreise zu verbinden. Da warf ihn im Frühherbst 1888 ein durch über-



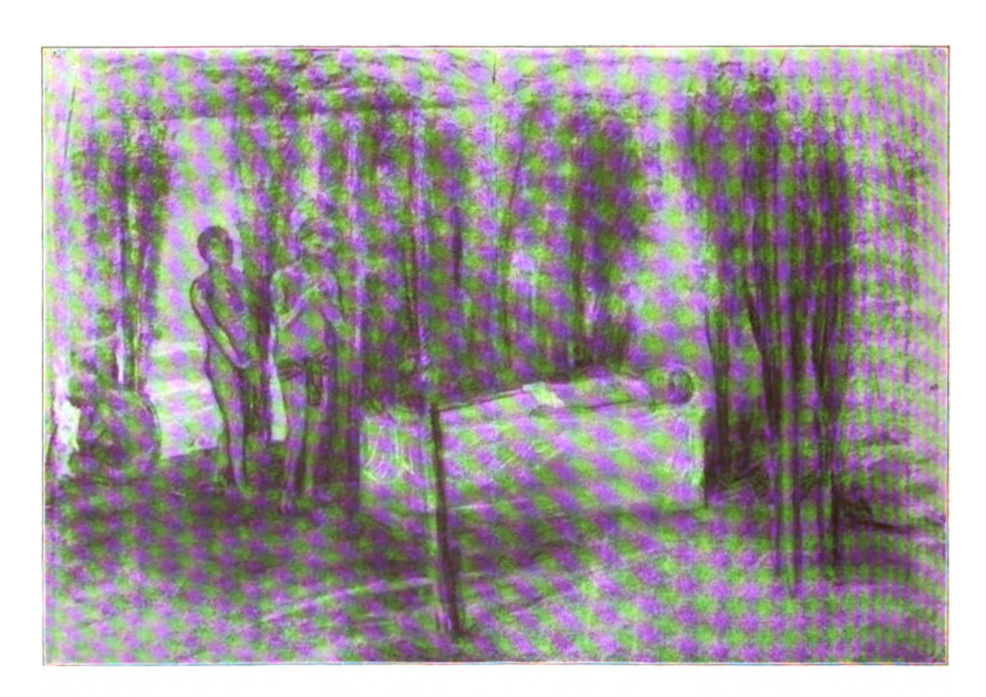
Adam und Eva Karl Müller-Koburg

mäßiges Bergsteigen hervorgerufener Herzkrampf aufs Lager, von dem er erst nach bangen Wochen sich wieder erheben konnte. Im Dezember fand nun die Trauung hoch droben in einer Villa beim Schloß Tirol statt, und Anfang Januar ging es über Bozen, Trient, Verona, Bologna nach Florenz. Leider wiederholten sich hier die Herzanfälle, und man mußte auf ein möglichst ruhiges ländliches Leben bedacht sein. So suchte sich das junge Paar eine Wohnung in Fiesole, das für die nächsten Jahre zum ständigen Wohnsitz wurde. Im Sommer wurde das Land durchzogen; auch Korsika wurde aufgesucht. Ist dieses italienische Land noch heute von Fremden wenig aufgesucht, so waren damals selbst die schönsten Fleckchen am Meere noch nicht wieder entdeckt. In den herrlichen alten Gärten der vom Schimmer der Vergangenheit verklärten Villen Fiesoles, dann aber auch in den romantischen Örtchen am herrlichen Golf von Spezia entstanden eine große Zahl schönster Aquarelle, von denen wir einige hier wiedergeben.

Daneben regte sich im Künstler jetzt das Verlangen nach größeren Kompositionen, deren er eine ganze Reihe entwarf. Daß die Bilder damals nicht zur Vollendung kamen, lag weniger an den häufigen Erkrankungen des Künstlers, auch nicht an seiner peinlichen Art, die sich in der geistigen Durcharbeitung gar nicht genug tun konnte, sondern hauptsächlich am Mangel einer guten Tempera. Denn die Öltechnik war Müller nicht sympathisch, und die Temperatechnik war noch immer nicht genügend erprobt. Erst die vielen Versuche, die hauptsächlich durch Böcklin angeregt wurden, haben zur Wiederentdeckung dieser den Alten so vertrauten

Technik geführt. Der innerste Grund wird freilich gewesen sein, daß Müllers eigenstem Wesen das Fertigarbeiten vor der Natur entsprach. Dazu aber besaß er in Zeichenstift und Wasserfarbe so gehorsame Mittel, daß es leicht begreiflich ist, wenn er immer wieder über diesen hingebungsvollen Studien der Natur die Ausführung seiner großen Phantasiepläne hintanstellte. Wenn wir diese wunderbar zarten und blühend frischen Aquarelle betrachten, so vermögen wir den Verlust der großen Kompositionen nicht allzu schwer zu bedauern. Andererseits erscheint es unbegreiflich, daß diesem unter den deutschen Künstlern ganz einzig dastehenden Meister des Aquarells bei der großen Dresdner Aquarellausstellung des Sommers 1892 auch nicht der geringste Erfolg zuteil wurde. Es ist begreiflich, daß der Künstler daraufhin verzichtete, sich später noch an Ausstellungen zu beteiligen. Auf der anderen Seite hat diese Zurückhaltung neben seinem abseitigen Wohnen noch dazu beigetragen, ihn über Gebühr aus dem Gesichtskreis der deutschen Kunstfreunde verschwinden zu lassen.

Den Sommer des Jahres 1892 verbrachte der Künstler fast ganz an der herrlichen kleinen Bucht von Fiascalino, die auch noch zum Golf von Spezia gehört und ein Erdenwinkel von zauberhafter Schönheit ist, der es auch dem alten Meister Böcklin für immer angetan hatte. In dieser Zeit lernte der junge Künstler denn auch den alten verehrten Meister persönlich kennen, der sich damals in dem Fischerstädtchen San Terenzo am Golf von Spezia von seiner schweren Erkrankung erholte. Den nächsten Winter wurde in Fiesole der Verkehr mit Böcklin, der bald

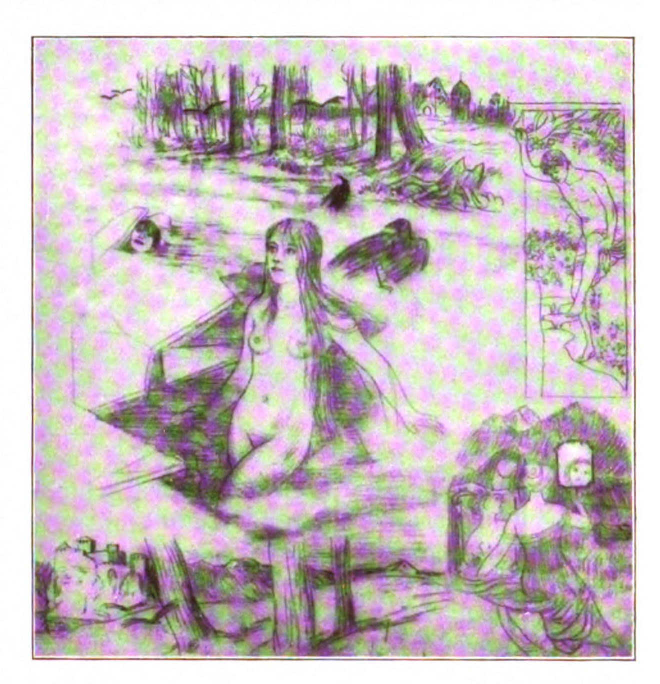


Studie zum „Ostermorgen" (Miserere) Karl Müller-Koburg



auch in die alte Bergstadt ob Florenz hinaufzog, emsig gepflegt. Dieser Verkehr wirkte so anregend auf Karl Müller ein, daß jetzt eine große Zahl von Kompositionen entstand. So „Der Ritter am Heiligen Grabe“, das „Miserere“ und „Adam und Eva“, die wir alle hier in der Wiedergabe zeigen.

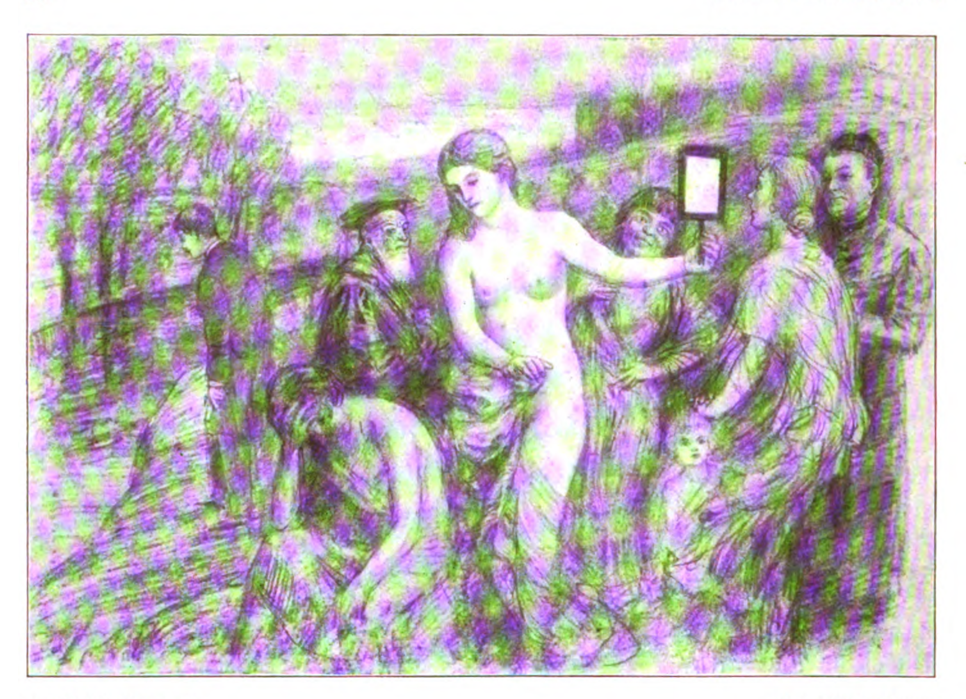
Im Herbst 1894 zog man wieder einmal in die Heimat. Der Winter wurde fast ganz in Koburg zugebracht, dann ging es über München und verschiedene kleine Orte, u. a. auch Mittenwald, wo das unseren Lesern von früher her bekannte goldene Kreuz gemalt wurde, nach dem geliebten Meran. Müller hatte gefunden, daß er die heißen Sommermonate am besten in Tirol überstand, und da er in der Nähe der Franzensfeste bei Grasstein in der sogenannten Sachsenklamm einen ihm zusagenden Aufenthalt gefunden hatte, mietete er sich hier ein. Immer tätig, wie er war, entwarf er dem Wirt den Neubau und malte nachher am Giebel des Hauses auch ein großes Fresko vom heiligen Georg. Leider verwand er infolge seines Herzleidens Verärgerungen und Enttäuschungen, wie er sie hier und in vielen anderen Fällen seiner Hilfsbereitschaft erleben mußte, nicht mehr so leicht, wie früher, und mußte meistens durch schwerere Krankheitsanfälle dafür büßen.



Die Eisnixe — Karl Müller-Koburg

Die Winter wurden noch immer in Fiesole verbracht, wo der Verkehr mit Böcklins, die sich inzwischen dort angekauft hatten, noch an Innigkeit zunahm. Der Sommer 1899 führte dann nach Klausen, wo es dem Künstler so gut gefiel, daß schon damals der Erwerb eines alten, malerischen, burgartigen Hauses Neidegg ins Auge gefaßt wurde. Der Tod Böcklins im Januar 1901 ging Müller sehr zu Herzen, wie auch sein stimmungsvoller Bericht von den Trauerfeierlichkeiten in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ beweist. Fiesole war ihm nun nicht mehr, was es bis dahin gewesen, und so entschloß er sich gern zum Ankauf des oben genannten Edelsitzes Neidegg bei Klausen.

Im Herbst 1902 hatte ein großes Temperagemälde „Primavera“ bei seinem Besteller, einem Magdeburger Großindustriellen, so starken Beifall gefunden,



Der Wahrheitsspiegel Karl Müller-Koburg

daß Müller neue Aufträge erhielt, u. a. zu einem jugendlichen Siegfried im Walde. Es ist sehr zu bedauern, daß dieses Bild, zu dem der Künstler eine Fülle von Studien entworfen hat, nicht mehr vollendet wurde. Der Künstler litt jetzt infolge seiner Herzkrankheit schwer unter vielen äußeren Widerwärtigkeiten, die nicht zu umgehen waren. Das häufige Umherziehen zwischen Nord und Süd brachte auch vielerlei Störungen, und so ist denn beinahe alles aus diesen letzten Jahren nur Entwurf geblieben. Freilich liegt bereits in diesen Entwürfen eine solche reife Künstlerschaft, daß sie dem sinnigen Kunstbetrachter mehr geben, als zahllose bis ins Letzte ausgeführte Gemälde. Noch hat er an seinem Wohnhaus zu Neidegg allerlei Wandmalereien ausgeführt, dann aber warf ihn im Oktober 1908 ein heftiger Anfall wieder aufs Krankenlager, von dem er sich diesmal nicht erholen sollte. Zwar wagte man noch die Übersiedlung von Neidegg nach Meran, aber es war die letzte Fahrt seines wanderreichen Lebens. Am 27. Januar 1909 ist er gestorben, aufs tiefste betrauert von seiner Witwe und allen, die ihn persönlich kannten.

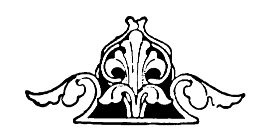
Es muß eine wunderbare Lebenskraft von diesem durch Krankheit so oft heimgesuchten Manne ausgegangen sein. Überschäumende Fröhlichkeit und blühender Humor, die verschwenderische Fülle einer stets regen Phantasie waren ihm eigen. Dazu kam eine außerordentliche Spannkraft, die ihn in jeder gesunden Stunde alles überstandene Leid rasch vergessen ließ. Mit vollen Händen verschwendete er sein Lebensgut; ein karges, berechnendes Haushalten war ihm nicht gegeben.

So ist auch seine Kunst. In jeder kleinen Skizze gibt er sich ganz. Da ist eine solche Liebe des Sichhineinlebens in die Natur, eine solche Überfülle des Sehens, eine solche Kraft der Mitteilung, daß diese kleinen Aquarelle und Zeichnungen von einem Inhaltsreichtum werden, der sich dem Beschauer auch im längsten Zusammensein nicht erschöpft. Und begreiflich ist es aus dieser Natur heraus, daß gerade die Kompositionen so leicht beim Entwurf stehen blieben. Der Künstler hatte sich in ihm ja bereits mitgeteilt. Zur langen Arbeit der Ausführung ließ ihn auch sein lebhafter Sinn, der immer von Neuem erfüllt war, nicht gelangen.

Von unseren Abbildungen zeigt „Der Ritter am Grabe", wie auch „Adam und Eva" und „Miserere", daß die innige Freundschaft, die Karl Müller mit dem älteren Böcklin verband, nicht bloß rein menschliche Gründe hatte. Es waltet hier doch auch ein verwandter künstlerischer Geist. Der „Spiegel der Wahrheit", der auch ganz in den Anfängen stecken geblieben ist, dient als Beispiel für die vielen figurenreichen Kompositionen, die der Künstler im Sinn hatte, während die kleine „Eisnixe" den sonnigen Humor vertritt, dabei aber auch die Art der Arbeit Müllers gut kennzeichnet. Wir sehen hier die ersten Bleistiftstudien zu dem Bild mit leichter Hand hingeworfen mitten in andern Plänen. Denn sowohl das Bild unten in der rechten Ecke wie der Jüngling darüber gehören ganz anderen Arbeiten an. Das obere Bildchen ist einmal als Postkarte an den alten Böcklin geschickt worden. Mit Marianne Fiedler, der späteren Gattin Dr. Johannes Müllers, von der wir hier eine Studie zum „Engel des Styx" zeigen, hat die Künstlerfamilie manche schöne Ferienzeit verlebt.

Aber unendlich reicher, als diese Kompositionen, erscheinen mir die Aquarelle und Zeichnungen nach der Natur. Von Müllers wunderbarer Sicherheit in der Architekturmalerei zeugt außer dem farbigen Bilde aus Pompeji die Ansicht von San Michele aus Florenz. Wie sicher und lebendig ist in der rasch hingeworfenen Zeichnung das Marktleben in Neapel gestaltet! Mit welch prächtigem Raumgefühl ist der reiche Inhalt untergebracht! Über Bildchen wie die Baumstudien aus der Villa Ludovisi in Rom und der Villa San Maurizio in Fiesole läßt sich nicht sprechen. Hier gilt es, sich hineinsehen. Wer nur ein Quentchen von der Liebe zur Natur hat, die hier dem Künstler die Augen geöffnet für das individuelle Leben, das jeden Baum beseelt, der wird mit stets wachsendem Entzücken diese Offenbarungen von der Natur in sich aufnehmen. Wie schön ist der Rosenbrunnen erfaßt, wie lebt in Licht und Farbe die Treppe aus dem Garten in Lerici! Wie groß ist aber auch San Francesco droben über Fiesole gesehen, und wie der Künstler auch die weite Landschaft in ein kleines Aquarell hineinzuzwingen vermag, ersehe man aus unserem farbigen Bilde von der Sierra Nevada.

So zeigt sich auch hier die Schöpfertätigkeit des Künstlers der göttlichen verwandt, indem auch im kleinsten das Große, im einzelnen das Ganze der Schöpfung sich widerspiegelt.



Zukünftler

In jedem Künstler lebt der Glaube an die Zukunft. Er ist ihm Trost und Stärkung gegen die Verkennung bei den Zeitgenossen. Dieser Zukunftsglaube des Künstlers ist nichts anderes, als die Überzeugung vom Sieg der Wahrheit. Weil der echte Künstler vor allem wahrhaftig ist im Ausdruck seines Empfindens, muß er an die Dauerhaftigkeit seines Schaffens glauben. Die Geschichte der Künste bringt ihm auf jeder Seite die Bestätigung. So hat sich denn auch mancher Künstler stolz auf die Zukunft berufen, und die Künstler um Wagner und Liszt haben das ihnen von den Gegnern zugeschleuderte Schimpfwort „Zukunftsmusik" als Losung auf ihre Fahne geschrieben.

Dieser Zukunftsglaube ist Notwehr gegen eine feindliche Gegenwart. Im Grunde aber ist er nichts anderes, als höchstes Gegenwartsempfinden. Wenn Goethe als Kennzeichen der Genietat ihre Dauerhaftigkeit hervorhob, wenn wir dem echten Kunstwerk „Ewigkeit" zusprechen, so sagen wir damit nichts anderes, als daß diese Leistung den Verständnisfähigen immer als lebendig gegenwärtig erscheinen wird. Die „Zukunft" bedeutet dann nur die Zunahme der Zahl Verständnisfähiger. Der Wahrheitsausdruck aber muß für den Sprecher unbedingt Gegenwartsausdruck sein. Denn für ihn läßt sich ja das Empfundene gar nicht anders aussprechen, als er es tut. Der Drang zur Mitteilung ist doch ein Drang, zur vorhandenen Umwelt zu sprechen, ihr sich mitzuteilen. Mag der Künstler die Zustände der Gegenwart noch so sehr verachten und hassen — sein Schaffen ist trotzdem, wie jeder Schöpfungsakt, höchste Betätigung des unmittelbaren Daseins, des Daseinmüssens und des Daseinwollens.

Aus dieser Überlegung ergibt sich die Stellungnahme zu vielfachen Erscheinungen in unserem Kunstleben, die mit dem Anspruche auftreten, die zukünftige Entwicklung der Kunst zu sein. Diese Leute bekunden durch ihr Gebaren, daß ihr Schaffen kein Müssen, sondern ein absichtliches Wollen ist. Sie erdreisten sich, die Entwicklung in ihrer Hand zu haben, und sehen in dieser nicht die Folge richtunggebender Werke, sondern programmatischer Absichten. Das, was zu allen Zeiten das ureigenste Kennzeichen der Kunst gewesen ist, das absichtslose Schaffen aus dem Schaffenmüssen, wird beiseite gesetzt zugunsten eines verstandesmäßig erklügelten Arbeitens, mit dem man willkürlich die Kunst auf „neue Wege" zwingen möchte, die man voll Größenwahns als die Wege der Zukunft ausschreit.

Jawohl ausschreit! Das ist für alle diese Leute kennzeichnend, daß sie die altmodische Warnung: „Künstler, bilde, rede nicht!" in ihr Gegenteil verkehren. Da sie offenbar nicht daran glauben, daß ihre Werke für sich zeugen, bombardieren sie selbst die Öffentlichkeit mit Programmen, Manifesten und theoretischen Schriften. Und während man es sonst der Geschichte oder doch der Kritik überließ, Gruppen zusammenzustellen, Richtungen festzulegen, verkünden diese Neuerer zunächst ihren „Ismus".

Eine ganze Reihe dieser Erscheinungen ist in den letzten Jahren aufgetreten; am tollsten gebärden sich die Futuristen, die zurzeit durch die ebenfalls von der „Zukunft" lebende Wochenschrift „Der Sturm" in einer Berliner Tiergartenvilla ausgestellt werden.

Diese „Futuristen" sind zunächst fünf Italiener, die aber in Frankreich und Deutschland Gesinnungsgenossen haben und finden werden, da es ihnen gelungen ist, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen. Das ist nämlich der Fluch unseres öffentlichen Kunsttreibens, daß nur wenige Künstler stark genug snid, die öffentliche Aufmerksamkeit entbehren zu können. Die Gier nach raschen, womöglich pekuniären Erfolgen, der Glaube, solche nur durch die Presse gewinnen zu können, bringt in unser Kunstleben jene Ellbogenarbeit, die schon seit Jahren uns um die ruhig gereiften Früchte einer still und heilig der Sache dienenden Kunst betrügt. Die Sensationseinstellung unserer feuilletonistischen Kritik sichert den verrücktesten Kopfsprüngen, den fadesten Machereien, den durchsichtigsten Berechnungen jedes Kunstspekulanten eine viel

eingehendere Behandlung, als sie der hingebungsvollen, ausgereiften und harmonisch abgeklärtesten Leistung zuteil wird. Darf man sich wundern, wenn Eitelkeit und Gewinnsucht die schwachen Menschen unter den Künstlern zu Fall bringen?

Auch dieses Mal stimmt das Rechenexempel. Die Futuristen werden verlacht und verspottet, aber sie werden nicht totgeschwiegen. Jede Zeitung bringt lange Berichte über die Ausstellung, die „man" gesehen haben muß. Die Rechnung stimmt also auch pekuniär; selbst Käufer finden diese Bilder, denn warum soll es nicht auch „Futuristen" unter dem Publikum geben?

Aus den bramarbasierenden Manifesten der Futuristen sei hier eine Stelle mitgeteilt, nur eine — als Kostprobe. Es hat keinen Wert, sich mit diesen Reden auseinanderzusetzen, die nicht überzeugen, sondern verblüffen, betäuben oder bestenfalls berauschen wollen.

„Nichts ist absolut in der Malerei. Was eine Wahrheit für die Maler von gestern war, ist nur eine Lüge für die von heute. Wir erklären zum Beispiel, daß ein Porträt nicht seinem Modell ähnlich sein darf, und daß der Maler die Landschaften, die er auf die Leinwand bannen will, in sich trägt.

Um ein menschliches Antlitz zu malen, muß man es nicht malen; man muß die ganze Atmosphäre geben, die es umhüllt.

Der Raum existiert nicht mehr. Das vom Regen naßgewordene und unter dem Schein der elektrischen Lampen glänzende Straßenpflaster wird in der Tat unendlich hohl bis an den Mittelpunkt der Erde. Tausende von Kilometern trennen uns von der Sonne; das verhindert nicht, daß das Haus vor uns mitten in der Sonnenscheibe sitzt.

Wer kann also noch an die Undurchsichtigkeit der Körper glauben, wenn unsere erhöhte und vervielfältigte Empfindungsfähigkeit die undeutliche Manifestation des vermittelnden Moments schon erraten hat? Warum sollen wir in unseren Schöpfungen die verdoppelte Macht unserer Sehkraft vergessen, die den X-Strahlen ähnliche Erfolge erzielen kann?

Einige Beispiele unter unzählig vielen genügen, um die Wahrheit unserer Behauptung zu zeigen.

Die sechzehn Personen, die man in einem fahrenden Autobus vor sich sieht, sind nacheinander und doch auf einmal eine, zehn, vier, eine, zehn, vier oder drei Personen; sie sind unbeweglich und ändern ihren Platz; sie kommen, gehen, hüpfen auf die Straße, plötzlich von der Sonne verschlungen, dann setzen sie sich wieder hin wie ewige Symbole der allgemeinen Vibration. Wie oft sahen wir nicht auf der Wange der Person, mit der wir uns unterhielten, das Pferd, das dort hinten am anderen Ende der Straße daherlief. Unsere Körper dringen ein in das Sofa, auf dem wir sitzen, und das Sofa in uns. Der Autobus stürzt sich auf die Häuser, an denen er vorübereilt, und die Häuser auf den Autobus und verschmelzen mit ihm." — — —

Unbekümmert um die Manifeste ging ich durch die Ausstellung von Bild zu Bild. Schopenhauers Mahnung habe ich mir zur Regel gemacht: ich warte, bis ein Bild zu mir spricht. Da hätte ich nun freilich lange warten können. Nun, ich habe mir noch niemals eingebildet, ein Futurist zu sein, — so kaufte ich mir den Katalog. Da erhielt ich den Trost, daß die Maler selbst von ihren Bildern die Sprechfähigkeit nicht erwartet und deshalb im Katalog jedem Bilde eine Erklärung beigefügt hatten. Ich drucke einfach die Erklärungen zu den vier ersten Bildern Boccionis ab.

„1. Abschied. Inmitten der Verwirrung des Abschiednehmens treten in mächtigen Linien, im Rhythmus, in musikalischer Harmonie die konkreten und abstrakten Eindrücke klar hervor, besonders durch die Wellenlinien, die wie Akkorde die Figuren mit den Gegenständen verbinden. Die in den Vordergrund gerückten Gegenstände, wie die Nummer an der Lokomotive, deren Vorderansicht im oberen Teil des Bildes gezeigt wird, ihr vom Wind zerrissenes Vorderteil im Mittelpunkt des Bildes, das Symbol des Abschiednehmens, sind ein bezeichnender Hauptzug der Szene, die sich unvergeßlich dem Gehirn einprägt.

2. Die Abreisenden. Ihr Gemütszustand ist durch schräge Striche an der linken Seite des Bildes angedeutet. Die Farbe des Bildes versinnlicht das Gefühl der Vereinsamung, der Angst und entsetzlichen Verwirrung. Es wird ausgedrückt durch die Gesichter, die der Rauch davonträgt, und durch die große Geschwindigkeit des fahrenden Zuges. Man unterscheidet Telegraphenstangen und Teile der Landschaft, durch die der Zug gefahren ist.

3. Die Zurückbleibenden. Durch die senkrechten Linien, die alles zur Erde ziehen, wird der deprimierte Zustand der Zurückbleibenden angedeutet und ihre große Trauer. Die mathematisch geisterhaften Silhouetten sind das Symbol der großen Melancholie, die die Zurückbleibenden ergriffen hat.

4. Das Leben der Straße dringt in das Haus. Der vorherrschende Eindruck des Bildes: Wenn man ein Fenster öffnet, tritt der ganze Lärm der Straße, die Bewegungen und die Gegenständlichkeit der Dinge draußen plötzlich in das Zimmer. Der Maler beschränkt sich nicht darauf, wie ein Photograph, das wiederzugeben, was er von dem kleinen viereckigen Ausschnitt seines Fensters aus sieht. Er bringt alles auf das Bild, was man auf einem offenen Balkon von allen Seiten übersehen kann."

Die Ausstellung umfaßt 35 Bilder und braucht 35 Erklärungen, um 35mal nicht verstanden zu werden. Das heißt, auf einzelnen Bildern erkennt man allmählich das Dargestellte und entdeckt dann, wie wenig wirklich Neues hier geboten wird. Nur die Art des Malens verblüfft durch ihr geradezu raffiniertes Unvermögen. So ist Boccionis „erwachende Stadt" eine ganz blasse Allegorie, Severinis „Pan-pan"-Tanz ein schlechter Witz von vier Quadratmetern Fläche, der schon oft in ganz kleinem Format gut gewesen ist usw.

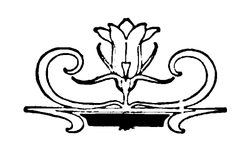
Es ist sicher das einfachste und klügste, diese Leutchen je nach Temperament zu verlachen oder zu bemitleiden und sie dann sich selbst zu überlassen.

Aber es erhebt sich doch ein gebieterisches „Aber". Haben wir so viele Kräfte des Aufnehmens, um so darauf los verschwenden zu können? Und wenn die Presse uns jetzt zur Beschäftigung mit derartigen Erscheinungen zwingt, so müssen es doch andere, gesunde in Gleichgültigkeit entgelten. Wohl sind die Futuristen so clownhafte Leutchen, daß man bald mit ihnen fertig ist; aber überall erstehen ähnliche Gruppen.

Die Entwicklung stellt auch diese Erscheinungen ein. Sie sind trotz allem Folgen des Impressionismus und seiner Nebenläufer, insofern eine verstandesmäßig-technische Auffassung der Kunst überhaupt erst alles das ermöglicht hat. Wie der Pointillismus ist auch dieses gleichzeitige Nebeneinander von Folgezuständen einer Bewegung wissenschaftlich zu begründen.

Auf der anderen Seite sind alle diese Erscheinungen auch eine Auflehnung gegen den Impressionismus. Es ist letzterdings die Suche nach dem „Bild", nach dem in eigener Gesetzmäßigkeit stehenden Kunstwerk; alles ist ein Suchen nach Stil, freilich meist in dem Irrglauben, ihn durch Technik zu finden, während diese doch immer nur Folge sein kann. Endlich liegt in alledem auch ein geistiges und seelisches Verlangen, ein Kampf gegen den öden Naturalismus und den rein materialistischen Geist.

So wollen wir hoffen, daß auch hier aus Irrtum und Verwirrung die Wahrheit endlich an den Tag kommen wird, die dasselbe ist wie die echte Kunst. K. St.



Das Pariser Rousseau-Denkmal

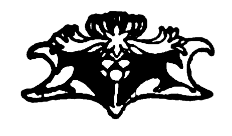
Nicht alle Zeitalter waren so denkmalssüchtig wie das unsrige, und auch heute sind es nicht alle Völker in gleichem Maß wie das deutsche oder das italienische. Freilich, Italien hat zur Entschuldigung die Billigkeit des Marmors, Deutschland die Kleinstaaterei. Auch für die Zukunft kann Deutschland auf eine Zahl von Fürstendenkmälern rechnen wie kein zweites Volk, und der von der Kleinstaaterei unzertrennliche Lokalpatriotismus wird auch in künftigen Tagen dafür sorgen, daß jedes Dorf „seinem" berühmten Sohne, von dem es im Leben nie etwas hat wissen wollen, einen Denkstein setzt. Schon weil es dazu eines Vereins, eines Komitees, also auch einer erklecklichen Zahl Vorstandsmitglieder bedarf. Letzteren winkt nicht nur die Aussicht, ihren Namen gedruckt zu sehen, sondern womöglich gar das ersehnte Ordensband.

Für die Kunst bringt dieser Massenbetrieb den schweren Schaden, daß sich Denkmalstypen ausbilden, so daß das individuelle Erleben des einzelnen Anlasses bei Künstler und Volk Schaden leidet. Was so häufig geschieht, verliert die Stärke des Ungewöhnlichen, und schließlich geben nur noch die Formate den Ausschlag. Was wir in Deutschland an den Kriegerdenkmälern und denen des Kaisers Wilhelm erleben, hat Italien mit denen Garibaldis und Viktor Emanuels durchgemacht. Kaum eines steht außerhalb der Schablone. Wie mächtig diese ist, erfuhren wir zuletzt wieder mit dem Großherzogdenkmal in Karlsruhe, wo es trotz aller künstlerischen Gegengründe wieder eine Reiterfigur geben wird, da der zu Ehrende ein regierender Fürst war, die ehrende Stadt aber Großstadt ist.

Frankreich ist in alledem seit langem viel freier, und das Gefühl ist dort allgemein, daß es nicht unbedingt der Kostümfigur des zu Ehrenden bedarf, daß die Plastik viel eher Künstlerisches leisten kann, wenn sie mit den ihr eigenen Mitteln den inneren Gedanken jedes Denkmals möglichst eigenartig ausdrückt.

So erhält jetzt auch J. J. Rousseau zu seinem 200. Geburtstag in Paris ein Denkmal, das wesentlich abweicht von den üblichen Dichterdenkmälern. Der Aufstellungsort, das Panthéon, gab dem trefflichen Paul Albert Bartholomé den Gedanken, das Grabdenkmal zu gestalten, das eigentlich hierher gehörte. Denn Rousseau war unter den ersten, deren irdische Reste vom französischen Volk in die zur Ehrenhalle umgestaltete Panthéon-Kirche überführt worden waren. Freilich zerstreute zwanzig Jahre später (1814) die auch in der Rache kleinliche Reaktion seine Gebeine in alle Winde. Aber auf die Gebeine kommt es ja nicht an; lebendig noch heute ist das Beste von Rousseaus Geistestat, lebendig für alle Zeit sein Wahrheitsmut. So darf ihm denn die Nachwelt den Ruhmeskranz reichen, wie sie sich noch immer zur stillen Nachfeier in seine Schriften versenkt. Glücklicher noch als diese Einzelgestalten, wo die Ruhmesspenderin (wenigstens in der Reproduktion) einen etwas unbedeutenden Gesichtsausdruck hat, ist die Gruppe der drei Frauengestalten, die Rousseaus Schaffen verkörpern. Die versonnene Musik, die sinnliche Naturschwärmerin sind nur Helferinnen für die erhabene Denkarbeit.

K. St.





Ein neues musikdramatisches Talent

Von Dr. Karl Storck

Es ist eine seltene Freude für den Kritiker, dem Beifall des Publikums uneingeschränkt zustimmen zu können. Auf keinem Gebiete aber läßt sich so selten mit fast unbedingter Sicherheit ein großes Talent ankündigen, wie auf dem der Oper. Keine andere Kunstgattung bedingt im gleichen Maße neben der rein künstlerischen Begabung den praktischen Sinn für die innere und äußere Forderung des Kunstwerkes; bei keiner hängt vor allem die Dauerwirkung in gleichem Maße von der doch keineswegs von rein künstlerischen Kräften bestimmten „Brauchbarkeit“ ab, wie hier. Es ist ganz gewiß, daß früher viel mehr Repertoireopern geschrieben worden sind, als seit Richard Wagner, wo man eigentlich an den zehn Fingern alle die Werke aufzählen kann, die außer den seinigen auf dem Spielplan für längere Zeit sich zu behaupten vermochten.

Diese auffällige Tatsache hat sicher zum geringsten Teil ihre Ursache im Mangel an rein musikalischem Talent. Auch der oft angeführte Grund, daß wir heute an den Text viel höhere Ansprüche stellen, als die frühere Zeit, ist sicher nicht entscheidend. Vielmehr hat man früher in ganz anderem Maße *aus den Lebensbedingungen* der Oper heraus zu schaffen gewußt, als es die Komponisten seit Wagner getan haben. Man erlebt das immer wieder an den Italienern, die mit keckem Zugreifen Stoffe der Oper dienstbar machen, die unseren Komponisten unmöglich erscheinen. Sie verlassen sich auf die Sieghaftigkeit der Musik. Ich bin nun gewiß der Letzte, der einer dramatischen Anspruchslosigkeit das Wort reden möchte. Aber ich bin der Überzeugung, daß wir *bei allem, was mit dem Theater zusammenhängt*, nicht außer acht lassen dürfen, daß es sich hier immer um zweierlei handelt. Einmal um das *große Kunstwerk*, für das die dramatische Form notwendige Ausdrucksweise ist, so daß dann das Theater eben eine Notwendigkeit im künstlerischen Sinne wird.

Diese Werke sind außerordentlich selten, sind die seltensten in der Gesamtkunst der Welt. Sie dienen nicht dem Theater, sondern das Theater dient ihnen. Sie bereichern nicht den sogenannten Spielplan, sondern die Menschheit benutzt die Form des Theaters, um sich diese Kunstwerke zu eigen zu machen. Man verstehe recht: die Menschheit würde sich das Theater, d. h. die Schauspielkunst, schaffen, wenn sie sie noch nicht besäße, um in den Besitz dieser Kunstwerke zu kommen, die unabhängig von der jeweiligen Verfassung des Theaters dastehen. Alles Theater ist hier nur Form, um einem geschaffenen Inhalt als Rahmen zu dienen.

Auf der anderen Seite ist das Theater als solches ein riesiger Wert. Es ist verkehrt, zu sagen: ein Kunstwert. Diese Art von Theater ist zu allen Zeiten vielmehr Unterhaltungsmittel gewesen und hat als solches seine Daseinsberechtigung, da die Menschheit einer solchen gehobenen Unterhaltung aus sozialen Lebensgründen bedarf. Das Begehren, das die Millionen ins Theater führt, das den Tausenden von Theatern ihr Dasein ermöglicht, hat mit Kunstverlangen gar nichts zu tun. Das Theater ist die feinste gesellige Unterhaltungsform, die höchste Stufe des gesellschaftlichen Verkehrs. Nicht umsonst war das Theater von je mit den Höfen verbunden, diente es zu allen Zeiten als Gipfel von Massenfesten, diente es immer als Stelldichein aller Genießerkreise, war es immer ein gesellschaftlicher Treffpunkt, wo die verschiedenen Gesellschaftskreise gewissermaßen sogar in verschiedenen Rängen nach ihrer sozialen Stellung abgestuft waren. Dieses Theater hat an sich mit jener Höhe dramatischer Kunstoffenbarung gar nichts gemein. Es ist sehr bezeichnend, daß der Künstler, der am tiefsten über die Aufgaben des Theaters nachgedacht hat, dessen ganze Art so dramatisch war wie die keines anderen, das eigentliche Theater geradezu haßte. Richard Wagner begegnete sich da in seinem letzten Verlangen der Unterscheidung zwischen Theater und Festspiel im Grunde mit Schiller, wenn dieser auch nie zu einer so schroffen Aussprache der in seiner Auffassung von der „moralischen Schaubühne" begründeten Forderung gekommen ist. Vom urdramatischen Genie eines Kleist wollte das zu seiner Zeit das ganze gesellschaftliche Leben beherrschende Theater nichts wissen.

Es lastet besonders auch auf der kritischen Tätigkeit das Verhängnis, daß wir diese beiden Begriffe des Theaters als gesellschaftliches Unterhaltungsmittel und des Theaters als Offenbarungsstätte dramatischer Kunstwerke nicht auseinanderhalten. In der Tatsache, daß heute der Festspielgedanke eine so stark wirkende Kraft gewonnen hat, darf man einen Ausdruck des Gefühls für diese Unterschiede sehen.

Ich sehe eine der wichtigsten Aufgaben des Kritikers in der Kunstpolitik. Diese Politik setzt ein Denken voraus, das sich scharf an die vorhandenen Tatsachen hält und daraus seine Richtmaße gewinnt. Die große geniale Kunsttat steht außer jeder Berechnung. Ihr gegenüber hat der Kritiker nur die Aufgabe zu dienen. Glücklich der, dem ein solches Apostelamt beschieden ist! Als Kunstpolitiker aber hat der Kritiker dem Theater gegenüber die Aufgabe, es als soziale Unterhaltungsstätte zu einem Werte zu gestalten. Hier spricht vielerlei mit. Die rein künstlerischen Eigenschaften entscheiden nicht. Wenn ich z. B. nicht vermag, in den Musikdramen eines Richard Strauß Kunstwerke von jener genialen Notwendigkeit zu



sehen, durch die allein die Kunst ihre eigene Gesetzgeberin wird, so muß ich in diesen Werken trotz der in ihnen vorhandenen großen Kunstfertigkeit zumeist schädigende Kräfte erkennen. Auf der anderen Seite kann eine künstlerisch bescheidene Kraft, die irgendwelche äußeren künstlerischen Lebenswerte auszulösen vermag, die schließlich nur durch ihre vornehme Unterhaltungsweise das soziale gemeinsame Genießen auf eine höhere Stufe hebt, wertvolle Kräfte des Volkslebens hervorbringen. In die nüchterne Sprache der Theaterpolitik übertragen heißt das: das Talent, das imstande ist, dem Bühnenspielplan künstlerisch, ethisch und sozial wertvolle Unterhaltungswerke zuzuführen, ist ein Volkswert, der weit über das hinausgeht, was es rein für die Kunst zu bedeuten hat. Hier kann sein Schaffen nach kurzer Zeit verschwinden, ohne nachhaltige Spuren zu hinterlassen, dagegen sind die (freilich unberechenbaren) Wirkungen, die von solchen Werken auf das Volksgemüt ausgegangen sind, niemals zu beseitigen, sie wirken in tausendfacher Verästelung durch das ganze Leben weiter. Ja ich glaube, daß es Zeiten gibt, in denen das Vorhandensein solcher Talente fast wichtiger wird, als der Besitz an Genies.

Ich halte die Erkenntnis dieser Tatsachen, die einen bei den Ästheten leicht in den Ruf philisterhafter Genügsamkeit bringen können, für um so wichtiger, weil das Verkennen derselben die Hauptschuld daran trägt, daß der größte Teil unseres ernst gemeinten, von ehrlichem Wollen beseelten dramatischen und musikdramatischen Schaffens unfruchtbar bleibt. Dieses Schaffen erstrebt nämlich die Höhe der genialen Dramatik, der das Theater dienen soll. Die Kräfte aber reichen dazu nicht aus, und so vermögen sie das Theater sich nicht dienstbar zu machen. Das Theater bleibt die stärkere Macht und beachtet einfach dieses ganze Schaffen nicht.

Man muß sich nur die Tatsachen vergegenwärtigen. Das geniale Drama hat immer im Kampfe mit dem Theater gestanden und hat sich dieses Theater geradezu unterjochen müssen. Das gilt für Schiller wie Kleist, für Mozart wie Richard Wagner. Aber diese Großen waren eben stark genug, das Theater zu zwingen. Willig dagegen ergab sich das Theater jenen, die es als das nahmen, was es von Natur ist: als soziale Unterhaltungsstätte. Die Künstler der romanischen Länder, die in ihrem starken Formempfinden einen Damm gegen das uferlose subjektive Hinausstreben der einzelnen besitzen, sind mit ihrem Theater immer viel glücklicher daran gewesen, als wir Deutsche. Denn aus dieser scharfen Erkenntnis der formalen Lebensbedingungen des Kunstwerkes heraus haben die romanischen Künstler mit viel schärferem Bewußtsein für das Theater geschaffen. So besitzt Frankreich seine kaum übersehbare brauchbare Theaterliteratur, so hat Italien lange Zeit hindurch eine schier unbegreifliche Fülle von Werken für die Oper zu schaffen vermocht.

Auf diesen Tatsachen beruht es, wenn ich ein Werk, das an sich keine überragenden Werte aufzuweisen hat, mit so hoher Freude begrüße. Und ich glaube nicht nur das Werk, auch seinen Schöpfer darf man begrüßen. Hermann W. von Waltershausen bekundet in seiner dreiaktigen Musiktragödie „Oberst Chabert", die ihre Uraufführung vor einigen Monaten in Frankfurt a. M. erlebte und jetzt auch in Berlin den bei den gegebenen Verhältnissen entscheidenden Erfolg errang, eine Theaterfähigkeit, wie sie bei deutschen Opernkomponisten zu

allen Zeiten außerordentlich selten gewesen ist. Und wenn dem Werke das Geniale abgeht, so vermeidet es auf der anderen Seite alles Gewöhnliche. Es ist eine vornehme, in Ausdruck und Gesinnung edle, von Empfinden und Geist belebte Schöpfung. Schon wie der Komponist aus Balzacs Novelle „La comtesse à deux maris“ sich sein Textbuch geschaffen hat, zeugt von hohem Geschmack und scharfer Einsicht für theatralische Forderungen. Balzac gibt in dieser Novelle eine Abwandlung des Enoch-Arden-Motivs. Der Oberst Chabert hat an der Spitze seines Reiterregiments die Entscheidung der Schlacht bei Eylau herbeiführen helfen, ist aber selber gefallen. Mit seinem Ruhm wird aller Welt sein Tod verkündet. Auch der jungen Frau, die er in Paris zurückgelassen, einer — ich spreche von der Novelle Balzacs — oberflächlichen und genußgierigen Dame, die, rasch getröstet, ihre Hand dem vornehmen Grafen Ferraud reicht. So führt sie ein Leben in Genuß und Freude. Aber der Oberst Chabert war nicht tot. Als er aus der Betäubung, die er durch den wuchtigen Säbelhieb erlitten, erwacht, findet er sich in einem Massengrab. Mit furchtbarer Realistik erzählt Balzac, wie sich der verzweifelte Soldat durch die auf ihm lastenden Leichen seiner gefallenen Kameraden hinauswühlt ans Tageslicht. Er wird dann von einer mitleidigen Bäuerin gesund gepflegt; als er nun aber als Oberst Chabert auftritt, wird er bald für einen Betrüger, bald für wahnsinnig gehalten, jahrelang in einem Irrenhaus eingesperrt, so daß es ihm erst zehn Jahre nach der Schlacht gelingt, nach Paris zurückzukommen. Hier versteckt er sich zunächst unter dem Namen eines Bettlers Hyacinth, nimmt aber dann den Kampf um den Wiedergewinn seines Namens, seines Vermögens und seiner Frau auf. Zwar hat er niemals auf die an sein Weib geschriebenen Briefe Antwort erhalten, doch zweifelt er nicht an ihrer Liebe und inneren Treue. Er täuscht sich. Die Gräfin Ferraud brandmarkt ihn als Betrüger, und als sie ihr Spiel gefährdet sieht, weiß sie ihn hinzuhalten, versucht ihn von neuem einzuspinnen. Als der schwer heimgesuchte Oberst Chabert diese Schliche seiner ehemaligen Frau erkennt, zerstört er nicht ihr Spiel, sondern wendet sich aus Ekel von ihr ab, lebt und verdirbt von nun an als Bettler Hyacinth.

So die Vorlage bei Balzac. Waltershausen hat die Vorgeschichte treu übernommen, nur daß bei ihm die Gräfin ein besser veranlagtes Wesen ist. Sie liebt ihren zweiten Gatten, dem sie zwei Kinder geschenkt, in voller Hingabe. Um den Gatten, um die Kinder kämpft sie gegen den heimgekehrten Chabert. Den ersten Brief des Obersten hat sie erhalten am Hochzeitsmorgen. Da konnte sie, zumal der Brief von fremder Hand geschrieben war, an Betrug glauben. Als der zweite kam, war sie Gattin und Mutter. Wie sie jetzt kein Entrinnen mehr sieht von der schmachvollen Entdeckung, ruft sie den Edelmut Chaberts an. Sie verlangt von ihm Entsagung um ihret-, um der Kinder willen. Als Chabert ablehnt, beugt sie sich scheinbar, versucht sich aber zu vergiften. Sie wird von Chabert daran gehindert und bekennt ihm jetzt, daß sie ihn nie geliebt habe, daß sie ihn als junges Mädchen nur heiratete, um durch ihn aus dem Elend in ein reiches Leben zu gelangen. Jetzt erst bricht Chabert völlig nieder. „Es ist Gesetz vom allerhöchsten Gott, daß Tote nicht mehr wiederkehren sollen. Die Ordnung aller Welt steht auf dem Tode, aus dem sich neu das Leben formen soll. Gefrevelt habe ich an

Gottes Willen, verachtet sein Gebot. Das büße ich. Tot bin ich ihr, tot war ich ihr von je.“ Noch hat er die Kraft, ein Schriftstück auszufertigen, in dem er sich als Betrüger hinstellt, der nun den Tod sucht, um den Gerichten zu entgehen. Dann geht er hinaus in den Park und erschießt sich. Aber durch sein Schriftstück ist niemand zu täuschen. Und die Gräfin will die Täuschung nicht mehr. Jetzt, wo sie sieht, daß ihr geliebter zweiter Gatte um falscher Ehrbegriffe wegen sie verlassen will, wo sie daran Chaberts übergroße Liebe und heldenhaften Opfermut messen muß, erkennt sie, wie schwer sie an ihrem ersten Gatten gefehlt, und sucht und findet mit ihm die Vereinigung im Tode.

Das Werk ist von höchster theatralischer Schlagkraft, dennoch niemals rein auf den Effekt gestellt. Auch die Musik hält sich von aller Effekthascherei fern. Diese Musik ist zwar nirgends von zwingender Eigenart, aber dennoch von eigener Lebenskraft. Sie ist durchaus wahrhaft, echt und stark empfunden. Aus dem lebhaft und rasch deklamierten Dialog heben sich bedeutsam heraus drei große dramatische Monologe, von denen zwei dem Obersten, einer der Gräfin gehört. Wir haben nur ganz wenige dramatische Musik von einer so überzeugenden Deklamation. Auf der anderen Seite zeigen einige lyrische Stellen, vor allem ein Duett der Gräfin mit Ferraud und ein großes Quintett, daß Waltershausen auch über rein musikalische Wirkungen zu verfügen hat. Das Orchester ist an den neuesten Vorbildern geschult, aber in einer in der neueren Dramatik seltenen Weise gegen die Singstimmen gedämpft. Auch darin zeigt sich eine weise Erkenntnis der Forderungen des Theaters. Wie gesagt, es fehlen dem Werke, vor allem musikalisch, überwältigende Höhepunkte. Es ist keine Schöpfung, in der es gärt wie in jungem Most, und so spanne ich meine Erwartungen vom künftigen Schaffen dieses Komponisten nicht auf überwältigende Taten. Nein, das Ganze ist eine Schöpfung höchster künstlerischer Klugheit, sie zeugt von einem heute außerordentlich seltenen Erkennen der eigenen Kräfte und Grenzen, zeigt ein ungemein geschicktes Haushalten und eine hervorragende Kenntnis aller Wirkungsbedingungen. Auf diese Weise ist es dem jungen Musikdramatiker gelungen, ein Werk zu schaffen, das eine wirkliche Bereicherung unseres Spielplanes darstellt, und wir dürfen von ihm weitere derartige Gaben erwarten. Der deutschen Opernbühne ist zu diesem Gewinn Glück zu wünschen.



Flotow

Der 27. April hätte sich an unseren Opernbühnen leicht zu einem Festtag gestalten lassen. Jedenfalls hätte das Publikum williger mitgefeiert, als bei manchen anderen Gedenktagen, wenn nur unsere heutige Oper noch über die Kräfte verfügte, die der Naive eigentlich als die Vorbedingung des ganzen Opernbetriebes ansehen möchte: über gute Sänger mit wohlgeschulter Stimme und leichtem, jeglichem schauspielerischen Wollen gehorchenden Spieltalent. Solche Sänger braucht eigentlich Flotow für seine Opern. Mit ihnen hat er auch gerechnet, und es ist ein Unrecht, ihm die Folgen davon anzukreiden, daß es in den letzten Jahrzehnten zumeist ehemalige Droschkenkutscher oder Schlächtergesellen

waren, die sich dank der eingestreuten hohen C's in den Tenorpartien seiner Opern ihre stetigen Erfolge holen.

Eine durch sinnliche Melodik eingängliche, rhythmisch gefällige und mehr an der heiteren Oberfläche der Dinge haftende Musik muß naturgemäß von ungebildeten Sängern in ihre üble Kehrseite gewendet werden. Aus schmelzender Kantilene wird schmalzige Sentimentalität; aus bravoureuser Virtuosität wird ein gewaltsames Auftrumpfen mit rohen Naturmitteln; aus prickelnder Rhythmik wird jene Taktschlägerei, die entweder tanzmäßiges Hopsen oder drehorgelhafte Leier sein kann. Nimmt man dazu, daß derartigen Tenoristen in der Regel alle Eleganz des Auftretens abgeht, daß sie den Dialog aufs gröbste mißhandeln und in den Gewändern vornehmer Stände, die sie zu tragen verpflichtet sind, stets unglücklich „verkleidet" bleiben; nimmt man ferner hinzu, daß diese Opern gewöhnlich im übelsten Schlendrian des Betriebes herausgebracht werden, ohne zureichende Proben, in den meisten Rollen unzureichend besetzt, so zeugt es doch schließlich von einer unverwüstlichen Lebenskraft, wenn sie trotz alledem immer noch zu wirken imstande sind. Mag auch der Fachmann und erst recht der stets am Modernsten gesättigte Ästhet verächtlich auf das Publikum niederblicken, das an den Opern „Martha" und „Stradella" seine Freude findet, — seit zwei Menschenaltern stehen diese Werke auf dem Spielplan, und wenn sie heute mit der nötigen Sorgfalt herausgestellt würden, vermöchten sie jedem Musikempfänglichen einige vergnügte Stunden zu bereiten.

Das ist gewiß nicht die große Kunst, aber auf der anderen Seite eben so sicher kein Kleines. Eine Riesenzahl anspruchsvoller Werke, die die Leidenschaften der Zeitgenossen aufs höchste erregten, die von der Ästhetik und Kritik aufs lebhafteste besprochen wurden, sind inzwischen in dauernde Vergessenheit versunken. Gerade die Oper ist sehr kurzlebig, und wenn es hier Werken gelingt, Dauerwirkungen auszuüben, so muß in ihnen ein Funken jener Genialität vorhanden sein, als deren wichtigste Eigenschaft Goethe die Dauerwirkung ihrer Schöpfungen aufgestellt hat. Über den Einzelfall hinaus gibt diese Tatsache doch zu bedenken, daß trotz aller Entwicklung für alle Zeiten jene ursprünglichen naiven Eigenschaften, die jedes Volkskind mit ihr verbindet, der Musik dauernde Wirkung gewährleisten: sinnfällige Melodik und Rhythmik. Daraus erblüht die geschlossene Form, die eben in ihrer Geschlossenheit eine Waffe gegen die Einflüsse der Zeit besitzt. Dann aber bringt diese geschlossene Form in das große Gebilde der Oper das kleine Kunstwerk, das in vollkommener Gestalt zu leisten auch einmal dem Talent mit kürzerem Atem gelingt. Ja, man darf wohl sagen, daß die Oper alten Stils dem kleinen Talente dadurch entgegenkam, daß sie die Situation schuf, aus der ein solches lyrisches Gebilde natürlich herauswuchs und auf diese Weise das lyrische Empfindungsvermögen des Komponisten noch steigerte. Und die Talente sind zahlreich, die es eher vermögen, sich in das Empfinden einer gedachten Person hineinzuleben, als aus dem eigenen Erleben einen lyrischen Ausdruck zu schöpfen.

Das geschlossene große dramatische Kunstwerk neuen Stils hat ja natürlich ebenfalls jene Höhepunkte, die sich in der Oper alten Stils zur Arie, zum Liede kristallisierten, aber da diese Höhepunkte auch in der Form aufs engste mit der Gesamtentwicklung verwachsen, so versinken sie rettungslos trotz aller Schönheit mit diesem Gesamtgebilde, wenn nicht das Ganze lebensstark ist. Es kann einen wohl traurig stimmen, wenn man sieht, wie viel Schönes, im einzelnen Gelungenes, gerade in der großen musikdramatischen Literatur dauernd begraben wird, weil diese Musikdramen als Ganzes sich nicht zu behaupten vermögen. Die ältere Zeit war darin ökonomischer, ja im Grunde oft sparsam bis zur Karikatur, wenn z. B. auch bedeutende Komponisten ihre guten Einfälle aus wenig erfolgreichen früheren Opern einfach unverändert in eine neue hineinstellten. Waren die Komponisten sparsam, so geizte das Volk geradezu nach dem Besitze neuer Weisen, und wir besitzen bis auf den heutigen Tag eine große Zahl volkstümlicher Lieder, die ursprünglich in dramatischen Werken gestanden haben. Die Fassung ist längst zerfallen, der Edelstein hat sich bis heute unverändert vererbt.

Friedrich Freiherr von Flotow wurde am 27. April 1812 auf dem seiner Familie gehörigen mecklenburgischen Rittergute Rentendorf geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und war für die diplomatische Laufbahn bestimmt, als er 1827 in Paris durch das lebhafte musikalische Treiben so tief ergriffen wurde, daß er seinen Vater bestimmen konnte, ihn die Tonkunst studieren zu lassen. Er wurde ein sehr tüchtiger Klavierspieler, betrieb auch das Gesangsstudium sehr eifrig — nicht umsonst hat er für alle Stimmen so günstig zu schreiben verstanden — und kam 1830 in die Heimat zurück. Beeinflußt durch den ersten Theorieunterricht Reichas, schrieb er zunächst meistens Kammermusikwerke. Da ihn aber nach öffentlicher Anerkennung verlangte, blieb ihm in jenen Tagen eigentlich nur die Oper. Noch war Paris der Platz, von dem aus man auch im deutschen Vaterlande zuerst bekannt werden konnte. So ging er wieder nach Paris und schuf hier eine Reihe von Opern, die aber zumeist nur in den Privattheatern der Aristokratie zur Aufführung kamen. Erst 1838 erhielt er vom Renaissancetheater in Paris den Auftrag, eine von Piloti begonnene Oper „Le naufrage de la Méduse“ zu vollenden. Das Werk hatte sehr starken Erfolg und machte Flotow überall bekannt. Die geplante deutsche Aufführung in Hamburg wurde durch den Brand des Theaters, bei dem auch die Partitur zugrunde ging, vereitelt, so daß Flotow sein Werk später neu komponieren mußte, was 1845 unter dem Titel „Die Matrosen“ geschah.

Inzwischen hatte er schon einige neue Werke komponiert und 1844 mit seinem „Alessandro Stradella“ den ersten Welterfolg zu verzeichnen. Noch überboten wurde dieser durch den Beifall, der 1847 seinem nächsten Werke „Martha oder der Markt von Richmond“ zuteil wurde. Diese beiden Werke erreichen noch heute alljährlich eine beträchtliche Aufführungsziffer, die sofort stark in die Höhe schnellen würde, wenn wir wirklich bedeutende Spieltenöre bekämen.

In Deutschland hat keines der späteren Werke des Komponisten stärkeren Widerhall zu finden vermocht, auch die romantische Oper „Indra“ (1853) nicht, die zunächst lebhaft begrüßt wurde. Dagegen wirkte in Frankreich noch 1869 die von der Pariser Opéra comique herausgebrachte Oper „L'ombre“ (Der Schatten) so stark wie nur eine seiner Schöpfungen, und hat sich auch jahrelang auf den Bühnen der romanischen Länder zu behaupten vermocht. Auch für das Theater seines Freundes Offenbach hat Flotow noch manchen Treffer geliefert. Er ist erst 1883 in Darmstadt gestorben.

Im achtzehnten Jahrhundert hat Deutschland manchen Komponisten hervorgebracht, der sich in der italienischen Oper so bewährte, daß ihn die verwöhnten Italiener ihren besten Meistern zugesellten. Der mecklenburgische Edelmann Flotow gehört eigentlich in die Reihe der französischen Meister der Spieloper. Zu Boieldieu, Adam, Hérold muß ihn die Musikgeschichte stellen. Mit ihnen teilt er die gefällige, reiche Melodieerfindung, die allerdings beim Deutschen ein gewisses lyrisches Schwergewicht hat, mit ihnen die gefällige Rhythmik, mit ihnen auch die Theatralik. Es ist ein bewußtes Theaterspiel bei Flotow, wie es sonst Deutschen im allgemeinen fremd bleibt und am ehesten erklärlich ist aus der gehobenen Geselligkeit der vornehmen Kreise, in denen Flotow herangewachsen war. Darunter sind allerdings Tiefe und Wahrheit des Ausdrucks zu kurz gekommen. Aber der Komponist hat auch nur diese vornehme und, man darf wohl doch auch sagen, edle Unterhaltungskunst angestrebt. Über seinen französischen Genossen steht er durch die Sorgfalt der musikalischen Arbeit. Wenn seine Werke wirklich gut herausgearbeitet würden, könnte man auch heute noch seine Freude an der sorgfältigen Harmonisierung und der recht geistvollen und durch eine Fülle von Einzelheiten belebten Instrumentation haben. Jedenfalls bedeutet es den größten Schaden unseres deutschen Opernspielplanes, daß wir nun schon seit einem halben Jahrhundert kein derartiges Talent mehr besessen haben. St.





Pfingsten

Ein halbes Jahrtausend, bevor der Heilige Geist in der Versammlung der Jünger zu Jerusalem die Zungen geteilt hat, als wären sie feurig, ist auf den Vorhöhen des Himalaja der Lichtstrahl des Geistes aus dem Himmel niedergefahren und in der jungfräulichen Königin Sakja Mensch geworden. Als Kind hat der Sakjamuni im Tempel gelehrt, als Mann rief er die Armen und Elenden zu sich, pries, allen irdischen Gütern entsagend, im Bettlergewande die Nächstenliebe, stählte sechs Jahre seinen Geist in der Einsamkeit und bewährte sich als Gipfel der Weisheit, Bodhi, Buddha.

Manche Züge im Wesen des menschgewordenen Gottes, der, in den Himmel zurückgekehrt, dort als weiße Standarte thront, kehrten wieder in Jesus, der auch die Armen und Gedrückten glücklich pries, weil ihnen der Himmel zuteil werde. Aber in dem Grundzug, welch ein Unterschied zwischen der Lehre Buddhas und der des Nazareners! Buddha predigte die Abkehr von der Welt, das im Grunde doch egoistische Zurückziehen des einzelnen auf sich selbst. Christus dagegen lehrte wohl die Verachtung gegen die Nichtigkeiten des Irdischen, nicht aber die Abkehr von der Welt als solcher. Er selbst trug seine ganze, unfaßbar herrliche Persönlichkeit in sie hinein, er opferte sich ganz, um sie zu erlösen. Nicht düsteren Pessimismus brachte er, sondern den hoffnungsfrohen Glauben an ein Höheres. Um diesem Höheren auch die Elendesten unter den Elenden zuzuführen, bedurfte es der Arbeit von Jahrhunderten. Noch ist das Werk erst zum kleinen Teil bewältigt, aber das Erinnerungsfest der Ausgießung des Heiligen Geistes mahnt immer erneut an die Übung praktischen Christentums.

L. H.

*

Eine Frau zum Untergang der „Titanic"

Mehr als 1600 Menschen sind mit dem Riesenschiff gesunken, und die *Toten* sind — das stellt eine Frau im „B. T." fest — mit Ausnahme weniger Frauen, die gemeinsam mit ihrem Gatten sterben wollten — lauter *Männer*, blühende, lebenskräftige Männer! Und die überwiegende Mehrzahl der *Überlebenden* besteht aus *Frauen*, denen jene Tapferen willig die Plätze in den rettenden Booten überließen, um selbst dem sicheren Untergang entgegen zu gehen!

In unserer Zeit, da wir täglich lesen, wie die gesetzemachenden Männer es schlecht mit uns Frauen gemeint haben, wie wir unterdrückt, ausgenutzt, terrorisiert werden, ist es gut, auf ein Beispiel von so ergreifender Größe, wie wir es beim Sinken der „Titanic" erfahren durften, besinnlich hinzublicken. Wohl haben einzelne unter den Passagieren in aufgepeitschtem Lebenswillen erbittert um einen Platz in den Booten gerungen. Das ist begreiflich. Wunderbar aber ist die Selbstverständlichkeit, mit der der größere Teil der Männer zurücktrat zugunsten der Frauen — groß und wunderbar ist die Tradition, die ein solches Vorgehen erheischte! Diese Ritterlichkeit angesichts des Todes, dieser starke Instinkt des Beschützers im Manne — wie, steckt in der verachteten, altmodischen Galanterie doch etwas *mehr* als das gönnerhafte Tändeln mit dem „Püppchen"? ...

Nur Deutsche!

Kaum zehn Deutsche von hundert, schreibt Wilhelm Schwaner aus einer Reise durch Siebenbürgen im „Volkserzieher“, wissen, daß dieses schöne Waldland — Erdely nennt's der Madjar — trotz seiner Weltabgelegenheit und Reichsverlassenheit vielleicht das bestdeutsche Land Europas ist. Denn diese vor siebenhundert Jahren aus Franken und Schwaben hier gegen Türken Rumänen, Madjaren, Russen und Polen angesiedelte Kolonistenschar der deutsch-österreichischen Herrschaft wird trotz ihrer geradezu sprichwörtlichen Volkstreue von den regierenden Herren in Wien und Berlin, trotz der alljährlichen Jagdreisen der Habsburger und Hohenzollern ins bärenreiche „Ungarland“, weniger beachtet als irgendein unionistischer Trustraubritter von jenseits des Atlantischen Ozeans. Du lieber Gott, was wäre da auch zu lernen für den modernen Großkapitalismus mit seinen Maschinen, Automobilen und Aeroplanen! Diese Leute wären ja imstande und hielten den allerobersten Jagdherren eine kleine Pauktrede auf die Heiligkeit der deutschen Sprache und des deutschen Schrifttums! Und das könnte bei der madjarisch-„liberalen“, tschechisch-„demokratischen“ und polnisch-„aristokratischen“ Hof- und Höflingsgesellschaft arg verschnupfen. Das könnte, wenn man stille hielte und andächtig zuhörte, gar wenn man deutsch antwortete, trotz der bosnischen Nibelungentreue in schimmernder Wehr die Herren Verschnürten und Bepelzten am Ende nach Paris oder — Konstantinopel führen! Denn in Ungarn heißt es wie in Holesovice Bubna (Prag) und Gniezno (Gnesen): „Nix deitsch, nix nemecky, nix dios!“ Und doch, was wäre hier zu lernen für Fürsten, Minister, Gelehrte, Pastoren und Pädagogen! Hier ist trotz Madjarenakzent und Rumänennähe noch Deutschtum in der Urform ... Die Gemeinde wählt sich ihren Pastor selber, und kein Konsistorium und kein Oberkirchenrat schnüffelt in seiner Seele, ob er auch „rechtgläubig“. Wenn er nur recht lebt und recht tut! Und die Lehrer arbeiten mit diesen Volkspriestern natürlich in schönster Harmonie. Ohne Apostolikum, ohne geistliche Orts- oder Kreisschulinspektion. Freilich quält sie ein anderer Despot: der staatliche Schulrat. Zwar ist auch der im allgemeinen heute noch ein menschlich empfindender Herr. Aber die Regierung in Budapest fordert von ihm genaue Auskunft, wie viele von den Lehrern und wie viele Schüler ebensogut Madjarisch wie Deutsch sprechen können: bleibt der Prozentsatz weit unter 100, so wird unnachsichtlich der Lehrer ohne Pension entlassen und die Schule dauernd geschlossen! Wie wertvoll wäre da ein freundliches Wort des deutschen Kaisers zu seinen Siebenbürger feudalen Jagdgenossen! Was, er darf nicht, weil die Herrscher sich prinzipiell nicht in die inneren Angelegenheiten der Nachbarstaaten einmischen? Auch in die der befreundeten nicht? Vielleicht hört man gelegentlich, was dann an der Behauptung Wahres ist, daß die reichsdeutsche Regierung die Millionen des Ostmarkenfonds nicht anwenden dürfe, weil der slawisierende, madjarisierende Genoß von der Donau dagegen „vorstellig“ geworden sei. Vielleicht erinnert man in Wien oder Ofen-Pest gelegentlich b e i m G l a s e S e k t daran, wer die eigentlichen Pioniere, Schildhalter und Schirmherren der Habsburger waren und immer noch sind! Die Deutschen! Und allen voran die von Türken, Rumänen, Russen und Polen gehaßten und verfolgten Sachsen von Erdely mit dem bezeichnenden Bilde der sieben Burgen im Wappen. Aber verzagt nicht, Brüder: auch eurer werden sich die hohen und allerhöchsten Herren wieder erinnern ...

*

Das Jeu der Kavaliere

An einen der landesüblichen Spielerprozesse knüpft die „Pommersche Tagespost“ einige Betrachtungen, die den jeuenden Kavalieren nicht gar lieblich eingehen werden, wenigstens soweit sie noch nicht ganz abgebrüht sind:

„Das Jeu der Kavaliere vereinigt die heterogensten Elemente, und es ist wohl schon mehr als einmal vorgekommen, daß Buchmacher Grafen aushalfen und daß Stalljockeis gegen Regierungsassessoren pointierten. Nichts gleicht so alle Standesunterschiede aus

wie die gemeinsame oder nur angeblich gemeinsame Leidenschaft des Spiels. Die Dummen müssen nun auch vor Gericht erscheinen, wenn auch nicht im Zwinger der Angeklagten, sondern auf der Zeugenbank, und für manche von ihnen ist das ebenso peinlich und fast tragisch; denn mehr als einer von ihnen wird infolge dieser Affären über Jahr und Tag still aus der Rangliste verschwunden sein. Der Offizier oder der angehende Regierungsbeamte soll nun einmal nicht spielen, auch wenn die Sache noch so ‚fair' aussieht, und er riskiert dabei immer Kragen und Stellung. Gespielt wird anderswo noch viel toller als in jenen Kreisen, die der Vorwärts immer höhnisch die Edelsten der Nation nennt, gespielt und gewettet, geknobelt und gesetzt wird in unheimlichem Maße sogar in der Arbeiterwelt. Am allermeisten vielleicht in der Berliner Großkonfektion, aber auch in gewissen Lebemannszirkeln in Düsseldorf und Frankfurt und anderen Großstädten. Diese Leute sind nur viel welterfahrener als das junge Blut vom Schwertadel oder vom Beamtennachwuchs; sie haben ihre eigenen Klubs, und ein sicherer Herr Bujes kommt da nicht so leicht hinein, ja nicht einmal immer ein Graf Wolff-Metternich. Sämtliche Junker Deutschlands zusammen, von denen gewiß so mancher in der Kreisstadt bei einer Flasche Rotspohn zur ‚Lustigen Sieben' sich niederläßt, pointierten nicht so viel wie allein die Firmeninhaber vom Hausvogteiplatz in Berlin und ihr nächster Anhang. Aber der Unterschied ist in der Tat der, daß diese nicht zu den Dummen gehören, nicht auf internationale Gauner hereinfallen und daher auch kaum je als Zeugen vor den Gerichtsschranken zu erscheinen haben. Gegen das fressende Übel des Jeuens haben alle preußischen Könige angekämpft, aber ganz auszurotten ist es nicht, auch wenn sämtliche Gelegenheiten, bei denen es gewöhnlich beginnt, die Pferderennen voran, ausgerottet würden, wenn Monte Carlo verschwände, und wenn die zahllosen Spielsäle in allen französischen, belgischen und schweizerischen Kurorten, von denen nur in den Zeitungen keine Rede ist, die aber ebenso existieren, verödeten. Der Spielteufel stirbt nicht aus. Nur um das junge Blut kann es einem leid tun, und um seinetwillen ist der mannhafte und unablässige Kampf nötig und das scharfe Zupacken der Gerichte, sobald gewerbsmäßige Spieler sich zeigen, so zu begrüßen. ... Solange jemand noch einen Frack und ein Monokel hat, sieht man ihm nicht an, ob er entgleist ist; besonders wenn der Spieltrieb die Sinne umnebelt hat. Aber wünschenswert wäre wahrhaftig ein Großreinemachen und eine Dezimierung aller Vampyre."

*

Das Lob der Unbildung

Nachdem man allmählich den Satz, daß Reichtum eine Schande sei, in die Köpfe gehämmert hat, fängt man, nach einem Bericht der „Rhein.-Westf. Ztg.", auch an, den korrespondierenden Satz, daß Bildung eine Schande ist, zu verkünden. Berlin, erleuchtet wie immer, hat den Anfang gemacht. Für einen der letzten Abende wurde man in Berlin schriftlich oder mündlich zu einer großartigen Veranstaltung eingeladen: ein leibhaftiger Bäckergeselle aus Dresden sollte einen Vortrag über Nietzsches Metaphysik halten. Die Rede war allerdings durchaus nicht die Hauptsache des Abends, an dem in den höchsten Tonarten das Lob der Unbildung gesungen wurde. Man war sich ziemlich darüber einig, daß der Bäckergeselle, der sich nicht einmal über den Begriff der Metaphysik klar war, etwas ganz Unglaubliches produziert hatte, womit freilich nicht er, sondern die Veranstalter des Abends sich zunächst abzufinden haben. Der Einberufer, ein Doktor Soundso, bat denn auch für den Reinfall um Entschuldigung, sonst sei der Bäckergeselle ein tief philosophischer Geist, gerade an diesem Abend aber habe er versagt. Dennoch stieg man mutig in das weitere Programm. Und dies war die Gründung eines Diskutierklubs, in dem Arbeiter und Höhergebildete zum Austausch ihrer Gedanken zusammenkommen sollen. Wenn wir Höhergebildete sagen, so gebrauchte diesen Ausdruck freilich nur ein Doktor X. Y. aus Karlsruhe, der sich über Wesen, Zweck und innere Be-

rechtigung solcher Diskutierklubs in unendlichen Ausführungen erging. Entrüstet aber wurde der Ausdruck „Höhergebildete“ sofort von dem Einberufer zurückgewiesen, der unter dem Beifall eines großen Teils der Versammlung erklärte, von Höhergebildeten zu sprechen wäre ein Unsinn, die Arbeiter vielmehr seien höhergebildet, er habe seinen ganzen Verkehr mit den sogenannten Höhergebildeten aufgegeben und verkehre nur noch mit Arbeitern, denn das seien die wahren Menschen, von denen der sogenannte Gebildete nie genug lernen könne. Er schätze es sich zur Ehre, mit Arbeitern zusammenkommen zu dürfen. Also sprach er. Man kann nicht leugnen, daß sich gegen diese Worte denn doch einiger Protest erhob, so sprach z. B. eine bekannte Berliner Frauenrechtlerin manches dawider. Gebührend gebrandmarkt aber wurde diese Verbeugung nach unten von keinem einzigen Redner. Herrgott, ist das eine Zeit! Wer es ehrlich mit den Arbeitern meint, gönnt ihnen jedes geistige und wirtschaftliche Vorwärtskommen. Aber sie haben heute ... jedes Augenmaß dafür verloren, wo sie eigentlich stehen.

*

Der Untergang der deutschen Juden

Ein jüdischer Arzt, Dr. Felix Teilhaber, hat ein Buch geschrieben, das dem deutschen Judentum eine trübe Prognose stellt. Nach Teilhaber machen sich nämlich bei den deutschen Juden die untrüglichen Anzeichen des Verfalls bemerkbar. Mit der Sachlichkeit des Mediziners, nicht aber ohne einen nur allzu begreiflichen Unterton des Schmerzes, bemüht sich Teilhaber, das nackte Tatsachenmaterial für seine Behauptung zusammenzutragen. Er konstatiert, daß es im Jahre 1871 in Deutschland 512 000 Juden gab, im Jahre 1905 rund 607 000. Das bedeutet auf 10 000 der Gesamtbevölkerung bei der Reichsgründung 125, vor sieben Jahren 100 Juden. Seitdem ist der Prozentsatz noch weiter gesunken. Die gerühmte jüdische Fruchtbarkeit hat sich in ihr Gegenteil gewandelt. 1908 steht die jüdische Geburtenzahl bei 17 aufs Tausend. Sie ist also tiefer als die französische, weit tiefer als die deutsche selbst in den Großstädten, ja tiefer als die irgendeines Volkes der Welt. Die noch geringere Sterblichkeit kann den Verlust auf die Dauer nicht wettmachen. Mit höchstens 12 aufs Tausend dürfte für die Juden die Grenze erreicht sein, da rechnerisch nur rasch wachsende Bevölkerungen ihre Sterblichkeit noch weiter vermindern. Bei der jüdischen Bevölkerung kommen durchschnittlich zwei Kinder auf die Ehe. Daraus ergibt sich, daß die statistische Zunahme in Wirklichkeit nur ein Aufbrauchen von Restbeständen ist, und daß bereits in der nächsten Generation die Abnahme eintreten muß. Als Ursachen des physischen Unterganges führt Teilhaber die wachsende Ehescheu, das steigende Alter der Eheschließenden, die Taufen und die Mischehen an. Dazu kommen andere typische Erscheinungen des Niedergangs: die Zusammenballung der jüdischen Massen in den Großstädten; die Bevorzugung der „freien“, zur Ehe- und Kinderlosigkeit am meisten geneigten Berufe; die Zunahme der Frauenarbeit; die zum Malthusianismus führende Angst vor Zerteilung des Kapitals. Und dann noch eins: Geisteskrankheiten treten, am Volksdurchschnitt gemessen, bei den Juden Deutschlands in dreieinhalbfacher, Selbstmorde in doppelter Häufigkeit auf!

*

„Das Lügen wird dir leicht ...“

Mehr, das Lügen oder Verhehlen, Vertuschen, das Verschlampen der Wahrheit ist eine Unerläßlichkeit im Räderwerk der Zeitkultur geworden; die wohlmeinenden Leute lügen mit, müssen mitlügen, statt sich die Wohltat zu gönnen, befreiend zu sagen, wie eine Sache ist. Sie lügen dann sozusagen fürs Gemeinwohl oder für Interessen Dritter, nicht aus Selbstsucht.

Eine Bank hat zweifelhafte Geschichten gemacht, es gibt eine Generalversammlung, worin eine Partei mit den drohenden Mienen der gründlichen Untersuchung sitzt. Andere Aktionäre, denen die Reise zu weit ist, warten gespannt auf den Versammlungsbericht. Denn

die Versammlung ist doch da, daß man erfährt, wie man nun eigentlich daran ist. Statt dessen siegt von vornherein in ihr der Hinweis auf den ungünstigen Eindruck von Enthüllungen, auf entstehende Gerüchte, unverdiente weitere Kursstürze usw. Daraufhin werden peinliche Auskünfte schneidig „abgelehnt", anderen Fragern wird der Mund mit Beschwichtigungen oder mit Scheinentrüstungen gestopft, und eine große Mehrheit erteilt mit Hurra die Entlastung, obwohl die Verwaltung selbst und der Aufsichtsrat in den Einleitungsworten gebeten hatten, sie ihnen erst künftig, nach einer wirklichen Prüfung, in einer neuen Versammlung zu erteilen. Die erschütterten Aktien erholen sich nun flugs um eine ganze Handvoll Prozente, nach einer Generalversammlung, wo die Wahrheit erstickt ward.

Also das Verfahren ist auch noch richtig. Das ist das Übelste daran, das ärgste Zeitsymptom. Es geht kaum noch anders. Der Hinweis auf die Gerüchte ist berechtigt. Wird irgendwo die anständige Wahrheit gesagt, so erwirbt man dadurch kein Vertrauen, sondern erzeugt nur den Verdacht: wenn die so viel zugeben, wie faul muß es stehen, wie viel müssen sie da erst verschweigen!

Börse und Presse sind die Brutstätten, von wo das Überhandnehmen solcher Auffassungen und Gewöhnungen ausgewuchert ist. Alles krankt an dieser Wechselwirkung von Unglauben und Unglaubwürdigkeit, die ganze Öffentlichkeit, von der Regierung an. Aber auch die Ehrenhaftigkeit der einzelnen wird schwer versucht und erschüttert, wenn ein Mann von sichtbarer Stellung unter Hohn und Niedertracht erdrückt wird, sobald er einen gemachten Fehler eingesteht, statt sich durchzuwinden, oder wenn er sonst in einem freiwilligen Verhältnis zur offenen Wahrheitsliebe steht, das heute nicht mehr begriffen wird. Ed. H.

*

Ein Idyll

In einer Sitzung des heurigen preußischen Landtags plauderte der sozialdemokratische Abgeordnete Hoffmann über das preußische Herrenhaus: „Die beiden Rechnungsräte des Herrenhauses sollen ihre tägliche Dienstzeit von sechs Stunden dazu ausnutzen, die Arbeiten für ein Staatshandbuch fertigzustellen und die Arbeiten für den Johanniterorden zu erledigen. Der Kalkulator benutzt den größten Teil seiner Dienststunden dazu, um für die Güterverwaltung des Herrn von Manteuffel schriftliche Arbeiten auf Kosten der Steuerzahler zu leisten. (Hört, hört!) Der Hausinspektor, der Hauswart, der Buchbinder und sechs Boten werden in jedem Jahre hundert Tage beurlaubt, um auf der Rennbahn des Unionklubs tätig sein zu können. Der Direktor des Herrenhauses hat von der Bearbeitung des Staatshandbuches mehrere tausend Mark Nebenverdienst. Die Handbücher werden nach allen Gegenden Deutschlands verschickt und auf Kosten des Etats in ungezählte Zentner Packpapier eingeschlagen. Der Fahrstuhl des Herrenhauses sollte ursprünglich zur Beförderung der Speisen bis zum zweiten Stock nach den Festsälen durchgeführt werden, jetzt ist er bis zum Boden fortgeführt, damit der Hausinspektor für seine Hühner, Tauben und Kaninchen auf dem Dach Futter hinaufschaffen kann. Der Fahrstuhl ist also nicht nur für die Atzung der Herrenhausmitglieder, sondern auch für Karnickel und Tauben eingerichtet. (Heiterkeit.) Von angestellten Hausarbeitern werden eine größere Anzahl Fuhren Erde auf das Dach befördert, wo der Hausinspektor einen umfangreichen Gemüsegarten besitzt. Es ist gewiß erfreulich, daß neben der Viehzucht auch dafür gesorgt ist, daß Kohl im Herrenhause gebaut wird. (Heiterkeit.) Es wäre kein unberechtigtes Verlangen, daß auch wir den Herrenhausgarten benutzten. Auf dem Dache des Herrenhauses ist ein Hühnerstall und Kaninchenbehälter gebaut worden. ... Selbst wenn wir einmal dem Herrenhause auf das Dach stiegen, müssen wir doch dagegen protestieren, daß das Oberstübchen des Herrenhauses so bedenklich überlastet wird. (Große Heiterkeit.)

*

Elite

Geschmacklos von der Wiege bis zur Bahre strebt diese Zeit zu sein. Da läßt eine große Sarg- und Beerdigungsfirma eine zwei Seiten lange Reklame los, verkappt als Feuilleton, wie man das besonders bei den Parfümeriefabrikaten und denen der Ernährungschemie in Übung gebracht hat. Natürlich hat jede Geschäftsbranche so viel Recht wie eine andere, und eine tüchtige Firma verliebt sich gewiß in ihre Tätigkeit und ihre Erzeugnisse, spricht auch von Särgen und sterblichen Überresten schließlich mit begreiflicher Gefühllosigkeit, ja mit einer schnalzenden Begeisterung, die an Hendel Trocken und andere große Inseratfirmen genau erinnert.

Aber ihren Feuilletonisten sollte sie sich trotzdem so aussuchen, daß ihn sein Honorärchen nicht gar zu lebhaft für das Begrabenwerden begeistert. Wir lassen uns doppelt gerne hinreißen in dieser öden Zeit, aber man soll das Schwungrad der hohen Töne nicht auf eine derartig falsche Welle montieren. „Dominierende“ Beerdigungsinstitute, freundliches Zureden zu dem schwarzen Weg, „den keiner gern geht und den doch jeder von uns einmal, über kurz oder lang, gehen muß“, „mächtiger Aufschwung“ des Unternehmens, „ähnliche Taten“, „schöner Ansporn“, das sind doch alles Ausdrücke und Wendungen, die zu der dick versicherten „taktvollen Vornehmheit“ in einem fühlbaren Gegensatz stehen.

Man kann auch Firmen für Särge und Leichenfuhren denen, die in die traurige Lage kommen, ihrer zu bedürfen, im voraus sehr bündig und eindrücklich wirksam nennen. Und gewiß zart — indem man den Bombast spart, der in solchen Fällen so unerträglich empfunden wird.

Die Masse muß es, wie sich von selbst versteht, auch bei Begräbnisunternehmungen tun. Aber immer ist die Angst, dann etwa nicht genug „vornehm“ zu erscheinen, was ja der Hauptgötze der liberalen Zeitgenossen ist. So kommen denn Satzgebilde des vollendeten Snobismus zustande: Daß die Firma das „unbedingte Vertrauen der weitesten Kreise, insonderheit aber der Elite des Volkes“, genießt. Volk ist ein so schönes und so deutsches Wort, daß damit Elite schlechthin nicht zusammenzubringen ist. Zumal nicht, was heute als Elite gilt. Ed. H.

*

Die europäische Spielhölle

Mit einem Reingewinn von 14,4 Mill. Mark hat die Gesellschaft der Spielbank von Monako ihr letztes Geschäftsjahr abgeschlossen. Der Rohgewinn muß mindestens doppelt so hoch gewesen sein. Denn große Ausgaben sind zu machen. Als Anteil an dem Ertrag der Spielhölle für das Jahr 1911—12 hat Fürst Albert von Monako, der sich zweimal verheiratete und ebensooft scheiden ließ, rund 5 850 000 ℳ erhalten. Lediglich an Gehaltszulagen bewilligte die Gesellschaft über 2 Mill. Mark. Die Unterhaltung der Gebäude verursacht erhebliche Kosten, und ein ansehnlicher Posten der Ausgaben bezieht sich auf die Beeinflussung der europäischen Tagespresse, die reichliche Gelder erhält, soweit sie sich verpflichtet, Monte Carlo zu verherrlichen oder mindestens alle unliebsamen Zwischenfälle, namentlich Selbstmorde, zu unterdrücken. Der Rohgewinn der Gesellschaft dürfte nicht zu hoch mit 30 Mill. Mark berechnet werden. Der Umsatz der Spielbank läßt sich nicht annähernd feststellen. Nimmt man an, daß der Gewinn der Bank 1 Prozent ausmacht, so würden die Einsätze etwa 3 Milliarden Mark jährlich betragen haben. In Wirklichkeit mögen sie noch erheblich höher gewesen sein.

Wo das Spiel blüht, gedeiht auch das feile Weib. Vor siebenhundert Jahren dichtete Freidanks Bescheidenheit:

> Weibern und dem Spiel zuliebe,
> Wurde mancher Mann zum Diebe.

Die berüchtigsten Venusverehrer des Altertums, die spekulativ veranlagten Lydier, sollen das Glücksspiel erfunden haben. In dem heutigen Monako würden sie alle ihre Liebhabereien zusammenfinden, mit dem Spiel auch das Weib und die Schlemmerei und dazu Gesinnungsgenossen in großer Zahl. Annähernd ein Fünftel der Stammgäste in „Monte“, wie man kurz in den Kreisen der Berliner Börse und Konfektion sagt, kommen

aus Deutschland, und neun Zehntel davon sind mit den semitischen Lydiern stammverwandt. Auch Neugierige, Abenteurer, Schmarotzer, Gauner und Durchbrenner gehen nach „Monte". Aber die Masse sucht dort den arbeitslosen Erwerb mit neuem Nervenkitzel fortzusetzen. Was der Spekulant allenfalls noch an Grundsätzen besaß, verliert er als Spieler. In der Regel wird er ein unnützes, nicht selten ein schädliches Glied der Gesellschaft. Das Spiel verleitet zu Schwindel und Betrug. „Monte" ist dafür die anerkannte Hochschule geworden. Europa rühmt sich seiner Kultur, muß aber verstummen, wenn auf diesen dunklen Fleck hingewiesen wird.

Monako ist ein Anhängsel Frankreichs. Sein Zoll- und Postwesen steht unter französischer Verwaltung. Nichts hindert die französische Republik, die Spielbank zu schließen und den Fürsten davonzujagen. Sittlich ist sie dazu verpflichtet. Weshalb wird dem Unfug nicht das verdiente Ende bereitet? (Ja, weshalb wohl? D. T.) P. D.

*

Sportverpöbelung

Öffentliche Boxkämpfe läßt der Berliner Polizeipräsident nicht zu, trotzdem er auch wegen dieser verständigen Maßnahme, wie wegen mehrerer anderer, eigentlich nur selbstverständlicher, von gewissen Blättern dumm genug angerempelt wurde. Auch den sensationshungrigen Kinos, erinnert die „Deutsche Tageszeitung", wurde seinerzeit ein dauerhaftes Brett vor die Absicht gebaut, ihrem Publikum Nervenaufpeitschungen zu verabreichen mit der Wiedergabe des die Welt erschütternden Treffens zwischen Johnson und Jeffries, zwischen den Trägern der schwersten schwarzen und weißen Faust. Die vor einigen Jahren unter Hinterlassung ziemlich unsauberen Andenkens aus Berlin verschwundenen Ringer fanden sich ja wieder ein, müssen aber sozusagen ihre zweifelhaften Künste unter Polizeiaufsicht üben, was einigerorts, wo man unter Ausschaltung des Sportinteresses beharrlich der Geschmackverderbnis dient, in länglichen Trauerepisteln vielfältig beklagt wird. Das nach etlichen Rippenbrüchen, Prügeleien und sonstigen unterhaltenden Zwischenfällen zu Ende gegangene fünfte Berliner Sechstagerennen gab Zeugnis dafür, daß es auch unterhalb der Linie, auf der öffentliche Boxereien und Ringereien stehen, Dinge gibt, die ungehindert als Schaustellung oder Wettkampf passieren, ohne daß ihnen erhebliche Hindernisse in den Weg gelegt werden. Soviel wir uns erinnern, ist es weder bei den Männern des Kinnbackenschlages noch bei denen des Schulterschwunges bisher Sitte gewesen, ihre Energie durch ein von irgendeinem zittrigen Lebejüngling hingeworfenes Geldstück anzufeuern. Bei diesem Radgestrampel über eine Woche bildeten derartige Freigebigkeiten, mit denen man anderwärts Betteljungen zum Radschlagen und Wassertauchen auffordert, den Mittelpunkt des Strebens. Weiter hinab geht's nicht mehr, selbst wenn vor Fachkenntnis schwellende Leute die ihnen weniger vertraute deutsche Sprache mit dem Ausdruck der Berliner „six days" zu verballhornisieren suchen. Und täuschend frischgemalte Damen der Halb- und Dreiviertelwelt verteilten Küsse und Schönheitspreise. Wahrhaftig, die da stumpfsinnig um die Bahn schwankenden, durch allerlei Stimulierungsmittel künstlich aufrechterhaltenen Menschen könnten einem leid tun, wenn gegenüber der Selbsterniedrigung um einiger Mark willen Bedauern am Platz wäre. Wozu das abgebrauchte Beispiel der römischen Gladiatoren oder der spanischen Stierkämpfer heranzuziehen? Eine solche Entwürdigung ist bei beiden nicht zu finden. Kulturproblem? Ach, das ist keine Frage der Kultur, das ist die nackte Bejahung des Verfalls, wie sie gefahrdrohender in keiner Epoche der Geschichte zu finden ist. Es wollen ja allerdings einige Beobachter festgestellt haben, daß sich die wirklich gute Gesellschaft höherer und niederer sozialer Schichtung merklich von dem Treiben im Hippodrompalast zurückziehe. Das wäre ein Trost, denn der Mob ist schließlich nicht ausschlaggebend, selbst dann nicht, wenn er seidene Poiretroben trägt oder den neuesten Londoner Zylinder auf das armselige Gehirnchen stülpt.

*

Ehrlich braucht am längsten

Nämlich, um sich heutzutage eine Existenz zu gründen. „Held“ eines Sensationsprozesses sein, das tut sich als lockender neuer Weg zum Reichtum auf. Die Impressarien kommen dann ganz von selber, um die großen Verträge abzuschließen, man braucht nichts weiter zu tun, als sie — nicht hinauszuwerfen. Und so empfindlich ist man im Fall eines Grafen Wolff-Metternich wohl nicht, der soeben unter glänzenden Bedingungen sich zu einer Serie von Filmaufnahmen für den Kinematographen herzugeben eingewilligt hat.
-d-

*

Bravo!

Eine Einschränkung der Klassenarbeiten an den höheren Schulen verfügt ein Erlaß der württembergischen Ministerialabteilung. Er untersagt die Häufung von Klassenarbeiten und bezeichnet es als unzulässig, daß an einem und dem selben Tage mehr als eine Klassenarbeit oder daß an jedem Tage einer und der selben Woche je eine Klassenarbeit in einer Klasse stattfindet. Der Erlaß schreibt deshalb vor, daß sich die Fachlehrer mit den Klassenlehrern verständigen. Die Klassenarbeiten sollen nicht zu lang sein. Die fremdsprachlichen Arbeiten sollen in der Regel nicht über eine Stunde in Anspruch nehmen, in der Mathematik und Physik sollen die Aufgaben auch von schwächeren Schülern gleichfalls in einer Stunde gelöst werden können. In Fächern wie Religion, Geschichte, Naturgeschichte usw. soll bei den kleineren schriftlichen Ausarbeitungen, die über ein beschränktes Stoffgebiet am Anfang oder Schluß der Stunde verlangt werden, darauf gesehen werden, daß nicht sowohl die Kenntnis gedächtnismäßiger Einzelheiten, als allgemeines Verständnis und klare Übersicht über den Stoff gefordert wird. Ein weiterer Erlaß empfiehlt bei Mitteilungen über Mängel eines Schülers an dessen Eltern in erster Linie die mündliche Verständigung. Die Zeugnisse dürfen sich nirgends ausschließlich auf die Ergebnisse der Klassenarbeiten stützen, sondern müssen auch die Leistungen im mündlichen Unterricht und in den Hausarbeiten berücksichtigen. Besondere Bemerkungen sind durchaus sachlich und frei von verletzender Schärfe zu halten.

*

Modernste Wissenschaft

Einer der jüngsten Zweige am alten Baume der Wissenschaft ist die Tier-Psychologie. Sie hat natürlich nichts gemein mit jener liebevollen Tierbeobachtung, wie sie unsere Ahnen schon vor Jahrhunderten im innigen Zusammenleben mit der Natur geübt haben. Das führte günstigsten Falles zu Phantastereien, wie der Tiersage. Nein, die moderne Tierpsychologie ist streng wissenschaftlich und experimentell. Ihre Ergebnisse sind denn auch überwältigend. So berichtet die „Frankf. Ztg.“ von den zweijährigen Beobachtungen, die A. Pfungst an Affen angestellt hat. Als bedeutsamstes der Ergebnisse erscheint die Tatsache, daß der Affe, wenn er einem den auch von ihm mit Vorliebe zum Sitzen benutzten Körperteil zudreht, nicht Verachtung, sondern Freundlichkeit ausdrücken wolle. — Eine wirklich bedeutende und höchst nachdenkliche Tatsache! St.

*

Sportkoller

Geistige Störungen verraten sich zuerst in der Sprache. Welche Unordnung das Sportgetue in vielen Köpfen anrichtet, zeigte die „B. Z. am Mittag“ vom 24. April. Der „politische“ Leitartikel führte den Titel „Bassermann in Form“ und behandelte das Rennen, das der nationalliberale Führer bei der Wehrvorlage im Reichstage rednerisch geritten hat. — Als Entschädigung für diese Anleihe des politischen Redakteurs beginnt ein Hauptartikel des Sportteiles mit den Worten: „Papam habemus“. Der Papst, über den gejubelt wird, ist der Favorit für das kommende Traberderby.

Es geht doch nichts über Berliner „Jeist“ und ein wirklich modern-feines Empfinden. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIV. Jahrg. Juni 1912. Heft 9

Ballade

von

Edmund Schröder

Ernst und sinnend

PIANO

p
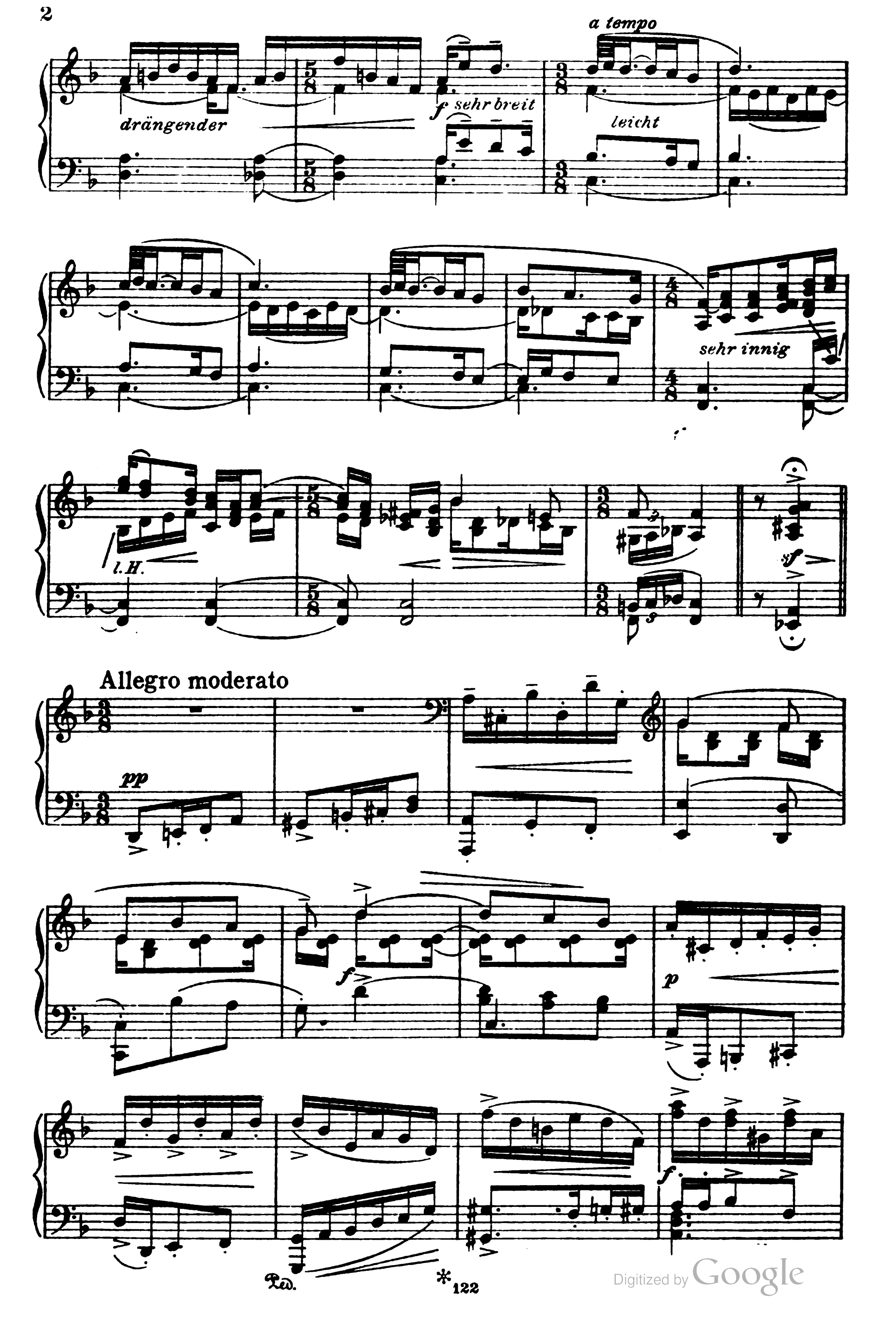
Ped. ad libitum
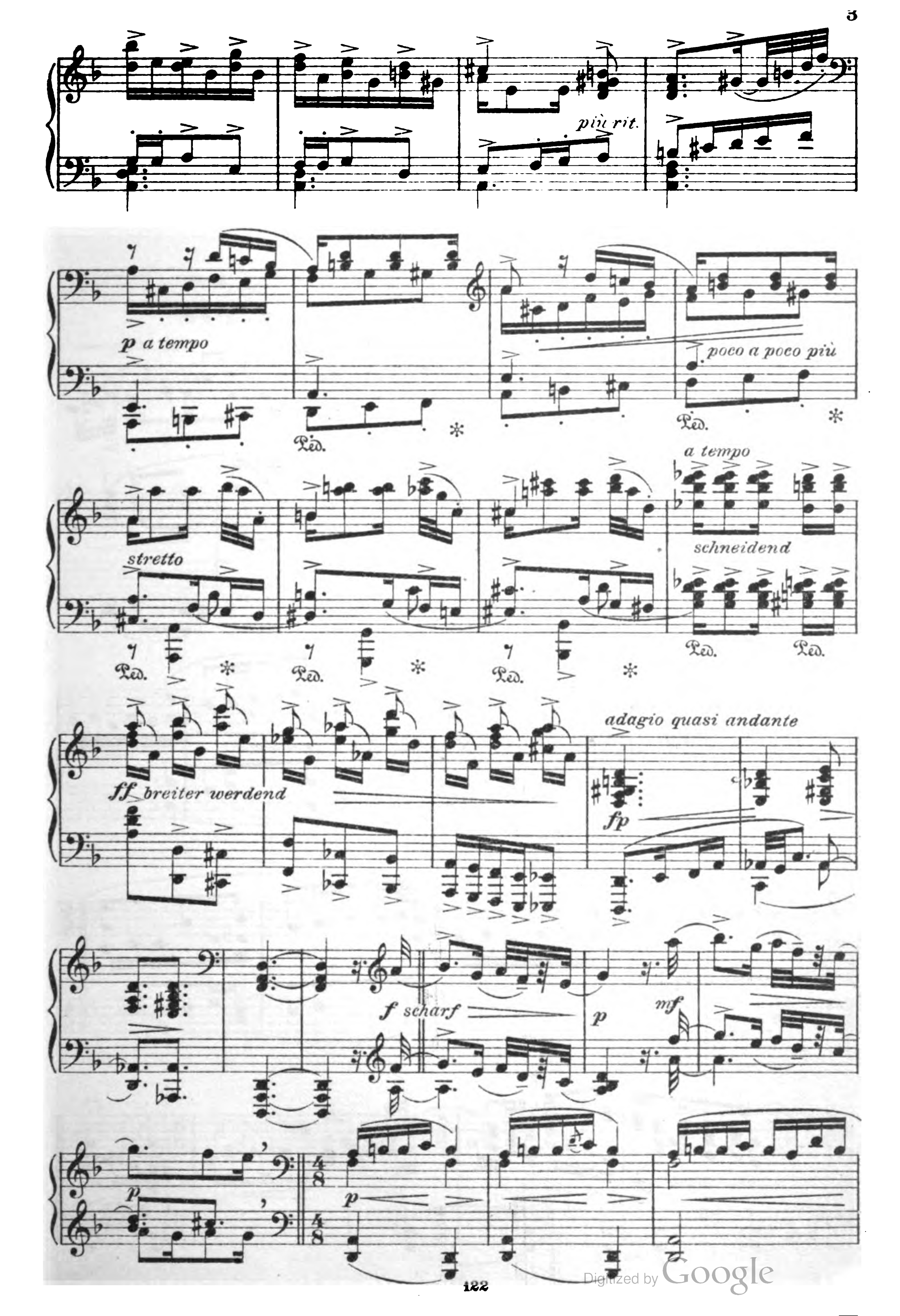
p freundlicher
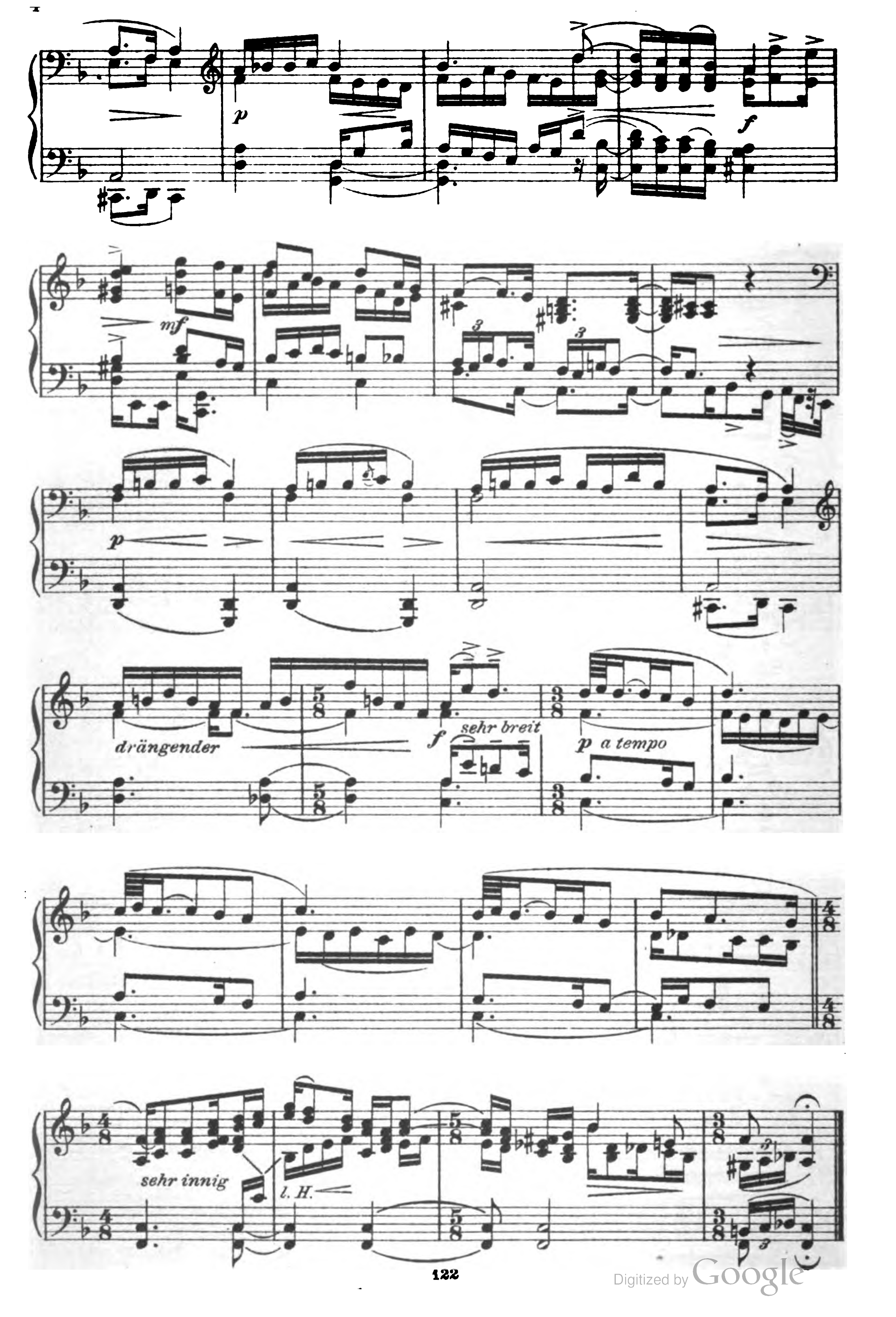
f

mf

p


a tempo
drängender
f sehr breit
leicht
sehr innig
l.H.
sf
Allegro moderato
pp
f
p
f
Ped.
*
122


più rit.
p a tempo
Ped.
poco a poco più
Ped.
a tempo
stretto
schneidend
Ped.
Ped.
Ped.
Ped.
Ped.
ff breiter werdend
adagio quasi andante
fp
f scharf
p
mf
p
p


p
f
mf
p
drängender
f
sehr breit
p a tempo
sehr innig
l. H.

Dramatische Landschaft (1909) Edmund Steppes



(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Friedr. Hoefle, Augsburg)



XIV. Jahrg. Juli 1912 Heft 10

Der neue Reichstag

Von Dr. Richard Bahr

Nahezu vier Monate ist der neue Reichstag nun beim Werke gewesen. Wir hatten auf ihn geharrt, wie im Osten fromme Juden der messianischen Wiederkehr harren. Genau so inbrünstig und im Grunde genau so untätig. Er sollte den Liberalismus emportragen und die Interessenvertretungen zurückdrängen, sollte auch der gereiften Intelligenz den Platz zuweisen, der ihr gebührt und — dem gemeinen Wesen zum schweren Schaden — so lange schon gefehlt hatte. Das alles waren löbliche Wünsche und durchaus legitime Bestrebungen. Aber ihre Verwirklichung zu erzwingen, taten wir, bei Licht besehen, nicht gar viel. Gewiß: wir agitierten zwei Jahre und darüber landauf, landab. Aber die Männer, für die wir agitierten, schauten im großen Durchschnitt nicht viel anders aus, als die bisher schon das Wallotbau bevölkert hatten. Noch immer waren der „Bodenständige", der Landwirt in mehr oder weniger gehobener Lebenslage, der Handarbeiter die vor anderen gewählten und am meisten geschätzten Kandidaten. Wir nahmen auch allerlei Anläufe, einen taktischen Zusammenschluß (mehr wäre fürs erste nicht zu erreichen und auch von ernsthaften Leuten nicht zu betreiben) des Liberalismus herbeizuführen. Über der kleinen Eifersüchteleien, der Verstimmungen auf gesellschaftlichem [illegible], der in ihrem Ehrgeiz gekränkten Unterführer, kurz, jenes Komplexes [illegible] Lebensäußerungen, die Ibsens Buchdrucker Aslaksen, in all seiner kümmerlich-

…tische Landschaft …



Ed…n.

(Mit Genehmigung … Verlagsanstalt Friedr. Hoefle, Augsburg.



XIV. Jahrg. Juli 1912 Heft 10

Der neue Reichstag

Von Dr. Richard Bahr

Nahezu vier Monate ist der neue Reichstag nun beim Werke gewesen. Wir hatten auf ihn geharrt, wie im Osten fromme Juden der messianischen Wiederkehr harren. Genau so inbrünstig und im Grunde genau so untätig. Er sollte den Liberalismus emportragen und die Interessenvertretungen zurückdrängen, sollte auch der gereiften Intelligenz den Platz zuweisen, der ihr gebührt und — dem gemeinen Wesen zum schweren Schaden — so lange schon gefehlt hatte. Das alles waren löbliche Wünsche und durchaus legitime Bestrebungen. Aber ihre Verwirklichung zu erzwingen, taten wir, bei Licht besehen, nicht gar viel. Gewiß: wir agitierten zwei Jahre und darüber landauf, landab. Aber die Männer, für die wir agitierten, schauten im großen Durchschnitt nicht viel anders aus, als die bisher schon das Wallothaus bevölkert hatten. Noch immer waren der „Bodenständige", der Landwirt in mehr oder weniger gehobener Lebenslage, der Handarbeiter die vor anderen gesuchten und am meisten geschätzten Kandidaten. Wir nahmen auch allerlei Anläufe, einen taktischen Zusammenschluß (mehr wäre fürs erste nicht zu erreichen und also von ernsthaften Leuten nicht zu betreiben) des Liberalismus herbeizuführen. Aber der kleinen Eifersüchteleien, der Verstimmungen auf gesellschaftlicher Grundlage, der in ihrem Ehrgeiz gekränkten Unterführer, kurz, jenes Komplexes philiströser Lebensäußerungen, die Ibsens Buchdrucker Aslacksen, in all seiner Kümmerlich-

keit ein feiner Menschenkenner, „die lokalen Verhältnisse“ genannt hat, wurden wir nicht Herr.

Ich habe mir schon im September an anderer Stelle (in der „Zukunft“) darauf hinzuweisen erlaubt, daß es doch mit dem Wunder zugehen müßte, wenn unter sotanen Umständen Gestalt und Wesensart des Reichstages sich erheblich ändern sollten. Aber auch diesem entgötterten Geschlecht, das schon außer sich gerät, wenn man von einem christlichen Pfarrer verlangt, daß er schlicht und ohne geistreichelndes Spiel mit den Begriffen als Christ empfinde, blieb das Wunder das liebste Kind. Es hat politische Leute gegeben, die bereits verwirklicht sahen, was sie so gläubig hofften (und ich selber mir wünschte). Und die auch angesichts der wenig erquicklichen Sprache der Wahlen sich noch mit allerlei Pfiffen zu helfen suchten. Da konstruierte man, indem man die Sozialdemokraten einfach dem Liberalismus zuzählte, eine Mehrheit der Linken. Und einmal so weit, hub man emsig an, dieser neuen Majorität eine Fülle schöpferischer Aufgaben — vornehmlich auf dem Gebiete des Verfassungsrechts — zuzuweisen. Gereift ist von solchen Blütenträumen bislang nur wenig: wir haben das Interpellationsrecht um ein Geringes erweitert und das Institut der „kleinen Anfragen“ eingeführt. Bescheidene Reförmchen, an sich nicht unnütz und nicht ohne gewissen Wert, die aber kaum das Verhältnis der Gewalten zueinander verschieben werden. Zu Größerem hätte es indes überhaupt nicht gereicht. Nicht bloß, weil die Zeit zu knapp war; viel mehr noch, weil der eine Faktor, den man eilfertig in die luftige Mehrheitsrechnung eingesetzt hatte, sich als Salz erwies, mit dem zu salzen noch nicht möglich wurde. Die deutsche Sozialdemokratie — wir erlebten's bei der zweiten Präsidentenwahl, wo die Leute ins Schwätzen kamen und wie ertappte Schulbuben alle vertraulichen Abmachungen preisgaben, und sahen's dann noch einmal kurz vor dem Auseinandergehen, da Herr Scheidemann, nur um ein paar Bosheiten nicht kalt werden zu lassen, dem Herrn Reichskanzler aus peinlicher Bedrängnis half — ist in ihrer dermaligen Gestalt zu einer politischen Erfassung ihrer Aufgaben noch nicht reif. Und immer noch bleibt Bernard Shaw, der Spötter, im Recht, der zur Genossin Lilly Braun sprach: „Die deutsche Partei ist von nichts freier als von — Freiheit. Sie ist die konservativste, die respektabelste, die moralischste und bürgerlichste Partei Europas. Sie ist keine rote Partei der Tat, sondern eine Kanzel, von der herab Männer mit alten Ideen eindrucksvolle Moralpredigten halten ...“

Damit ist dieser Traum endgültig ausgeträumt, und wir müssen uns an die Erkenntnis gewöhnen, daß es (obschon ein paarmal durch Liberale und Sozialdemokraten Majoritätsbeschlüsse herbeigeführt wurden) eine Arbeitsmehrheit der Linken nicht gibt. Auf schwachen Füßen — gerade jene paar Fälle zeigten es — hätte sie ohnehin gestanden. Seien wir aufrichtig: es gibt in diesem Reichstag überhaupt keine sichere Mehrheit. Womit noch nichts dagegen gesagt sein soll, was man den „Sinn dieser Wahlen“ genannt hat. Daß die Mehrzahl der Deutschen nicht im Lager des Zentrums und der Konservativen steht, scheint mir ausgemacht. Das würde allein schon die Zahl der für die beiden liberalen Parteien abgegebenen Stimmen beweisen. Nur daß eben das geltende Reichstagswahlrecht, bei dem die Minderheiten verschwinden, und die Wahlkreiseinteilung, die ich darum doch

noch nicht ohne weiteres zu ändern empföhle, diese Stimmen nicht zum Ausdruck kommen lassen. Immerhin ist das doch noch nicht der Kern der Reichstagsmisere. Der ist vielmehr, daß die Intelligenzen ihm fernbleiben; die eigentlichen freien Geister, die über den Dingen und über den Menschen, in diesem Falle also über den Wählern stehen. Die meisten befinden sich in mehr oder weniger direkter Abhängigkeit von ihren Wählern. Die aber beginnen in wachsendem Maße den Reichstag als die Stätte anzusehen, wo ihnen wirtschaftliche Sondervorteile ausgewirkt werden können. Das Beispiel des Grafen Posadowsky und noch eines andern Kandidaten, die es ablehnten, sich von Interessentengruppen vinkulieren zu lassen, ist leider ohne beträchtliche Nachahmung geblieben. Ohne daß wir's uns selber recht bewußt werden, löst sich der Reichstag allmählich in eine Interessenvertretung der verschiedenen Berufsstände auf. In der Beziehung bedeuten die einhundertundzehn Sozialdemokraten eine schwere Belastung. Der Zustrom von Revisionistenblut hat den sozialdemokratischen Körper äußerlich kaum gewandelt. Auch die konsequentesten Revisionisten begnügen sich, in ihren Organen recht freimütige Artikel zu schreiben; im Parlament halten sie fein stille oder werden so gehalten. Das Ergebnis sind diese fürchterlichen Paukereien zwischen den Arbeitersekretären von hüben und drüben, die bisweilen schon schlechthin zum Skandal werden. So ist es geschehen, daß der Reichstag, den in seinen ersten Lebenswochen die Gaffer von früh bis spät umstanden, dem auch wir anderen entgegengeharrt hatten wie der Erfüllung, der Nation alsbald ungemein gleichgültig geworden ist. Man stritt sich über die Fußschmerzen der Landbriefträger, indes Wermuth ging und Herr von Bethmann nunmehr auch offiziell seine Politik nach der Zentrumsuhr einstellte. Und als kurz vor Toresschluß — endlich, endlich — die Stunde angebrochen war, mit dem System Bethmann abzurechnen, dem Kanzler zu sagen, wie ideenlos wir alle seine innere Politik fänden und wie die auswärtige den Denkenden und Weitersehenden unter uns von Tag zu Tage das Unbehagen und die Sorge mehrte, genügten ein bißchen sozialdemokratischer Unverstand und Rohheit, den eigentlichen Zweck des Beisammenseins vergessen zu machen. Eine Kritik an der Bethmannschen Geschäftsführung, an sich eine sehr würdige und stolze, hat der Reichstag freilich trotzdem sich geleistet: er hat, soweit die bürgerlichen Parteien in Betracht kommen, einmütig und ohne Debatte den beiden Wehrvorlagen zugestimmt. Damit zugleich — bewußt oder unbewußt — dem Gedanken Ausdruck gebend, daß in diesen trüben Zeitläuften, da ein eigenwilliger Dilettantismus über uns regiert, die Verantwortung der Erwählten des Volkes wuchs. Daß zum mindesten, was an ihnen liege, geschehen müßte, die Macht und Größe und Sicherheit des Reichs zu gewährleisten.

Dennoch ist bei der Veranlagung des Kanzlers nicht eben anzunehmen, daß er die stumme und stolze Sprache verstanden hätte. Und so haben wir dieses Bild: die Regierung ist schwach; noch schwächer aber ist der Reichstag. Ein Staatsmann wie Herr von Bethmann, der mit jedem Tage, den er länger an seinem Platze bleibt, die Gefahr für das deutsche Land vergrößert, hätte längst fortgeweht werden müssen. Der Reichstag — das Kontrollorgan der Nation — war nicht einmal imstande, das amtliche Leben ihm zu erschweren. Einmal — vor Weihnachten — schien es, als ob den Kanzler sein Schicksal erreicht hätte. Im neuen

Reichstag umfächelten ihn weit freundlichere Winde. Da ist man trotz der angeblichen Mehrheit der Linken überhaupt nicht dazu gekommen, sich ernsthaft und nachdrücklich mit Herrn von Bethmann auseinanderzusetzen.

Ich mache den Abgeordneten keine Vorwürfe. Wir selber, die bürgerlichen oder (vielleicht sagt man sogar besser:) die bourgeoisen Wähler tragen die Schuld. Wir sind zu wohlhabend geworden und ein zu üppig lebendes Geschlecht. Die einen nimmt Handel und Wandel von früh bis spät gefangen; die anderen, für die schon der Väter Fleiß schaffte und sammelte, der Sport, von dem ich einstweilen nur sehe, daß er die jungen Leute aus unseren Schichten versimpelt und vertrottelt. Wir alle zusammen aber wollen (mit dem verstorbenen Georg v. Siemens zu sprechen) „Ruhe fürs Geschäft", auf daß uns das Wohlleben nicht beeinträchtigt werde. Man kann die offizielle Sozialdemokratie nicht gut geringer schätzen, als ich; aber vor dem in den Massen lebenden Eifer, ihrer ernsten Wißbegier und der Kraft ihrer Hingabe an ein ideales Ziel soll man Respekt haben. Diese Massen aber wachsen mit unseren großen Städten und zugleich mit ihnen — das ist wie ein mathematisches Gesetz — wächst die Sozialdemokratie. An dieser Stelle ist das Bürgertum am ehesten sterblich; von hier auch hat die Abwehr — die durchaus innerlich gemeinte — auszugehen, sollen wir in dem ungleichen Kampf nicht immer mehr zurückgedrängt werden. Wir müssen wieder politisch werden, von neuem lernen, mit Idealen uns das Herz zu erfüllen. Der Kommerspatriotismus allein tut's nicht; erst recht nicht, was man mit einem müde gehetzten, schiefen Schlagwort „Realpolitik" zu nennen sich gewöhnt hat. Die ist längst zum Deckmantel für allerlei gröblichen Materialismus geworden; zur bequemen Formel, hinter der Eigensucht sich und kurzsichtiges am Tag nur den Tag Leben bergen. Wir aber brauchen Leute mit hellen Augen, denen ihr bißchen Gegenwart nur ein Teilprozeß des ewigen geschichtlichen Werdens ist; brauchen Opfermut und den Glauben an uns selbst und wieder etwas von jenem Fichteschen Patriotismus, der auch der noch ungeborenen Generation gedenkt. Statt aber nach Männern auszuschauen — sie wären nicht mit Gold zu bezahlen —, die uns diese Wege führen könnten, sind wir drauf und dran, den wenigen, die noch über Taktik und Kleinkram hinaus historische Zusammenhänge zu sehen vermögen, die parlamentarische Wirksamkeit zu verekeln und das beste, immer noch kräftigste Organ für eine solche Belebung des Bürgertums, die nationalliberale Partei, zu zerschlagen. Einem Teil unserer Bourgeoisie ist jede Regierung recht, wenn sie nur ihre wirtschaftlichen Kreise nicht stört. An die klammert sie sich und heißt sie gut mit Schlacken und Fehlern, solange sie dafür die unbequeme Sozialdemokratie ihr vom Halse zu halten verspricht. Ruhe fürs Geschäft als höchstes politisches Prinzip — das ist der tiefere Sinn der Vorgänge, die in diesen Tagen zur Gründung des vielerörterten Altnationalliberalen Reichsverbandes geführt haben. Noch ist's keine Sezession, kann aber immerhin eine werden. Und damit auf lange hinaus das Bürgertum lahmlegen. Soll heißen: jene in Handel und Wandel, in Studierstube und Laboratorium emporgekommenen Schichten, die das neue Deutschland tragen, und denen zu mehr Einfluß auf Staatsgeschäfte und -geschicke zu verhelfen wir diesen Reichstag angeblich wählten.





Der von der Vogelweide

Roman von Franz Karl Ginzkey

(Schluß)

31.

Das Meer! Das Meer!

Grüngoldene Ungetüme rollten in unabsehbaren Massen der fernhindämmernden Küste zu, bäumten sich zischend auf und schleuderten ihr glitzerndes Schaumdiadem mit jauchzendem Urtrotz hoch in die sausende Luft. Die Sonne aber hatte sich im Westen ein Flammentor durch stürmischdunkle Wolkenwand gehöhlt und nahm nun sieghaft Besitz von allem, was tagsüber des seligen Strahls entbehrte. Und Meer und Himmel, zwei müdgetobte Riesen, tranken nun Freundschaft in gierigen Purpurströmen und spielten Fangball mit des Goldes rieselndem Überfluß.

Das war so recht eine Stunde nach dem Sinne Herrn Wolfgers von Ellenbrechtskirchen, Patriarchen zu Aglei, Fürsten des Reiches, Markgrafen von Istrien, Metropoliten von siebzehn Bischöfen, dessen Sitz gleich zur Rechten des Papstes war, insofern es ihm behagte, nach Rom zu fahren. Aber meist behagte es ihm nicht.

Zu dieser Abendstunde stand der alte Degen, der letzte aus dem uralten Bayernstamme derer von Ellenbrechtskirchen, hoch zu Achter seiner Staatsgaleere und spähte weit aufs Meer hinaus und ließ seine weißen Locken im Winde flattern, gleich trotzigen Wimpeln seines unbeugsamen Greisentums. Noch pfiff der Sturm ein Abschiedslied durchs wohlgestraffte Tauwerk und ächzte und knarrte am Mast und an den Rahen herum, indes zweihundert Ruder im brausenden Takt ins Wasser schlugen und Wogentrümmer weißbrüstigen Möwen gleich die Luft durchflitzten.

Heia! Das Meer! Das Meer!

Dem Petriarchen zur Rechten stand, die Faust auf die schwankende Bordwand gestützt, Herr Walter von der Vogelweide; ihm zur Linken ragte die dunkle Gestalt Herrn Thomasins von Circlaria, Kanonikus am Dom zu Aglei, seines Zeichens aber weltlicher Sänger mehr als Priester des Herrn. Ihm war vor kurzem ob seiner großen beschaulich weltbetrachtenden Dichtung „Der wälsche Gast“ viel ruhmvolle Anerkennung geworden. Das hatte Herr Walter ohne Neid vernommen, weniger aber konnte ihn freuen, daß Herr Thomasin sich über ihn und seine Sprüche gegen den Papst in seinem Werke ausgelassen, wobei er unter anderm behauptet

hatte, alle kurzen oder langen Lieder des Vogelweiders zusammen hätten Gott den Herrn nicht halb so viel erfreut, als ihm nunmehr die wenigen bösen Sprüche wider den Papst mißfielen.

Es zeigte von gutem Humor und dem fröhlich-streitbaren Sinn des alten Patriarchen, daß er beide Sänger gemeinsam zur istrischen Meerfahrt eingeladen und nun in seinem fehdefrohen Ritterherzen der kernhaften Reden und Gegenreden sich freute, die der Sturmwind hin und wider trug zwischen dem Vogelweider und dem dichtenden Kanonikus.

Herr Thomasin, von Geburt friaulischer Edelherr, im Herzen überzeugter Italiener, sprach anders nicht vom Papst als vom redlichsten Mann der Christenheit, der doch klug genug sein werde, bei der „Rettung aller Gläubigen" des eigenen Seelenheils nicht zu vergessen, daher man wohl annehmen dürfe, er täte nichts, was Gott nicht wohlgefällig sei.

Worauf Herr Walter schroff erwiderte, er zweifle sogar an des Papstes Frömmigkeit, denn täte er fleißiger beten, bliebe ihm weniger Zeit, den Herrn der Welt zu spielen, die deutschen Könige zu bannen, schmählichen Ablaßhandel zu treiben und allerorten Zwietracht zu säen und also des Heilands schlichte und deutliche Lehre, an der es nichts zu mäkeln und zu salben gebe, schlechter zu befolgen als irgend einer.

Herr Thomasin jedoch versetzte mit sanft überlegenem Lächeln, das sei so recht die Ansicht eines Mannes, dem das tiefere Wesen der Kirche fremd sei und der noch immer auf dem Wege zum christlichen Weltreich über die engen Pfähle des Vaterlandes stolpere. Höhere Weisheit lehre, daß ein guter Christ nicht frage, ob er deutsch oder wälsch sei, denn wenig könne Ton und Färbung des irdischen Gelalles auf kurzer Erdenfrist bedeuten gegen die endlose Dauer himmlischen Hallelujas in der Sprache des Paradieses.

Worauf Herr Walter mit Ingrimm seines Schwertes Scheide auf die Dielen des Verdeckes stieß und dem verdutzten Kanonikus ohne Umschweife bedeutete, er wolle, wenn er wählen müsse zwischen „höherer Weisheit" und der Sprache seines Volkes, doch lieber etwas weniger weise und dafür ein guter Deutscher sein, denn jede gesunde und wohlgewachsene Seele benötige fast mehr noch als den Himmelsglauben, den Glauben an ihr Volk, inmitten dessen sie lebe wie im Wasser der Fisch; auch diesem sei mit „höherer Weisheit" wenig geholfen, im Falle er, dem nährenden Element entrissen, hilflos in der Lüfte wesenloser Dünnheit herumzapple.

Nun aber warf Herr Thomasin einen Blick zum Himmel auf, der etwa sagen sollte: Herr, verzeih' ihm, er weiß nicht, was er spricht!

Aber von Herrn Wolfgers, des Patriarchen Antlitz, der bisher am Streit der beiden sich spöttisch geweidet hatte, ging nunmehr ein mächtig freudiges Leuchten aus, als hätte er als Mann in der Fremde frohe Botschaft aus lieber Heimat vernommen.

Dann aber stach sein Adlerblick scharf auf die tanzende See hinaus und blieb an einem dunklen Pünktlein haften, das hin und wieder im abendsonnigen Gewoge sichtbar ward und wieder verschwand.

Mich dünkt, dort treibt eine Barke ohne Steuer", sagte er dann. „Man rufe den Schiffsmeister her!"

Nun lugte auch der alte Kapitän in der Richtung aus, die Herr Wolfger ihm gewiesen und auch er erkannte gleich ihm ein Schifflein, das hilflos auf den Wellen zu treiben schien.

Da befahl der Patriarch, den Kurs dorthin zu nehmen. Das Steuer knarrte, die Segel flatterten eine Weile wie suchend ins Leere, und füllten sich hierauf mit neugewonnener Kraft.

Sogleich eilte Herr Wolfger mit seinen Begleitern aufs hohe Vorderkastell und nickte befriedigt, als er sah, wie schnell des Buges wogenumbrandeter Sporn dem neuen Ziele entgegen jagte.

Herr Walter aber umfaßte mit einem Blick bewundernder Liebe des alten Helden Angesicht. Um eines fremden gefährdeten Schiffleins willen vom Wege abzuirren, das war sonst nicht der fürstlichen Herren Art. Doch Herrn Wolfgers, des Patriarchen, Seele war in allem Ruhm nicht taub geworden vor dem Notschrei des geringen Volkes und vor dem menschlichen Leiden überhaupt.

Unterdessen war die sausende Galeere der schwankenden Barke so nahe gekommen, daß man sie deutlich erkennen mochte. Zerrissene Segel hingen über Bord und schleiften im Wasser nach. Der Mast schien abgesplittert, das Steuer gebrochen.

Aber — wie sonderbar! Dies alles schien die Insassen des arg gefährdeten Schiffleins wenig zu bekümmern. Sie saßen vielmehr, vier an der Zahl, mit heiterer Miene einträchtiglich beisammen und sangen gar kunstreich und unbesorgt ein schönes geistliches Lied ins Wellengebrause, als grinste nicht der nasse Tod herein, sondern als säßen sie, allem Unheil fern, in Vater Abrahams gesichertem Schoß.

Und nicht weniger sonderbar war es, daß auch das Nahen der rettenden Galeere kaum ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie sangen vielmehr ihr Liedlein ruhig fort, obgleich der Kapitän, auf Herrn Wolfgers Gebot, ihnen durchs Hohle der Hände zuschrie: „Ahoi! Wohin, ihr tollen Schiffersleute?"

Sie aber sangen, den Blick zum Himmel gewandt:

„Höchster, allmächtiger, gütiger Herr!
Dir gehören Preis, Ruhm, Ehre und jeglicher Segen.
Dir allein geziemen sie, Höchster,
Und kein Mensch ist wert, dich zu nennen."

„Ahoi!" schrie von neuem der Kapitän. „Gebt Antwort, gebt Antwort, ihr närrischen Käuze!"

Sie aber sangen:

„Gepriesen seist du, o Herr, durch unsern Bruder, den Tod,
Welchem kein Lebender mag entrinnen.
Wehe über die, welche in Todsünde sterben!
Selig die, welche der Tod in deinen Willen ergeben findet,
Denn der zweite Tod wird ihnen kein Leides tun.
Lobet und preiset den Herrn und danket ihm,
Dienet ihm mit großer Demut!"

Als nun aber der Kapitän zum dritten Male schrie und die Ruder der Galeere fast das Schifflein streiften, da hielten sie inne mit ihrem Lied und es erhob sich



einer von ihnen, anscheinend der jüngste, ein blasser, kränklicher Mann, der gleich den andern nur mit einer dunkelhaarigen Kutte bekleidet und einem Stricke umgürtet war und rief mit sanfter und doch hell und lieblich tönender Stimme hinauf:

„Seid gegrüßt im Namen Gottes des Vaters und seines eingeborenen Sohnes Jesus Christus! Vier der minderen Brüder sind wir aus Assisi, Spielleute des Herrn, Ritter der seligen Dame Armut!"

„Wohin der Kurs, ihr seltsamen Kumpane?"

„Zur istrischen Küste wollen wir!"

„Was suchet ihr dort?"

„Seelen zu erobern sind wir ausgezogen!"

„Oimè! Ohne Steuer und Mast? Bald werden euch die Fische schmausen, wenn ihr also fährt!"

„Wer Gottes Steuer vertraut, geht niemals irr!"

Inmitten dieser Reden hatte der Schiffsmeister den fremden Männern rasch ein Tau zuwerfen lassen und alsobald schleppte die Galeere das tanzende Kähnchen wie ein Spielzeug hinter sich drein, womit die vier Geretteten nicht unzufrieden schienen.

„Wem danken wir die Güte um Gotteslohn?" rief nun der Sprecher der Vier hinauf.

„Ihr danket sie Herrn Wolfger, dem Patriarchen von Aglei!"

Da verneigte sich der im Kahne tief und rief mit erhobenen Händen empor: „In Demut grüßt den großen ruhmreichen Patriarchen der ärmste und geringste seiner Diener im Herrn, der sich Franziskus nennt aus Assisi!"

„So ist es dieser, wie ich dachte", nickte Herr Wolfger dem Vogelweider zu. „Ein seltsamer Mann, den ich lange schon zu sehn begehrte. Seine Seele scheint lauter wie Gold zu sein und sein Wille ist sonder Tadel. Ihr habt wohl schon von ihm gehört? Ein umbrischer Edler und Kaufmannssohn, der plötzlich erfüllt ward vom Heiligen Geist und nun die Länder durchzieht, sein Lied von der Armut und Demut zu singen und dessen Predigten das Volk in Scharen zuläuft, obgleich er nichts von Exegese und Dogmatik weiß."

In diesem Augenblick sah Herr Walter den traulichen Erker auf Schloß Branzoll vor sich, er sah Gertrudis feines Antlitz vom herbstlichen Licht beschienen, er sah sich selbst dem liebsten Kinde gegenüber vor dem Schachbrett sitzen und er hörte die Worte des Dietlinus, der vom Ritter der seligen Dame Armut erzählte. Er hatte seither in all den Tagen seiner mühsamen Reise durchs Pustertal und Kärnten und Friaul des wunderlichen Menschen gedenken müssen und mußte nun des Zufalls lächeln, der ihn hier auf einsamer See mit ihm zusammenführte.

Nun war es der Patriarch, der den Franziskus mit leutseligen Worten einlud, seinen windigen Kahn zu verlassen und gleich seinen drei Gefährten an Bord der Galeere zu kommen, als sein Schützling und sein Gast.

Aber der schlanke, blasse Mensch dort unten mit den dunkelflackernden Augen gab unerwarteten Bescheid: er habe Gott, dem Allmächtigen gelobt, dieses ärmliche Trabakel, das ihm ein frommer Reeder aus Chioggia geschenkt, nicht früher

zu verlassen, als bis er das istrische Land erreicht habe. Und überdies gezieme es ihm, dem geringsten der Armen, nicht, auf solch herrlichem Schiffe als Gast zu hausen. Dagegen bäte er mit den Seinen um ein Stückchen Brot, denn sie hätten seit zwei Tagen nichts gegessen.

Da ließ der Patriarch den seltsamen Männern einen Korb mit köstlichen Speisen und einen Schlauch voll süßen Weines hinunterreichen, aber sie berührten nichts von allem als das Brot. Und auch von diesem genoß der Mann aus Assisi nur den mindesten Teil; die meisten Bissen warf er den zahlreichen großen und kleinen Fischen zu, die das Boot in erstaunlichen Massen umglitzerten und umschnellten. Und was er den Fischen nicht gab, das ward ihm von gierig krächzenden Möwen entrissen, die sein Haupt in hellen Scharen umflatterten. Er aber freute sich kindisch und jauchzte den Fischen und Vögeln zu und segnete sie mit den Zeichen des Kreuzes und rief: „Wie schmeckt es euch, ihr Brüderchen Fische? Wie schmeckt es euch, ihr Schwesterchen Möwen?"

„Ihr seht hier Dinge am Werke," sagte der Patriarch voll Nachdenklichkeit zu Herrn Walter, „über die zu scherzen uns nicht zusteht. Das hat wohl auch Papst Innozenz gefühlt, als er vor einiger Zeit diesen wunderlichen Mann im Lateran empfing, seine Regeln guthieß und ihm die Diakonatsweihe verlieh. Und ich glaube, er tat gut daran. Denn ich halte es leicht für möglich, daß die Kirche einst diesen Mann als Heiligen verehren wird. Warum auch nicht? Seine Wirkungen sind groß, und auf des Volkes Stimme zu lauschen, hat der Kirche nie geschadet. Und nun seht an: Zur Stunde sind wir es, die diesen Mann ans Schleppseil genommen haben und seinem frommen Ziel entgegenführen. Aber es kommt vielleicht der Tag, da er uns voran ist und das Schiff der Kirche am Wunderseil des Glaubens durchs Gewoge der guten und bösen Zeiten führen hilft. So hat wohl auch Papst Innozenz gedacht, denn wenn er den Franziskus anerkannte, so tat er's nicht aus frommer Freude am Heiligschönen, denn die kennt er nicht, wohl aber aus klugem Verständnis fürs Nützliche, worin er Meister ist."

Herr Walter erstaunte keineswegs über diese freimütigen Worte des alten Patriarchen. Das war es ja, was ihn diesen Mann im Tiefsten des Herzens verehren und lieben ließ wie keinen zweiten auf Erden: die Freiheit seines Geistes, die, einer unbezähmbaren Brandfackel gleich, durch alle erstickenden Goldmäntel und Hüllen seiner höchsten Würden und Ämter hindurch mit jähem Gelohe sich Bahn brach und immer wieder über die Zugeständnisse und kläglichen Herkömmlichkeiten des Lebens triumphierte. Eine heilige Flamme loderte noch in diesem Greise, die seine Seele niemals gemein werden ließ mit dem, was er im Spiel des Lebens vorzustellen hatte, sondern ihn hoch hinaushob über die Unzulänglichkeiten seines hohen Amtes, wodurch sein Blick sich scharf und ungetrübt erhielt, wie der des Adlers über den Niederungen der Menschen. O schönstes Männerziel, so groß und frei zu werden wie dieser!

Nicht seliger konnte Herr Walter den Lebensabend dieses alten Degen empfinden, als im Vergleich mit dem purpurdurchbrausten Abschied des Tages, der dort im lodernden Westen zur Rüste ging, wo Himmel und Meer im Flammenkuß sich jubelnd einten.



Die Männer im Schifflein hatten indessen ihr fröhliches Mahl vollendet und sangen nun wieder zu viert mit ihren schönen, demütigen Stimmen ein altes frommes Seemannslied: „Veni creator spiritus!“

Ihre dunklen Häupter hoben sich scharf vom Abendrot, von des sterbenden Tages Glorienschein umwoben.

Da fühlte Herr Walter des Patriarchen milde Hand auf seiner Schulter: „Nun kommt zum Mahl! Mit vielem haben die dort unten recht, doch nicht mit allem!“ — —

In der prächtigen Kajüte des Schiffsherrn war der Tisch mit südlichen Speisen reich gedeckt und zwei Pagen schenkten dunklen Dalmatiner aus goldenen Kannen. Es saßen nur wenige Gäste an der Tafel des Patriarchen, Herr Walter und der von Circlaria, der Kapitän und etliche Herren des geistlichen Gefolges.

Und siehe, noch immer liebte der greise Kirchenfürst, mit fröhlich holden Künsten sein Mahl zu würzen, wie einst in den sonnigen Passauer Tagen. Aus einem Nebenraum ertönte plötzlich ein zierlich verschlungener Reigen gedämpfter Posaunen und Pfeifen, dann teilte sich ein Vorhang an der Wand und drei schlanke sarazenische Tänzerinnen begannen mit großer Anmut ein lebhaftes Spiel mit Schleiern und glitzernden Schwertern, wobei das Wogen und Wallen ihrer zarten, schmiegsamen Glieder im Takt der Melodie allmählich selbst Musik zu werden schien.

Gleich seinen staunenden Gästen verfolgte auch der Patriarch die lieblich edle Kunst der jugendschönen tanzbeseligten Mädchen mit lächelndem Wohlgefallen. Dann raunte er Herrn Walter zu: „Was meint Ihr, Vogelweider? Glaubt Ihr gleich mir, daß Gott allüberall zu Hause ist, wo dürstende Seelen Schönheit und Freude trinken?“

„Ich glaub' es“, sagte Herr Walter. Aber es war sein Herz nicht ganz bei seinen Worten. Halb wie Ehrfurcht und halb wie ein leises Grauen überschlich es ihn vor der unversiegbaren Lebens- und Schönheitsfreude dieses unverwüstlichen Greises.

Und doch — es sollte nicht lange dauern und auch aus dieser starken und bewunderten Seele sollte er mit tiefer Bestürzung die Botschaft menschlicher Qual und Unzulänglichkeit vernehmen.

Als Spiel und Tanz zu Ende, erbat sich der Patriarch ein Lied von Herrn Walter, ein Lied aus deutschen Landen, aus alter vergangener Zeit, ein Lied von deutscher Minne und deutscher Kraft. „Es soll mir hier auf wälscher See ein selig Grüßen aus ferner, verlorener Heimat bedeuten!“

Herr Wolfger lächelte nicht mehr. Er stützte sein weißes Haupt nachdenklich auf die Faust und die Runen seiner mächtigen Stirne begannen sich scharf zu schatten.

Herr Thomasin, der Kanonikus, aber wechselte ein verständnisvolles Blinzeln mit seinen geistlichen Kollegen. Sie rückten auf ihren Schemeln mit Unbehagen hin und her.

Herr Walter aber prüfte seine Harfe und begann das hohe Lied zu singen, das genannt ist „Deutschlands Ehre“:

„Lande hab' ich viel gesehen,
Auf die Besten lenkt' ich gern den Sinn:
Übel möge mir geschehen,
Könnt' ich bringen je mein Herz dahin,
Daß ihm wohlgefalle
F r e m d e Art und Sitte.
Nun, was hälf' es, wenn ich unrecht stritte:
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis her an Ungarland
Mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend nur auf Erden fand.
Weiß ich r e c h t zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Schwör' bei Gott ich, daß die Frauen hier
Besser sind als andre Frauen.

Deutsche Männer — wohlgezogen,
Recht wie Engel sind die Fraun zu sehn
Wer sie schilt, ist arg betrogen,
Anders kann ich seiner nicht verstehn.
Tugend und reine Minne,
Wer sie suchen will,
Der muß kommen in unser Land, da ist Wonne viel,
Mög' ich leben lang darinne!"

Als Herr Walter geendet, blieb eine Weile alles still. Der Patriarch hatte dem Sang mit geschlossenen Augen gelauscht, reglos wie in schwerem Traum. Nun aber seufzte er tief und nickte Herrn Walters letzte Worte mit wehmutsvollem Lächeln vor sich hin: „Mög' ich leben lang darinne!"

Dann aber riß er das Haupt empor: „Ich denke, euch, ihr Herren, ist guter Schlaf willkommen, denn leicht ermüdet die Luft zur See. Und vielerlei Dienst erwartet euch morgen in Pola. Ihr aber, Herr Walter, verweilt wohl noch ein wenig, ich hab' noch mancherlei mit Euch zu reden!"

Da erhoben sich die Geistlichen, verbeugten sich tief vor dem Patriarchen und verließen in aller Stille die Kajüte.

Herr Wolfger stand nun selber auf und überzeugte sich, ob auch die Türen gut geschlossen seien. Dann faßte er mit jähem Griff Herrn Walters Arm: „Mich dürstet, aufs neue die Sprüche zu hören, die Ihr gegen Innozenz gesungen, hört Ihr?"

Herr Walter sah betroffen auf. Wohl wußte er, der Patriarch verüble ihm diese Lieder nicht, die schärfsten, deren sich je ein deutscher Sänger wider den Papst erkühnte, aber es wunderte ihn doch, daß Herr Wolfger, des Reiches höchster Kirchenfürst, diese bösen Sprüche zu hören gewillt war, die ja mit dem Papst zugleich auch die irregegangene Kirche zu tadeln unternahmen. Aber nun blieb nicht Zeit zu solchem Sinnen. Herr Walter sah des Patriarchen Blicke forschend in die seinen gerichtet und allsogleich begann er des Liedes dreifache Schärfe mit empörten Geistes Ingrimm sausen zu lassen.

Und also lauteten die Sprüche, die Herr Walter sang:

Zum ersten: Vom schlechten Hirten

Der Stuhl zu Rom ist wieder in so schlimmen Händen
Wie einst, da Gerbrecht *) ihn durch Zauberei tat schänden.
Der gab dem Bösen doch nur hin sein eignes Leben,
Der hier will auch die Christenheit noch ganz zu Falle geben.
Ob denn noch nicht der Völker Weherufe trafen
Das Ohr des Herrn, daß er noch scheint zu schlafen?
Sie widerwirken ihm sein Werk und fälschen ihm sein Wort,
Sein Kämm'rer selber stiehlt ihm seinen Himmelshort,
Sein Wächter raubet hier und mordet dort,
Sein Hirt ist ihm zum Wolf geworden unter seinen Schafen.

Zum zweiten: Vom Verführer

Ihr Bischöf' und ihr edlen Priester seid berückt:
Seht, wie mit Teufels Seil der Papst euch jetzt umstricket!
Sagt ihr, daß ihm der Schlüssel ward zum Himmelsreiche,
So sagt, warum er Petri Lehre aus den Büchern streiche?
Daß man Gottes Gabe verkaufe oder kaufe,
Ward uns schon verboten bei der Taufe.
Jetzt lehrt ihn das sein schwarzes Buch, das ihm der Höllenmohr
Gegeben, und aus ihm liest es sein Zauberrohr.
Ihr Kardinäle, schirmet euren Chor:
Der Hochaltar, er steht, ach, unter einer üblen Traufe!

Zum dritten: Vom welschen Schrein

Ahi, wie christenlich der Papst jetzt unser lachet,
Erzählt er seinen Welschen dort, wie er's bei uns gemachet.
O Schande, daß er, wie er spricht, auch nur gedacht:
„Zwei Alemannen hab' ich unter eine Kron' gebracht,
Daß sie mit Krieg und Brand zu hausen nimmer rasten.
Alldieweile füll' ich meinen Kasten.
Ich treib' dem Opferstock sie zu: ihr Gut wird alle mein,
Ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein.
Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein
Und laßt die dummen deutschen Laien — fasten." —

Das waren unverblümte Worte, gellendem Schlachtruf vergleichbarer, als den leiseren Boten abwägender Unparteilichkeit, aber sie flammten aus ehrlichem, in heiliger Empörung aufschreiendem deutschem Herzen und Herr Walter konnte auch diesmal mit ihrer Wirkung zufrieden sein. Ja, diesmal mehr denn je!

*) Ludwig Uhland: „Papst Innocenz III. wird hier mit Silvester II., vorher Gerbert genannt, verglichen, der von 999 bis 1003 auf dem päpstlichen Stuhle saß und wegen seiner naturwissenschaftlichen und mechanischen Kenntnisse für einen Schwarzkünstler galt (!). Wenn dieser (den nach bekannter Sage der Teufel holte) nur sich selbst durch seine Zauberei ins Verderben gebracht, so bringe der jetzige Papst mit sich die ganze Christenheit zu Falle."

Der Patriarch war funkelnden Blickes aufgesprungen und schloß Herrn Walter, als er geendigt, in mächtiger Erregung in die Arme. „O Labsal seliger Befreiung!" rief er. „Wie wohl tut Euer Wort dem Herzen, das in schmachvoller Erniedrigung zum Schweigen und immer wieder zum Schweigen verurteilt ist! Vernehmt denn, liebster aller Sänger, was ich keinem noch anvertraute: Ich hasse Innozenz, ich hasse ihn um seiner maßlosen Herrschsucht willen, ich hasse ihn als den grimmigsten Feind des Reiches und ich hasse ihn als meinen eigenen Feind. Nie noch, hört Ihr, hat je ein Herrscher auf Petri Stuhl sich erkühnt, den Patriarchen von Aglei nebst dem geistlichen auch den weltlichen Gehorsam schwören zu lassen. Ihr seht in mir den ersten auf Agleis Thron, den der Papst so kläglich erniedrigte. In knirschender Ohnmacht und blutenden Herzens tat ich den Schwur, denn schon war mein Passauer Bistum in andern Händen und ich hatte dem Kaiser versprochen, zu Aglei Patriarch zu werden, damit nicht etwa ein wälscher Mann allhier das Reich nach Rom verrate. Und doch, was blieb von mir, da ich nun weltlichen Gehorsam schwur? Wohl bin ich Patriarch zu Aglei, doch bin ich kaum ein deutscher Ritter mehr, denn ewig bleibt mir nun versagt, mit offenem Visier für Kaiser und Reich zu kämpfen. Und dies schmerzt tiefer, o Walter, als all mein kirchenfürstlicher Glanz zu lindern weiß. Als Ritter ward ich erzogen und Ritter wollte ich bleiben mein Leben lang. Doch ist kein deutscher Ritter mehr, wer Rom gehorsamer als dem Kaiser dient!"

Herr Walter vernahm diese Worte voll Staunen und schmerzlicher Rührung. War er nicht nach Aglei gepilgert, um hier sich Kraft und Trost und Rat zu holen bei Herrn Wolfger von Ellenbrechtskirchen? Und nun saß dieser herrlichstolze Mann gebeugten Hauptes vor ihm und ließ ihn die blutende Wunde seiner Seele sehen und schien nun selber tröstlichen Zuspruchs bedürftig?

In tiefer Ergriffenheit erfaßte Herr Walter des Patriarchen Hand und küßte sie. „Verirrt Euch nicht in ungerechter Härte gegen Euch selbst, vieledler Herr! Es lebt kein Ritter in deutschen Landen, dem nicht in Dankbarkeit bewußt ist, wie viel Herr Wolfger von Ellenbrechtskirchen für Kaiser und Reich getan!"

„Glaubt Ihr? Getan vielleicht, was aber kann er jetzt noch tun? Nun muß sein Fähnlein nach dem Winde wehen, und gut noch, wenn er die seltene Kunst versteht, in Deutschland Welfe, in italischen Landen Gibelline zu sein. — Doch lassen wir das!" Schon hatte der Greis sich wieder zu ragender Höhe aufgerichtet und seine scharfen Lippen umzuckte ein wehes Lächeln, als bereue er sein früheres Bekenntnis.

„Ich habe Euch Dinge zu sagen, Vogelweider, die wichtiger sind, denn sie gelten dem Kommenden und halten nicht ärmliche Rückschau auf unwiederbringlich Verlorenes! Auch glaub' ich, daß Ihr mich gerne hört: Ihr sollt zum jungen Staufer, Vogelweider, mit wichtiger Botschaft will ich euch zum Hoftag nach Frankfurt senden, wo Friedrichs Wahl zum deutschen König bevorsteht. Doch wichtiger als die Botschaft seid Ihr selbst! Versteht mich recht: Ihr wißt, und wenig hälfe es, darüber zu schweigen — der junge Staufer ward in Welschland geboren, von Welschen erzogen, nach welscher Lehre ward sein Geist geschult und näher liegt ihm arabische Weisheit, als deutsche Sitte und Zucht. Auch läßt uns Fürsten eines



noch besorgt um seine Seele sein: Es könnte seinem Feuergeist gefallen, mehr noch, als dem Reiche ein Vater, fremder Länder Beherrscher werden zu wollen, denn allzuoft schon sprach er in seinen Jünglingsträumen vom großen Alexander. Da ist es nun der Fürsten Pflicht, dem Staufer Männer an den Hof zu senden, die ihm von deutscher Art und Frau Maßes tiefbegründeter Schöne zu singen wissen, und nun wüßt' ich keinen, der mir dieses hohen Amtes würdiger schiene als Ihr, Herr Walter von der Vogelweide. Nun sagt mir, seid Ihr einverstanden?"

Herr Walter starrte wie im Traum in das gütig lächelnde Antlitz des Patriarchen. An des jungen Königs Hofe sollte sein Sang aufs neue erschallen, dem Reiche zum Frommen, sich selbst zur Ehre? Ob er einverstanden sei?

„Ich denke also, die Botschaft ist Euch willkommen!" fuhr Herr Wolfger fort und kam damit dem stammelnden Dank des andern zuvor. „Wir kehren nach wenigen Tagen nach Aglei heim, dann haltet Euch zur Fahrt bereit!" — —

Zu stürmisch war Herrn Walters Seele bewegt, als daß er nun an Schlummer zu denken vermochte. Es trieb ihn vielmehr aufs dunkle Verdeck hinauf, dem Rufen des nächtlichen Meeres zu. Noch wogte es in breiten, nur halb beruhigten Massen und darüber wölbte sich schweigend des Himmels ungeheure Glocke, aus deren blaukristallenen Höhen das Sterngeflimmer in silbernen Kaskaden niederfloß. Der Nordsturm war zur günstigen Tramontana abgeflaut und nun trieb die Galeere mit vollen weitgebreiteten Segeln, einem riesenhaften Sturmvogel gleich, mit gischtumsprühten Fängen gegen Süden.

Ein Teil des Schiffsgesindes lag schlafend auf dem Verdeck umher, des Rufs zum Segeldienst gewärtig.

Die Wache am Kompaß aber rief von Zeit zu Zeit mit eintöniger Stimme: „La santa via, la bona via! Gesegneter Weg, o guter Weg!"

Herr Walter sah ins krause Gejage der Wellen hinab und neue Kraft durchfieberte ihn nach neuen Taten und neuem Sang. Aufs neue lag ein großes Ziel verheißungsvoll vor ihm. Und wahrlich ein Ziel, das würdig war, des Liedes flammenden Balmung sausen zu lassen!

Und da sich nun sein Aug' erhob und neuen Mutes froh ins Ferne glühte, gewahrte er des roten Vollmonds ungeheure Scheibe, die sacht und still der schwarzen Flut enttauchte und mehr einem fremden, blutig lohenden Fanal vergleichbar war, als dem sanften Himmelsboten und lächelnden Freund der Liebenden.

Aber Herr Walter war es nicht allein, der den Mond erspähte. Eine milde klare Männerstimme hub plötzlich auf der dunklen See da draußen an, das steigende Himmelslicht zu begrüßen.

Herr Walter horchte empor, das konnte kein anderer als Franziskus sein.

Noch immer tanzte das Schifflein mit den seltsamen Männern der Galeere nach, Herr Walter hatte ihrer ganz vergessen.

Und nun gewahrte er im fahlen Licht des Mondes den singenden Franziskus inmitten seiner schlafenden Gefährten. Er sang mit hocherhobenen Händen ein sanftes, gottgefälliges Lied, das Herr Walter wohl verstand, denn er war in Welschland viel gereist und italischer Rede genügend kundig. Und je länger er den schlichten Worten des Franziskus lauschte, um so stiller versank, was Streitbarkeit

und Kampflust in ihm gewesen, in die hohe und milde Freudigkeit eines reinen, seligsüßen Friedens.

Franziskus benannte den Mond seine vielgeliebte Luna, die Gott der Herr gar hell und köstlich und schön gebildet, auf daß sie am Himmel zur Ehre des Höchsten auf silbernen Füßen wandle und die Nacht mit Lieblichkeit durchleuchte, vornehmlich den Armen der Welt zur Freude, die also der herrlichsten Leuchte teilhaftig würden, kostbarer und herzerquickender als je eine über den Gärten und Tischen der Reichen geflammt.

In solch einfältigen und doch der letzten Weisheit wunderlich nahen Worten pries Franziskus noch lange den steigenden Mond, der nun allmählich an hellerem Glanz gewann und seines Silbers glitzernden Überfluß als flimmernde Inseln auf dunkler Meerflut verstreute.

Herr Walter aber lauschte ihm, so lang er sang, und spähte dabei ins traumhafte Spiel von Licht und Finsternis hinaus, und seine Seele erwog in bangen Zweifeln, wohin die kommenden Wege führen sollten. Wer dies zu sagen wüßte: was in des Lebens und der Völker Führung allzeit die bessere Botschaft sei — die unerbittliche Faust am scharfen Schwert? — die allverzeihende Liebe im sanften Herzen? Was täte dem jungen Könige ernstlicher not, in dessen Diensten er nun zu singen hatte?

32.

Im Frührot des nächsten Morgens lief des Patriarchen Kriegsgaleere bei gesegnetem Wind in den Hafen der wehrhaften Seestadt Pola ein.

Herr Wolfger hatte sich zeitlich erhoben und stand nun hoch an Bord seines Schiffes und betrachtete mit Wohlgefallen die starken turmbesetzten Mauern, die vor nicht allzulanger Zeit der böse Nachbar aus Venedig, der streitbare Doge Enrico Dandolo, in grimmer Eifersucht gefährdet hatte. Aber die zähen Polaner hatten die Türme unverweilt zur alten Trutzbarkeit wieder aufgerichtet, noch stämmig ragender als zuvor, denn sie dachten noch keineswegs daran, St. Marcos beutegierige Söhne als alleinige Herren des Meeres anzuerkennen.

Herr Wolfger aber freute sich ihrer Tapferkeit, und das war es auch, was ihn, den Kirchen- und Landesfürsten, bewogen hatte, das Bistum Pola zu inspizieren und dabei auch den unverdrossenen Stadtherren, vor allem den edlen Sergiern, ein politisches Wörtchen aufmunternder Anerkennung für ihre Treue zu zollen.

Und bald begrüßte den Patriarchen dröhnendes Glockengeläute und frohes Gewoge am Ufer, indes auch die Sonne ein übriges tat und mit den ersten Flammengrüßen der stolzen Arena graugewaltigen Rundbau, den Campanile und die alten Römertempel insgesamt mit den gleichen purpurnen Rosen umflocht, als wüßte sie nichts vom Wechsel der Zeiten und Götter, sondern nur vom immerwährenden unversieglich leuchtenden Augenblick.

Inmitten dieses Trubels war abseits und unbemerkt ein Kahn ans Ufer gestoßen, welchem Franziskus mit seinen Genossen entstieg. Wohl hatte der Patriarch ihm sagen lassen, er möge sich als willkommener Gast in des Bischofs Hause einfinden, aber Franziskus erwiderte mit demutsvollem Dank, das würde sich

keineswegs für ihn und seine Brüder geziemen, auch müsse er die Küste aufwärts ziehen, um dort, in den einsamen Fischerdörfern, die Worte des Herrn zu predigen.

Herr Walter aber hatte seine Landung wohl bemerkt und hoffte im stillen, den seltsamen Menschen sprechen zu können, dessen wunderlich schlichte Worte sich immer wieder in seinem Herzen erhoben, Lust und Leid übertönend, als wären sie tröstliche Boten aus jener höheren wunschlosen Welt, aus der er selbst den Segen der eigenen Lieder empfing.

Am liebsten wäre Herr Walter dem Manne sogleich gefolgt, aber er wagte es zur Stunde nicht, den Patriarchen zu verlassen, der sich eben zur festlichen Landung anschickte. Er gab aber Dietrich den Auftrag, dem Franziskus nachzuspüren und ihm später seinen Aufenthalt zu melden.

Tagsüber blieb Herr Walter im Gefolge des Patriarchen. Er wohnte dem Hochamt im Dome bei, das Herr Wolfger selbst zelebrierte, er saß mit ihm an des Bischofs Tafel, er war zugegen bei der feierlichen Vorstellung des markgräflichen Vikarius, der Konsuln und anderen Würdenträger, und weilte des Abends mit ihm zu Gast im Palaste der mächtigen Sergier. Und als nun dort zu Ende des Festmahls ein weidliches Bechern mit dunkelblütigem Istrianer begann, dem auch der greise Patriarch sich keineswegs entzog, erschien der Knappe Dietrich an Herrn Walters Seite und flüsterte ihm zu, die vier geistlichen Brüder wären nunmehr, nachdem sie unermüdlich den ganzen Tag dem Volke gepredigt hätten, zu Füßen eines Pfeilers in den Ruinen des alten Römertheaters zur Ruhe gelangt und säßen dort um ein gastliches Feuerlein in frommen und erbaulichen Gesprächen beisammen.

In Eile führte Dietrich seinen Herrn durchs dunkle Gewirre schlafender Gäßchen zum nördlichen Stadttor hinaus, und bald ragten ihnen die finster gigantischen sterndurchschimmerten Bogengänge des Amphitheaters entgegen. Wacholdergebüsch umdrängte in wirren Massen die wuchtigen Pfeilerkolosse, deren einer von eines Lagerfeuers rötlichem Geflacker phantastisch erhellt war.

Hier also hatte sich Franziskus für diese Nacht auf harter, taufeuchter Erde gelagert, statt in des Bischofs gastlichem Hause auf weichem seidenem Pfühl zu ruhen? Der Sterne kühles Geflimmer trug er sich zu Häupten, und sein kärgliches Feuerlein verfror sich die tausendjährigen Mauern hinauf. Der Wind fuhr stöhnend hin und wieder und hetzte gespenstische Rufe vor sich her.

Inmitten dieser ungeheuren nachtschaurigen Trümmer irdischer Vergänglichkeit saß nun Franziskus sehr vergnügt vor seinem Feuer und sprach mit ihm, indes die drei Genossen mit verklärtem Lächeln dem sanften Wohllaut seiner Stimme lauschten: „Schön bist du und freudespendend, stark und gewaltig, o Bruder Feuer! Du auch aus Gottes Hand entlodert, du auch erfüllt vom Atem des Herrn, geheimnisvoll in deinem Flackerspiel, da du saugst am Bruder Holze, du wunderliche Vielgestalt, hier gelb, dort rot, hier wieder grün.“

Da brach er ab, denn er vernahm Herrn Walters Schritte. Und da er nun den fremden Ritter mit dem hellen, ernsten Lockenhaupt vor sich sah, erhob er sich gelassen und betrachtete ihn mit freundlicher Miene, und es war weder Scheu noch Verwunderung über den späten Besuch in seinen dunklen Augen zu lesen.

Melancholie (1902)



Edmund Steppes

(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Friedr. Hoefle, Augsburg)

„Verzeiht, ehrwürdiger Bruder," begann Herr Walter, „daß ich unwillkommene Störung bringe in Eure tiefen und frommen Betrachtungen. Aber Ihr seid es wohl gewohnt, daß vielerlei Menschen Euch umpilgern, Rat und Erbauung sich zu erbitten von Eurer Weisheit und priesterlichen Milde."

„Ich grüße Euch im Herrn," erwiderte Franziskus. „Beschämt nicht Euren niedrigsten Diener, den ärmsten und ungelehrtesten aller Menschen, mit solcher Ehrung Übermaß! Womit vermag ich Euch zu dienen, edler Herr?"

„Ich fuhr mit Euch zu nacht auf dem Schiffe des Patriarchen," versetzte Herr Walter, „und hörte Euch wunderseltsame Lieder singen zum Preise der Fische und Vögel, des Mondes und der Sterne, und da drängt es mich, Euch zu sagen, daß ich niemals in all meinem Wanderleben ähnliche Weisen vernommen, so neu und doch so wohlvertraut, so kühn und doch so heiß aus dem innersten Herzen. Ihr seid fürwahr ein gottgesegneter Mann, ein Meister edler und hoher Singerkunst!"

„Ihr nennt es Kunst? Es ist doch nur — Gebet!" fuhr da Franziskus heraus und in seinem Antlitz malte sich ein so einfältig heiliges Staunen, daß Herr Walter seinem Blick nur mit Verlegenheit begegnen konnte.

„So wollen wir es Gebet benennen!" berichtigte er, „doch habt Ihr Euch ja selbst einen Spielmann Gottes genannt und des Spielmanns Freude ist sein Saitenspiel und seine Andacht nennen wir Laien Kunst!"

Da betrachtete Franziskus seinen ernsten, redekundigen Gast mit unverhohlener Verwunderung. „Ihr seid wohl selbst in Sang und Spiel mit Meisterschaft zu Hause?"

„Ich bin nur einer von den vielen. Man nennt mich Walter von der Vogelweide!"

„Ei, ei, das ist ein schöner, gottgefälliger Name," versetzte Franziskus, „er ist voll Heiterkeit und sanfter Bedeutung. Ihr seid wohl auch den lieben, klugen Tieren hold, nach denen Eurer Name lautet?"

Da mußte Herr Walter lächeln und auch Franziskus lächelte und es war, als seien sie plötzlich gute Freunde geworden.

„Beliebe es Euch, vieledler Herr, an meinem Feuer Platz zu nehmen!" sagte Franziskus. „Ich kann Euch sonst nichts bieten!"

Herr Walter lagerte sich unverweilt in den Kreis der Brüder, deren milde, sanfte Gesichter ihn aufmerksam betrachteten.

„Ein bitterer Zwiespalt bedrängt mich, ehrwürdiger Bruder," begann Herr Walter, „und er ist solcherart: Ihr predigt gar hold und wundersam von der Liebe zu Gott und den Menschen und jeglicher Kreatur, wie einst der Heiland es getan, auf daß ein großer Friede auf Erden sei nach innen und außen. Nun seht — mich rühren Eure Worte tief, und doch vermag ich nicht an den Tag zu glauben, da Wolf und Lamm zusammen weiden werden!"

„Ich aber glaube daran", versetzte Franziskus mit Eifer. „Doch wenn es dieses ist, was Euch bedrängt, so will ich meinen: laßt Wolf und Lamm in Eurem Herzen zusammen weiden, dann wird Euch Friede werden nach innen und außen!"

„Friede nach innen und außen," rief Herr Walter, „indes die Christenheit unchristlicher Dinge voll, die Könige sich würgen und rings das Reich in Not zergeht?"

„Das Reich? Oh, richtet Euch häuslich ein im Reiche des himmlischen Vaters. Es gibt kein anderes Reich!“

Herr Walter starrte eine Weile schweigend ins Feuer, dann sagte er: „Ihr seid aus Umbrien gebürtig, ehrwürdiger Bruder, liebt Ihr Euer Land?“

Da flackerten die dunklen Augen des Franziskus freudig auf. „O Heimat!“ rief er, „o seliges Land! Es blaut kein Himmel kristallener als über den umbrischen Gauen! O heilige Berge voll rauschender Wälder, o blühende Bäume, o glitzerndes Gras! O Brüder und Schwestern, genährt vom gleichen Erdenblut, mit gleicher Stimmen Frohgesang wie heimatliche Glocken!“

„Nun, seht Ihr!“ nickte Herr Walter, „und also lieb' auch ich mein Land. Es ist ein Land voll ernster Schöne, mit stolzen Burgen und sonnig gebreiteten Auen, mit hochgemuten Männern und tugendsamen blonden Frauen. Und dieses liebsten Landes Frieden und Gedeihen, ehrwürdiger Bruder, es liegt mir ängstlicher am Herzen, als was Ihr den eigenen Frieden nennt. Gern wählt' ich Unrast als mein Teil, wenn mir des liebsten Landes Glück daraus erblühen könnte!“

Nun war es an Franziskus, Herrn Walter mit staunendem Schweigen geraume Zeit zu betrachten. „Was soll ich Euch noch sagen!“ versetzte er endlich. „Ich glaube, Ihr seid auf dem richtigen Wege!“

„Dann segnet mich!“ rief Herr Walter gerührt. „Oh, spendet mir für m e i n e Fahrt den Segen, der auch für E u r e Wege gilt!“

Da legte Franziskus seine mageren, leiddurchbebten Hände dem Sänger aufs Haupt und sagte, zitternd vor Freude: „O mein geliebter Sohn und Bruder! Ich, der niedrigste und gebrechlichste aller Menschen, des Herrn geringster, unwürdigster Diener, ich segne deine Fahrt und bete: Allmächtiger, ewiger, gerechter und barmherziger Gott, verleihe diesem da um deinetwillen, was er als deinen Willen erkennt und gib ihm, nur immer das zu wollen, was dir gefällt, damit er innerlich geläutert, erleuchtet und entflammt durch die Glut des Heiligen Geistes den Spuren deines vielgeliebten Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi, nachfolgen könne. Gesegnet seien die, welche bis zu Ende beharren durch den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist!“

Und als nun so geschehen, da zog Franziskus Herrn Walter zu sich ans Feuer und bat ihn, von seinen Fahrten zu berichten, woher er käme, in wessen Diensten er stehe und welches nun die Wende seiner Wege sei.

Franziskus wies hierauf den Bruder Masseo an, mit knisterndem Strauchwerk das Feuer zu nähren und nun saßen die beiden in milden und tiefen Gesprächen Stunde für Stunde beisammen, indes die Brüder und mit ihnen auch der Knappe Dietrich am wärmenden Flammenkreis allmählich entschliefen, Schulter an Schulter gelehnt.

Und als die beiden endlich schieden und ihre Hände sich im stillen Gruß zum letztenmal umschlossen, da war das Feuer zu ihren Füßen längst zu Aschenruh ergraut und über den Zinnen der schlafenden Stadt erhob sich bleich und kühl der neue Tag.

*

33.

So ziehst du nun dahin, Herr Walter, vor das Antlitz deines neuen Königs. Du trägst ein stilles Leuchten im Herzen von den Worten des Franziskus. Als ein Friedensbringer willst du kommen. Willst dem jungen Staufer Kunde bringen von Frau Maßes lächelnder Schöne und vom Samenkorn der Eintracht, das sich Güte nennt.

Aber wie du nun des Stauferjünglings hochgestirntes Antlitz erschaust und sein glühender Blick mit wunderbarer Macht dich trifft, da steigt ein wehes Bangen in deinem Herzen auf. Du fühlst, des Lesens in den Seelen kundig: unbändiger Ehrgeiz tobt in diesem Jüngling, der Friede allein ist seine Sache nicht, er träumt den alten Staufertraum vom Weltreich über Nord und Süd. Und ihm zur Seite lächelt Herr Pietro von Vigne aus Capua, des Königs berühmter dämonischer Freund, vormals Bettelstudent zu Bologna, nunmehr Geheimschreiber in des Staufers Diensten, in Wahrheit aber sein Kanzler und liebster Berater, und auch aus dieses Antlitzes kühngeschnittener Bräune vermagst du zu lesen: Die Zeit ist reif für neue, ungeheure Tat, der Geist will sich befreien, aufbrausen die Ströme der Tiefe und wälzen in Trümmern alles Vergangene vor sich hin.

Und da verstummt auf deinen Lippen die sanfte Botschaft des Franziskus, denn sie könnte vor diesen Männern nur Einfalt bedeuten.

Und auch von Deutschland redest du anders, als deiner schamhaft zitternden Liebe entspricht; in diesen welt- und ruhmberauschten Seelen ist wenig Raum für die heimlich stillen Dinge, aus denen die Treue fürs Vaterland sich baut.

Der königliche Jüngling heißt dich gnädig willkommen, er preist deine einstige Treue fürs Stauferhaus und tut, als wisse er nicht, daß du auch Otto, dem Welfen, gedient. Und in wenig Augenblicken hat der große Bezauberer auch dein Herz gewonnen, wie er allerorten die Herzen der Menschen mit der Glut seines Lächelns besiegt.

Du singst die alten Sprüche vor ihm, die du einst zu Ehren Philipps, seines königlichen Ohms gesungen, und der junge Staufer freut sich der alten Herrlichkeit und läßt dir die Hände mit rotem Golde füllen, auf daß du nicht am Leibe zu darben brauchest und irdische Not das göttliche Feuer in dir nicht ersticke. Denn, selbst ein Großer, weiß der König Größe wohl zu achten und in seinen Kreis zu ziehen.

Du aber träumst von einem Leben, dein Sehnen geht nach Haus und Hof, ein Stück deiner Heimaterde willst du dein Eigen nennen; du siehst kein anderes Ziel.

Aber das liegt noch weit!

Du sendest Botschaft an den Zanter. Von des Königs Gunst berichtest du und daß dein Hoffen ungetrübt und helle Tage noch kommen werden. Und du weißt — die Botschaft gilt auch für Gertrudis.

Und etliche Monde später trifft die Antwort ein. Der Zanter ließ schreiben, es sei hier zu Hause noch alles beim alten. Aber mit zitternden Fingern öffnest du ein zartes pergamentnes Röllchen, das der Botschaft des Zanters beiliegt: es ist von Gertrudis.

Nur wenige Worte stehen darin in zierlicher Schrift: „Mein Herz hat Klarheit gewonnen, Herr Walter. Und Stille und neuen Lebensmut. Laßt einen Traum

gewesen sein, was alten Träumen entsprossen war. Wir aber bleiben vereint im Angedenken der liebsten Toten. Es sendet Euch kindlichen Gruß — Gertrudis."

Du blickst auf diese Worte, Herr Walter, und liest sie immer und immer wieder. Wunderlich türmt und baut es sich in deinem Herzen. Dann aber wird es klar und still und müd. Es ist nicht Freude, es ist nicht Schmerz. Aber Wahrheit ist es.

Ganz plötzlich überkommt dich die Erkenntnis und längst schon lag gereift in deiner Seele, was dieses kluge, tapfere Mädchen dir unbekümmert sagt: Du hast die Seele der Liebsten geliebt in Mutter und Kind.

In Mutter und Kind? Dein Haupt ist schwer vornübergesunken, auf der Blässe deiner Hand liegt eine Locke deines Haares. Die Frühlingssonne spielt darin und zeigt dir viel des schneeigen Silbers. Und immer klarer und klarer erkennst du nun, Herr Walter: Dein Herz hat jederzeit der Fraue gehört, die du einst als Jüngling geliebt, und niemals hat es aufgehört, in ihrem holden Dienst zu stehn. Und da du nun Gertrudis, der Tochter, gedenkst, in der die Seele der Toten dich neu gegrüßt, erwacht aufs neue das Wort in deinem Herzen: Sie ist mir wie mein eigen Kind!

Und anderes weißt du nun nicht mehr zu sagen.

34.

Die Jahre brausen im Sturm dahin und Friedrich des Zweiten, des herrlich trutzigen Staufers ruhloses Herz, es wird zum fiebernden Puls der kampfdurchtobten Zeit. Wohl hält er anfangs in gequälter Demut Frieden mit dem Papste, dann aber wird ihm klar: es läßt sich nimmer vereinen, des Reiches Kaiser und Roms gehorsamer Knecht zu sein.

Doch weiß der Staufer: Gewalt allein führt nicht zur höchsten Macht. Und also übt er sich in vielverschlungenen Künsten und lernt, wie die zu Rom, den eigenen Geist verleugnen, wenn weltlicher Vorteil es verlangt.

Herr Walter gewahrt dies flackernde Spiel mit Schmerz und Grauen und doch auch mit Bewunderung. Er sieht den Traum des Staufers lichterloh: Die stählerne Flamme seines harten Vaters, des großen, furchtbaren Kaisers Heinrich brennt in ihm, es gilt, das Reich in alter Herrlichkeit zu schmieden von Siziliens Spitze bis zum Belt.

Und wenn Herr Walter vor dem Thron des Staufers die seligen alten Lieder singt, da lohnt ihn wohl ein kaiserlich sonniges Lächeln, aber er versteht gar tief in des Staufers Adlerblick zu lesen: Vogelweider, du bist mir nützlich, und also sind deine Lieder gut; auch ist mein Ohr den schlichten deutschen Weisen nicht abgeneigt, aber die Sehnsucht im flammenden Herzen, die weiß die schlichte deutsche Harfe mir nicht zu sättigen; es glüht, es glüht mein Blut nach den morgenländischen Serenaden in Palermos mondbeglänzten Zaubergärten, wo Mohren auf silbernen Flöten blasen und goldene Becken schlagen, indes mich gertenschlanke, feuerblütige Sarazeninnen wild umtanzen, auf daß mein Herz im Taumel der Schönheit laut aufjauchzend den Schöpfer preise, wie jenes einst des großen Salomo.

Die Jahre brausen dahin, Papst Innozenz stirbt, diese ragendste Zeder im päpstlichen Walde; der Bettelmönche gehorsame Scharen beweinen ihn, die Scheiterhaufen der Ketzergerichte lodern ihm als Totenfackeln.

Und bald darauf stirbt auch ein anderer am Tage der Jungfrau Potentiana, auf seiner Harzburg im alten Sachsenlande, ein ehemals Großer, Verdrängter, aber nicht völlig Besiegter. Otto ist es, der Welfe, der mit dem letzten Atemzuge sich noch Kaiser nennt. Herr Walter vernimmt in weher Bestürzung sein klägliches Ende: Er hat des Papstes Bannfluch mit starker Seele Jahr für Jahr getragen, nun aber, im Schrecken seiner Todesstunde, erträgt er ihn nicht mehr. Entblößt auf einem Teppich hingestreckt, läßt sich der kühne Mann, der einst das Reich beherrschte, von näselnden Priestern beim Sang des Miserere mit Weidenruten geißeln und ruft bei jedem Streiche: O trefft mich Sünder heftiger! Und als der Psalm zu Ende, verlangt der Sterbende immer und immer wieder nach neuer Geißelung, bis selbst der Priester Herz, zu Tränen gerührt, bekennt: es sei nun i h n e n und G o t t genug geschehen.

Herr Walter weint bei dieser Kunde viel.

Und wieder kommen große Tage: Der Kaiser läßt seinen Sohn, den Knaben Heinrich, zum deutschen König krönen. Und Walter gewinnt dem Kaiser mit klugen Liedern des Volkes und der Fürsten Zugeständnis.

Und nun erfüllt sich auch sein letzter Wunsch, wie spät! wie spät!

Der Sänger erhält zu Würzburg vom Kaiser ein Lehen.

Er ist nun selbst ein Herr auf eigenem deutschen Grunde, ihm rauscht der Wald sein eigenes Lied, ihm spendet die Krume sein eigenes Brot, des eigenen Herdes Flackerschein umglüht sein weißes Haupt.

Die Jahre brausen vorüber und bringen schmerzliche Botschaft: Franziskus, der Selige, stirbt, vom Volk als Heiliger gepriesen und betrauert. Herr Walter weiß: auch d i e s e süße, himmlische Idylle eines reinen Wollens und Wirkens, sie ist zur menschlichen Amtheit und Halbheit mißraten unter der päpstlichen Oberhoheit.

So mochte Franziskus verzückt in seinem Gott und doch mit wehem Herzen gestorben sein.

Und endlich erfüllt sich, spät, doch unausbleiblich, Herrn Walters einstige Prophezeiung auf Burg Lichtenwerde: der große Staufer wird vom Papst gebannt, wie jeder vor ihm bisher. —

... Es ist im Sommer des Jahres 1228, da zieht, nach des Kaisers Willen, ein wehrhaftes Aufgebot kriegsgepanzerter Ritter südwärts durch das Eisacktal. Es gilt zu des Kaisers Kreuzzugsheer zu stoßen, das sich, dem Papst zum Trotz, nach Acre einzuschiffen hat.

Unweit der Klausener Brücke beginnt die Vorhut ihr Lager aufzuschlagen. Ein alter, weißlockiger Ritter löst sich aus der Menge und reitet, von einem Knecht begleitet, den Steilweg nach Branzoll empor.

Dem Torwart ruft er zu, er begehre Herrn Leuthold von Säben zu sprechen.

Doch wird ihm Bescheid, der Burgherr sei fern auf Schloß Tirol in geschäftlichen Dingen.

Da frägt der alte Rittersmann, ob die Herrin zu Hause. Sein Name sei Herr Walter von der Vogelweide.

Ein Jauchzen tönt vom Söller und ein Tüchlein winkt.

Und wenige Augenblicke später steht Herr Walter der schönen Herrin im Burghof gegenüber. Wie stolz und stattlich die kleine dunkeläugige Fatme geworden ist! Nun heißt sie Hildegard und ist die Gattin Leutholds, des rühmlichen Sängers und Burgherrn auf Säben. Herr Walter hat dies wohl gewußt, denn oft erhielt er Kunde vom Zanter nach Deutschland. Frohe Kunde und schmerzliche Kunde, wie das Leben sie bringt.

Nun sitzt er im alten Gemach, wo einst Herr Purchardt seine Gäste empfing, und drüben aus dem Erker grüßen Blumen. Es sind wohl nicht dieselben mehr, die einst Gertrudis schlanke Hände gepflegt. Denn um so vergänglicher sind die Blumen, je zarter sie sind und je holdseliger.

Denn auch Gertrudis lebt nicht mehr. — —

Herr Walter sitzt gebeugten Hauptes, und also mächtig spricht Vergangenheit zu ihm, daß er kaum das frohe Gezwitscher seiner Wirtin vernimmt. Sie aber erzählt: Man habe ihr verraten, Herr Walter sei der fremde Ritter gewesen, der sie einst aus ihrem nächtlichen Fiebertanz in die Hütte gerettet und vor den Kreuzzugspfaffen und vor den Gauklern verborgen. In kindlich ungestümer Dankbarkeit ergreift das gute schöne Wesen Herrn Walters Hand und küßt sie. Er aber läßt es ruhig geschehen und blickt sie freundlich aus den tiefen, ernsten Augen an.

Indessen stürmte aus seinen stillen Bergen ein Einsamer, Schneeweißer, Uralter herbei und zieht den Sänger mächtig an sein Herz. Er ist fast schon ein Sagenhafter, den Menschen im Tal Entfremdeter und wie vom Tod vergessen dort oben in seiner Felsenkluft. Es weht wie Eishauch um ihn und Tannengebrause. Seine einst so blauen Augensterne sind ganz hell geworden dort oben im Firnenlicht.

Nun sitzen die beiden in milden Gesprächen beisammen, der Vogelweider und Albertus Zant. Gestalten tauchen auf und grüßen, mit denen sie einst das Leben in diesem Tal geteilt. Wie viele sind indessen dahingegangen, wie viele, wie viele! Die Söhne hausen auf den Burgen, wo einst die Väter die alte Zeit gepriesen. Herr Bischof Konrad von Rodank ist tot, Herr Bischof Heinrich von Wanga ist tot und andere herrschen nun zu Brixen und Trient und haben mancherlei Sorge mit ihrem Vogt, dem Grafen Albert von Tirol, der sich immer wieder auf neuen Vorteil versteht, beraten von Frau Uta, seiner klugen Frau.

Herr Purchardt von Säben ist längst gestorben und fast zur gleichen Zeit der alte Gerrensteiner im Kloster Neustift. Die beiden Alten hofften, Gertrudis werde sich dem jungen Gerrensteiner vermählen, sie aber wies den plumpen Freier stets aufs neue zurück und suchte heitern Gemütes ihren Trost in ernsten Büchern und im Saitenspiel, auch tat sie den Armen viel des Guten und pflegte die Kranken im Herbergsspital.

Und wie die beiden von Gertrudis sprechen, da wird ihre Stimme behutsam und zart, ganz leise und innig gedenken sie ihrer, als könnte ein rauherer Ton gar leicht den schönen seligen Traum verwehen.

Am nächsten Morgen reiten die beiden Alten in Eile den scharfen Weg über Brixen zum Kloster Neustift. Zur Gruft der Säbener begehren sie im Namen des Grafen Leuthold, und der Propst vermag es ihnen nicht zu wehren.

Unter mächtigen Marmorblöcken schlafen hier die edlen Säbener.

Der Zanter weist auf einen Stein und sagt: „Hier ruht Gertrudis an der Seite ihrer Mutter.“

Da kniet Herr Walter nieder und starrt auf den Stein und seine Seele schreit: Schlaf wohl, du meine süße Liebste, schlaf wohl mit deinem süßen Kind! Ihr beiden, die ihr mir eins gewesen, ihr habt mein armes Leben mit Seligkeit erfüllt vom Aufgang bis zum Niedergang! — — —

Am selben Tag noch reitet Herr Walter mit der Nachhut der Ritterschaft fernhin gegen Süden. Er hat dem Kaiser ein Kreuzzugslied zu bringen versprochen, das soll den fahrenden Mannen ein tröstlich Geleite sein ins Heilige Land. Er wird es zwar dem Kaiser nicht gern zuhanden geben, denn er weiß, wie jener über dergleichen denkt. Hat doch der Kaiser sich geäußert, er kenne nur einen Gott, das sei die Vernunft, und ein vernünftiges Wort an den Sultan werde ihm größeren Vorteil bringen, als jegliches Litaneien und Heidenabschlachten. Doch werde den frommen Seelen der Ritterschaft, hatte der Kaiser gemeint, ein Lied des Vogelweiders kein schlechter Fahrtgenosse sein.

So reitet Herr Walter, das Lied zu bringen, vielleicht sein letztes Lied. Dann aber will er wieder heimwärts ziehn, nach Würzburg auf sein Lehen. Er will auf eigener Scholle sterben und glaubt, der Tag sei nicht mehr fern. Ihm hat Frau Welt nichts mehr zu bieten, er hat all ihre Eitelkeiten abgestreift von der klar hinschauenden Seele.

Und doch, er hofft, das Leben zu preisen noch mit dem letzten Atemzug. Denn was es an tieferen Dingen ihm brachte, das konnte nicht verloren gehn mit all den Eitelkeiten. Große und selige Lebensdinge sind es, köstliche Blüten der Menschlichkeit, Dinge, auf denen der strahlende Tempel des Daseins beruht, Dinge, dem Sänger selig und köstlich in ihrer tiefen Deutbarkeit: der Glaube des Franziskus, die Heidenschaft Albertus Zants, das Lächeln der Gertrudis.

Ende.



Der Friedhof · Von Karl Berner

Die Kreuze, die hinter der Mauer stehen,
Konnt' ich einst nicht sehen;
Denn ich war zu klein.'
War so klein, so hoch die Mauer,
Kannte keine Trauer,
Nur den Sonnenschein.

Wie sind doch die Jahre schnell vergangen,
Meine Blicke drangen
Längst zu Kreuz und Stein . . .
Kommt ein kleiner Knirps gesprungen,
Lacht aus vollen Lungen,
Sieht noch nicht hinein.

Später grüßen mit goldnen Lettern
Freunde ihn und Vettern,
Staub und Totenbein.
Und ein Kreuz ist schon im Sinken;
Keine Lettern blinken —
Wer mag das wohl sein?





„Das zu oft verwaiste Regiment“

Von Oberstleutnant a. D. Carl von Wartenberg

Im diesjährigen Aprilheft des „Türmers“ hatte ich unter dieser Überschrift und unter dem Namen Günther von Vielrogge in Anknüpfung an die im Januar d. J. veranstalteten Feiern der zweihundertsten Wiederkehr des Geburtstages Friedrichs des Großen unter dem Gesichtspunkt der Auffassung der Pflichterfüllung einen Vergleich zwischen dem Preußen Friedrichs und dem Preußen von heute gezogen, der sehr zuungunsten des Preußens von heute ausfiel. Die Ausführungen gipfelten in der Aufforderung zur Rückkehr zu friderizianischer Pflichterfüllung an die Allgemeinheit und an den Kronprinzen des Deutschen Reiches im besonderen, der zwar unbedingt den besten Willen habe, den ihm obliegenden Aufgaben gerecht zu werden, bis heute aber kaum die Zeit gefunden habe, seinen Vorsatz in die Tat umzusetzen, auch nicht in seiner gegenwärtigen Stellung als Kommandeur des „Ersten Leibhusaren-Regiments“ in Langfuhr bei Danzig. Fast die gesamte deutsche Tagespresse hat von dem ebenso ernst wie sachlich und maßvoll gehaltenen Artikel Notiz genommen und vielfach in einer Weise, die die Zustimmung zu seinen Ausführungen deutlich erkennen ließ. Nachdem die Erörterungen über den Aufsatz eigentlich schon längst abgeschlossen worden waren, traten plötzlich die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ in ihrer Nummer vom 21. Mai dieses Jahres mir mit folgender Notiz entgegen:

„In der letzten Nummer des ‚Türmers‘ war ein Aufsatz erschienen, der darüber Klage führte, daß der deutsche Kronprinz seinem Danziger Regimente gar zu oft fern sei und ‚seit September vorigen Jahres wirklich strammen Dienst noch niemals und nirgends habe tun können‘. Dann wurde aufgezählt, wie oft der Kronprinz in Berlin gewesen oder sonst verreist gewesen sei, und schließlich erklärte der Verfasser, daß sich die an die Versetzung des Kronprinzen nach Langfuhr geknüpften Hoffnungen nicht erfüllt hätten. Der Artikel gab sich den Anschein, als sei er von der Sorge eines älteren Offiziers um das Danziger Husarenregiment, um die militärische Ausbildung des Kronprinzen oder sonst was diktiert worden, und als wolle der Verfasser — er nannte sich Günther von Vielrogge — gewisser-

maßen als Wortführer des deutschen Offizierkorps bei der Äußerung solcher Bedenken gelten.

Demgegenüber darf zunächst in Betracht gezogen werden, daß die Pflichten eines Regimentskommandeurs, wie sie dem Kronprinzen obliegen, doch wohl etwas durch seine Stellung als Thronfolger modifiziert werden, und daß ein einseitiges Aufgehen im militärischen Dienste ihm sicherlich ebenso verdacht werden würde, wie das beim Gegenteil der Fall ist, wenn man nämlich Herrn Günther von Vielrogge glauben will. Dieser Herr ist aber sehr wenig berufen, im Namen der deutschen Armee das Wort zu ergreifen, denn wie wir hören, verbirgt sich hinter jenem klangvollen Pseudonym ein in Dresden wohnender ehemaliger Oberstleutnant, der des ihm bei seiner Verabschiedung zuerkannten Rechtes, die Militäruniform zu tragen, für verlustig erklärt worden ist. Die Wünsche und Hoffnungen der Armee dem Kronprinzen in Form eines Zeitungsartikels vorzutragen und ans Herz zu legen, ist der Verfasser also so schlecht als möglich qualifiziert.“

Über die Art und Weise, wie das Leipziger Blatt durch Verdächtigung meiner Ehrenhaftigkeit die Berechtigung zu der von mir an den deutschen Kronprinzen gerichteten Aufforderung zur Erfüllung seiner Pflichten nach friderizianischem Muster zu verdunkeln sucht, ist kein Wort zu verlieren. Jeder Rechtschaffene weiß, was er von einem Blatte zu halten hat, das sich so unwürdiger Mittel bedient, lediglich um seine vor nichts zurückschreckende Dienstbeflissenheit dem Anwärter auf die deutsche Kaiserkrone zu bekunden; und jeder Rechtschaffene wird mir auch darin beistimmen, daß, wer so zu handeln vermag, sich selber in die Reihen derer stellt, über die das Urteil feststeht. Die dem Artikel „Das zu oft verwaiste Regiment“ zugrunde gelegten Tatsachen haben die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ gar nicht erst zu widerlegen versucht, weil es schlechterdings auch nicht möglich ist. Denn diese Tatsachen lassen sich nicht bestreiten. Sie entstammen der denkbar einwandfreiesten Stelle, nämlich dem offiziellen Hofbericht, der durch das Wolffsche Telegraphenbureau an die gesamte Presse gelangt. Aus der Zusammenstellung der einzelnen Berichte ergibt sich unbedingt, daß von den mindestens 12 Wochen, während deren der deutsche Kronprinz von der Übernahme des Regiments Mitte September v. J. bis zur Rückkehr nach Langfuhr am 6. März d. J. von seiner Garnison abwesend war, nur eine einzige der Repräsentation galt. Es wäre töricht, bestreiten zu wollen, daß die Pflichten des Kronprinzen als Regimentskommandeur „durch seine Stellung als Thronfolger modifiziert“ werden. Ebensowenig werden die Urteilsfähigen ihm „einseitiges Aufgehen im militärischen Dienst“ zumuten. Im Gegenteil, es würde von allen gut deutsch Gesinnten nur mit Genugtuung begrüßt werden, wenn der hohe Herr auch für andere ernste Dinge Interesse hegte. Aber daß dies der Fall ist, dafür fehlen bis heute noch zuverlässige Anzeichen.

Nun noch zu dem mir von dem Leipziger Blatt gemachten Vorwurf, ich hätte mich hinter einem „klangvollen Pseudonym“ verstecken wollen, und ferner zu seinem edlen Bemühen, mich als den Verfasser eines wenn auch nicht ihm selber, so doch den Machthabern unbequemen Artikels in der öffentlichen Meinung durch

die Feststellung herabzusetzen, daß ich des Rechtes, die Uniform meines alten Regiments zu tragen, für verlustig erklärt worden sei.

Jeder, der mich, und sei es auch nur flüchtig, kennt, wird mir bezeugen können, daß ich mich niemals scheue, für das einzutreten, was ich tue und sage. Zur Wahl des von mir schon oft angewandten Pseudonyms bin ich nur durch Rücksichten gegen einen Dritten veranlaßt worden, dem ich die Kenntnis von der im „zu oft verwaisten Regiment" angeführten erschreckend großen Zahl von Diners verdanke, an denen in der Saison des letzten Winters ein hoher preußischer Beamter teilgenommen hat. Nur weil ich auf die Wiedergabe der für unsere herrliche Gegenwart so überaus charakteristischen Mitteilung nicht hatte verzichten wollen, der Dritte aber gerade zur Zeit des Erscheinens des Artikels leicht hätte festgestellt werden können, wenn ich mit meinem Namen gezeichnet hätte, entschied ich mich für das Pseudonym, das übrigens kein eigentliches Pseudonym ist, da mein Geschlecht auch zur Führung des Namens „von Vielrogge" berechtigt ist und ich auch „Günther" heiße.

Was aber meine Verurteilung zum Verlust der Uniform durch eine ehrengerichtliche Entscheidung anbetrifft, so hat es mit der Sicherheit, mit der sie ans Tageslicht gezogen worden ist, doch seine eigene Bewandtnis. Acht Jahre sind verflossen, seitdem sie erfolgte. Sie blieb in der Öffentlichkeit so gut wie unbeachtet; auch dann noch, als sie im Reichstage von einem Mitgliede der Opposition zur Sprache gebracht worden war. Was liegt da näher als der Schluß, daß die „Leipziger Neuesten Nachrichten" bei dem Hinweis auf diese Verurteilung aus amtlichen Quellen geschöpft haben? Und das würde in der Tat doch sehr zu denken geben.

Warum ist mir aber denn die Uniform abgesprochen worden? In dem Juniheft des „Türmers" befindet sich ein von mir mit meinem Namen gezeichneter Artikel: „Die militärischen Ehrengerichte ein Werkzeug der Gerechtigkeit??" In diesem Artikel schildere ich unter anderem auch die militärehrengerichtliche Mißhandlung eines verabschiedeten preußischen Stabsoffiziers. Der Leser bekommt da zu hören, daß der Stabsoffizier seinerzeit schwere dem deutschen Heerwesen anhaftende Schäden in einem kleinen Buche aufgedeckt habe, das sogar von den loyalsten Blättern freudig begrüßt und als sehr lesenswert empfohlen worden war, und daß er die Erfüllung einer für einen treu zum Vaterlande stehenden Mann doch selbstverständlichen Pflicht mit einer amtlichen Kränkung habe büßen müssen. Ich hätte noch zur weiteren Kennzeichnung des Buches hinzufügen können, daß es nur eine Sammlung von Artikeln bildete, die vorher in Blättern wie dem hochkonservativen „Reichsboten" und der konservativen „Gegenwart" erschienen waren, deren stets unentwegte Regierungstreue doch über jedem Zweifel steht, und daß es noch vor wenigen Jahren in der Bibliothek einer preußischen Kriegsschule vertreten war. Der militärehrengerichtlich gemißhandelte Stabsoffizier bin ich selber.

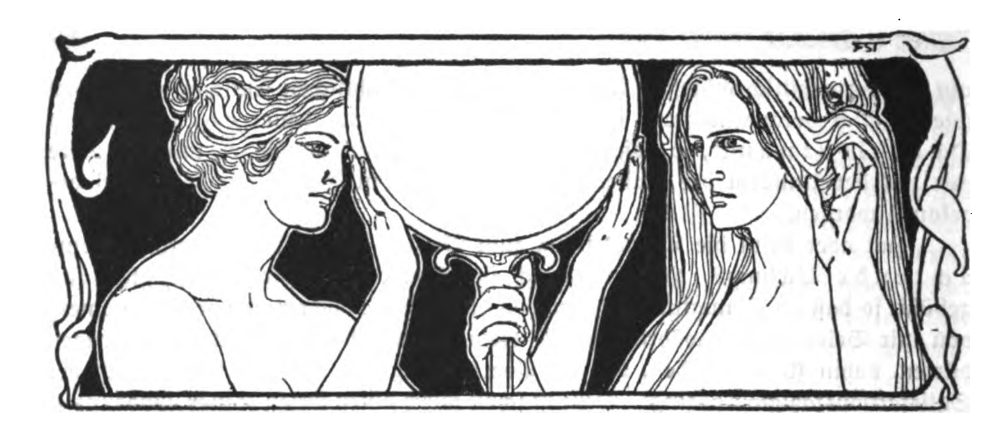
Aus meiner Verurteilung haben nun die „Leipziger Neuesten Nachrichten" für sich das Recht abgeleitet, mir die Befähigung abzusprechen, „im Namen der deutschen Armee und des deutschen Offizierkorps das Wort zu ergreifen". Und

um die vermeintlich ächtende Wirkung der ehrengerichtlichen Entscheidung so viel wie möglich herauszukehren, sprechen sie von mir als dem „ehemaligen Oberstleutnant", so daß jeder nicht Unterrichtete annehmen muß, es wäre mir mit der Uniform des Kaiser-Franz-Regiments in Berlin auch der Titel aberkannt worden.

Hat aber denn die Verurteilung zum Verlust der Uniform überhaupt eine ächtende Wirkung? Habe ich durch sie etwa die Satisfaktionsfähigkeit eingebüßt, so daß ich Genugtuung weder von einem Beleidiger verlangen noch einem von mir Beleidigten gewähren kann? Kein militärischer Ehrenrat würde wagen dürfen, dahin zu entscheiden, daß die Aberkennung der Uniform den Verlust der Satisfaktionsfähigkeit bedingt. Dem ist schon durch einen Erlaß Kaiser Wilhelms I. vorgebeugt worden. Auch vom offiziellen Standpunkt aus hat also die Verurteilung auf die Bewertung meiner Person als Ehrenmann nicht den geringsten Einfluß.

Und nicht im Namen der deutschen Armee und des deutschen Offizierkorps, nicht einmal als Offizier habe ich dem deutschen Kronprinzen die friderizianische Pflichterfüllung ans Herz gelegt, sondern lediglich als deutscher Mann und als einer von denen, die in den beiden letzten Feldzügen vor dem Feinde gestanden, und die, was Kaiser Wilhelm II. bei der Enthüllung des dem ersten Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern gewidmeten Denkmals Ende Mai d. J. den Brandenburgern nachrühmte, in Frankreich „ihr Blut daransetzten, um dem alten Herrn die Kaiserkrone zu erfechten". Das Wort, daß kein Meister vom Himmel fällt, gilt auch für den Anwärter auf die deutsche Kaiserkrone. Nicht einmal dem Genie bleibt ernste und ausdauernde Arbeit erspart, wenn es wirklich zum Nutzen und Segen der Anderen wirken will. Der deutsche Kaiser hat aber den Oberbefehl im Frieden über den größten Teil der deutschen Streitkräfte, im Kriege über ihre Gesamtheit. Unsagbares Unglück kann über das Deutsche Reich kommen, wenn er sich auf dieses schwere Amt als Thronfolger nicht genügend vorbereitet hat. Man braucht da nur an die unrühmliche Rolle zu denken, die König Friedrich Wilhelm III. in den Tagen unmittelbar vor der Katastrophe von Jena und am Tage der Schlacht selbst gespielt hat. Da ich die Gefahr erkannte, die dem Deutschen Reiche droht, war es nur meine Pflicht, zu warnen. Hierauf hätte nicht nichtswürdige Ehrabschneiderei, sondern Dank die Antwort sein sollen, zumal ich mich bei der Warnung einer durchaus einwandfreien Form bedient habe; nach dem Geschmack der „Leipziger Neuesten Nachrichten" und derer, die hinter ihnen stehen, vielleicht einer zu einwandfreien Form. Sie hätten es zweifelsohne lieber gesehen, ich hätte, da mir seit meiner Verurteilung zum Verlust der Uniform mit den militärischen Ehrengerichten nicht mehr beizukommen ist, ihnen in dem angegriffenen Artikel Gelegenheit gegeben, gegen mich den Staatsanwalt auszuspielen.





Linie 8

Von Fritz Müller (Zürich)

Ich kenne einen Raum auf Rädern, der sich um die ganze Stadt bewegt. Einen Raum, in dem die schwersten Stiefel knirschen und die feinsten Atlasschuhe leise knistern. Der ganze Menschenstrom der Stadt, Reiche und Enterbte, wälzt sich Tag für Tag durch diesen Raum und schlingt sich wieder in die Stadt zurück.

Es ist die Trambahnlinie 8.

Die Linie 8 durchfährt die Vorstadt und das Zentrum.

Sozialer als die Trambahn gibt es kein Vehikel. Der Ärmste und der Reichste rollt auf ihren Rädern klassenlos. Die Eisenbahn hat Klassen. Plüsch und Holz markiert zwei Welten. Nicht so die Trambahn. Die Kutschen haben Klassen, die Kremser und sogar die Frachtwaggons mit Eilgut und mit Frachtgut. Nicht so die Trambahn. Und am allerwenigsten die Linie 8.

Wir steigen auf die Linie 8 im Villenviertel. Heiter blickt der Wagen in die heitren Straßen. Lachend gibt er das Gelächter der Eingestiegenen zurück. Dann nämlich, wenn die junge Welt des Villenviertels ihn beim Schulgang füllt — die Welt ist eitel Glanz und Sonne. Ernst und vornehm blickt derselbe Wagen, wenn die reservierten Eltern etwas später ihn besteigen. Man sieht es gleich: die Linie 8 hat Lebensart. Sie horcht nicht wie ein Diener, wenn die Herren flüstern. Nichts trägt sie weiter. Sie hört voll Diskretion geflüsterte Gespräche, lächelt höchstens ganz unmerklich und bewahrt sie.

Der Wagen nähert sich dem Bahnhof. So oft wie vorher legt der Kondukteur nicht mehr die Hand an seine Mütze. Zum Dank fürs Trinkgeld nämlich. Er hat alle Hände voll zu tun. Das ist ein Kommen und ein Gehen! Da sieht auch die Nummer 8 geschäftig aus. Sie dröhnt und poltert, saust und braust voll Eile durch das Bahnhofsviertel.

Dann kommt eine Zone, wo zwei Welten sich begegnen. Wo der Ausdruck schwankt auf den Gesichtern: Vornehm oder proletarisch? Proletarisch oder vornehm — was wird siegen? Der Proletarier siegt. Er füllt in Massen unsern Wagen.

Füllt ihn so, daß sechse sitzen, wo vorher nur Raum für fünfe war. Unbewegliche Gesichter. Starr gewordener Wellenschaum. Ihr Blick erzählt uns von Maschinen und Maschinen. Und wo die Proletarier sitzen, nimmt der Wagen ihre Färbung an. Blickt hart, blickt unbeweglich, zieht die Brauen zusammen ...

Ich muß mich immer wieder über jenen Eckplatz wundern. Da saß vor zehn Minuten noch ein Sonnengeschöpf von Milch und Blut — und jene Ecke weitete sich zu einem hohen Raum von Glück. Dann nahm ein Reisender drin Platz — die Decke senkte sich, die Wände rückten näher — ein Bureauwinkel ward daraus. Jetzt sitzt brütend drin ein Mensch, der seinen Kopf gesenkt hält — ein schrumpft die Wand, die Sonne stiehlt sich um die Ecke — und ein armer Kerl sitzt in seiner Kammer.

Ich sah noch keinen besseren Verwandlungskünstler als die Linie Nummer 8. Jetzt rollt ein Halbgott selig auf geebneten Geleisen. Eine Weiche kommt. Der Halbgott wirft den Heldenmantel von den Schultern, und ein müder Werkelmann sitzt da.

Du bist ein Spiegel, Wagen Nummer 8. Wer immer vor dich hintritt, dessen Bild wirfst du getreu zurück.



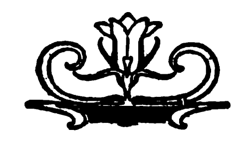
Die fernen Gärten · Von Bruno Götz

Die Steine brennen unter meinen Füßen
Und lähmend kreist der Sonne waches Glühen
Auf meinem öden Wege um die frühen
Und hohen Wunder, die mich müde grüßen.

Der braunen Lüfte dunstig dichter Schleier
Umwogt die Welt mit welkem, gelbem Glanze,
Und in dem sengend starren Strahlentanze
Verdorrt der wilden Wunder bunte Feier.

Die toten Düfte regen sich mit matten
Lustschweren Flügelschlägen und entschweben
— Daß sie sich kaum vom heißen Boden heben —
Langsamen Fluges zu verschwiegnen Schatten.

In ferner Gärten abenddunklem Prunke
Umspielen sie die Haare nackter Knaben,
Die, nach dem hehren Kampfspiel sich zu laben,
An heil'ger Quelle niederknien zum Trunke.





Zigeunerblut

Erzählung von Victor von Reisner

(Fortsetzung)

Der kleine Tuno entwickelte sich zu einem strammen, gesunden Bürschlein, an dessen temperamentvoller, beinahe schon an Wildheit grenzender Ausgelassenheit alle ihre Freude hatten. Der Vater aber war in seinen Jungen geradezu vernarrt und sah um so stolzer und glückseliger drein, je toller es sein Sprößling trieb.

So etwas wie seinen Jungen gab es eben kein zweites Mal, und wehe der Magd oder dem Knecht, der mit dem Alten nicht ins selbe Horn gestoßen hätte — der wäre am längsten auf dem Hofe gewesen, dessen wirklicher Herr nicht mehr Ante Marković, sondern der kleine Dreikäsehoch war, um dessen Wohlergehen sich alles drehte.

Durch diese Affenliebe ward Ante wieder zum Stichblatt für alle Neckereien im Dorfe, nur mit dem Unterschied, daß er jetzt alles mit zufriedenem, selbstgefälligem Schmunzeln einsteckte und noch obendrein alle lustigen Kumpane, die mehr Durst als Geld hatten, im Wirtshaus regalierte. Wer seinen Stolz, seinen Augapfel lobte, der brauchte weder Hunger zu leiden noch um das nötige feurige Naß besorgt zu sein, denn für solche Schelme war Antes Geldbeutel stets offen.

Versuchte ihn Mara davon abzuhalten oder wagte sie es gar, ihn aufmerksam zu machen, daß es doch nur darauf abgesehen sei, ihn zu schröpfen und auszunutzen, dann schüttelte er nur verwundert den Kopf und meinte, daß ihm eine derartig nüchterne Mutter, die auf ihren Staatsjungen auch nicht ein bißchen stolz sei, noch nicht vorgekommen wäre, und daß er es gar nicht begreife, wie sie zu einem solchen Kind überhaupt gekommen sei.

Mara wurde bei solchem Vorwurf, von dessen Richtigkeit er glücklicherweise nichts ahnte, blutrot, drückte sich scheu zur Seite und überließ den Jungen fortan ganz dem Vater, der sich ohnedies um nichts anderes als um sein Kind kümmerte und ganz ernstlich Haus und Hof zu vernachlässigen begann.

Mit energischer Hand versuchte sie hier einzugreifen und der beginnenden Mißwirtschaft Einhalt zu gebieten, doch ihre Autorität reichte leider nicht aus, um das die Lage rasch erkennende und weidlich zu seinem Vorteil ausnützende Gesinde im Zaum zu halten.

Der gute Wille allein tat es eben nicht, und so sah sie schon alles im Geist verfallen. Da, als sie schon völlig verzagte und in ihrem Kleinmut wieder einmal alles als den Fluch ihrer Untat auslegte, kam ihr ein rettender Gedanke.

Waren bisher all ihre Vorhaltungen und Vorwürfe an seiner völligen Gleichgültigkeit abgeprallt, so versuchte sie ihm jetzt auf andere Weise beizukommen. Sie packte ihn einfach bei der Liebe zu diesem unseligen Kind und stellte ihm vor, daß er ja bei dieser Sorglosigkeit nicht nur sich selbst ruiniere, sondern auch das Erbe seines Jungen gefährde, der, wenn es so weiterginge, als Bettler zurückbleiben würde. Damit hatte sie gewonnenes Spiel. Sofort war er wieder der alte Ante, der überall selbst Hand anlegte, der erste aus dem Bett heraus war und als letzter schlafen ging. Trotz dieses Fleißes kam der Kleine indes nicht zu kurz, denn überall hing er dem Vater, der jetzt auf einmal Spiel mit Arbeit ganz gut zu vereinen verstand, am Rockzipfel.

Mit Befriedigung, aber nicht ohne innere Unruhe, beobachtete Mara ihren Mann. Es wollte ihr ganz und gar nicht gefallen, daß er so völlig in dem Jungen aufging, sie eben nur noch als die Mutter seines Kindes betrachtete, alles und jedes mit dem Kind in Zusammenhang brachte und für sonst nichts Sinn und Interesse zeigte.

Das Blut erstarrte ihr zu Eis, wenn sie daran dachte, daß dem Kind einmal etwas zustoßen könnte. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel war ihr dieser Gedanke, den sie gar nicht mehr los wurde, gekommen, und nun wetteiferte sie mit ihrem Mann in der Fürsorge für den Kleinen, der es natürlich gar bald heraus hatte, den Vater gegen die Mutter und wieder umgekehrt die Mutter gegen den Vater auszuspielen, je nachdem für ihn ein Vorteil daraus erwuchs.

Diese frühreife Schlauheit, die jeden anderen bis zu einem gewissen Grade beunruhigt hätte, versetzte Ante erst recht in helles Entzücken, während sie Mara natürlich mit stiller Angst erfüllte.

Noch handelte es sich freilich meist nur um Kleinigkeiten, doch erkannte ihr furchtgeschärftes Auge darin sofort das Zigeunerblut, und sorgenvoll blickte sie in die Zukunft, die all die bösen Keime, die jetzt in der Brust dieses Unglückskindes noch schlummerten, zur giftigen Blüte entfalten konnte. Ja, wenn ihr Mann wenigstens zu bewegen gewesen wäre, die sich zeigenden kindlichen Unarten, die nicht immer ganz harmloser Natur waren, sondern sich auch öfter in der Freude am Quälen wehrloser Tiere offenbarten, zu bestrafen, dann hätte sie doch immerhin die Hoffnung gehabt, mit der Zeit auch das Gute in ihm zu wecken; aber so durfte sie es ja gar nicht wagen, dem Jungen ein böses Wort zu geben, geschweige denn, ihn ernstlich zu züchtigen.

Müßig mußte sie zusehen, wie das Kind in allem seinen Willen durchsetzte. Versuchte sie aber, oft ganz außer sich über ihres Mannes unglaubliche Nachsicht, ihre Rechte als Mutter geltend zu machen, dann gab es zwischen ihnen nur unnötigen Zank und Streit, denn dem Jungen einen Wunsch zu versagen, war für ihn einfach ein Ding der Unmöglichkeit.

Diese Schwäche ging schließlich sogar so weit, daß er seinem Jungen, seinem Stolz, dem künftigen Besitzer des ältesten und größten Bauernhofes, mit —

Zigeunerkindern zu spielen erlaubte, und alles nur deshalb, weil es sich Tuno in den Kopf gesetzt hatte und davon nicht abzubringen war!

Nicht nur Mara, auch das ganze Dorf geriet darüber in Aufregung, und alle warnten ihn vor den unausbleiblichen Folgen solch widernatürlichen, nie dagewesenen Beginnens.

Nichts half! Er war sogar ganz stolz, als ihm der Kleine mit wichtiger Miene erzählte, wie sich ihm die Zigeunerkinder unterordneten und daß er immer ihren Kapoš spiele. Und als Tuno mit einigen aufgeschnappten Zigeunerbrocken paradierte, daß z. B. Sero Kopf bedeute, Gusto — Finger, Jack — Feuer, Pino — Erde, da war Ante ganz selig über die Klugheit seines Jungen und wies jede erneute Warnung und jede Bitte seines Weibes nur noch energischer zurück.

Mara durchlebte wieder bange, bange Stunden, und drängte sich ihr der nur allzu naheliegende Gedanke auf, wie das einmal enden sollte, dann glaubte sie rein verrückt zu werden.

Unzählige Male hatte sie den Tag des Betrugs verflucht und war doch gezwungen, ihn bei der jährlichen Wiederkehr als frohen Festtag zu feiern und noch glücklich zu lächeln, wenn ein Teilchen von Antes Zärtlichkeit dabei auch für sie abfiel. Das Kind war ihm eben alles — alles!

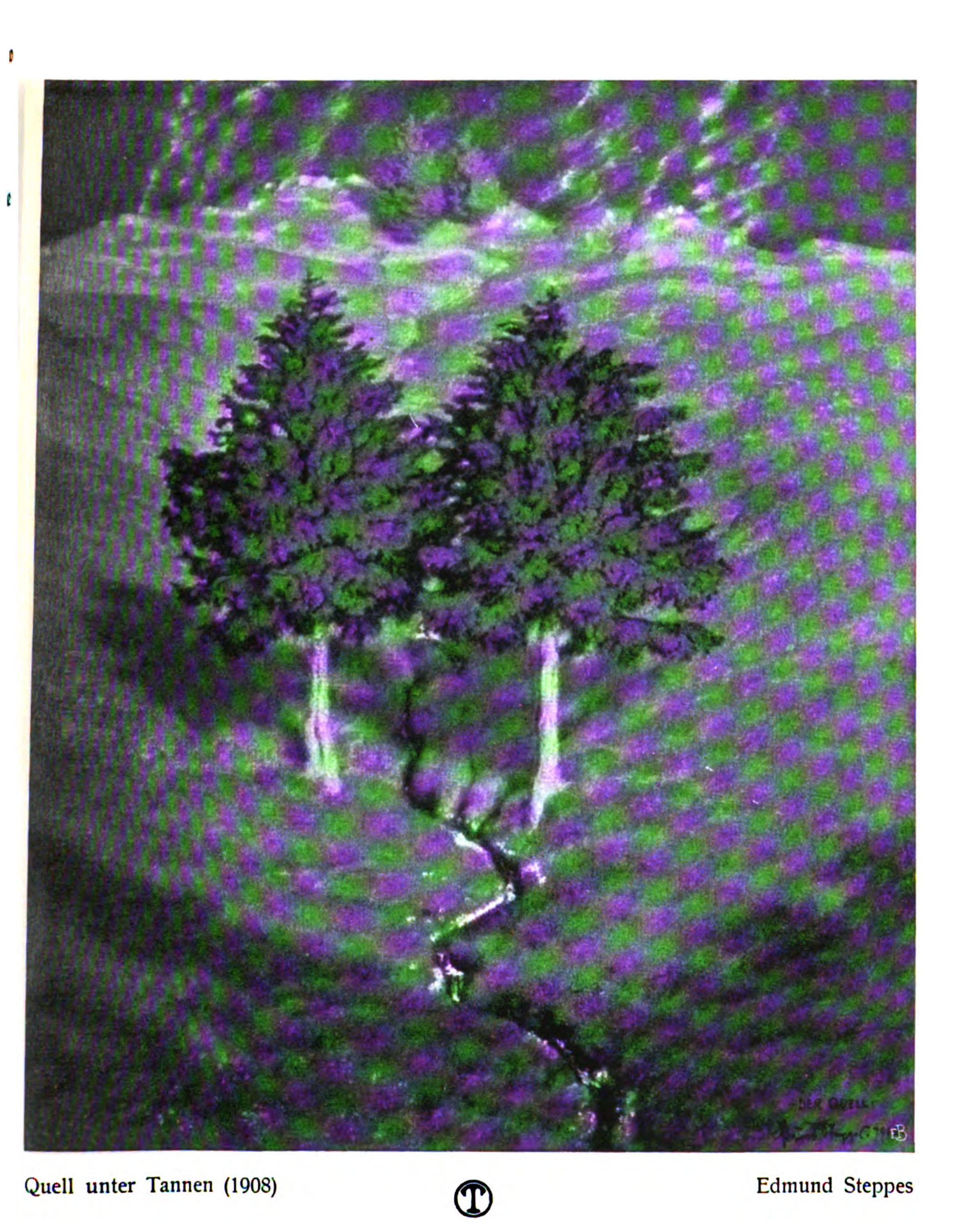
Daß sich dabei der Kleine zum vollständigen Egoisten entwickelte, der den Vater eigentlich gar nicht liebte, sondern nur seine Liebe ausnützte, bemerkte Ante in seiner Verblendung nicht. Selbst der immer mehr hervortretende Freiheitsdrang, der sich einstweilen allerdings nur im fortwährenden Herumtreiben in Feld und Wald äußerte, blieb ihm verborgen.

Dafür entging er der Mutter nicht, und sie versuchte dagegen, soweit ihr das möglich und — erlaubt war, anzukämpfen. Hielt sie aber den Jungen wirklich einmal einen halben Tag gewaltsam in der Stube fest, dann bekam er entweder vor Zorn Weinkrämpfe oder er setzte sich trotzig in einen Winkel und warf ihr geradezu haßerfüllte, sie bis ins innerste Mark erschreckende Blicke zu.

Noch nicht ganz vier Jahre alt, hatte er sogar schon ein Zigeunerlied auswendig gelernt, und zwar in der Ursprache und auf kroatisch. Es lautete:

O vesoro le prajtenza	O du dichtbelaubtes Wäldlein,
O tsiriklo le poronza!	O du zartgeflügelt Vöglein!
Te me e dar dikhava,	Wenn die Angst mich übermannt,
Andre tule chutsava.	Komm' ich rasch zu dir gerannt.
U veseja sukareja	Wälder ihr im Frühlingsprangen
Tscharentut man ink' akana!	Wollt' mich einmal noch umfangen!
Te me e dar dikhava	Lähmt' mich auch der Kett' Gewalt,
Star baroro chutsava.	Keine Mauer beut mit Halt!

Was Mara dabei so entsetzte, war die Tatsache, daß sie aus jedem Ton und aus jedem begleitenden Blick den in dem Jungen schlummernden Freiheitstrieb, das unbewußte Sehnen nach unbegrenzten Weiten, deutlich herausfühlte. Mit geheimem Schauder sah sie schon die Zeit kommen, wo er die ihm auferlegten Fesseln wirklich sprengen, in die Weite fliehen und sich und die Seinen namenlos unglücklich machen würde.



Quell unter Tannen (1908) Edmund Steppes

(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Friedr. Hoefle, Augsburg)

Ante hingegen, der sich auf diese Leistung seines Sprößlings nicht wenig zugute tat und mit ihm, um sich so recht an der allgemeinen Bewunderung sonnen zu können, in der ganzen Verwandtschaft herumstolzierte, begriff einfach Maras lächerliche Angst nicht. Und da sie noch obendrein dem Jungen das Aufsagen des Gedichtes verboten hatte, weil sie hoffte, daß er es dann am schnellsten vergessen würde, war es zwischen ihnen zu einem ernsthaften und nachhaltigen Verdruß gekommen.

Sie zürnte ihm aus tiefster Seele, und doch war sie auch wieder ehrlich genug, einzusehen, daß er ihre Angst gar nicht begreifen konnte. Andererseits glaubte sie aber doch als Frau und Mutter verlangen zu dürfen, daß er ihr auch einmal ohne Angabe näherer Gründe nachgäbe, und dies hätte er ja vielleicht auch getan, wenn er ihr befremdendes Gebaren nicht als eigensinnige Rechthaberei ausgelegt hätte.

Es gab ja für ihn beim besten Willen keine andere Erklärung dafür, denn tatsächlich bewunderten diesmal alle ohne Ausnahme das vorzügliche Gedächtnis des kleinen Burschen, der zigeunerisch wie ein echter Zigeuner sprach und auch die kroatischen Verse mit einem Feuer vortrug, das einfach verblüffte.

Jede andere Mutter hätte nach Antes Meinung im gleichen Falle in einem Meer von Seligkeit geschwommen, und da sollte er ihrem albernen, völlig ungerechtfertigten Verlangen nachgeben und dem Kleinen und sich selbst die Freude verderben!

Um keinen Preis der Welt, und ob sie nun zürnte oder nicht! Wenn sie maulen wollte, dann nur zu. Er hatte ja Zeit zum Warten, er hatte seinen Jungen und verlangte nicht mehr.

Stillschweigend ertrug Mara diese neue Folter. Je länger aber die Zurückhaltung ihres Mannes währte, um so mehr verbitterte sich ihr Herz gegen dieses Kind, das sich zwischen sie und ihren Mann stellte und ihr seine ganze Liebe raubte.

Der Gedanke, daß sie dieses Wesen seinem eigentlichen Erdreich entzogen habe, in dem wahrscheinlich einzig und allein die Bedingungen seines Glückes und seiner Zufriedenheit lagen, war tatsächlich eines Tages verschwommen in ihr aufgetaucht, doch hatte sie dies nicht weiter beunruhigt, schon deshalb nicht, weil sie sich sagte, daß sie an dem Kinde, indem sie es aus dem Sumpfe des Zigeunerlebens errettete, zur Wohltäterin geworden sei und daß ihr dieses durch Liebe und Zärtlichkeit die Tat lohnen müßte.

Da sie aber anstatt Liebe nur Haß erntete, so wurde sie immer mehr verbittert, und eine kaum noch zu beherrschende Empörung erfüllte ihre Seele. Dieses Gefühl fand noch Nahrung durch die Erkenntnis, daß im Grunde genommen eigentlich ihr Mann der wahre Schuldige war, weil er sie doch durch seine törichten Vorwürfe und Drohungen zu dieser Sünde gezwungen hatte. Sie konnte überhaupt gar nichts anderes mehr denken, und in schlaflosen Nächten stieg ihr nun nach und nach der entsetzliche, der fürchterliche Wunsch auf, sich des Kindes auf irgend eine Weise zu entledigen.

* * *

Der verbrecherische, nur in grenzenloser Verzweiflung geborene Gedanke konnte in ihr, deren Wesen sich nach Liebe sehnte und die nur Liebe geben und empfangen wollte, selbstverständlicherweise gar nicht erst Wurzel fassen; daß er ihr aber überhaupt kommen konnte, erfüllte sie schon mit schwerer Sorge um sich selbst. Lange, lange zermarterte sie ihren armen Verstand, bis sie endlich zu der Überzeugung gelangte, daß ihr dieser entsetzliche Wunsch nur in geistiger Umnachtung gekommen sein konnte, und so suchte sie durch verdoppelte Zärtlichkeit, die ihr jetzt geradezu Herzensbedürfnis war, ihre Gedankensünde gut zu machen.

Diese liebevolle Hingabe wurde in gleichem Maße ihrem Mann wie auch dem Kleinen zuteil. Ante erwiderte sie aufs herzlichste, und so vergaßen sie schnell die kurze Zeit des ehelichen Unfriedens. Das Kind, das sich bisher trennend zwischen sie gestellt hatte, sollte fortan das Bindeglied sein, das sie, wenn sie sich wirklich wieder einmal nicht verstanden, zueinander führen sollte, und in diesem Unterpfand ihrer Liebe wollten sie den Kampf gegen die ganze Welt aufnehmen.

Da ihnen aber von keiner Seite ein Kampf drohte, ihnen vielmehr nur Freundschaft und Teilnahme entgegengebracht wurde, so sah Ante mit Recht den Himmel voller Baßgeigen, und seine Stimmung war auch dementsprechend eine glückliche und fröhliche.

Gern hätte sich auch Mara sorgenloser Heiterkeit hingegeben, doch konnte sie sich unmöglich der Erkenntnis verschließen, daß sich ihr der Junge tatsächlich entzog, sich ihr nie mit kindlicher Zärtlichkeit nahte und, wenn ein dem ähnliches Gefühl in ihm überhaupt vorhanden war, es ängstlich verbarg oder es höchstens einmal dem Vater schüchtern zeigte.

Dieser war für solche Beobachtungen wie mit Blindheit geschlagen, schon deshalb, weil er im Überschwang der eigenen Zärtlichkeit gar nicht bemerkte, daß nur er der Gebende war. Sie aber hütete sich wohlweislich, ihn darauf aufmerksam zu machen, und mußte sich auch ihr ganzes Leben lang davor hüten, wenn sie sich nicht der Gefahr der Entdeckung aussetzen wollte.

Der Fluch dieses Verbrechens haftete für immer an ihr, und keine Macht der Welt konnte sie von diesem fürchterlichen Druck befreien.

Nur in der Arbeit, in rastloser, bis zur völligen körperlichen Erschöpfung getriebener Arbeit fand sie zeitweise Vergessen, dem sie aber schon durch den Anblick des Kindes entrissen wurde, und so kam es, daß sie zu dem Jungen trotz des redlichsten Willens keine wärmere Zuneigung, geschweige denn mütterliche Liebe, fassen konnte.

Daß dem Kind damit ein Unrecht geschah, begriff sie recht wohl, andererseits glaubte sie jedoch nicht, daß Tuno dabei etwas entbehrte, hätte sich doch sonst irgend einmal, wenn auch nur ganz flüchtig, das geringste Zärtlichkeitsbedürfnis bei zeigen müssen.

Der tiefe Sinn der alten Bauernregel: Es ist leichter aufgeladen als abgefahren, ging ihr erst jetzt auf. Freilich hatte sie diese Sorge keineswegs leichten Herzens auf sich genommen, doch hätte sie nie und nimmer geglaubt, daß sie daran so furchtbar schwer zu tragen haben würde. Denn mit einer an Verstocktheit grenzenden Abneigung widersetzte sich dieses Geschöpf all ihrem Werben nach Liebe, und nur schadenfroher Undank war der Lohn ihrer aufreibenden Sorgen.

Nun kam noch hinzu, daß ihr Mann diesen sonderbaren, im höchsten Grade rätselhaften Widerstand bemerkte und doch nicht dagegen einschritt, einzig und allein deshalb, weil er in den Jungen dermaßen vernarrt war, daß er sich nicht einmal mit der Mutter in des Kindes Liebe teilen wollte.

Wie schwer er es dadurch Mara machte, ihrem Vorsatz treu zu bleiben und dem Kind eine gewissenhafte Mutter zu sein, ahnte er gar nicht.

Ihr guter Wille wurde indes in dieser Zeit auf eine noch weit härtere Probe gestellt; entdeckte sie doch zu ihrem namenlosen Entsetzen, daß sich der Kleine an ihrem Wirtschaftsgeld vergriff, um es dann großtuerisch den Zigeunerkindern zu schenken.

Erst wollte sie das Schreckliche ihrem Mann verbergen, dann aber sagte sie sich, daß hier, wo dem Kleinen der Keim zum Verbrechen im Blute lag, nur eine exemplarische Strafe helfen könnte, die hinwieder nur dann Erfolg versprach, wenn sie vom Vater vorgenommen wurde.

Zitternd vor Aufregung teilte sie ihm also das Vorgefallene mit, lernte nun aber seine völlige Verblendung erst recht kennen, denn anstatt mit einem glühenden Donnerwetter dreinzufahren, faßte er die Sache nur als Dummejungenstreich auf, dem keine weitere Bedeutung beizulegen sei. Ja, wenn sie nicht mit aller Entschiedenheit auf einer körperlichen Züchtigung bestanden hätte, würde der Kleine wahrscheinlich mit einem kurzen Verweis davongekommen sein.

Aber auch so konnte die Strafe keine heilsame Wirkung haben, denn am selben Nachmittag verzieh er ihm schon wieder und spielte mit ihm auf dem Hofe so toll herum, als ob nicht das geringste vorgefallen wäre.

Verzweifelt rang Mara die Hände. Hatte sie doch selbst dieses Kuckucksei ins warme Nest gesetzt, und nun mußte sie ohnmächtig zusehen, wie das Verderben ungestört seinen Lauf nahm. Denn daß es ein Ende mit Schrecken nehmen würde, war ihr völlig klar.

Trotzdem versuchte sie natürlich immer wieder von neuem, ihren Mann auf die gefährliche Veranlagung des Jungen aufmerksam zu machen, erntete indes damit nur billigen Spott. Und wenn er sie, die sich absolut nicht beruhigen wollte, dann lachend fragte, von wem denn das Kind diese gefährliche Veranlagung ererbt haben sollte, dann war sie eben zum Schweigen verdammt und mußte noch obendrein froh sein, wenn er das Thema nicht weiter ausspann.

Ihr Herz krampfte sich aber in bitterem Weh zusammen, denn sie sah nicht nur, wie all ihre Ermahnungen im Winde verwehten, sondern stellte auch fest, daß sich ihr Mann immer mehr dem Jungen widmete und sie dabei völlig zu vernachlässigen begann.

Er und der Junge schlossen förmlich einen Bund gegen sie, so daß sie sich nach und nach wie eine Ausgestoßene vorkam, deren Gegenwart nur störte und die am besten täte, das Feld zu räumen und auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden.

In dieser Zeit der Verbitterung und der ihr aufgezwungenen Zurückhaltung wurde sie sich der Tatsache bewußt, einem Ereignis entgegenzugehen, das sie jahrelang vergeblich erhofft hatte.

In heißem, inbrünstigem Gebet dankte sie der Allmacht für diese sichtbare Gnade, die ja mit einem Schlage alles Leid von ihr nehmen und alles ins liebe alte Gleichgewicht bringen mußte! So selbstverständlich, wie dem Tag die Nacht folgte, mußte ja auch bei Ante die Stimme des Blutes sprechen, und dann würde sich sicher all seine Liebe dem eigenen Kinde zuwenden.

Leuchtenden, glückstrahlenden Auges teilte sie ihm das hehre Wunder mit, sank aber in schreckhaftem Entsetzen fast zu Boden, als er ihrem Glück ganz kalt und verständnislos gegenüberstand und, anstatt in heller Freude laut aufzujubeln, nur verdrossen bemerkte, daß sein Tuno dadurch im Erbe verkürzt würde.

Die Stimme versagte ihr, die Augen, die eben noch feucht schimmernd ihr Glück widergespiegelt, traten beängstigend aus ihren Höhlen, ihren Körper durchflog Eisesschauer, und den fest aufeinandergepreßten, blau gefärbten Lippen entrang sich ein weher Schmerzenslaut, der selbst das Mitleid eines Tieres erweckt hätte.

Erst dadurch kam Ante zum Bewußtsein seiner ganz unglaublichen Herzensroheit. Sie mit Gewalt an sich ziehend, versuchte er ihr nun einzureden, daß er ja gar nicht daran gedacht habe, sie zu kränken, daß er überhaupt nicht begreife, wie ihm solch ein Wort entschlüpfen konnte, und er es auch gewiß nicht so schlimm gemeint habe.

Sie war zu schwach, um ihn, wie ihr eigentlich zumute war, von sich abzuschütteln, und ließ ihn widerspruchslos weiterreden.

Was er ihr jedoch heute angetan hatte, das war nicht gutzumachen, am allerwenigsten durch nichtssagende Worte, aus denen sie nur allzu deutlich die Verlegenheit herausfühlte. Da gab es kein Vertuschen und kein Bemänteln. Wie es ihm im ersten Augenblick herausgeplatzt war, so stand es auch in Wirklichkeit um ihn, und nun mußte es zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen, denn nie und nimmer sollte ihr Kind durch den Wechselbalg verdrängt werden.

Am einfachsten wäre es freilich gewesen, sofort mit der Wahrheit herauszurücken und dadurch ein für allemal reinen Tisch zu schaffen.

So weit reichte indes ihr Mut doch nicht, und nur im äußersten Falle, wenn alle anderen Mittel versagten, wollte sie ihre Schuld eingestehen und sich ihm auf Gnade und Ungnade ausliefern.

Daß sie in ihm keinen milden Richter finden würde, war ihr bei seiner wahnsinnigen Liebe zu dem Jungen klar, und damit entschuldigte sie auch ihre Feigheit vor sich selbst. Überdies war aber vorauszusehen, daß sein Zorn nicht nur sie, sondern auch in gleichem Maße ihr Kind treffen würde, und davor wollte sie das unschuldige Wesen unter allen Umständen bewahren.

Mehr Leid als je einer werdenden Mutter wird, lernte Mara in dieser Zeit kennen; am allerschmerzlichsten war es ihr jedoch, ihr Kindlein nicht selbst stillen zu dürfen, weil sie ja auch den Tuno mit Kuhmilch hatte aufziehen müssen.

Erst als der Tag des höchsten und heiligsten Naturwunders immer näher heranrückte, kam eine lange nicht gekannte Ruhe über sie. Eine Abgeklärtheit erfüllte sie, vor der alle Zweifel verstummten, und mit elementarer Sicherheit faßte sie wieder Glauben an die Zaubermacht des Blutes, das sich ja schließlich doch in ihrem Mann für das Kind und auch für sie regen mußte.

Und als dann Ante, überwältigt vom Anblick, seinen Zweitgeborenen im Arme hielt und der Mutter auf die schweißbedeckte Stirne einen heißen Dankeskuß drückte, da feuchteten sich Maras Augen in seligem Glück, und tiefe, lange nicht gekannte Zufriedenheit zog in ihr Herz ein.

* * *

Das eigene Mutterglück stimmte Mara weicher und machte sie gegen Tunos tolle Streiche nachsichtiger, auch hatte sie jetzt nicht so viel unter den Ausbrüchen seiner Wildheit zu leiden, da er ja in der Schule fester eingespannt wurde.

Ihren lieben Kleinen im Arm, der nach dem Vater Ante hieß, sah sie aufatmend und erneute Hoffnung schöpfend zu, wie sich ihr Mann, seit ihm sein Goldjunge nicht den ganzen Tag am Rockzipfel hing, wieder mehr der Arbeit widmete und in ihr seine Befriedigung fand.

Nur wenn sie ihm von allen Seiten mit Klagen über Tuno zusetzten, ballte er zornig die Fäuste und schimpfte über die elenden Menschen, die einem armen, unschuldigen Kinde nicht einmal das bißchen Freude am Dasein gönnten.

Unter den Tücken des immer widerspenstiger werdenden Tunichtgut seufzte am meisten der arme Lehrer, der ihn nicht gebührend zu strafen wagte, weil er den Zorn des reichen, in der Gemeinde allmächtigen Bauern fürchtete.

Er beklagte sich höchstens dann und wann, wurde aber meistens noch hinterrücks ausgelacht. Und Ante war noch obendrein so unüberlegt, seinem vielversprechenden Sprößling schmunzelnd zuzuhören, wenn ihm dieser von den Possen erzählte, die er diesem spindeldürren Hungerleider aufgespielt habe. Fühlte er dabei Maras Blick vorwurfsvoll und mißbilligend auf sich gerichtet, dann mußte er sich freilich zu einem Verweis aufraffen, der indes so wenig ernst und eindringlich ausfiel, daß er seinen Zweck völlig verfehlte und eher noch aufreizend wirkte.

Für Mara, der er von jeher Lieblosigkeit vorwarf, war es unter solchen Umständen schwer, dreinzureden. Sie sah sich gezwungen, die ruhige Beobachterin zu spielen und ihre Zeit abzuwarten, denn daß es so auf die Dauer nicht weitergehen konnte, war ihr klar, endlich mußte ja doch einem oder dem anderen die Geduld reißen.

Da sich nun Tuno durch den Vater gedeckt wußte, nahm er sich den Lehrer erst recht zur Zielscheibe seiner oft genug grausamen Sticheleien. Die Not des zum Darben verurteilten Volksbildners zwang diesen nur zu lange zum Schweigen und Dulden, als ihm aber eines Tages der nichtswürdige Bursche in die Tasche seines Gehrockes, des einzigen Staatskleides, über das er verfügte und das trotz seines zwölfjährigen Gebrauches noch immer sein Stolz war, Tinte goß, da war es endlich mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende. Wie den Sohn des letzten Tagelöhners legte er den Missetäter über die Bank, spannte ihm die Hosen straff und haute ihn so windelweich, daß man sein mörderisches Gebrüll bis auf den Kirchplatz, wo auch des Vaters Anwesen lag, hörte.

Ante, der eben mit seiner Frau den schadhaften Zaun ausbesserte, stutzte einen Augenblick und meinte dann schmunzelnd:

„Donnerwetter, der laßt da an einem seinen Zorn nicht schlecht aus. Geschieht aber den Bälgern schon recht, sie ärgern den armen Menschen auch wirklich zu toll.“

Kopfschüttelnd sah Mara ihren Mann an, hütete sich jedoch wohlweislich, zu sagen, daß dann ihr Tuno sicherlich die meisten Prügel verdienen würde. Was hätte sie auch damit erreicht? Nichts anderes, als völlig unnützen Zank und Streit, und davon hatte sie nachgerade mehr als genug. Sie biß also die Zähne aufeinander und schwieg. Er aber, völlig blind gegen sich, setzte noch tadelnd hinzu:

„Und die dummen, einfältigen Eltern wissen ihm nicht einmal Dank dafür, daß er sich mit ihren Kindern abmüht und sie zu anständigen Menschen heranzieht, sondern —“. Mitten im Satze hielt er inne, denn in demselben Augenblick stürzte, wie ein Wahnsinniger brüllend, sein Tuno aus dem Schulhaus heraus und dem Anwesen zu.

Die Hacke zur Seite werfen und seinem Jungen entgegeneilen war für Ante eins. Ihm wurde ganz rot vor den Augen und er wollte rasch wissen, was geschehen sei. Vor Wut und Schmerz heulend konnte der Junge indes nur stoßweise zusammenhanglose Worte stammeln, aus denen aber doch erhellte, daß er jämmerlich verprügelt worden sei. Ob zu recht oder unrecht, danach fragte Ante gar nicht, das war ihm völlig gleichgültig. Jedenfalls hatte dieser erbärmliche Schuft sein Kind, seinen Liebling, seinen Augapfel geschlagen, und diese Schande wollte er ihm auf der Stelle eintränken.

Ohne sich auch nur eine Sekunde zu besinnen, und seines Weibes ängstliche Warnungsrufe absichtlich überhörend, rannte er spornstreichs ins Schulzimmer, wo er den Lehrer in Gegenwart der Kinder mit derartiger Roheit ins Gesicht schlug, daß der alte Mann blutend vom Katheder taumelte und sich dabei noch die Hand verstauchte.

Eine noch nie dagewesene Aufregung bemächtigte sich des ganzen Dorfes, wobei zu seinem nicht geringen Verdruß auch nicht eine Seele seine Partei ergriff. Und als er dann zu neun Monaten Gefängnis verurteilt wurde — die Anwesenheit der Schulkinder war dabei als besonders strafverschärfend ins Gewicht gefallen —, bekam er nicht einmal ein teilnehmendes Wort zu hören. Man bedeutete ihm vielmehr schadenfroh, sich dafür bei seinem Nesthäkchen zu bedanken.

Geradezu haarsträubend war bei alledem die widernatürliche Haltung des Jungen, der doch das ganze Unheil verschuldet hatte. Wenn nichts, so hätte ihm doch diese über die völlige Lieblosigkeit dieses Geschöpfes die Augen öffnen müssen, aber selbst jetzt galt sein Vorwurf nicht dem Jungen, sondern der Mutter, weil sie nicht einsehen wollte, daß das Kind noch viel zu jung sei, um zu begreifen, was es bedeute, eingesperrt zu werden. Und als er dann seine Strafe antreten mußte, da redete er nicht etwa dem Kind ins Gewissen, sich zu bessern, er warnte vielmehr Mara vor Strenge gegen das unschuldige Wurm, das ihn ohnehin schwer vermissen würde, und drohte ihr noch obendrein mit Prügeln, falls sie dem Jungen Anlaß zur Klage geben sollte!

Mara war außer sich über diese Beschimpfung und über die ganz unglaubliche Zumutung, sich den Launen dieses durch und durch verzogenen Balges zu fügen. Mehr jedoch als alles andere kränkte sie sein Abschied, der allem Bisherigen die Krone aufsetzte. Immer und immer wieder zog er Tuno an sich, herzte und küßte ihn und gebärdete sich rein wie ein Wahnsinniger — für sie, für sein ihm

angetrautes Weib, hatte er aber nur einen matten, nichtssagenden Händedruck übrig, und ihr Kind, sein eigenes Fleisch und Blut, das ihm doch das Nächste hätte sein müssen, vergaß er ganz und gar!

Aufs tödlichste beleidigt, biß sie die Zähne fest aufeinander. Niemand sollte sehen, was sie in dieser Stunde litt. Als aber der Wagen, der ihn für dreiviertel Jahr seinem Heim entführte, an der nächsten Wegekrümmung ihren Blicken entschwand, da drehte sie sich kurz entschlossen um, nahm den Jungen der sich eben schleunigst aus dem Staube machen wollte, bei der Hand und führte ihn ins Zimmer.

„Erst werden die Schularbeiten gemacht," befahl sie, „dann zeigst du sie mir. Wenn sie gut sind, kannst du spielen, aber nicht mit den Zigeunerkindern, sondern bei uns auf dem Hofe."

Wie versteinert starrte sie der Knirps, dem so etwas noch nicht vorgekommen war, an, dann riß er sich plötzlich von ihr los und war, ehe sie es verhindern konnte, vom Hofe verschwunden.

Mara war rein wie vor den Kopf geschlagen. Daß sie keinen leichten Stand mit ihm haben würde, wußte sie ja allerdings von der ersten Sekunde an, eine solche Widersetzlichkeit hatte sie indes doch nicht für menschenmöglich gehalten.

Hier konnte nur eiserne, konsequent durchgeführte Strenge etwas ausrichten, und die sollte er fortan kennen lernen. Dabei fiel es ihr keineswegs ein, ihn die unzähligen trüben Stunden und all das Weh, das er ihr schon bereitet hatte, entgelten zu lassen, aber Ordnung, Fleiß und Gehorsam wollte sie ihm jetzt gründlich beibringen.

Dies hatte sie sich schon bei der Verurteilung ihres Mannes, durch die sie auf so lange Zeit unumschränkte Herrin wurde, gelobt, und daran sollte auch seine rabiate Drohung nichts ändern. Jetzt oder nie war der Junge zu retten, denn ging es so weiter, daun war unweigerlich alles verloren.

Trotz der nnr zu begreiflichen Erregung ruhig überlegend, sagte sie sich, daß ja entschieden der Keim zum Bösen in dem Bürschchen lag; doch die Schuld ihres Mannes, der ihn nie zum Guten angehalten, zu so manchem seiner schlimmen Streiche sogar noch geschmunzelt und ihn dadurch darin noch bestärkt hatte, war sicher nicht minder groß. Es war somit auch an dem Kinde gefrevelt worden, wenn auch in falsch verstandener Liebe.

Hier mußte also von Grund aus neu aufgebaut werden; nicht nur ihres ehelichen Glückes und ihres eigenen Kindes wegen, sondern auch im Interesse des Jungen selbst, für dessen Seelenheil sie durch ihre unselige Tat die Verantwortung übernommen hatte. Nichts sollte sie von dem als richtig erkannten Weg abbringen, kein Undank und keine Enttäuschung. All der bisher durchgemachte Jammer und all das Elend sollten ihr vielmehr nur ein Ansporn zum Ausharren sein.

Mit sich soweit im reinen, wollte sie auch unverzüglich mit der neuen Methode beginnen, und so erhielt denn einer der Knechte den Auftrag, den Durchgänger auf der Stelle einzufangen und ihn ihr zuzuführen.

Das war aber leichter gesagt als getan, denn Tuno wußte sehr wohl, wessen er sich von der Mutter zu versehen hatte, und hütete sich, sein Versteck vor dem Dunkelwerden zu verlassen.

Ganz Unglaubliches ging indessen im Kopfe dieses verschlagenen, heimtückischen Jungen vor. Mit erschreckender Kaltblütigkeit überlegte er sogar, ob er nicht die Mutter irgendwie beiseite schaffen könnte, wobei ihm die Erkenntnis, daß er dazu noch zu klein und zu schwach sei, Tränen des Zornes und der Wut in die Augen trieb. Aber beim Vater wollte er es ihr dafür wenigstens gehörig eintränken und ihm nach seiner Rückkehr noch ganz, ganz andere Dinge vorlügen. So wütend sollte er werden, daß er sie ordentlich verprügelte, und dann wollte er ihr ins Gesicht lachen, damit sie auch genau wisse, wem sie das alles zu verdanken habe!

Da er aber auf die Erfüllung seiner Rache nicht so lange warten wollte, begann er von neuem zu grübeln, ob sich ihr nicht schon früher etwas antun ließe, was sie ganz besonders kränken würde. Da fiel ihm ein, den Zigeunern, bei denen er sich auch während des Vaters Abwesenheit verbergen wollte, zu verraten, wo sie das Geld versteckt halte.

Gleich nach Sonnenuntergang schlich er also ins Zigeunerviertel, wo er um so sicherer geborgen war, als dahin selbst bei Tage kein Bauer zu kommen wagte, geschweige denn in der Nacht.

Wie er es vorausgesehen und gehofft, fand er bei Jula Farkaš, mit deren zwei Jungen er auch am besten stand und die für ihn stets irgend ein buntes Spielzeug übrig hatten, bereitwilligst Aufnahme.

Die Alte grinste bei seiner Erzählung übers ganze Gesicht und drohte ihren Kindern, ihnen die Köpfe entzwei zu schlagen, wenn sie den Kleinen verraten sollten, und da sie kaum davor zurückgeschreckt wäre, ihre Worte wahr zu machen, so wußte sich Tuno bei ihr so sicher wie in Abrahams Schoß.

„Soll es main Söhnchen, main Täubchen, auch gut bai mir haben", versprach ihm die Alte mit solch weicher, zitternder Stimme, daß ihre zwei Jungen, die die Mutter von dieser Seite gar nicht kannten, ganz verwundert aufschauten.

Die Alte bemerkte es und wurde ganz verlegen.

„Haben es nicht alle so gut wie ihr, hat er böse, garstige Frau zu Mutter gekriegt," brummte sie wie entschuldigend, und ihm mit ihren knöchernen Fingern den Kopf krauend, tröstete sie ihn: „Werd' ich an main Liebling gutmachen und ihn an alle schlechte Menschen rächen."

„Und nicht wahr," suchte sich das Bürschchen, das sich hier sogar wohler als beim nachsichtigen Vater fühlte, zu vergewissern, „du wirst ihr das Geld stehlen?"

Habgierig funkelte es in den Augen des Zigeunerweibes.

„Werd' ich!" tuschelte sie ihm ins Ohr.

Den Jungen durchrieselte es wonnig, und, die kleinen Fäuste in der Richtung des Dorfes ballend, sagte er mit boshafter Schadenfreude:

„Dann wirst du reich und sie arm sein, und obendrein wird sie noch Prügel kriegen, weil ich ihm sagen werde, daß —" Er überlegte ein klein wenig und erklärte dann, nicht wenig stolz auf seine rasche Erfindungsgabe, mit heimtückischem Lachen: „Ich werde ihm sagen, daß sie mit unserem neuen Knecht auf den Markt gefahren ist und ihm bunte Bänder für die Mütze und Stiefeln und einen neuen Anzug und alles mögliche gekauft hat!"

„Ei, wie geschait du bist!“ ermunterte die Alte den bösartigen, nichtswürdigen Jungen, zog ihn voller Zärtlichkeit an ihre welke Brust und herzte und küßte ihn und wußte sich vor Stolz gar nicht genug zu tun. Dann erkundigte sie sich über noch mancherlei im Hause, was ihr beim gelegentlichen Wahrsagen bei den Mägden zustatten kommen konnte, und freute sich nicht wenig seiner klaren und verständigen Auskünfte. Schließlich wurden aber seine Antworten immer einsilbiger und einsilbiger, und ermüdet von den Aufregungen des Tages und dem ruhelosen Herumtreiben, schlief er endlich ein.

Bald darauf warfen sich auch die beiden anderen Bürschchen auf ihre gemeinsame, aus alten Lumpen hergestellte Lagerstätte. Nur die Alte blieb kauernd vor dem glimmenden Reisighaufen hocken, blinzelte mit rotgeränderten Augen in die noch zeitweilig aufsprühende Glut und sah zu, wie sich der Rauch schlangenförmig hinaufringelte, um dann langsam durch die schadhaften Stellen des Zeltdaches abzuziehen.

Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als sie, mit ihrem Plane im reinen, den Jungen wieder aufweckte und ihm, als er nach langem Rütteln und Schütteln endlich auffassungsfähig war, zuraunte:

„Steh auf, waiß ich jetzt Rache für dich — kannst du dann morgen ganzen Tag ausschlafen.“

Das Wort Rache wirkte auf den Knirps elektrisierend und machte ihn im Nu munter.

„Was soll ich tun?“ fragte er, zu allem bereit.

Ehe sie antwortete, schlug sie erst die Zeltwand ein klein wenig auf, um nach der Zeit zu sehen, und sagte dann:

„Jetzt ist es zwei Uhr, nun schlafen sicher schon alle bei dir zu Hause, und niemand —“

„Woher weißt du, daß es zwei Uhr ist?“ fragte er verwundert.

Sie wollte darüber hinweggehen, da er aber nicht nachgab, erklärte sie ihm mit wenigen Worten, wie man die Zeit bei Tag nach dem Stand der Sonne und des Nachts nach dem Siebengestirn erkenne.

Sie mußte ihm noch versprechen, ihn darin morgen gründlich zu unterrichten, und konnte erst dann ungestört fortfahren:

„Siehst du, main Liebling, wann ich ihr Geld stehl', hast du ja nur halbe Fraid', wann du es ihr aber selbst nimmst und mir bringst, dann hast du ganze Rach' für dich allain!“

Lauernd beobachtete sie ihn und sah mit Genugtuung, wie er ihr gierig jedes Wort von den Lippen ablas. Wie sie es nicht anders erwartet hatte, war er sofort Feuer und Flamme, doch gleich einem altgewiegten Verbrecher überlegte er sich die Sache trotzdem erst gründlich und meinte dann kleinlaut:

„Das ist ja alles recht schön und gut, und ich will es auch gern tun, aber wenn ich dort bin, wird sie mich einsperren und nicht mehr fortlassen.“

„Ai, du dummer Bub,“ lachte sie ihn aus, „du sollst ja jetzt glaich gehn. Wann du Licht siehst, na, dann kehrst du um, wann aber nicht, dann schlaichst du hinain, stiehlst das Geld und bringst es dainer wahren Mutter, was dich lieber hat, als böses Waib, was dich schlagt.“

„Und du wirst dann reich sein," erklärte er nochmals voller Freude, „und brauchst nicht mehr so zerlumpt zu gehen."

Sie aber jammerte:

„Joj Isten, und wann der Mensch noch so viel stiehlt, ist Dieb doch noch nie raich geworden; außer ist er sehr großer Herr, was glaich kann viel stehl'n. Aber so ains braucht sich auch wieder viel mehr als arme Zigeuner, und blaib ich dabai: Hat es sich noch nicht gegeben raichen Dieb!"

Nach diesem Herzenserguß erteilte sie ihm noch mancherlei wohlerprobte Verhaltungsmaßregeln, begleitete ihn durch den Wald, durch den er sich graulte, so spät allein zu gehen, versprach, an derselben Stelle auf ihn zu warten, und entließ ihn dann mit dem zigeunerischen Diebessegen:

„Dein Engel hüte dich beim Stehlen,
Kein Hund soll deinen Schritt anbellen,
Greif zu und fasse tief hinein,
Gewissenhaft steck alles ein.

Das Geld, es bring dir reichen Segen
Kein Galgen steh auf deinen Wegen —
Verläßt du dich auf Ehrlichkeit,
Dann bringst du's sicher niemals weit!"

Nachdem er ihr zum Abschied wie ein Erwachsener die Hand geschüttelt hatte, schlich er, vorsichtig jedes Geräusch vermeidend, dem wie ausgestorben daliegenden Gehöft zu. Am Zaun angekommen, rief er erst leise nach Sultan, dem Hofhund, der ihn auch gleich an der Stimme erkannte und sich, seinen Quälgeist fürchtend, mit eingezogenem Schweif aus dem Staube machte.

Vor der großen Stube, in welcher auch die buntbemalten Paradebetten standen, während die Eltern auf ganz gewöhnlichen Gestellen schliefen, blieb er nochmals horchend stehen. Er hätte gar nicht geglaubt, daß er so aufgeregt sein würde, und schämte sich seiner Zaghaftigkeit. Als er aber dann die Mutter ruhig und regelmäßig atmen hörte, wurde er wieder zuversichtlicher und drückte behutsam die Klinke herunter. Ganz gegen seine Erwartung ging die Türe mit lautem, knarrendem Geräusch auf. Zu Tode erschrocken, blieb er wie angewurzelt stehen, und wäre um keinen Preis der Welt imstande gewesen, auch nur einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu tun.

Verschlafen murmelte Mara: „Wer ist da?" drehte sich aber, als alles mäuschenstill blieb, gleich wieder nach der anderen Seite um und schlief im selben Augenblick schon weiter.

Trotzdem rührte sich Tuno noch lange nicht von der Stelle und mußte sich erst seinen ganzen Haß ins Gedächtnis zurückrufen, ehe er die nötige Courage zum weiteren Handeln fand. Dann ging er aber auch mit der Unverschämtheit eines alten, gewiegten Einbrechers vor. Wie eine Katze schlich er ans Bett der Mutter, kauerte vor demselben lauernd nieder und zog behutsam die Schlüssel unter dem Kopfkissen hervor.

Damit war der schwerste und gefährlichste Teil der Arbeit getan, dem gegenüber alles andere Kinderspiel war. Die Hauptsache blieb, jedes Geräusch zu ver-

meiden; da sie aber nicht einmal durch das laute Knarren der Türe aufgeweckt worden war, so hatte er jetzt erst recht nichts zu befürchten.

Um vieles sicherer wandte er sich daher der großen hölzernen Truhe zu, die ebenso wie die Paradebetten mit grellfarbigen Blumen bemalt war und gleichfalls aus der Mutter Aussteuer stammte.

Die Schlüssel klirrten zwar ein wenig, doch ließ sich Tuno dadurch nicht mehr stören, sondern probierte so lange ungeniert weiter, bis er den richtigen gefunden hatte und das Schloß aufsprang. Nun durchwühlte er die Sachen von oben bis unten, bis ihm endlich das bekannte Kästchen in die Hände kam, mit dem er schleunigst verschwinden wollte.

Da, als er sich eben aus der knienden Stellung erhob, fiel der Deckel, an den er wohl irgendwie angestoßen sein mochte, mit dröhnendem Gepolter herunter und klemmte noch überdies seinen Rock fest.

Entsetzt sprang Mara auf, doch ehe sie den Sachverhalt noch recht begriff, hatte er sich schon freigemacht und rannte was ihn die Füße tragen mochten davon. Sie, rasch ernüchtert, hinter ihm drein, doch nie und nimmer wäre er einzuholen gewesen, wenn nicht gerade Nachbar Jvanovac, wie das ja die Landleute zur Erntezeit zu tun pflegen, nach dem kommenden Wetter Ausschau gehalten hätte.

Schon der gellende Aufschrei des zu Tode erschrockenen Weibes hatte ihn auf etwas Außergewöhnliches gefaßt gemacht, und als er gleich darauf Tuno, einem Schatten gleich, über den Hof huschen sah, da wußte er sofort, was die Uhr geschlagen habe. Ohne sich zu besinnen, rannte er ihm mit Riesenschritten nach und ergriff ihn auch gerade noch knapp vor dem Walde, in dem er sonst, geborgen durch das tiefe Dunkel, sicher entkommen wäre. Und während er ihn mit der Linken in eiserner Umklammerung hielt, quittierte er mit der Rechten sein wütendes Kratzen und Beißen durch wohlapplizierte Backpfeifen, die jeden Widerstand brachen und kein Verlangen nach weiterer Fortsetzung aufkommen ließen.

Beim Zurückgehen suchte sich Tuno des Geldkästchens unauffällig zu entledigen, wobei er hoffte, daß es Jula Farkas entdecken würde, und fand sie es nicht, so war er schon froh, wenn es überhaupt weg war und die Mutter den Schaden hatte. Des Nachbars Aufmerksamkeit vereitelte aber auch diese Absicht, und so hatte Mara wenigstens keinen pekuniären Verlust zu beklagen.

Aufs tiefste erschüttert nahm sie das Unglückskind in Empfang, wußte aber nicht recht, was sie eigentlich mitten in der Nacht mit ihm anfangen und wie sie ein nochmaliges Ausreißen, das er doch sicherlich versuchen würde, verhindern sollte.

Auch hierin kam ihr der Nachbar bereitwilligst zu Hilfe, indem er Tuno, nachdem er sich erst gründlich überzeugt hatte, ob er nicht etwa Streichhölzer in den Taschen habe, bei sich im Holzschuppen einsperrte.

* * *

In ihrem Nachbar Jvanovac war Mara ein treuer Helfer bei der Erziehung des unbändigen Burschen erstanden. Nicht gerade, daß der Bauer einen innerlichen Drang zum Jugendbildner in sich gefühlt hätte, o nein, denn sonst hätte er ja bei seinen eigenen wildaufwachsenden Kindern anfangen können; aber nun bot sich ihm eine so schöne Gelegenheit, dem Bengel all den Schabernack heim-

zuzahlen, unter dem er als Nachbar am meisten zu leiden gehabt hatte und gegen den er wegen Antes Affenliebe nie ernstlich aufkommen konnte.

Solch eine Rachsucht hätte unter anderen Verhältnissen Unheil anrichten können, hier indes nicht, weil Tuno stets dafür sorgte, daß er die Prügel nicht unverdient bekam, denn wenn auch Ivanovac die neueste Schandtat oft noch gar nicht zu Ohren gekommen war, so wußte dies doch glücklicherweise der Junge nicht, sondern war der Meinung, daß er schon verraten worden sei.

Tuno, der nicht einen einzigen gleichaltrigen Freund und treuen Spielgefährten hatte, sah sich auch in gleichem Maße von den größeren Kindern gemieden, und da ihn die Erwachsenen erst recht mit mißtrauischen und scheelen Blicken verfolgten, so wurde er nur noch verschlagener und boshafter. Und dann war auch seit der Mutter Regiment mit ihm insofern eine Veränderung vorgegangen, als er sich nun nicht mehr seiner Streiche brüstete, sie vielmehr anderen zuzuschieben suchte, und da doch schließlich auch die anderen Kinder nicht gerade lauter Musterknaben waren, so gab es manche unverdiente Strafe, für die ihm neue Feindschaft erblühte. Er war aber nicht danach geartet, sich darüber zu grämen, im Gegenteil, die verbissene Wut der anderen, die sich nicht an ihn heranwagten, weil sie seine Heimtücke fürchteten, bereitete ihm sogar Freude, und mit einer Phantasie, die das Schlimmste für seine weitere Entwicklung befürchten ließ, malte er sich aus, wie er sich an diesem oder jenem rächen könnte.

Und doch hatte auch dieses anscheinend so herzlose Kind Stunden, wo es bitterlich über sich weinte, wo es qualvoll die Hände rang und sich danach sehnte, besser zu sein. Das war dann, wenn es sich nach ermüdendem Herumtreiben im heimlich stillen Buschwerk des Waldes erschöpft niederließ und über sich die Blätter des tausendjährigen Eichenwaldes rauschen hörte, und zwischen den Kronen der Bäume hie und da die Wolken treiben sah. Dann schloß der Kleine die Augen und horchte ganz überwältigt dem Sang der Vögel. Aus ihrem Jubeln und aus ihrem Klagen fühlte er unbewußtermaßen die Schönheit der weiten Welt preisen, und seiner Seele bemächtigte sich eine Sehnsucht, die er zwar nicht begriff, die ihn aber mit solcher Gewalt erfaßte, daß er nur den einen Wunsch hegte: anders zu werden. In solchen Momenten hätte er sich allen schluchzend zu Füßen werfen und sie um Verzeihung wegen seiner Schlechtigkeit anflehen mögen.

Stand er aber dann auf, um nach Hause zu eilen, dann wurden seine Schritte plötzlich zögernder und zögernder, denn auf einmal trat die Wirklichkeit vor ihn hin. Er wußte, was seiner wegen des unerlaubten Wegbleibens wartete, und gerade, weil er in einer ganz anderen, schöneren Welt geweilt, wurde er nun um so verbissener. Anstatt in sich zu gehen, suchte er sich an den Menschen, die ihn nicht verstehen wollten, die ihm nicht einmal seinen Wald gönnten, zu rächen, ihnen weh zu tun, und wo seine Kraft dazu nicht reichte, da vertröstete er sich auf die Rückkehr des Vaters, den er schon für sich gewinnen würde.

Markovič war aber inzwischen hinter den Gefängnismauern ein klein wenig lebensklüger geworden, er hatte gelernt, in und um sich zu schauen. Zu dieser Weisheit, die füglich die Grundweisheit aller Weisheiten ist, hatte ihm ein Zufall verholfen.

Als er nämlich in den ersten Tagen tobte und fluchte, und sich hoch und heilig verschwor, an dem elenden Schulmeister, dem er die neun Monate zu verdanken habe, Rache nehmen zu wollen, hatte ihn ein wegen Mordes verurteilter Bauer vor solch unvorsichtigen und gefährlichen Redensarten gewarnt.

Ante, der den aus einem Nachbardorf stammenden Mann kannte und, wie jeder andere Bauer, in einem aus Rachsucht begangenen Mord kein Verbrechen sah, ließ sich dessen Geschichte erzählen, und als jener mit dem Rate schloß:

„Laß dir mein Unglück zur Warnung dienen, und glaube mir, daß ich jetzt die heilige Wahrheit sage: ich habe den Mann nicht erschlagen, und nur die unselige Drohung, die ich ebenso gedankenlos wie du ausstieß, hat mich in Verdacht gebracht“, da wurde Ante nachdenklich.

Ganz gegen seine frühere Gewohnheit begann er über sich und sein Familienleben nachzugrübeln, und da ihm die Gefängnisordnung, die noch nicht auf die erzieherische Wirkung der Arbeit zugeschnitten war, dazu hinlänglich Zeit ließ, so fingen sich in seinem schwerfälligen Gehirn die Gedanken doch nach und nach zu ordnen und zu klären an.

Natürlich war er noch weit davon entfernt, seinem Jungen unrecht zu geben oder ihn gar für verdorben und herzlos zu halten, aber immerhin sah er schon ein, daß doch die Mutter nicht das eigene Kind einer Schlechtigkeit beschuldigen würde, wenn sie nicht, wenn auch irrigerweise, davon überzeugt wäre.

Daß Mara gegen das arme Kind zu streng sei, stand bei ihm allerdings unerschütterlich fest, aber jetzt, wo er sein Tun vor ihr nicht zu beschönigen brauchte, gestand er sich auch ein, daß er sie vielleicht erst durch seine blinde Parteinahme dazu getrieben habe, und einmal soweit, ging er auch einen Schritt weiter und nahm sich vor, von nun an sein Weib anzuhören und das Gehörte ruhig zu prüfen.

Diesem Vorsatz suchte er auch nach seiner Entlassung treu zu bleiben. Die angeborene Schlauheit und ein hie und da aufgeschnapptes Wort hatten aber den Jungen bald über des Vaters seltsames Wesen belehrt und ihn Mittel und Wege finden lassen, seinen Willen dennoch durchzusetzen.

Wie hätte auch der sein Kind von der Stunde der Geburt an abgöttisch liebende Vater gegen die Tränen und das Klagen seines von allen gestoßenen Augapfels verstockt bleiben sollen! Freilich, immer hatte Tuno nicht leichtes Spiel, denn das Monate währende Grübeln war an dem Alten doch nicht völlig spurlos vorübergegangen, und wenn ein oder das andere Mal die begleitenden Umstände gar zu deutlich gegen den Beschuldigten sprachen, dann mußte er sich ja an seinen Vorsatz erinnern.

Der Junge kannte indes die Schwächen seines Vaters zu genau, um nicht auch aus ihnen Vorteil zu ziehen. Sah er also ein, daß mit Bitten und Klagen und selbst durch Schmeicheln nichts zu erreichen sei, dann verlegte er sich aufs Verleumden, und Ante war von dem Wunsch, seinem armen Kinde recht geben zu können, noch zu sehr beherrscht, um die raffinierte Verlogenheit sofort zu durchschauen.

Nur einen Punkt gab es, wo des Jungen Macht aufhörte: die Mutter! Seit er des Vaters Augen gesehen hatte, als er diese aus Rache für ihre Strenge ganz vorsichtig zu verdächtigen versucht hatte, wagte er nicht mehr daran zu rühren.

Ante hatte gegenüber seinem Weibe ein zu schlechtes Gewissen, als daß er es gewagt hätte, dieses noch mehr zu belasten. Bei dem fortwährenden Grübeln war es ihm nur zu deutlich zum Bewußtsein gekommen, wie unrecht er ihr oft getan und wie sehr er sie beim Abschiednehmen durch das Übersehen des kleinen Ante gekränkt hatte.

Daß sie ihm das noch immer nachtrug, erkannte er nur zu bald, aber so oft er auch gegen die verletzende Kälte, mit der sie über ihn hinwegsah, losdonnern wollte, immer lag etwas in ihrem Wesen, das ihn sofort verstummen machte.

Gemütlicher wurde es dadurch im Hause nicht, und Mara kam leider erst zu spät zu der Einsicht, daß sie gerade dadurch Vater und Sohn wieder einander zugetrieben hatte.

Anstatt seinen Jungen begann nun Ante sein Weib mit mißtrauischen Blicken zu verfolgen; dafür, daß Tunos gelegentlichen Schmeicheleien die innere Herzlichkeit fehlte, daß er ihm überhaupt nur dann etwas zärtlicher nahte, wenn er etwas erreichen wollte oder wenn er etwas angestellt hatte, war er blind, um so deutlicher empfand er dagegen das Ausweichen seiner Frau, und obgleich er doch die Ursache ihres Verhaltens ganz genau kannte, redete er sich doch in einen förmlichen Haß gegen seinen Zweitgeborenen hinein, an den sie die Liebe, die sie ihm entzog und an die er ein verbrieftes Recht zu haben glaubte, verschwendete.

Der Kleine, der schon ganz niedlich — wenn auch meist nur für die Mutter verständlich — zu plaudern anfing, fühlte des Vaters mangelnde Liebe instinktiv, und wollte ihn Ante, einer besseren Regung folgend, wirklich einmal an sich ziehen, so entzog sich das Kind furchtsam der ungewohnten Liebkosung und suchte schreiend und weinend den schützenden Schoß der Mutter auf. Das war für Ante natürlich Grund genug, seinen Widerwillen gegen das Kind bei sich selbst zu entschuldigen, und als sich solch ein Fall eines Tages wiederholte, ließ er sich im blinden Zorn zu dem Schimpfnamen „Wechselbalg“ hinreißen.

Mara stand im ersten Moment wie erstarrt da, nicht anders, als ob ein Schlag ihre Kräfte gelähmt hätte, dann riß sie das Kind hoch, drückte es fest an sich und packte mit der freien Hand Tuno, um ihn dem Manne zuzustoßen und zu schreien: „Da ist der Wechselbalg, da, da! Nimm ihn und mache mit ihm, was du willst, aber mein Kind laß ich nicht von dir beschimpfen, sonst — —“.

Zu ihrem Glück kam sie noch rechtzeitig zur Besinnung, aber hinaus mußte sie, um ihn und den Eindringling nicht zu sehen, denn jetzt ein Blick des Einverständnisses zwischen diesen beiden, und sie hätte nicht länger schweigen können, und wenn daraus ein Unglück entstanden wäre!

Antes Geist war etwas schwerfällig, aber daß hier etwas ganz Besonderes vorliegen müsse, begriff er doch. Und während er noch ganz verblüfft dastand und vergebens das Rätsel zu ergründen suchte, fiel von dem Jungen, der mit echtem Zigeunerspürsinn witterte, daß jetzt seine Stunde gekommen sei, ein Wort, das das Schicksal dieser Menschen auf lange hinaus entscheiden sollte.

Eng an den Vater geschmiegt, so daß dieser, selbst wenn er den geringsten Argwohn gehabt hätte, den erst heimtückischen und dann auf den Erfolg lauernden Blick nicht sehen konnte, träufelte er ihm die Verdächtigung ins Herz:



„Du hältst immer zu mir, sie aber nur zu dem — Großknecht."

Diesmal saß die Verleumdung. Er hätte den Sinn dieser abscheulichen Lüge vielleicht gar nicht begriffen, wenn ihm nicht kurz vorher selbst das Wort „Wechselbalg" entfahren wäre. Dieses Wort mußte ihm ein guter Engel eingegeben haben, damit er endlich sehend werde. Und je mehr er sich in den Gedanken verbohrte, um so mehr schalt er sich seiner bisherigen Blindheit, denn nun war es ja auch klar, warum ihn die frohe Botschaft von der Hoffnung auf das zweite Kind so gleichgültig gelassen hatte.

Als ob er es geahnt hätte, daß er jetzt den Vater seinen Zweifeln überlassen müsse, zog sich Tuno sachte von dem finster vor sich Hinstarrenden zurück und schlich schließlich lautlos zur Türe hinaus.

Marković, der ohnehin nicht danach geartet war, kurzerhand Klarheit zu schaffen, empfand aber auch deshalb Angst vor einer offenen Aussprache, weil er sich, trotz aller Voreingenommenheit, gestehen mußte, daß im Grunde genommen nicht der geringste Anhalt zu solch gemeinem Verdacht vorlag.

Der innere Zwiespalt zerriß ihn förmlich, denn so sehr ihn gekränkte Eitelkeit und ein letzter Rest von Liebe eine Bestätigung des Ungeheuerlichen fürchten ließen, ebensosehr verlangte er andererseits nach einem Vorwand zur Verstoßung dieses Kindes, für das er nichts fühlte, für dessen Fortkommen auf Kosten seines Lieblings zu sorgen ihn aber das Gesetz zwang.

Mit argwöhnischen Blicken beobachtete er von dem Tag an sein Weib und den Großknecht, aber so sehr er auch aufpaßte und bald hier und bald dort unvermutet auftauchte, er konnte keinen einzigen Blick des Einverständnisses zwischen den beiden erhaschen, geschweige denn, daß er sie je beisammen getroffen hätte, es sei denn, daß es die gemeinsame Arbeit unbedingt erheischte.

Obgleich sie genug mit sich und ihren Sorgen zu tun hatte, mußte dies sonderbare Gebaren Mara schließlich doch auffallen. Ihr erster Gedanke war natürlich der, daß er hinter ihr Geheimnis gekommen sei oder es wenigstens ahne. Diese Furcht schwand aber rasch, da sich ja dann doch auch sicher sein Verhalten gegen Tuno geändert hätte, denn mochte er auch den Jungen noch so sehr geliebt haben, daß er auch ein Zigeunerkind liebkosen könnte, hielt sie für ausgeschlossen.

Mara war von Hause aus der stärkere Charakter, und nur die jahrelangen Vorwürfe und Klagen ihres Mannes wegen des ausgebliebenen Erben, und dann später die wahnsinnige Angst vor der Entdeckung ihres Betruges hatten ihre Energie zeitweise zu untergraben vermocht. Seit sie aber für das Glück ihres eigenen Kindes kämpfte, war die alte Tatkraft in ihr von neuem erwacht, und die ließ sie nicht so leicht vor etwas zurückschrecken.

Daß bei Ante nichts durch Zank und Streit zu erreichen war, daß ihn, wie die meisten schwachen Menschen, vielmehr offener Widerstand erst recht zum Beharren auf dem einmal Gesagten reizte, hatte sie längst erkannt, und so suchte sie sich denn nun in angeborener Weibesschlauheit seine Schwächen nutzbar zu machen.

Vor allem hatte sie eine Handhabe in seiner gesunden Sinnlichkeit, die ihn noch stets, und wenn er sich dagegen auch noch so sehr sträubte, nach einem ehelichen Zwist zuerst das versöhnende Wort zu sprechen zwang. Ihr kälteres, ruhiges

Temperament gab ihr ohne weiteres einen Vorteil über ihn. Hinzu kam noch, daß er das kleine Fünkchen von Liebesglut, das in ihr noch flackerte, durch die Abneigung gegen ihr Kind fast völlig erstickt hatte.

Nach Liebe dürstend aus dem Gefängnis zurückgekehrt, hatte er ihr auch in der ersten verschwiegenen Stunde seine inneren Kämpfe und den gefaßten Vorsatz verraten, sich nie wieder durch seine Liebe zu Tuno zu einer Ungerechtigkeit gegen sie hinreißen zu lassen. Daß es ihm damit ernst war, bezweifelte sie nicht, denn sie wußte, daß er im Grunde genommen herzensgut war, aber eben so klar sah sie auch voraus, daß er über kurz oder lang doch wieder seiner wahnsinnigen Affenliebe erliegen würde.

Diese Gewißheit bestimmte nun ihr Verhalten, und wenn er ein aufmerksamerer Beobachter und weniger heißblütiger Liebhaber gewesen wäre, hätte er bald feststellen können, daß sich ihre Hingabe ganz nach seiner Behandlung des Jungen richtete, daß ihre Zärtlichkeitsbeweise gewissermaßen einer Zensur glichen.

Die Tatsache selbst fiel ihm allerdings bald auf, nur blieb ihm der innere Zusammenhang verborgen, und so kam es denn, daß Tunos Erziehung eine Zeitlang ganz von den Herzensneigungen seines Vaters abhing.

Nur mit einem hatte Mara nicht gerechnet: Daß ihre immerwährende kalte Zurückhaltung schließlich auf ihren Mann ernüchternd einwirken und seine Gefühle gleichfalls erkalten lassen könnte.

In diese kritische Zeit fiel auch noch der böse Samen zu Antes Argwohn, und nun glaubte er natürlich den Grund für ihre Gleichgültigkeit zu kennen. Trotzdem fand er nicht den Mut zu einer direkten Antwort auf ihre Frage nach der Ursache seines jetzt so sonderbaren Wesens, sondern drückte sich mit vorsichtigen Andeutungen um eine ehrliche Aussprache herum.

Durch sein immer auffäligeres Gebaren, in Verbindung mit den gefallenen Anspielungen, kam sie indes doch dahinter, daß er ihr nichts mehr und nichts weniger als einen ganz gemeinen Ehebruch zutraute. Und das ihr, die ihn nie auch nur durch den kleinsten Gedanken in seiner Mannesehre gekränkt, die ja nur aus übergroßer Liebe zu ihm eine so schwere Schuld auf sich genommen hatte!

Im Zorn über diese sie schwer beleidigende Entdeckung ließ sie sich zu der Drohung hinreißen, daß er es eigentlich gar nicht besser um sie verdient hätte, und wenn sie auch schwören könne, ihm bisher die Treue gehalten zu haben, so könnte sie nunmehr nicht weiter für sich gutstehen.

Ihre Klugheit bewahrte sie glücklicherweise vor jedem falsch zu deutenden Schritt und Blick. Nicht wenig trug hierzu auch die Überzeugung bei, daß Vinko tatsächlich der Mann war, der einer Frau gefährlich werden konnte. Sie selbst war freilich dagegen gefeit, doch wußte sie nur zu gut, wie sehr das Geheimnisvolle, das die Vergangenheit dieses Menschen umgab, die Frauen und Mädchen reizte, und daß manche sogar stolz gewesen wäre, sein Schatz zu sein.

Nach der Verheiratung von Joos Nachfolger hatte der Bauer den zur Erntezeit ins Dorf gekommenen Vinko, der in gleichem Maße durch seine rastlose und unermüdliche Tätigkeit wie durch sein zurückgezogenes, wenn auch nicht gerade scheues Wesen auffiel, zum Großknecht gemacht. Er hatte dies auch nie zu bereuen

Staffelsee (1908) Edmund Steppes

(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Friedr. Hoefle, Augsburg)

gehabt, denn der etwa dreißigjährige Knecht, der nie zum Kolo und kaum einmal ins Wirtshaus ging, verstand es, die Leute im Zaum zu halten und sorgte für den Hof wie für sein eigenes Anwesen. Und doch gab es einen Punkt, wegen dessen sich Markovió nie so recht über den neuen Hausgenossen hatte freuen können.

Nicht etwa, daß ihn das Gemunkel, Vinko sei Mitglied einer bosnischen Räuberbande oder gar deren Anführer gewesen, beunruhigt hätte, da doch der Räuber in den Augen der Bauern und nun gar in denen der Bäuerinnen immer ein gewisses Ansehen genießt; aber warum war er so verschlossen und sprach nie davon? Was hatte er denn zu scheuen? Seine Papiere mußten doch in Ordnung sein, denn sonst wäre ja der Gendarm gegen ihn eingeschritten. Das gab mancherlei zu denken.

Markovió hatte natürlich auf alle mögliche Weise hinter die Wahrheit zu kommen gesucht, bis ihm endlich die sich immer gleichbleibende Antwort: „Ein jeder muß sein Kreuz tragen," das weitere Fragen verleidete.

Er fühlte sich aber durch diese „dumme Halsstarrigkeit" und das dadurch gezeigte Mißtrauen in seine Verschwiegenheit natürlich schwer beleidigt, und hätte den Menschen, der ihm dadurch ganz unheimlich wurde, auch sicher längst entlassen, wenn er nicht dessen unersetzbare Arbeitskraft, die ihm gut zwei Leute ersparte, geschätzt und — seine Rache gefürchtet hätte.

Und Furcht vor Vinko war es im letzten Grunde auch, die ihn alles ableugnen ließ, als ihn Mara schließlich dennoch zur Rede stellte. Als sie aber nicht nachgab und ihm in heller Empörung über seine zweideutigen Redensarten, die ihr nachgerade das Leben verleideten, wütend zurief:

„Du bist ein erbärmlicher Feigling, du hast nur den Mut, ein wehrloses Weib zu knechten, aber vor einem Mann kriechst du ins Mauseloch!" — da verlor er doch die Besinnung, und mit einer Stimme, die über den ganzen Hof hinhallte, schrie er los:

„Ich mich fürchten?! Etwa vor dem Lumpen, mit dem du es hältst?! Mit der Peitsche jage ich ihn vom Hofe, den Strolch, der für anständiges Räuberhandwerk längst zu schlecht ist und sich auf Weiberfang verlegt. Solch einen räudigen Hund erschlägt man mit der Holzhacke, mit der — —"

Das Wort blieb ihm im Halse stecken, als sich plötzlich Vinkos Hand mit schwerem Druck auf seine Schulter legte. In dem Auge dieses Menschen lag etwas so seltsam Bezwingendes, das Ante ganz scheu den Blick zu Boden zu schlagen und Mara, die erst mit einem Schreckensruf davonstürmen wollte, zum Stehenbleiben zwang.

Minuten vergingen, Minuten, in denen die Eheleute kaum zu atmen wagten, während sich des Knechtes Brust stoßweise hob und senkte und er sichtlich mit einem schweren Entschluß rang. Mara fand zuerst das Wort.

„Verzeih' ihm," lenkte sie, zitternd vor Angst und Schmerz, ein, „und sag' du ihm, daß er ein Narr ist, vielleicht glaubt er dir eher."

„Was nutzt hier sagen und beteuern," knurrte Markovió vor sich hin, und, den Kopf plötzlich erhebend, schaute er jetzt trotzig-herausfordernd von einem zum andern und schrie: „Beweise will ich haben, Beweise!"

„Wo hast d u die Beweise?“ wehrte sich Mara empört. „Mit welchem Recht darfst du m i r einen solchen Schimpf ins Gesicht schleudern?“

„Weil ich —“, und wieder brach Markovió mitten im Wort vor dem auf ihn gerichteten seltsamen Blick des Großknechtes, in dem doch nichts von Drohung, eher von tiefer, unsäglicher Trauer lag, ab. Dann fuhr sich Vinko mit der Hand über Augen und Stirne und setzte mit müder, wie gebrochener Stimme, die beide überrascht aufsehen ließ, ruhig, fast unheimlich ruhig, an:

„Ihr habt beide recht und unrecht. Du, Bäuerin, hast recht, wenn du dich über seinen gemeinen Verdacht beklagst, bist aber im Unrecht, wenn du von einem Eifersüchtigen verlangst, daß er dem bloßen Wort glauben soll. Ginge das, dann wäre er ja nicht eifersüchtig und es fiele ihm auch nicht ein, dich so schwer zu kränken.“

„Worte, Worte“, brummte Markovió dazwischen.

„Laß mich zu Ende reden, und du wirst mehr als nur Worte zu hören bekommen,“ entgegnete ihm Vinko bestimmt, und als er sich so Gehör verschafft, fuhr er etwas lebhafter fort: „Daß du unrecht tust, die Mutter deiner Kinder zu beschimpfen, brauche ich dir nicht erst zu sagen, das fühlst du trotz deiner Eifersucht selbst; aber ich weiß auch ebensogut, daß in diesem Fall die Vernunft auch bei Klügeren schweigt, und deshalb hast du ein Recht, nach Beweisen zu verlangen, die dir die Augen über deine Verblendung öffnen. Danke deinem Schöpfer, daß dies bei dir möglich ist — mir ist es schlechter ergangen.“

Unwillkürlich sahen beide zu ihm auf und fühlten, daß jetzt ein Wort fallen würde, von dem ihr Geschick abhängen mußte.

„Also du beschuldigst mich, mit deiner Frau Ehebruch getrieben zu haben,“ fuhr Vinko nach einer Weile fort, und als er darauf keine Antwort erhielt, setzte er leise, wie zu sich selbst sprechend, hinzu: „Auch ich habe gegen mein Weib so gemeinen Verdacht gehegt, auch ich war von Eifersucht besessen —“

„Du bist verheiratet?“ fragten Mara und Ante fast gleichzeitig.

„Ich war es. Gegen mich war aber das Geschick nicht so gütig, wie gegen dich, mir öffnete es die Augen zu spät. Mich hat blindwütiger Wahnsinn zu einer gräßlichen Tat hingerissen, die ich mit fünf Jahren Zuchthaus büßte und die ich doch nie zu Ende büßen kann.“

Und als beide ganz erschüttert schwiegen, da legte er Ante die Hand auf die Schulter und sagte mit zuckenden Lippen:

„So, Bauer, jetzt wirst du wohl nicht mehr glauben, daß ich nach einem fremden Weibe ausschaue.“

Darauf ging er, die Zurufe der Eheleute ganz überhörend, nach seiner Kammer und packte seine Habseligkeiten zusammen. Er brauchte dazu nicht lange und suchte dann den Bauer, der nun völlig zerknirscht in der Kammer seinem Weibe gegenübersaß, wieder auf.

Ante erhob sich bei seinem Eintritt und ging ihm mit verlegen gesenktem Blick entgegen.

„Verzeih' mir,“ bat er schlicht und einfach, „ich habe dir unrecht getan.“

„Nicht mir,“ wehrte Vinko, „deinem Weibe.“

„Auch ihr", gestand Marković und, ihn bei der Hand nehmend, bat er: „Und nicht wahr, du bleibst bei uns, du denkst nicht mehr ans Fortgehen?"

Vinko schüttelte traurig das Haupt.

„Ich muß gehen, ich könnte hier nie mehr meine Ruhe finden, denn ich würde in eueren Blicken, und wenn ihr noch so gut zu mir wäret, doch stets das Grauen über meine entsetzliche Tat lesen."

Und was sie auch dagegen sagten und versprachen, er blieb bei seinem Entschluß. Schon an der Türe, kehrte er jedoch noch einmal um, und Marković treuherzig ins Auge schauend, sagte er:

„Vielleicht nimmst du einen letzten, gutgemeinten Rat von mir an. — Du hast heute eine Krankheit überwunden, sorge dafür, daß du ganz gesundest, denn sonst wird der Friede doch nie in deinem Hause einkehren."

Marković sah ihn verständnislos an.

„Ich verstehe dich nicht," murmelte er gedrückt, „was meinst du damit?"

Der Knecht schüttelte den Kopf, als könnte er es gar nicht fassen, nicht verstanden worden zu sein. Das hilflos einfältige Gesicht seines bisherigen Herrn mochte ihn aber wohl überzeugen, daß er noch deutlicher sprechen müsse, und so sagte er denn:

„Ich habe dich von deiner unseligen Eifersucht geheilt, laß mich dich auch von deiner nicht weniger gefährlichen Affenliebe heilen. Folge deinem Weib und sei streng gegen Tuno, denn der Junge ist schlecht und braucht eine schwere Hand. Hör auf meinen letzten Rat und du wirst dir viel Herzeleid ersparen." Dann setzte er noch rasch ein „Lebewohl" hinzu, und ehe noch Marković ein Wort der Erwiderung fand, hörte er auch schon das Hoftor hinter dem Enteilenden zufallen.

(Fortsetzung folgt)

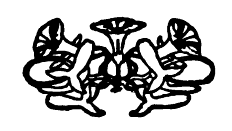


Der Mutter · Von Albert O. Anschütz

Vor mir bist du hergegangen
Ohne Worte, ohne Prangen,

Hast die Steine weggetragen,
Die auf meinem Wege lagen.

Trugst sie bis der Tod gekommen
Und dir das Tragen abgenommen.





Aus der Zeit baltischer Kulturkämpfe

Erinnerungen eines Deutschrussen

> Alles in allem, wenn irgendwo in der Welt tapfere und volksbewußte Deutsche leben, so sind es die in den baltischen Landen: wenn irgendwo Deutsche zum Wohle ihres Gastvolkes gewirkt haben, so sind sie es; wenn irgendwo der dauernde Vorteil des Staates mit ihrem Bestehen verknüpft ist, so ist es dort. Einhardt, Deutsche Geschichte

1. General- und Zivilgouverneur

Es war im Jahre 1866. Die drei Ostseeprovinzen, Liv-, Est- und Kurland, jede einzelne einem Zivilgouverneur unterstellt, waren in Erwägung ihrer politischen Sonderlage, ihrer vom übrigen Reiche abweichenden, analogen historischen Entwickelung und gleichartigen Nationalitätsverhältnisse noch zu einer administrativen Einheit zusammengefaßt, an deren Spitze ein Generalgouverneur stand.

In der alten Hansestadt Riga — als topographischer Mittelpunkt und einzige Großstadt des Baltenlandes naturgemäß dessen tonangebende und führende Kapitale — wurden alljährlich zu bestimmtem Termin, nach Eintreffen des Generalgouverneurs aus Petersburg, die Spitzen der provinziellen Verwaltungsorgane nebst den Abgeordneten der Ritterschaften und Stadtgemeinden in offizieller Versammlung ins Schloß berufen, wo der oberste Regierungsvertreter sie in feierlicher Ansprache begrüßte und ihnen die besonderen Wünsche Seiner Majestät des Kaisers und das demgemäße Programm für das kommende Verwaltungsjahr eröffnete, eine jede Gruppe um tunlichste Unterstützung und Mitwirkung ersuchend. Der Zivilgouverneur von Livland hielt die Erwiderungsrede, in welcher die politische Lage, Status und Stimmung im Lande gezeichnet wurden. Solches war der Brauch seit langer Jahresreihe. Die Verhandlungen wurden beiderseits im Deutschen, der amtlich geltenden Behördensprache der Ostseeprovinzen, geführt.

Im Jahre 1866 war es. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl und die Macht der Nationalistenpartei in der Reichsregierung. Ihr gegenüber reichten die aufrichtigen deutsch-baltischen Sympathien Kaiser Alexanders II. nachgerade selbst

nicht mehr aus, um die Ostseeprovinzen dauernd im unangetasteten Vollgenuß ihrer geistigen und materiellen Güter zu schützen: der Sprache und der Glaubensfreiheit, wie ihrer verfassungsmäßigen Sonderrechte auf politischem Gebiete. Wohl jedes neue Jahr brachte dem Lande die eine oder andere Enttäuschung — Einschränkungen, Angriff und Kampf.

Der Generalgouverneur Graf Peter Schuwalow, der nachmalige Vertreter Rußlands auf dem Berliner Kongreß, war eben zurückgetreten und Fürst Albedinski zu seinem Nachfolger ernannt. Er ist just aus der Residenz in Riga eingetroffen, und vollzählig harrt die Ständeversammlung im großen Saale des alten Schlosses auf sein Erscheinen — an ihrer Spitze der Zivilgouverneur von Livland, Dr. utriusque juris August von Öttingen, eine Persönlichkeit, der in bezug auf Vielseitigkeit und Bedeutsamkeit ihres Wirkens nicht viele aus der Landesgeschichte sich an die Seite stellen lassen: ehedem Landmarschall von Livland, dabei als Kammerherr und später Hofmeister des Allerhöchsten Hofes zu Petersburg in direkten Beziehungen stehend.

Wohl keiner in der Versammlung mochte sich jetzt so tief und lebhaft betroffen fühlen wie e r, der Nächstbeteiligte, als der Generalgouverneur seine Rede anhebt und die von niemand erwarteten Laute der Reichssprache an sein Ohr schallen. Bloß die Einleitungssätze jedoch sind es, die der Fürst — in unwillkürlich gewohnheitsmäßiger Weise, versehentlich etwa? — r u s s i s c h vorbringt: sogleich danach geht er aufs Deutsche über, das im Laufe einer eingehend vertieften, durchaus sympathischen Ansprache nahezu akzentfrei von seinen Lippen tönt. Die Versammlung ist mit dem flüchtigen Mißgriffe bereits gänzlich ausgesöhnt und folgt mit Aufmerksamkeit den weiteren Ausführungen, als plötzlich, nach einer Fermate, der Redner Atem holt und aufs neue die fatalen Laute ertönen. Fürst Albedinski motiviert, in eigentümlich gesuchter Weise, daß es einmal „seine Gewohnheit“ sei, ein für allemal in derjenigen Sprache zu schließen, in welcher er gerade begonnen, daher wolle die hohe Versammlung ihm gestatten, sich für die wenigen Worte, welche er noch auf dem Herzen habe, des Russischen zu bedienen.

Die Worte sind verhallt, der Redner nimmt seinen Platz ein.

„Man merkt die Absicht und man wird verstimmt“: ein offenbarer Verstoß gegen Brauch und Satzungen, ein beabsichtigter, wohlerwogener Eingriff in die garantierten Privilegien und Rechtsame des Landes, der entschiedenste Zurückweisung heischt! Was wird Öttingen jetzt tun? ... Wie wird, wie k a n n er reagieren: er selbst, als Gouverneur, ja nur ein Beamter, ein Vertreter derselben russischen Regierung, in deren Namen Albedinski soeben gesprochen! — Diese Gedanken, diese Frage beschäftigen jeden der Anwesenden, und atemlose Stille herrscht, als jetzt der Gouverneur einen Schritt vortritt, als er, sein mächtiges Haupt nach rechts und nach links wendend, die Versammlung mit ruhigem, klarem und festem Blicke überfliegt und dann, zu seinem hohen Vorgesetzten gerichtet, beginnt.

In l a t e i n i s c h e r Sprache ertönen seine Worte, unbekümmert darum, daß der Generalgouverneur als einstiger Zögling einer russischen Militäranstalt

„Nimmer lernte den Jargon
Des Hellenen und des Römlings.“



Klangvoll fließen sie ineinander, als strömten sie von den Lippen Ciceros. Sobald jedoch die einleitenden Perioden ihren Abschluß erreicht haben, führt der Redner seine Entwickelungen in der deutschen Landessprache fort: mit der exakten Präzision, mit der pointierten Schärfe, den überraschenden Wendungen und geistvollen Anknüpfungen und Übergängen, die man an ihm gewohnt ist. Nichts scheint mehr zu erübrigen; die Lage ist jedem in durchsichtiger Klarheit vor Augen geführt, Licht und Schatten aufs feinste verteilt und abgetönt — das Letzte erschöpft, als der Gouverneur, sich der Versammlung zuwendend, mit erhobener Stimme die Worte äußert: „Da auch ich, gleich meinem erlauchten Vorredner, meine Ausführungen in keinem anderen Idiom zu Ende führen mag als in demjenigen, mit welchem ich begonnen, so lassen Sie mich jetzt, in Ihrem Namen m i t, ausrufen:

„Vivat terra Baltica
Et qui illam regit!"

Der Eindruck auf allen Seiten war ein faszinierender: auf den Generalgouverneur und seinen Beamtenstab schien er eine eigentümlich verblüffende Wirkung auszuüben, während in den baltischen Reihen allenthalben das Bewußtsein Platz griff, daß Livland der Entwickelung der Ereignisse ruhig entgegensehen könne, solange dieser Mann von der Regierung selbst an die Spitze der Provinzialverwaltung gestellt bleibe.

Sein Name hat einst im Baltenlande in aller Munde gelebt: von seinem sprühenden Witz, von seiner Schlagfertigkeit, aber auch von seiner unermüdlichen Arbeitskraft und seinem scharfen Blick für Verwaltungsangelegenheiten, wie von der durch keine Menschenfurcht und keine äußeren Schwierigkeiten unterdrückten Energie seines Strebens und Schaffens weiß jeder zu erzählen, dem die Geschehnisse Livlands in den sechziger bis achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht unbekannt geblieben sind.

2. Im Vorzimmer des Ministers

Allsonnabendlich von zehn bis eins die offiziellen Sprechstunden, Empfang für jedermann, und der Vorsalon von Antichambrierenden gefüllt.

Militärpersonen, Hof- und Zivilbeamte jeden Ranges und Alters, Adelsmarschälle aus den entlegensten Provinzen mit straußenfedergarniertem Dreimaster in der Hand und dem Galanteriedegen an der Seite, der Kopf aus goldgesticktem rotem Stehkragen ragend; Gouverneure im Vizefrack und junge Aspiranten und Kandidaten in Balltoilette. Hier und da eine Dame in ernster schwarzer Kleidung — mitunter schön und selbstbewußt, unter kostbarem Hute hervor um sich schauend, öfter wohl in unauffälliger Reserve oder gar mit sorgenvoll in sich gekehrtem Ausdrucke.

Ein Schreiber im Nebengemache trägt die Namen in das Buch, der „Beamte zu besonderen Aufträgen" mit den verbindlichen Manieren, der säuselnden Sprache und dem Stanisläuschen im Knopfloche überbringt, Anmeldung erstattend, die Liste Seiner „Hohen Exzellenz", und wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

In der Nähe eines Fensters saß und stand eine Gruppe von sieben oder acht Herren, aus deren taktvoll gedämpfter Unterhaltung gelegentlich ein deutsches Wort vernehmbar ward. Baltische Herren ohne Frage, mehrere davon in Adelsuniform — Landedelleute, die wohl in dem stets ernster werdenden Kampfe ihrer Provinz gegen die gewaltsamen Russifizierungsmaßregeln als die historisch berufenen Hüter und Vorkämpfer um die alten Rechte und Freiheiten des Landes an höchster resp. allerhöchster Stelle zu persönlichem Appell in die Schranken traten. Doch auch die Amtstracht eines Stadthauptes bemerkt man in der Gruppe, und dort, jenes markante Profil mit dem klar und sicher blickenden Auge und dem humorvoll überlegenen Zuge um den Mundwinkel, vom schneeweißen Spitzbarte kaum verhüllt, — ein Typus des alten, ehrenfesten Mitauschen Oberhofgerichtsadvokaten aus der Mitte des Jahrhunderts, wie er prägnanter und charakteristischer nicht gefunden werden könnte.

Ihnen gegenüber zur Rechten eine andere Gruppe — an Zahl etwas geringer: Militärs und dekorierte Würdenträger in Staatsuniform, kaum ein oder der andere Zivilist darunter. Sie blicken wiederholt zu jenen hinüber; ab und zu mit flüchtiger Gestikulation die Lippen verziehend, wenngleich durchaus in angemessener Zurückhaltung. Wer in ihrer Nähe weilt, vermag aus dem halblaut geführten Austausche dann und wann das Wort: „Njemzy“ (d. h. „Deutsche“) zu unterscheiden — seit Ssamarins und Katkoffs Zeiten, vollends seit der Thronbesteigung Alexanders III. und Pobedonoszeffs Wirken im Munde eines Russen zu oft nur von einem fatal-ominösen Beigeschmacke begleitet, demgegenüber man nie recht weiß, welch innerer Akzent darauf gelegt, welch Nebensinn damit verbunden wird.

Doch da, mit einemmal, ertönt ein anderes Wort, vernehmlicher hervorgebracht, und mehrfaches Schmunzeln wird in der Gruppe bemerkbar. Der es geäußert, kichert in sich hinein und blickt bald einem, bald dem anderen seiner Genossen mit dem Ausdrucke wunschloser Seligkeit ins Angesicht. Seine wohlgerundeten Formen sind in die knappe Uniform eines Garderegiments gezwängt, die ihn als Oberst kennzeichnet, wiewohl der globusförmig hypertrophierte Umfang seiner Leibesmitte, auf niedrig-untersetztem Gestelle ruhend, ihn für den beschaulicheren Beruf eines Professors der Himmelskunde von Hause aus ungleich besser zu qualifizieren schiene. Ein kleiner Kopf mit ebensolchen Augen und rötlich gedunsenem Antlitze auf kurzem, dickem Halse, der eine apoplektische Konstitution andeutet, grau meliertes Haupt- und Barthaar, sorgfältig unter dem Schermesser gehalten, vervollständigen das Signalement.

Schienen die Schallwellen seines Ausspruches auch nicht bis an das Fenster der deutschen Herren hinzudringen, so ließ das Wort, welches die heitere Bewegung in der Gruppe wachgerufen, sich gleichwohl noch mehrfach über die Peripherie seines intimsten Kreises hinaus deutlich genug unterscheiden. Es lautete: „Kolbássniki“, zu deutsch so viel wie „Wurstmacher“; der an sich harmlose nom de guerre, den unsere Ostnachbarn seit alters her den Deutschen beigelegt — gegenüber dem nicht tragischer zu nehmenden „Kapústniki“ („Kohlesser“), das andererseits in den deutschen und polnischen Provinzen des Reichs für das russische Volk,

vorzüglich die Armeesoldaten, altüberliefertermaßen in Brauch ist. Befremden durfte billigerweise die bis dahin nicht erhörte Tatsache, daß ein Vertreter der hohen russischen Dienstkreise nicht Anstand nahm, an solchem Orte, bei solcher Gelegenheit den zugereisten Spitzen des inländischen Deutschtums gegenüber den trivialen Spottnamen in Anwendung zu bringen! Und mehrfach konnte man wahrnehmen, daß einzelne Köpfe aus dem übrigen Teile der Gesellschaft sich in die Richtung des Sprechers wandten — kaum einer darunter mit vergnügtem Blick und beifällig gekräuselter Lippe; die Mehrzahl in kühlster Gleichgültigkeit, wo nicht vielleicht mit dem Ausdrucke der Verwunderung oder offenen Unwillens auf den Zügen.

Bemerkte der vorlaute Witzbold letzteres nicht, oder fühlte sich vielleicht sein kriegerisches Selbstgefühl dadurch gerade erst gestachelt und herausgefordert — genug, seine Bemerkungen begannen sich zu mehren und nahmen einen immer indiskreteren Ton, immer anmaßendere Formen an.

Auch in der ersten Gruppe begann man nachgerade aufmerksam zu werden: die gelegentlichen Gespräche gerieten ins Stocken, und in den Mienen malte sich mehrfach ein Ausdruck gespannter Obacht und Erwartung.

Just in diesem Augenblick erschloß sich aufs neue die Tür, und eine Erscheinung trat in den Saal, die keiner, der sie einmal gesehen, vergessen wird. Ein ausgesprochener Löwenkopf, mit breit auseinanderstehendem, kurz gehaltenem, buschig dichtem weißen Barte fiel zunächst ins Auge. In vornehmer Ruhe und ungezwungenster Natürlichkeit langsam und gemächlich wendet er sich nach rechts, wendet sich nach links, die Versammlung mit einem vollen Blicke der großen runden Augen musternd. Die breite, mächtig gewölbte Stirn über diesem alles durchdringenden, hellblauen Auge mit den zwei charakteristischen Denkerfalten in der Mitte verläuft ohne wahrnehmbare Demarkation in einen Schädel von gewaltigen Verhältnissen und einer wunderbaren Regelmäßigkeit der Modellierung, die dem Phrenologen die glücklichste Vereinigung eminenter Eigenschaften des Willens und des Verstandes dartut und jedem auf den ersten Blick den geborenen „Herrenmenschen" ins Bewußtsein ruft: den prädestinierten Befehlshaber und Gebieter, fähig, sich selbst und seine Umgebung zu beherrschen.

Mit kurzen, langsam-bedächtigen, sicheren Schritten nähert sich die voll gedrungene Gestalt von knapp Mittelwuchs dem ersten Fenster. Das rote Moiré des Stanislausbandes hebt sich über der tief ausgeschnittenen Weste vom Weiß des Hemdes ab und schillert bei jeder Bewegung des mächtig geformten Oberkörpers; auf dem schwarzen Frack fallen die glänzend gekanteten Strahlen des dazu gehörigen silbernen Sternes in die Augen, und daneben gewahrt man das fremdländische Kreuz des Danebrogordens.

Aller Blicke richteten sich auf die auffallende Erscheinung, vor allem innerhalb des kleinen deutschen Kreises am Fenster zur Linken. Die Mienen nahmen einen veränderten Ausduck an, und ein paar Herren erhoben sich von ihren Plätzen — augenscheinlich im Begriffe entgegenzutreten —, als plötzlich die Stimme des Obersten vernehmbar wurde.

„Schon wieder ein Wurstmacher", wandte er sich an seinen Nachbar; „ein

Ältester von der Zunft, wie's scheint: ein ‚Alderman'! Wo man nicht hinblickt, stößt man schier auf einen; überall müssen die sich hereindrängen!"

Gewiß der halbe Saal hat die herausfordernden Worte vernommen; tiefste Stille tritt ein, und aller Blicke ruhen wechselweise auf dem Sprecher und dem neuen Gast.

Die Schritte kürzend verhält der letztere in der Gangart; sein Oberkörper wendet sich zurück, dem dreisten Spottredner voll zu, und ein Blick trifft diesen, welcher allein ausreicht, die unvergleichliche, allseitige Überlegenheit des Eintretenden über seinen Gegner vor der Versammlung mit einem Schlage darzutun, und dem davon Betroffenen noch manche Woche auf jedem Nerv gelastet haben mag. Sekundenlang mit seinem Blicke die unvorteilhafte Gestalt von oben bis unten messend, wendet er sich alsdann von ihr ab und spricht, zu seinen Landsleuten gekehrt, in ruhigem Tonfalle eines tiefen, klangvoll weichen Organs — jede Silbe wägend und einzeln hervorhebend — klar-vernehmlich die Worte:

„Wo sich gemästete Schweine finden, da pflegt gemeinhin auch der Wurstmacher nicht lange auf sich warten zu lassen."

Die Äußerung fiel in russischer Sprache, doch kein störender Zwischenfall trat im Saale ein. Der Oberst mochte fühlen, daß er die allgemeine Sympathie gegen sich erweckt und keine moralische Unterstützung zu gewärtigen habe. Er zog sich in angemessene Reserve zurück und vertiefte sich in eine etwas nervös geführte, sachlich-allgemeine Diskussion mit seinem Nachbarn.

3. Ein halbvergessener baltischer Dichter

Der Name Viktor Andrejanoffs zählt heute — noch nicht zwei Jahrzehnte nach dem Ableben des talentvollen deutsch-russischen Dichters — zu den fast vergessenen. Und doch wäre so manches von den Erzeugnissen seiner eigentümlich frisch und lebenswarm pulsierenden Lyrik des dauernden Fortlebens wert gewesen und würde ohne den grellen Mißklang seines persönlichen Finale zweifellos noch heute, als ein wertes Vermächtnis gehegt, auch über die Grenzen seiner engeren Heimat hinausgetragen werden.

Sein letztes Auftreten an der Öffentlichkeit zerstörte manch schöne Hoffnung, gar manche an sich gewiß berechtigte Illusion, die seine baltischen Freunde und Verehrer in die Kraft seines Wortes, seiner Feder und die Treue seiner Gesinnung während der trübsten politischen Zeiten Livlands gesetzt hatten. War es doch ein Abfall von der deutschen Sache in dem schwergeprüften Lande just in dem Augenblicke, als seine Sprache und seine altbewährten Erziehungsanstalten ihm genommen wurden, ja als von seiner durch Alexander den Gesegneten begründeten Universität, dem alten Dorpat: dem einigenden Mittelpunkte der Provinzen und ihrem geistigen Bollwerk wider Mongolisierung und asiatische Barbarei, der Name selbst durch einen Ukas Alexanders des Dritten vom Erdboden getilgt werden sollte!

Der gegenwärtige Zeitpunkt rechtfertigt es, ein aus naheliegenden Gründen im Baltenlande unveröffentlicht gebliebenes, nur wenigen Personen überhaupt

bekannt gewordenes Gedicht des Sängers, das einen tiefen Einblick in die Seele des viel Bewunderten und viel Geschmähten eröffnet, aus seinem Gewahrsam hervorzuholen und weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Der Augenblick ist vielleicht mehr als ein anderer dazu geeignet, den Mahnworten des verewigten Dichters im Herzen eines jeden treuen Deutschen lebendigsten Widerhall zu verleihen.

Zum Verständnis der Leser seien einige Mitteilungen über die Person und Lebensverhältnisse des Verfassers wie gleichfalls über einige Vorfälle auf dem politischen Gebiet jener Tage voraufgeschickt.

Gegen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Sohn russischer Eltern geboren, gelangte Viktor von Andrejanoff in frühestem Kindesalter nach Riga, wohin sein Vater als Regierungsbeamter versetzt ward. Nach Absolvierung des von der russischen Staatsregierung unterhaltenen deutschen klassisch-humanistischen Gymnasiums am genannten Orte wandte er sich dem Universitätsstudium in Dorpat zu, wo er mehrere Jahre hindurch als beliebter „Landsmann“ aktives Mitglied des Livländerkorps „Livonia“ war. Trotz äußerer Zugehörigkeit zu der herrschenden griechisch-orthodoxen Staatskirche war er so vollkommen in das baltische Deutschtum aufgegangen, daß er nicht nur in bezug auf das allgemeine Kulturleben, sondern auch politisch in rückhaltloser Offenheit dazu hielt, sich selbst ausdrücklich als „Livländer“, nicht als „Russen“ bezeichnend.

Nun war im Jahre 1888 in Riga, der führenden Hauptstadt und dem Brennpunkt der gemeinsamen Landesinteressen der Ostseeprovinzen, ein Zeitungsblatt gegründet worden, das es sich zur Aufgabe machte, das deutsche Baltentum auf eine ausgesprochen schmähliche Art und Weise anzufallen, es herabzuwürdigen und zu verunglimpfen, die Mittelschichten der Bevölkerung nach Möglichkeit dagegen zu hetzen und seine Leser zu dem „einzig natürlichen“ Anschlusse an das Russentum zu mahnen.

Der Entrepreneur — man kann keine bezeichnendere Qualifikation für den Begründer dieses Blattes finden — war ein Reichsdeutscher, der zuvor zeitweilig in einer ziemlich elenden Stadt am mittleren Laufe der Düna als kleiner Privatlehrer ein ärmliches Dasein gefristet. Wie in seriösen Rigaschen Kreisen in Ermittelung gebracht ward, hatte ihm ehedem, noch in seiner Heimat, eine mit rührigem Eifer, dabei durchaus auf eigene Hand — in freier Praxis — betriebene politische Tätigkeit ein längeres Internat auf preußische Staatskosten in Spandau erschlossen. In späterer Folge verhalfen ihm seine in Riga geknüpften Beziehungen zu gewissen russischen Regierungskreisen bei einem der größten reichsdeutschen Tagesblätter zu vorübergehender Anstellung als Petersburger Korrespondent, die er sich jedoch in Bälde genötigt sah infolge mangelnder Übereinstimmung seiner Auslagenrechnungen mit den verfügbaren Belegen niederzulegen.

Unter den harmloseren Kampfmitteln seines Blattes gehörte zu den mit besonderer Vorliebe gehandhabten die frei erfundene, gänzlich aus der Luft gegriffene Anekdote peinlichen, wohl direkt skandalösen oder ridikülen Inhalts über angesehene und ehrenwerte Rigaer Bürger und sonstige bekanntere Vertreter der deutschen Gesellschaft; volle Namensnennung, genaue Angabe von Zeit und Ort

und mehr oder minder detaillierte Aufführung einer Reihe phantasievoll konstruierter Nebenumstände verliehen den zynisch-frivolen Unterschiebungen nicht selten einen gewissen Grad äußerer Wahrscheinlichkeit. Stil und Diktion der Beiträge trugen weit überwiegenden Teils den Stempel niederer Halbbildung: schwerfällige Unbeholfenheit des Satzbaus, Trivialität des Ausdruckes und gewöhnlichste Geschmacklosigkeit bildeten ihre äußeren Kennzeichen.

Verleumdungsklagen gegen das Blatt verhallten wirkungslos: trotz ausgiebigster Beweismittel der Kläger, trotz öffentlicher Vertrauenspersonen als Alibi-Zeugen, trotz Appellation an die Gouvernementsregierung wurden jegliche Beschwerden ohne Erfolg gelassen, wo nicht einfach zurückgewiesen. Als dann eines Tages der hochgeachtete Rechtsanwalt Büngner, Sprößling einer altangesehenen Rigaschen Patrizierfamilie und Sohn des einstigen Stadthauptes, zu einer ultima ratio griff: zu der exemplarischen persönlichen Züchtigung des Herausgebers in einem öffentlichen Park, vor zahlreichen Anwesenden, ward er noch in der folgenden Nacht in seinem polizeilich umstellten Hause aus dem Schlafe erweckt, an Ort und Stelle verhaftet und unmittelbar, auf administrativem Wege: ohne Verhör noch gerichtlichen Urteilsspruch — „par ordre du Moufti“ — nach einem der nördlichsten Gouvernements deportiert. Längst ist er seither reichsdeutscher Staatsbürger geworden.

Bei der geringen Abonnentenzahl des Blattes und andererseits der völligen Mittellosigkeit des Herausgebers lag es auf der Hand, daß er mächtige Gönner hinter sich haben mußte: genoß er doch sogar für die Herausgabe des Organs eine öffentliche Subvention von seiten der Gouvernementsregierung! Unter diesen Umständen griff die deutsche Bevölkerung Rigas zur Selbsthilfe.

Eines Morgens gelangten in jedes Haus und jede Einzelwohnung der Stadt und der drei Vorstädte sowie der beiden Vororte Altona und Hagensberg hektographierte Aufrufe mit der Ankündigung, daß jeder Abonnent und Inserent, jeder Käufer, Verkäufer, Austräger oder auch nur Gelegenheitsleser des Blattes fortan den unbeugsam durchzuführenden, keine Ausnahme zulassenden V e r r u f seitens der treu-patriotisch gesinnten Balten zu gewärtigen habe. Keine Gastwirtschaft, kein Kaffeehaus, die das Blatt hielten, würden mehr Zuspruch finden; von keinem Bäckergeschäft dürfe Brot gekauft werden, dessen Laufjungen (nach alter Rigascher Sitte) auch das betreffende Blatt noch fernerhin in seine resp. Abonnentenhäuser austragen sollten; kein Hausbesitzer, der einen Leser des Blattes unter seinem Dache dulde, würde fortan noch gegrüßt werden, geschweige einen neuen Mieter erhalten, vielmehr seine bisherigen Einwohner von Ablauf des Vertrages an verlieren, usw. Vom selben Tage hörten die Annoncen auf, und vier Monate später war das Unternehmen, welches seither sogar sein Papier von auswärtigen Fabriken beziehen mußte, eingegangen.

Ungefähr um die Zeit des Büngner-Zwischenfalles wurden die deutschen Balten, und unter ihnen vor allem die Freunde und Bekannten Viktor von Andrejanoffs, wie vom Donner gerührt, als von ihm im Feuilleton des verpönten Schandblattes ein spaltenlanger Artikel erschien, worin er ausführte, daß ihm plötzlich die Schuppen von den Augen gefallen seien: jetzt endlich habe er sich selbst gefunden

und erkannt, daß sein bisheriges Leben, Streben und Fühlen ein langer Irrtum gewesen sei. Russe sei er und habe es zu sein; seine Eltern treffe die Schuld seiner Untreue an den heiligsten Gütern seines Volkes. Die germanisierende Erziehung habe ihn mit einem schleichenden Gift durchzogen, das aber nun von seinem starken Organismus besiegt und ausgeschieden sei. Dank sage er seinen russischen Freunden, die ihm hierzu geholfen, und gelobe ihnen, die Sache seines russischen Vaterlandes, seines russischen Volkes fortan in Wort und Schrift gegen die fremden Eindringlinge zu fördern als Treuester unter den Treuen.

Er gelangte nicht mehr dazu: bald hierauf zerfiel er völlig mit sich selbst und starb wenige Jahre später.

Am Tage seines Abfalles erhielt sein liebster Freund, der vortreffliche derzeitige Professor D. am Rigaschen Polytechnikum, Kanzelleidirektor und die Seele des Institutes, der ihm kurz zuvor wegen seiner Charakterschwäche und Haltlosigkeit den Bruch ihrer Beziehungen eröffnet hatte, das folgende Gedicht ohne sonstige Zeile von ihm zugesandt:

Glückauf, glückauf am baltischen Strand,
Ihr treuen deutschen Brüder!
Gedrängt an des schwindelnden Abgrunds Rand,
Ermannt euch zur Hoffnung wieder!

Ermannt euch und haltet das Banner hoch
Der deutschen Sprache und Sitte;
Die alten Helden, sie leben noch,
Sie wandeln in eurer Mitte:

Martinus Luther gibt, unverzagt
Wie einst, euch seinen Segen,
Und Hutten donnert: „Ich hab's gewagt!"
Den feindlichen Schergen entgegen.

Und Goethe blickt aus olympischer Wolk'
Hinunter auf das Getriebe:
„Ich schrieb für das ganze deutsche Volk —
Es wahr' mein Gedächtnis in Liebe!"

Doch an der himmlischen Harfe sitzt
Beethoven und greift in die Saiten –
Wie Wetterleuchten es niederblitzt
In die dunkele Nacht der Zeiten ...

Das deutsche Lied, und das deutsche Wort,
Und der deutsche Gott im Himmel,
Sie halten Wache, fort und fort,
Hoch über dem Kampfgetümmel.

Wer will der heil'gen Dreieinigkeit
Entreißen der Zukunft Fahnen?...
Nach Asien, Slawe, trage den Streit —
Europa gehört den Germanen!

Nach mehr als einer Richtung bemerkenswert erscheint diese tief und feurig empfundene, genial komponierte und mit begeistertem Schwunge in Worte gebrachte Ermahnung aus dem Munde eines Russen an alle Deutschen! Und nach mehr als einer Richtung scheint der gegenwärtige Zeitpunkt geeignet, sie aus dem Gewahrsam ans Tageslicht zu holen — nicht allein als eine versöhnende Erinnerung an den abtrünnig gewordenen Dichter, sondern ebenso als erhebenden Mahnruf an jedes deutsche Herz.





Das Aussterben großer Tiergruppen in neuer Beleuchtung

Einst glaubte man, mit Cuvier, Agassiz und d'Orbigny für jeden einzelnen Abschnitt der Erdgeschichte eine Neuschöpfung annehmen zu müssen. Am Schlusse jeder Epoche habe eine Katastrophe allem Erdenleben das Ende bereitet, und eine völlig neue Fauna und Flora sei in jeder Formation an die Stelle getreten. Zu solchem gewaltsamen Untergange stimmt schon das Vorhandensein guterhaltener Fossilien, vor allem aber die Tatsache nicht, daß wir einzelnen Typen in verschiedenen Formationen begegnen. Die fortgeschrittenere Forschung hat auch bald mit der Katastrophentheorie, mit der Annahme verschiedener, im Laufe der Zeiten aufeinandergefolgter Schöpfungsakte gebrochen und nimmt seit Lyell die Fortexistenz und allmähliche Veränderung der Lebewelt, die ruhige, folgeweise Umänderung der Erdoberfläche an.

Zeugen für diese allmähliche Veränderung der Lebewesen, wie sie insbesonders durch die Übung oder den Nichtgebrauch der Organe und den Wechsel der Existenzbedingungen verursacht wurde, sind die Organismenreste langvergangener Zeiten, wie sie bald da, bald dort zutage gefördert worden sind und heute die Museen der Erde füllen. Wir staunen über die Riesengestalt, das fremdartige Aussehen dieser Vorweltwesen, die wir nur schwer in die Abteilungen unseres heutigen Systems einzureihen vermögen, und fragen uns, warum diese Typen von einst aus dem Erdenleben verschwinden mußten.

Man macht den Menschen für den Untergang zahlreicher Tierarten verantwortlich. Ohne Frage hat schon der prähistorische Mensch viel dazu beigetragen, daß die Existenz des Mammuts und anderer Tierkolosse der Diluvialzeit eine unhaltbare wurde, und die Wildrinder und Wildpferde ausgerottet, und sicherlich war es der spätere Kulturmensch, der die Dronte, das Borkentier, den Riesenalk von der Erde verschwinden ließ, den europäischen Wisent, den nordamerikanischen Bison, den Alpensteinbock auf den Aussterbeetat gesetzt hat und heute die Fortexistenz der Edelreiher, vieler Pelztiere und anderer Jagdtiere in Frage stellt. An dem Untergang viel früherer Vorweltwesen aber trifft ihn keine Schuld. Diese waren von der Erde längst verschwunden, als der Mensch in die Schöpfung eintrat. Lange vor seinem Erscheinen waren die Flugechsen der Jurazeit, die riesigen Mosasaurier des Meeres mit schlangenförmig langgestrecktem Leibe, langem, kräftig bezahntem Schmalschädel und breiten, schaufelförmigen Schwimmfüßen der Kreidezeit, die in derselben Erdepoche zu reichster Entwicklung gekommenen, vielformigen Dinosaurier, von denen man erst kürzlich wieder neue Riesengestalten in Deutschostafrika aufgedeckt hat, ausgestorben. Warum mußten

die Trilobiten, die Ammoniten, die Hippuriten, die Labyrinthodonten, Ichthyosaurier, Pterosaurier und andere große Tiergruppen, die lange, lange vor menschlichem Dasein kamen und gingen, verschwinden?

In erster Linie waren es äußere Ursachen, die fortgesetzten geologischen Veränderungen, die Veränderungen der physikalischen Verhältnisse, der Wärme, Feuchtigkeit, Meeresströmungen, die einzelnen Tierarten und ganzen Tiergruppen das Ende bereiteten. Springfluten, plötzliche lokale Senkungen oder Hebungen, mächtige Vulkaneruptionen können da und dort Land und Leben zerstören. Die Transgressionen und Regressionen des Meeres, wie sie andauernde und weithin sich erstreckende Veränderungen der Erdoberfläche im Gefolge haben können, sind aber für Tierleben und Pflanzenleben der betroffenen Gebiete weit folgenschwerere geologische Wandlungen. Ganze Kontinente sind im Laufe der Zeiten vom Meere überflutet worden, unter dem Wasserspiegel verschwunden. So breitete sich einst von Australien über den jetzigen Atlantischen Ozean bis zu den Falklandsinseln und Brasilien und über den heutigen Indischen Ozean bis Vorderindien und Afrika ein großer Kontinent, das Gondwanaland, aus. Aber schon in der jüngeren Triaszeit begann die Zerstückelung dieses Festlandes, und in der Kreidezeit war es verschwunden, mit ihm zahlreiche Tier- und Pflanzenarten. So müßte es der charakteristischen Fauna der Galapagosinseln, der Tierwelt Neuseelands ergehen, wenn diese Inseln durch ähnliche geologische Veränderungen verschwinden würden. Nur auf Neuseeland leben die zu halben Raubvögeln gewordenen Nestorpapageien, die wunderlichen Eulenpapageien, die in Aussehen und Lebensweise so ganz die Papageienzugehörigkeit verleugnen. Auf Neuseeland, und zwar nur auf einigen kleinen Inseln im Norden, lebt auch die Tuatera, die sonst nirgendwo auf der Erde zu finden ist und als der letzte Sprößling eines uralten, längst ausgestorbenen Reptilienstammes in der heutigen Tierwelt ganz vereinsamt dasteht. Solche endemische, auf bestimmte Inseln beschränkte Lebewesen müssen aussterben, wenn diese Inseln verschwinden.

Aber für die Erklärung des Aussterbens ganzer großer, weit über die Erde verbreiteter Tiergruppen reicht die Annahme solcher geologischer Ursachen nicht aus. Hier muß man die Mitwirkung innerer Ursachen gelten lassen.

Allen Lebewesen ist eine größere oder geringere Variabilität eigen, durch welche sie in den Stand gesetzt sind, sich den vorhandenen Existenzbedingungen anzupassen. Diese Anpassungsfähigkeit ist natürlich keine unbegrenzte und muß allmählich eine beschränktere werden, je mehr und ausschließlicher sich eine Tierart bestimmten äußeren Verhältnissen angepaßt hat. Je einseitiger sich ein Organismus gewissen Existenzbedingungen angepaßt, desto weniger vermag er dann, fortwährenden Veränderungen der Außenwelt entsprechend sich umzuwandeln. Die geänderten Existenzverhältnisse führen daher zu seinem Untergange. Wenn man den Entwicklungsgang ganzer Tiergruppen verfolgt, so sieht man sie von meist kleinen, indifferenten, wenig spezialisierten, daher mannigfach variablen und anpassungsfähigen Arten den Ausgang nehmen, sich in der Folge aber immer mehr spezialisieren, bestehenden Existenzbedingungen sich anpassen, dabei aber mehr und mehr die Anpassungsfähigkeit für die Zukunft einbüßen. Wie im Leben des einzelnen Individuums kann man da auch in dem Entwicklungsgange eines ganzen Stammes von einem Werden und Vergehen, von einem Entstehen, Aufsteigen, Erreichen der Lebenshöhe, Absteigen und Sterben, von einem allmähligen Senilwerden sprechen.

Depéret spricht da direkt von einem „Gesetz der Größenzunahme innerhalb der Stammbäume" und einem „Gesetz der Spezialisierung der Stammbäume". Im Karbon seien die Panzer- und Schuppenlurche, die Stegocephalen, nur durch kleine Formen vertreten gewesen. Dann erschienen immer größere Arten, um dann in der Trias mit ihren Riesengestalten am Ende ihrer Existenz angelangt zu sein. Als es mit den Ammoniten in der Kreidezeit zu Ende ging, traten die riesigen Pachydiscus mit großen, auf-

geblähten Gehäusen auf. Riesenformen der Muscheln der Vorzeit waren die gewaltigen Megalodonarten in der jüngsten Trias, verschiedene Clypeasterarten unter den Seeigeln, die Carcharias unter den Haien. Unter den Säugetieren haben im Laufe der Zeit die Dinotherien, die Mastodonten, die tapirähnlichen Lophiodonten gewaltige Dimensionen erreicht. Wenn aber Depéret so überzeugt ist, daß die größten Formen immer am Schluß der Entwicklung der einzelnen Stämme auftreten, er das Gesetz der Größenzunahme als Probe für die Rekonstruktion der Stammbäume benützt und er aus der Existenz 30—35 cm langer Labyrinthzähner im Karbon die künftige Auffindung kleinerer Vorgänger im Devon und Silur prophezeit, so ist dem entgegenzuhalten, daß doch in verschiedenen Tierfamilien, gedenken wir nur der Bären, Katzen, Antilopen, große, mittlere und kleine Arten in gleicher Zeit nebeneinander existieren, daß bei verschiedenen, noch heute vertretenen Tiergruppen die jetzigen Arten nicht größer sind als ihre Vorgänger. Keine unserer heutigen Libellen z. B. erreicht die Größe der Meganeura aus dem französischen Karbon, die eine Flügelspannweite von 70 cm aufwies. In extrem einseitiger Anpassung hätten nach dem Gesetz der Spezialisierung die Stammbäume Eigenschaften erworben, die geänderten Existenzbedingungen gegenüber zum Untergange führen mußten oder, wie schon der bekannte nordamerikanische Paläontologe Cope sagte, nur jene organische Formen sind späterer Entwicklung fähig, bei welchen es noch zu keiner einseitigen Ausbildung gekommen ist. So wurden den Dinosauriern, die in immer gewaltigeren Dimensionen auftraten, den Riesenelefanten, deren Stoßzähne immer größer wurden, dem Dolchzahntiger, dessen Eckzähne schließlich so lang wurden, daß die Sperrung der Kiefer zur Herstellung eines Zwischenraumes zwischen den Zähnen unmöglich ward, den Riesenhirschen das übermächtige Geweih zum Verderben.

Haben sich aber einmal Tierformen so einseitig spezialisiert, *so gibt es keine Umkehr zu schon durchlaufenen Zuständen.* Die Entwicklung, sagt der belgische Paläontologe Dollo, geht sprungweise vor sich, sie ist nicht umkehrbar und begrenzt. Es ist an der Hand der Funde aus dem europäischen und noch vollständiger aus dem nordamerikanischen Tertiär interessant, zu verfolgen, wie sich aus anfänglichen Huftieren mit plantigradem, fünfzehigem Fuß schließlich das Hipparion mit noch zwei schwachen, seitlichen Zehen, deren Hufe aber den Boden nicht mehr berühren, und endlich die einhufigen Pferde von heute herausgebildet haben. Diese Einhufer werden sich nie mehr zu mehrzehigen Tieren rückbilden können. Aus Huftieren des Landes, wie das Gebiß verrät, sind die Seekühe oder Sirenen unter Verkümmerung der Hintergliedmaßen und des Beckens die dickhäutigen Seesäugetiere mit flossenartigen Vorderfüßen und vertikaler Schwanzflosse geworden. Niemals vermöchten sie sich geänderten Existenzverhältnissen anzupassen und wieder zu Huftieren des Landes umzugestalten. Hoernes aber erinnert an die mancherlei Fälle von Atavismus, Rückschläge auf Merkmale der Vorfahren, und hält es nicht für ausgeschlossen, daß aus Pferden mit mehreren Zehen, wie sie ab und zu geboren werden, mehrzehige Pferde herangezüchtet werden könnten. Die Unfähigkeit, sich zu verändern, nimmt in fortschreitendem Maße zu, sagt Rosas Gesetz von der progressiv reduzierten Variabilität. Aber, meint Dr. Otto Wickens, es ist da schwer, Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten und die Frage zu entscheiden, *ob der Rückgang der Variabilität die Ursache des Aussterbens oder das bevorstehende Aussterben die Ursache des Rückganges der Variabilität ist.*

Daß enorm groß und schwerfällig gewordene Tierformen im Kampfe um die Existenz gegenüber den kleineren, agileren Tierwesen im Nachteil sind, leuchtet uns ein, sehen wir ja auch heute in der Tierwelt. So sollen die riesigen Dinosaurier den viel später in das Erdenleben eingetretenen behenden, kleinen, baumbewohnenden Säugetierarten, die überdies weit intelligenter waren, zum Opfer gefallen sein. Diese Feinde der Saurier sollen, wie dies heute noch der Ichneumon, die Warane den Krokodilen antun, vor allem fleißig hinter den Eiern



und der jungen Brut der Dinosaurier, die sich, wie alle riesigen Tiere, wahrscheinlich auch nur langsam vermehrt haben dürften, hergewesen sein. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß diese mutigen, zahnbewehrten Kleinen den Kolossen direkt zu Leibe gingen. Es liegt da die mehr kühne und phantasievolle als beweisbare Behauptung vor, daß die Triceratops der amerikanischen Kreidezeit, riesige, pflanzenfressende Dinosaurier mit langen, aufrechten Hörnern auf dem Schädeldache und einem wunderlichen, den Hals bedeckenden Kragen diesen Knochenschirm zum Schutze gegen die ihnen in den Nacken springenden und die Halsadern durchbeißenden Feinde erworben hätten. An dem Aussterben der Fischsaurier des Meeres sollen die gefräßigen Haifische Schuld tragen, denen auch die großen Einzelkorallen der vorweltlichen Meere zum Opfer gefallen seien. Der amerikanische Paläontologe Lull aber leugnet solche Ausrottung einer ganzen Tiergruppe durch eine andere entschieden, denn in der Natur herrsche Gleichgewicht. Aber selbst vor unseren Augen noch vollzieht sich solches Verdrängen von Tieren gewisser Art durch andere. Ohne es zu wollen, hat der Mensch dazu beigetragen. Indem der Weiße auf seinen Entdeckungsfahrten und Eroberungszügen in die besetzten Gebiete seine Haustiere einführte, gefährdete er durch diese die einheimische Tierwelt. Die Ausrottung der Dronte, den Niedergang der Riesenschildkröten haben, von der direkten Verfolgung durch den Menschen abgesehen, gewiß die Schweine, die Hunde beschleunigt, die den Eiern und Jungen nachstellten. Ich möchte da besonders auf die altertümliche, eigenartige Fauna Australiens verweisen, deren Jahrtausende hindurch mit modernen Tierformen nicht zusammengeratene Vertreter den heute auf sie eindringenden Fremdlingen nicht gewachsen sind. Wiesel, Iltis, Frettchen bedrängen die heimische Tierwelt in ihren letzten Schlupfwinkeln und treiben sie dem Untergange zu. Europäische Vögel machen sich breit, wo früher die einheimischen Arten ein ungestörtes Dasein führten.

Aber alles, was wir da an Ursachen für das Aussterben einzelner Arten und ganzer Tiergruppen anführten, reicht nicht aus, um den Untergang gewisser Tiergruppen zu erklären. Hoernes und Wilckens verweisen da auf die Ammoniten. Im Silur nehmen diese Kopffüßer-Mollusken mit gekammerter, spiralig eingerollter Schale ihren Anfang, kommen dann besonders in der alpinen Trias zu reicher Entwicklung und sind in der Trias, im Jura und in der Kreide so allgemein verbreitet, daß sie in diesen Formationen die wichtigsten Leitfossilien sind. Noch in der jüngeren Kreidezeit sind sie in allen Meeren der Erde vertreten. Warum mußten diese Weichtiere, die sich weder zu weitgehend spezialisiert haben, noch zu auffälliger Größenzunahme gelangt sind, am Schlusse der Kreidezeit aussterben? Und so fehlt uns auch eine Erklärung für das Aussterben der Trilobiten, charakteristischer Krebse, die während der ganzen Primärzeit lebten und im Perm erloschen sind, der Brachiopoden, die in der Kambrischen Formation als Molluskoiden mit hornschaligen, schloßlosen Formen charakteristische Erscheinungen sind, auch in der Devonformation den Hauptbestandteil der kalkigen Ablagerungen ausmachen, in der Karbonzeit schon im Niedergange begriffen sind, in der Triaszeit mehr und mehr zurücktreten, heute nur mehr in wenigen Arten vertreten sind.

Schon Osborn hat darauf hingewiesen, daß dem Kaffernbüffel, den Giraffen und verschiedenen Antilopen Afrikas viel verderblicher als der Mensch mit seinem Hinterlader die wahrscheinlich aus Ostasien eingeschleppte Rinderpest geworden sei und daß die großen Raubtiere der Tropen durch die unter ihnen grassierende Tollwut dezimiert werden. R. O'Grayze geht da noch weiter und behauptet, daß schon in längst vergangenen geologischen Zeitaltern krankheitserregende Bakterien ganze Tierstämme ausgerottet hätten.

Wie mußte es all diesen Anstrengungen gegenüber, eine einwandfreie Erklärung für das Aussterben ganzer Tiergruppen zu finden, überraschen, als Steinmann in seinem Buche: „Die geologischen Grundlagen der Abstammungslehre" erklärte: Die Tierwelt von einst lebt heute noch, das vielbesprochene Aussterben ganzer

Studie zu „Schwermut“. Handzeichnung (1909)

Edmund Steppes

Tiergruppen existiert gar nicht. Nach ihm existieren die Plesiosaurier der Liaszeit noch heute in den Pottwalen, die Fischsaurier in der Trias und im Lias in den heutigen Delphinen, die Thalattosaurier in den Bartenwalen, die Flugsaurier in den Fledermäusen fort. Die erst in historischer Zeit durch den Menschen ausgerotteten Riesenvögel, die Moas auf Neuseeland, Äpyornis auf Madagaskar, sind Abkömmlinge verschiedener Dinosaurier mit stark verkümmerten Vordergliedmaßen. Auch die Ammoniten sind, wie dies schon Sueß angenommen hat, nicht erloschen, sondern sollen im Perlboot (Argonauta) noch heute ihre lebende Vertretung haben. Wenn sich von ihnen seit dem Ausgang der Kreidezeit keine Fossilien mehr vorfinden, so findet das darin seine Erklärung, daß die Ammoniten aufhörten, Schalen abzusondern. Die Argonauta, bei denen nur die Weibchen eine Schale besitzen und dieser überdies die Perlmutterschicht und die Luftkammerscheidewände fehlen, steht als Zwischenglied zwischen den beschalten und den schalenlosen Ammoniten. Handlirsch, ein genauer Kenner der fossilen Insekten, hat nachgewiesen, daß die Paläodictyopteren des Oberkarbons, primitiv gebaute Urflügler, nicht ausgestorben sind, sondern in den heutigen Insekten fortleben, deren Familien sich aus den von jenen Urflüglern hervorgegangenen Urschaben, Urgeradeflüglern, Ureintagsfliegen usw. herausgebildet haben.

Ein einziges Wesen, dem die Ausrottung anderer Organismen zuzuschreiben ist, dem die großen Jagdtiere der Diluvialzeit, vielleicht auch die der jüngsten Tertiärzeit zum Opfer gefallen sind, läßt Steinmann als Vernichter gelten. Aber, wie ich schon oben ausführte, für den Niedergang der vorweltlichen Tierkolosse noch früherer Zeiten fällt doch dem Menschen keine Schuld zu, und daß der Mensch zur Tertiärzeit schon existierte, steht auch noch nicht genügend fest. Und es gibt auch unter den wirbellosen Tieren, wie Professor O. Wilckens in seiner am 15. Juli des Vorjahres in der Aula der Universität Jena gehaltenen Rede ausführte, Formen, deren Aussterben der Erklärung durch eine der bisher genannten Theorien, die Steinmannsche eingeschlossen, spottet. Er verweist da als auf ein krassestes Beispiel auf die Muschel Inoceramus. Schon im Jura ist sie zu finden. In der jüngeren Kreide tritt sie so häufig auf, daß ihre Arten für die Gliederung der Stufen als Leitfossilien dienen. In allen Weltteilen ist diese Muschel, von deren Arten manche eine bis über 50 cm Durchschnitt erreichende Schale aufweisen, gefunden worden. Im Tertiär ist Inoceramus verschwunden. „Was in aller Welt soll diese Muschel ausgerottet haben, im pazifischen und atlantischen Gebiet, auf der nördlichen und auf der südlichen Halbkugel?"

So bleibt, wenn auch der Untergang einzelner Arten aus einem der bisher besprochenen Gründe erklärlich und nachweisbar ist, das Aussterben ganzer Tierordnungen ein Rätsel.

Jüngst hat nun Dr. Bruno Müller in einer Abhandlung: „Schwerkraft und Erdgeschichte" das Aussterben einzelner Arten und großer Gruppen auf die Schwerkraftzunahme zurückgeführt. Nach der von Dana in die tektonische Geologie eingeführten und von Eduard Sueß zu höchster Entwicklung gebrachten Schrumpfungslehre müssen wir eine fortgesetzte Volumsabnahme unseres Erdkörpers annehmen. Verschiedene unserer großen Faltengebirge, so die Alpen, sind solche riesige Zusammenschiebungen der festen Erdrinde. Diese Schrumpfung des Erdkörpers muß im Laufe der eigentlichen Erdgeschichte eine ganz gewaltige Verkürzung des Erdhalbmessers zur Folge gehabt haben, und eine andere Konsequenz war die gesetzmäßige Schwerkraftzunahme an der Erdoberfläche, die wieder nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung der irdischen Organismenwelt bleiben konnte.

Eine unerschöpflich reiche Tier- und Pflanzenwelt schwebt im offenen Meere. Sie bildet den Plankton, diese Hauptnahrungsquelle unserer wichtigsten Nutzfische des Meeres. Spaltalgen, Kieselalgen, Wurzelfüßer, Radiolarien, Foraminiferen, Ruderfüßer, Muschelkrebse und andere niedere Krebse, verschiedene Salpen, Seetonnen und Feuerwalzen setzen

diese Planktonwelt zusammen. Seit Jahren beschäftigen sich die Planktonforscher mit Untersuchungen über die Schwebefähigkeit der Planktonwesen. Diese zeigen sich gegen jede Änderung ihrer Schwebefähigkeit sehr empfindlich. Sinkt ein Planktonorganismus zu Boden, so zieht ihn das Übergewicht zu Boden, während ihn die Kohäsion des Wassers daran zu hindern sucht. Nimmt die Schwerkraft zu, so wächst auch das Übergewicht, während die Kohäsion dieselbe bleibt. So verringert sich also die Schwebefähigkeit. Wie muß sich da besonders in früheren Erdperioden, als die Schwerkraftänderung eine viel bedeutendere war, diese geltend gemacht haben! Es mußte ein Teil der Tiere aus der Planktonwelt herausgedrängt, einer anderen Lebensweise zugeführt worden sein. Diese Organismen gaben infolge zunehmenden Übergewichtes das Schweben auf und wurden seßhaft. Und auch die größeren freischwimmenden Tiere müssen einst bei geringerer Schwerkraft ein anderes spezifisches Gewicht gehabt haben. In der Ostsee, deren Wasser um beiläufig 2 % leichter ist, enthält die Ohrenqualle mehr Wasser, als in der Adria. Wie müßte der Wassergehalt dieser Quallen erst steigen, wenn die Schwerkraft auch nur um 10 % zunähme.

Auf solchen Einfluß der Schwerkraftzunahme könnte nun das Aussterben verschiedener Tiergruppen zurückgeführt werden.

Den Ammoniten ist infolge der Schwerkraftzunahme an der Erdoberfläche die Schale allmählich zu schwer geworden, infolgedessen die beschalten Ammoniten von der Erde verschwanden. Die Ammoniten waren noch nicht so einseitig ausgebildet, daß sie sich geänderten Verhältnissen nicht hätten anpassen können. Sie konnten auch ohne Schalen weiterleben. Die Argonauta, bei denen die Männchen schalenlos sind, die Weibchen eine veränderte, erleichterte Schale besitzen, zeigt da den Übergang von den beschalten zu den schalenlosen Formen.

Anders stand die Sache bei den Dinosauriern. Diesen an der äußersten Größengrenze angelangten Kolossen waren infolge der Schwerkraftzunahme ihre Riesenskelette gleichfalls zu schwer geworden; aber zu extrem einseitig entwickelt, war ihnen eine Umkehr, eine Entwicklung kleinerer Knochengerüste nicht mehr möglich, sie mußten aussterben. Und so mußten auch die unförmig schwer gepanzerten Riesenkrebse der Silur- und Devonzeit verschwinden, vermochten die Panzerfische des Obersilur und Devon mit den leichter und eleganter gebauten Knochenfischen späterer Zeit nicht zu konkurrieren, verdrängten die luftig gebauten Vögel die Flugsaurier.

Und solches infolge der Schwerkraftzunahme Zuschwerwerden der harten Körperteile läßt uns auch das Aussterben der kräftig beschalten Inoceramus-Muscheln vermuten, die einerseits ihre Schale nicht mehr reduzieren, andererseits die zu schwer gewordene Schale nicht mehr ertragen konnten.

So erscheint dem Dasein zahlreicher Tierarten und ganzer Tiergruppen durch äußere und innere Ursachen ein Ziel gesetzt.

Dr. Friedrich Knauer

Als Vagabund um die Erde

Unter den Hunderten von Reisebüchern, treu berichtenden und phantastisch ausgeschmückten, die ich gelesen, hat mich kaum eines so lebhaft gepackt und von Anfang bis zu Ende so gefesselt, wie des Amerikaners Harry Franck Beschreibung der Reise um die Erde, die soeben in deutscher Übersetzung bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M. erschienen ist. Harry Franck war Student, als er den Plan faßte, sich zum Umkreisen des Erdballs aufzumachen, just wie der Bauernjunge, der in der nächsten Stadt sein Glück suchen geht. „Außer reiner Wißbegierde waren es natürlich noch andere Motive, die mich trieben, eine solche Expedition zu unternehmen. Als Beruf hatte ich mir den Unterricht in

modernen Sprachen erwählt; Auslandsreisen versprachen meine schulmäßige Vorbereitung zu ergänzen. Das Studium sozialer Verhältnisse erschien mir als eine willkommene Nebenbeschäftigung; und gab es einen sichereren Weg, sich lebendige Kenntnis der modernen Kultur zu verschaffen, als unter den Arbeitern der Welt in jedem Klima zu leben und zu arbeiten?"

Nachdem Franck seine Studien abgeschlossen, kam der Plan zur Ausführung. Fünfzehn Monate später wollte er an seinem Schreibtisch zurück sein. „Meine Ausrüstung für das Wagnis bestand darin, daß ich Englisch, Französisch und Deutsch fertig, Spanisch und Italienisch einigermaßen fließend sprach; auf kürzeren Reisen hatte ich mir schon meinen Unterhalt erarbeitet und den Atlantischen einmal als Viehaufseher und ein andermal als gemeiner Matrose gekreuzt." Franck nahm 104 Dollars mit für photographische Aufnahmen. Er hat das Geld vorzeitig verbraucht, es aber trotzdem wieder erarbeitet, so daß er im ganzen sogar 113 Dollars für Photographien ausgegeben hat. Sonst nahm er keinerlei Gepäck noch Proviant, kein Geld und auch keine Waffen mit. Da der Hauptzweck seiner Untersuchungen den breiten Schichten galt, hat er während der Reise keinen Versuch gemacht, über den Stand des gewöhnlichen Arbeiters hinauszustreben. Die Schilderung hält sich aufs strengste an die Tatsachen.

Als Viehaufseher kommt Franck über den Ozean nach England. Holland, ein kleiner Teil von Deutschland werden nur kurz berührt. Dann zieht er auf der Landstraße durch Frankreich und die Schweiz. Sein Talent zur Schilderung von Landschaft und Leuten läßt der Amerikaner hier noch ziemlich brachliegen. Es ist ja alles zu bekannt. Manche wertvolle Bemerkung läuft aber mit unter. Ich hebe hier eine heraus, die für den Zustand der französischen Volksseele bezeichnend ist. „Es ist schwer, zu prahlen, wenn das Herz traurig ist, und für den Franzosen ist der Heeresdienst ein Joch; er verzeichnet ihn im Buche seines Lebens als drei vollkommen verlorene Jahre. In den breiten Schichten des französischen Volkes ist tatsächlich ein gewisser Pessimismus vorherrschend. Selbst inmitten heiteren Geplauders klingt in jeder Versammlung französischer Arbeiter ein düsterer Unterton, eine Unlust am Festefeiern, die von verlorener Hoffnung, von fatalistischer Verzweiflung redet. Unbewußt gab ein Handwerker, mit dem ich zufällig bekannt geworden war, diesem Gefühl der Menschen seines Standes mit den kurzen Worten Ausdruck: ‚Ah, mon pauvre pays, il n'est plus ce qu'il était'." Ich kann diese Ausführungen aus eigener Erfahrung bestätigen. Erst seit etwa anderthalb Jahren hat sich die Stimmung in Frankreich unter dem Druck der patriotischen Hetze verändert.

Als er den Simplonpaß hinaufwandert, überkommt diesen gewaltigen Fußgänger, dem eine Durchschnittsleistung von fünfzig bis sechzig Kilometern am Tage nichts bedeutet, die stolze Lust des freien, hier fast vogelfreien Wanderers. „Ihr, die ihr jeden Abend die nämliche Schwelle überschreitet, die ihr euch unter den Höhlenbewohnern der großen Städte in euer Loch verkriecht, die ihr in Motor oder Wagen ferne Länder durchfahret, als wenn ihr Furcht hättet, den Fuß auf fremden Boden zu setzen, ihr wißt nichts von der heiteren Lust, die dem Wanderer aufsteigt, wenn er Meile um Meile freien Landes durchmißt und ihm ursprüngliches Leben von rechts und links entgegenblüht. Ein einziger Wandertag schon bringt Freude. Nur der aber, der mit jedem Morgen ein wechselndes Bild vor Augen sieht, der weiter und weiter in den großen, sich endlos vor ihm ausdehnenden Weltraum hineinschreitet, vermag die volle Wanderlust in sich zu verspüren. Stillstehen scheint unehrerbietig, umkehren eine Todsünde. In diesen Tagen der vollendeten Verkehrsmittel verlieren wir viel von den Freuden unserer Vorfahren. Ein Gefühl der Befriedigung, dem der Selbstschätzung verwandt, gleich einem frohen Bewußtsein erfüllter Pflicht, durchdringt den Fußgänger, der durch sein eigenes Bemühen ein fernes Ziel erreicht hat — ein Gefühl, von dem der mit der Eisenbahn Reisende nichts empfindet."

Bei der Durchwanderung Italiens sagt er fast nichts von den Denkmälern seiner Kunst. Er, der langsam auf der Landstraße vorwärts kommt, sieht zu viel vom heutigen Leben, um sich der glänzenden Vergangenheit rein freuen zu können. „Durch Italien schreitet die Armut.

Selbst in diesem wohlhabenden nördlichen Distrikt brauchte man kein Fernrohr, um ihre hageren, tiefgefurchten Züge zu erkennen. Zerlumpte Kinder rauften sich um einen fortgeworfenen Apfelrest; die Felder waren belebt mit barfüßigen Frauen, die wie von Dämonen angetriebene Sklaven arbeiteten. Der Landmann ladet sein Heu nicht auf Wagen; ein paar Halme könnten ja auf den Weg fallen. Er sammelt es sorgfältig in kleine Gebinde, türmt diese auf den Körben auf, die sein Weib auf den Rücken geschnallt trägt, und treibt sie nach dem oft Meilen entfernten Dorf. Es sind Lasten, die der amerikanische Arbeiter sich weigern würde, zu tragen — das tut auch der italienische; aber die Landstraße ist übersät mit wandernden Heubündeln, und beim Näherkommen schauen Frauen oder halberwachsene Mädchen darunter hervor, deren verzerrte, elende Gesichter als Modelle für die Wesen in Dantes Hölle dienen könnten."

Auch in Venedig macht er andere Erfahrungen, als unsere Hochzeitsreisenden, als er dort in einer der elendesten Fütterungsanstalten sein Mahl sucht. „Jeder Typus des Elends, den die Stadt beherbergt, war in der abgemagerten Menschenschar vertreten. Lumpensammler schimpften auf Kirchenbettler. Straßenjungen pufften sich mit Stiefelputzern. Dirnen saßen dicht neben jenen widerwärtigen Geschöpfen, die tagsüber an den Landungsbrücken ein paar Soldi auflesen. Mein nagender Hunger schwand angesichts der Gerichte in meiner Nähe und während der Untersuchung der Geheimnisse meiner eigenen Portion. Und plötzlich fiel mir ein, daß ich während des ganzen Tages in Venedig keinen Hund und keine Katze gesehen hatte. Da machte ich kehrt und bahnte mir einen Weg nach der Tür. Hinter mir erhob sich ein Streit über meinen nicht geleerten Teller. Draußen, auf dem Platz vor dem gestürzten Campanile, fütterten gutherzige Touristen die Tauben mit gesundem Getreide, und prachtvolle Statuen schauten hernieder auf eine Schar von Heimatlosen, die unter dem Portikus des Dogenpalastes kauerten."

So wandert er vom Norden zum Süden und macht die alte Erfahrung, daß die Armut zuerst bereit ist, noch ihren Besitz zu teilen. Das heißt, betteln tut Franck nie; er erarbeitet sich seinen Unterhalt. Auch über des Italieners Verhältnis zum Militärdienst macht Franck die Bemerkung: „Welcher Art auch die Stellung des gebildeten Italieners sein mag, die arbeitende Klasse betrachtet den Militärdienst als einen Fluch, vor dem es kein Entrinnen gibt." Dann wandert er wieder zurück und harrt in Marseille auf Beschäftigung als Matrose. Hier macht er zum erstenmal mit der grimmigen Not Bekanntschaft, bis er endlich auf einem englischen Schiff Arbeit findet. Nach einem kurzen Aufenthalt in Port Said fährt er nach Beirut und unternimmt hier die gefährliche Fußwanderung über die Bergpässe nach Damaskus, nachdem er sich zuvor als Schreiber noch ein beträchtliches Stückchen Geld verdient hat. Dann wandert er der Küste entlang durch die verfallenen Stätten alter Herrlichkeit, über das heutige Suhr (das alte Tyrus) langsam auf schweren Wegen nach Nazareth.

Wer den ganzen Unterschied einer solchen Wanderschaft von den üblichen Reisen ermessen will, muß dieses Kapitel über Palästina lesen. Auch die besten Reisebeschreibungen lassen nicht ahnen, welch furchtbare Zustände in einzelnen Gegenden dieses Landes herrschen, welch wahnsinniger Haß gegen Christen in einzelnen Dörfern aufgehäuft ist, wie grundverschieden die ganzen Lebensbedingungen in oft ganz nah benachbarten Dörfern sind. Ergötzlich sind überall Francks Zusammenstöße mit den Behörden, die ja allenfalls mit den gewöhnlichen Landstrolchen, die auch überall in der Welt herumkommen — und überall sind deutsche Wanderburschen darunter — Bescheid wissen, sich aber nicht in einen Menschen hineindenken können, der immer wirklich Arbeit haben will, der keine Almosen annimmt und zwar die armseligsten Quartiere aufsucht, diese aber bezahlt. Schließlich bewundert man am meisten an Franck nicht seine körperliche Leistungsfähigkeit, seinen unverdrossenen Humor, sondern die Standhaftigkeit, mit der er nirgendwo seinen wirklichen Stand noch seine eigentlichen Absichten kundgibt. Er ist überall der Arbeitsucher, allenfalls auch der zu seiner Lust wandernde Vagabund, nirgendwo der

gebildete Mann, der eine Wette austrägt oder zu einem besonderen Zweck reist. Er will durchaus bei den Besitzenden oder den Behörden kein Interesse nach dieser Richtung hin erwecken.

Von Palästina geht er hinüber nach Ägypten. Er bezeichnet es als das Landstreicherparadies. Und wir lernen mit ihm eine ganze Reihe von Vagabunden kennen, die durch systematische Ausbeutung der Fremden hier ein in seiner Art ganz köstliches Leben führen und die schöne Jahreszeit Ägyptens genießen, wie kaum einer der reichen Reisenden. Die verschiedenen Arbeiter- und Vagabundenheime; die Art, wie Geistliche unterstützen; die Schwierigkeit, für einen in zerlumpten Kleidern Gehenden Arbeit zu finden; die bequeme Art, mit der auch gute Menschen einen Arbeitsuchenden durch ein Almosen loszuwerden streben und ihn so demütigen und hinabstoßen, während sie sich alle Mühe geben müßten, ihm seine Bitte zu erfüllen; das alles erleben wir in einer so anschaulichen und überzeugenden Weise, als ob wir selbst dabei gewesen wären. Im übrigen kann man Franck den Stolz nachfühlen, den er empfindet, wenn er eigentlich überall von den alten Herrlichkeiten des Landes mehr sieht, als die von Reisebureaus geführten Fremden. Und wer selber viel gewandert ist, der findet mit innerlichem Lachen die alte Regel bestätigt, daß man einfach überall dreist drauf zugehen muß und nicht viel fragen darf. Sonst wird einem eben viel verboten. Freilich, in jenen Ländern, wo scharfe Kastenunterschiede die Menschen scheiden und böse Rassengegensätze eine dauernde Feindschaft lebendig erhalten, ist dieses dreiste Zugehen gefährlich. Da hilft dann nur kaltblütiger Wagemut, körperliche Gewandtheit und zuletzt einige kräftige Boxerstöße. Auch seine Fußballtechnik kam dem Amerikaner oftmals zugute.

Nachdem er in Ägypten durch allerlei Arbeit sich einen längeren Aufenthalt erzwungen hatte — in der schlimmsten Zeit gelang es ihm, als Stubenbohner wieder zu Mitteln zu kommen — strebt er nach dem fernen Osten. Wenn Franck immer ehrlich ist, an Listen läßt er es nicht fehlen, um sich gelegentlich auch Arbeit zu erzwingen. So schleicht er sich auf einen großen englischen Dampfer, der nach Colombo bestimmt ist. Er duldete so lange Hunger und Durst und alle Qualen im schlimmsten Versteck, bis sie durch den Suezkanal hindurch sind. Dann tritt er vor den Kapitän, dem der Bursche offenbar gefällt. Er bekommt die schwerste Arbeit an Bord, aber er bekommt sie und erreicht auf diese Weise sein Ziel. Einen stumpf klingenden halben Penny in der Tasche setzt er den Fuß auf das grüne Eiland Ceylon.

Wo der Vagabund hinkommt, findet er Freunde. Gegen die Gesellschaft geschworene Feinde, sind sie untereinander hilfsbereit und üben wahrhaft gute Kameradschaft. Es ist ja auch vielfach ganz tüchtiges Menschenmaterial unter den „Kunden“, aber vom Leben von der geraden Straße abgedrängt, münden sie oft in ein Vagabundendasein wie in eine Sackgasse, aus der es kein Entrinnen gibt. Hier in der indischen Welt ist es schwer, für den weißen Mann Handarbeit zu finden. Das „erniedrigt“ die weiße Rasse, und daher wird der arbeitsuchende Weiße von seinen Rassegenossen bekämpft, während er ihm gern monatelanges Faulenzen gestattet. Allerdings schon ein uniformartiges Kleidungsstück schützt vor der Schändung. Das erfährt Franck, sobald er Zirkusdiener wird. Indem er die Stelle eines erkrankten Clowns übernimmt, verbessert er seine Finanzen noch so beträchtlich, daß er die erste große Reise ins Innere des Landes unternehmen kann. Er findet hier viel Güte bei der Bevölkerung, macht auch hier, wo er nicht die Sonderperspektive der gebildeten Europäer teilt, seine eigenen Beobachtungen. So zum Beispiel über die Tätigkeit der Mission: „Darauf läuft es immer hinaus. Die Missionare mögen scharenweise den Ländern der ‚Heiden‘ zuströmen, und umfangreiche Berichte über die Tausende, die ‚in die Hürde gesammelt‘ worden sind, mögen die Freigebigkeit der Frommen daheim wecken; doch in den Augenblicken ernstester Verantwortung, wenn es heißt, Farbe bekennen, wird der überseeische Konvertit zum unerschütterten Verteidiger des Glaubens seiner Vorfahren.“

Zu dreien — der eine von ihnen ist ein Verbrecher aus Amerika, der auch jetzt immer wieder ein „Ding dreht“, um zu Geld zu kommen, der andere ein Australier, der nach Be-

endigung des Burenkrieges nichts mehr zu tun hat — fahren sie nun nach dem indischen Festlande und durchwandern seine Wunderwelt. Die ganze Ungeheuerlichkeit des Kastenwesens wird einem aus den Erfahrungen der drei Wanderer lebendig. Köstlich ist der Kampf, den die Vagabunden überall mit den Behörden führen, um gerade nach den Punkten „geschoben" zu werden, wo sie hinwollen. So fahren sie die Kreuz und Quer durch das indische Land. Unser Franck wird wieder einmal so etwas wie spionierender Aufseher bei der Straßenbahngesellschaft zu Madras. Dann geht die Wanderfahrt weiter nach den verschiedenen bedeutenden Städten Indiens. Merkwürdige Menschen lernen sie da kennen. Fast immer sehr sympathisch sind die Engländer, die einsam als Beamte auf irgendeiner Station im Dschungel sitzen und in den Weißen, mögen sie noch so herabgekommen aussehen, endlich wieder einen Landesgenossen begrüßen und bewirten. In Agra wird Franck Photograph bei einem Parsen. Dann geht's nach Delhi und Kalkutta. Gelungen ist, daß die Vorsteher von Heimen, die Geistlichen und auch die Behörden auf die mit tollster Phantasie erdachten Märchen der richtigen Vagabunden immer wieder hereinfallen, dagegen Francks wahrheitsgetreue Schilderung gewöhnlich als Schwindel ablehnen. Offenbar wirkte seine Mitteilung zu einfach. Man wird recht skeptisch gegen die Wirksamkeit des größten Teils aller amtlichen Wohltätigkeit und kann es den müden und gehetzten Vagabunden nachfühlen, wenn ihnen die Predigten und guten Ermahnungen, die sie immer mit in Kauf nehmen müssen, jede Freude an der erhaltenen Gabe verleiden.

Nun geht die Reise nach Birma. Unterwegs lernen sie einen Iren kennen, der buddhistischer Bischof geworden ist. Seine Empfehlung hilft ihnen später an manchen Orten aus der ärgsten Not. Von Chittagong beginnt der schwerste Teil der Wanderung, jetzt geht es durch Strecken, die für völlig unwegbar gelten und wo die europäischen Behörden fast Gewalt anwenden, um die Wanderer zu verhindern, ihre Absicht auszuführen. Aber glücklich kommen sie zunächst nach Rangun und ins eigentliche Pagodenland. Sie sind längst nur noch zu zweien, Franck und der Australier. Unter entsetzlichen Mühsalen wird die malaiische Halbinsel zu Fuß durchquert. Hier liest man tatsächlich mit einer Spannung weiter, wie es kaum einer der phantastischen Reiseerzähler bei Knaben erreicht. Aber sie kommen durch. Sie wollen durch das siamesische Dschungel nach Bangkog und geraten in die schwerste Gefahr auf einem kleinen deutschen Dampfer, der an der chinesischen Küste entlang fährt und dessen wenige Offiziere in steter heimlicher Furcht vor der chinesischen Besatzung ihres Schiffes leben. In Peking verliert Franck seinen treuen Reisekameraden, der im Krankenhause Heilung suchen muß.

Ganz anderer Art sind dann wieder die Erlebnisse in Japan. Es ist zur Zeit des russisch-japanischen Krieges, und da Franck für einen verkleideten Russen gehalten wird, hat er überall die lästigste Bewachung zu erdulden. Auf einem Totsegler macht er dann die Überfahrt nach Amerika, durchquert den Kontinent als Viehtreiber, zum Teil als blinder Passagier; fünfzehn Monate nach seiner Ausreise betritt er wieder die Schwelle seines Vaterhauses. Sein Vorwort schließt mit den Worten: „Die Frage, die meine Wißbegier anregte, ist nunmehr beantwortet. Ein Mann k a n n ohne Geld, Waffen oder Gepäck den Erdball umkreisen. Und in der Hoffnung, daß die Erfahrungen und Beobachtungen einer solchen Fahrt denen, die am Kamin träumend ihre Reisen machen, von Interesse sein werden, biete ich diesen Bericht meines Wanderjahres dar."

Mit leidenschaftlicher, stets wachsender Teilnahme nimmt man diesen Bericht entgegen. Gerade weil so die Kleinlichkeiten des Lebens überall handgreiflich vor einen hintreten, ist man mit dem Wanderer überall zu Hause und macht sich seine Schicksale zu den eigenen. Freilich, es ist gut Kameradschaft halten mit dem Verfasser des Buches. Und das ist schließlich doch am Ganzen das Beste, der Mann nämlich, der das vollbringen konnte. Man hat Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten genannt; dieser Amerikaner ist eine Erklärung dafür.

K. St.



Mischehen

Eine Mehrheit des Reichstages, Sozialdemokratie und Zentrum, hat einen Gesetzentwurf verlangt, der die Gültigkeit der Ehen zwischen Weißen und Eingeborenen in allen Schutzgebieten sicherstellt. Es sollen demnach Mischehen zwischen Weißen und Eingeborenen nicht verhindert, sondern in aller Form Rechtens bestätigt werden. Tausende von schwarzen Frauen und Mischlingen würden dadurch alle Rechte deutscher Reichsangehöriger erhalten. Die Sozialdemokraten behaupten die soziale Gleichheit aller Menschen ohne Rücksicht auf Rasse, Farbe und Geschlecht, obwohl die nordamerikanischen Genossen praktisch diesen Grundsatz gegenüber den Schwarzen und Gelben leugnen. Das Zentrum, nebenbei ein Gegner konfessionell gemischter Ehen, vertritt die angeblich christliche Auffassung von der Gleichberechtigung aller Menschen, die sich aber zunächst nur auf das religiöse Gebiet beschränkt und vielleicht erst in Jahrtausendem zu Einem Reiche der Liebe führen wird. Beide Parteien setzen sich über nationale Interessen und praktische Bedürfnisse unbekümmert hinweg.

Erst seit einigen Jahren sind in den deutschen Schutzgebieten Ehen zwischen Weißen und Eingeborenen verboten, in Südwestafrika seit 1905, wo auch Deutschen, die sich vorher mit einer Eingeborenen verheirateten, das Selbstverwaltungswahlrecht entzogen worden ist, ferner in Samoa, endlich beschränkt in Ostafrika, wo der Gouverneur von Fall zu Fall zu entscheiden hat. Leider ist die Mischlingsbevölkerung meist außerehelicher Herkunft, in Samoa auf über 1000, in Südwestafrika auf über 4000 angewachsen.

Alle Kenner der deutschen Schutzgebiete, insbesondere auch die große Deutsche Kolonialgesellschaft, haben einhellig und nachdrücklich die Zulassung von Mischehen bekämpft, weil sie die Stellung und das Ansehen der Weißen herabdrücken, meist übel ausfallen und minderwertigen Nachwuchs haben.

Noch lange wird der Deutsche gegenüber dem Farbigen als Herr, Lehrer und Erzieher auftreten müssen, will er die Schutzgebiete für des Reiches Wohlfahrt entwickeln. Ein Blick auf Liberia und Haiti zeigt die Unfähigkeit selbst gehobener Schwarzer und Mischlinge zur Selbstverwaltung, zur Staatenbildung.

In der Mischehe besteht keine geistige Gemeinschaft. Früher ließen sich Landwirte oder Handwerker in den Schutzgebieten darauf ein, aus Mangel an deutschen Mädchen, und heirateten Eingeborene, die vielleicht einen Stamm Vieh in die Ehe mitbrachten. Die Sippe der Frau umgarnt den Mann. Denn daß eine Weiße sich einem Schwarzen hingibt, gehört in den deutschen Schutzgebieten gottlob zu den größten Seltenheiten, ist aber leider auch vorgekommen. Unordnung, Treulosigkeit, Prügelei sind bei Mischehen die Regel.

Aber das Schlimmste bleibt der Nachwuchs. Immer ist es die Mutter, die das Kind erzieht nach ihrer Sitte, Art und Sprache, also undeutsch, meist mit andern eingeborenen Kindern. Der Vater schämt sich, daß seine Kinder nicht Deutsch verstehen. Die Mischlinge folgen der Mutter. In Südwestafrika haben sie nicht für, sondern gegen die Deutschen gefochten, wenn auch mit Ausnahmen. Bei starker Vermehrung zersetzen sie den deutschen Volksbestand. In Nordamerika hat man die Mischlingsgefahr erkannt und die Ehe zwischen Weißen und Farbigen bis zum dritten und vierten Grad verboten. Anfang der sechziger Jahre sah ich in Berlin ein Theaterstück unter dem Titel „Die Quadrone“, mit einem schönen Mädchen als Heldin, das als Mischlingsabkömmling unter den Vorurteilen der Yankees in Nordamerika arg zu leiden hat und die Zuschauer zu Tränen rührte. Mit dergleichen Sentimentalitäten machte man damals Stimmung. Heute denkt man darüber auch in Deutschland vernünftiger.

Mischlinge dürfen den Weißen nicht gleichgestellt werden, also auch nicht die deutsche Reichsangehörigkeit erlangen, wie ja auch den englischen Mischlingen in Indien die englische Staatsangehörigkeit versagt wird. Mischlinge sollten als Farbige auch keine Regierungsschule

für Weiße besuchen dürfen. Wo Weiße und Schwarze zusammenkommen, ist wie in Nordamerika das Gefühl der Rassenüberlegenheit, der Rassenreinheit, zu stärken. Dann werden auch Prostitution und Konkubinat zurückgehen.

Es ist zu erwarten, daß trotz des Beschlusses der sozialdemokratischen und klerikalen Reichstagsmehrheit die Reichsregierung an der bisherigen Praxis des Verbots der Mischehen festhalten wird, bis ein Reichstag zusammentritt, der dieses Verbot gesetzlich festlegt.

Zunächst wäre es erwünscht, wenn das Kolonialamt etwa durch die Deutsche Kolonialgesellschaft veranlaßt würde, eingehende Ermittelungen in den einzelnen deutschen Schutzgebieten anzustellen über die Zahl der Mischehen und Konkubinate, über etwaige Ehetrennungen, über die vorhandenen Mischlinge, über ihre Erziehung und Sprache in Haus und Schule usw. Voraussichtlich würden die Ergebnisse einer solchen Untersuchung schon hinreichen, um die öffentliche Meinung aufzuklären und vielleicht auch die gegenwärtige Reichstagsmehrheit eines besseren zu belehren.

Paul Dehn

Doktrinarismus in der Rechtsprechung

In der letzten Zeit hat sich die Presse mehrfach mit dem § 218 (Verbrechen gegen keimendes Leben) beschäftigt, und meist für eine Einschränkung desselben plädiert. Ohne auf diese Frage einzugehen, scheint es mir doch angezeigt, auf ein Urteil hinzuweisen, das seiner Zeit als „befremdlich" in den Zeitungen mitgeteilt wurde: Das Landgericht Plauen verurteilte ein siebzehnjähriges Mädchen wegen versuchter Abtreibung zu einer Gefängnisstrafe. Das Mädchen hatte zu zwei Malen je ein Glas Glühwein getrunken in der Hoffnung, sich so einer Frucht zu entledigen. Die Verurteilung erfolgte, obwohl der Gerichtsarzt feststellte, daß das Mädchen überhaupt nicht in andern Umständen gewesen war, und obwohl Glühwein kein Abtreibungsmittel ist. Der Fall ist wohl geeignet, der Agitation gegen § 218 beim Laien neue Nahrung zu geben, da er wohl allgemein als das Rechtsbewußtsein verletzend empfunden wird. Es wäre aber falsch, hier den § 218 verantwortlich zu machen. Das Urteil findet im Gesetz *keine* Stütze, sondern geht auf eine Weiterentwicklung allgemeiner Rechtsgrundsätze durch eine doktrinäre, weltfremde Praxis unserer Gerichte zurück, die auch bei anderen Delikten ebenso verfehlte Urteile gezeitigt hat. Es ist falsch, alles Heil von einer Reform des viel geschmähten Gesetzes zu erwarten. Ebenso reformbedürftig ist vielfach der Geist, aus welchem heraus häufig die Rechtsprechung geübt wird. Und diese Reform ist das weit schwierigere Problem.

„Befremdlich" erscheint das erwähnte Urteil nur dem Laien. Der Jurist weiß, daß seit der Plenarentscheidung des Reichsgerichts vom 24. Mai 1880 zahllose ähnliche Urteile ergangen sind. Er weiß, daß wohl bei keiner anderen Rechtsfrage die Untergerichte der Rechtsprechung des Reichsgerichtes so scharfe Opposition gemacht haben, als gerade hier, weil diese Rechtsprechung allgemein als weltfremd und doktrinär empfunden wurde. Das Reichsgericht hat aber mit einer Starrheit, die vor keiner Konsequenz zurückschreckte, seinen Standpunkt aufrecht erhalten und dadurch allmählich den Widerspruch der Untergerichte zum Schweigen gebracht.

Wir müssen auf die hier zugrunde liegende Rechtsfrage ein wenig näher eingehen. Es ist diejenige nach der Strafbarkeit des sogenannten *untauglichen Versuches*. Der Jurist unterscheidet zwischen tauglichem und untauglichem Versuch eines Verbrechens. Der erste ist der gewöhnliche Versuch, der nur infolge eines unvorhersehbaren dazwischentretenden Ereignisses nicht zur Vollendung der Straftat gelangt (Einbrecher werden verscheucht, das einer Speise beigemischte Gift wird rechtzeitig entdeckt). Hier besteht natürlich

über die Strafbarkeit des Versuchs kein Zweifel. Der untaugliche Versuch ist eine Handlung, die nach der Art und Weise, wie sie unternommen wurde, von vornherein unmöglich zu dem beabsichtigten verbrecherischen Erfolge führen konnte, und die nur der Irrtum, die Unkenntnis oder Torheit des Handelnden überhaupt für einen Versuch halten konnte (Abtreibung an einer Nichtschwangeren; Diebstahl der eigenen Sache; jemand schießt in der Wut mit einer statt eines Revolvers ergriffenen Kinderpistole auf einen Kartoffelsack, den er im Dunkeln für den Verfolgten hält; jemand schickt an Stelle eines Erpresserbriefes einen von seinem Komplizen geschriebenen Liebesbrief ab). Ob und wie weit dieser untaugliche Versuch zu bestrafen ist, darüber herrscht unter den Juristen Streit seit den Zeiten der Römer. Das Strafgesetzbuch hat keine Bestimmung darüber. Seine Schöpfer wollten die Frage nicht entscheiden, sondern dies der Wissenschaft und Praxis überlassen. Im Laufe der Zeiten sind zahlreiche juristische Theorien aufgestellt worden. Wenn wir sie alle überblicken, so macht sich bei den meisten das Bestreben geltend, zwischen den Fällen des untauglichen Versuches eine Unterscheidung zu machen, die harmlosen oder gar lächerlichen von der Strafbarkeit auszuschließen, die ernsteren aber zu verfolgen. Eine solche Unterscheidung erscheint auch durchaus geboten; denn wenn es auch dem Gerechtigkeitsgefühl widerstrebt, den Kartoffelsackschützen mit der Kinderpistole oder einen Don Quixote, der Windmühlen für Riesen hält, wegen versuchten Totschlages oder Mordes ins Zuchthaus zu werfen, so gibt es doch Fälle, die so nahe an dem tauglichen Versuch liegen, daß es bedenklich erscheinen würde, sie straffrei zu lassen. Man denke an den planmäßig auflauernden Mörder, der sein Opfer nur deshalb nicht tötet, weil sein Gewehr versehentlich mit einer Platzpatrone geladen ist. Es mag Schwierigkeiten haben, hier eine geeignete juristische Formel zu finden. Am zweckmäßigsten scheint mir die gegenwärtig herrschende Theorie (v. Liszt u. a.): Strafbar ist nur der gefährliche untaugliche Versuch, wobei die Gefährlichkeit durch die nahe Möglichkeit des verbrecherischen Erfolges bedingt wird. Anders das Reichsgericht. Es hat sich eine neue Theorie geschaffen, oder vielmehr der Reichsgerichtsrat v. Buri hat sie geschaffen und das Reichsgericht hat sich ihm angeschlossen. Auf Grund einer gelehrten logischen Deduktion wird aus der Natur des Kausalzusammenhanges und des Irrtums gefolgert, daß nicht nur eine Unterscheidung zwischen den verschieden gearteten Fällen des untauglichen Versuches, sondern überhaupt eine Scheidung zwischen tauglichem und untauglichem Versuche unzulässig sei; und folglich sei jeder, auch der untauglichste, Versuch zu bestrafen, da einmal das Strafgesetzbuch eine Strafe für den Verbrechensversuch kennt. Und diesen Standpunkt hat das Reichsgericht nunmehr über dreißig Jahre hindurch festgehalten, ohne sich durch die unglaublichen Härten, die er in der Praxis gezeitigt hat, irre machen zu lassen. Man könnte kaum ein besseres Beispiel finden, um dem, der es noch nicht weiß, klar zu machen, was Doktrinarismus im Rechtsleben ist: Aus fernabgelegenen theoretischen Gesichtspunkten, die mit dem praktischen Leben und seinen Bedürfnissen nichts zu tun haben, wird eine wissenschaftliche Lehre aufgebaut und diese dann dem Leben aufgezwängt, wenn sie auch in der Mehrzahl der Fälle, die sie trifft, nicht paßt. Und zugrunde liegt der alte scholastische Irrtum, als könne man aus der reinen Logik die Frage entscheiden, ob eine Handlung Strafe verdient oder nicht. Das läßt sich nicht aus logischen, sondern nur aus ethischen Gesichtspunkten und den Bedürfnissen des praktischen Lebens bestimmen. Aber noch gilt einer großen Anzahl von Juristen das Urteilen aus Gerechtigkeitserwägungen heraus als etwas Verpöntes, Unjuristisches. Wo der Buchstabe des Gesetzes nicht ausreicht, treibt dann der Doktrinarismus seine Blüten. Und paßt die Doktrin nicht, so heißt es oft: Fiat iustitia, pereat mundus (Gerechtigkeit muß geübt werden, wenn selbst die Welt darüber zu Grunde geht). Dieser Grundsatz ist allerdings so wahr und notwendig, daß das Land, das ihn aufgeben wollte, damit selbst den Keim des Verfalls in sein Rechtsleben pflanzen würde. Nur darf man nicht Justitia mit Doktrinarismus verwechseln; denn dieser hat mit Gerechtigkeit höchst selten etwas zu tun.

Um die Praxis des Reichsgerichts zu illustrieren, mögen noch einige Beispiele folgen: Boccaccio erzählt in einer Novelle — Hans Sachs hat den Stoff zu einem Schwanke verarbeitet — von einem dummen Bauern, dem zwei Spaßvögel einreden, er sei schwanger. Dem Verzweifelten verordnen sie gegen Geld und gute Worte einen Eimer einer übel schmeckenden Flüssigkeit als Abtreibungsmittel und erklären ihn nach der Revolution, die dieses Mittel in seinen Gedärmen veranlaßt, für geheilt. Das Reichsgericht muß nach seiner Theorie — da Torheit vor Strafe nicht schützt — den Bauern wegen versuchter Abtreibung mit Gefängnis bestrafen, wie das Landgericht Plauen das nichtschwangere Mädchen, das Glühwein trank. Aber auch die Zauberei wird wieder in den Kreis der strafbaren Handlungen gezogen. v. Buri findet sich in einer seiner die Theorie begründenden Schriften ausdrücklich mit dieser Konsequenz ab! Er spricht vom sogenannten „Totbeten" (einer Art Hexen) und erklärt: „Das Totbeten ist prinzipiell nicht straflos." Das Reichsgericht muß also noch heute die „Hexe", die um Mitternacht unter Hokuspokus Katzenhaare, Mausedreck und Eulenspeck in die Kohlenglut wirft und dabei den Namen ihres Feindes verwünscht, in der Hoffnung, ihn dadurch vom Leben zum Tode zu befördern, das Reichsgericht muß diese Hexe wegen versuchten Mordes mit Zuchthaus bestrafen, wenn es seiner Theorie treu bleiben will. Man sieht, der einzige Unterschied zwischen dem mißachteten Mittelalter und der Gegenwart würde dann darin liegen, daß man damals die Hexe aus Aberglauben bestrafte, weil man wirklich Zauberei für ein strafbares Verbrechen hielt, heute aber aus Doktrinarismus, obwohl man „Hexen" nicht mehr für eine strafwürdige Tat hält, obwohl man also von der Ungerechtigkeit des Urteils überzeugt sein würde und unter allen Umständen die Verurteilte sofort der Begnadigung empfehlen würde. Daß bisher derartige Urteile nicht gefällt sind — wenigstens ist mir ein solches nicht bekannt — liegt wohl nur daran, daß der gemeine Mann und die unteren Organe der Polizei sich nicht in den Sinn kommen lassen, daß hier eine strafbare Handlung in Frage kommt. Vielleicht verdanken wir es aber auch dem Takte der Staatsanwaltschaft, die vermeidet, allzu krasse Fälle zur Anklage zu bringen. Denn daß tatsächlich im Volke noch heute Totbeten, Besprechen, Verhexen mindestens eben so oft vorkommt, wie in den gebildeten Kreisen das Gesundbeten, kann nicht gut bezweifelt werden.

Der Fall von Doktrinarismus, der hier erörtert wurde, steht natürlich nicht vereinzelt da. Man frage einen versierten Anwalt, wie manches weltfremde Urteil des höchsten Gerichtshofes auf der Praxis lastet, wie häufig auch bei den Untergerichten der gleiche Geist herrscht.

M. Conrad

Ein Versuch, die zehn Gebote abzuschaffen

Die alten Tafeln der mosaischen Gebote, welche in unsrer Bibel im zweiten Buche Mosis, Kapitel 20, stehen und ursprünglich für das Volk Israel bestimmt waren, aber auch von der christlichen Kirche als unumstößliche, göttliche Gebote anerkannt und zur Unterweisung für jung und alt als Grundlage aller Sittenlehre angenommen wurden, sind den Neuerern schon lange ein Dorn im Auge, ein Stein des Anstoßes, den sie zerschlagen und beseitigen möchten. Sie denken nicht daran, daß wenn diese altehrwürdigen, hochangesehenen Grundgebote alles sittlichen Lebens nicht mehr gelten, eine ungeheure Verwirrung im sittlichen Leben der Menschen eintreten und niemand mehr wissen wird, was gut und was böse, was recht und was unrecht, was erlaubt und was verboten ist, denn dann werden viele das Gute für bös und das Böse für gut ausgeben, wie es ihnen beliebt und am vorteilhaftesten dünkt. Die Neuerer halten sich nämlich für so klug und weise, daß es ihnen nicht schwer falle, Besseres an die Stelle zu setzen, und sind so aufgeblasen und eitel, daß sie wähnen, die Völker und Menschen würden

auf ihre Stimme hören und das dann annehmen, was sie ihnen bieten. Wenn Manu in Indien, Zoroaster in Persien, Konfuzius in China, Lykurg in Sparta, Solon in Athen ihren Völkern und Staaten Sittengesetze gegeben haben, so waren das ganz andere Männer, als heutzutage die Herren Pfarrer und Philosophen und Schriftsteller sind, welche neue Grundgesetze der Sittlichkeit aufzustellen sich erkühnen. Jene großen Gesetzgeber aber haben ihre Sittengesetze jeweilen doch nur unter ihren eigenen Völkern, Nationen und Ländern zur Geltung bringen können, aber das biblisch-mosaische Gesetz ist das Sittengesetz der ganzen Kulturwelt schon seit mehr als tausend Jahren. Der Urheber dieser zehn Gebote muß unendlich viel größer, weiser, einsichtsvoller und erfahrener sein, als alle jene andern großen Sittenlehrer der Menschheit gewesen sind. Welch ein Wahnsinn und Unsinn, wenn heute allerlei kleine Leute — und wären sie Herren Pfarrer, Professoren und Schriftsteller in Bremen, Schwaben, Sachsen, Preußen oder einem andern Stätlein — sich anmaßen, diese Tafeln umstürzen zu wollen! Sie können sich nur ungeheuer lächerlich machen. Denn jene zwei Tafeln des alten biblischen Gesetzes sind aus jenem Grund- und Eckstein gehauen, der zwar für viele ein steter Stein des Anstoßes bleibt, aber allzeit den zerschmettert, der auf ihn fällt, und den zermalmt, auf den er fällt.

An der Stelle der alten Tafeln lassen sich gar keine neuen aufstellen, man bringt es nur zu wertlosen Scherben.

Heute also kommt ein mit dem alten Christentum zerfallener Pastor Fr. Steudel in Bremen (Fr. Steudel, Pastor in Bremen, Alte und neue Tafeln, Kritik des mosaischen Dekalogs und Grundlegung einer neuen Ethik in Form einer Rundfrage. Berlin, Eberhard Frowein) und stellt „an 100 Philosophen, Theologen, Ethiker, Pädagogen, Dichter und Schriftsteller" der Gegenwart sechs Fragen des Inhalts: 1. Ob die zehn Gebote ein ausreichendes Mittel der religiösen oder sittlichen Unterweisung seien? 2. Ob die Lutherische Erklärung genüge? 3. Wenn nicht, ob man andre, der deutschen und modernen Kultur besser entsprechende an die Stelle setzen solle? 4. Ob man einige der zehn Sätze beibehalten könne? 5. Was man an die Stelle der drei ersten Gebote stellen solle? 6. Wie wären, ohne alle Rücksicht auf die zehn jüdischen Gebote, zehn andere, ganz freie fundamentale Forderungen für die (religiös-) sittliche Unterweisung unsrer Jugend zu formulieren?

Zuerst muß konstatiert werden, daß von den 100 Angefragten fast die Hälfte gar keine Antwort gab; wahrscheinlich weil ihnen die ganze Fragestellung ungeschickt und „töricht" schien, denn gleich die erste Frage ist ganz ungeschickt. Sie lautet: „Halten Sie die alttestamentlichen zehn Gebote überhaupt für ein ausreichendes Mittel der religiösen odec sittlichen Unterweisung?" Daß die zehn Gebote für die sittliche Unterweisung der Jugend genügen, das war bisher allgemein angenommen; aber wir haben noch niemand gefunden, der die bornierte Meinung gehabt hätte, für die religiöse Unterweisung genüge auch eine Erklärung der zehn Gebote. Warum also die ungeschickte Ausdrucksweise: „religiöse oder sittliche Unterweisung? Wer so ungeschickt fragt, dem gebührt keine Antwort.

Aber von den 52 Antworten, die der Herr Pfarrer erhalten hat, sind zwei ganz ablehnend, so daß nur 50 ihm mehr oder weniger zustimmen; denn auch sie haben recht viel an seinen Fragen auszusetzen gehabt. Aber der letzte aller Antwortenden hat meines Erachtens die allertreffendste und die dem Herrn Frager angemessenste Antwort erteilt. Der Antworter ist kein Theologe, sondern ein Laie, aber ein einsichtiger, weit und tief denkender Mann, Dr. Wilh. Wundt, Professor der Philosophie in Leipzig, der berühmte Verfasser der Physiologischen Psychologie. Er antwortet kurz und bündig: „Der unvergleichliche Wert des Dekalogs besteht darin, daß er in seiner eindrucksvollen Kürze das ehrwürdigste Zeugnis für die Unvergänglichkeit der sittlichen Grundsätze selbst ist, das wir besitzen. Ihn verbessern wollen, würde ein Attentat gegen den Geist der Geschichte, ihn

durch einen Dekalog moderner Erfindung nachahmen zu wollen, ein törichtes Unternehmen sein. Der Religionslehrer mag ihn für unsre Zeit interpretieren, wie dies Luther für seine Zeit getan hat. Von dem Dokument selbst lasse er die Hände!" Statt diese weise Abfertigung nun zu beachten und die Hände wegzulassen, hat der naive, knabenhaft vorlaute, jeden Gedanken nur schief auffassende Halbdenker „dem großen Philosophen" zu erwidern „sich erlaubt". Aber was er beibringt aus Wundts Ethik, beweist nur wieder, daß er nichts genau und scharf aufzufassen und gründlich zu durchdenken imstande ist. Ganz erheiternd aber stimmt es, wenn er die erhaltenen Antworten, mit all ihren Widersprüchen, Oberflächlichkeiten, Inkonsequenzen und phrasenhaftem Gerede eine „Synphonia ethica" nennt, während es doch nur ein Getute, Gerassel und Geklapper ist, wie wenn fünfzig Handwerksburschen auf ihnen nur wenig bekannten Instrumenten ein großes Getöse verführen. Die Antworten einiger weniger gründlich gebildeter und gelehrter Männer ausgenommen, die sich ärgern werden, in Herrn Pfarrer Steudels Buch zu figurieren, zeigen die Antworten deutlich, daß wenn es sich um ein Urteil über die Bedeutung, den Wert und Gehalt, ja gar um eine Verbesserung und einen Ersatz des Dekalogs handelt, die Antwortenden alle, alle ganz kreuzbrave Leut', aber herzlich schlechte Musikanten sind, die nur im Negieren eine teilweise Harmonie mit der großen Pauke aufweisen, aber wenn sie selber positiv Musik machen sollen, sich nur in unerquicklichen Mißtönen bewegen. Man lese nur Steudels Zusammenstellung der Antworten, und man sagt sich: 50 000 solcher Musikanten, und wenn sie die Trompeten von Jericho hätten, werden die Stellung des Dekalogs im Bewußtsein der Menschheit nicht erschüttern können. Würde man aber das deutsche Volk selber, nämlich das wirkliche Volk, das kein Haufe von Bildungsphilistern ist, um seine Meinung betreffs der zehn Gebote fragen, so würde sich gewiß ein Sturm der Entrüstung erheben, dem nur die Anarchisten und andere Autobanditen sich fernhalten würden, aber die große Mehrheit aller Protestanten, Katholiken und Juden aller Stände und Parteien würde einmütig für Beibehaltung dieses großartigsten und vollkommensten aller moralischen Grundgesetze stimmen, eines Moralgesetzes, wie kein zweites in der ganzen Menschheitsliteratur existiert. Es ist unsagbar, was diese zehn Worte zur moralischen Erziehung zuerst des israelitischen und jüdischen Volkes, dann der Christenheit aller Konfessionen und sogar zur moralischen Erziehung derer geleistet haben, die sich jetzt gar so erhaben darüber stellen. Also: „Vom Dokument selbst, Herr Pastor Steudel, lasse er die Hände!" So kulturversimpelt und bildungsverduselt ist das deutsche Volk noch lange nicht, daß es sich weiter solche Sachen — wenn sie sich auch vorerst nur als schüchterne Versuche an der Jugend deklarieren — bieten ließe.

F. Heman



Die Anfänge der Freimaurerei

Über den Ursprung der Freimaurerei ist völlige Klarheit bisher nicht geschaffen worden. Zwar hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Leipziger Buchhändler Findel mit dem vorhandenen Wust abenteuerlicher Legenden aufgeräumt und die Entstehung des deistischen Logentums in den Anfang des 18. Jahrhunderts verlegt. Aber wenn auch im Jahre 1723 das Andersonsche Konstitutionenbuch entstand und der Verfasser in den „alten Pflichten" der „noachitischen" Tendenz deutlichen Ausdruck gab, so blieben doch viele Fragen offen. Es kann wegen der mannigfachen symbolischen Beziehungen der Freimaurerei zur kunst- und handwerksmäßigen Werkmaurerei nicht bezweifelt werden, daß die symbolischen Gilden von heute aus den Überbleibseln der Handwerksgilden des Mittelalters irgendwann und irgendwie hervorgegangen sind. Aber eben dieses „Wann" und „Wie" bildet

noch den Gegenstand lebhafter Kämpfe innerhalb der Logen. Und die Lebhaftigkeit des Kampfes erklärt sich aus dem großen prinzipiellen Riß, der wenigstens durch das skandinavisch-deutsche Logentum hindurchgeht, aus dem Streit zwischen „Christen" und Humanisten und der dadurch bedingten Tendenz. Die einen lassen die Logen entstanden sein aus einer christlich ökumenischen interkonfessionellen Richtung, die das Christentum festhalten, aber innerhalb desselben alle Unterschiede ausgleichen wollte; die anderen aus einer noch viel weiter gehenden Toleranz, die sich auf den religiösen Urtrieb, auf die natürliche Religion stützte, und diese nicht nur in den verschiedenen Formen des Christentums, sondern auch in den anderen Religionen anerkannte, im Judentum, Buddhismus, Mohammedanismus usw.

Neuerdings sind nun wieder zwei Versuche gemacht worden, Licht in die noch herrschende Dunkelheit zu bringen. Der erste von Dr. Ferdinand Katsch. Dieser führt in seinem Buch: „Die Entstehung und der wahre Endzweck der Freimaurerei" die Entstehung des Bundes auf die Gesellschaft der Rosenkreuzer zurück, obschon auch deren Geschichte bisher durchaus der Klarheit ermangelt. Die Brüderschaft der Rosenkreuzer ist auf die Schriften des württembergischen Geistlichen Joh. Valentin Andreä zurückzuführen, der 1614 ein Buch erscheinen ließ: Fama fraternitatis rosaceae crucis. Dieses Buch zeigt irenische, ökumenische Tendenz im Gegensatz zu den unablässigen dogmatischen Streitigkeiten, welche der Reformation folgten. Andreä gilt einerseits als ein geistiger Nachfolger der vorreformatorischen Brüder vom gemeinsamen Leben und andrerseits als ein Vorläufer des Spenerschen Pietismus. Dabei scheint es, daß die fraternitas zunächst nur eine Fiktion des Andreä war, daß aber dann das Buch Anlaß gab, geheime Rosenkreuzer-Logen mit latitudinarischer Tendenz wirklich zu gründen.

Wie dem nun auch sei — ohne Zweifel ist eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen den alten Rosenkreuzern und den Freimaurern vorhanden. Aber Klares und Einleuchtendes über ihren äußeren Zusammenhang weiß auch Katsch nicht zu sagen. Und wenn bei der Ableitung der symbolischen Logen aus den Baugenossenschaften das Eindringen der Tendenz schwer zu erklären bleibt, so erscheint bei der Ableitung von den Rosenkreuzern das Eindringen der baugewerklichen Symbolik als vollkommenes Rätsel.

Kein Wunder, daß Katsch mit dieser Auffassung nicht nur wenig Beifall, sondern entschiedene Gegner gefunden hat. Ein solcher ist Wilhelm Begemann, der in den letzten Jahren in 3 Bänden hat erscheinen lassen: „Vorgeschichte und Anfänge der Freimaurerei in England und Irland" (1200 Seiten; Berlin, Mittler). Begemann leitet die symbolischen Logen aus den Zunftlogen ab. Aber auf die Frage nach dem „Wie" der Umwandlung bleibt er seinerseits die Antwort schuldig.

Übrigens bringt Begemann manches Neue bei. Bisher gingen die ältesten freimaurerischen Urkunden in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück. Begemann teilt ein Aktenstück aus 1688 mit — das älteste der bisher gefundenen. Merkwürdigerweise ist es eine Verspottung der Freimaurerei durch einen Gegner. An der Universität Dublin herrschte damals die Sitte, daß am Tage der Erteilung akademischer Grade ein Nichtgraduierter eine satirische Rede mit Narrenfreiheit halten durfte, d. h. er durfte gegen beliebige Personen oder Zustände in ungezügelter Weise losfahren.

1688 wählte nun ein Student die Freimaurerei zum Gegenstand seines Spottes. Die Spottrede, halb in Küchenlatein, halb in gemeinem Englisch gehalten, ist erhalten und wird von Begemann mitgeteilt. Es wurde — so heißt es darin — kürzlich angeordnet, daß zur Ehre und Würde der Universität Dublin eine Gesellschaft von Freimaurern eingeführt werden sollte, bestehend aus Pfarrern, Lumpensammlern, Kesselflickern, Rittern, Schuhflickern, Dichtern, Bettlern, Ratsherrn, Magistern, Schweineschneidern, Kupplern, Lords, Schneidern, die sich durch einen Eid verpflichten mußten, ihre gewaltigen Nichtgeheimnisse nie zu entdecken und alle umherstreichenden notleidenden Brüder zu unterstützen.

Nun wird die Unterstützung eines solchen Bruders Lump geschildert. Er bekommt von Mr. Hassett ein Paar alte Schuhe, von einem gutherzigen Schlächter einen Kalbskopf, von Right Honourable Lord Charlemont einen abgelegten Hut, vom langen Lorenz eine Rolle Kautabak, von Dr. Swithers eine Klystierspritze, von Mr. Marsh ein Bündel frommer Gedichte und so weiter. Zuletzt bekommt er ein Stück Chesterkäse, das er in die Hosentasche steckt, und dann geht er gerührt über die Freigebigkeit der Freimaurer fröhlich von dannen. Der Schluß ist das Bedauern des Redners, daß er sich nun wohl die Aufnahme in den Freimaurerbund verdorben habe und damit auch der Aussicht verlustig gehe, den Bruder mit dem Käse in der Tasche zu umarmen und zu küssen.

Das Aktenstück ist interessant. Es beweist, daß schon 1688 in Irland Logen bestanden, die eine Mischung aller Stände als Prinzip aufstellten und Wohltätigkeit wenigstens zu üben suchten. Daß auch freisinnige Tendenz vorhanden war, ist zu vermuten, da ein Graf von Roß, der in jener Zeit lange Jahre Großmeister war, von Zeitgenossen als „der wüsteste aller Wüstlinge unter den wilden Wüstlingen der irischen Metropole“ bezeichnet wird. Jedenfalls wird durch das aufgefundene Aktenstück die Annahme hinfällig, daß erst 1723 die Werklogen sich in symbolische Logen verwandelt hätten. Diese Umwandlung hat offenbar viel früher stattgefunden. Aber über den Zeitpunkt weiß Begemann so wenig etwas Bestimmtes zu sagen, wie er auch nicht imstande ist, den fraglichen Prozeß glaubhaft darzustellen.

Der Ursprung des Logentums hat auch durch die neuesten Werke nicht aufgeklärt werden können. Verwunderlich wird das kaum erscheinen. Denn wenn es schon schwierig ist, Geschichte zu schreiben über die Dinge, die sich im vollen Tageslicht abspielen — um wieviel schwerer ist es, die Tatsachen und Vorgänge in einem Geheimbund zu ermitteln, über die von den Zeitgenossen absichtlich ein Nebel gebreitet wurde.

Merkwürdig in bezug auf die hier erörterte Frage ist eine ganz neuerdings aufgestellte Behauptung, daß nämlich die chinesische Freimaurerei aus dem Jahre 1674 stamme. In einem Artikel der „Bauhütte“ Nr. 14 vom 6. April d. J. behandelt dieses Blatt den Anteil der Logen an der chinesischen Revolution. Dr. Sun-Yat-Sen wird als „Bruder“ bezeichnet und ihm nachgerühmt, daß er mit Recht die Mandschu-Dynastie vertrieben habe, die durch ihre Unfähigkeit „jedes Anrecht auf den Thron verwirkt“ habe. Dann heißt es weiter:

„In der ‚Rivista Massonica‘ hat im Oktober 1910 Br. de Lucca Ausführungen über die chinesische Freimaurerei gemacht, die wohl nicht von allen Lesern geglaubt wurden, aber, wie die Ereignisse bewiesen haben, den Tatsachen vollständig entsprachen. Die chinesische Freimaurerei ist im Begriffe, in dem größten Reiche der Welt eine Umwälzung von größter Bedeutung hervorzurufen; aber ihr Sieg ist nicht allein gegen eine despotische Dynastie, sondern auch gegen die ‚Gesellschaft Jesu‘ errungen, die im Jahre 1644 durch ihre Intrigen zur Befestigung der Mandschu-Dynastie beitrug.

Die politische chinesische Freimaurerei nennt sich Ten-Ti, das heißt ‚Himmel und Erde‘, deren Ursprung bis 1674 zurückreicht, und deren Mitglieder auf viele Millionen angegeben werden, ja, wenn gewisse Zahlen richtig wären, auf mehr als fünfmal so viel Brüder als sämtliche anerkannte Freimaurerlogen der Welt. Worte und Zeichen der chinesischen Brüder sind nicht gerade mit unseren identisch, haben aber eine verblüffende Ähnlichkeit mit denselben.

Die Freimaurerei in China präsentiert sich in zwei sehr verschiedenen Formen. Die eine Richtung ist ausschließlich humanitärphilosophischen Charakters, die zweite politisch revolutionär. Der ersten Gruppe gehören ausschließlich Philosophen und Denker, die sich in den Logen zusammenfinden, an; der zweiten Gruppe Körperschaften, welche die Aktion vorbereiten. Diese haben weniger Anspruch auf die Bezeichnung ‚Freimaurer‘, denn sie sind Geheimbündler, etwa in der Art wie die Carbonari zur Zeit der Revolutionsperiode in Italien und stehen in gleichem Verhältnis zur Freimaurerei wie letztere.“

So weit die Mitteilung der „Bauhütte“, die freilich zu Fragen und Zweifeln manchen

Anlaß gibt, denn bis 1674 reicht bisher keine europäische Urkunde des Logentums zurück. Und wenn wirklich im Gebrauchtum der chinesischen und der europäischen Logen sich Ähnlichkeiten finden, so bliebe doch festzustellen, ob nicht moderne europäische Einflüsse hier wirksam gewesen sind. Jedenfalls müssen für die Zahl 1674 Beweise beigebracht werden, bevor man sie hinnehmen kann. Im vollen Tageslichte der Gegenwart dürfen nicht die alten Legenden durch neue ersetzt werden.
Dietrich von Oertzen

Bürgerliche Abgeordnete, die nicht zu Hofe gehen wollten

Die noch in fröhlichem Andenken stehende Weigerung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, ihren Präsidiumskandidaten zum Kaiser zu entsenden, hat dem „Vorwärts“ Anlaß gegeben, eine Geschichte auszugraben, in der 26 bürgerliche Abgeordnete nicht zu Hofe gehen wollten. Sie hat sich im Schwabenlande ereignet, im Jahre 1869, als man dort gerade das fünfzigjährige Bestehen der Landesverfassung feierte und hat auch heute nichts von ihrem Reize eingebüßt:

„Der König Karl I. veranstaltete am Tage des Inkrafttretens der Verfassung, den 25. September, im Residenzschloß eine große Galatafel, zu der sämtliche Mitglieder beider Kammern Einladungen erhielten. Einer der Landtagsabgeordneten, nämlich der Führer der Württembergischen Volkspartei, Dr. Karl Mayer, Redakteur des Stuttgarter ‚Beobachter‘, war jedoch ‚dienstlich verhindert‘, der Einladung Folge zu leisten. Er saß just im Gefängnis auf dem Hohenasperg, allwo auch der Zeitungsschreiber und Dichter Christ. Friedr. Daniel Schubart zehn Jahre eingekerkert war, weil er sich unziemlich über seinen Landesvater Karl Eugen und dessen Mätresse geäußert haben soll. Karl Mayer, kurzweg der ‚Schwabenmayer‘ genannt, hatte ein ähnliches Verbrechen begangen, wenn auch nicht am angestammten Landesvater: er hatte die Hohenzollern kritisiert! ... Die Folge war ein Prozeß: Hohenzollern kontra Schwabenmayer! Das Resultat: sechs Wochen Gefängnis für Schwabenmayer, die er am 9. September 1869 auf dem Hohenasperg antrat.

So weit ist die Geschichte ganz alltäglich. Mayer saß in beschaulicher Ruhe in seiner Zelle und freute sich, für einige Zeit dem Getriebe dieser unruhigen Welt entrückt zu sein. Nebenbei brütete er schon wieder über neue Attentate auf seinen Prozeßgegner.

Am Morgen des 18. September wurde dieses Idyll auf etwas sonderbare Weise unterbrochen. Der Gefängniswärter brachte dem Verbrecher folgendes Brieflein auf die Zelle:

Seiner Wohlgeboren
dem Herrn Abgeordneten Redakteur
Dr. K. Mayer
in Stuttgart!

Euer Wohlgeboren
habe ich die Ehre auf höchsten Befehl Seiner Königlichen Majestät zu der Galatafel einzuladen, welche am 25. dieses Monats, dem Jahrestag des fünfzigjährigen Bestehens der Landesverfassung, im weißen Saale des Kgl. Residenzschlosses zu Stuttgart stattfindet.

Hochachtungsvoll
Schloß Friedrichshafen, den 15. September 1869.

Generalmajor Graf Beroldingen,
Hofmarschall S. M. des Königs.

Zeit: 5¼ Uhr. Anzug: schwarzer Frack und weiße Halsbinde. Anfahrt: am grünen Teppichsaal.



Schwabenmayer war sehr erfreut ob dieser freundlichen Einladung. Er fand aber, daß die vorgeschriebene Kleidung, Frack und weiße Binde, in seiner Gefängnisgarderobe leider fehlte. Er schrieb darum zurück:

An das Kgl. Oberhofmeisteramt
in Stuttgart!

Hohenasperg, den 18. September 1869.

Es ist mir heute vom Hofmarschallamt Sr. Majestät des Königs, Herrn Generalmajor von Beroldingen, auf höchsten Befehl eine Einladung d. d. Friedrichshafen 15. d. M. zu der Galatafel zugekommen, welche am 25. d. M., dem Jahrestag des 50jährigen Bestehens der Landesverfassung, im Kgl. Residenzschloß stattfindet, und werde ich in dieser Zuschrift angewiesen, darüber Ihrer verehrlichen Stelle Antwort zu geben. Dem Herrn Hofmarschall war vermutlich nicht bekannt, daß ich, in der Erstehung von Gefängnisstrafen begriffen, zu welchen ich auf Klage der Kgl. Preußischen Regierung und des Grafen Bismarck in Preßprozessen verurteilt wurde, zurzeit nicht in der Lage bin, Einladungen anzunehmen.

Indem ich daher für die mir zugedachte Ehre höflichst danke, bin ich mit
Ausgezeichneter Hochachtung

(Unterschrift.)

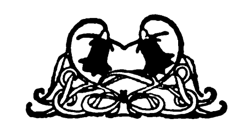
Die Vermutung Schwabenmayers, das Hofmarschallamt habe keine Kenntnis von der ‚dienstlichen Verhinderung' des Zeitungsschreibers gehabt, war übrigens falsch. Mit dem Antwortschreiben Mayers kreuzte nämlich folgende Verfügung:

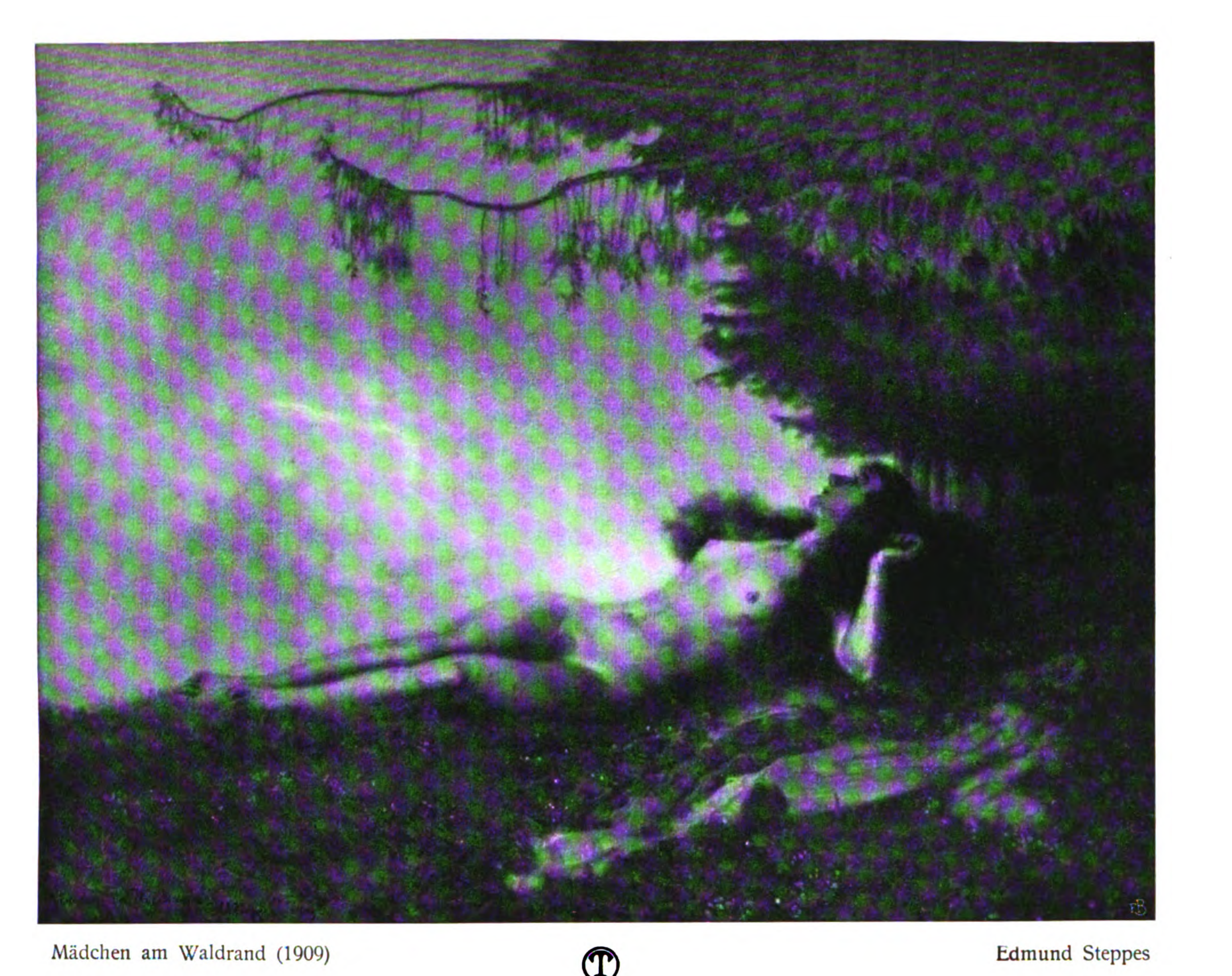
Kgl. Zivilfestungsgefängnis und Strafanstalt Hohenasperg!

19. September 1869.

Dem wegen ehrenrührigen Bezichts zur Erstehung einer sechswöchigen Kreisgefängnisstrafe hier befindlichen Redakteur K. Mayer von Stuttgart ist eröffnet worden, daß für den Fall er der an die Mitglieder der Ständeversammlung ergangenen Einladung zur Kgl. Tafel am Samstag, den 25. d. M., nachzukommen willens wäre, nach dem Kgl. Justizministerialerlaß vom 18. d. M. die Unterbrechung der Strafe auf die Dauer vom 24. bis 26. d. M. verfügt worden ist.

Schwabenmayer war jedoch nicht willens, seine ‚Ferien' nur auf zwei Tage zu unterbrechen. Wenn schon, denn schon! sagte er. Seinen Freunden teilte er mit, daß er zwar geneigt sei, seinen Ruhesitz aufzugeben; hinaus gehe er schon, aber auf keinen Fall wieder hinein! Seine Parteifreude waren der gleichen Meinung. Ebenso die Großdeutschen. Letztere teilten den Entschluß Schwabenmayers dem Justizminister Mittnacht mit und fügten hinzu, daß, wenn der Kollege Schwabenmayer an der Kgl. Galatafel nicht speisen könne, auch sie dankend verzichten müßten. Der Justizminister wäre wahrscheinlich heilfroh gewesen, wenn er den Sünder wider das Gottesgnadentum der Hohenzollern auf gute Manier losgeworden wäre ... Aber traue einer dem Berliner Wind! Die Regierung lehnte ab, den Majestätsbeleidiger länger als zwei Tage aus ihrer Obhut zu entlassen. 26 Abgeordnete der Volkspartei und der Großdeutschen Partei beantworteten den ablehnenden Bescheid der Regierung mit der Weigerung, an der Galatafel Sr. Majestät teilzunehmen. 20 Minuten vor Beginn der Tafel wurden die Stühle der Abgeordneten aus dem Speisesaal des Schlosses entfernt. Schwabenmayer brummte seine sechs Wochen treu und bieder ab ..."





Mädchen am Waldrand (1909) Edmund Steppes

(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Friedr. Hoefle, Augsburg)



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Von deutschem Wesen und Norddeutschem Lloyd

In England gab es im Mittelalter ein Verbrecherschiff, dessen Zellen so konstruiert waren, daß die armen Teufel darin weder aufrecht stehen noch ausgestreckt liegen konnten. Daran mußte ich denken, als ich kürzlich mit dem Reichspostdampfer „Lützow“ des Norddeutschen Lloyd eine Reise von Bremen nach Genua machte. Der „Lützow“ ist ein sauberes und tüchtiges Schiff, das man auf einer so schönen Fahrt, wie ich sie hatte, schon ein bißchen liebgewinnen kann. An die Kabinen darf man aber nicht denken. Eine Kabine hat gerade soviel Raum, daß man sich zur Not an- und auskleiden kann; das ginge für einen an, meistens sind es aber zwei oder auch vier; der Raum ist deswegen nicht viel größer. Sind es vier, so müssen sie schichtweise aufstehen und Toilette machen. Hat man gar ein paar Schlafgenossen erwischt, mit denen man sich nicht zurechtfinden kann und deren Sprache man vielleicht nicht einmal versteht, so wäre es schon das beste, man spränge gleich über Bord oder ginge wenigstens im nächsten Hafen an Land und ließe das Billett schießen. So eine Kabine hat oft nicht einmal Fensterluken. Statt dessen einen engen Luftschacht, der einige Meter weiter oben das Freie erreicht. So ist es in der zweiten Klasse, und in der ersten ist es nur wenig besser, nur fehlen hier wenigstens die Luken nicht. Allzu groß ist der Fortschritt von heute gegen das Verbrecherschiff, wie man sieht, also nicht. Man hätte lieber bei den anspruchsvollen Gesellschafts- und Speisesälen etwas absparen sollen.

Doch dies erzähle ich nur nebenbei. — Wenn man als guter Deutscher ein bißchen außer Landes geht, freut es einen ungewollt, fast überall mehr Landsleute als andere Europäer zu treffen. Sie machen auch keine so schlechte Figur mehr, wie noch vor kurzem lebhaft die Klage ging. Allerdings muß gesagt werden, daß ein Haufen junger Engländer, die wir in Southampton an Bord nahmen — meistens wohlgebaute junge Leute — in seiner äußeren Erscheinung von den Deutschen doch fast durchweg vorteilhaft abstach. Auch waren die Engländer beispielsweise in der Liste der täglich Badenden entschieden stärker vertreten. Eine deutsche Dame, die ich auf die kostenfreie, bequeme Badegelegenheit aufmerksam machte, antwortete mir, das An- und Auskleiden sei ihr viel zu langweilig! — Indessen ich schweife schon wieder ab, um dieses alles handelt es sich nicht so sehr, sondern um folgendes:

Ich hatte von Berlin aus nach Bremerhaven unter meiner Adresse an Bord des Schiffes ein Postpaket geschickt. Dieses Paket kam auch pünktlich an und es wurde mir von dem Gepäckmeister prompt ausgehändigt, kaum daß ich mich auf dem Schiff recht umgetan hatte. Als ich mir den Bescheinigungszettel anschaue, steht darauf „Mr. Schmidt“. Ich sagte dem guten Mann, daß ich den Mister oder Monsieur ablehne, daß ich das für starken Tobak halte und

wieso er dazu käme. Er lachte gemütlich, dann meinte er: „Das macht ‚der' immer so, da kann man nichts machen." ‚Der', das war sein Kollege. Es war ihm augenscheinlich nicht unlieb, daß ‚der' etwas am Zeug geflickt bekam. Hierauf trollte er sich. — Also ein Paket, von einem Deutschen in Deutschland abgeschickt, an einen Deutschen auf einem deutschen Schiff gerichtet, wird per „Mister" zugestellt. Das geht in einem hin, später kommen ja doch Engländer und Franzosen aufs Schiff, die kann man nicht gut mit Herr anreden, und bei den Deutschen kommt's nicht so genau darauf an. Nun stelle man sich vor, ein englischer Gepäckmeister leiste sich auf einem englischen Schiff englischen Reisenden gegenüber Ähnliches. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß man so einen Kerl zu Tode boxen würde. Zum mindesten würde man ihn eiligst seines Amtes entheben. Was geschieht auf dem deutschen Schiff? Nichts. Keinem Menschen fällt es auf, und wenn es einem doch auffällt, kümmert er sich nicht weiter darum. Keiner hält seine Muttersprache hoch genug, um ihre Reinhaltung zu verteidigen, im Ausland zumal, wo diese Dinge doppelte und dreifache Bedeutung haben. Ich habe es öfter erlebt, daß gleichgültige Kosmopoliten als gute Deutsche aus der Fremde wiedergekehrt sind. Einer von diesen hat mir zugestanden, daß es ihm ein beschämender Augenblick war, als er in Paris irgendwo ein Schild mit „NORTH GERMAN LLOYD" erblickte. Was müssen wohl die Franzosen dabei denken, daß sich dieses deutsche Welthaus in einer französischen Stadt englisch präsentiert? Welche ausländische Firma von Rang hält es denn für notwendig, ihren Namen zu übersetzen, wenn sie in Deutschland Geschäfte machen will? Das tun nicht einmal Firmen kleinerer Länder, wie Belgien, Holland, Dänemark usw. Demgegenüber halte man sich zum Vergleich vor, daß wir uns hier in Berlin mit der „International Continental Gas Association" Zeit unseres Lebens herumschlagen müssen, nicht zu reden von der „Boardinghouse A.-G.", „The Berlin Messenger Boy Company" und anderen, die wir unserer eigenen Schande verdanken. (Ich erwähne noch die Reklameplakate der Serviciul Maritim Roman in der Wannseebahn; diese Firma, eine Art rumänischer Lloyd, ist, wie man sieht, der Ansicht, daß Rumänisch für die Deutschen gut genug ist.) Dem Lloyd ist die Sache mit dem Mister nicht groß anzurechnen, denn wahrscheinlich weiß er gar nichts davon. Aber die Reisenden selbst machen sich hier schuldig. Einigen von ihnen zeigte ich den bewußten Zettel und fragte, ob ihnen nichts dabei auffalle. Nein, es fiel ihnen nichts auf. „Wirklich nicht?" „Ach so, weil der Name mit dt geschrieben ist." Der Name wird natürlich immer mit dt geschrieben, wenn er auch zehnmal mit tt richtig ist. Nein, aber das meinte ich nicht und stieß sie darauf. „Ach so, wegen des ‚Mister'. Na, Gott, das ist doch keine Beleidigung." Nein, eine richtige Beleidigung war es allerdings nicht. — ‚Da kann man nichts machen', hatte der dicke Gepäckmeister gesagt.

In Gibraltar wurden wir von dem Tender „Grille" an Land gebracht. Der Tender gehört dem Lloyd, also einer deutschen Gesellschaft, und führt einen deutschen Namen. Dies hinderte nicht, daß eine große Tafel angebracht war mit der bereits bekannten Überschrift „NORTH GERMAN LLOYD", worunter in englischer Sprache allerhand Nachrichten über Ankunft und Abfahrt des Schiffes, in weißer Farbe alles hübsch sauber aufgemalt. Ich fragte den Kapitän, weshalb die Tafel auf englisch abgefaßt sei. Darauf meinte er, der Tender würde zumeist von Engländern zur Überfahrt benützt.

„Soviel ich sehe, sind es aber viel mehr Deutsche als Engländer, und es wäre wohl das mindeste, wenn der Text in beiden Sprachen abgefaßt wäre."

„Das ist aber immer so gewesen."

„So, das ist immer so gewesen. Nun, es ist wohl kein Grund, wenn etwas immer schlecht gewesen ist, es nicht auch einmal anders zu machen."

Er fuhr sich mit den Fingern an den Halskragen, augenscheinlich hatte ihm das Gespräch schon zu lange gedauert. Außerdem, wie konnte jemand auf solche Sachen verfallen.

Schließlich fragte ich noch:

„Ist der Lloyd für dieses Schild verantwortlich?"

„Jawohl, der Lloyd ist dafür verantwortlich!"

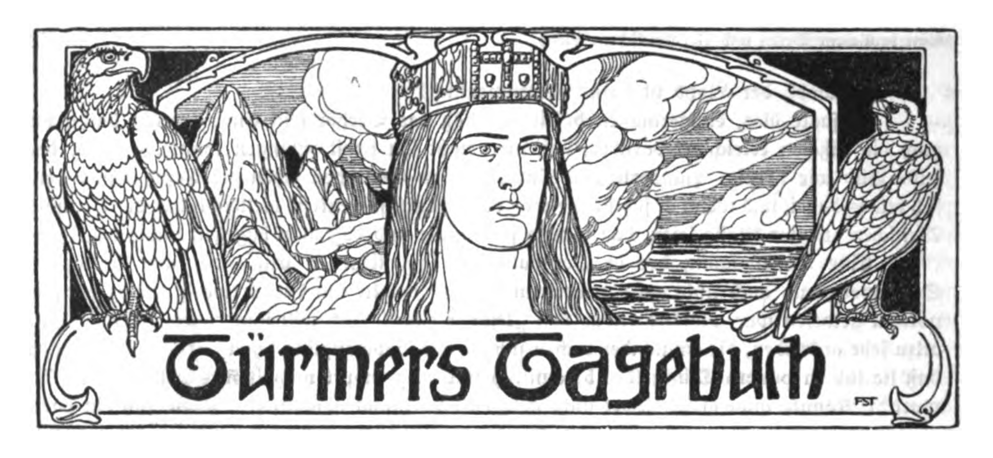
Er sagte dies, einigermaßen befriedigt, daß das Verhör sein Ende erreicht hatte, und auch ein bißchen erleichtert darüber, daß man nicht ihn selbst belangen konnte. — Hier dasselbe Bild wie vorhin. Hunderte und Tausende von Deutschen sehen die Tafel, keiner denkt sich etwas dabei, und wenn er sich doch etwas dabei denkt, so denkt er vielleicht, daß die Deutschen Menschen zweiter Klasse seien, daß dies so sein müsse und daß man dagegen nichts tun könne.

Eine Bevorzugung der in Southampton eingestiegenen Engländer war seitens des Schiffspersonals auch nicht ganz zu verkennen. So erzählte mir der Steward, der vorher ganz normal gewesen war, plötzlich etwas von „Dinner time". Ich will ihm diesen Übereifer nicht allzu sehr ankreiden, die Engländer rächen sich für die Bevorzugung schon auf ihre Art dadurch, daß sie sich in puncto Trinkgelder bekanntlich stark zugeknöpft verhalten. — Übrigens: „Steward"! Könnte man dieses Wort nicht gelegentlich einmal abschaffen? Wenn sich ein harmloser Schiffskellner Steward nennen darf, oder gar eine durchschnittliche Zimmeraufwärterin „Stewardeß" — oh, das ist allerdings ganz was anderes. — Eine kleine Episode soll noch erwähnt sein. Wir spielten an Bord das bekannte Kugelspiel, dessen englischen Namen ich vergessen habe, einen deutschen hat es nicht. Es sind zwei Parteien, die schwarze und die weiße, und es wurden dafür zwei Tabellen gemacht, eine mit S und eine mit W. Später kam ein anderer Teilnehmer ans Ankreiden, und er schrieb statt dessen B und W. Ich fragte ihn ganz ahnungslos, was das bedeute. In demselben Augenblick ging mir aber auch schon ein Licht auf, natürlich hieß es Black und White. Der Lloyd hat bei mir Pech, dieser gute Mann war ausgerechnet ein Beamter des Lloyd, der in Zivil die Reise mitmachte. Es steckt ihnen allen im Blut.

Meine kleinen Beispiele sind nur Symptome einer allgemeinen Volkskrankheit. Es gibt Völker, die haben Läuse, andere stehlen Hammel, wieder andere sind Messerstecher, den vierten aber mangelt es an nationaler Würde und das sind die Deutschen. Die wahrhaft guten Deutschen sind bekanntlich die, die Worte wie Patriotismus, Deutschtum, „völkisches" Bewußtsein usw. nicht im Munde führen, sondern still und rechtschaffen ihre Pflicht tun und, ihrer Stammeszugehörigkeit zäh und eindringlich bewußt, ihrer Sprache als dem sichtbarsten Zeichen ihres Volkstums, wo und wann es auch sein mag, treu bleiben.

Peter Paul Schmitt





Männer · Das Schlagwort vom Monismus · Die Volkserzieher in der Mitten · Ein antireligiöser Glaube

Läse man nur die Verhandlungen unserer politischen Parlamente, — man müßte am deutschen Wesen nicht „genesen", sondern eher krank werden. Zum Platzen selbstgefällige Seichtheit, platt getretene Gemeinplätze — neben Gipfeln verstiegener Utopien, ergreifender Naivität oder verwegenen Dilettantismus. Von dieser „Warte" beurteilt, könnte man das „Volk der Denker und Dichter" allerdings nur ironisch nehmen.

Wie — geflissentlich, möchte ich fast sagen — sich der „deutsche Geist" von unseren politischen Parlamenten fernhält (oder ferngehalten wird), dafür hat man sofort die Gegenprobe, wenn man diesen alles gleichmachenden Niederungen die Höhen gegenüberstellt, auf die sich unsere wissenschaftlichen und sozialen Parlamente, unsere „Kongresse", bei allen menschlichen Entgleisungen doch schon durch die von ihnen gestellten Persönlichkeiten zu schwingen wissen. Freund oder Feind —: jedem Genießer muß es wohltun, Männer zu hören, wie sie auf dem jüngst zu Essen abgehaltenen Evangelisch-sozialen Kongreß zum Worte sich meldeten.

Da ging der Professor Dr. Wiese-Hannover dem gewaltigen Thema „Individualismus und Staatssozialismus" tapfer zu Leibe: — „Jede Gewerkschaft, jeder Standesverein verfällt über kurz oder lang der Zünftelei. Die Tendenz zur Maximalbemessung der individuellen Arbeitsleistung, die Forderung des Durchschnitts auf Kosten des Überdurchschnittlichen wird Norm, und der einzelne Mensch in einer solchen organisierten Gruppe fühlt sich bald mit Ketten an seine Klasse gebunden. Zugleich verschlechtert sich die Stellung der Außenseiter, der bei Streiks Arbeitswilligen und der nicht oder anders Organisierten ...

Was der einzelne vielleicht *dem Arbeitgeber gegenüber gewinnt, verliert er an Selbständigkeit gegenüber den Berufsgenossen.* Je mehr daher die gewerkschaftliche Organisation die höheren Stände erfaßt, desto schwerer wiegen ihre Nachteile. Es handelt sich beim

Staatssozialismus im engeren Sinne um das Anwachsen des Einflusses des Beamtentums auf das wirtschaftliche Leben, um die zunehmende Regulierung, Beaufsichtigung und Schematisierung des ökonomischen und sozialen Tuns. Es bestehen in der sozialen Gesetzgebung himmelweite Unterschiede zwischen Entwurf und Ausführung. Hört man in den Parlamenten die Gründe und Reden, mit denen eine Vorlage eingebracht wird, so mag es wahrlich leidlich scheinen. Die unteren und besonders die untersten Organe, die sie auszuführen haben, betrachten aber die soziale Praxis mit anderen Augen, handhaben sie mit anderen Mitteln. Den deutschen Militäranwärtern ist noch nicht ein Fünkchen sozialen Geistes aufgegangen. Was so von oben als Gesetz und Verordnung kommt, wird hier in erster Linie als eine Art Zuchtrute betrachtet, um die p. p. Untertanen in Disziplin zu halten. Inzwischen geraten wir in ein immer undurchdringlicheres Paragraphengestrüpp, das Leben wird immer grauer und papierner, und dort, wo der Berg eine neue Volksfreiheit gewähren sollte, endet sein Kreißen in Schikanen. Es ist eine ständige Beobachtung im sozialen Leben, wie sich die Lebenszwecke, der bloße Apparat, allmählich in den Vordergrund schieben und als Selbstzweck Geltung beanspruchen. In der Idee und im Grundcharakter ist unsere soziale Reform wahrhaftig nicht kleinlich, aber im Detail der Praxis ist sie es nur zu oft. Sollen wir wirklich an der Last der Gesetze ersticken, sollen wir wirklich alle Augenblicke von allen Arten von Subalternen, an denen in Deutschland kein Mangel ist, über unsern Vorteil belehrt und zu unserem Wohle gezwungen werden? Ich kann mir nicht denken, daß die Zahl der Männer in Deutschland, die vor allem geschützt und damit bevormundet sein wollen, so groß ist, obwohl das ängstliche Greifen nach Pension, Versicherung und Beamtenstellung einen manchmal besorgt machen könnte. Wir wollen wahrhaftig nicht in den Fehler ungerechtfertigter Verallgemeinerung verfallen und die zunehmende Schablonisierung und Uniformierung des öffentlichen und privaten Lebens lediglich der Sozialpolitik zur Last legen. Manches wirkt auch hier nur zeitlich zusammen und ist nicht ursächlich auseinander zu erklären. Man könnte vielleicht sogar einwenden: Ist nicht die wenig freie und großmütige Handhabung der sozialen Reform mehr aus der Natur des preußisch-deutschen Gemeinwesens überhaupt zu erklären? Aber es ist im Auslande auch nicht viel anders. Die Verlockung, Fürsorgemaßregeln in Mittel der Unterordnung zu wandeln, ist sehr groß. Aber das mag richtig sein: wenn gleichzeitig ein lebhaftes Bewußtsein für das, was wir Kulturidealismus genannt haben, in einer Nation vorhanden wäre, so würde sich auch der Staatssozialismus in liebenswürdigere Formen kleiden. Wenn wir also den Umstand, daß die praktische Sozialreform dem Polizeigeist neue Nahrung gibt, nicht verallgemeinern dürfen, so darf doch wieder nicht übersehen werden, daß sich in den letzten Jahrzehnten alle, welche ein lebhaftes Empfinden für die Freiheit besitzen, unter dem Banner der Sozialreform zusammengefunden haben. Ihr Augenmerk war, soweit es sich um die Ausführung ihrer großen Ideen handelte, fast ausschließlich auf die soziale Gesetzgebung gerichtet. Mit der angespannten Hingabe an diese Ziele übersah man, daß wir gleichzeitig keine Fortschritte in der Achtung vor der

Persönlichkeit gemacht, vielmehr auf der Bahn des sozialen Strebertums, des Cliquengeistes, der Absonderung voneinander immer weiter hinabgesunken sind. Wenn man das Wort soziale Sittlichkeit tief erfaßt, so muß man doch unter ihm vor allem das Gefühl der Gemeinsamkeit auf der Grundlage der Selbstachtung und der Achtung vor dem Nächsten verstehen. In dieser Richtung sind wir bei all unserer Gesetzesmacherei nicht vorangekommen. Ich meine, wir müssen aus dem Lager der Sozialreformer wieder Wachtposten abkommandieren, die die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit beobachten, gerade auch im Interesse der Arbeiter. Wodurch fühlt sich heute der erwachsene intelligente Arbeiter beschwert? Über den schlechten Verdienst, über die zu lange Arbeitszeit, über die Arbeitslosigkeit? Im allgemeinen nicht, aber darüber, daß er so oft auf eine hochmütige und mißtrauische Behandlung stößt, darüber, daß er auch nach seiner Dienstentlassung gewissermaßen in einer Kaserne eingesperrt bleibt, daß er auf so viele Unteroffiziere stößt, die ihn noch immer zum Antreten bestellen, die kontrollieren, ob er auch innerlich vorschriftsmäßig gekleidet ist, und die ihn nötigen, vor ihnen die Ehrenbezeigungen prompt zu vollführen. Ich habe die Überzeugung: in dem Maß, in dem es uns gelingt, Deutschland aus einer Kaserne in eine hohe Schule freier Männlichkeit zu wandeln, werden die sozialen Probleme an Schwierigkeit und Schärfe sehr verlieren, mögen wir nun etwas mehr oder weniger ökonomischen Staatssozialismus entwickeln. Mir will erscheinen, als ob es keinen Sozialismus geben kann außer dem Kantischen Gebot, keinen Menschen als bloßes Mittel zu benutzen, sondern in jedem Menschen, soweit es die Notwendigkeit arbeitsteiliger Organisation zuläßt, den Selbstbestimmenden, aus selbständiger Kraft handelnden Menschen. Dabei berühren sich wieder die scheinbar so getrennten Tendenzen des Individualismus und Sozialismus. Das Geschäftsleben wird in dem Maße sozialer, in dem es freiheitlicher wird. Auch die großen Ziele des Nationalismus und Sozialismus vereinigen sich in ihrer höchsten Ausprägung. Was hemmt in Deutschland wahrhaft nationalen Sinn? Etwa allzu ausgesprochenes Persönlichkeitsbewußtsein? Nein, vielmehr der Cliquengeist, die Überschätzung der kleinen Gruppen mit ihren Besonderheiten, die sie nach der Meinung der Zugehörigen so vorteilhaft vor anderen Gruppen auszeichnen. Läßt man uns Deutsche erkennen, daß auch die anderen und die national gar nicht Begeisterten trotz aller Abweichungen im Denken und in der Lebensführung ihre Ehre, ihr Recht, ihr Wertvolles haben, verbreitet sich diese Erkenntnis von Gruppe zu Gruppe und wird dadurch die Hoffnung des Sozialismus erfüllt, so erscheint uns wieder die menschliche Persönlichkeit als des Lebens höchster Gewinn. So wird das Streben des ernsten Individualismus erfüllt, und so ersteht schließlich auch der große Volksverband der deutschen Nation als eine geschlossene, mächtige, ragende Einheit, wie sie der Nationalismus träumt. Die Sozialpolitik aber wird im Rahmen einer solchen Politik alle kleinliche Kritik abwehren und uns nicht nur Sicherheit geben, sondern nicht minder geben die Freiheit zu schaffen den Berufsarten."

Auf einen anderen Standpunkt stellte sich Adolf Wagner. Man dürfe den

ungeheuren Einfluß der neuen Produktionstechnik und der Großbetriebe nicht übersehen: „Das Technische und Ökonomische sind die Grundlagen für all das, was die neuere Entwicklung mit sich gebracht hat. Wir haben seinerzeit erkannt, daß die angebliche Freiheit, einen Arbeitsvertrag abzuschließen, keine wirkliche Freiheit ist. Wir, die wir mit dem Spitznamen der Kathedersozialisten belegt worden sind, haben uns niemals identifiziert mit den sozialdemokratischen Sozialisten. Wir haben niemals Forderungen gestellt, die unerfüllbar sind, und haben niemals die Bedeutung der Tätigkeit der großen Unternehmer unterschätzt ... Wenn aber das Zeitalter der Naturwissenschaft, das Zeitalter des Dampfes und das beginnende Zeitalter der Elektrizität wahrhaft segensreich werden soll für die Massen des Volkes, wenn die Massen des Volkes teilnehmen sollen an diesen Fortschritten, dann müßte eine stärkere Einmischung des Staates stattfinden. Das könne nur in zweierlei Weise vor sich gehen. Einmal war der Weg des sozialdemokratischen Sozialismus gegeben; weg mit der Privattätigkeit der Unternehmer, weg mit dem privaten Eigentum an Grund und Boden, weg mit dem Privatkapital! Diesen Weg haben wir nicht beschritten, sondern wir haben verlangt eine Beschränkung der Tätigkeit der Unternehmer, eine Beschränkung der Funktionen der Privatunternehmer. Darin liegt der große Hauptunterschied zwischen uns Kathedersozialisten und der sozialdemokratischen Bewegung. Wir wollen nicht eine gemeinschaftliche Produktion an Stelle der privaten Produktion setzen, aber wir halten für eine Reihe von Betrieben die sozialistische Produktionsweise für möglich. Ich erinnere nur an das preußische Eisenbahnwesen, dieses große, gewaltige kapitalistische Unternehmen, das an sich auch durch Privatunternehmer geleitet werden könnte. In anderen Ländern ist dies der Fall. Wir in Preußen aber haben die Eisenbahnen verstaatlicht und damit dieses große Gebiet der Spekulation und der Börse entzogen. Das halte ich für einen großen Segen. Natürlich kann das in dieser Weise, wie bei uns, nur gemacht werden mit einem Beamtenkörper, wie ihn Preußen und Deutschland hat. Preußen hat das große Problem gelöst, daß das gewaltigste Verkehrsmittel der neuen Zeit nicht durch die Privattätigkeit des Kapitals durchgeführt wird, sondern auf staatssozialistische Weise. Es ist natürlich, daß nun eine ungeheure Menge von Beamten und Arbeitern vom Staate abhängig werden. Diese Abhängigkeit kann aber einerseits gemildert werden, und andererseits ist die Stellung der Beamten und Arbeiter in Privatbetrieben und in großen Aktiengesellschaften nicht viel anders als die Stellung der Beamten im Staat. Auch im extremen Sozialstaat der Sozialdemokratie würde eine derartige Abhängigkeit, und nach meiner Meinung in noch viel schärferem Maße, vorhanden sein. Wir sitzen hier mitten im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, im größten Kohlengebiet Deutschlands. Es wird zum größten Teil noch von Privathänden ausgebeutet, und es ist zuzugeben, daß der private Bergbau hier Vorzügliches leistet. Aber könnte der Staat das nicht ebenso tun? Könnten die Gewinne, die die Aktionäre in die Tasche stecken, nicht der Gesamtheit zufließen? Möge man das Sozialismus nennen, ich habe nichts dagegen. Dann sind aber alle europäischen Staaten, die Domä-

nen und Forsten verwalten, sozialistische Gebilde. Damit wird nichts für und nichts gegen sie bewiesen. Es kommt noch ein weiteres hinzu. Wir klagen alle über erhöhten Steuerdruck. Wir werden ihn mehr und mehr fühlen müssen, weil die Ansprüche, die an den Staat gestellt werden, immer höhere werden. Wenn es einen Weg gibt, höhere Steuern zu vermeiden, dann ist es die Verstaatlichung und die Verstadtlichung. Wir sehen ja in Preußen bei den Eisenbahnen den großen Erfolg. Wir haben im letzten Jahre nicht viel weniger als eine Viertelmilliarde Überschüsse der Eisenbahnen verwenden können für allgemeine Staatszwecke. Um diese Summe haben wir die Einkommensteuer in Preußen nicht zu erhöhen brauchen. Also der Überschuß kommt der Gesamtheit zugute. Ist das nicht viel besser, als wenn müßige Aktionäre diese Summe in die Tasche stecken, die weiter nichts tun, als daß sie ihr Kapital in den Betrieb hineingeschossen haben? Wir können auf diese Weise ohne höhere Steuern den erhöhten Anforderungen der Neuzeit gerecht werden, und ich glaube, daß das ein eminenter Vorteil ist, dem viel kleinere Nachteile gegenüberstehen. Nun sagt man, daß durch staatssozialistische Betriebe die Individualität des einzelnen eingeschränkt wird. Ist aber die Individualität der einzelnen Glieder, der Masse der Arbeiter weniger eingeschränkt, wenn sie abhängig sind von Aktiengesellschaften oder großen Privatunternehmungen? Bei den Staatsbetrieben kommt noch ein weiteres hinzu, daß sie nicht ausschließlich Rücksicht zu nehmen haben auf rein fiskalische Interessen, sondern daß sie auch an allgemeine Verkehrsverhältnisse, zum Beispiel bei der Eisenbahn, denken können. Wenn die Entwickelung in Preußen so weitergeht, wie bisher, dann ist die Zeit nicht mehr fern, wo wir unsere Eisenbahnen wie unsere Domänen und Forsten im wesentlichen als reines Aktivum buchen können, und dann kann erst recht Rücksicht genommen werden auf die großen Leistungen, die die Unternehmer über ihre Verpflichtungen hinaus den Arbeitern gegenüber auf sich nehmen. Aber das alles beruht nur auf freiem Willen, auf Zufälligkeiten und auf Willkür. Wenn aber Staat oder Gemeinde einen Betrieb leiten, dann können feste Normen von beschließlichen Körperschaften aufgestellt werden, und das ist für die Angestellten ein wesentlicher Vorteil. Wir stehen ja im großen genommen erst im Anfang der modernen wirtschaftlichen fundamentalen Technik. Nehmen wir einmal an, es ginge nur in den nächsten paar Menschenaltern, vielleicht von jetzt bis hundert Jahre, so weiter in der Entwickelung wie bisher. Welch ungeheurere Mittel könnten dann von den sozialisierten Betrieben bereitgestellt werden, um die Lage der arbeitenden Massen zu heben! Wir verkennen keineswegs die Bedenken, die einer solchen zunehmenden Sozialisierung entgegenstehen, und wir übersehen nicht, daß die individuelle Tätigkeit des einzelnen darunter leiden muß. Aber das gilt für die arbeitende Masse nach dem Stande der heutigen Technik in den Großbetrieben im allgemeinen. Vor einigen Menschenaltern mag es richtig gewesen sein, daß der einzelne im Großbetrieb etwas galt. Heute ist das nicht mehr der Fall. Die Masse der unteren Klassen kann ohne staatlichen Schutz nicht die Aufgaben lösen, die von ihnen erfüllt werden sollen, daher der staatliche Schutz, daher die staatliche Sicherstellung. Das ist einer der gesundesten Gedanken

im gesamten Staatssozialismus. Damit soll die Privatinitiative in keiner Weise herabgesetzt werden. Hier in Essen braucht man ja nur den Namen Krupp zu nennen, um zu wissen, was der einzelne leisten kann. Unvollkommenheiten wird der Staatssozialismus natürlich an sich haben. Solange Menschen Menschen bleiben, werden sie alle menschlichen Schwächen zeigen. Es ist deshalb geradezu ein Verbrechen von der sozialdemokratischen Agitation, daß sie ihren Anhängern die Illusion bietet, daß sie einen vollkommenen, makellosen Sozialstaat errichten könnte, daß sie ihren Anhängern sagt, das Wohl und Wehe der Menschen hänge nur von ökonomischen Faktoren ab. Nein, das Wohl und Wehe der Menschen hängt von der Beschaffenheit der geistigen, körperlichen und charakterologischen Momente ab. Wenn da nicht Wandel geschaffen wird, ist alles andere Nebensache. Aber auch wenn wir das aussprechen, so bleibt es auf der anderen Seite doch wahr, daß die weitere Entwickelung auf der Entwickelung der ökonomischen Verhältnisse beruht, und daß daher diese ökonomischen Verhältnisse so gestaltet werden müssen, um den ungeheuren Fortschritt auch den Arbeitern und dem Mittelstand zugute kommen zu lassen. Wir wollen keine Entwickelung, die auf der einen Seite nur Arbeiter, auf der anderen Seite nur Großunternehmer und dazwischen einen kleinen Mittelstand kennt. Wir wollen größere Gleichmäßigkeit der Verhältnisse. Die Löhne sind gewiß gestiegen, aber die Lohnsteigerung reicht noch nicht aus. *Die Anhäufung des Vermögens und des Einkommens der oberen Klassen hat viel stärker zugenommen.* Wir wollen daher die Erwerbsquellen vermehren, die der Gesamtheit zugute kommen. *Wir wollen nicht eine Sozialisierung des gesamten Wirtschaftslebens, sondern wir wollen sie nur da, wo sie zweckmäßig ist, also bei der Eisenbahn, bei den Bergwerken usw.* Wenn wir den Arbeitern das Organisationsrecht gewähren, dann müssen wir auch dafür sorgen, daß von den sozialdemokratischen Gewerkschaftsorganisationen nicht ein Zwang auf Andersdenkende ausgeübt wird. Lujo Brentano hat jüngst seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß ich im Herrenhause für einen *größeren Schutz der Arbeitswilligen* eingetreten bin. Darauf will ich ihm hier antworten. Unserer Gesetzgebung entspricht ein solcher Schutz durchaus, er entspricht auch den Interessen der Arbeiter. Es ist mit Recht von den christlichen Arbeitern darüber geklagt worden, daß sie unter dem maßlosen Terrorismus der sozialdemokratischen Gewerkschaften zu leiden haben. Deshalb müssen wir ihnen Schutz gewähren. *Auch die Minorität muß ihre Rechte zur Geltung bringen können.* Die staatssozialistischen Forderungen ergeben sich auch auf anderen Gebieten. Ich erinnere nur an das Finanzwesen. Die Zölle und Verbrauchssteuern belasten die unteren Klassen in höherem Maße als die Reichen, und daher sind wir eingetreten für höhere Besteuerung des Besitzes, der Renten und der Erbschaften. Was hat man nicht alles gegen die *Erbschaftssteuer* gesagt, *und doch muß und wird sie* eines Tages durchgeführt werden. Auch die Wohlfahrtseinrichtungen der Unternehmer mögen an sich ein gutes Zeichen sein für die soziale Gesinnung barmherziger Elemente, aber wir können auch da den Staat nicht vermissen. Aus allen diesen Erwägungen ziehen

wir den Schluß, daß wir an unseren Grundsätzen festhalten und uns nicht für widerlegt ansehen. Wir sagen im Gegenteil: Nicht Stillstand in der sozialen Politik, sondern besonnenes, maßvolles Fortschreiten auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Wir halten uns fern vom extremsten Klassenegoismus der Sozialdemokratie, die so tut, als ob nur die Arbeiter in Betracht kämen. Aber wir wollen auf der andern Seite auch nicht, daß die Unternehmer trotz ihrer ungeheuren Tatkraft und Initiative die Souveräne des Wirtschaftslebens sein sollen. Sie sollen sich fühlen als dienende Glieder der Gesamtheit. Wir halten die richtige Mitte zwischen dem extremen Individualismus, wenn wir auch der Meinung sind, daß im großen und ganzen der Sozialismus die Richtung der Entwicklung weiter bestimmen wird." (Stürmische Beifallskundgebungen.)

Hier hört man Männer, nicht nur Worte.

* * *

In dem selben Kongreß warf Adolf Harnack dem „Schlagwort vom Monismus" den Fehdehandschuh zu: „Wir wollen weder Sklaven sein dessen, was gewesen ist, noch wollen wir als Vagabunden hineinleben in die Zukunft, als hätte es nie eine Vergangenheit gegeben. Wir wollen kein Körnchen von dem verlieren, was unsere Voreltern im Schweiße einer heißen Arbeit gesammelt haben. Wir wollen fortfahren, dahin strebend, daß unter besseren Verhältnissen die lebendige Verantwortlichkeit und das Freiheitsgefühl jedes einzelnen gestärkt wird. Wir haben uns das Problem gestellt: Wie kommen wir aus der Sklaverei all dieser Verhältnisse heraus, und wie können wir unter diesen Umständen unsere freie und selbständige Individualität behaupten? — Wir vergessen auch niemals, daß wir evangelisch sind. Im vorigen Jahr hat in Hamburg ein frecher Mann gesagt: Ich eröffne hiermit das monistische Jahrhundert. Das monistische Jahrhundert ist eröffnet worden, als einer schrieb: ‚Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.' Es kommt immer darauf an, was man unter Monismus versteht. Es wird ja einmal die Zeit kommen, die darüber entscheidet, aber diese Entscheidung wird nicht im zwanzigsten Jahrhundert gefällt werden. Das Schlagwort vom Monismus ist töricht, und zwar, weil sich jeder darunter denken kann, was er will. Solange das Wort in dieser Allgemeinheit gebraucht wird, ist es weiter nichts als ein Pappenstiel. Das lebendige Leben geht darüber hinweg und weiß nichts davon. Von diesem Wort kann man keine Weltanschauung ableiten. An Käferbeinen oder an einem Elektrophor kann man keine Weltanschauung gewinnen ... Wir als Evangelische haben eine Persönlichkeit, die Wirklichkeit gewesen ist und die auch heute, im zwanzigsten Jahrhundert, kein Traum ist. Diese Persönlichkeit hat uns unsere Richtung angegeben, und sie ist ... ein Hebel geworden in allen fünf Erdteilen. Wer uns die Worte dieser Persönlichkeit wegnehmen wollte — zum Glück kann es niemand —, würde uns die Magna Charta unserer Kraft wegnehmen. Gegen diese Persönlichkeit verschwinden auch die Unterschiede zwischen liberal und konservativ, die nur von solchen gemacht werden, die beides nicht sind. Ich habe in meinem langen Leben zur Entscheidung in theologischen Fragen niemals diese beiden Kleiderhaken benutzt."

Nun hat aber, wie Kleinsorgen in seiner — „Zellularethik als moderne Nachfolge Christi“ schlankweg behauptet, „die natürliche Religion, die Religion ohne Gott, die nur das Privilegium auserlesener Geister war, jetzt diejenigen Qualitäten erlangt, welche sie zu einer Volksreligion befähigen. Damit ist ihr Sieg über das Kirchenchristentum, über alle transzendentalen Religionen entschieden; denn nun ist sie die angepaßteste, vollkommene Religion. Sie hat nicht nur eine große, lebendige Verheißung; die Entwicklung und der Fortschritt, die schönere nnd edlere Zukunft, sondern auch den geläuterten Glauben der modernen wissenschaftlichen Erkenntnis. In ihr gelangen Religion und Wissenschaft zur endgültigen Aussöhnung. Sie wird also den Ansprüchen einer vollkommenen Religion nicht nur in der Idee, sondern auch in der Form gerecht.“

Man sieht daraus, bemerkt hierzu J. Schiller in der „Kreuzztg.“: „an allzu großer Bescheidenheit leiden diese Neuerer nicht. Sie ziehen auch sogleich die Konsequenzen. Sie sagen sich: wer die Schule, wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Sie bestürmen die städtischen Magistrate und Schulkommissionen. Sie haben in Städten wie München schon viel erreicht. Sie entwerfen nur Schulprogramme. Dr. Unold hat bereits im Jahre 1903 aus der Betrachtung des pflanzlichen Lebens drei Grundgesetze alles menschlichen Lebens herausdestilliert: 1. Lebe richtig für dich, d. h. entfalte alle deine Kräfte und suche dich gesund, kräftig und tüchtig zu erhalten; 2. lebe für andere; 3. lebe für die Gesamtheit! Und Dr. Horneffer erteilt in Münchener Schulen den allermodernsten Religionsunterricht. Nach ihm ist der Sinn der Autorität deshalb heute so gering entwickelt, weil fortgesetzt immer nur von außen die Autoritäten an die Jugend herangebracht werden. Die Folge sei dann, daß in irgendeinem Zeitabschnitt diese Autoritäten früher oder später zusammenbrechen, die jugendlichen Gemüter plötzlich autoritätslos dastehen und allen möglichen betrüblichen Erscheinungen ausgesetzt sind. Darum müsse man an der Hand poetischer Bilder die Jugend allmählich und schrittweise zum Verständnis der ethischen Ideen fortführen. Das ganze Register der religiösen und ethischen Ideen der Menschheit müsse gezogen werden. Alle großen schöpferischen Persönlichkeiten müßten zur Einwirkung auf das kindliche Gemüt herangezogen werden. Nur dann, wenn das Ideal und die religiöse Überzeugung einer vorurteilslosen W a h l entspringe, ohne daß das jugendliche Gemüt durch bestimmte, Revolution entfachende Anschauungen niedergedrückt werde, sei der Anfang dazu gemacht und der Weg dazu geebnet, um in den autoritätslos gewordenen Geistern wieder Autorität zu schaffen. Fort mit allem Zwang, nur aus der Freiheit kann die Autorität hervorgehen.

In dieser Weise rüttelt man an den Grundfesten zweitausendjähriger Normen und glaubt, den Stein der Weisen gefunden zu haben. Man löst die Jugend los von allen theistischen Gedankenkreisen und erwartet von dem Atheismus die Heilung für alle Schäden der Gegenwart. Als ob nicht mit der Ausschaltung der höchsten Autorität jeder Moral der Boden entzogen würde! Dazu soll jeder junge Mensch vor die freie Wahl gestellt werden, welcher religiösen Anschauung er zustimmen könne. Gibt es eine größere, folgenschwerere V e r k e n n u n g d e r j u g e n d l i c h e n P s y c h e? Wir haben bisher geglaubt, daß der Mensch erst

dann, wenn er eine gewisse Reife erlangt hat, dazu befähigt sei, für eine Gottes- und Weltanschauung sich zu entscheiden. Aber Dr. Horneffer weiß natürlich dies alles besser. Glaubt der moderne Religionslehrer im Ernst, daß er bei seinen unterrichtlichen Darstellungen und Ausführungen so objektiv bleiben könne, daß eine Wahlfreiheit des Schülers noch möglich sei?

Und das alte Gerede von Zwang. Wer in aller Welt hat denn uns in unserer Jugend gezwungen zur christlichen Welt- und Lebensanschauung? War da nicht vielmehr der Gang der, daß wir zunächst bekannt gemacht wurden mit einer außer uns stehenden Autorität? Diese Autorität stellte sich so lebendig vor unser Gewissen, sie drang so tief in unser Herz hinein, daß ihre Bedeutung, ihr Wert, ihre Geltung, ihre Wichtigkeit nicht nur sofort von uns erkannt wurden, sondern daß unser ganzes nachfolgendes Leben mit all seinen freud- und leidvollen Erfahrungen uns auf diese Autorität hinwies und uns mit ihr sich zusammenschließen hieß. So sind wir zu unserm Gottes- und Weltbild gekommen. Von Zwang war da keine Rede. Ohne diese Autorität wären wir die elendesten Menschen geworden, ohne sie fühlten wir uns heute noch als die allerunglücklichsten. Und dabei soll es bleiben, muß es bleiben, auch für unsere Kinder und Enkel. Dies ist auch ein Einheitsband der sonst getrennten christlichen Konfessionen. Darin lassen wir uns auch nicht beirren. Wer anders gegen die Jugend vorgeht, versündigt sich an ihr, begeht an ihr ein Verbrechen.

Seit Lucians Zeiten hat es nicht gefehlt an Angriffen gegen die bibelgläubige Christenheit. Aber so viel Eifer, so viel Energie ist dabei noch niemals angewendet worden als in unseren Tagen. Früher litten die gegnerischen Strömungen an Unklarheit und Verschwommenheit, oder man richtete die Pfeile auf peripherische Punkte. Heute geht es auf das Ganze. Der ganze Bau christlicher Weltanschauung soll zerstört werden, um an seine Stelle einen neuen zu setzen. v. Bezzel sagt: ‚Man kann der antichristlichen und widergöttlichen Bewegung unserer Tage das Zeugnis klarer Entschiedenheit kaum versagen.‘ Und dies ist gut. Dem Kampf mit offenem Visier ist immer der Vorzug zu geben. Welches das Ende dieses Kampfes ist, kann nicht zweifelhaft sein. Es scheiden sich die Geister in unsrer bewegten Zeit. Es gibt nur ein Rechts oder Links, ein Entweder — Oder ...“

* * *

Ist das nun „rechts“ oder „links“, was der Deutsche Lehrerverein auf seiner letzten Tagung durch den Mund seines Vorsitzenden Röhl, der nach dem Kultusminister sprach, als grundlegende Forderungen der Lehrer verkünden ließ:

„Der Deutsche Lehrerverein will die Förderung der Volksbildung durch Hebung der Volksschule. Wir wollen, daß die Lehrer beurteilt werden nach ihren Leistungen und nicht nach der Auffassung der Synoden. In der Kampfesweise gegen diese Art von Gegnern werden wir nichts ändern. Der Deutsche Lehrerverein ist kein politischer Verein, er steht nicht im Dienst einer politischen Partei; aber er steht im Dienste des Fortschritts und der Aufwärtsentwicklung. Er ist kein Gegner der Kirche, aber er steht auch nicht im Gefolge einer kirchlichen Partei. In politischer und religiöser Beziehung sind die Mitglieder des Deutschen Lehrervereins nicht gebunden. Unser Kampf richtet sich nicht

gegen die Geistlichkeit, aber wir wünschen eine Volksschue, die von Fachmännern geleitet und von Fachmännern beaufsichtigt wird. Unsere Losung heißt nicht: Los von der Kirche! Aber wir verlangen einen Platz neben der Kirche. Wir erstreben eine autonome Schule."

Der Schulbetrieb, so faßt die „Frankf. Ztg." das Programm des Lehrervereins zusammen, muß sich frei entwickeln und regen können, wenn er auf der Höhe bleiben soll, und ebenso müssen die Volkserzieher von kleinlicher Bevormundung, von Maßregelungen und auch von politischer Zurücksetzung befreit werden, wenn sie ihrem verantwortungsvollen Beruf als charaktervolle Männer gerecht werden sollen: „Alle schönen Reden und Versicherungen des Wohlwollens, wie sie der preußische Kultusminister wieder zum Ausdruck brachte, haben wenig praktischen Wert, solange die Tatsachen noch so viel Grund zur Unzufriedenheit bieten. Der Schulbetrieb soll nicht vom politischen Kampf berührt werden, die Lehrer sollen sich in ihrem Beruf nicht als Anhänger einer politischen Partei, sondern nur als Volksschullehrer fühlen und den Idealismus pflegen. Dagegen ist nichts zu sagen, wofern nur auch jede offizielle Beeinflussung und Disziplinierung der Lehrer unterlassen wird. Aber hier hat die Regierung selbst in bedauerlichster Weise gefehlt, sie hat Lehrer wegen ihrer politischen Tätigkeit außerhalb des Schulbetriebs gemaßregelt und dadurch Schule und Politik verquickt ... Jetzt ist die Lehrerschaft wie auch sonst der größte Teil des nichtrichterlichen Beamtentums gegen Maßregelungen fast machtlos. Das Disziplinarverfahren entbehrt so ziemlich aller modernen Rechtsgarantien; die Lehrer können fast beliebig gemaßregelt und ‚im Interesse des Dienstes' versetzt werden. Hiergegen fordern sie mit Recht Schutz durch ein Lehrerbeamtenrecht und durch Schaffung von Disziplinarkammern mit von der Lehrerschaft selbst gewählten Beisitzern. Sie verlangen ferner für sich volles politisches Recht und die Beseitigung aller noch bestehenden Beschränkungen der staatsbürgerlichen Rechte, d. h. Zulassung als Schöffen und Geschworene, passives Gemeindewahlrecht u. a. m. Das sind Forderungen, die im modernen Staat selbstverständlich sind, nnd deren Erfüllung auf die Dauer nicht versagt werden kann."

Daß er den Ultras der Rechten wie der Linken mancherlei Ärgernis bereitet, darauf kann sich der Lehrerverein was einbilden. Für die „Kreuzzeitung" ist er natürlich „eine liberale Organisation", und den „Vorwärts" hat er durch seinen bedauerlichen Mangel an der parteiamtlich vorgeschriebenen nationalen Gesinnungslosigkeit bitter enttäuscht. „Jetzt", so faucht ihn der schmählich geblaßmeierte Genosse an, „holte der Vorsitzende zu seinem Hauptschlager aus. ‚Der Lehrerverein ist kein Schrittmacher der Sozialdemokratie', so rief er dröhnend in den Saal, und donnernd klang es im tausendfachen Echo zurück. ‚Wir stehen treu zu Kaiser und Reich', so klang es noch dröhnender, und noch stärker war das Echo der Versammlung. Der preußische Kultusminister, der diese antisozialistische Demonstration, diese flagrante Verletzung des im vorhergehenden Atemzuge verkündeten Rechts auf politische Meinungsfreiheit im Lehrerverein miterlebte, weiß jetzt, was er von den Lehrern zu erwarten hat. Sein Gang in den Zirkus Schumann hat sich verlohnt. Der zweite Verhandlungstag drückte

dann das offizielle Siegel auf die Selbstentmannung der deutschen Volksschullehrer. Man beriet über die rechtliche Stellung des Lehrers in Staat und Gemeinde. Wenn man nur die formell vortreffliche, eindrucksvolle Rede des Referenten gehört hätte, hätte man über so viel Mannesmut in der Brust eines deutschen Beamten seine Freude haben können. Aber dann folgte die Diskussion, die verschiedene interessante Aufklärungen brachte, dann folgte das Schlußwort des Referenten. Mit Biedermannsmiene verkündete er, daß seine Schwerthiebe nicht so schlimm, wie sie ausgesehen hätten, seien, denn ,von Pappe ist mein Schwert'. Frei soll die politische Überzeugung des Lehrers sein, frei, niemand soll sie ihm beschränken dürfen — nur muß er mit seinen Freiheitsgelüsten in staatlich approbiertem Rahmen bleiben! Gerade da, wo die politische Meinungsfreiheit beginnt, aus einer schönen Phrase eine harte Tatsache zu werden, da, wo die politische Meinungsfreiheit der jeweils herrschenden Regierung unbequem wird, gerade dort, an dieser entscheidenden Stelle, hört auch das Bedürfnis der deutschen Lehrerschaft nach politischer Meinungsfreiheit auf. ,So wisset denn, daß ich Herr Schnock, der Schreiner, bin, kein böser Löw' fürwahr, noch eines Löwen Weib.'"

Ach nein, Genosse Schnock, Sie sind fürwahr „kein böser Löw'", und wie sollten Sie „eines Löwen Weib" sein?

Ernsthaft würdigt den Lehrertag der „Hannöversche Kurier": „Herr v. Trott zu Solz wird jetzt aus dem Zirkus Schumann die Empfindung mitgenommen haben, daß man *sehr gut mit dem Deutschen Lehrerverein auskommen* könne, und daß es wirklich klug war, die Hand einmal zu drücken, die von so großem Einfluß auf das Denken und Sinnen von Millionen werdender Staatsbürger ist. Herr v. Trott zu Solz war Zeuge patriotischer Kundgebungen von geradezu elementarer Kraft. Entschiedener kann man das sozialdemokratische Schulideal nicht ablehnen und stürmischer nicht für das Ideal einer nationalen Schule, *für* Kaiser und Reich eintreten, als dies die Lehrer im Zirkus Schumann getan haben. Da war nichts Gekünsteltes und Gemachtes. Diese Entrüstung über die von konservativ-klerikaler Seite immer wieder von neuem ausgestreuten Verdächtigungen, diese brüske Ablehnung der sogenannten Reformbestrebungen eines ,Bremer-Roland' waren *echt*, und das Bekenntnis zu unerschütterlich nationaler Treue, das Gelöbnis, die Jugend zu aufrechten, von echt vaterländischem Geiste erfüllten Staatsbürgern erziehen zu wollen, kam spontan, überwältigend und überzeugend aus dem Herzen der Tausende! Wenn man an eines Mannes Wort nicht drehen und deuteln soll, dann — so sollte man wenigstens glauben — könnte selbst ein Dr. Heß nicht an dieser einmütigen Willenskundgebung von achttausend Lehrern vorübergehen, sondern sich zum Eingeständnis seines Irrtums veranlaßt fühlen. Es kam auch gewiß nicht von ungefähr, daß der Kaiser mit dem Prinzen Adalbert von Potsdam eigens herüberkam, um der von ihm zu Ehren der deutschen Lehrerschaft anbefohlenen Festvorstellung im Königlichen Schauspielhause beizuwohnen. Die begeisterten Huldigungen, die ihm wiederholt und sogar bei offener Szene zuteil wurden, haben wohl auch ihn davon überzeugt, daß der ,Deutsche Lehrerverein' nicht nur ein vielbekämpfter, sondern ebenso zu Unrecht verlästerter Verein ist. Die einzigartige Bedeutung des Berliner Lehrertages dürfte darin

also zu suchen sein, daß Meinungen und Urteile berichtigt wurden, die dem Leben der deutschen Schule nicht dienlich sein konnten."

* * *

Wieviel gesunder Sinn lebt doch noch außerhalb der offiziellen Orthodoxie! „Nichts", schreibt Dr. Karl Hinding (Leipzig) in der „Frankf. Ztg.", „ist schwerer zu überwinden, als es Glaubenssätze sind. Der Irrtum ist ein Kind an Bestandkraft, wenn er einem geschulten Kopf entspringt; er wächst schon zur Macht, wenn ihn die Dummheit gebiert, denn dann findet er nun in ihr ein millionenfaches Echo; hat er aber erst das Gefühl gefälscht und ist er dann zum Glaubenssatz erhoben worden, so kann er der Wahrheit Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende spotten. Nichts ist unrichtiger als die Annahme, es gäbe nur religiösen Glauben, daneben gibt es — ich sehe von dem wissenschaftlichen Glauben, der Hypothese, ab — irreligiösen und antireligiösen in Fülle, und ein so seltsam Gemisch von Widersprüchen ist der Mensch, daß er dann zugleich mit dem religiösen den antireligiösen Glauben in seiner Person nebeneinander hegt. Solcher Glaubenssatz ist für einen Teil unseres Volkes der Satz von der Unentbehrlichkeit des Ehrenzweikampfes geworden. Daß dieser Glaube den Anschauungen der christlichen Religion direkt zuwiderläuft, läßt sich nicht bestreiten: er ist antireligiöser Glaube. Während aber jeder einzelne der Regel nach den Glaubenssätzen frei gegenübersteht, sie annehmen kann oder nicht, gibt es wiederum einen Teil des deutschen Volkes, der zu jenem Glauben gezwungen wird: das deutsche Volk in Waffen, das Heer. Es hat eine spezifische Religion: es muß den Götzen des Ehrenzweikampfs anbeten. Sie ist das Gegenteil zur echten Religion. Christ und Jude und Ungläubiger werden zu unwürdigen Gliedern des Heeres, wenn sie nicht im gegebenen Moment, den der böse Wille, der Übermut und die Torheit des andern jederzeit herbeiführen kann, vor jenem Götzen sich in den Staub werfen. Aber das Heer und sein Glaubenszwang bleibe noch einen Augenblick beiseite! ...

Daß jener Glaubenssatz von der Notwendigkeit des Ehrenzweikampfs drei Irrtümer zur Grundlage hat, von denen jeder Riesengröße besitzt, ist heute von allen denkenden Köpfen, die sich von Vorurteilen der Zeitgenossen und von ihren eigenen Empfindungen keinen Streich spielen lassen, klar erkannt.

Der erste ist der verhängnisvollste. Er lautet: Jede Ehre kann von jedem jederzeit verletzt werden. Dieser Satz ist ein erbärmlicher Ausfluß der deutschen Ehren-Hysterie, die auf unserem Volke von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart gelastet hat wie ein Alp. Jedes gesunde Gefühl schon müßte jedem sagen, daß seine Ehre sein eigenster, edelster, aus seiner Lebensführung errungener Besitz ist, von dem ihm keine menschliche oder übermenschliche Macht auch nur ein Atom rauben kann ...

Was würde unser Volk an ethischer Sicherheit, an Freudigkeit über sein bestes Besitztum, die Ehre seiner Bürger, gewinnen, wenn endlich einmal die feige Angst von ihm wiche, daß es Räuber an fremder Ehre gebe, die jeden

Augenblick triumphierend mit ihrer Ehren-Beute heimkehren und den Beraubten der Ehre bar zurücklassen könnten!

Der römische Paterfamilias, der so fest in den Sandalen seiner Ehre stand, hätte solche Angst nie begreifen können! Niemand anders kann unsere Ehre mehren oder mindern als wir selbst!

Dem ersten entspringt der zweite Irrtum. Er geht dahin, *durch den Zweikampf mit dem Beleidiger ließe sich verletzte Ehre wieder herstellen*, und das sei eine für beide Teile ehrende Art der Ehren-Reparation.

Dieser zweite Irrtum besteht aus einer Fülle von Einzel-Irrtümern, die sich zum monströsen Ganzen zusammenballen.

Von ihnen geht wieder der erste dahin: Die verletzte Ehre des Beleidigten *bedürfe* der Wiederherstellung. Aber dessen Ehre steht ja ganz intakt, und allein an seiner Ehre verletzt hat sich der Beleidiger. Daß zur Wiederherstellung von dessen Ehre aber der Beleidigte mit gewaffneter Hand und nötigenfalls mit Aufopferung seines Lebens beitragen solle, ist doch ein Verlangen von geradezu *gigantischer Albernheit*.

Dazu kommt als zweiter Irrtum der törichte Glaube, dieser Kampf sei ‚ein Kampf unter Ehrenmännern', zu welchem Glauben sich unerhörterweise der Gesetzgeber selbst bekennt, indem er diesen Ehrenmännern ausschließlich die custodia honesta der Festung vorbehält.

Der Geforderte hat vielleicht die Frau des Fordernden, bisher angeblich seines besten Freundes, zum Ehebruch verführt. Dann ist der Geforderte ein ehrloser Schurke, das Renkontre aber zwischen einem Schuft und einem Ehrenmann einen ehrlichen Kampf zwischen Ehrenmännern nennen, ist eine bewußte Lüge, zudem eine gar nicht zu rechtfertigende Begünstigung des Schurken, eine Zumutung an den Beleidigten von unerhörter Mißachtung und Brutalität, eine geflissentliche Ignorierung des schweren von ihm erlittenen Unglücks, die er wahrlich nicht verdient hat, und die deshalb Kränkung zu Kränkung fügt.

Immer wird der Schein festgehalten, die beiden Kämpfer stünden *auf gleichem Ehren-Niveau*. Er zielt als der Beleidiger auf das Herz eines Mannes, der hoch über ihm steht!

Versucht man sich einen Augenblick einmal auf dem Standpunkte der Verehrer des Zweikampf-Götzen zu halten, so muß doch jeder denkende Mensch alsbald die Konsequenz ziehen, daß der Schurke gegenüber dem Beleidigten *satisfaktionsunfähig* sein müsse. Aber nein! Die Meinung der Götzen-Anbeter *adelt* ihn erst, nur damit er Gelegenheit finde, den Beleidigten vielleicht auch noch niederzuknallen. Dies ist doch nicht nur widersinnig in höchster Potenz, sondern auch in ganz gleichem Maße *unsittlich*.

Dieser ‚Ehrenzweikampf' ist doch gar nicht selten nur die Form, *ein gemeines Verbrechen* des Mordes oder der schweren Körperverletzung mit der angenehmen Aussicht auf kurze Zeit Festungshaft zu begehen. Es braucht ja nur der gute Schütze einen Reizbaren leicht zu provozieren, um als Geforderter ihn beim ersten Schuß über den Haufen schießen zu können. *Der gemeine*

Sirmione und Cap Manerba am Gardasee (1909) Edmund Steppes

(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Friedr. Hoefle, Augsburg)

Meuchelmörder ist nicht schlimmer als solch ein ‚Ehrenmann', der seinen Plan kaltlächelnd zur Ausführung gebracht hat und nach kurzer Haft als Ehrenmann wieder — als Held lebhaft begrüßt — in die Gesellschaft zurückkehrt.

Endlich treibt hier noch ein dritter Irrtum sein Spiel: der ernstliche Glaube an die ehrenerzeugende oder mindestens ehrenbeweisende Kraft des Zweikampfes mit tödlichen Waffen. Dieser Glaube besitzt eine Wurzel in der Geschichte. Der sog. Ehrenzweikampf ist weit entfernt, altgermanischen oder deutschen Ursprungs zu sein. Er ist ein Erzeugnis der Periode der Söldnerheere und nur aus den romanischen Ländern wie so manche andere faule Mode uns zugegangen.

Von den Gliedern solcher Heere wurde nichts gefordert als Mut und Gehorsam, und der Mut vertrat die Ehre. Wer tapfer kämpfte — freilich nur dieser — bewies damit zur Genüge seine ‚Ehre' — d. h. den jämmerlichen Ersatz, der für die Ehre genommen wurde!

Die Geschichte zeigt nun aber — und jeder Kenner des Verbrecherlebens weiß es, ohne die Blätter ihres Buches aufschlagen zu müssen —, daß es neben feigen Schurken Schurken von wahrhaft imponierendem, heldenhaftem Mut gegeben hat. Und so beweist der mutigste Kampf für die Ehre der Kämpfer nichts — weniger als nichts! Wohl aber beweist es für den Mut der Ehre, wenn ein gewissenhafter Offizier aus religiösen Gründen oder weil er falsche Götzen verachtet, sich des Zweikampfes weigert.

So ist diese ganze Religion des Ehren-Zweikampfes ein Aberglaube, gewebt aus den gröbsten Irrtümern mit nicht einem einzigen Faden Wahrheit als Einschlag, der uns wahrlich nicht zur Ehre gereicht! ...

Der Religionszwang gegen unsern ausgezeichneten Offiziersstand, der ihn nötigt, an den Zweikampf als unentbehrliches Ehrenrettungsmittel zu glauben, ist an sich schon der größte Anachronismus. Man sagt vielleicht, wer den Glauben nicht schon mitbringt, mag nicht ins Heer eintreten. Aber wie jung und vielfach unreif und lebensunkundig ist der junge Leutnant, und nie kann man sagen, daß seine geistige Entwicklung ihn nicht einst vielleicht zur Absage an jene fragwürdigen Sätze führen wird. Haben doch ausgezeichnete, sich ihrer Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit wohl bewußte Offiziere lediglich deshalb den Abschied nehmen müssen, weil sie die alleinseligmachende Kraft der Lehre von der Zweikampf-Religion praktisch geleugnet und damit viel mehr Ehre und viel mehr Mut bewiesen haben als alle diejenigen, die sich der Zwangsreligion beugten, obgleich sie sie für falsch hielten. Es ist doch wahrlich ganz falsch, zu glauben, daß zum Duell ein exzessiver Mut gehört. Wie oft duelliert sich die Feigheit! Wie wäre es lehrreich, einmal von allen Offizieren des stehenden Heeres, der Reserve und der Landwehr ein wahrhaftes Bekenntnis ihres Glaubens oder Unglaubens an das Duell zu erhalten! Es ist zurzeit zu erhoffen vergeblich — der Angabe von Gründen dafür bedarf es nicht. Aber die pensionierten Offiziere könnte man doch einmal abstimmen lassen. Ich glaube, die Zahl der Ungläubigen würde über-

raschend groß sein, und ganz besonders bei den erfahrensten Offizieren vom Obersten aufwärts. Die Zwangsreligion des Heeres hat sich eben vollständig überlebt! Dieser an sich schon so häßliche Zwangsglaube versetzt aber die Offiziere, wenn sie gefordert werden oder nach den Anschauungen des Heeres fordern müssen, in einen Notstand, wie er größer nicht gedacht werden kann. An dieser einzigen Stelle des Lebens ist ganz echter Rechtsanarchismus amtlich anerkannt, und unglaublicherweise ist der Staat selbst unter die Anarchisten gegangen. Die Anarchisten von Beruf werden sich das gesagt sein lassen — dessen darf man sicher sein!

Ein Zwang zur Vornahme einer strafbaren Handlung! Wird er sonst verübt, bleibt der Gezwungene straflos und allein der Nötiger wird der Strafe unterworfen. Hier zwingt aber nicht ein beliebiger anderer, sondern der Staat, derselbe Staat, der die Strafe gedroht hat und der zugleich allein verantwortlich ist für die Begehung der strafbaren Handlung, während er doch selbst — in diesem Falle muß man sagen: leider Gottes! — nicht gestraft werden kann! Und dieser rechtswidrig zwingende Staat straft dann auch noch denjenigen, den er rechtswidrig gezwungen hat.

Es ist das eine Ungeheuerlichkeit, wie sie die Rechtsgeschichte, die deren leider gar manche zu berichten hat, kaum ein zweites Mal aufweisen kann: nicht nur empört die barbarische Ungerechtigkeit das Gemüt, sondern auch die barbarische Sinnlosigkeit den Verstand!

Wird daran festgehalten, der Offizier muß sich unter bestimmten Voraussetzungen schlagen, sonst ist er unwürdig, im Heere zu bleiben, so muß das Duell für ihn — freilich dann auch eventuell für seinen nichtmilitärischen Gegner — für straflos erklärt werden. Die Zugehörigkeit zu einem Heere, was auf Ehre hält, kann man sich doch nicht durch ein Verbrechen erkaufen müssen!

Für das starre Festhalten des Duellzwangs gerade für das Heer direkt gegen das Gesetz läßt sich doch nur eine Erklärung finden. Dieser Zwang wird offenbar festgehalten als Mittel, den Offizier an den Gedanken zu gewöhnen, daß er von Minute zu Minute in die Lage kommen kann, sein Leben in die Schanze zu schlagen, also als ein Erziehungsmittel gegen eine praktische Überwertung des eigenen Lebens, für eine Eingewöhnung des Gedankens, von einem Augenblick zum andern auf das Licht der Sonne verzichten zu müssen.

Ich bin durchaus einverstanden, daß in jedem echten Kriegsheer diese Gesinnung gehegt und gepflegt werden muß; denn ein Heer ohne sie wird nie Großes leisten.

Wäre der Duellzwang ein notwendiges Mittel dafür, so würde ich ihn für das Heer ohne weiteres adoptieren, freilich nicht ohne in honorem legis sanctissimae seine gesetzliche Straflosererklärung zu verlangen.

Aber ich glaube nicht an die Notwendigkeit dieses Mittels. Clausewitz hat gesagt, die Gefahr sei die Atmosphäre des Krieges. Nun! Unser Heer in seiner trefflichen Ausbildung für den Krieg ist in allen seinen Teilen schon im Frieden Tag für Tag von der Gefahr umgeben. Man denke nicht nur an die Marine, an unsere Luftschifferabteilungen, sondern auch an die Ausbildung von Kavallerie und

Artillerie, an die Übungen der Infanterie. Die Luft, die das Heer täglich atmet, ist mit Lebensgefahr geschwängert, und daß es diese Luft tagtäglich atmet, dürfte es an der praktischen Überschätzung des Lebens genügend hindern.

Die Anlässe zum Zweikampf sind Gott sei Dank doch selten und berühren immer nur höchstens zwei Personen. Auch wird es einem Offizier, der es darauf anlegen möchte, den zum Zweikampf führenden Konflikt zu meiden, meist gelingen, dies zu tun.

Und so scheint mir, es könne von der Würdigung der Zweikampfs-Notwendigkeit als eines Erziehungsmittels für das Heer vollständig abgesehen werden, ohne daß der kriegerische Geist des Heeres irgend darunter litte. Der deutsche Krieger hat stets mutig zu sterben verstanden, auch wenn er außerhalb des Duellzwanges stand. Man denke an die unvergleichlichen Helden vom ‚Iltis'! Das Heer aber von dieser veralteten Zwangs-Religion zu befreien, wäre für das Heer ein Segen und für das ganze deutsche Volk ein befreiender Kulturfortschritt.

In einer Reihe von Zweikämpfen aus jüngster Zeit ist der schuldlose Teil gefallen und hat der schuldige triumphiert. Daß diese brutale Ungerechtigkeit des Zufalls als Erziehungsmittel seitens des Staates benutzt wird, ist des Staates durchaus unwürdig. Der Offizier, der seine Pflicht getan, der nicht ehrenrührig gehandelt hat, der aber jetzt tot liegt auf dem Feld der sogenannten ‚Ehre', bildet für den Staat einen schweren Vorwurf und Verlust, den er tief zu beklagen hat und deshalb unbedingt mit allen Mitteln hätte hintertreiben müssen. Der Sieger aber, der doppelt befleckt ist, erst durch die ehrlose Verunrechtung des Gefallenen und dann durch dessen ehrlos vergossenes Blut — ist dieser Sieger etwa ein pädagogisches Element, worauf das Heer Wert zu legen Grund hätte? Gerade er müßte bedingungslos aus dem Heer ausgestoßen werden, denn ein grundschlechtes Beispiel ist er, wie man als Mann von Ehre nicht handeln darf. Wie aber männiglich bekannt, reizt nichts mehr zur Nachahmung als das schlechte Beispiel — im hervorragendsten Maße aber, wenn es offiziell gelobt und als nachahmenswerte Leistung anerkannt wird.

Daß der bestehende Rechtszustand ein Loblied des berufenen Hüters des Rechts, des Staats, auf den schweren Rechtsbruch bedeutet, daß die ihm zugrunde liegenden Anschauungen vollständig veraltet und verrottet sind, daß sie unserer Religion und jeder höheren Sittlichkeit widerstreiten, darüber ist ein Zweifel nicht möglich.

Und so wiederhole ich ein früheres Wort: ‚Wann das Jahr kommen wird, das unserem Vaterlande bringt, was das Jahr 1844 für England gebracht hat, den Sieg über ein falsches und veraltetes Beweismittel — wir wissen es nicht', und ein Teil von uns wird dieses Jahr kaum mehr erleben. Aber ein anderes weiß ich gewiß.

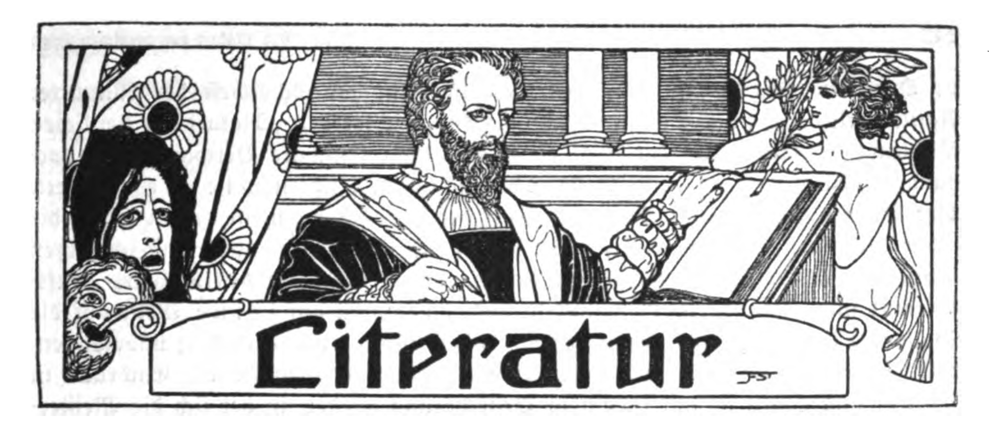
Ein Titel echten unsterblichen Ruhms wäre heute mit Leichtigkeit zu gewinnen: der Titel des Vernichters der Zwangsreligion des Zweikampfs für das deutsche Heer und damit der Titel des Befreiers des deutschen Volkes von dem Alpdruck des Glaubens an die Verletzbarkeit der Ehre durch dritte Hand. Und diese Ruhmestitel eines der höchsten Kulturfortschritte würden dem großen Manne

zuteil, der heute bestimmte: Jeder direkte und indirekte Zwang zum Zweikampf im deutschen Heer ist aufgehoben, und in etwa zehn Jahren, aber nicht viel früher, die weitere Bestimmung folgen ließe: Jedes Mitglied des Heeres, das zum Duell fordert oder die Forderung zu solchem annimmt oder am Zweikampf teilnimmt, wird aus dem Heer entfernt.

Das Heer ist das große Organ der Kriegführung von Volk zu Volk, aber nicht der Boden für blutige Kämpfe unter den Söhnen des Volkes selbst. Ihr Leben gehört im Falle der Not allein dem Staat. Sollte nicht ein Kaiser des Friedens zugleich ein Bekämpfer der Fehde und an erster Stelle der Fehde im Heere sein, dessen oberster Kriegsherr er ist? Ihn ruft es zur großen Tat, mit starker Hand endlich die alte Schlange beim Kopf zu nehmen und zu erwürgen. Er kann es allein, und zwar von heute auf morgen! Sein Volk aber würde ihn für seine Tat segnen!“

Mut gehört freilich dazu. Mehr als zur Aufrechterhaltung des heute noch geltenden Scheinehrenwesens.





Der Makart der deutschen Lyrik

Von Ottokar Stauf v. d. March

Die beschreibende landschaftliche Lyrik hat, seitdem sie von Thomson und Gray wieder literaturfähig gemacht worden ist, eine Reihe von trefflichen Dichtern aufzuweisen, die sich deren Pflege angelegen sein ließen. Zumal unter uns Deutschen, jenem Volke, dem wie kaum einem zweiten ein liebevolles Verständnis für die Natur, ein frommes Versenken in sie zuteil ward, hat schon, von den Minnesängern angefangen, diese Dichtungsart ausgezeichnete Vertreter aufzuweisen. Einer der vorzüglichsten ist der Deutsch-Russe Mauriz Reinhold von Stern. Sein Auftreten fällt in die Zeit gegen Ende der achtziger Jahre, als die Wogen der revolutionär-realistischen Sturm- und Drangperiode hoch gingen. Neben Conrad, dem sozusagen im Purpur geborenen Publizisten, Bleibtreu, dem Erneuerer des großen Geschichtsdramas, und Liliencron, dem Heideprinzen der lyrischen Poesie, ist Stern sonder allem Zweifel der hervorragendste Charakterkopf jener Zeit, die einen neuen Aufschwung des deutschen Schrifttums einleitete.

Obwohl er auch zahlreiche Novellen und Prosaskizzen geschrieben hat, sowie als politischer Lyriker sehr oft und mit Schneidigkeit hervorgetreten ist, bleibt sein Hauptgebiet die beschreibende landschaftliche Lyrik. Dort waltet er souverän und hat keinen Thronprätendenten zu fürchten. Das verbürgt ihm die ganze Art, wie er die Natur auffaßt und schildert. Wo die anderen beschreiben, zeichnen, dichten, dort malt er. Malt mit breitem Pinsel, voll mächtigen Schwungs, in satter Farbenpracht. Vor allem das Große, Gewaltige, Majestätische der Gottnatur. Er ist ein Lyriker, der es leidenschaftlich liebt, mit wahrhaft fürstlichem Prunk und Pomp aufzutreten. In seiner Dichtung gleißt und glänzt, schimmert und funkelt, leuchtet und strahlt alles. Silber und Gold, Perlen und Demanten, die wunderköstlichsten Kleinodien streut er mit freigebiger, fast verschwenderischer Hand vor dem Leser aus. Ein ungeahnter sinnlicher Zauber, voll unwiderstehlicher, magischer Gewalt atmet aus seinen Rhythmen, deren irisierende Farben gleichsam berauschen, deren schwellende Töne berücken. Es sind Orgien in Licht und Glanz,

in Duft und Klang, ein trunkenes Schwelgen in der Schönheit der Allmutter Natur. Mit Recht hat Schmid-Braunfels den Dichter den „Makart der deutschen Dichtung“ genannt. In der Tat: es ist eine unverkennbare Verwandtschaft vorhanden. Aber nicht in dem, was Stern schildert, sondern wie er es schildert. Der Dichter hat mit dem Maler die Glut der Farbe gemein, in beiden lodert die gleiche üppige, tropische Fülle, beide baden sich in der Schönheit und schwelgen inbrünstig in ihren Reizen. Wenn Stern einmal die Welt des Dichters „duftgetränkt und rosenübertaut“ nennt, so paßt das zumal auf seine Welt, auf die Welt, wie sie seine Augen sehen. Diese Augen sind die eines Kindes; unbefangen, voll ehrlichen Staunens und tiefer Bewunderung nehmen sie die Eindrücke in sich auf und geben sie mit jubelnder Begeisterung wieder, in der sich die Meisterschaft eines echten, großen Künstlers widerspiegelt, der „jauchzend kündet ihre (der Gottesnatur) Herrlichkeit“ in „sonnendurstigem Lied“. Ihm ist die Welt „Gottes Tempel“, darin die „goldene Lebenspriesterin Poesie“ waltet, um die Seelen mit der rechten Andacht zu erfüllen. Im Gegensatze zur beschreibenden Lyrik der älteren Dichter ist Sterns Dichtung plastischer, farbiger; während bei Eichendorff zum Beispie ldie Landschaft nur ganz im allgemeinen, in Umrissen gezeichnet erscheint, wenn seine Schilderung des Morgens oder des Abends unbestimmt, undeutlich, ja vielfach konventionell, will sagen ohne besondere Merkmale, ist, so bestrebt sich Stern, die Landschaft so klar und scharf als möglich zu fassen. Seine Darstellung der einzelnen Tagesphasen entrollt ein blut- und lebensvolles Bild der Wirklichkeit; bei Eichendorff ist die Landschaft gewissermaßen nur Requisit, um eine lyrische Empfindung des Dichters nachdrücklicher hervorzuheben, sie dem Leser durch ein stimmungsvolles Milieu näherzubringen, oder aber Staffage, die solch einer Empfindung zur Folie dienen soll, also Mittel zum Zwecke; bei Stern hingegen erscheint die Landschaft selbst Endzweck, die lyrische Empfindung gleichsam eine liebliche Arabeske, die das Ganze in gefälliger Weise durchschlingt, sozusagen belebt, wie etwa ein Bach oder ein Strom die Gegend lebendiger macht und so den Eindruck auf den Betrachter erhöht. Hier Seele, ist sie dort bloß Körper, Umwelt.

Die Naturschilderung zum Selbstzweck zu machen, war zwar von jeher das Bestreben aller echten „beschreibenden“ Lyriker; wie Albrecht von Haller hat auch Ewald von Kleist — um nur die talentvollsten zu nennen — den Schwerpunkt auf die Darstellung der Vorgänge in der Natur gelegt, aber wie einfach, dumpf und leblos sind trotz allem die Farben ihrer Palette gegenüber denen, die Stern gebraucht. In seinen Versen fühlt man den Atem der Natur, hört ihren Pulsschlag, sieht ihren Zauber. Die lachende Pracht des Frühlings, die flimmernde Trunkenheit des Sommers, das träumerische Weben des Herbstes, die poetische Eintönigkeit des Winters, Vogelsang und Blumenduft, Stimmen des Waldes und Wassers, vom versonnenen Raunen und lieblichen Rieseln bis zum stürmischen Tosen — für all das findet Stern den richtigen, realistischen Ausdruck. Ja, man kann fast sagen: findet allein den richtigen Ausdruck; weder unter den zeitgenössischen Dichtern, noch auch unter den früheren wird man einen finden, der ihm in solchen Schilderungen gleichkäme.

Geradezu typisch für Sterns Eigenart ist das Gedicht: „Andacht am Meere“:

Ein in Schlaf versunkener Löwe,
Sonnenzitternd träumt die Welt;
Fern im Meer, gleich einer Möwe,
Schwebt ein Segel, sanft geschwellt.

Unter den erhitzten Sohlen
Knirschen Muscheln in dem Sand;
Seufzerhaft verträumt, verstohlen
Rauscht ein Wellchen an den Strand.

In Milliarden Sonnenfunken
Schillert spiegelblank die Flut;
Weit hinaus ergießt sich trunken
Abendgold in roter Glut.

Irgendwo im Meeresschoße
Rafft sich auf der Abendwind;
Durch das stille, riesengroße,
Blaue Weltmeer haucht es lind.

Abendandacht auf dem Meere
Glüht in stummer Majestät;
Gottes lohende Altäre
Rufen mich zum Nachtgebet.

Großartiger mag das Meer geschildert worden sein, aber poetischer, stimmungsreicher sicherlich kaum jemals. Gedichte wie „Urwaldmorgen“, „Fingalshöhle“, „Heide im Mondlicht“, „Roseninsel“, „Das verwilderte Paradies“, „Sommernacht“, „Alter Schloßhof“, „Morgen am Meer“, „Gewittersonne“, „Regen“ gehören sonder Zweifel zum Königshort der deutschen beschreibenden Lyrik. Was Bildkräftigkeit, zarte Anmut, poetischen Prunk anbelangt, so kann sich kaum ein lyrischer Landschafter mit Stern messen. Vielleicht Victor Hugo, mit dem er den Blick für das Große, Majestätische in der Natur teilt. Aber Hugo ist auch hierin mehr Epiker, während in Stern der Lyriker sich niemals verleugnet. Und Hugo läßt oft genug kalt, die große Geste bei ihm wird manch einmal zur gewollten Pose, er hascht nach hohem Stil; Stern hingegen reißt einen in seine Taumelseligkeit mit, die hohe Gebärde ist immer voll Gefühl und wirkt nie gemacht.

Aber nicht nur als Poet der Landschaftslyrik hat sich Stern einen geachteten Namen erworben, sondern auch als sozialer Lyriker. Er war einer der ersten, der die verloren gegangene Fühlung der lyrischen Poesie mit der Zeit und ihren Forderungen wiederherstellte. Seine „Proletarierlieder“ und „Stimmen im Sturm“ läuteten eine Symphonie von politisch-sozialen Dichtungen ein, die ebenso entschieden als leidenschaftlich Stellung nahmen in den sozialen Kämpfen der Gegenwart und die seinen Mitstreitern wie Mackay, Henckell, Holz u. a. Dichterruf erworben haben. Aber gegenüber diesen ist Stern in erster Linie der Apostel, der mit Feuerzungen die frohe Botschaft vom Neulande verkündet:

Der Horeb glüht im Morgenbrand,
Im Purpurblut der Sonne.
Fern lacht der Freiheit heil'ges Land
Und winkt zu ew'ger Wonne.
Es naht in Kraft und Herrlichkeit
Des alten Rechts Erneuer;
Laut aus dem Dornbusch unsrer Zeit
Spricht Gott in lohendem Feuer.

Vom Sinai herab ins Land
Steigt auf basaltnen Stufen,
Die neuen Tafeln in der Hand,
Der Retter, den wir rufen.
Er bringt uns Liebe, Glück und Brot
Und sprengt des Himmels Pforten;
Die Tafeln glühn im Morgenrot
In goldenen Gottesworten.

Sein Stab schlägt Wasser aus dem Stein
Und tränkt die müden Pilger, —
Wann nahst du endlich, aller Pein
Und alles Durstes Tilger? —
Da kündet sanftes Morgenglühn
Des neuen Tages Werden —
Auf Aarons Stabe Mandeln blühn
Und Friede grünt auf Erden.

Sein Glaubensbekenntnis spricht er im schönen Gedichte: „Auf dem Wege nach Damaskus“ aus, das mit den selbstbewußten, stolz-bescheidenen Worten beginnt:

„Kein Weg der Demut ist mein Abendgang.
Ich wandre nach Damaskus als ein Krieger ...“

Und trotzdem liebte er stets die Schwachen und die Armen und war Jesu Jünger immerdar im Erbarmen; ohne es zu wissen, hatte er den Herrn im Volk der Arbeit gefunden. An seiner Hand schritt er den Weg dahin, den Weg nach „Golgatha, wo die Menschheit mit tausend Wunden am Kreuze hängt, wie ehedem der große Rabbi von Nazareth“. Jetzt hat der Dichter den Grund gefunden, der seinen Anker nun und ewig hält:

„Nun geb' ich ruhig meinen Lorbeer drein,
Der Künstlertraum ist ein vergänglich Blinken.
Ich schaue fern im Abendglanze winken
Das schönste Ziel: ein guter Mensch zu sein!“

Hierher gehören die Gedichte: „Vision im Felde“, „Weltfeiertag“, „Lorbeerbaum und Bettelstab“, „Reichtum“, „Mein Stolz“ u. a.

Ursprünglich seiner Überzeugung nach Kosmopolit, ist er zum Nationalismus zurückgekehrt und hat sich in den schweren Kämpfen der Deutschen, zumal in Österreich, als mannhafter Heerrufer erwiesen. War schon im Kosmopoliten das nationale Empfinden mächtig — siehe sein „Kosmopolitisches Bekenntnis“:

Ich bin Kosmopolit —
Lauwarm und klug;
Doch ich gestehe euch,
Als ich nach Jahren
Deutschen Boden betrat,
— Heiß und treu —
Da küßte ich ihn. — —

Ein rechter Mensch sucht irrend stets sein Glück
Und kehrt zuletzt zum Heiligen zurück.

hatte er schon dazumal offen erklärt:

Wenn das Vaterland klirrend in Waffen steht,
Sind die Feinde vereint;
Was Sozialdemokrat, was Majestät,
Hier ist Deutschland gemeint!

Was roter Lappen, was preußischer Aar,
Es wird Treue gewahrt,
Ist das herrliche Vaterland in Gefahr —
Das ist deutsche Art!

Ruft das Vaterland einst sein verlaufenes Kind,
Wird ein Kämpfer begehrt —
Mit dem jungen, ehrlichen Brausewind
Zög' ich selber das Schwert!

— so bricht es im Nationalen in doppelter Stärke aus.

Sterns lyrische Bücher bilden eine kleine Bibliothek für sich. Es sind nicht weniger als 17 mittelstarke Bände, im Laufe von nicht ganz 26 Jahren (1885 bis 1911) veröffentlicht. Das Vorzüglichste bieten die Sammlungen: „Ausgewählte Gedichte" (1891), „Nebensonnen" (1892), „Lieder eines Buchhändlers" (1898), „Abendlicht" (1901), „Sonnenwolken" (1903), „Lieder aus dem Zaubertal" (1905 und 1911). Von den zwei epischen Gedichtbüchern ist die „Insel Ahasvers" (1893) besonders zu erwähnen, mit den großzügigen Schilderungen der wüsten Insel und des Weltuntergangs.

Auch als Erzähler hat sich Stern des öfteren versucht und in einzelnen kleinen Skizzen mit stark lyrischem Einschlag Vortreffliches geleistet. Zumal gilt dies von dem Buche „Waldskizzen aus Oberösterreich" (1901). Es sind, wie der Titel besagt, flüchtig aufs Papier hingeworfene Studien- und Skizzenblätter, meist landschaftlichen Charakters, aber ganz ohne den gewohnten Prunk; schlicht, einfach, in Umrissen, jedoch gesättigt von poetischen Empfindungen und tiefem Gemüt, voll echt-deutschen Behagens an Wald und Quell, an Pflanze und Getier. So hat er in den Skizzen: „Aus dem Notizbuch eines Einsiedlers", „Peppi, der Hirt" und „Der verwilderte Garten", feine, künstlerisch vollwertige Stimmungsbilder gegeben, die zu den besten Erzeugnissen dieser Art gehören. — In einem anderen Prosabande: „Das Richtschwert von Tabor und andere Novellen" (1902) herrscht die seelische Stimmungsmalerei vor. Da ist die grausige Erzählung, die dem ganzen Bande den Titel geliehen hat, dann die meisterhafte Milieuschilderung „Vom Gastmahl", aus der Zeit der Christenverfolgungen im alten Rom, endlich „Franz Terstegger", Geschichte einer Heimkehr. Von der übrigen erzählenden Prosa wäre noch der Roman „Walter Wendrich" (1895) zu erwähnen, der eine Fülle autobiographischen Stoffes enthält. Schließlich sei noch der zahlreichen Flugschriften, zumeist sozialen Inhalts, gedacht, sowie eines Bändchens Lebensmaximen und Betrachtungen über Welt und Menschen unter dem Titel „Indiskretionen" (1905).

So stellt sich Mauriz Reinhold von Stern als einer unserer prächtigsten Dichter in bezug auf die Schilderung landschaftlicher Schönheiten der Natur dar. Seine Poesie ist die Poesie der schönen Gotteswelt, und in seinen Versen klingt die Sphärenmelodie wider.

Zum Schluß einige lebensgeschichtliche Daten. Geboren am 3. April 1860 zu Reval im baltischen (d. i. ehemals westgotischen) Esthland, entstammt Stern

väterlicherseits thüringischem Geschlechte, mütterlicherseits der alten eingeborenen Adelssippe der Patkul, von denen Johann Reginald (Reinhold) von Patkul infolge seiner freimütigen Gegnerschaft gegen die schwedischen Könige Karl XI. und XII., dank der Schurkerei des sächsischen Kommandanten von Sonnenstein an ein schwedisches Kommando ausgeliefert und trotz der Drohungen Peters des Großen unfern Posen am 10. Oktober 1707 als Landesverräter lebendig gerädert und gevierteilt wurde. — In den Gymnasien von Dorpat und Fellin erzogen, diente Stern von 1876—1879 als Freiwilliger im russischen Heere, verließ jedoch wegen einer „Insubordination" den Dienst und lebte als Eisenbahnbeamter und sodann als Mitarbeiter der „Revalschen Zeitung" in seiner Vaterstadt. Im Jahre 1880 wanderte er nach Amerika aus, wo er fünf Jahre, zumeist in niederen, mechanischen Berufen arbeitete. Über London und Paris zurückgekehrt, ließ er sich 1886 in Zürich nieder, dortselbst eine Buchhandlung später begründend, die aber im Jahre 1898 zusammenbrach. Seitab lebt er als freier Schriftsteller zu Linz in Österreich ob der Enns, unermüdlich tätig, aus dem schier unerschöpflichen Born seiner naturfrohen, schönheitstrunkenen Phantasie in goldenem Prunkpokal köstlich-erquickenden Trunk zu schöpfen und den Freunden wahrer, echter Dichtung zu kredenzen.



Kehraus

(Berliner Theater-Rundschau)

Wenn das Fest zu Ende, marschieren die Besenweiber auf. Fegen zusammen, was übrig blieb. Oder soll an Ruth erinnert werden, wandelnd hinter den Erntewagen, die noch so viele goldene Ähren sammelte?

Ziffernmäßig steht fest: Das Spieljahr 1911/1912 war geizig mit Schauspielneuheiten, seine Premièrensumme um die Hälfte kleiner, als die des Vorjahres. Das wäre an sich noch kein übles Zeichen. Besser eine tüchtige Kerbe, als zehn Schläge ins Wasser! Nur vertraue man nicht blind der Zuchtwahl unserer Theaterdirektoren. Einige von ihnen waren mit Zugstücken gesegnet. Zugstücke besänftigen den literarischen Ehrgeiz. „Ich sehe wieder viele, die nicht anwesend sind", sagte bekanntlich der Herr Lehrer. Man hat in Berlin manche jungen Hoffnungen nicht erblühen gesehen, die in Stuttgart, München, Wien, Dresden oder Hamburg sich verkündeten. Dafür konnte man, wenn man sanft verblöden wollte, den Gelegenheitspomp „Der große König" viele Dutzend Mal im Königlichen Schauspielhaus, oder mehrere hundertmal „Die fünf Frankfurter" in der Königgrätzerstraße genießen, und kaum minder oft im Kleinen Theater zu „Lottchens Geburtstag" gratulieren.

Für die nächste Spielzeit winkt oder droht ein gewaltiger Umschlag. Zwei oder drei neue Schauspielhäuser werden aufgetan. Erfüllt sich, was ihre Regenten ausposaunen, so werden diese neuen Bühnen wahre Schnelldruckpressen, wahre Novitäten-Mitrailleusen sein. Und die von der Konkurrenz aufgestachelten beati possidentes sind nun auch eifrig dabei, Zukunftsdramatiker aus der Erde zu stampfen. Man liest allenthalben von Trauer-, Schau- und Lustspielen, die zur Aufführung angenommen, wenn auch vielleicht noch nicht geschrieben sind. Eine frische, strudelnde Bewegung wäre schon gut, — wenn sie aus echten Bedürfnissen, wenn sie vom Auftrieb aus der Tiefe käme. Wie wir Pseudo-Athener nun einmal sind, unfrei

gebunden an die freie geschäftliche Konkurrenz, müssen wir zufrieden sein, daß das Theater hie und da der Kunst einen Obolus zahlt.

Wieder verschütten die Pessimisten das Kind mit dem Bade, indem sie jetzt gerne ausrufen, es sei Heuchelei, daß man die Kunst gegen den Lindwurm „Kinematograph“ zu verteidigen vorgebe, und das Geschäftstheater verdiene, vom Drachen verschluckt zu werden. Leicht fertig ist der Ästhet mit dem Wort! Ihm sei erwidert: Soll ein Land gegen feindliche Horden unbeschützt bleiben, weil die Abwehr des Untergangs auch den üblen Kumpanen in der Bürgerschaft zugute käme? Die Gefahr ist tatsächlich vorhanden. Schon hat in der Provinz diese sudelige Schaulustbefriedigung, diese massenhafte Verhunzung des ästhetischen Geschmacks manche achtbare deutsche Bühne vernichtet. Und die Seuche breitet sich weiter aus. Die da berufen wären, sie zu bekämpfen, finden sich nicht selten unter Wahrung kleinlicher Interessen mit ihr ab. Die Intendantur der Berliner Hofbühnen hat einem „Kientopp“ das Krollsche Etablissement geöffnet; der Oberbürgermeister von Stettin regte die Gründung eines Kinematographen-Städtebundes an; die Stadt Altona ist Besitzerin eines Lichtbildtheaters; und der Gemeinderat von Graz erwarb die behördliche Konzession zur Veranstaltung von Filmproduktionen im altberühmten städtischen Schauspielhaus ... Sünden des Theaters lassen sich durch Verdienste sühnen. Solange das Theater besteht, ist die Hoffnung nicht verloren, daß es seinen höheren Zwecken gewidmet werden wird. Aber der Kinematograph ist der Ersatz der dramatischen Kunst durch etwas Niedrigeres im Prinzip. Sein Sieg ist kultureller Rückfall.

Von allen Mitteln, sich gegen die Konkurrenz des Kinematographen zu behaupten, wählt das Theater das untauglichste, wenn es sich mit Kitsch- und Sensationsstücken gewissermaßen ins Kielwasser des Gegners begibt. Im albernen Aberwitz werden die Filmdichter dem Dramatiker, der das Wort und den logischen Zusammenhang doch nicht ganz aufgeben kann, immer noch überlegen sein. Je schärfer die Bühne sich von der vulgären Unterhaltung, vom geistlosen Blendwerk unterscheidet, desto eifriger werden die guten Geister ihre Sache führen. Es versteht sich auch von selbst, daß der Kritiker nur dann ein Recht hat, im Namen der Kunst die Kinematographen-Dramatik zu verurteilen, wenn er die arme Kunst ebenso schonungslos gegen die Mißhandlung im theatralischen Betriebe schützt.

* * *

Da sind Dinge, an denen man vorbeigehen möchte. Aber die Miene schweigender Mißachtung aufzustecken, ist nur eine Art Selbstbefriedigung. Wer nützen will, darf sich nicht zu gut dünken.

Berlin hat kein sogenanntes „Sommertheater“. Doch allmählich ist es Brauch geworden bei einigen Theatern, die im Schweiße ihrer Schauspieler den heißen Monaten Trotz bieten, die Sommersaison durch ein recht eigentümliches Repertoire zu markieren. Man führt in dieser Jahreszeit mitunter Stücke auf, die kein Hund fressen möchte. Die gröbste Sensation, der witzloseste Kalauer kommen zu Ehren. Ich verstehe die Spekulation der Sommerfeldherren nicht, auch scheint sie sich nie recht bewährt zu haben. Die Bedürfnisfrage, die man durch das Sommerrepertoire decken will, wird von den Heerzügen der Fremden aufgeworfen. Hält man etwa alle Leute, die nicht im Berliner Adreßbuch genannt sind, für ausgemachte Idioten, daß man ihnen zu bieten wagt, was das Berliner Stammpublikum schwerlich zu Ende spielen ließe? Bedenkt man nicht, daß man die große Theaterstadt an der Spree mit gewissen Produktionen kompromittiert? Indessen würde ich mir die Entrüstung sparen, wenn es bloß belanglosen Schund abzuschütteln gälte. Doch es liegen zwei besondere Fälle vor.

Ohne nach einem lindernden Pflaster zu suchen, schick' ich voraus, daß Alfred Halm, der Direktor des Neuen Schauspielhauses, ein Mann von künstlerischen Meriten und von sicherem Geschmack ist. Seine Begabtheit als Regisseur hat er überdies an manchem großen, an manchem feinen Inszenierungsproblem bewiesen, zuletzt noch in Berlin mit einer glanz-

vollen Aufführung von Hebbels „Judith" und in München mit seiner szenischen Neudichtung der Calderonschen „Circe". Und dieser Künstler hat es nun übers Herz gebracht, in seiner Sommerresidenz, der Komischen Oper, ein Stück aufzuführen, dessen die gesitteten Zuschauer nur mit Scham gedenken. Es hieß „Die Spiele ihrer Exzellenz" und war von Zoë Jeckel und Rudolf Strauß verbrochen. Ich bitte, nicht zu glauben, daß es unsere Prüderie ist, die das Gefieder sträubt! Ach Gott, das bißchen sexuelle Gemeinheit wird in der Regel viel zu wichtig genommen, und wäre es nur mit Witz und Geist vermischt, so hätten erwachsene und vernünftige Leute keinen Grund, nach dem Lizentiaten Mumm oder nach Herrn Landgerichtsrat Roeren zu rufen. Wirklich unsittlich dagegen — und vielleicht die einzige Unsittlichkeit, deren ein Dramatiker sich schuldig machen kann, ist es, eine blutig ernste Sache: das Leid, die Sehnsucht, den Fanatismus, die Martern und Todesqualen unserer Mitmenschen, als ein mit Witzchen gewürztes Ragoût den perversen Gaumen zu servieren. Eine fürstliche Kokotte ohne Herz, aber mit lockenden Dessous und schlüpfrigen Begierden, wird von den beiden „Dichtern" in die russische Nihilistenbewegung eingestellt. Eine Bombe raubt ihr den Gatten (auf der Bühne!) und sie findet es pikant, den Mörder im Gefängnis zu besuchen. Der finstere Mut des jungen Terroristen reizt ihre begehrlichen Nerven, so daß sie sich in ihn verliebt. Was sie so lieben nennt! Kettenrasselnde Gefangene, blutig geschlagene Frauen werden von Bütteln über die Szene geschleppt, Väter nehmen Abschied von todgeweihten Söhnen, und all dieser Aufwand des Schauerlichen hat nur den Zweck, die elegante Dame angenehm zu kitzeln (mit ihr solche Zuschauer, die der Dame ebenbürtig sind!) und die Tändeleien ihres Vogelgehirns gefällig zu kontrastieren. Wie es in Kolportageromanen steht, befreit die launenhafte Protektion der Exzellenzfrau eine Anzahl von Gefangenen, und sie, die Witwe des Gouverneurs, wird sogar Salon-Spionin des revolutionären Komitees. Sie soll einen von ihren Aristokraten in den Tod locken, doch im letzten Augenblick zieht sie es vor, mit ihrem Opfer eine Lustreise nach Monte Carlo zu unternehmen. — Bei der Wiedererzählung der Schundgeschichte drängen sich ja satirische Elemente auf; bei der Aufführung des Stücks verschwinden sie jedoch ganz hinter Witzeleien und Schweinereien.

Es mußte auf die Nichtigkeit eingegangen werden. Denn sie gehört jener „dramatischen Kunst" an, die dem Kinematographen Vorschub leistet ... An der gleichen Stätte erlebte man noch eine andere Abscheulichkeit. Ein krasser Ignorant, ein Analphabet der Literatur, sonst ein wohlhabender Mann, trug Gelüsten, sein albernes Gesudel aufführen zu lassen. Er übernahm die materiellen, das Publikum die ideellen Kosten des Unternehmens. Das Publikum? Es bestand am Abend der Premiere großenteils aus standhaften Freunden, die dem Zyklus-Lustspiel „Eva-Töchter" von Magus Hansen (Pseudonym!) applaudierten. Was ist ein Zyklus-Lustspiel? Drei Einakter wurden gegeben, die einen Zusammenhang weder miteinander, noch in sich haben. Die Aufführung bedeutete eine bedenkliche Erweiterung der begrenzten Möglichkeiten.

* * *

Doch es gibt noch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde — in Berlin. Es kreißten die Berge, es schmetterten die Trompeten. Geboren wurde ...? Junge Künstler und Schriftsteller, so hieß es, hatten sich zu einer „Werkstatt der Werdenden" zusammengetan. Kunstwerke, die die Zensur als Kleinkinderbewahranstalt den Bühnen verbot, sollten geladenen Zeitgenossen vorgeführt werden. Wer Einlaß zur Geheim-Vorstellung finden wollte, mußte einen Paß haben wie zur Reise nach Rußland; denn sie ist streng, die Polizei. Die Schleier, die in überflüssiger, aber wohlberechneter Geheimtuerei sogar um die Namen der Veranstalter gewickelt waren, taten ihre Schuldigkeit. Man riß sich um die Billette zur Teufelsmesse. Wer riß sich? Ach, war das ein Anblick, dieses Publikum! Von Kunst und Literatur fast keine Spur, aber um so mehr Börse und Tattersall. Die Sensationshyänen haben noch nie der Kunst neue Wege erobert, und ihnen Dichtungen vorwerfen, heißt Dichtungen entwürdigen.

Man hat die Zensur dafür verantwortlich zu machen, daß eine so ernste, wuchtige Sache wie Wedekinds Groteske „Tod und Teufel" um ihren sittlichen Charakter betrogen wurde. Das Stück ist der Desperado-Wahnsinn eines genialen Kopfes, der Schrei eines an der Welt verzweifelnden Weltverbesserers. Rücksichtslos und brutal, wie Wedekinds tragischer Witz sich stets gebärdet, trägt der Dichter hier die Maske eines philosophischen und moralistischen Mädchenhändlers und Freudenhausbesitzers. Sein verachtetes Handwerk rechtfertigt er mit einer Klage über die unglücklichen Menschen, denen in Angst und Lebensnot nur die Erlösung durch den Sinnengenuß bleibe, — und mit einer Anklage wider die sexuelle Doppelmoral, die den Frauen die freien Rechte der Natur und den Gebrauch ihrer Waffen im Daseinskampfe verwehre. Es gelingt dem sonderbaren Schwärmer, eine Missionarin der Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels, eine überreife Unvermählte, die sich den Geboten der Enthaltsamkeit gefügt und das Leben versäumt hat, in den Wirbel seiner Freilehren herüberzureißen. Das Fräulein liegt bettelnd dem Manne zu Füßen, den es zuvor mit dem Halseisen der Gesetze bedroht hat. Aber alsbald bricht der Sieger selbst zusammen. In einer Szene, die die Behörde als höchst unsittlich und frech versiegeln mochte, die aber zu grimmig ernst ist, als daß geistig reife Zuschauer an ihr Ärgernis nehmen könnten, an den ungestillten Sinnenqualen nämlich einer seiner Jüngerinnen, erlebt der tolle Philosoph die Überzeugung, daß seine Lehre, sein Opium, tödliches Gift ist. Er verzweifelt als Nihilist und erschießt sich. Die Anhänger aller Glaubens- und Unglaubensbekenntnisse können sich mit der nur zum Scheine frivolen Dichtung abfinden, und nur Heuchler ziehen es vor, mit entrüsteten Mienen an den bösen Dingen vorüberzugehen. Das Pathos Wedekinds klingt in dieser wüsten Posse echt und furchtbar.

Aber die Aufführung im Künstlerhaus, vor Leuten, die gerade nur das Gegenständliche reizte, vor jungen Damen und Herren, die grinsten und kicherten, mit dilettantischen Darstellern, die vom Fanatismus des Dichters nichts ahnten, machte aus dem Fanal ein lüsternes Ampellicht. Das hat die Sittlichkeitspolizei verschuldet! Es ist nicht ihre erste Sünde wider das eigene Prinzip und wird nicht ihre letzte sein. Die Goethebünde erhoben in diesen Tagen wieder die Forderung, daß die geistige Bevormundung abgeschafft werden müsse. Aber das geistige Deutschland denkt und — andere lenken. Schon der alte Nestroy, der Vormärzler, hat der Zensur ins Stammbuch geschrieben:

„Sie ist die jüngere von zwei schändlichen Schwestern, die ältere heißt Inquisition. Sie ist das lebendige Geständnis der Großen, daß sie nur verdummte Seelen treten, aber keine freien Völker regieren können. Die Zensur ist etwas, was tief unter dem Henker steht."

Und den Zensor nannte er ein „Krokodil, das an den Ufern des Ideenstroms lagert und den darin schwimmenden Literaten die Köpfe abbeißt".

* * *

Frank Wedekind, der von allen Dramatikern der Gegenwart am härtesten unter der Feindschaft des Zensors zu leiden hat, eröffnete im Deutschen Theater (als Spielleiter und Mitspieler) einen Zyklus seiner nicht verbotenen Dramen. Seine neueren Werke sind fast alle behördlich verpönt; darunter auch die sehr interessanten Einakter „In allen Sätteln gerecht", „Mit allen Hunden gehetzt", „In allen Wassern gewaschen". Die sechs Aufführungen brachten den Berlinern nur eine Novität, und leider die unglücklichste Frucht von Wedekinds bitterer Laune: die satirische Komödie „Oaha", eine breitspurige, gallige Privatauseinandersetzung mit den Leuten vom „Simplizissimus".

Aber es war dankenswert, daß auch eines der reifsten Werke des Dichters nach mehr als achtjähriger Stummheit wieder geweckt wurde: das phantastische Schauspiel „So ist das Leben", das wahrhaft große Züge, ja einen ungesuchten Shakespeareschen Einschlag aufweist. Dieser abgesetzte König Nicolo ist eine Art Timon von Athen; doch ein viel schwächerer, ein in unserem problematischen Zeitalter gezeugter Mensch. Der politische Gegensatz zwischen

ihm und seinem glücklichen Rivalen, dem als Führer der Revolution zum König ausgerufenen Schweineschlächter Pietro Folchi, wird nur gestreift. Immerhin gilt von dem Manne der Tat, dem übrigens klugen und ehrenhaften Emporkömmling, einigermaßen, was Julius Hart in einer Besprechung von Hardens „Köpfen“ schrieb: „Im pikantesten Gegensatz zu dem Hardenschen Bismarckbild stehen die von feiner Ironie durchsetzten Königs- und Fürstenbilder, die Bilder von armen Helden und Heldinnen, die eben nur von Gottes Gnaden auf der Menschheit Höhen gesetzt wurden und den Willen zur Macht, die Welteroberergröße und das Herrenmenschentum als Repräsentationspflicht nur überkommen haben, und dahinstolpern in überlangen, allzu weiten Röcken und Hosen.“ — Vom Geschlechte derer, die in ihr Amt eingeboren sind und deren Tragik es ist, daß sie an ihr Königtum wie an eine Sendung glauben, ist der König Nicolo. Es erfüllt sich an ihm, daß er schließlich als Hofnarr an den Stufen jenes Thrones stirbt, auf dem er einst herrschte. Aber Nicolo ist nicht bloß ein abgesetzter König; er wird im Leid ein Mensch. Er wird ein Leidenskönig, ein einsamer, landflüchtiger, wiederholt vom Tode bedrohter Mensch. Ein Mensch, der lieben und hassen lernt. Rührend ist die Liebe zu seinem Kinde, der Tochter, die allein seinen Pfaden durch Not und Gefahren folgt; groß seine Menschenverachtung, — jetzt, da er selbst das Menschliche in sich aufblühen sah und wahrnehmen kann, daß die meisten Menschen es nicht besitzen ... So tauscht er in seinem Elend, als geprügelter Schneidergeselle, als Sträfling, als Jahrmarktsgaukler und als Narr, ein anderes Königtum an Stelle des ererbten und verlorenen ein; eines, das ihn in Wahrheit über die Herzlosen, die Gewöhnlichen und die Gebietenden emporhebt, und dessen Würde er am glücklichsten empfindet, als er, durch dicke Kerkermauern von den Menschen getrennt, vor ihnen geschützt ist.

Die mit grotesken Lichtern überblitzte Tragödie wäre bewegender, wenn sie, im ersten Teil zumal, in einem minder trockenen Ton vorgetragen würde. Gegen Ende öffnen sich allerdings farbige romantische Prospekte. Die nächtliche Elendkirchweih des fahrenden Volkes unter dem Galgen und das tiefsinnige Königsschauspiel auf dem Markte bleiben unserer Phantasie sicher dauernd eingeprägt; unserem Wissen aber ist manche Weisheit des bittersten Humors geschenkt. Wie durch die meisten späteren Werke Wedekinds geht auch durch diese Tragikomödie die hohnvolle Klage des Verkannten. Das Hohe ist die Beute des Niedrigen, ein tragischer Dichter erleidet es, daß die Wut seiner Groteske als Ulk belacht und bejubelt wird. Hier eine Stelle des Dialogs nach dem Königsschauspiel:

„König Pietro: Und das nennst du eine Posse, lieber Freund?! Du siehst, daß mir die Tränen in die Augen drangen!

König Nicolo (als Possenreißer): Wollen Eure Majestät glauben, daß das Stück überall als eine harmlose Posse aufgefaßt wurde.

König Pietro: Das will ich dir nicht glauben! Sollten meine Untertanen so rohen Gemütes sein? Oder wie erklärst du mir das?

König Nicolo: Darüber kann ich Eurer Majestät nicht Rede stehen. So ist das Leben ...

König Pietro: Wohlan denn, wenn das Leben so ist, dann soll mein Volk dich nicht eher wieder hören, als bis es dich auch versteht.“

Wedekind — ein Timon von Athen ... So viel persönlichstes Eigentum des Dichters hat die bedeutsame Dichtung, daß sie aus Wedekind, dessen schauspielerischer Dilettantismus zuweilen von des Verfassers Eigenrecht auf kompetente Auffassung gerechtfertigt werden muß, in der Rolle des Nicolo einen darstellenden Künstler machte, der alle Macht über die Zuschauer gewann. Auch die Gattin des Dichters, Frau Tilly Wedekind, könnte schwerlich durch eine andere Schauspielerin zum Guten ersetzt werden. Denn sie hat von ihrem Meister gelernt, zu erleben, während sie spielt. Das Publikum erwärmte sich nur langsam, doch wurde es am Ende sogar herzlich und freigebig.

* * *

Und nun noch reiner Tisch gemacht mit summarischem Verfahren! Von den Lustspielen verdient eines der Kammerspiele Erwähnung, und zwar nur deshalb, weil es uns wieder belehrt hat, daß die Schlange sich in den Schwanz beißt. „Mein Freund Teddy“ könnte von einem braven Engländer geschrieben sein, es hat aber zwei Franzosen (Rivoire und Besnard) zu Erzeugern; es könnte vor hundert Jahren entstanden sein, als die Tugend belohnt wurde und jedes Hindernisrennen ans angenehme Verlobungsziel führte; es fand aber in vorzüglicher Darstellung (Waßmann, Else Heims, Rosa Bertens) den unkritischen vollen Beifall der Enkel und Enkelinnen unserer Großeltern ...

Im Kleinen Theater gab es u. a. einen Einakterabend, der lustig und bedeutsam sein wollte. Der lustige Teil gelang. Eine Posse von André Villard: „Der Herr mit der grünen Krawatte“, erpreßte Lachtränen. Ein Spaßvogel spielt den Geisteskranken, in der bedrohlichen Enge eines Eisenbahncoupés. Er schüchtert ein paar feige Herren gründlich ein, so daß sie ihre gesellschaftlichen Masken fallen lassen und sich nackt und traurig zeigen. In diesem Scherz steckt mehr Sinn, als in der anspruchsvollen und kindischen Groteske „Die Dame im Kamin“, mit deren grober und fehlschlagender Theatralik der begabte Friedrich Freksa neuerlich die Befürchtung erweckte, daß er eine Zukunft hinter sich habe ...

Die Schauspielervereinigung „Neue freie Bühne“ schloß in den Kammerspielen ihren überflüssigen Przybyszewski-Zyklus („Totentanz der Liebe“) mit dem spukhaften Epilog „Gäste“ ab. Ein Gespensterjammer mit imitierten Maeterlinck-Tönen! Des geistreichen Ludwig Bauer recht feuilletonistische Tragödie „Aufstand in Syrakus“ wurde (an dem nämlichen Nachmittag) von unzulänglichen Schauspielern unverständlich gemacht. Doch gab es einen kleinen Gewinn verlorner Stunden: eine nicht üble Erstaufführung des Strindbergschen Einakters „Mutterliebe“. Aus schmutzigem Egoismus verdirbt eine verschlampte Weibsperson ihr wohlgeratenes Töchterchen. Das ist Strindbergs böses Element, ist das Weib, das er zu kennen glaubt. Aber siehe! Neben der elenden Frau steht ein Geschöpf, tapfer und rein, ein Mädchen. Und auch dieses lichte Kind ist Strindbergs Dichtung ...

Hermann Kienzl

Balladenbücher

Recht fleißig und meist mit gutem Erfolg wird in neuerer Zeit wieder die Balladendichtung gepflegt. Ein Balladiker alten Stiles ist Wilhelm Brandes. Daß seine „Balladen“, die er seinem Freunde Wilhelm Raabe gewidmet hat, aber noch immer und mit Recht geschätzt werden, beweist der Umstand, daß sie kürzlich in 3. vermehrter Auflage erschienen sind. (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta; geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.) Diesem Poeten ist nicht wie den meisten modernen Balladendichtern die Behandlung das Wichtigste, sondern die Handlung. Daher ist ihm auf dem Gebiete der Sprachbehandlung noch am leichtesten ein Vorwurf zu machen: ein modernes empfindliches Ohr wird sich hin und wieder durch eine Härte verletzt fühlen. Man wird ihm aber überhaupt nicht gerecht, wenn man ihn nur von der Seite der Form betrachtet. Mißt man ihn an seinesgleichen, der alten Schule, dann darf man ihn mit Recht neben deren guten Vertretern nennen. Zwar sieht man es einzelnen Stücken an, daß sie nicht innerlich erlebt und nicht aus dem inneren Drange, ihren Stoff dichterisch zu gestalten, entstanden sind — übrigens ein Vorwurf, der in größerer oder geringerer Beschränkung auch allen anderen noch zu nennenden Balladikern zu machen ist —, sondern einfach aus der Freude an der Erzählung in gebundener Form. Doch sind die Grenzen zwischen diesen beiden Gebieten ziemlich flüssig, und wir finden manches feine dichterische Gut, echte Balladen in dem Buche (von denen sich viele ganz besonders zu lautem Vortrag eignen). Seine

Vorwürfe nimmt Brandes meist aus Sage und Geschichte, sowohl seiner engeren, niedersächsischen Heimat, als auch verschiedener anderer Länder. Doch stoßen wir hier und da auch auf ganz moderne Themata, wie in „Deutsch-Afrika“ und „Piratenflagge“. Die schönste aller Balladen dürfte wohl die neu hinzugekommene „Die Jüdin von Worms“ sein.

Von der Balladensammlung „Hamburg“ von Ewald Gerhard Seeliger, die aus der Geschichte der großen Hansastadt eine Anzahl bedeutender Ereignisse in zum großen Teil dichterischer Behandlung und lebendiger Gestaltung an dem Leser vorüberziehen läßt, ist unlängst eine Volksausgabe zu 1 ℳ erschienen (Hamburg, Alfred Janssen). Dieser ungemein wohlfeile Preis dürfte die Anschaffung des trefflichen Werkes auch den kleinsten Bibliotheken und wenig bemittelten Balladenliebhabern ermöglichen.

Während Seeliger wohl fast in ganz Deutschland als Balladiker bekannt ist, kennt man die Balladen eines anderen, gerade für dieses Gebiet unverkennbar stark begabten Dichters, Georg Ruselers, innerhalb seiner eigenen Stammesheimat noch ziemlich wenig, und außerhalb so gut wie gar nicht. Und doch verdiente sein Buch „Der Wunderborn“ (Bremen, Niedersachsenverlag Carl Schünemann) eine größere Verbreitung. Die Sagen, Märchen und Schwänke seiner niedersächsisch-friesischen Heimat haben es diesem Dichter ganz besonders angetan, und die in ihnen liegenden mystischen, psychologischen und ähnliche Motive und Probleme reizen ihn zur Gestaltung. Die unheimlichen Wesen und Geister, die die lebhafte Volksphantasie aus den brauenden Nebeln und sonstigen Naturerscheinungen bildet, und der mit ihm zusammenhängende Spuk begegnen uns häufig in diesen Balladen. Überhaupt spielt das Unheimliche, Grauenerregende und Geheimnisvolle in verschiedenerlei Gestalt eine bedeutende Rolle in ihnen. Daneben findet man zuweilen bei Ruseler einen prächtigen, gesunden Humor.

Ein weiterer niedersächsischer Dichter, Hermann Löns, ist jetzt ebenfalls mit einem Bande großenteils recht wirkungsvoller Balladen und Romanzen unter dem Titel „Mein blaues Buch“ (Adolf Sponholtz Verlag, Hannover; brosch. 3 ℳ, geb. 4 ℳ) hervorgetreten, der wie alle Bücher dieses eigenartigen Künstlers dessen ganz unverkennbar spezifische Note trägt. Mit sehr wenigen Ausnahmen spielen diese Balladen und Romanzen auf niedersächsischem Boden, genauer noch: auf niedersächsischer Heide. Und da Hermann Löns, wie er in seinen früheren Büchern bewiesen hat, Niedersachsens Land und Volk, vor allem aber die Heide und ihre Bewohner gut kennt, so sind diese Balladen bezüglich der inneren Wahrheit und Stimmung durchaus echt. Sei es, daß er von den Heidjen selbst und ihrem Tun oder dem ihrer Vorfahren erzählt, oder ihr Land besingt, sei es, daß er ihre uralten mündlichen Überlieferungen, ihre Sagen und Märchen oder geschichtliche Vorgänge in Reim und Rhythmus bannt, oder daß er Selbsterfundenes in die Heide verlegt, sei es endlich, daß er — was er besonders gern tut — ein einfaches Lied in ihrem Volksliedton nachzubilden sucht. Ein Prachtstück der erstgenannten Art ist „Der Heidhauer“, ein Hoheslied auf den unermüdlichen Fleiß und die zähe Ausdauer des kleinen Heidebauern, der der unfruchtbaren Heide ein Stück Ackerland abgewinnen will:

„Ein jeder Ruck, ein jeder Schlag
Ein Stückchen Land, ein Stückchen Brot,
Ein Schritt mehr hin zu Licht und Tag,
Ein Schritt mehr fort aus Nacht und Not.“

Unter die wertvollsten sind auch die Balladen mit frei erfundenen Stoffen zu rechnen, z. B. „Jeduch“, „Die Möwe“, „Die sieben Steinhäuser“ u. a. Ein besonderes Verdienst um unsere Sprache erwirbt sich der Dichter dadurch, daß er in diesen Balladen ebenso wie in seinen Prosaschriften manches schöne, bezeichnende Wort der plattdeutschen Sprache verwendet. Auf diese Weise hat er schon mehrfach altes, dem Untergang geweihtes Sprachgut gerettet und dem hochdeutschen Wortschatz zugeführt.

Balladen, und zwar meist recht gute, bilden auch den Inhalt eines Büchleins, das



Meerstudie. Handzeichnung (1910)



Edmund Steppes

(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Friedr. Hoefle, Augsburg)

Richard Nordhausen unter dem Titel „Deutsche Lieder“, Zeitgedichte, bei Adolf Sponholtz in Hannover hat erscheinen lassen (brosch. 1 ℳ). Eine Anzahl von politischen und Tagesereignissen der letzten Jahre hat in diesen Gedichten ihre poetische Verklärung gefunden. Durchschnittlich minderwertig sind dagegen die im Niedersachsenverlag, Carl Schünemann, Bremen, erschienenen Balladen „Vorzeit“ von L. Brockdorf-Ahlefeld, meines Wissens einer Dame. Diese Balladen sind nicht innerlich erlebt und vor allem nicht künstlerisch behandelt. Es ist gereimte Prosa, die trotz ihrer Länge noch eines umfangreichen erklärenden Anhanges bedarf.

Mit einem eigenen Bändchen „Lieder und Balladen“ ist der bislang nur im „Göttinger Musenalmanach“ erschienene Levin Ludwig Schücking an die Öffentlichkeit getreten (Verlag Egon Fleischel & Ko., Berlin; 2 ℳ, geb. 3 ℳ). Schücking ist kein ungewöhnliches Talent, und die Anzahl der Töne auf seiner Leier ist nicht sehr groß. Aber was er bringt, ist eigen und schlicht, gesund, echt und wahr; er ist kein Blender, und niemals zeigt sich bei ihm ein unechtes oder aufdringliches Pathos. Eine recht unschöne Eigenschaft fällt häufiger bei ihm auf: die Voranstellung des Relativsatzes vor das Hauptwort, von dem er abhängt, z. B.: „Und wir kamen, die gen Westen lag, In die unendliche Heide“. Obwohl unter den sieben Balladen dieser Sammlung keine durchaus unbedeutende ist, scheint es doch zweifelhaft, ob Schücking, wie Börries v. Münchhausen behauptet, sein Bestes in der Ballade leistet, jedenfalls stößt man auch unter den Liedern auf manches feine Stück. In den Balladen, deren beste wohl die letzte, die tief ergreifende „Werner Busch“ ist, spürt man hier und da den Einfluß Münchhausens, allerdings ohne daß sie die eigene Note Schückings jemals verleugneten. Nett und schlicht, wenn auch nicht besonders eigenartig, sind unter den Liedern fast alle Naturbilder; sie muten wie kleine, saubere, unaufdringliche Federzeichnungen an. Von des Dichters feinem Humor zeugt unter anderem das entzückend schelmische „Bubenlied“, während das im Dialog gehaltene größte Stück der Sammlung, „Die Uhr der Königin“, ein prächtiges Phantasiestück ist.

Während uns in dem Schückingschen Buche eine stille, sinnige und harmonische Persönlichkeit entgegentritt, die strenge künstlerische Selbstzucht verrät, lernen wir in dem Werk „Zwischen zwei Städten“ von Armin T. Wegner (Verlag Egon Fleischel & Ko., Berlin; 3 ℳ) einen allerdings nicht uninteressanten „neuen Mann“ kennen, der redselig und ausführlich, ja oft zu weit ausholend, von seiner inneren Entwicklung erzählt. In dem Buche ist noch sehr vieles unausgegoren oder dunkel, verworren und unklar, und manches zeugt von einer jugendlich überhitzten Phantasie, die durch unsympathische Blasphemien imponieren will, und endlich begegnen einem ab und zu recht banale Gemeinplätze. Trotzdem gewinnt man allmählich eine gewisse Achtung oder wenigstens doch einiges Interesse für diesen tiefer veranlagten jungen Menschen, der für sich selbst nach Läuterung strebt und nach Besserung der sozialen Not und des Elendes der Armen sucht. Zu einer reifen harmonischen Anschauung und zu rechter Klarheit und Erlösung gelangt Wegner in diesem Buche noch nicht; immerhin verrät es neben der faustischen Natur ein dichterisches Talent, auf dessen Entwicklung man gespannt sein darf. Die bei weitem besten Stücke des Bandes sind entschieden die eingeflochtenen Balladen, namentlich die beiden sozialen, „Der Flickschuster“ und die „Vom Arbeiter“, die von packender Wucht sind. Überhaupt muß man nach der breit ausmalenden Art dieses Erstlingswerkes annehmen, daß Wegner wohl stärker für das Epische — oder auch das Episch-Lyrische, die Ballade — als für das Rein-Lyrische begabt ist. In der Form der Wegnerschen Gedichte erkennt man noch häufig den Anfänger.

Interessant ist ein Vergleich zwischen diesem jugendlich gärenden und lärmenden Dichter-Neuling und einem anderen, einem gereifteren, stillen Poeten, Nikolaus Welter. Auch dieses Dichters Talent ist, wenn auch in höherem Grade, nicht rein lyrischer Art, seine Gedichte „In Staub und Gluten“ (Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik)

haben meist lyrisch-epische Färbung. Aber trotzdem ist er im Gegensatz zu Wegner nicht am stärksten in seinen — übrigens nicht schlechten — Balladen, wie ein Vergleich seiner „Armen Leute-Ballade“ mit der inhaltlich verwandten „Vom Arbeiter“ bei jenem beweist. Zu den besten Stücken lyrisch-epischen Charakters mit überwiegendem Stimmungsgehalt gehören „Eichentot“, „Juniduft“, „Liebesruh“, „Heimliches Lieben“

„Wir schreiten eins neben dem andern
Und reden nicht;
Doch heimliche Blicke wandern
Zu deinem und meinem Gesicht.

Und liebe Gedanken spielen
Hierher, dorthin,
Wie blonde Bienen, die zielen
Nach goldenen Honigs Gewinn.“

und ähnliche. Im weiteren Gegensatz zu dem atheistischen Wegner ist Welter eine wahrhaft religiöse Natur, die, wie viele innerlich veranlagte, pantheistischen Anschauungen huldigt. Gedichte wie „Im Banne der Erde“ legen mit verhaltener Inbrunst Zeugnis von diesem Glauben ab. Hier spürt man die innere Wärme, hier ist nichts von Reflexion, wie in den entsprechenden Gedichten seines Antipoden. Wo überhaupt Betrachtungen bei Welter auftreten, da sind sie meist auch durch Vergeistigung und Vertiefung dichterisch bewältigt. Wie im ganzen als Dichter reifer, so ist Welter dem vorher besprochenen auch in der Technik weit überlegen, seiner Kräfte auf diesem Gebiete sich bewußt, sucht er gern technische Schwierigkeiten auf.

In fast allen Balladenbüchern sind Dichtungen vertreten, die ihren Stoff aus der an passenden Motiven überaus reichen Geschichte oder Sage der Niederlande entnehmen. Jetzt hat Karl Friedrich Wiegand einen ganzen Band dieser Art unter dem Titel „Niederländische Balladen“ bei Huber & Co. in Frauenfeld herausgegeben, der die echte, ursprüngliche Begabung ihres Schöpfers für diese Gedichtgattung aufs deutlichste bekundet. Der so frisch anmutende Schweizer Dichter, der dies Werk seinem Landsmann und Bruder in Apoll Adolf Frey gewidmet hat, versteht sich vortrefflich auf die echt balladeske Behandlung seiner Stoffe, auf die Stilisierung. In der Konzentration geht er allerdings, wie verschiedene moderne Balladiker, hier und da ein wenig zu weit, so daß er unklar wird. So z. B. in dem sonst vorzüglichen „Das verloschene Altarbild“, worin der eigentliche Grund des Erlöschens nicht klar zum Ausdruck gebracht ist. Das Buch zerfällt in folgende, ihren Inhalt andeutende Unterabteilungen, von deren Balladen je eine genannt sei: „Heldenzeit“, darin die prächtige Ballade „Radbouts Taufe“, die Geschichte von dem ehrlichen Friesenkönig, der lieber auf die Taufe als auf das Zusammensein mit seinen Ahnen im zukünftigen Leben verzichten will; sodann „Spiegelnde Wasser“, mit dem durch seine knappe, klare, eindringliche Behandlung besonders wirksamen „Der blaue Turm von Westerveld“; ferner „Wandel der Liebe“, in welchem Abschnitt außer dem oben erwähnten „Erloschenen Altarbild“ noch das schlichte, ansprechende „Heemkerks Heimfahrt“ besondere Anführung verdient; und endlich „Unter der Düne“, mit „Stávoren“, der schon von Karl Simrock behandelten Sage von Stávorens übermütiger Königin, die durch ihre frevelhafte Kornvergeudung den Untergang ihrer ganzen Stadt herbeiführt.

Echten Balladenton weiß auch der ungemein fruchtbare Max Geißler in seinen „Soldaten-Balladen“ (Leipzig, L. Staackmann. Brosch. 1 M) zu treffen. Mit packenden Worten und in kernigen Strophen verherrlichen diese Lieder die Heldentaten deutscher Soldaten, ihren Mut und ihre Tapferkeit, ihre Treue zu Herrscher und Kameraden, den Tod fürs Vaterland und andere Soldatentugenden. Da hören wir von deutschen Helden von der Zeit des Siebenjährigen Krieges an bis zu denen, die sich auf südwestafrikanischer Erde der Väter Taten wert zeigten. Das Buch ist frei von flachem Hurrapatriotismus, aber von wahrer gesunder Vaterlandsliebe erfüllt. Deshalb wird jeder echte deutsche Knabe, Jüngling und Mann seine Freude an diesen Liedern haben, in denen echter Soldatengeist weht.

Erich Beckmann



Die Jugendbibel



So heißt ein Sammelbuch von Adalbert Luntowski, mit dem Untertitel „ein Buch von deutscher Art" (Berlin, Verlag Neues Leben, Wilhelm Borngräber). Es ist eine Auswahl aus deutschen Dichtern und Denkern, mit der Absicht, auf heranwachsende Jugend veredelnd einzuwirken.

Hier ist nun dem persönlichen Geschmack weiter Spielraum gelassen. Und insofern ist der Titel „Jugendbibel" eben so anfechtbar, wie die Bezeichnung „Germanenbibel" für Schwaners Sammelwerk. Denn an der hebräisch-griechischen Bibel („biblia", d. h. Bücher) haben Jahrhunderte langsam geschaffen, bis der Kirchenvater Chrysostomus im 4. Jahrhundert n. Chr. das Religionsbuch der Christenheit mit jenem Namen belegen konnte. Man kann sagen, jene Bücher sind wie eine kristallinische Bildung gewachsen, durch endlose Arbeit von Einzelnen und von Kongressen gesichtet und textlich festgestellt. Unsre deutsche National-Literatur stellt auch eine solche „Bibel" dar, wenn man will, sofern im Lauf der Zeiten von selber Wertloses zu verblassen, Wertvolles sich zu befestigen pflegt. Aber solche Auswahlbände, wie der vorliegende, sind eigentlich nur das, was sich sonst „Anthologie" zu nennen pflegt, eine freilich auch nicht besonders glückliche Bezeichnung („Blumenlese"). Zudem hat der Begriff Bibel einen dogmatischen Beigeschmack, der bei Poesie stört.

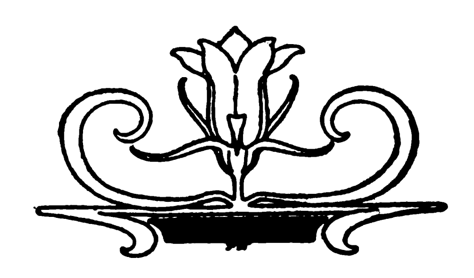
Im übrigen geht durch dieses Buch ein frischer, sympathischer, männlicher Zug. Durch kurze, knappe Ansprachen sind die einzelnen Kapitel eingeleitet; „Ansprachen": denn der Verfasser wendet sich oft direkt an das junge Volk. So heißt es vor den Stücken aus Tacitus: „Schauen wir hier die Tugenden unserer Väter an: Tapferkeit, Treue, Sittenreinheit, Gastfreundlichkeit, Einfachheit der Lebensführung, und eifern wir ihnen darin mit allen Kräften nach!" Oder vor Lessing, nach einführenden Worten: „Lest jetzt seine Fabeln! Später werdet ihr mehr von ihm hören." Oder vor Fontane: „Seine Gedichte werden euch mannhafte Vorbilder in Fülle geben. Auch spüren wir in ihnen den starken Willen eines Mannes, der ganz ein Deutscher sein will." Vor Rückert: „Hier triffst du auf einen ernsten, sehr ernsten Mann, dem jede Begebenheit des Lebens zum Weisheitsspruch wurde. Lies diese Sprüche nicht nur, sondern präge dir ihre Weisheiten fest ins Herz ein. Am besten, du lernst sie auswendig. Ein Spruch, zum Sprechen bereit, ist wie ein scharfes Schwert, das allzeit zum Kampf fertig ist. Und das mußt du wissen, mein Freund, daß das Leben eines rechten Menschen ein beständiger Kampf gegen das Böse sein wird."

Aber an einigen Stellen schüttelt man denn doch den Kopf. Da wird z. B. der Jugend erzählt: „Seht, das ist ein Gesetz Gottes: jedes folgende Geschlecht wächst über das vorangegangene in Sitten und Anschauungen hinaus." Aber wieso denn?! Wo sagt denn das „Gott"?! Und selbst wenn etwas Richtiges an dieser Teilwahrheit wäre: was soll l e r n e n d e Jugend mit solcher Philosophie anfangen? Und am Schluß bricht der Kulturkämpfer aus den Stimmungskreisen des „Volkserziehers" durch: „Heute rufen tausend und tausend deutsche Männer und Frauen nach Gott. Sie wollen ein Ende machen mit dem Lug und Trug, der die deutsche Seele verdunkelt, und der so mächtig geworden ist, weil Geschlechter vor uns (!) das göttliche Gesetz mißachtet und vergessen haben, daß jedes folgende Geschlecht über das vorangegangene in Sitten und Anschauungen hinauswachsen muß"! Ich muß wiederholen, daß ich als Erwachsener mit diesen Worten und dem ganzen Temperament des Schlußwortes nichts anzufangen weiß. Das wirkt unkünstlerisch; das klingt tendenziös. Zudem ist es unrichtig, daß „jedes" folgende Geschlecht über das vorangegangene „in Sitten und Anschauungen hinauswachsen muß". Die G r u n d z ü g e d e s s i t t l i c h e n I d e a l i s m u s s i n d e w i g und vor jeder Zeitenfolge geschützt. Oft wendet sich die Arbeit eines Geschlechts äußeren Teilaufgaben zu; es findet dann ein Rückgang auf anderen Gebieten statt, ein Sinken; neuere

Geschlechter knüpfen wieder an weit zurückliegende Blütenperioden an, ohne sie immer im wesentlichen zu erreichen usw. Kurz: vielfältig ist der Werdegang der Menschheit wie des Einzelnen. Und das fortschrittliche Moment darin ist viel verteilter, feiner, geheimer, als daß man es nach Generationen abmessen könnte. Den Unsinn, nach Generationen abzumessen, hat der Materialismus eingeführt: der Mechanismus.

So ist in diesen Einleitungen und in dieser Auswahl viel Schönes, ohne daß man aber das Gefühl einer ganz abgeklärten, gleichmäßigen Reife feststellen könnte. Und doch ist der Gedanke wertvoll. Der Geist, aus dem diese Sammlung entstanden ist, wird sich abklären; freimütige, klare deutsche Männlichkeit steht dahinter. Und liest man in dieser Auswahl, so freut man sich an vielem; vor allem wieder am kerngesunden Fontane und an Uhlands Balladen: diese beiden sind treffliche Speise für die Jugend, auch in ästhetischer Hinsicht. Geibel wirkt daneben ein wenig rhetorisch; bei Eichendorff ist mit Recht die Wanderstimmung betont. Aus Friedrich dem Großen hätte sich etwas Umfassenderes machen lassen; Sentenzen reichen nicht aus, diesen Mann der Tat gerade für die anschauungsbedürftige Jugend zu charakterisieren; und ob gerade die Fabeln bei Lessing ein Bild von dessen eigentlich elastisch-männlicher Art geben? Bei Luther, dessen Einleitung delikater zu wünschen wäre, hätte ein genauer Lutherkenner vielleicht den Brief an Hänschen, Bittschrift der Vögel und dergleichen Herzens- und Poesiedinge nicht übersehen.

Das alles ist eine unendlich schwere Aufgabe. Wir wollen uns des Gebotenen freuen und des tapfren Geistes, in dem es geboten ist.





Mode und Kostüm

Von Johannes Gaulke (Berlin-Tempelhof)

Unter Mode versteht man alles das, was zu einer bestimmten Zeit oder an einem bestimmten Ort Sitte und Gewohnheit ist, sowohl in der Lebensführung, im öffentlichen Auftreten, als auch in der Art zu wohnen und sich zu kleiden. Im engeren Sinne bezieht sich die Mode auf die Kleidung. Das Modekleid ist daher ein Kleidungsstück, das dem herrschenden Zeitgeschmack in Zuschnitt und Stoff entspricht, im Gegensatz zum Kostüm, das etwas Gewordenes ausdrückt, das sich im Laufe der Zeit unter dem Einfluß der örtlichen und klimatischen Verhältnisse durchgesetzt hat. Im Wort Kostüm liegt schon das Gewohnheitsmäßige (franz. coûtume abgeleitet von costume) ausgedrückt. Unser deutsches Wort Tracht (abgeleitet vom Zeitwort tragen) bezeichnet gemeinhin eine Sache, die getragen wird, und bezieht sich nicht nur auf die eigentlichen Kleidungsgegenstände, sondern umfaßt zugleich die Schmuckgegenstände, Waffen und ähnliche Requisiten (Stock, Schirm usw.), die wir gewohnheitsmäßig an unserem Körper tragen oder mit uns führen.

Mode und Kostüm sind also zwei Begriffe, die durchaus nicht zusammenfallen. Die Mode kann ein Kostüm durch willkürliche Änderungen zur Karikatur seines ursprünglichen Wesens machen, umgekehrt kann ein festbegrenztes Kostüm vorübergehend zur Mode werden. Die Mode fragt nicht nach Zweckmäßigkeitsgründen, noch kümmert sie sich um das historisch Gewordene. Jedes Jahrhundert, jedes Jahrzehnt, heute sogar schon jede „Saison“, hat Absurditäten und Narrheiten der Mode in Hülle und Fülle aufzuweisen. Alle Völker — gleichgültig, auf welcher Kulturstufe sie stehen — unterwerfen sich freiwillig der Mode und huldigen Bräuchen, die dem kühlen Beobachter nur ein Lächeln abgewinnen können. Die Chinesen verkrüppeln ihre Füße, die Neger und Südseeinsulaner schieben Fremdkörper in die Lippen und Ohrläppchen, die eingeborenen Europäerinnen pressen ihren Körper in einen Stahlpanzer und belasten sich mit vielen Dingen und Schmuckgegenständen, die oftmals den Gesetzen der Ästhetik hohnsprechen.

Die klassischen Völker waren glücklicher daran; sie verstanden es besser als die geschätzten Zeitgenossen, das Gewand dem Körper harmonisch anzupassen.

Die schöne, der Körperform parallel laufende Linie ist das charakteristische Merkmal des antiken Kostüms. Wir dagegen haben aus unserem Körper einen Kleiderständer gemacht; unsere Schneidermeister „bauen" einen Anzug, das heißt, sie fertigen ihn nach der modischen Schablone ohne Berücksichtigung eines individuellen Geschmacks an.

Auch die alten Germanen hatten mehr Sinn für Körperschönheit als die nachgeborenen Geschlechter; ihr Gewand umschloß, ähnlich wie bei der Antike, den Körper, verdeckte die Körperformen aber nicht in höchst willkürlicher Weise. Diese Entwickelung nahm das Kostüm erst nach der Christianisierung der heidnischen Welt. Das Christentum, das dem Körperlich-Schönen ursprünglich feindselig gegenüberstand, arbeitete auf eine Verhüllung der einzelnen Körperteile hin. Im christlichen Mittelalter entstanden die häßlichsten und unnatürlichsten Trachten. Die unteren Extremitäten des Mannes wurden in Hosen eingezwängt und der Körper des Weibes gar mit einem Mieder, das die ungeheuerlichsten Entwickelungsmöglichkeiten in sich barg, umspannt. Etwas Glanz, aber keine Schönheit im Sinne der Antike wurde durch das Lehnswesen und das Rittertum in die Kleidung gebracht. Die Waffentracht wurde zur allgemeinen Mode, so daß selbst der Bürger, der etwas auf sich hielt, einzelne Embleme des Rittertums in sein Kostüm hineinschmuggelte.

War das Gewand bis zu den Kreuzzügen im großen und ganzen ziemlich farblos, so brachten nunmehr die heimkehrenden Kreuzritter die Vorliebe für orientalischen Flitterkram und bunte Abwechselung in der Kleidung als eine Errungenschaft ihrer Kriegszüge in die Heimat mit. Die Zeit vom Ende der Kreuzzüge bis zur Reformation gleicht einem großen Kleiderkarneval, sowohl in bezug auf den Zuschnitt des Kostüms und die sinnlose Stoffvergeudung als auch hinsichtlich der Farbe. Vor mir liegt ein von dem rührigen Architektur- und Kunstverlag Ernst Wasmuth, Berlin, herausgegebenes Kostümwerk (Adolf Rosenberg, Geschichte des Kostüms. In 40 Lieferungen von je 10 Tafeln), das uns über die mannigfachen Strömungen der Mode dieser Zeit, aber auch der voraufgegangenen und nachfolgenden Perioden Aufschluß gibt und durch künstlerisch ausgeführte Illustrationen von Max Tilke das Kostüm im Laufe der Zeiten vergegenwärtigt. Bei der Fülle des gebotenen Materials kann ich in diesem Rahmen nur auf einzelne bemerkenswerte Typen hinweisen. Das Kostümwerk von Rosenberg und Tilke dürfte als das vollständigste seiner Art anzusprechen sein und berücksichtigt mehr als seine Vorgänger das Kostüm der breiten Masse, die Volkstracht, so daß wir dadurch in die Lage versetzt werden, das ständige Auf und Nieder der Mode und ihre Quellen, die zum Teil der Sexualsphäre entspringen, bis in ihre letzten und feinsten Ausläufer zu verfolgen.

Es gibt wenige Moden, die nicht in erster Linie das Geschlechtliche entweder durch eine scharfe Herausarbeitung der sekundären Geschlechtscharaktere oder durch effektvolle Farbenzusammenstellungen betonen. Das eine Geschlecht soll dem andern durch die äußere Ausstaffierung reizvoller erscheinen, das ist schließlich der Sinn aller Mode und die Ursache des rasenden Modewechsels. Man kann daher unterscheiden zwischen eigentlichen Kleidungsstücken und Reiztrachten. Eine natürliche Reiztracht ist das Haar. Die Natur stattet im allgemeinen die männlichen In-

dividuen mit stärkeren Reiztrachten und Reizmitteln aus. Dem Löwen gibt sie die Mähne, dem Hirsch das Geweih, dem Rind die Hörner, dem Truthahn die Hautlappen, dem Haushahn das bunte Gefieder als Reiztracht auf den Lebensweg mit. Der Mensch, der bei der Verteilung der natürlichen Reiztrachten etwas zu kurz gekommen ist, sucht dieses Manko durch künstliche Mittel wettzumachen. Die wilden Völker tätowieren ihren Körper und beschmieren ihn mit duftenden Salben, ein Brauch, von dem sich selbst der Europäer des 20. Jahrhunderts noch immer nicht emanzipiert hat, freilich geht er bei dieser „Verschönerung" etwas dezenter zu Werk als die Söhne und Töchter Afrikas und Asiens.

Wichtiger sind jedoch die Reizmittel, die im Kostüm selbst liegen. Die Bizarrerien des Mittelalters, die gepufften Ärmel, die Pluder- und Pumphosen, die Hosenlätze, die Schnabelschuhe, die Radkrausen, die Glocken- und Reifröcke, die Kopfpyramiden fallen in diese Rubrik. Allen diesen Monstrositäten der Mode ist das eine Merkmal gemeinsam: aberwitzige Materialvergeudung zu dem Zweck, den Träger des Kostüms vor der Masse seiner Geschlechtsgenossen auszuzeichnen. Sobald das Kostüm zu einem Reizmittel geworden ist, wird die Vernunft zum Schweigen gebracht, dann gilt nur noch eine grenzenlose Übertreibung als das letzte Ziel der Mode. Alle Kleiderordnungen des Mittelalters, alle Predigten von der Kanzel und Tribüne herab haben nichts gegen den „Modeteufel", der zu allen Zeiten sein neckisches Wesen mit den Menschen getrieben hat, ausgerichtet. Im Vergleich zu den mittelalterlichen Übertreibungen in der Kleidung haftet der Mode von heute immerhin eine gewisse Einschränkung an. Das Hauptinteresse beanspruchte, was sehr bemerkenswert ist, im Mittelalter nicht das weibliche, sondern das männliche Kostüm. Und die Herren der Schöpfung verstanden es meisterhaft, neue Moden zu „kreieren". Man vergegenwärtige sich, daß in eine Pluderhose 60—100 Ellen Stoff verarbeitet wurden! Auch die geschlitzte Tracht, eine Erfindung der Landsknechte, erforderte einen großen Materialaufwand. Sie entstand dadurch, daß das Kleidungsstück an den Ellbogen, Knien und Hüften aufgeschlitzt und mit Seide unterlegt wurde. Eine andere Merkwürdigkeit, gleichfalls eine Spezialität der Männerwelt, stellt die geteilte Tracht dar. Die linke und die rechte Hälfte dieser Tracht, manchmal auch die untere und obere in buntem Wechsel, wurde aus einem Stoff von verschiedener Farbe und Zuschnitt hergestellt, so daß das Ebenmaß des menschlichen Körpers in gesucht häßlicher Weise aufgehoben erschien. In der Farbenzusammenstellung hat das Mittelalter überhaupt die wunderlichsten Leistungen aufzuweisen. Neben der Vorliebe für grelle Farben bildete sich auch eine gewisse Farbensymbolik heraus. Die äußere Erscheinung sollte der inneren Stimmung des Menschen Ausdruck geben. So galt Grün als der erste Sproß der Liebe, Weiß als Hoffnung auf Erhöhung, Rot als leidenschaftliche Liebe, Blau als Treue, Gelb als beglückte Liebe, Schwarz als Trauer — Farbendeutungen, die sich übrigens bis auf den heutigen Tag behauptet haben.

Nach einer maßlosen Verschwendung des Materials und der größten Willkürlichkeit der Form kam am Anfang des 17. Jahrhunderts eine steif abgezirkelte Tracht in Aufnahme, aber nur für kürzere Zeit. Charakteristisch für diese Mode ist die Radkrause, die den Kopf gleichsam auf einem Präsentierteller liegend er-

scheinen ließ. Fast gleichzeitig hatte die Frauentracht durch Einführung des Reifrockes, der die Bezeichnung Vertugade (Tugendwächter) führte, eine außerordentliche Umwälzung erfahren. Auf einem Gestell aus Draht, Fischbein oder Eisenreifen, das ungeheuerliche Dimensionen annehmen konnte, trugen die Modedamen jener Zeit das Kleidungsstück der unteren Extremitäten zur Schau.

Ein gänzlicher Umschwung in der Mode vollzog sich in Frankreich im 17. Jahrhundert durch Einführung der Perücke, die das Symbol für das Zeitalter Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger geworden ist. Wer in der Welt etwas bedeuten wollte, mußte sein Haupt mit einem künstlichen Haargebäude umgeben. Einen charakteristischeren Ausdruck konnte sich die Hohlheit, Eitelkeit und Schwülstigkeit der Zeit kaum verschaffen. Die Natur kam in Verruf und mußte der Künstelei das Feld räumen. Lange Zeit behauptete sich die Perücke als die Amtstracht der Gelehrten, Ärzte, Richter und sogar der Geistlichkeit, die sie anfänglich, wie jede andere Mode auch, auf das heftigste bekämpft hat, um sie sich schließlich zu eigen zu machen. Unter der Herrschaft der Perücke, die eine zweite Bedachung des Hauptes überflüssig machte, schrumpfte der im 16. Jahrhundert bevorzugte Schlapphut zu einem kleinen Rundhut zusammen, der sich später zum Dreispitz umwandelte. Der Hut wurde übrigens, da er nunmehr zu einem durchaus entbehrlichen Kostümstück geworden war, unter dem Arm getragen — eine Mode, die ihren Ausklang im Chapeau claque gefunden hat.

Der Geschrobenheit der Zeit mußten auch die übrigen Kleidungsstücke Rechnung tragen. Die langen Schlappstiefel wichen den Schuhen und Strümpfen, das Wams verwandelte sich in einen eng anliegenden Rock, der später zur Weste zusammenschrumpfte, während der eigentliche Rock zu einem bloßen Salonstück umgeschaffen wurde.

Im 18. Jahrhundert schrumpfte die Perücke zum Zopf und Haarbeutel zusammen. Als der Vater des Zopfes gilt der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der — fast hat es den Anschein — auch die Köpfe seiner geliebten Untertanen durch Anhängung eines Schnörkels uniformieren wollte. Ist die Perücke eine französische Erfindung, so kann der Zopf als eine deutsche angesprochen werden. Anfänglich eine Besonderheit des Soldatenstandes und der unteren Volksschicht, drang er allmählich in die oberen Schichten ein. Der Zopf wurde das Symbol des pedantischen Philistertums, der Paradedressur und der Gamaschenknöpferei. Mit dem Zopf breitete sich jene für das Zeitalter charakteristische Steifheit und Korrektheit auf alle Kleidungsstücke aus, auch die Freude an satten Farben ging verloren; im Kostüm herrschte ein Dunkelbraun, Dunkelviolett oder Schwarz vor. Die Pedanterie, die sich im Kostüm ausdrückte, beherrschte auch die Denkweise und Anschauung der Zeit.

Die Französische Revolution machte der Zopfherrlichkeit ein Ende; von Jahr zu Jahr kleiner werdend, verschwand der Zopf am Anfang des 19. Jahrhunderts vollends aus der öffentlichen Mode und mit ihm das steife Zeremoniell der Kleidung. Rückkehr zur Einfachheit und Schönheit, hieß die Parole. Das antike frei fallende Gewand wurde vorbildlich für die Gesellschaft der Revolutionsepoche. Der Reifrock, der sich am Anfang des 18. Jahrhunderts zum zweitenmal das Reich

der Mode erobert hatte, verschwand aus dem Damenkostüm, ebenso die Schnürbrust und die anderen häßlichen und unzweckmäßigen Ausbauschungen. Die Tunika, die um den Oberleib knapp angezogen wurde und von der hohen Taille faltenreich herabfloß, wurde das Hauptstück der weiblichen Kleidung (costume à la Grecque).

Während die Frau nach griechischem Muster antikisiert wurde, mißlang die Umgestaltung des Herrenkostüms im Sinne der Antike vollkommen. Das einzige Resultat der revolutionären Verschönerungskunst war die rote phrygische Mütze und — wenn man will — der Sansculottismus, eine Bezeichnung für das Bestreben, die höfischen Kniehosen abzuschaffen. Aber, wie so oft in der Weltgeschichte, gelangte auch in diesem Fall die Reformbewegung an einem Ziel an, das sie sich nicht gesetzt hatte. Die Herren Sansculotten wurden die Erfinder der langen Hose, des modernen Beinkleides. Anfänglich behauptete sich das neue Kostümstück zwar nur in den Reihen der „Incroyables", aber schließlich verschaffte es sich nach mancherlei Befehdungen Eingang in alle Kulturländer und dürfte sich auch fernerhin als ein notwendiges Requisit der Herrenkleidung behaupten. —

So weit über die Moden der Vergangenheit. Das 19. Jahrhundert hat mit vielen Kuriositäten früherer Zeiten, namentlich mit der Uniformierung der Stände, aufgeräumt, dafür aber die Mode zu einem wirtschaftlichen Faktor gemacht, der über die Köpfe der einzelnen hinweg, ohne Berücksichtigung des individuellen Geschmacks sein Zepter schwingt. Bewegte sich früher das Kostüm wenigstens während eines Zeitraums von mehreren Jahrzehnten in festen Formen, so gilt heute nur noch das Gesetz: alle Gesetze zu umgehen. Ein anderes Merkmal der Mode von heute ist ihre Allgemeingültigkeit. Während in früheren Epochen jedem einzelnen Stande, dem Ritter, dem Gelehrten, dem Bürger und Bauern von der Obrigkeit der Verbrauch von Kleiderstoffen, Zuschnitt und Farbe des Kostüms vorgeschrieben war, hat die moderne Gesellschaft für alle Gesellschaftsklassen durch das ungeschriebene Gesetz der Mode e i n Kostüm festgelegt, das zwar im Zuschnitt kleinere Abweichungen aufweisen, aber niemals seine Grundform verleugnen darf. Das soziale Leben der Gegenwart ist förmlich mit Mode durchtränkt. Damit ist aber auch dem historischen Kostüm, in dem sich oftmals die Anschauungswelt ganzer Zeitepochen reflektiert, das Urteil gesprochen. Für unsere Zeit kommen nur Moden von gestern und heute in Betracht.



Verwilderung

Die diesmalige Ausstellung der Berliner Sezession — es ist die vierundzwanzigste — habe ich mit einem Gefühl körperlichen Unwohlseins verlassen. Bis dahin hatte sich das geistige und ästhetische Mißbehagen gesteigert. Soll ich den Gesamteindruck in einem Wort zusammenfassen, so muß ich sagen: Es herrscht hier eine zuchtlose Verwilderung. Es ist jener Zustand der Ungezogenheit, bei dem man nicht mehr an die Erziehungskraft anderer, noch an Selbstzucht glauben kann, und wo man dann, selbst wenn noch so viel natürliche Anlage vorhanden ist, einfach die Hoffnung aufgibt. Das alles hat mit jugendlichem Ungestüm, mit draufgängerischer Maßlosigkeit, mit herausfordernder Keckheit, die den Philister ärgern

will, nichts zu tun. Nein, das ist einfach Unvermögen, innere Kraftlosigkeit, erbarmungswürdige Schwäche. Ich habe noch selten eine Ausstellung gesehen, der es so ganz an echter Jugendlichkeit fehlt, bei der selbst das flegelhafteste Gebaren nicht an Flegeljahre erinnert, sondern eben einfach an Ungezogenheit.

Wie ist das nur möglich geworden? Wie hat es dahin kommen können? Es sind einige Bilder von Max Liebermann da; sie gehören nicht zu seinen besten, wirken aber in dieser Umgebung als klassische Ruhe und harmonische Ausgeglichenheit. In viel stärkerem Maße ist das noch mit einem Werke des alten Israels der Fall. Ja selbst die Bilder van Goghs, vorab die berühmte Arlesierin, dann ein Blumenstilleben und eine Landschaft mit Wasserläufen, scheinen wie aus einem Museum in diese Umgebung verirrt. Ob nicht des Rätsels Lösung darin liegt, daß die Genannten alle noch das malerische Handwerk verstanden und daß sie auch arbeiten wollten?

Vor seinem Rücktritt vom Präsidentenposten, den er so lange innegehabt, hat Max Liebermann noch ein Loblied der Kunstarbeit, des handwerklichen Könnens gesungen. Es klang seltsam genug im Munde des Mannes, der als Führer der Sezession so oft die schrankenlose Freiheit der künstlerischen Persönlichkeit gefeiert, das arbeitende Akademikertum bekämpft hatte. Ich glaube, es hatte ihn ein Grauen überkommen vor den Geistern, die er gerufen hatte. Diese Jüngsten hatten aus den Reden des Führers nur das vernommen, was ihnen paßte; für sie war das alles nicht ein Kampf gegen erdrückende Mächte, unter denen die Älteren hatten leiden müssen; sie trugen nicht in sich als Gegengewicht gegen persönliches Gelüste die strenge Schulzucht, in der die Älteren erst gelernt hatten, bevor sie vor die Öffentlichkeit zu treten wagten. Das hervorstechende Merkmal ist in der Tat ein Nichtkönnen. Es offenbart sich in erschreckender Weise in der Ohnmacht zur Komposition. Jahrelang hat man alle Komposition als akademisch oder literarisch verschmäht. Jetzt ist eine lebhafte Sehnsucht nach ihr vorhanden. Der Einfluß Cézannes zeigt sich hier in verderblichster Weise. Denn wie so oft knüpfen die Nachahmer nicht an die Werke der reifen Manneskraft, sondern an die des Alters an. Daß der gealterte Künstler, wenn er noch so schaffenskräftig ist, die Freude an der Ausführung der Arbeit einbüßt, ist leicht begreiflich. Daß er als Gesamterfahrung seines Lebens zeigt: wie das Grundgerüst auch des an Einzelheiten noch so reichen Bauwerkes auf einige elementare Linien zurückgeht; wie die Erfassung dieser ursprünglichsten Raumverteilung, Stoffgliederung und Massengestaltung das Wichtigste, das Unentbehrliche ist, ist ein dankenswertes Unternehmen und kann für die Folgezeit von größtem Segen sein, wenn eben diese Folgezeit, wenn die Jugend diese Mitteilungen so nutzt, wie sie eigentlich gemeint sind. Ein Verhängnis aber ist es, wenn so die Vorbedingungen eines Kunstwerkes als Endzweck desselben angesehen werden, wenn man diesen Endzweck gar nicht mehr anstrebt, und zwar nicht deshalb, weil man ja schon oft genug gezeigt hat, daß man ihn wohl erreichen könnte, sondern einfach aus Mangel an Können, aus ganz gewöhnlichem Mangel an Fleiß.

Zu den Größen unter diesen Jungen gehört Max Beckmann. Seine „Amazonenschlacht" ist eine Sammlung wilder Brutalität, letzten Endes doch befruchtet von Feuerbach, aber wie im Widerspruch gegen die Größe dieses Feuergeistes verstanden und selbst trotz aller Riesenmaße klein und in Einzelheiten auseinanderfallend. Sein Doppelbildnis „Liebespaar" ist steif und nichtssagend. Benno Berneis zeigt einen heiligen Georg. Alles Majestätische, Erhabene mag ja bewußt vermieden sein, aber auch die erstrebte gewaltsame Bewegung wirkt nicht überzeugend. Die ganz verschiedenartige Behandlung der Malerei in den verschiedenen Teilen des Pferdes und des Männerkörpers sind durch nichts begründet und beruhen sicherlich auf der Unfähigkeit zu Besserem. Ganz gefährlich in ihrer kitschmäßigen Unbeholfenheit, das Erstrebte wirklich zu gestalten, sind die Bilder von Artur Degner. Was zum Beispiel auf dem „Frühling" an Körperverzeichnungen geleistet ist, wie im „Frauenraub" die Beine nicht in den Körpern stehen und die Gelenke ganz wo anders hinweisen als die zugehörigen Glieder-

teile, das sind Dinge, die man als Ulk allenfalls einmal hinnehmen könnte; in solchen quadratmetergroßen Flächen aber wirken diese Gemälde, deren Figurenkompositionen nur zu ihrem Schaden an die Unbeholfenheiten alter Gobelins erinnern, geradezu als Ungezogenheiten.

Man begreift nicht, wie man solche unreifen Schülerversuche wie Bernhard Haslers Komposition oder die mehr als dilettantische Aktstudie von Helen Grund ausstellen konnte. Hersteins „Entführung", Hans Meids „Lukretia" zeigen dann, daß der schlimmste akademische Geist bei ausgesprochen unakademischem Nichtskönnen zu leben vermag. Für die Roheit des Empfindens zeugen die Bilder „Operation" von Max Oppenheimer und Jägers „Anatomisches Kolleg". Den letzteren haben offenbar die Plakate der berüchtigten anatomischen Museen zu ehrgeizigem Wetteifer angespornt. Max Pechstein behauptet wieder einmal, daß die ganze Welt von Gelbsucht befallen ist. Die Jury müßte doch, wenn derartige Sachen wiederkehren, sagen, daß das genau so eine herkömmliche unlebendige Mache ist, wie sie der übelste Bilderbogenstil darstellt. Weshalb so etwas nun wiederholt ausstellen? Auch Leo Michelsons großes Bild „Opfer" zeugt doch nur für eine Sehnsucht des Unvermögens, er ist in keiner Hinsicht dem aufgegriffenen Problem gewachsen.

An allen diesen Kompositionsversuchen ist sachlich auch nicht der kleinste Versuch zu einer stärkeren Belebung zu finden, als in den abgebrauchtesten akademischen Formen. Aber nun kommt überall diese völlige Ohnmacht im Zeichnerischen hinzu und diese bramarbasierende Anmaßung, die Unreife und Faulheit als oberstes Ziel hinstellen möchte.

Unter diesen Umständen haben es einzelne bessere Arbeiten leicht, angenehm aufzufallen. Klaus Richter zeigt in einer Madonna und noch mehr in einer Kreuzigung eigenartig fesselnde Farben, bei denen man an alte sienesische oder auch an byzantinische Vorbilder denkt, die in ihrem fremdartigen Zusammenklang einem unvergeßlich bleiben, mag man auch manches dagegen einzuwenden haben. Wie sehr das Verlangen nach Komposition gewachsen ist, erkennt man auch aus dem Umstand, daß in dieser kleinen Ausstellung noch eine zweite „Kreuzigung" zu sehen ist. Sie stammt auch von einem Berliner, Magnus Zeller, und ist reichlich roh in der Arbeit, aber wohl durchdacht in der Gesamtanlage.

Eher als in den Kompositionsversuchen mag man in den Landschaften, die nach höchster Vereinfachung streben, wenigstens Versprechungen für die Zukunft erkennen. Juliet Brown, Franz Heckendorf, Walter Klemm, Felix Mesek, Waldemar Rösler, E. R. Weiß geben hier recht Anregendes. Theo von Brockhusens Malerei behält für mich etwas gesucht Massiges, gibt aber auf weite Entfernung starke Eindrücke. Sehr glücklich ist dieses Mal Leo Klein-Diepold mit zwei stimmungsvollen, ruhigen Bildern. Auch Joseph Oppenheimers „Am Wannsee" und M. A. Stremels „Innlandschaft" sind mir sehr angenehm aufgefallen. Paul Bachs fein gesehene Städtebilder führen uns zu Ulrich Hübners glücklichen Hafenansichten und L. Corinths prächtigem „Blick auf die Elbe" und damit zu den bekannten Stützen der Sezession.

Daß diese Künstler, die doch auch vor zehn Jahren noch viel umstritten waren, jetzt so ruhig wirken, zeugt gewiß dafür, daß auch unsere Augen sich an manches gewöhnen, was ihnen zunächst gar nicht zusagen will. Andererseits haben sich auch diese Maler abgeklärt, und endlich wirkt die wilde Umgebung zu ihren Gunsten. Hans Baluschek bleibt überall ein etwas trockener Abschilderer des langsam und genau Gesehenen; Robert Breyers und noch mehr Heinrich Hübners Stilleben sind schön; Breyer zeigt überdies ein als Genre gegebenes Doppelbildnis „nach Tisch", das ganz lebendig erfaßt, aber etwas starr im Ausdruck geblieben ist. Schmerzlich vertan hat sich Martin Brandenburg in einer großen Komposition „Christus erscheint den Jüngern", wo Gesichter und Haltungen der Jünger von einer peinlichen Gesuchtheit sind und geradezu hysterisch wirken. Wenig glücklich, bis auf die erwähnte Landschaft, ist auch Lovis Corinth. Das Bildnis Hagenbecks zur Seite eines Walrosses ist ein flottes

Stück Malerei, aber doch recht äußerlich; ein Blumenstück, das nur durch die Massigkeit wirkt, wegen des beigelegten Büstenkopfes als „Huldigung an Michelangelo" zu bezeichnen, ist böse Literaturmacherei, und „Die Tändelei" wirkt als verkappter Nathanael Sichel. Eine schlimme Geschmacksentgleisung ist es, wenn als lebensgroßes Bild ausgestellt wird, was als kleine Zeichnung gut wirken würde, wie der „Mecklenburgische Viehhirt". Philipp Francks „Badende Jungen" sind robust und frisch wie immer. Kurt Herrmann bleibt sich auch treu, indem er keine Treue hält und wieder eine neue Malmode vorführt. Ein feines Bild zeigt von Kardorff in dem Bildnis einer Mutter mit ihrem Kinde. Max Liebermann gibt neben einem tüchtigen Herrenbildnis einen lebendigen „Korso auf dem Monte Pincio". Oberländer ist immer der gleiche in seiner drollig-ernsten Art. Emil Pottners „Streitende Elstern" sind ein prächtiges Beispiel für echt empfundenen Impressionismus. Von Pankok sieht man ein gutes Bildnis, von Trübner drei saftige Landschaften, von Thoma einen abgeklärt schönen „Junimorgen"; von Karl Walser den scharf und fein erfaßten Blick auf eine „Kirche in Berlin".

Gern entbehren könnte man die Ausländer. Einige Dänen schwelgen in wilden Farbenorgien; Sigurd Swane scheint ihr Führer zu sein. Den Futuristen scheinen hier in Gino von Finetti und Lyonel Feininger zwei Adepten zu erwachsen. Kleine Ungezogenheiten, wie sie J. Pascin bietet, gehören in keine Ausstellung, da sie nur schwächliche Nachahmungen viel charakteristischerer Talente (Toulouse-Lautrec u. a.) sind. Ganz primitiv gebärdet sich der 1910 verstorbene Henri Rousseau, der sich wohl durch seinen Namen zu einer Rückkehr zur Natur verpflichtet fühlte. Diese „Natur" ist eine Malweise, wie man sie von Dorfmalern auf Marterln und an Wirtshausschildern, gelegentlich auch auf älteren Kirchenbildern handwerklicher Herkunft findet. Für einen Kulturmenschen des 19. Jahrhunderts ist eine solche „Natur" Mache und damit künstlerisch unwahr. — Den Vogel aber schießt eine andere Gruppe von „Stilsuchern" ab, die Kubisten. Diesen Leuten erscheint das Problem der Welt in geometrischer Lösung. Alle Dinge setzen sich aus geometrischen Figuren (Drei- und Vierecken, Quadraten, Rhomboiden u. dgl.) zusammen, was ja die Straßenjungen, die ihr Maltalent mit Kreide an den Holzzäunen betätigen, schon lange herausgefunden haben. Nur ein Damenhut setzt der Verwinkelung sieghaften Widerstand entgegen auf einem Gemälde Pablo Picassos. Vielleicht soll darin seitens des Künstlers eine Huldigung liegen an die Allgöttin Mode, die leider jetzt auch in unserem Kunstleben zu einer immer gewaltigeren Macht gelangt. St.



Edmund Steppes

(Zu unseren Bildern)

Ich möchte diese Begleitworte zu den Bildern dieses Heftes, die an sich keiner Erklärung, sondern bloß des willigen Hineinsehens bedürfen, mit einigen Aussprüchen des Künstlers selbst eröffnen. Denn Edmund Steppes hat ein Buch über „Die deutsche Malerei" geschrieben, das die Freunde der deutschen Kunst, denen es gewidmet ist, nicht unbeachtet lassen dürfen (München, Kallwey; ℳ 1,20). Niemand wird ohne Gewinn die Abschnitte über die rein maltechnischen Probleme lesen; der nicht ausübende Kunstfreund wird aber am stärksten durch die mehr grundsätzlichen Ausführungen des Künstlers ergriffen werden. Es ist ein Bekenntnisbuch, die Rechtfertigung, zu der sich ein kluger, nachdenksamer Mann gezwungen sieht, wenn er das eigene Schaffen im Gegensatz zur gerade die Mode angebenden Ästhetik und den Markt beherrschenden Kunstrichtungen weiß, andererseits doch sicher fühlt,

daß, was er gibt, nicht nur Ausdruck einer selbstherrlichen Persönlichkeit, sondern darüber hinaus Betätigung eines tiefen Volksgefühles ist.

Für die Erziehung der Künstler hat Steppes in diesem Büchlein mit aller Schärfe gefordert, daß die Kunstjünger vor allen Dingen mit den Grundlagen ihres Handwerks vertraut gemacht werden. Einige Jahre später hat sich auch Max Liebermann auf der Gegenseite veranlaßt gesehen, diese Forderung auszusprechen, und zwar weil er in seiner eigenen Gefolgschaft erkennen mußte, wohin die Vernachlässigung dieses natürlichen Gebotes führt. Mag man nun die Tatsache, daß ein großer Teil der Bilder der letzten Jahrzehnte schon deshalb keine Zukunftswerte darstellen, weil das Material, mit dem sie gearbeitet sind, der Zeit nicht widerstehen wird, mit Genugtuung oder Bedauern vernehmen, es liegt in jedem Fall für den ganzen Kunstbetrieb einer Zeit in einer solchen Tatsache eine schwere Verurteilung. Und zwar trifft sie vor allem auch den Geist, der diese Zeit beherrscht. Es mag ja noch mit Unwissenheit oder Vertrauensseligkeit entschuldigt werden, wenn die Vergänglichkeit der Bilder mit dem schlechten Farbmaterial zusammenhängt. Da fällt der ganze Vorwurf auf die Akademie. Denn wenn die Malschulen überhaupt einen Sinn haben sollen, so muß es der sein, daß in ihnen dem künftigen Künstler alles rein Materielle seiner Kunst klargemacht wird. Auf dieses Materielle und Handwerkliche hat sich die Überlieferung vor allem zu erstrecken. Aber die geringe Widerstandskraft zahlreicher Bilder der neuen Zeit beruht auch auf der angewandten Malweise, und hier zum großen Teil auf der mangelhaften Arbeit an sich. Diese Unterschätzung der Arbeit aber ist eine üble Begleiterscheinung künstlerischen Schaffens, jedenfalls dem guten deutschen Geist von Natur fremd.

Nun soll es uns fern liegen, diese Mißachtung der Arbeit dem Impressionismus in die Schuhe zu schieben. Aber sicher begünstigte die geistige Einstellung, die der Impressionismus erheischt, die Verachtung des Schulmäßigen, die stete Betonung des Schmisses, des kecken Auftrages der Farbe, letzterdings des Studienhaften überhaupt eine solche Entwicklung, wie wir ja denn auch gerade im Nachwuchs der Sezession, unter deren älteren Meistern eine große Reihe hervorragender handwerklicher Könner ist, den Verfall des Handwerklichen stärker beobachten, als bei den mehr mit den Akademien in Zusammenhang stehenden Richtungen. Das Geistige wirkt doch auch hier viel stärker, als man zunächst annehmen möchte, und wenn man erst geistig bewiesen hat, daß die Farbe alles sei, daß die gründliche Durchzeichnung dem wirklichen Natureindruck nicht entspreche usw., so ist es nicht mehr weit bis dahin, wo der Kunstjünger ein gründliches Zeichnen überhaupt für überflüssig hält, womit dann auch die Kenntnis der Anatomie des menschlichen Körpers, überhaupt ein wirklich scharfes Ringen mit der Form über Bord geworfen wird.

Verhängnisvoller noch ist die geistige Schädigung, die eine so einseitige Einstellung zur Natur mit sich bringen muß. Über das Sehen vieler heutigen Maler schreibt Steppes: „Man kneift die Augen zu, um die Form und Farbe der Natur verschwommen zu sehen, um ja keine charakteristische Form mehr zu erkennen, um ja keine großen, reinen Farbenklänge zu sehen. Man sieht nur um die Mittagsstunde, fast ausschließlich nur bei Sonnenschein, mit Vorliebe gegen die Sonne. Das schöne weiche Tageslicht der Sonne bei bedecktem Himmel, dieses Licht, welches den Formen besondere Klarheit und Schärfe und den Farben besonderen Zauber der Reinheit verleiht, dieses Licht, welches so große Raumvertiefung erzeugt und zudem in Deutschland am häufigsten vorkommt, sieht man nicht.“ Und sicher hat Steppes recht, wenn er beklagt, daß die Künstler bei diesem verstandesmäßigen Ansehen der Natur vergessen, wie sie als Kinder mit heller, reiner Freude in die Natur sahen. „Damals war auch ihnen eine blumige Wiese ein wahres geheimnisvolles Reich der Seligkeit. Heute ist sie ihnen eine Summe von Farbenwerten und Tonwerten, von der sie ihr Leben lang gedrückt und gepeinigt werden.“

Dieses letztere Wort kennzeichnet uns den „deutschen“ Künstler, der in der Reihe derer um Thoma steht, von dem wir das schöne Wort haben, daß die Kunst den Deutschen vor allem

Herzenssache sei. Aus Erlebnissen, aus dem Erleben der Natur wächst diese Kunst heraus. Diese Erlebnisse sind nicht an äußere Dinge gebunden, nicht an Lichtprobleme oder was das alles auch sein mag. Das „Malerische“ kann also von solchen äußeren Dingen auch nicht abhängen, vielmehr ist malerisch das, was zum starken Erlebnis wird und so den Erlebenden — wenn er eben ein Maler ist — zur Mitteilung drängt, zur Neugestaltung durch die Mittel seiner Kunst. Da sind Form, Farbe und Licht eine Dreieinigkeit, in der die eine oder andere Kraft vorherrscht, je nach der Aufgabe, die das jeweilige Kunsterlebnis für seine Gestaltung stellt. Wir wollen dabei nicht leugnen, daß ein rein sinnliches Verhältnis zu den Erscheinungen der Natur möglich ist, und auch dieses sinnliche Erleben wird starke Kunstwerte schaffen, wenn es einer Natur entspringt und nicht schulmäßig angelernt ist, nicht gewaltsam andere Kräfte im Menschen zurückdrängt. Wenn wir Deutsche diese Richtung für die deutsche Malerei als nicht so bedeutsam anerkennen, so geschieht es aus dem einfachen Grunde, daß uns Deutschen dieses rein sinnliche Verhältnis zur Natur im allgemeinen nicht gegeben ist, wie doch auch unsere ganze Naturlyrik beweist. Es ist aber eine Anmaßung anders gearteter Menschen, uns einreden zu wollen, daß nur ein solches sinnliches Verhältnis das echt malerische sei, und diese Erscheinung hat nur deshalb in den letzten Jahrzehnten so viele Köpfe verwirren können, weil ein großer Teil der in deutscher Sprache erscheinenden Kunstschriftstellerei nicht von Deutschen in diesem höheren Sinn herrührt, weil andererseits die romanische Kunst, der ein solches sinnliches Verhältnis viel natürlicher ist, aus vielfachen Gründen zu einer maltechnischen Überlegenheit gekommen war. Steppes bekennt als sein Verhältnis, und wir werden darin das des echt deutschen Künstlers sehen können: „Die Kunst ist mir kein Kopieren der Natur geworden, sondern eine Klärung des eigenen Innern gegenüber aller Natur.“ Und dann wieder: „Es war mir immer darum zu tun, meine persönliche Naturanschauung zu ergründen und so klar und rein wie nur möglich malerisch mitzuteilen.“

Nach alledem schließt sich als natürliches Glied dieser Gedankenreihe der Satz an: „Die Kunst halte ich für ein Geheimnis der Einsamkeit.“ Man hat so oft die Natur als den erhabensten Tempel gepriesen. Im Tempel aber schweigt man. Wer seinen Gott finden will, muß einsam mit sich zu Rate gehen. Wer die Natur finden will, kann es nicht im Lärmen tun, sondern im möglichst innigen Zusammenhang mit ihr, im engsten Verein mit ihrem Leben. Dann erst werden wir selbst wieder ganz zum Teil der Natur, wir vermögen die Einheit, wenn nicht zu begreifen, so doch zu fühlen, die alles Lebendige umschließt. Erst wenn so unsere eigene Brust in gleichen Zügen mit der Natur atmet, unser Herz im Gleichtakt mit ihrem heimlichen Leben schlägt, können wir so voll Natur werden, daß für uns das Bekenntnis von ihr zur Notwendigkeit wird. In dieser Notwendigkeit aber liegt allein die Rechtfertigung des Kunstwerkes.

„Ich halte die Kunst für ein Geheimnis der Einsamkeit“, sagt der Künstler, und seine Bilder sprechen eigentlich alle von dieser Einsamkeit in und mit der Natur. Noch nie hat die Einsamkeit die Weite ausgeschlossen, niemals hat sie ein Aufsuchen unbewohnbarer Stätten zur Bedingung gemacht. Ist nicht das Bild „Staffelsee“ einsam? Und ist es doch so voll von Leben! Zeugt sogar von Tun, von Geschäftigkeit Tausender. Und doch, als der Künstler in einem Blicke die Weite der Seefläche, die hundertfältigen Schiebungen des Geländes, das tausendfache Blühen, Wirken und Leben umfing, da war das zu groß, um an das einzelne zu denken. Lebendig ward ihm die Natur als Ganzes. Sie wuchs zur Einheit zusammen, und der Himmel spannte über ihn und ihr ein so heimliches Dach, wie es die abgelegenste Hütte nicht einsamer zu bieten vermag. Am Himmel droben aber sind die Wolken. Das Leben der Wolken hat kaum ein anderer deutscher Künstler mit solcher Liebe beobachtet wie Steppes. Sie singen förmlich, diese Wolken, die Musik der Sphären, und binden sich zu Akkorden. Heiter sind sie und dräuend, still und aufgeregt, lächeln wie Kinder und thronen wie gewaltige Majestäten.

Oder sind es nicht die Wolken, die dem Bilde „Roßweide“ die eigentliche Melodie geben? Genau wie der Wanderer sich hier unter den Tannenstämmen ins Gras würfe und droben dem

Spiel zuschaute. Da fängt es ganz leise im Innern an zu wogen im klaren C-Dur, auf und ab, wie in Meister Joh. Seb. Bachs C-Dur-Präludium. Und eine silbrige Melodie schwebt darüber, die jeder hört nach seiner Art, die darum auch der große Seelenkünder Bach nicht hinzugeschrieben hat. In der gleichen Natur liegt dann die träumerische Melancholie, die das Lebenmüssen als Last empfindet, weil es Hemmung wird dem schwebenden Geist, der eins sein möchte mit der Allseele, und liegt das Drama der wilden Taten des titanischen Sturmes. Mit gleicher Überzeugungskraft hat der Künstler beide gestaltet (Melancholie und Dramatische Landschaft).

Sicher hat die Art der deutschen Landschaft stärksten Einfluß geübt auf die Art des deutschen Natursehens. Wie wäre es anders möglich! Es ist nicht schwer, aus dem Charakter der Landschaft die tiefstliegenden Gründe für die Entwicklung der Landschaftsmalerei in den verschiedenen Ländern herauszufinden. Andererseits ist es natürlich, daß dann auch die fremdartigen Landschaften auf jeden Menschen gemäß der Erziehung wirken, die ihm seine eigene Landschaft gegeben hatte. Man braucht zum Beweise dessen nur die Reisebeschreibungen der Schriftsteller verschiedener Nationen nebeneinander zu halten oder die Verwendung des Landschaftlichen bei den Dichtern. So sieht Steppes auch an südlichen Seen, am südlichen Meere mit seinen deutschen Augen. Und die deutsche Seele lebt so vernehmlich in diesen fremden Formen, wie in Iphigeniens klassisch-schönem Griechenkörper. Da wird dann die Gardasee-Landschaft ein Seitenstück seelischen Empfindens zur deutschen „Melancholie“. Es ist alles lichter, heller, heiterer, und doch voll der Schwerblütigkeit des deutschen Liedes, die noch in den heitersten Weisen eines Schubert auf dunkle Gründe sehen läßt. Tief ergriffen hat mich die einfache Handzeichnung von Meereswogen (Meerstudie). Ich habe kaum jemals vor einem Meeresbilde so das Gefühl des Ewigen in der Bewegung gehabt wie hier.

Steppes geht keineswegs in der Landschaftsmalerei auf. Vor allem in den letzten Jahren hat er sich vielfach auch in treuen, stark erlebten Bildnissen bewährt. Wir zeigen heute — denn wir hoffen, daß nicht zum letztenmal die Verbindung Türmer und Steppes zustande gekommen ist — nur zwei Bilder aus diesem anderen Schaffensgebiete. In der Handzeichnung zur „Schwermut“ liegt eine bewundernswerte Geschlossenheit der Empfindung, durch die meisterhafte Art, wie der menschliche Körper mit der kaum angedeuteten Natur zu einer Form zusammengebracht ist. So ganz in sich versunken, in sich hineingekauert dieses Menschenkind ist, es ist doch eins mit dem Boden, auf dem es sitzt. Es ist fast, als würde es die Stärkung und den Trost bekommen von der Mutter Erde, weil es so ganz Kind dieser Erde ist. Das „Mädchen am Waldrand“ aber, ist es etwas anderes, als die ganze Art, die Natur zu erleben, wie sie Steppes erlebt. Ist dieser nackte Mädchenleib nicht ein „Geheimnis der Einsamkeit“, so einsam in der Natur, daß er zur Gemeinsamkeit mit der Natur zusammenwächst! K. St.





Rousseau und die Musik

Von Dr. Karl Storck

Der Begriff des Philosophen hat sich kaum jemals mehr mit dem des Universalmenschen gedeckt, als bei den französischen Enzyklopädisten, die sich nicht umsonst um eine Gesamtdarstellnng des menschlichen Wissens bemühten und nach dieser Tat sich ihren Charakterisierungsnamen wählten. Freilich erstrebten sie diese Universalität mehr in der verstandesmäßigen Beurteilung aller Ereignisse und ihrer Einstellung in eine über allem thronende Weltanschauung. Sie unterscheiden sich so von den Universalnaturen der Renaissance, die es zu schöpferischer Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten drängte.

Wer will freilich die Grenzen angeben, die zwischen einer zu eigener Wertung gelangenden Erkenntnis einer Kunst und dem Hervorbringen von neuen Werken in derselben liegen? wer klar unterscheiden, wo ein eigentlich Schöpferisches hervorgebracht wird? Soll man all den Tausenden, denen es leicht fällt, aus den von ihnen handwerklich und technisch beherrschten Ingredienzien einer Kunst wieder neue Werke herzustellen, die Zugehörigkeit zur schöpferischen Kunst zuerkennen, dafür sie aber einem Ästhetiker absprechen, der so tief in das Wesen dieser Kunst eindringt, daß er ihre innersten Lebensbedingungen zu offenbaren vermag, aber auf das Hervorbringen neuer Werke verzichtet? Dieser Verzicht kann so vielerlei Ursache haben. Gerade das tiefe Eindringen in das Wesen einer Kunst benimmt einem die sorglose Leichtfertigkeit, mit der ein anderer, unbeschwert durch geistige Verantwortung, darauf losschafft. Vielleicht ist es aber auch nur der Mangel an rein technisch handwerklichem Können, der diese Mitteilung eigenen künstlerischen Empfindens behindert, weshalb die schöpferische Tätigkeit sich andere Schleusen öffnet, ihre Kraft in andere Kanäle des unendlich verzweigten Systems menschlicher Tätigkeit ergießt.

Schöpferfähigkeit im tiefsten Sinne des Wortes, also Genialität, gibt es eigentlich nur eine. Goethe, der es wissen mußte, hat in seinem bekannten Gespräche

Rossweide (1910) Edmund Steppes



(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Friedr. Hoefle Augsburg)

zu Eckermann eingehend ausgeführt, was Lessing in jener scharfen Bemerkung in „Emilia Galotti", daß Raffael auch dann der größte Maler gewesen wäre, wenn er ohne Hände geboren, allzu spitz ausgesprochen hatte. Es sind wirklich oft nur Zufälligkeiten des Lebens, ganz äußerliche Umstände, die es mit sich bringen, daß die Schöpferkraft irgend eines Menschen sich gerade auf dem einen Gebiete betätigen mußte. Man darf wohl ruhig sagen, je universaler eine Natur veranlagt ist, um so mehr ist es Zufall, auf welchem Gebiete sich ihre Schöpferfähigkeit besonders hervorzutun vermochte. Gerade nach der Richtung hin spielen Vererbung, Erziehung und das, was wir nach Taine Milieu nennen, ferner die ganzen Forderungen der Zeit eine entscheidende Rolle.

Die Kunstgeschichte hat wenige Fälle, die das so deutlich bezeugen, wie J. J. Rousseaus Verhältnis zur Musik.

Ich glaube, daß Rousseaus ursprüngliche künstlerische Veranlagung die Musik gewesen ist. Ich betone ausdrücklich: künstlerische Veranlagung. Denn stärker, als alles Künstlerische, war in Rousseau das eigentlich Menschliche. Das Sichausleben war der innerste Lebensberuf dieses Mannes, der sein Bestes als Philosoph geben mußte, weil er aus diesem innersten Drang heraus nach der Lösung der Frage suchen mußte: Wie ist dieses natürliche Sichausleben des Menschen im Widerstreit mit der Zeit, mit der Umwelt, mit den eigenen Begierden möglich? Die künstlerische Liebe Rousseaus aber ist sein ganzes Leben lang die Musik gewesen. Nun erheischt wohl keine andere Kunst ein so hohes technisches Können, eine so weitgehende handwerkliche Vorbildung, wie gerade die Musik. Das gilt wenigstens für die Musik, wie sie sich bei den europäischen Völkern entwickelt hat, als eine Kunst, deren erste Lebenskraft auf der Harmonie beruht. So ursprünglich in jedem Ton die elementaren harmonischen Verhältnisse (Oktave, Quint, Terz) von Natur einbeschlossen sind, das großartige Harmoniesystem, auf dem unsere Musik beruht, ist ein Erzeugnis des menschlichen Geistes und in seiner Entwicklung nur möglich geworden durch menschliche Willkür gegenüber der ursprünglichen Naturmusik. Die Tatsache, daß sich unser Harmoniesystem nur dank der temperierten Tonleiter entwickeln konnte, beweist das schon. Daß Jahrtausende ohne diese Vielstimmigkeit der Musik ausgekommen sind, daß weitaus der größte Teil der Menschheit noch heute diese harmonische Musik nicht kennt, muß zu denken geben.

Es mag mit dieser Tatsache zusammenhängen, daß auf keinem künstlerischen Gebiete ohne Kenntnis des Handwerklichen so wenig zu erreichen ist, wie in der Musik. Nirgendwo ist auch das Autodidaktentum schwerer zu verwinden, als hier. J. J. Rousseau war eigentlich in allem Autodidakt; aber nirgendwo hat er überzeugender gezeigt, daß sein Ruf nach Natur seinem innersten Lebensbedürfnis entsprach, als in seinem Verhältnis zur Musik. Es hätte ihm noch in reiferen Jahren ein leichtes sein müssen, die technische Schulung, die Kenntnis der musikalischen Theorie nachzuholen und sich auf diese Weise das Handwerkszeug zu eigen zu machen, mit dem er seinen von der Jugend bis ins Alter gehegten Wunsch, gerade durch Kompositionen sich Erfolge zu verschaffen, hätte verwirklichen können. Daß er es nicht getan hat, daß er zeitlebens sich mit den Mitteln begnügte, die einem musikalischen Menschen angeboren sind, scheint mir viel bedeutsamer für die

Erhellung der eigenartigen Psyche dieses Mannes, als es gewöhnlich von der Forschung verwertet wird. Freilich wird die Tatsache ja dadurch etwas verdunkelt, daß Rousseau sich gerade auf theoretischen Gebieten der Musik so lebhaft betätigt hat. Aber alle seine theoretischen und ästhetischen Arbeiten geben letzterdings nur eine moralische Rechtfertigung seines Verhaltens und sind nur die notwendige praktische Folgerung, die ein Mann von so tiefdringendem Geiste aus seinem Handeln ziehen mußte. In der Tatsache, daß es Rousseau gelungen ist, sowohl als Ästhetiker wie als Komponist Anregungen zu geben, die von dauernder Wirkung waren, offenbart sich einmal seine geniale Veranlagung, sodann aber auch, daß in seinen grundsätzlichen Voraussetzungen ein Etwas von innerer Wahrheit stecken muß, mag auch die herrliche Entfaltung der Musik auf den von ihm bekämpften Grundlagen dagegen sprechen. Es geht also nicht an, Rousseaus Art der Komposition damit abzutun, daß er aus der Not eine Tugend gemacht hätte. Ein guter Lerner, wie er, hätte das ihm fehlende technische Rüstzeug erworben, wenn er wirklich innerlich an seine Notwendigkeit und Berechtigung geglaubt hätte.

Wie Rousseaus ganzes Leben zeigt auch sein Verhältnis zur Musik, seine Tätigkeit auf diesem Gebiete sehr viele Widersprüche. Er war eben durchaus kein Systematiker, sondern immer und überall Gefühlsmensch. Aber durchaus logisch aus seiner gesamten Weltanschauung heraus ist es, wenn für ihn das Lustgefühl ausschlaggebend war für seine Bewertung einer Kunst. Daß dies Lustgefühl sich aber im Laufe eines langen Lebens wandelt, ist eine bekannte Tatsache.

Grundlegend für Rousseaus Gesamtstellung ist sein Verhältnis zur Harmonie, wie es noch im „Dictionnaire de musique“ (1767) in folgenden Sätzen festgelegt ist: „Wenn man bedenkt, daß von allen Völkern der Erde, die alle Musik und Gesang besitzen, die Europäer die einzigen sind, die eine Harmonie, Akkorde, besitzen, und die diese Mischung als angenehm empfinden; wenn man bedenkt, daß die Welt Jahrhunderte bestanden hatte, ohne daß ein einziges der Völker, die die schönen Künste gepflegt haben, diese Harmonie gekannt hat; daß kein Tier, kein Vogel, kein Wesen in der ganzen Natur einen anderen Akkord hervorbringt als den Einklang, noch eine andere Musik als die Melodie; daß die orientalischen Sprachen, die so wohlklingend, so musikalisch sind, daß das so feine, so empfindliche und so geübte griechische Gehör niemals diese genußfreudigen und leidenschaftlichen Völker zu unserer Harmonie geführt hat; daß ohne diese Harmonie ihre Musik so wunderbare Wirkungen auslöste; daß mit ihr die unsere oft so schwächlich ist; daß es endlich den Völkern des Nordens, deren harte und grobe Sinne viel mehr vom lärmvollen Ausbruch der Stimmen, als von süßen Akzenten und von der heimlichen Melodie des Stimmfalls gepackt werden, daß es also diesen nordischen Völkern vorbehalten war, diese große Entdeckung zu machen und sie als Grundlage für alle Regeln der Kunst aufzustellen; ich sage, wenn man alles das bedenkt, so ist der Verdacht schwer zu vermeiden, daß unsere ganze Harmonie nichts anderes ist, als eine gotische und barbarische Erfindung, auf die wir niemals gekommen wären, wenn wir für die wirklichen Schönheiten der Kunst und für eine wahrhaft natürliche Musik empfänglicher gewesen wären.“ Für Rousseau war die Harmonie ausschließlich eine physikalische Angelegenheit; es müsse folglich auch die Wirkung der Harmonie auf dieser Stufe verbleiben.

So ist für Rousseau die Melodie das ein und alles in der Musik. Er bestreitet der Harmonie die Fähigkeit, beim nicht fachmännisch vorgebildeten Hörer seelische Empfindungen auszulösen, und auch für den Fachmann gibt er eben nur g e i st i g e Wirkungen zu. Auch in der „Nouvelle Héloïse" heißt es: „Der Eindruck der Akkorde ist ausschließlich mechanisch und physisch. Was hat das mit dem Gefühl zu tun?" Und an einer anderen Stelle führt er aus: „Findet sich nicht alle Harmonie bereits in jedem beliebigen Ton eingeschlossen? Was können wir nun hinzufügen, ohne gleichzeitig jene Verhältnisse zu stören, die die Natur in die wechselseitige Kraft der harmonischen Töne gelegt hat? Indem wir die einen verdoppeln und die anderen nicht, indem wir nicht alle gleichmäßig verstärken, müssen wir da nicht im gleichen Augenblicke diese Verhältnisse zerstören? Die Natur hat alles aufs beste eingerichtet. Wir aber wollen es noch besser machen, und dadurch verderben wir alles."

Man sieht hier deutlich die Verbindung dieser Anschauung mit Rousseaus Naturevangelium. Gern vergleicht er auch das Verhältnis zwischen Melodie und Harmonie mit dem der Zeichnung zur Farbe im Gemälde. Wie die Empfindungen, die uns ein Gemälde auslöst, nicht von den Farben, sondern von der Zeichnung kämen, so in der Musik von der Melodie und nicht von den Akkorden. Auch der Rhythmus hänge mit der Melodie zusammen und nicht mit der Harmonie. „Die schönen Akkorde können wie die schönen Farben den Sinnen eine angenehme Empfindung bringen, weiter nichts. Aber die Wirkung der singenden Melodie geht bis in die Seele, sie ist der natürliche Ausdruck der Leidenschaft, die durch die Darstellung derselben erregt wird ... Durch die Melodie, nicht durch die Akkorde haben die Töne Ausdruck, Feuer, Leben, nur die gesangreiche Melodie gibt den Tönen jene moralischen Kräfte, die die ganze Lebenskraft der Musik ausmachen, — mit einem Wort, all das Physikalische in der Kunst geht auf ein ganz Geringes zusammen, und die Harmonie kommt darüber nicht hinaus." —

Wir sind heute denkbar weit entfernt von diesen Anschauungen. Wir brauchen uns nur ins Gedächtnis zurückzurufen, wie uns immer wieder versichert wird, daß in der Malerei die Farbe alles ist, nicht die Zeichnung. Das Seitenstück bietet uns die neueste Entwicklung der Musik, in der das melodische Material zumeist recht dürftig und belanglos ist, während das ganze Schwergewicht auf der harmonischen und kontrapunktischen Bearbeitung liegt. Freilich wird gerade die doch unverkennbare Unfruchtbarkeit, zu der diese Richtung der Kunst durch die einseitige Ausbildung der Harmonie bzw. der Farbe gelangt ist, uns dazu anregen, auch in den gewiß einseitigen Ausführungen Rousseaus ein Berechtigtes herauszufühlen.

Mit allen diesen theoretischen Untersuchungen hätte Rousseau kaum stärkere Wirkungen ausgelöst, wenn ihn nicht diese Anschauungen zu einer besonders scharfen Stellungnahme im Kampfe der französischen und italienischen Oper geführt hätten, der eigentlich das ganze achtzehnte Jahrhundert erfüllte, um die Mitte desselben aber seinen Höhepunkt erreichte, und zwar hauptsächlich durch Rousseaus „Lettre sur la musique française" vom Jahre 1753. Jedenfalls war hier statt des sonst üblichen Kleinfeuers von Witz und Satire das schwere Geschütz einer geradezu fanatischen Leidenschaftlichkeit aufgefahren, so daß sich keiner mehr mit Lachen über die aufgeworfenen Probleme hinwegsetzen konnte.

Der große und erbitterte Kampf um die französische Nationaloper war in ein neues Stadium getreten, als 1752 eine italienische Operngesellschaft die Erlaubnis erhalten hatte, in der „Großen Oper“ zu Paris komische Opern aufzuführen. Diese „Bouffons“ gewannen vor allem mit Pergolesis „La serva padrona“ einen Erfolg, der sich bis zum Fanatismus steigerte. Nun stellten die Parteiträger Lullys und Rameaus ihre Zänkereien ein und schlossen sich zur Verteidigung der gefährdeten Nationaloper zusammen. Schließlich kämpfte man nicht mehr mit Worten und Witzen, sondern trieb es zu so heillosen Theaterszenen, daß im März 1754 die italienische Truppe Paris verlassen mußte. Aber ihre leidenschaftlichen Parteigänger, die Enzyklopädisten, blieben zurück. Unter der Fülle der Schriften und Gegenschriften, die jetzt erschienen, wirkte Rousseaus „Brief über die französische Musik“ deshalb so aufregend, weil hier an die Stelle des Kampfes gegen eine Einzelerscheinung die grundsätzliche Aburteilung des gesamten französischen Musikschaffens getreten war. Man braucht nur die Schlußworte des Buches zu hören, um sich das vorstellen zu können. Sie lauten: „Ich glaube bewiesen zu haben, daß es in der französischen Musik weder Rhythmus noch Melodie gibt, weil die Sprache für beide nicht aufnahmefähig ist; daß der französische Gesang ein anhaltendes Gebell ist, unerträglich für jedes nicht voreingenommene Ohr; daß die Harmonie der französischen Musik roh und ohne Ausdruck ist, und ausschließlich nach langweiliger Schule riecht; daß die französischen Arien keine Arien sind, und daß das Rezitativ kein Rezitativ ist. Woraus ich schließe, daß die Franzosen keine Musik haben und keine haben können, und daß, wenn sie jemals eine haben sollten, es ein Unglück für sie wäre.“ Pougin, der Verfasser des Buches „Rousseau musicien“ zählt, außer den anonymen, dreiundsechzig Schriften auf, die sich mit dieser Streitfrage beschäftigen. Der Nationalstolz war so entsetzt, daß die Nationalisten Rousseau mit Stock, Dolch und Bastille bedrohten.

Es ist sehr einfach, aber von einer beleidigenden Lächerlichkeit, mit einigen (zumal französischen) Forschern zu erklären, Rousseaus ganzes Verhalten habe lediglich persönliche Beweggründe gehabt. Und zwar beruhe seine Bekämpfung Rameaus und der von ihm vertretenen französischen Nationaloper darauf, daß dieser Rousseaus für die Enzyklopädie allzu eilfertig gelieferte Musikartikel kritisch aufs schwerste angegriffen hatte. Rousseaus ganze Stellung aber zur Harmonie und Melodie wird als ein Notbehelf erklärt, weil er die infolge seines geringen Wissens so mangelhafte Harmonisation seines „Devin du village“ habe bemänteln wollen. So leicht darf man sich das alles denn doch nicht machen. (Vgl. Eugen Hirschfeld: „Die Enzyklopädisten und die französische Oper im 18. Jahrhundert“, 1903.) Rousseau hat später kein Bedenken getragen, angesichts der Leistungen Glucks sein Urteil über die französische Sprache einzuschränken. Im übrigen liegt in seinen Ausführungen auch hier ein berechtigter Kern, insofern der innere Bau der Sprache von außerordentlichem Einfluß auf die Gestaltung der darüber stehenden Musik ist oder doch sein sollte. Daß Richard Wagners Sprachgesang nicht auf italienischem oder französischem Boden hätte wachsen können, sondern eben die Eigenart der deutschen Sprache voraussetzt, ist uns heute selbstverständlich. Daß das Beste im italienischen Rezitativ wie auch in der großen italienischen Melodielinie nicht nur mit dem ita-



lienischen Temperament, sondern auch mit der italienischen Sprache verwachsen ist, bleibt trotz der Erscheinung Mozarts wahr, und daß auch Frankreich gerade dank der Eigenheiten seiner Sprache zu etwas Besonderem berufen war, zeigte bald nach diesem heftigen Streite seine komische Oper.

Diese französische Spieloper aber — und darin liegt ein fein ironisches Spiel der Geschichte — ist durch keinen anderen angebahnt, als gerade durch Jean Jacques Rousseau. Und damit kommen wir auf Rousseaus Tätigkeit als Komponist.

Rousseaus Jugendpläne hatten ganz der Musik gegolten. Er hatte freilich seltsam genug mit Reformen beginnen wollen und unterbreitete schon 1743 der Akademie ein neues Notensystem. Der Mißerfolg wirkte nicht ernüchternd. Wie er uns in seinen „Bekenntnissen“ erzählt, hatte er schon zwei Opern komponiert, die er nachträglich verbrannte, bevor er bei seinem Aufenthalt in Italien als Sekretär des französischen Gesandten bei Venedig sich so für die italienische Musik begeisterte, daß er sein drittes Werk, „Les muses galantes“, vollendete. Bei diesem Werk hat er sich von dem damals achtzehnjährigen Philidor, dem berühmten Schachspieler und glänzenden Vertreter der älteren französischen Spieloper, die „remplissages“ machen lassen. Unter dieser „Füllung“ scheint er so ziemlich die ganze Instrumentation verstanden zu haben, die ihm ja bei seiner einseitigen Verehrung der Melodie in der Tat als eine mehr mechanische Arbeit erscheinen konnte. Eine private Aufführung dieses Werkes verschaffte ihm die Aufmerksamkeit der Hofkreise, daneben auch die geringschätzige Aburteilung durch Rameau.

Zunächst gelang ihm nichts Rechtes, dann aber hatte er einen großen und durch volle siebzig Jahre anhaltenden Erfolg mit einem Singspiel: „Le devin du village“ (Der Dorfwahrsager), der am 14. Oktober 1752 vor dem Hofe in Fontainebleau aufgeführt wurde und dank der leicht eingänglichen Melodie einen vollen Sieg erfocht. Diese nach italienischem Vorbild geschaffenen Melodien waren bald Gemeingut des Volkes. Liebreiz, graziöse Beweglichkeit wird diesem Werkchen, bei dem wieder die sehr einfache Instrumentation von anderer Hand herrühren soll, niemand absprechen. Daß Rousseaus Fähigkeiten für schwerere Aufgaben nicht ausgereicht haben würden, mag wohl zutreffen. Jedenfalls war gerade jetzt ein solches Werk für die Entwicklung der französischen Musik von ganz besonderer Bedeutung, und so hat es denn auch eine Nachwirkung gehabt, die weit über seinen eigentlichen Wert hinausgeht. Durch die heftige Polemik mit Rameau war übrigens Rousseaus Ruf als Musiker doch so sehr erschüttert, daß man ihn jetzt ganz offen des Plagiats beschuldigte und ihm auch die Erfindung der Melodien absprach. Daß persönliche Feindschaft die Entlehnung des einen oder anderen Stückes zum Ausgang dieser Beschuldigung nehmen konnte, ändert nichts an der Tatsache, daß Rousseau wirklich der Schöpfer dieser Weisen ist. Er selber hat eine eigentümliche Art der Verteidigung gewählt, indem er noch einmal den ganzen „Dorfwahrsager“ komponierte, diese Komposition aber, wie so manches andere seiner Werke, nicht veröffentlichte. Die Aufführung nach seinem Tode konnte keinen Erfolg haben. Rousseaus technische Mängel sind unbestreitbar, im übrigen aber hatte inzwischen die französische Spieloper solche Fortschritte gemacht, daß die vor einem Menschenalter entstandene Musik natürlich nicht mehr wirken konnte.

Wie weit Rousseaus Liebe zur Musik ging, beweist auch die Tatsache, daß er sich durch Notenabschreiben seinen Lebensunterhalt verdiente und sich bei dieser Tätigkeit nicht langweilte. Daß aber seine ästhetischen Spekulationen auch fruchtbare Keime in sich trugen, bewies er noch einmal selber durch die Einführung des Melodramas. Rousseau ist der Begründer dieser Gattung, die durch einige Jahrzehnte alle Gemüter aufs lebhafteste bewegte und bis auf den heutigen Tag immer wieder auf unsere Komponisten einen starken Reiz ausgeübt hat. Es ist hier nicht der Ort, diese ästhetische Seite zu besprechen, noch auch zu untersuchen, inwieweit das Melodrama auch für das Musikdrama fruchtbar geworden ist. Edgar Istel hat in seinen wertvollen Schriften „J. J. Rousseau als Komponist seiner lyrischen Szene Pygmalion“ (1901) und die „Entstehung des Melodramas“ (1906) diese wichtige Frage geklärt. Rousseau ist auf diese Gattung verfallen aus seiner ästhetischen Erkenntnis heraus, daß die französische Sprache für den Gesang sich nicht eigne, daß andererseits die Musik in Verbindung mit der Dichtung die Ausdruckskraft der letzteren unendlich erhöhen, vor allem aber auch das in Worten nicht Ausdrückbare zum Ausdruck bringen könne. So sucht er einen Ausweg. Wie beim „Dorfwahrsager“ war er auch hier glücklich im Ergreifen des Stoffes. Er schilderte in der bekannten alten Sage von Pygmalion einen Vorgang, dessen wichtigste Zustände sich durchaus in der Seele des Bildhauers vollziehen. Von den widersprechendsten Gefühlen der Sehnsucht, Verzweiflung, Begierde, Trauer und Freude wird die Seele hin und her gerissen, bis das Wunder der Belebung seines Bildwerkes die Erlösung bringt. So haben wir also hier eine große seelische Entwicklung in verschiedenen Stufen. Die Dichtung kann die einzelnen Zustände der Seele überzeugend ausdrücken. Was dazwischen liegt, das schweigsame Arbeiten im Innern, das mitzuteilen wurde eine eigentümliche Aufgabe der Musik. Und so hat Rousseau einen Wechsel zwischen gesprochenem Wort und Musik eintreten lassen, wobei die Musik also gewissermaßen die Überleitungen von dem einen zum andern der durch das Dichterwort ausgesprochenen Seelenzustände gibt.

Das Melodrama hat bald hauptsächlich in der Hand seines bedeutendsten Vertreters, des Deutschen Georg Benda, eine ganz andere Form erhalten und ist uns besonders als die von Musik begleitete dichterische Rede geläufig. Rousseau hielt den Wechsel streng durch. Auch durch Istels Untersuchungen nicht ganz geklärt ist die Frage, ob Rousseau selbst eine Musik zu seinem „Pygmalion“ geschaffen hat. Istel versucht den Nachweis, daß eine von ihm aufgefundene anonyme Musik von Rousseau herrühre. Die Musik, mit der der „Pygmalion“ 1770 in Lyon und 1775 in Paris mit ungeheurem Erfolge aufgeführt wurde, stammt, mit Ausnahme von zwei Nummern, nicht von Rousseau, sondern von Coignet, der aber offenbar für die Art der Komposition sehr von Rousseau beeinflußt worden ist. Wie in manchen Fällen war auch hier des Philosophen Verhalten gegen die ihn aufs neue des Plagiats beschuldigende Öffentlichkeit nicht klar. In jedem Fall bleibt Rousseau das Verdienst, die Gattung als solche erdacht und lebensfähig gemacht zu haben.

Drei Jahre nach Rousseaus Tode veröffentlichten seine Freunde eine Sammlung von Tonstücken, die unter dem Titel „Les consolations des misères de ma vie“ zu großer Berühmtheit gelangt ist. Sie enthält über neunzig Gesangstücke,

meist Romanzen, die sicher durchaus Rousseaus Eigentum sind und noch einmal deutlich zeigen, was er konnte und was ihm fehlte. Wenn auch nur etwa der zehnte Teil dieser Schöpfungen sich dank ihrer innigen Melodien dauernd in der Gunst des französischen Volkes behaupten konnten, so ist das mehr, als manchem hochgelehrten Komponisten gelungen ist. Dagegen muß gern zugegeben werden, daß alles Musiktechnische an diesen Stücken sehr mangelhaft, mit einem Worte grob dilettantisch ist.

So bestätigt dieses nachgelassene Werk nur die ganz eigentümliche Gesamterscheinung des Musikers Rousseau, bei dem es nur durch die Gesamtauffassung seiner so sehr schwer zu verstehenden Persönlichkeit möglich ist, zu erklären, daß dieser entwicklungsfähige Geist nicht den Zwang in sich fühlte, sich die Mittel gefügig zu machen, durch die er seiner starken musikalischen Veranlagung wirklich zwingenden Grund hätte verleihen können. Auf der anderen Seite erfüllt es uns mit neuer Ehrfurcht vor der geheimnisvollen Macht aller wirklichen Genialität, daß trotzdem vom Musiker Rousseau stärkere und wertvollere Anregungen ausgegangen sind, als von den meisten der technisch hochentwickelten Künstler, die auf seinen Dilettantismus geringschätzig herabblickten.



Die Sinfonie der Tausend

In dem einen ist die Kunst strenger als die Moral: es genügt nicht, Großes gewollt zu haben. Da zeigt sich dann die innere Wortbeziehung von „Kunst“ zu „können“ als auch geistig zwingend. Ein über das Können hinausgespanntes Wollen bringt in der Kunst fast nur Unheil, und so sehr man dem Wollenden das menschliche Mitgefühl schenken mag, — wirklichen Wert für die Kunst selbst und für uns, die wir die Kunst zum Leben brauchen, hat nur das Gekonnte. So gilt im Haushalt der Kunst, der nicht so verschwenderisch arbeiten kann wie der Haushalt der überreichen Natur — sie kann allerdings noch mehr, als sie will — das kleinere zur Tat gewordene Wollen mehr als das viel größere, dessen Erfüllung unzulänglich blieb. Jeder Blick auf die gesamte Vergangenheit der Kunst muß die eben geschilderte Tatsache erkennen. Unbarmherzig vernichtet die Zeit das Nichtgekonnte in der Kunst; die harten Urteilssprüche einer größenwahnsinnigen Selbstüberhebung oder eines innerlich ohnmächtigen Dilettantismus heften sich an derartige Werke.

Woran liegt es nun, daß trotz dieser Erfahrung, die uns die Kunstgeschichte vermittelt, so viele, die wir nicht als Dilettanten bezeichnen können, sich in den Maßen ihrer Werke vergreifen? Ich spreche nicht von der Jugend, deren Recht es ist, nicht nur über die Welt, sondern auch über sich selbst Illusionen zu hegen. Ich spreche von Männern, denen man so gern den Ehrennamen „Meister“ zugestehen würde, läge nicht gerade in dem Worte Meister so ganz die Bedeutung des Bemeisterns der gestellten Aufgaben beschlossen. Und doch sind jene, die sich so vergreifen, meistens Meister. Ausgerechnet Meister des Könnens. —

Nicht umsonst gewahren wir heute dieses Vergreifen in den Maßen am häufigsten auf dem Gebiete der Musik. Wenn die Musik auf der einen Seite die körperloseste aller Künste ist, wenn ihre tiefsten Wirkungskräfte sich nicht nur der geistigen Erkenntnis, sondern auch aller sinnlichen Analyse entziehen, so ist sie auf der anderen Seite doch auch die handwerklichste aller Künste. Bei keiner anderen Kunst ist das Technische in solchem Maße erlernbar wie bei der

Musik; in keiner anderen ist es letzterdings so unabhängig von den Urkräften der betreffenden Kunstübung wie hier. Man könnte sich zum Beispiel sehr gut eine volle Beherrschung der gesamten Kompositionstechnik bei einem durchaus unzulänglichen musikalischen Hören vorstellen, während der Maler sehen können muß. Ich spreche in beiden Fällen von den künstlerischen Sinnen, denn daß die körperliche Taubheit mit dem musikalischen Hören ebensowenig zu tun hat wie etwa die Kurzsichtigkeit mit dem malerischen Sehen, wissen wir ja aus zahlreichen Fällen.

Sicherlich hängt diese eigenartige Erscheinung für die Musik mit der Bedeutung zusammen, die die Reproduktion in ihr hat. Die künstlerische Reproduktion in der Musik dringt bis in die innersten Blutteile des Organismus des reproduzierten Kunstwerkes ein. Man kann überhaupt musikalisch nur vollwertig reproduzieren, wenn man das geschaffene Kunstwerk gewissermaßen wieder in seine Urbestandteile auflöst und diese von neuem produziert. Die Ästhetik hat leider diese Sonderstellung der Musik, die sich in allen ihren Lebensbedingungen kundgibt, niemals untersucht, trotzdem wir täglich auf diese Probleme stoßen und gerade in der musikalischen Reproduktion in jedem bedeutenden Konzerte dieses merkwürdige Verwischen der Grenzen von Schaffen und Nachschaffen erleben. Es ist eine Tatsache, daß die Improvisation der Musik einfach erlernbar ist und weiter nichts bedeutet als ein Arbeiten mit den elementaren Mitteln der Musik als durchaus erlernbaren Gesetzen der Harmonie und Stimmführung. Niemand aber wird in dieser Improvisation, wie sie in bescheidenem Maße vom kleinsten Dorforganisten fast bei jedem Gottesdienst geübt werden muß, etwas Schöpferisches sehen. Ein Seitenstück zu dieser Erscheinung kennen die anderen Künste nicht. Diese Fähigkeit, mit den musikalischen Elementen zu arbeiten, läßt sich nun rein schulmäßig, verstandesmäßig zur höchsten technischen Vollendung steigern. Man wird ein Meister des Könnens im Sinne der vollen Beherrschung der technischen Mittel der Musik, ohne auch nur in einem Punkte das Gebiet der Musik als schöpferischer Kunst betreten zu haben.

Seit Beethoven hat sich dieses technische Vermögen besonders nach der Seite der sinfonischen Arbeit ausgebildet. Es hat sich eine früher gar nicht geahnte Orchestertechnik entwickelt und in engerem Zusammenhange damit das geistige Gegenstück dazu, eine verzweigte Stimmführung und in ihr eine Ausnutzung des thematischen Materials hinsichtlich seiner Verteilung und farbigen Verwendung, die an sich höchste Bewunderung verdienen, aber durchaus noch kein Zeugnis für die schöpferische Veranlagung des diese Mittel Beherrschenden bilden.

Allerdings ist diese aufs höchste gesteigerte musikalische Technik, die sich im Komponieren betätigt, durchaus nichts Neues. Die Blütezeit der kirchlichen Gesangspolyphonie im musikalischen Mittelalter hat eine gar nicht zu übersehende Zahl von Messen geschaffen, ja überhaupt eine Kompositionsweise herausgebildet, die für uns Heutige durchaus den Charakter des Kunsthandwerkes, nicht aber den der eigentlichen Kunst trägt. Nicht anders war es mit der Fugenkomposition und der riesigen Kantatenliteratur von der Mitte des siebzehnten bis in die des achtzehnten Jahrhunderts. Überhaupt waren gerade auf musikalischem Gebiete die tüchtigen Handwerker immer außerordentlich zahlreich. Wenn nun trotzdem der ungeheure Abstand zwischen Wollen und Können zu keiner Zeit so schroff sich zeigte, ja geradezu als ein Charakteristikum wirkte wie heute, so erklärt sich das einfach aus der Tatsache, daß früher zu den erlernten Erbstücken der Musik auch die geschlossene F o r m gehörte. Wie zur Errichtung eines an sich vollkommenen, durchaus schönen romanischen oder gotischen Baues heute nichts anderes gehört als die genaue Beherrschung des Stiles und die vollkommene Meisterschaft über alles Bauhandwerkliche, keinesfalls aber schöpferische Begabung für Architektur, so war dem Musiker in dieser feststehenden Form ein bereits an und für sich wirkendes Kunstmittel in die Hand gegeben. Eine korrekt gebaute Fuge hat immer den hohen geistigen Reiz und das feinsinnige Linienspiel, das der Form der Fuge an sich eignet, mag auch in ihr keine Spur von persönlicher Begabung vorhanden sein. Die musikalischen Formen geschlossener Tänze sind an sich schon durch den Wechsel des Rhythmus und die verschiedenen Verhältnisse in den Maßen der einzel-



nen Bestandteile reizvoll, so daß eine aus einer solchen Folge von Tänzen zusammengestellte Suite bereits eine ganz beträchtliche Masse von Werten in sich trägt, bevor die persönliche Betätigung des betreffenden Komponisten einsetzt.

Gerade die sinfonische Dichtung hat nun mit dieser Formenüberlieferung ein Ende gemacht. Der Musiker sieht sich in jedem einzelnen Falle vor der Notwendigkeit, die gerade seinem Werke gemäße Form selber zu schaffen. Der Zuhörer seinerseits empfängt erst mit dem Kunstwerk selbst die Form und kann deshalb unmöglich, selbst im gelungenen Falle, die Schönheiten dieser Form von sich aus zum Genusse mitbringen, da ihm die Einsicht in die Formgestaltung ja erst am Schlusse des Werkes aufgeht. So sind naturgemäß die Ansprüche an den Schöpfer des Werkes viel größer. Auf der anderen Seite liegt in dieser ganzen Einstellung ein Gedankliches, wie denn überhaupt das „Dichten in Tönen“ bei allen jenen Leuten, die keine Dichter sind, zu einer Denkarbeit in Tönen geworden ist. Und da ist es denn sehr leicht, einen Inhalt zu denken, der die größten Formen rechtfertigen würde. Das Denken allein bedeutet aber kein Gestalten; dazu gehört eben das Dichten.

Alle diese Gründe haben dazu geführt, daß heute mit einer für einen gewissen Idealismus zeugenden Einseitigkeit die größten Ausdrucksmöglichkeiten des musikalischen Schaffens mit Vorliebe gewählt werden, unbekümmert darum, ob das geistige Erlebnis überhaupt zu dieser Wahl berechtigt, ob das persönliche Zeugungsvermögen ausreicht, diese riesigen Organismen wirklich zu befruchten. Der aufgepeitschte Intellektualismus unserer Tage einerseits, das hochgesteigerte technische Können andererseits bringen diese Täuschung zustande, die ja nur für kurze Zeit eine Täuschung der Umwelt ist, dauernd aber eine Selbsttäuschung bleibt, als ob mit großen Entwürfen, hochgespanntem geistigen Wollen und glänzendem äußeren Können auch große Kunstwerke zu schaffen seien.

Es ist leicht erklärlich, daß bei dieser Einstellung der Irrtum sich entwickeln mußte, daß die Größe des Kunstwerkes mit der Größe der dafür aufgewendeten Mittel im Verhältnis stehe, daß also auf der anderen Seite durch ein ungeheures Aufgebot künstlerischer Mittel ein großes Kunstwerk sich erzwingen lassen müsse. Der Künstler, in dem sich diese Zeiterscheinungen in einer geradezu tragischen Form offenbarten, war Gustav Mahler. Das Werk, das diesen Irrtum am überzeugendsten dartut, ist seine achte Sinfonie, die bezeichnenderweise als „Sinfonie der Tausend“ der Öffentlichkeit dargeboten wird.

Ich habe bei Gustav Mahlers Tod das Problem dieser Künstlerseele zu erhellen versucht und will heute nur auf jene Ausführungen verweisen (vgl. Türmer 1911, Heft 10, S. 553). Der innerlich vornehmen Natur Mahlers hätte wohl die reklamehafte Art, in der die von ihm seinerzeit zugelassene Bezeichnung der „Sinfonie der Tausend“ von gewerbsmäßigen Musikspekulanten ausgebeutet wird, sicherlich nicht gefallen. Es bedeutet die Verschiebung einer Kunstdarbietung in eine „monströse“ Schaustellung — man muß schon verzeihen, wenn man das vom Zirkus her beliebte „Monstre“ in das besser kennzeichnende Eigenschaftswort umwandelt. Durch das stete Hervorheben des Massenaufgebotes mitwirkender Kräfte, durch das Verlegen der Aufführung in Zirkusräume oder sonstige Riesenhallen, — mit einem Worte durch das ganze ungewöhnliche Drumherum der Veranstaltung wird nicht der Charakter eines Festlichen bezweckt, geschweige denn erreicht, sondern der einer Sensation. Wie gesagt, ich glaube nicht, daß diese Art dem Wesen Mahlers zugesagt hätte. Es sei deshalb auch fern von uns, dem toten Künstler die Verantwortung für diese Art aufzubürden.

Auf der anderen Seite aber war die Entwicklung zum Massenaufgebot der Kräfte für Gustav Mahler Notwendigkeit, weil er nur so vor sich selbst den Glauben aufrechterhalten konnte, sein großes Wollen vollbringen zu können. Und der Natur dieses Mannes, der ein so vorzüglicher Regisseur und glänzender Kapellmeister gewesen ist, entspricht es auch durchaus, wenn dieses Aufgebot der mitwirkenden Kräfte zu einem sinnlichen Wirkungsmittel ausgenutzt wird. Einem Mahler versinnbilden diese Massen von Mitwirkenden die Architektur seines Kunstwerkes,

und er gab sich der Täuschung hin, daß ein in solchen Riesenmaßen errichteter Bau notwendig groß werden müsse. In einer Zeit, die mit der Forderung nach dem verdunkelten Konzertsaal und nach dem versenkten Orchester dartun möchte, daß uns die Mittel, durch die das geistig empfangene und nur geistig zu erlebende Kunstwerk der Musik in die Erscheinung tritt, gar nichts angehen, gewinnt ein bedeutender Geist — ein solcher war Mahler — und ein gigantischer Woller seine stärksten Wirkungen durch eine körperlich musikalische Architektur.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß in einem solchen Aufbau, wie er ganz geschickt im Zirkus Schumann (vorher nicht mit minderem Regietalent in riesigen Festhallen zu München, Mannheim und Frankfurt) vollbracht worden ist, eine große Wirkung liegt. Ja diese Wirkung löst sogar rein musikalische Werte aus, insofern die innere musikalische Struktur des aufgeführten Werkes gewissermaßen verdichtet wird. Man stelle sich doch vor: im Hintergrund eine gewaltige Orgel, vor ihr, auf hoch aufgebauten Emporen, ein großer Chor von Kindern; davor einige hundert Männer; dann als zwei vorgeschobene Flügel zwei große Frauenchöre; in der Mitte ein riesenhaftes Orchester, in dem noch eine Reihe von Instrumenten stehen, die wir sonst hier nicht zu sehen gewohnt sind, als Klavier, Celesta, Mandoline, Harmonium, ferner eine Fülle von Schlagwerk, darunter Glockenspiel und Glockenstimmen, und zu alledem noch ein besonders aufgestellter Bläserchor; das alles nun unter die Botmäßigkeit gestellt eines von hohem Podium her leitenden Dirigenten, — es liegt in alledem zweifellos eine große sinnliche Ausdrucksfähigkeit des Gegeneinanderwogens musikalischer Kräfte, ihres Zusammenschlusses, ihres gewaltigen Aufbrausens, ihres völligen Verebbens. Der Anblick, den ich von der obersten Sitzreihe des Zirkus genoß, die auch die vieltausendköpfige Menge, die diesen Riesenraum bis auf den letzten Platz füllte, in den Bereich meiner Augen brachte, war von herrlicher Schönheit, für mich weitaus das Schönste, was der ganze Abend brachte. Und so sehr ich die Männer schätze und das Streben achte, das für den Musikgenuß eine höchste Vergeistigung der Mitteilungs- und Empfangsform erstrebt, es liegen doch auch in dieser sinnfälligen Mitteilungsweise Schönheitskräfte beschlossen, die man nicht ohne weiteres preisgeben darf, die für manche Werke auch eine künstlerische Erhöhung bringen müssen.

Mahler ist einer der glänzendsten reproduzierenden Musiker gewesen, die wir jemals gehabt haben, und in dieser Entdeckung von Wirkungsmöglichkeiten der Musik hat er sicher ein schöpferisches Vermögen besessen. Andererseits scheint es mir unmöglich, auf die Dauer die Augen vor der Tatsache zu verschließen, daß Mahler sich über seine kunstschöpferischen Fähigkeiten in einer Täuschung befunden hat, die angesichts seines erstaunlichen Kraftaufwandes in der Verwirklichung seiner Pläne etwas erdrückend Tragisches hat. Es fehlt dieser Tragödie so ganz die Erlösungskraft. Die Opfer scheinen einem unnütz vertan. Es ist nicht der Sturz eines Giganten, der am Unmöglichen gescheitert ist, sondern der Absturz eines vermessenen Kletterers, der sich an einen Aufstieg wagte, für den seine Kräfte von vornherein nicht zureichten. Die beste Ausrüstung mit allem Handwerkszeug der Bergkletterei, selbst die Zuhilfenahme erprobter Führer (sie heißen hier Richard Wagner, Bach, Strauß usw.), vermögen den schließlichen Zusammenbruch nicht zu vermeiden.

Mahlers achte Sinfonie ist im Grunde eine riesige Kantate in zwei Teilen. Der erste kürzere ist eine Vertonung des altkatholischen Hymnus „Veni, creator spiritus", der zweite bringt die Schlußszene des zweiten Teiles von Goethes „Faust". Es ist von den Erklärern viel Deutungsmühe aufgewendet worden, um der Verbindung dieser beiden reichlich wesensfremden Bestandteile einen tieferen Sinn zu geben, wie denn überhaupt die Mahlerfreunde gerade bei diesem Werke ihre Wertungsurteile bedenklich hoch, ja herausfordernd eingestellt haben. Es sollten mir diese inneren Zusammenhänge ziemlich gleichgültig sein, wenn mich jeder der einzelnen Teile für sich zu überzeugen vermöchte.

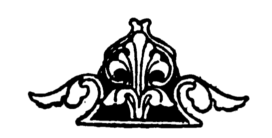
Mahler — ich habe ihn nicht persönlich gekannt — muß eine merkwürdige Mischung von Raffinement und Naivität gewesen sein. Er hat von jeher eine Vorliebe gerade für die

kindlichen Äußerungen in „Des Knaben Wunderhorn“ bekundet, die in Verbindung mit seiner Scharfgeistigkeit als „gemacht“ wirken würde, stände man nicht immer wieder vor so gewaltigen Aufwendungen von Arbeitskraft und Willensenergie, daß man sagen muß: Nein, der so viel tut, der muß selber subjektiv durchaus wahrhaftig sein. Und so muß in diesem modernen Menschen auch ein starker mystischer Einschlag gewesen sein, der dann seinerseits wieder seltsamerweise eine mehr verstandesmäßige Äußerung erfährt.

So waltet z. B. in der Verarbeitung des thematischen Materials dieser Sinfonie zwischen den beiden Teilen eine Fülle von Beziehungen. Das thematische Material des ersten Teiles erhält erst in Parallelstellen des zweiten Teiles seine wirkliche Ausbildung und endgültige Bedeutung. Hier liegt zweifellos eine bewundernswerte Leistung geistiger Kunstdenkarbeit vor. Es würde eines häufigeren Hörens bedürfen, um hinter die Beziehungen zu kommen, die sich Mahler zwischen den entsprechenden Textstellen des ersten und des zweiten Teiles doch wohl sicher gedacht hat. So wirken nur wenige Stellen, vor allen Dingen die Wiederaufnahme der ersten Anrufung des Heiligen Geistes zum Schluß des Werkes, wo die Vergeistigung der gesamten Welt gewissermaßen Tatsache geworden ist, gleich beim erstenmal überzeugend. Das hat seinen Grund zum guten Teil darin, daß die thematische Erfindungskraft nur sehr gering ist. Das urmusikalische Vermögen charakteristischer Melodieerfindung ist ihm versagt. Man hat nicht mit Unrecht diese Vorwürfe auch gegen Richard Strauß erhoben, und trotzdem wird man den sinfonischen Dichtungen des letzteren nicht die Eigenschaften eines gewaltigen Aufbaus und fortreißender Kraft absprechen können. Strauß vermag also durch das Wie der Verarbeitung das geringe Was des thematischen Materials vergessen zu machen. Mahlers Kunstfertigkeit der Orchestrierung steht auf höchster Stufe, trotzdem erreicht er niemals eine derartige Größenwirkung, wie sie Strauß eigentlich in jedem seiner sinfonischen Werke an der einen oder anderen Stelle erzwingt. Was bei Mahler z. B. in den Schlußsätzen groß wirkt, ist lediglich die Masse. Man wird von dieser Masse aufgebotener musikalischer Mittel förmlich erdrückt, und die Füllung unserer Sinne mit ungeheuren Mitteln mag für Augenblicke die Empfindung, ein Großes empfangen zu haben, auslösen. Sicher vermag dieser Eindruck nicht zu haften. Was Mahler an musikalisch Eigenem zu geben hatte, lag auf dem Gebiet des Intimen. Dem Mann geht jegliche Al fresco-Kraft ab. Es lockt ihn unwiderstehlich — auch in diesem Werke, wo es sein bewundernswerter Kunstverstand ganz auf einfache Größe anlegt — immer wieder zu kleinen Einzelbildchen, und in diesen wird man sehr viel Schönes entdecken, freilich bei weitem nicht so viel, wie etwa in seiner vierten Sinfonie, wo ihm diese Kleinmalerei Selbstzweck war. So zerfließt ihm der zweite Teil überhaupt in Einzelheiten, und hier, wo es eines Glutstromes heißer lyrischer Empfindung bedurfte, fühlen wir erschreckend, daß es sich nur um Scheinfeuer handelt. Die Melodiebildung ist stellenweise erschreckend trivial und überall weichlich unbedeutend. An manchen Stellen traten mir Empfindungserinnerungen von Rossinis „Stabat mater“ und ähnlichen Werken vor die Seele. In diesen Augenblicken wird dann der ungeheure Aufbau der mitwirkenden Kräfte, der vorher bedeutende sinnliche Wirkungen getan hat, zum Fluch.

Man fragt sich: Wozu das Riesenaufgebot für ein so bescheidenes Ergebnis? Erschreckend klafft der Abstand zwischen Form und Inhalt, und wenn man zuvor aus dem großen Wollen die Riesenformen sich erklären konnte, so wird einem jetzt zum Schluß, wo man die Formen leer geblieben sieht, selbst jenes Wollen entwertet. Als tragisches Ergebnis bleibt einem einer der Schlußverse des Textes haften: „Das Unzulängliche, hier ward's Ereignis.“

Karl Storck





Ein Ganzdeutscher

Ein Mann namens Philipp Stauff hat sich vor ein paar Wochen in der „Deutschen Tagesztg.“, wie er vermeinte, „grundsätzlich“ über „das Halbdeutsche“ ausgesprochen. Repräsentanten solchen Halbdeutschtums, das in unserem öffentlichen Leben eine „geradezu verwirrende“ Rolle spiele, sind ihm — außer dem „Allgemeinen deutschen Sprachverein“ — in Österreich: der „Deutsche Schulverein“, und im Reich: der „Verein für das Deutschtum im Auslande“. In ihnen — so erklärt er uns in der dunkelen Sprache dieser späten Wotanspriester und Runendeuter — „walteten von Grund auf überhaupt keine deutschen Erkenntnisse“. Schließlich sei es zwecklos, der tschechisierenden Klerisei ein paar Schulkinder zu entreißen, wenn man sie dafür in eine andere undeutsche Richtung — „Börsenfreisinn, Schulfreisinn“ — hineinerziehe. Nach der Logik des seltsamen Mannes hätten wir somit, weil wir Prag und Laibach verloren, nun auch den Nordrand Böhmens an die Tschechen und Cilli und Marburg an die Slovenen auszuliefern. Denn — so kündet Philipp Stauff uns des weiteren — „was nützen uns heute solche Vereinigungen? Sie schieben das deutsche Wollen auf einzelne tote Geleise. Das ist alles. Und sie verhindern den einzelnen deutschbewußten Mann, dorthin vorzudringen, wo er sich wirklich im Dienste seines Volkstums betätigen könnte. Sein Wille, seine Opfer werden ganz untergeordneten Nebenzwecken dienstbar gemacht, die nach etwas aussehen, aber nichts sind im heutigen Zeitenstrudel. Wer nicht ganz deutsch ist mit Leib und Seele, der ist überhaupt nicht deutsch. Und Bestrebungen, die nicht klarbewußt germanisch sind, die sind auch nicht deutsch zu nennen. All dies Halbdeutsche richtet unter uns einen sehr großen Schaden an, und die Leute bilden sich dabei ein, sie stifteten Nutzen! Auf die Wand kommt es an, nicht auf die Tünche! Und auf das Deutschsein, nicht auf das Sichdeutschgebärden!“

Also Philipp Stauff, der klarbewußte Germane und Schöpfer deutscher Erkenntnisse.

R. B.

Nationale Selbstverhöhnung

Vor hundert Jahren stand Deutschland unter dem harten Druck Napoleons. Er verübte beispiellose Erpressungen. „Ich habe aus Preußen eine Milliarde Franken herausgeholt.“ Das gestand er selbst. Er dachte dabei nur an die baren Zahlungen. Die wirklichen Kriegslasten stellten sich doppelt so hoch. Preußen zählte damals nur 4,6 Millionen Einwohner. Noch ärger waren seine Erpressungen an Menschen. Von den 400 000 Mann des großen Heeres gegen Rußland hatte Napoleon mehr als 200 000 Mann in Deutschland aufbringen lassen. Die verhaßten Deutschen mußten ihm das meiste Kanonenfutter liefern. Am ärgsten wurde von seinen französischen Soldaten mit ihrer lockeren Zucht der Mädchenraub betrieben. Kein weibliches Wesen war vor den frechen Scharen sicher. Und dennoch ist Napoleon von den Deutschen bis in die Neuzeit über Gebühr gefeiert worden. Einige weltfremde Gelehrte wollten jüngst gar eine „Deutsche Napoleon-

Gesellschaft" zur weiteren Würdigung dieses ingrimmigen Deutschverächters begründen. Doch fand der Plan begreiflichen Widerspruch und scheint fallen gelassen worden zu sein. Den Gipfel nationaler Entartung erklomm aber der Reit- und Fahrverein in Duisburg mit einem Reiterfestspiel am 21. April. Im zweiten Bild wurde die festliche Begrüßung Napoleons durch Ratsherren und Bürger Duisburgs auf seinem Marsch nach Wesel vom 2. November 1811 vorgeführt. Ein Bild deutscher Demütigung aus trübster Zeit! War kein Ernst Moritz Arndt da, der gegen diese nationale Selbstverhöhnung etlicher Sportsleute das Volk aufrief?

*

So mußte es kommen

Ein deutscher Lehrer, der sich zurzeit in Besançon aufhält, berichtet der Zeitschrift des Allg. Deutschen Sprachvereins, daß die französischen Professoren dort über das deutsche Kauderwelsch spotten. Reichlich Anlaß dazu geben ihnen die vier Reklambändchen „Pariser Leben" von Eckstein, die in den französischen Sprachkursen zur Übersetzung in die Fremdsprache benutzt werden und mit überflüssigen Fremdwörtern gespickt sind. Ganz dieselbe Auffassung bezeugt ein Schreiben, in dem sich ein französisches Mitglied des Vereins, Herr Gaston le Boucher, sehr kräftig über deutsche Fremdwörterei ausspricht. Es lautet wörtlich:

Ich gestatte mir, Sie auf folgenden „schönen", vor kurzem in der Woche (A. Scherl, Berlin) erschienenen Satz aufmerksam zu machen, und es würde mir eine große Freude bereiten, ihn in den Spalten der Zeitschrift wiederzufinden. Ich kann nicht umhin, ihn als ekelhaft zu bezeichnen. Wenn ich als Franzose eine deutsche Zeitschrift beziehe, so glaube ich berechtigt zu sein, auch gutes Deutsch zu verlangen. Auf Spalte 2113 Nummer 50 der Woche heißt es (Neue Rasse von Olga Wohlbrück):

„Rechtsanwalt Labisch hatte sich von der Morgengratulation dispensiert, abends jedoch war er erschienen, mit seinem jovialen Lächeln, seiner runden Bonhomie und einem famosen Speech, den er mehr aus persönlicher Koketterie hielt als aus Pflichtgefühl."

Ist das Deutsch? Oder sind alle Deutschen so tüchtige Sprachkenner, daß sie ohne weiteres Französisch und Englisch tadellos beherrschen? Warum druckt die Woche dann nicht einfach fremdsprachliche Aufsätze ab? Und wenn die Dame, die den Roman geschrieben, nicht genügend Deutsch kann, um in dieser Sprache zu schreiben, oder vielleicht diese Sprache als zu arm oder zu „ordinär" betrachtet, warum läßt sie nicht die Finger ganz davon und tut etwas anderes, wozu sie mehr geeignet ist? Ich habe zum Spaß den Satz auf Französisch übersetzt und der „Eleganz" und Feinheit wegen für französische und englische Wörter deutsche Ausdrücke gesetzt. Wir bekommen dann eine reizende neue Schreibart; vielleicht bekommt sie bald in meinem Vaterlande zahlreiche Anhänger. Die Sache würde ungefähr so lauten:

Maître Labisch avait cru pouvoir hinweggehen sur la Beglückwünschung au matin, quoiqu'il se fût présenté le soir, un sourire fröhlich aux lèvres, avec sa franche Biederkeit et accompagné d'une superbe Rede, faite d'ailleurs bien plus par Gefallsucht que par un sentiment de devoir.

Glauben Sie, daß eine französische Zeitschrift oder irgendein französischer Verleger sich getrauen würde, so etwas herauszugeben? Ich habe Deutsch lieb — es ist eine schöne, reiche, wohlklingende Sprache —, aber diese unnützen Fremdwörter mit ihrem ausländischen Tonfall wirken einfach gräßlich, das Ebenmaß geht dabei ganz verloren. Es macht mir den Eindruck, als sähe ich statt eines kräftigen Mannes, der stolz einherschreitet, einen armen Krüppel sich mühsam dahinschleppen!

*

Jugendraub

In Berlin ist einem jungen Manne — dem Sohn des Vorwärtsredakteurs Düwell, der bei der letzten Wahl Herrn Kämpf sein Mandat streitig machte und über ein kleines vielleicht nochmals streitig machen wird — die Zulassung zum einjährigen Dienst und zum Abiturientenexamen geweigert worden, weil

er einen sozialdemokratischen Jugendverein gegründet hatte. Sozialdemokratische Jugendvereine sind unsympathisch: ohne Frage. Es ist etwas Trostloses darin, die Halbflüggen und Urteilslosen in das Parteischema hineinzuzwängen und sie zu drillen, auf daß sie so früh als möglich in der Agitation ihren Mann stehen. Fraglicher ist schon, ob eine Übertretung des Vereinsgesetzes vom Standpunkt strikten Rechts den jungen Düwell ausreichend bemakelte. Am meisten fraglich, ob das eingeschlagene Verfahren praktisch war. Es kann ja sein (wenngleich auch eine andere Entwicklung möglich und denkbar wäre): der Sohn wäre fürder in Vaters Fußstapfen gewandelt. Hätte auch nach absolvierten Studien das Bedürfnis empfunden, die rote Fahne emsiglich zu schwenken. Dann hätten wir einen sozialdemokratischen Arzt oder Anwalt mehr, und das Deutsche Reich, das — leider — ihrer schon so viele trägt, wäre an dem einen mehr auch nicht zugrunde gegangen. Gewiß: es wird auch nicht aus den Fugen geraten, weil Düwell fils nun nicht studieren kann: es studieren ohnehin viel zu viele. Aber die Schar der Leute, die an dem unbeirrbaren Gerechtigkeitssinn der preußisch-deutschen Staatsorgane zweifeln und ihrer Fähigkeit, über den Dingen zu stehen, wird doch wohl neuen Zulauf erfahren. Man soll die Verfehlungen Unerwachsener, noch nicht Ausgereifter nicht mit Strafen belegen, die ein ganzes Leben beschatten können. Das ist genau so ein Raub an der Jugend und eine Versündigung an ihr wie die sozialdemokratischen Jugendvereine. R. B.

*

Kolonialpolitik und sexuelle Frage

Der Reichstag beschäftigte sich kürzlich mit der Frage der Mischlinge in den Kolonien, aber nur oberflächlich. Man beschränkte sich darauf, darüber zu diskutieren, ob Ehen zwischen Weißen und Farbigen in den Kolonien anerkannt werden sollten, obgleich nur ein Prozent der Mischlinge davon berührt wird. Man kann es bedauern, daß die Mehrheit des Reichstages den Standpunkt der Kommission billigte, die für die Anerkennung solcher Ehen eintrat, aber gegen die Mischlingsgefahr ist doch mit noch so strengen Eheverboten nicht viel auszurichten, um so weniger, als die Verbote ja so leicht umgangen werden können, da in englischen Nachbarkolonien schwarzweiße Ehen zulässig sind.

Warum verfiel übrigens niemand darauf, während der Debatte die Mischlingsfrage mit der sexuellen Frage in der Heimat in Zusammenhang zu bringen? Und doch läge das eigentlich sehr nahe. Jedes Jahr werden in Deutschland durchschnittlich 180 000 uneheliche Kinder geboren, von allen Geburten gehört fast der zehnte Teil dazu. In der Regel gehören die Mütter solcher Kinder einem niedrigeren Stande an als der Vater; man brauchte sich also nur vorzustellen, daß die Volksschicht, der die Mütter entstammen, eine dunkle Hautfarbe hätte, damit die Ähnlichkeit zwischen der heimischen und der kolonialen Mischlingsfrage in die Augen fiele. Wenn Ehen zwischen Eltern unehelicher weißer Kinder nicht zustandekommen, so liegt das doch meist daran, daß die Mutter dem Vater nicht als eine standesgemäße Partie erscheint. Ob das nur Standesdünkel ist, oder berechtigter Stolz eines höher entwickelten Menschentyps, mag ganz dahingestellt bleiben; die Wirkung für die Mutter ist jedenfalls, daß auf sie wie auf die Mutter eines Mischlings in den Kolonien der Fluch der Ächtung seitens einer herrschenden Gesellschaftsschicht fällt. In der Theorie wird niemand uneheliche Kinder aus dem eigenen Volke mit afrikanischen Mischlingen auf eine Stufe stellen wollen; in der Praxis aber brandmarkt unsere Moralanschauung die ledige Mutter, untergräbt ihre wirtschaftliche Existenz und zwingt sie damit, ihr Kind gegen Bezahlung fremden Händen anzuvertrauen. Der Durchschnitt der Totgeburten bei den unehelichen Kindern beträgt in Deutschland 5%, gegen 3% insgesamt, der Durchschnitt der im ersten Lebensjahre sterbenden 32,7% gegen 19,8% insgesamt. Nur 18% der unehelichen Knaben, gegen 66% im ganzen, erreichen das militärpflichtige Alter. Dagegen rekrutiert sich die Welt der Verbrecher, Dirnen und Land-

streicher in einem erschreckenden Grade aus unehelich Geborenen, die unter den rückfälligen Verbrechern sogar noch stärker vertreten sind.

Eine Gefahr bedeutet also die Frage der Unehelichen in Deutschland so gut wie die der Mischlinge in den Kolonien, eine Gefahr, die in dem Maße wächst, als die Ehe als Form des Zusammenlebens aus einer Regel zu einer Ausnahme wird. Im Jahre 1900 waren im Deutschen Reiche im zeugungs- und gebärfähigen Alter 43,7% aller Männer, 44,8% aller Frauen unverheiratet, im Alter der Jugendkraft und des regsten Geschlechtsbedürfnisses sogar 76,2% bzw. 79,4%. Die Mischlingsgefahr in den Kolonien ist aber noch viel bedrohlicher. Auf Samoa beträgt die Zahl der Weißen 491, die der Mischlinge 1009, in Togo stehen 243 Mischlinge 363 Europäern gegenüber. In Südafrika gibt es schon 422 Bastarde. 45 halbweiße Kinder werden dort von der Rheinischen Mission in einem Erziehungsheim unterhalten. Das Tempo der Zunahme der Mischlinge beschleunigt sich überall derart, daß sie schließlich zur schlimmsten Gefahr für den Fortbestand der Herrschaft der kolonisierenden Nation werden müssen.

Die „Kreuzzeitung" führte kürzlich in einem Leitartikel aus, viel wirksamer als Eheverbote würden Alimentierungspflichten der Vermehrung der Mischlinge entgegenwirken können. Das ist richtig. Die Frage der Mischlinge wie der Unehelichen ist in erster Linie eine Frage der Abwälzbarkeit der sexuellen Schuld vom Manne auf Weib und Kind. Je mehr in den Kolonien das sexuelle Verantwortlichkeitsgefühl beim weißen Manne gestärkt wird, desto weniger kann sich die Mischlingsfrage zu einer Gefahr auswachsen. Man sollte aber aus den kolonialen Folgen der geschlechtlichen Zügellosigkeit des weißen Mannes die Mahnung ableiten, daß wir auch in der Heimat es immer weniger dulden dürfen, daß der Mann höherer Stände, dem der gesellschaftliche Ehrenkodex gebietet, ein „Mädchen aus der Gesellschaft" zu heiraten, sich hingegen ungestört auf Kosten der „Mädchen aus dem Volke", d. h. der niederen Stände, geschlechtlich auslebt, sogar, und wie oft, in Fällen, wo der geschlechtliche Verkehr wirtschaftliche Abhängigkeit, also moderne Sklaverei, zur Grundlage hat. Kann es eine schlimmere Schmach für unsere moderne Kultur geben, als daß jeder Mann es ungestraft zulassen darf, daß die Mutter seines unehelichen Kindes als Verworfene gleich dem niedrigsten Verbrecher aus der Gesellschaft ausgestoßen und der Verzweiflung preisgegeben wird, während er, selbst wenn man so etwas weiß und selbst wenn er sich noch mit seiner fast sühnefreien Schuld brüstet, stolz erhobenen Hauptes ferner unter seinesgleichen einhergehen darf? O. C.

Offizierswucherschwindel

Aus dem gelobten Lande des Geld- und Warenwuchers, aus Ungarn, erhalten Offiziere gelegentlich unaufgefordert Anerbietungen von Darlehen zu verlockenden Bedingungen, so u. a. von „Rigócz & Hartmann, Bankkommissions- und Handelsbureau in Budapest VII, Rózsa-utca 29". Die geldbedürftigen Offiziere haben nur eine sehr harmlos aussehende Vollmacht zu unterzeichnen und dann die genannte Firma zu beauftragen, bei einem ihr beliebigen Institut ein Darlehen zu besorgen. Dafür verpflichten sie sich lediglich, 4 Prozent des bewilligten Betrages nach Erhalt des Darlehens zu bezahlen. „Sollte die obige Firma für mich kein Darlehen erwirken können, so habe ich gar nichts zu bezahlen."

Wer diese Vollmacht unterzeichnet, muß es bitter bereuen. Hat er darin ein Darlehen von etwa 10 000 Mark verlangt, so erhält er zwar ein Angebot, aber zu so wucherischen Bedingungen, daß es unannehmbar ist. Der Offizier lehnt es ab. Nunmehr verlangt aber die Pester Firma ihre Vermittlungsgebühr von 4 Prozent mit 400 Mark, unter Hinweis auf den harmlos klingenden Satz der Vollmacht: „Dieser Verpflichtung (der Firma Rigócz & Hartmann 4 Prozent des Darlehens zu zahlen) muß ich auch in dem Falle nachkommen, wenn ich die Aufnahme des Darlehens aus welchem Grunde immer verweigern würde."

Vor Pester Geldverleihern und Geldvermittlern ist unbedingt und ausnahmslos zu warnen.

*

Namensheiraten

Ehedem, wenn wir von den Pariser Liebeshändlerinnen hörten, die sich altadelige Namen zugelegt hätten, lächelten wir. So recht überlegen, wie wir etwa auch über die unblutigen Renommierduelle französischer Deputierten und Zeitungsredakteure lächeln. Aus dem Gefühl der Sicherheit heraus, dem halb stolzen, halb pharisäischen Bewußtsein: bei uns ist dergleichen denn doch gottlob nicht möglich. Verschwundener Zeiten Pracht! Jetzt, wenn man nächtens die Stätten durchstreift, da angeblich Berlin sich nicht langweilt, werden einem unter deren berufsmäßigen Besucherinnen im Handumdrehen fünf, sechs gezeigt, die das Recht haben, das spitzengeschmückte Seidenhemd mit einer sieben- bis neunzackigen Krone zu zieren. Wohlgemerkt: das Recht. Denn die Pariser Kolleginnen führen bei der Latitüde, die dort in diesen Dingen herrscht, den Titel als nome de guerre. Sozusagen: auf Grund von Usurpation, wenn nicht gar freier Erfindung. Bei uns, im Machtbereich des wachenden Heroldsamts, heißt es aber auch vom Adelsprädikat: Erwirb es, um es zu besitzen. Oder: erheirate Dir's. Die Berliner Liebeshändlerinnen (und die anderen, noch zahlreicheren, die sich „zur Ruhe gesetzt" haben und einem verheirateten oder unverheirateten Kavalier das illegitime Haus betreuen) haben sich's erheiratet. Für ein paar tausend Mark, die sie den lungernden Sproß einer alten Familie in den Schoß warfen, der nicht den Mut fand, rechtzeitig ein verdorbenes Leben zu enden und nun zwei-, dreimal im Jahr — so schnell eben die Scheidungsgerichte arbeiten — adelsbeflissene Huldinnen zum Traualtar geleitet. Das sind jetzt Baroninnen und Gräfinnen, und wehe, wer es bezweifelt. Woraus man wieder einmal sieht, daß wir Deutsche, wenn wir etwas machen, es gründlich machen. R. B.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des Türmers**, beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße** 8, zu richten. Für unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den **„Briefen"** des **„Türmers"** beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung ist **nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen adressiere man an **Greiner & Pfeiffer, Verlag in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer" durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIV. Jahrg. Juli 1912 Heft 10

Zwei Lieder
von
Fritz Brandt

1. IHR HUNDERTBLÄTTRIGEN, IHR DUNKLEN ROSEN
(Paul Heyse)

Adagio

GESANG

PIANO

p espress.

Ihr hun - dert - blätt-ri-gen, ihr dunk - len Ro - sen, ihr

mf

Ped.



Più mosso

— mahnt an hun - dert-fach ge - küß - te Lip - pen, ihr

Ped. *

duf - tet um den Schlaf den Lie - be - lo - sen.

legato

cresc.

rit. - -

f dim. p

O

a tempo

blü - - hen - de Nar - zis - - - sen.

a tempo

cresc.

f



Poco più mosso

f

Heut nacht, da ich em-

meno f

Ped.

mf *cresc.*

por-schrak aus dem Traum, glaubt' ich ihr Haupt zu

mf *cresc.*

Ped. *

rit.

sehn auf mei-nem Kis-sen.

f *rit.*

p

Ped. *
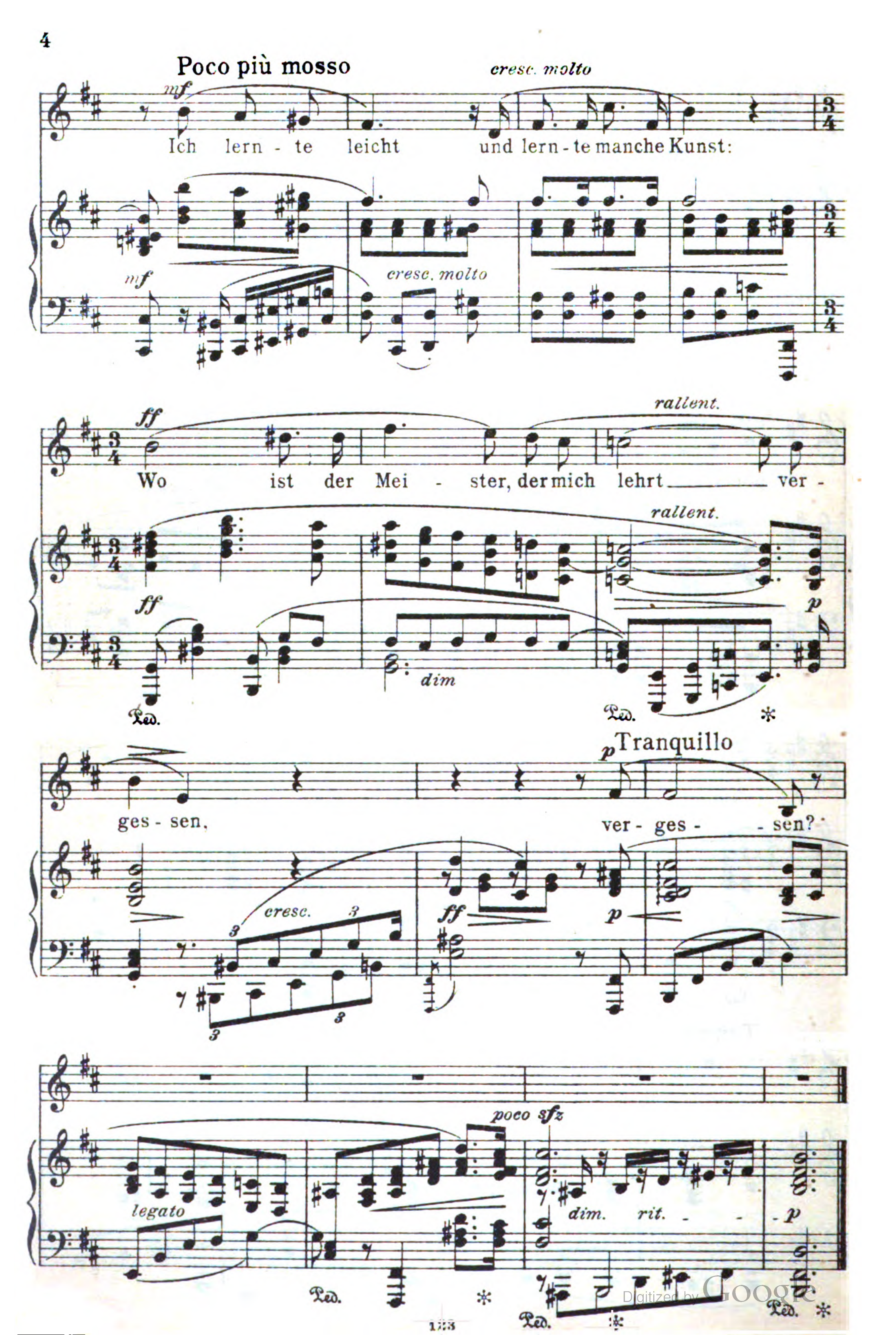
Ped. *

Tempo I

p

Dunk-le Cy-pres-sen!

Ped. *


Poco più mosso
mf
cresc. molto
Ich lern - te leicht und lern - te manche Kunst:
mf
cresc. molto
ff
rallent.
Wo ist der Mei - ster, der mich lehrt ver -
ff
rallent.
dim
p
Tranquillo
p
ges - sen, ver - ges - sen?
cresc.
ff
p
poco sfz
legato
dim. rit. - - p

2. SO HELL SINGT KEIN VOGEL IM BAUM
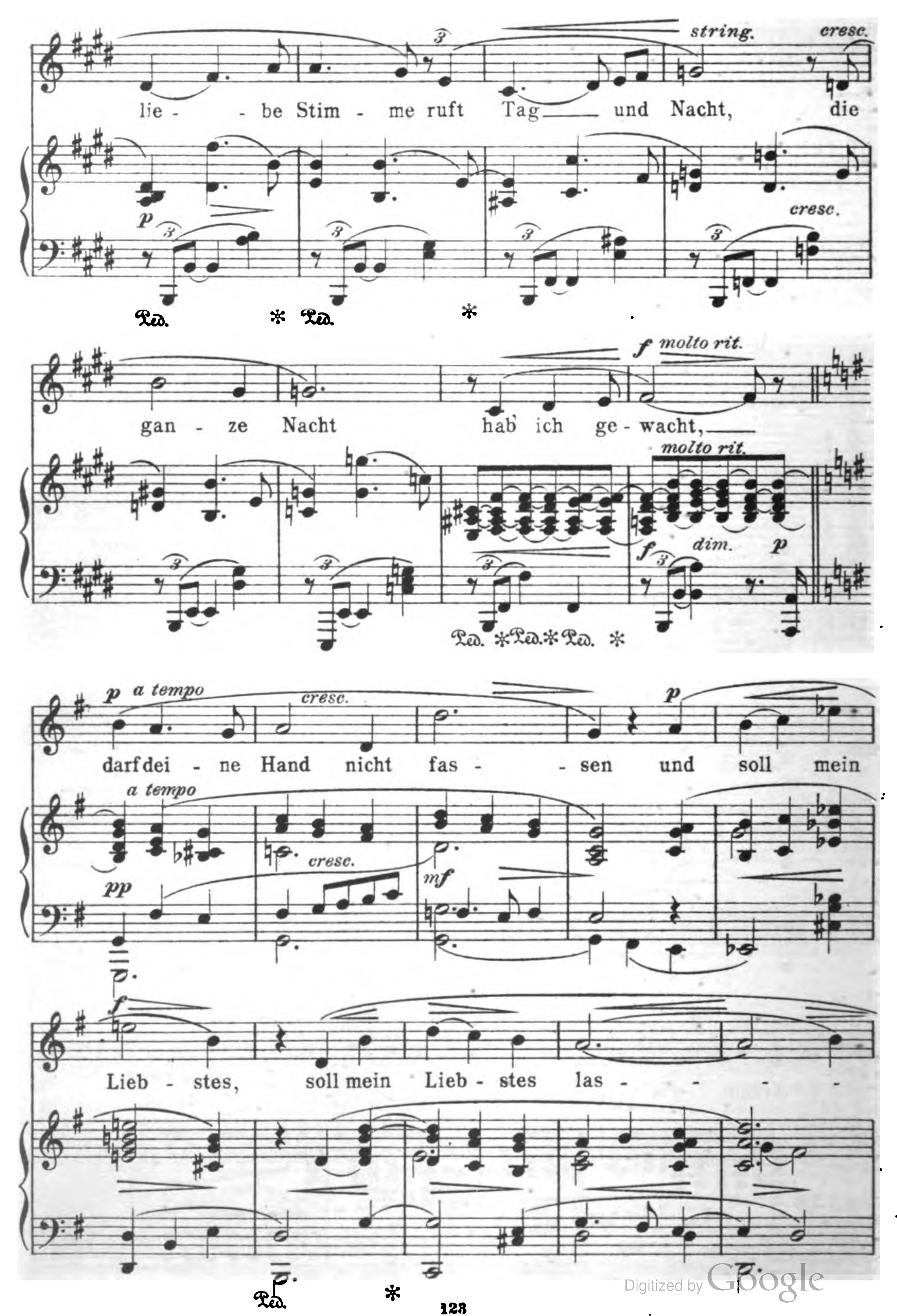
(Gustav Falke)

Allegretto (nicht zu lebhaft)

GESANG

PIANO

So hell singt kein Vo-gel im Baum, wie mein Herz singt von dir, so schön hat keins ei-nen Traum, wie mein Herz träumt von dir. Ei-ne


string.
cresc.
lie - - be Stim - me ruft Tag und Nacht, die
p
cresc.
Ped.
Ped.
f molto rit.
gan - ze Nacht hab ich ge - wacht,
molto rit.
dim.
p
Ped. Ped. Ped.
p a tempo
cresc.
p
darf dei - ne Hand nicht fas - - sen und soll mein
a tempo
pp
cresc.
mf
f
Lieb - stes, soll mein Lieb - stes las - - - - -
Ped.

rit. — a tempo — *mf*

sen. So leuchtet am Himmel kein

Stern, wie mein Herz leuch - tet von

p cresc. — breiter

dir, so ist keins ei - nem an - dern so
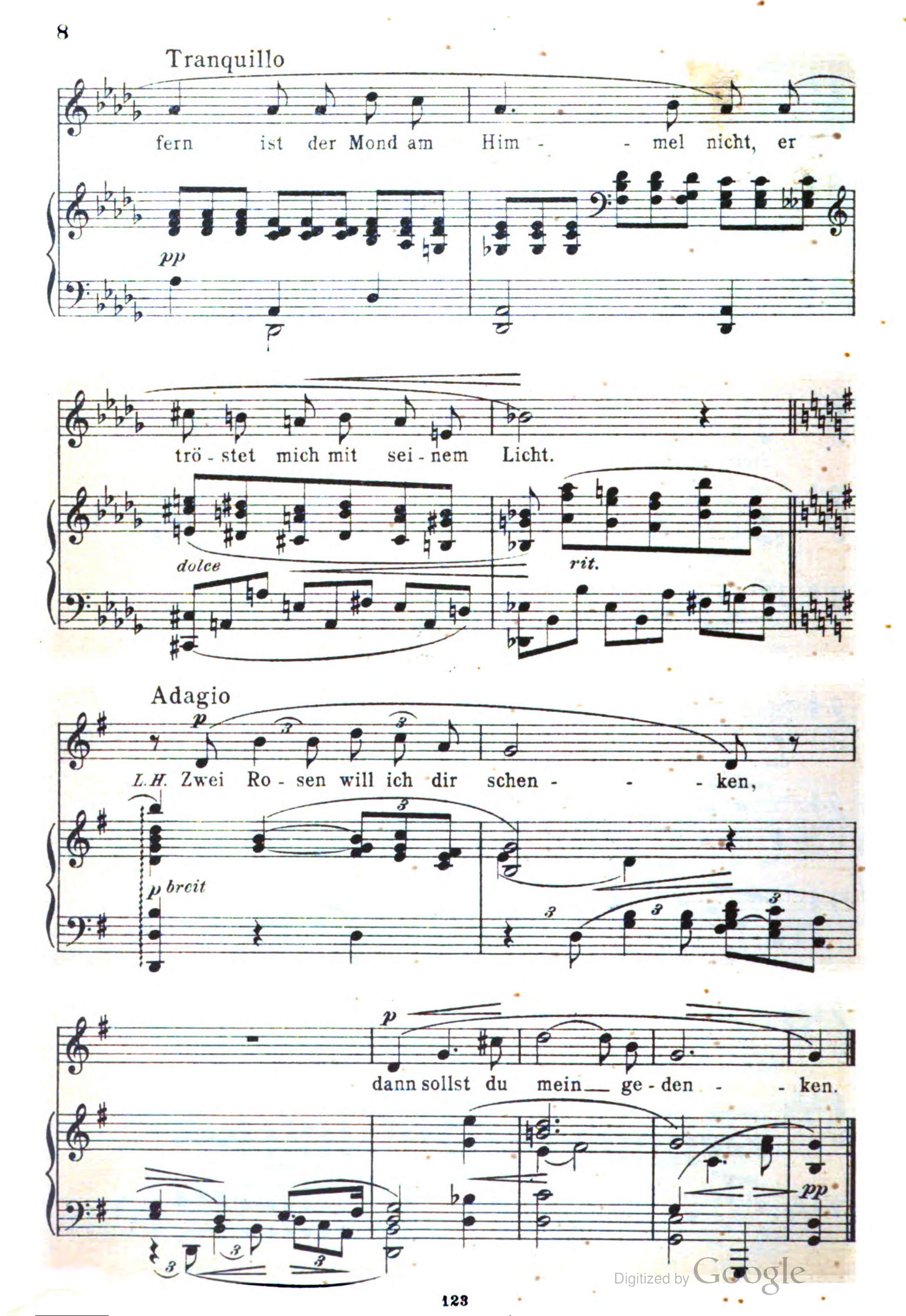
pp cresc.

f — *p* — poco rit. — dim.

fern, als du nun gehst von mir; so

mp — dim. — *mf*

Ped. *


Tranquillo
fern ist der Mond am Him - - mel nicht, er
pp
trö - stet mich mit sei - nem Licht.
dolce
rit.
Adagio
p
L.H. Zwei Ro - sen will ich dir schen - - - ken,
p breit
p
dann sollst du mein ge - den - - ken.
pp

Alte Mühle



Ludwig von Senger



XIV. Jahrg. August 1912 Heft 11

Landsorgen

Von Artur Dix

Friedrich der Große nennt den Ackerbau „die erste der Künste“ — eine in doppeltem Sinne berechtigte Charakteristik: zeitlich sowohl wie bezüglich der bleibenden Wertung. Hat auch der Ackerbau in hochentwickelten, dicht bevölkerten Kulturstaaten seine überragende Stellung im Gesamtrahmen der Volkswirtschaft eingebüßt, so behauptet er doch auch hier wenigstens mittelbar den wichtigsten Platz insofern, als die Ergänzung der heimischen Produktion durch die Einfuhr fremder Ackerbauerzeugnisse im Mittelpunkt der Wirtschaftspolitik steht.

Wie die Landwirtschaft den Ausgangspunkt aller Kultur und aller gewerblichen Betätigung bildet, so hat sich auch durch die Jahrtausende hindurch die in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung als stärkster und wichtigster Teil der Gesamtbevölkerung in fast allen Ländern und zumal unter der Gesamtbewohnerschaft der Erde erhalten. Selbst wo in fortgeschrittensten Industrieländern die landwirtschaftliche Bevölkerung unter die Hälfte der Gesamtbevölkerung herabsinkt, wird ein Ausgleich geschaffen durch die tropischen Tochterländer des europäischen Mutterlandes.

Das Gedeihen der Landwirtschaft war unter allen Verhältnissen und ist fortdauernd von höchster Bedeutung für die Gesamtheit. Eine blühende Landwirtschaft begünstigt eine schnelle Zunahme der Bevölkerung und ermöglicht den ausge-

Alte Mühle





XIV. Jahrg. August 1912 Heft 11

Landsorgen

Von Artur Dix

Friedrich der Große nennt den Ackerbau „die erste der Künste" — eine in doppeltem Sinne berechtigte Charakteristik: zeitlich sowohl wie bezüglich der bleibenden Wertung. Hat auch der Ackerbau in hochentwickelten, dicht bevölkerten Kulturstaaten seine überragende Stellung im Gesamtrahmen der Volkswirtschaft eingebüßt, so behauptet er doch auch hier wenigstens mittelbar den wichtigsten Platz insofern, als die Ergänzung der heimischen Produktion durch die Einfuhr fremder Ackerbauerzeugnisse im Mittelpunkt der Wirtschaftspolitik steht.

Wie die Landwirtschaft den Ausgangspunkt aller Kultur und aller gewerblichen Betätigung bildet, so hat sich auch durch die Jahrtausende hindurch die in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung als stärkster und wichtigster Teil der Gesamtbevölkerung in fast allen Ländern und zumal unter der Gesamtbewohnerschaft der Erde erhalten. Selbst wo in fortgeschrittensten Industrieländern die landwirtschaftliche Bevölkerung unter die Hälfte der Gesamtbevölkerung herabsinkt, wird ein Ausgleich geschaffen durch die tropischen Tochterländer des europäischen Mutterlandes.

Das Gedeihen der Landwirtschaft war unter allen Verhältnissen und ist fortdauernd von höchster Bedeutung für die Gesamtheit. Eine blühende Landwirtschaft begünstigt eine schnelle Zunahme der Bevölkerung und ermöglicht den ande-

ren Gewerben, ihren Bedarf, hauptsächlich an Nahrung, leichter und billiger zu beschaffen, als aus dem Auslande. Eine leistungsfähige Landwirtschaft gewährt den übrigen Gewerben unmittelbaren Absatz ohne weitgehende Transportkosten.

Zu der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Landwirtschaft gesellt sich ihre Bedeutung für die soziale Struktur und den innerpolitischen Aufbau eines Volkes, wie zugleich auch für seine äußere Weltstellung. Hinsichtlich der sozialen Struktur ist es zunächst von Wichtigkeit, daß in der Landwirtschaft die Zahl der Selbständigen relativ beträchtlich größer ist als in Industrie und Handel, daß der landwirtschaftliche Mittelstand im großen und ganzen einen wesentlich anderen Charakter trägt als der zum immer größer werdenden Teil in abhängiger Stellung befindliche städtische Mittelstand. Das ist von unverkennbarer Bedeutung auch für die politische Gestaltung im Innern.

Die politische Geltung und Sicherheit eines Staates nach außen hin wird von der Landwirtschaft einmal dadurch beeinflußt, daß die ländliche Bevölkerung den gesundesten, kräftigsten und zahlreichsten Nachwuchs und die relativ größte Rekrutenzahl stellt; sodann insofern, als die Widerstandsfähigkeit eines Landes im Kriegsfalle in wesentlichem Maße abhängig davon ist, bis zu welchem Grade die eigene Landwirtschaft den notwendigen Bedarf an Nahrungsmitteln zu decken vermag.

Ein Idealzustand wirtschaftspolitischer und militärpolitischer Unabhängigkeit und Sicherheit ist in dieser Beziehung vorhanden, wenn die landwirtschaftliche Produktion innerhalb des eigenen Staatsgebiets den Bedarf der darin wohnenden Bevölkerung an den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln zu decken vermag. Andernfalls entsteht eine mehr oder minder starke Abhängigkeit von fremden Staaten, und es ist daher speziell auch für Deutschland eine besonders wichtige Aufgabe der Landwirtschaft und Agrarpolitik, dahin zu streben, durch die eigene Produktion den heimischen Bedarf an unentbehrlichen Nahrungsmitteln zu decken.

Die Landwirtschaft in der Erfüllung dieser Aufgabe zu unterstützen, soweit es in seiner Macht liegt, ist der Staat schon durch die Rücksicht auf die eigene Existenz genötigt.

Die wirtschaftspolitischen und militärpolitischen Gesichtspunkte fallen entscheidend dafür ins Gewicht, daß, seitdem die Wohlfahrtspflege überhaupt als wesentliche Aufgabe des modernen Staates erkannt ist, ein hauptsächliches Augenmerk auf das Wohlergehen der Landbevölkerung gerichtet wird. Doch waren dies nur die nächsten, in gewisser Beziehung auch nur selbstische Rücksichten, von denen die Wohlfahrtspolitik des Staates sich bestimmen ließ; sie sind längst nicht mehr die einzigen. Ebenso große Bedeutung legen Staat und Gesellschaft, wenigstens bei uns in Deutschland, auf die ethischen und sozialwirtschaftlichen Beweggründe.

Der Gesellschaftskörper würde seine gesunden Kräfte und Säfte bald zersetzt haben, wenn dem auf Fabrikstätten und Stadtluft angewiesenen Teile des Volkes nicht immer aufs neue vom Lande her das unentbehrliche frische Blut zugeführt würde, und wenn gegenüber dem Genußleben der Stadt die einfachere Lebensweise des Landes nicht bewahrt würde. In sozialer Hinsicht ist namentlich noch von Bedeutung, daß gegenüber dem unruhigen Hin- und Herwogen der Bevölkerung in den Städten und Industriegebieten der Landmann mit seinen Leuten als

Faktor des Beharrens und, wenn es sein muß, des zähesten passiven Widerstandes sich geltend macht. Sodann mag betont sein, daß der Bauernstand weit weniger zur Vermehrung des Proletariats beiträgt. Die hauptsächlichsten Nährfrüchte gewinnt er ja zu einem großen Teil aus der eigenen Arbeit. Das schützt selbst in gedrücktesten Zeiten den Bauernstand gegen jene Art von Not, wie sie als Folge unverschuldeter Erwerbslosigkeit sowohl den Lohnarbeiter als auch den gewerblichen Mittelstand in den Städten heimsucht.

Wirtschaftlich kommt endlich in Betracht, daß das städtische Gemeinwesen mit seinem Gewerbefleiß nur gedeihen kann, wenn in der Landbevölkerung die genügende Kaufkraft vorhanden ist, um die Erzeugnisse des Handwerks abnehmen bzw. verbrauchen zu können, und daß ebenso, wie die Stadt diesen Rückhalt an einem wirtschaftlich kräftigen Hinterland, so die Industrie den aufnahmefähigen inneren Markt nicht entbehren kann, wenn sie gegenüber den starken Schwankungen des Weltmarktes sich behaupten will. Der innere Markt ist aber auch wieder ganz wesentlich auf den Landwirt angewiesen.

Alle diese Erwägungen sind bedeutsam genug, um auch die übrigen Teile der nationalen Gemeinschaft zu überzeugen, daß der Staat die landwirtschaftlichen Interessen dauernd und nachhaltig fördern muß, wenn er das allgemeine Wohl wirksam pflegen will. —

Beim gegenwärtigen Stande der Dinge ist die Arbeiterfrage für die Landwirtschaft von wesentlicherer Bedeutung als jede andere. Ungünstige weltwirtschaftliche Konjunkturen gehen vorüber; der Landwirtschaft ungünstige wirtschafts- und handelspolitische Maßnahmen lassen sich korrigieren, der Mangel an Arbeitskräften aber zeigt beharrlich die Tendenz, sich zu vermehren. Und die in der Not ergriffenen Aushilfsmittel werden unter nationalen wie auch unter ethischen Gesichtspunkten immer bedenklicher.

Obwohl im Durchschnitt die ländliche Bevölkerung das stärkste und gesundeste Wachstum aufweist, gibt es doch bereits weite ländliche Bezirke, die trotz hoher Geburtenüberschüsse infolge der Wanderungsbewegung an dem Gesamtwachstum des deutschen Volkes — jährlich rund eine Million Köpfe — keinen Anteil haben, ja sogar solche, in denen Bevölkerungsverminderung stattfindet. Die absolute Verminderung beschränkt sich freilich auf einzelne Kreise, wogegen es ganze Regierungsbezirke gibt, in denen der Geburtenüberschuß durch die Wanderungsverluste fast völlig aufgehoben wird. In dem ersten Jahrfünft dieses Jahrhunderts betrug in folgenden preußischen Regierungsbezirken der Wanderungsverlust mehr als 3 % der mittleren Bevölkerung: Marienwerder, Gumbinnen, Köslin, Posen, Königsberg, Stralsund, Frankfurt a. O., Aurich und Stettin.

Im großen und ganzen zeigt sich, daß die Abwanderung vom platten Lande umgekehrt proportional der Bevölkerungsdichte und proportional dem Umfange des Großgrundbesitzes ist, d. h. daß die ohnehin am dünnsten bevölkerten Bezirke mit am weitesten ausgedehntem Großgrundbesitz den größten Wanderungsverlust aufweisen. Früher war in diesen Gebieten die überseeische Auswanderung am stärksten, heute infolge der auf seiten der Industrie herrschenden Nachfrage die Binnenwanderung. In dem Jahrzehnt von 1862—1871 beispielsweise kam im

Regierungsbezirk Stralsund, wo der Großgrundbesitz von über 100 Hektar mehr als 76 % der Gesamtfläche einnimmt, ein Auswanderer bereits auf 18 Einwohner. In den Jahren 1881—1885, die einen Höhepunkt der deutschen überseeischen Auswanderung bedeuten, wanderten aus den östlichen Provinzen Preußens allein rund 342 000 Personen über See aus.

Die Abnahme der ständigen Landarbeiter bildet seit Jahrzehnten bereits ein ernstes Problem der Agrarwissenschaft und Agrarpolitik.

Die Art des Landwirtschaftsbetriebes bringt es mit sich, daß der Bedarf an Arbeitskräften in den einzelnen Jahreszeiten ein sehr abweichender ist. Der Grundbesitzer muß entweder die ständigen Arbeitskräfte den Winter über durchfüttern oder sich mit Wanderarbeitern begnügen. Je mehr die Zuziehung von Wanderarbeitern sich als notwendig erwiesen hat, um so mobiler sind auch die früher ständigen Landarbeiter noch geworden, zumal seitdem die Wanderarbeiter, mit denen sie in Berührung kommen, überwiegend der slawischen Nationalität angehören.

Die Gründe für die Fortwanderung der Landarbeiter sind mannigfacher Art. Als irrig muß es bezeichnet werden, den Grund lediglich in einer schematischen Nebeneinanderstellung der Landarbeiterlöhne und der in der Industrie erzielten Löhne zu suchen. Da bedarf es denn doch zunächst einer genauen Abwägung der Gesamteinkünfte des Landarbeiters und der gewaltigen Unterschiede in den notwendigen Ausgaben für den Lebensunterhalt des ländlichen Tagelöhners und des städtischen Industriearbeiters. Indessen soll nicht bestritten werden, daß auch der schematisch-ziffernmäßige Vergleich der Lohnhöhe seine bestechende Wirkung auf den Landarbeiter ausübt. In stärkerem Maße aber sind die Ursachen in der Abhängigkeit der sozialen Lage und der Isoliertheit zu suchen, in dem Mangel an Aussicht, später eine gesicherte und selbständige Existenz durch Erwerb eines kleinen Gutseigentums zu erlangen, und nicht zuletzt in den mancherlei Lockungen des städtischen Lebens, die auf den jungen Landarbeiter während der Zeit seines Militärdienstes einwirken.

All diese Anreize zur Abwanderung machen sich am stärksten dort geltend, wo der Großgrundbesitz überwiegt, den Tagelöhnern die Berührung mit einem kleinen Bauernstand und die Aussicht fehlt, selbst einmal ein Gütchen erwerben zu können. Am meisten werden daher von dem Arbeitermangel die Großgrundbesitzer betroffen, und zwar namentlich im nordöstlichen Deutschland, wo eine verhältnismäßig dünne Bevölkerung, wo wenige und meist nur kleine Bauerndörfer sich finden. In Bezirken, in denen der bäuerliche Besitz überwiegt, namentlich dort, wo viele Kleinstellenbesitzer vorhanden sind, tritt der Arbeitermangel weit weniger, oft gar nicht hervor.

Durch das Vorhandensein einer ausgedehnten Industrie werden einerseits zwar der Landwirtschaft Arbeitskräfte entzogen, andererseits aber auch wieder zugeführt. Viele Tausende von Familien gibt es, von denen ein Teil der Mitglieder in der Industrie, ein anderer in der Landwirtschaft Erwerb findet; die meisten von ihnen würden keine sie befriedigende Existenz haben und ihren Wohnsitz nicht beibehalten können, wenn sie auf den landwirtschaftlichen Lohnerwerb ausschließlich angewiesen wären.

Als radikalstes und wirksamstes Mittel zur Lösung der Landarbeiterfrage in dem Sinne, daß dem Großgrundbesitz die nötigen Arbeitskräfte erhalten werden, erschiene auf den ersten Blick die Beschränkung der Freizügigkeit.

Die Freizügigkeit ist heute nur in zwei Richtungen beschränkt, nämlich aus armenrechtlichen und sicherheitsrechtlichen Gründen. Sie ist altes deutsches Recht, welches allerdings nach Einführung der Hörigkeit oder Erbuntertänigkeit dadurch eine große Beschränkung erlitt, daß die schollenpflichtigen Bauern sowie deren Angehörige ohne Erlaubnis des Gutsherrn ihren Wohnsitz nicht wechseln durften. Mit Aufhebung der Untertänigkeit war die Herstellung der Freizügigkeit im wesentlichen schon gegeben. Was an Beschränkungen zurückblieb, war polizeilicher Natur und wurde mit Rücksicht auf das Sicherheits- und Armenwesen beibehalten.

Zahlreiche Übelstände, die mit der ganz natürlichen und wirtschaftlich in erheblichem Umfange auch notwendigen Wanderung verbunden sind, wie Arbeitermangel auf dem Lande, Zunahme des Proletariats, ungesunde Wohnungsverhältnisse in den Fabrik- und Großstädten, haben die Konservativen veranlaßt, wiederholt im Reichstag gewisse Beschränkungen der Freizügigkeit auf gesetzlichem Wege anzuregen. Sie wünschten Wiedereinführung der Einzugsgelder, einen beim Anzuge zu fordernden Nachweis einer gesunden Wohnung, strengere Beaufsichtigung minorenner Personen u. dgl. Ob mit diesen Mitteln in der Tat ein Zurückhalten der Arbeiter auf dem Lande zu erreichen ist, bleibt bei den geringen Lohnsätzen, den vielfach nicht weniger ungenügenden Wohnungsverhältnissen, den sozialen Gegensätzen immerhin zweifelhaft, und namentlich für diejenigen Gegenden, von welchen die Beschränkung der Freizügigkeit hauptsächlich gefordert wird, nämlich für das ostelbische Preußen. Wahrscheinlich würde der uralte deutsche Wandertrieb sich in einer wenig erwünschten Vermehrung der Auswanderung geltend machen, und das Ausland würde durch die Aufnahme jener Kräfte auf Kosten des Vaterlandes in seiner wirtschaftlichen Konkurrenz gestärkt werden.

Als rationelle Hilfsmittel sind in erster Linie die Schaffung kleiner Arbeiterrentengüter und die Pflege der Landindustrie zu erwähnen. Es muß den Arbeitern ermöglicht werden, mit Hilfe ihrer Ersparnisse eine kleine Landstelle zu erwerben. Diese wird zwar stets so wenig umfangreich sein, daß sie von deren Ertrag allein nicht leben können, daß sie vielmehr auch in Zukunft vorzugsweise auf Lohnarbeit angewiesen bleiben; aber sie haben dann doch einen festen Wohnsitz und eine sichere Heimat, einen Fleck Erde, von dem sie niemand vertreiben kann. Auf dem Domanium des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin ist der Staat schon seit Jahrzehnten, und zwar mit großem Erfolg, mit der Ansiedlung von Häuslern und Büdnern vorgegangen. In den östlichen preußischen Provinzen ist hier und da etwas Ähnliches von Privatleuten ins Werk gesetzt worden; aber es ist bis jetzt bei ganz vereinzelten Unternehmungen geblieben. Ohne Mitwirkung der staatlichen Gesetzgebung und Verwaltung kann auch auf eine für die Allgemeinheit ins Gewicht fallende Ansiedlung grundbesitzender Taglöhner nicht gerechnet werden.

Es ist weiter darauf Bedacht zu nehmen, den Landarbeitern auch das gesellige Leben auf dem platten Lande behaglicher zu gestalten, um ein Gegengewicht gegen die Lockungen des städtischen Lebens zu schaffen. Alle Maßnahmen, die ge-

eignet erscheinen, das Leben der Landarbeiter annehmlicher, befriedigender, an unschuldigen Freuden oder an edlen Genüssen reicher zu gestalten, werden mit der Zeit auch ihre Neigung zum Fortwandern eindämmen. Hierzu kann man rechnen die Veranstaltung von Volksfesten, die Einrichtung von Lese- oder Vortragsabenden und von Volksbibliotheken. Zur Hebung der wirtschaftlichen Lage ist auch auf die Gründung von ländlichen Konsumvereinen, Sparkassen und dergleichen Bedacht zu nehmen.

Endlich hat die Selbsthilfe der Arbeitgeber in Kraft zu treten, wo es sich um den Arbeitsvertrag, die Arbeitsvermittelung und den Kontraktbruch handelt. Dem Treiben ländlicher Gesindevermittelung hat die Reichsgesetzgebung zur Gewerbeordnung ein gewisses Ziel gesetzt. Sache der landwirtschaftlichen Vereine oder Landwirtschaftskammern ist es — und sie haben in dieser Richtung auch bereits mancherlei ersprießliche Arbeiten aufzuweisen —, ihrerseits den beiden Interessentenkreisen durch Arbeitsvermittelung und Arbeitsnachweis zu Hilfe zu kommen. Das Verlangen nach einer strafrechtlichen Verfolgung des Kontraktbruches ländlicher Arbeiter, das sich in verschiedenen einzelstaatlichen Parlamenten lebhaft geltend gemacht hat, ist zwar verständlich, indessen wäre praktisch von einer solchen Maßnahme wenig zu erwarten. Aus einer Haftstrafe macht sich der Arbeiter nicht viel, und eine Geldstrafe kann er nicht leisten. Mit beidem ist auch dem Arbeitgeber nicht geholfen. Er muß den Arbeiter zu einer ganz bestimmten Zeit haben, bekommt er ihn zu dieser nicht, dann ist der entstandene Schaden nicht wieder gut zu machen. Mit Erfolg haben hier die Landwirte gelegentlich zur Selbsthilfe gegriffen durch Bildung von Verbänden, deren Mitglieder sich verpflichten, keine kontraktbrüchigen Arbeiter anzunehmen.

Die neueste Periode der inneren Kolonisation zeigt zugunsten einer Erleichterung der Arbeiterfrage ihre Wirksamkeit vorwiegend in jenen Gebieten des preußischen Ostens, in denen der Großgrundbesitz und der Arbeitermangel die ausgedehnteste Verbreitung hat. Es waren die Gebiete, in denen sich die Landflucht am stärksten bemerkbar machte, und die das größte Kontingent für die um das Jahr 1880 gewaltig angeschwollene Auswanderung stellten. Die Bevölkerungsbewegung veranlaßte die ernste Nachprüfung der Frage, welche Art der Grundbesitzverteilung für den preußischen Osten als die vorteilhafteste erscheinen müßte und wie weit der gegenwärtige Zustand von einer solchen vorteilhaften Besitzverteilung verschieden wäre.

Unleugbar hat der Großgrundbesitz in mäßigem Umfange, speziell für die ländlichen Verhältnisse des Ostens, gewisse Vorteile, die aber um so stärker von den Nachteilen überwogen werden, je größer die Ausdehnung des Großgrundbesitzes ist, und zwar sowohl des einzelnen Besitztums, wie des prozentualen Anteils aller Großgrundbesitzer an der landwirtschaftlich benutzbaren Gesamtfläche. Im Gegensatz zu der sozialistischen Theorie, daß auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens dem Großbetriebe die Zukunft gehört, zeigt sich in der Landwirtschaft, daß hier aus mannigfachen Gründen der kleinere Betrieb — und zwar gerade bei allgemein wenig günstiger Konjunktur — der lebensfähigere ist. Der Großgrundbesitz hat eine dreifache Konkurrenz zu bestehen: die Konkurrenz mit dem Auslande, die

Konkurrenz mit dem inländischen Kleinbesitz und die Konkurrenz mit der heimischen Industrie, speziell in bezug auf die Arbeiterfrage. Er hat dem Kleinbesitz gegenüber zwar den Vorteil, daß auf großen Flächen die Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen bequemer durchführbar und rationeller ist. Doch kann auch der Bauer auf dem Wege der Genossenschaft oder des Zweckverbandes sich die Vorteile der landwirtschaftlichen Maschinen in annähernd gleicher Weise verschaffen. Vorteilhafter gestellt ist der Großgrundbesitzer weiter insofern, als er durch eigene landwirtschaftliche Industrie seine Produkte unmittelbarer zu verwerten vermag. Indessen hat auch die Entwickelung der Zuckerfabriken, Brennereien, Molkereien und so weiter gezeigt, daß der Zusammenschluß bäuerlicher Besitzer diesen Vorteil des Großgrundbesitzes auszugleichen vermag.

Der einzelne Großgrundbesitzer kann bei erhöhter fachlicher Ausbildung durch die Leitung seines Betriebes unter Anwendung der neuesten Fortschritte landwirtschaftlicher Wissenschaft und Technik für den umwohnenden Bauernstand ein wertvolles Muster werden und darf in dieser Beziehung nicht unterschätzt werden. Indessen wird diese Wirkung schon durch den vereinzelten Großgrundbesitz innerhalb überwiegend bäuerlicher Besiedelung erreicht, ohne daß das angeführte Moment für ein Überwiegen des Großgrundbesitzes spräche. Auch in dieser Beziehung schließlich ersetzen landwirtschaftliche Vereine, landwirtschaftliche Wanderlehrer und so weiter den Großgrundbesitz dort, wo er nicht vertreten ist.

Der bäuerliche Besitzer wirtschaftet in vielen Beziehungen rationeller und ist dem Großgrundbesitzer überlegen, indem er weniger von fremden Hilfskräften abhängt, seine eigene Arbeitskraft und diejenige der Familienangheörigen unmittelbar in der Wirtschaft verwertet, aus den kleinsten Nebenprodukten und Abfällen ergiebigere Vorteile zu ziehen vermag und gewisse kleine Kulturen ganz anders pflegen kann als der Großgrundbesitzer. Soweit er auf fremde Arbeitskräfte angewiesen ist, kann er sie wirksamer beaufsichtigen und ohne einen kostspieligen Kontrollapparat zweckmäßiger ausnutzen. Er genießt in vollerem Umfange die naturalwirtschaftlichen Vorteile und ist wegen größerer Unabhängigkeit von der Geldwirtschaft besser befähigt, kritische Zeiten zu überstehen. —

Die ganze Stellung der Landwirtschaft im Staatskörper und Volksleben muß auch ausschlaggebend sein für die Bemessung ihrer politischen Rechte. Das ist insbesondere zu beachten bei allen Erörterungen über das Wahlrecht in dem größten deutschen Einzelstaat. Diese Forderung wird nicht nur von konservativer Seite aufgestellt, sondern auch auf nationalliberaler Seite ist das Wort geprägt worden, es dürfe bei der Reform des preußischen Wahlrechts nicht vergessen werden, daß der Staat nicht nur aus der Gesamtheit seiner Bewohner besteht, sondern aus „Land und Leuten“.

Bezüglich der Berücksichtigung der Landwirtschaft im preußischen Wahlrecht sei nur erinnert an eine Rede, die der nationalliberale Abgeordnete Dr. Krause im Frühjahr 1906 im preußischen Abgeordnetenhause gehalten hat, und in der er unter anderem sagte:

„Wir haben nicht etwa die Forderung gestellt, daß die Wahlkreise nach Maßgabe der Bevölkerung eingeteilt werden sollen, sondern unter Be-

rücksichtigung der inzwischen eingetretenen erheblichen Vermehrung. Das ist ein großer Unterschied. Wir stehen auf dem Standpunkt: nicht allein die Zahl der Bürger soll entscheiden, sondern auch andere Umstände, organisatorische Einrichtungen im Staat, die Interessen des Landes, speziell auch der Landwirtschaft auf dem Lande. Das ist durchaus unser Standpunkt."

Auch bei noch so weitgehender Entwickelung zum Industriestaat sind die politischen Rechte, die sozialen und wirtschaftlichen Rücksichten nicht allein zu bemessen nach der Bevölkerungszahl der einzelnen Gebiete oder etwa nach ihrer Steuerleistung, sondern es bleibt stets zu berücksichtigen, daß die besonders volkreichen und besonders steuerkräftigen Gegenden ihre Kraft doch zum erheblichen Teil aus solchen Gegenden ziehen, die volkarm und arm an Steuerkraft bleiben.

Das platte Land trägt eine enorme Gut- und Blutsteuer, indem es die Millionen von Nachwuchs heranwachsen läßt und die Erziehungskosten für sie trägt, die später in die Großstädte und in die Großindustrie abwandern. Gleichviel, ob man die politischen Rechte, die sozialen und wirtschaftlichen Rücksichten verteilen will nach Maßgabe der Bevölkerung oder nach Maßgabe der Steuerkraft — stets wird man dem platten Lande gerechterweise bei einer solchen Bemessung die Volkszahl zugute halten müssen, die ihm nicht verbleibt, und durch deren Ablieferung es das Wachstum der Industriegebiete fördert, sowie die Lasten, die es an Erziehungskosten für diesen abgegebenen Volksteil getragen und von denen es selbst keinen Nutzen hat.

Je mehr diesen grundsätzlichen Erwägungen von nichtländlicher Seite Rechnung getragen und Anerkennung gewährt wird, um so mehr werden sich die Landsorgen vermindern, um so mehr wird die Verständigung zwischen den verschiedenen Teilen des Volksganzen erleichtert.



Allein · Von Margarete Zündorff

Nun löschen alle Lichter aus,
Das Leben tut die Augen zu;
Einsame Sehnsucht träumt nach Haus
Und träumt Erfüllung sich und Ruh'.

Durch tiefe Nacht geh' ich allein,
Landfremd und pfadlos irrt mein Fuß;
Und keines holden Lichtes Schein
Winkt mir der Liebe Willkommgruß.

Und keine bange Sorge klagt,
Daß müd' ich in die Irre geh';
Und keine Seele danach fragt,
Wenn ich den Morgen nimmer seh.





Zigeunerblut

Erzählung von Victor von Reisner

(Fortsetzung)

Minko war gegangen und sein Name nie wieder genannt worden. Und doch bewahrte ihm Mara ein dankbares Gedenken, und auch Ante wußte, wie viel er ihm schuldete. Indes, sie fühlten, daß es besser sei, diese Zeit ruhen zu lassen, daran nie wieder zu rühren.

Markoviò fürchtete auch, durch ein offenes Zugeständnis seines Unrechts seiner Manneswürde etwas zu vergeben und glaubte genug zu tun, wenn er seinem Weib hin und wieder ein freundlicheres Wort gönnte. Ein Weib um Verzeihung zu bitten, das war etwas, was sein Bauernschädel überhaupt nicht begriffen hätte, das wäre ja nicht anders gewesen, als ob er sie als gleichstehend angesehen hätte. So weit wollte er die Neuerungen denn doch nicht treiben. Nach der Hochzeit, noch im ersten Liebestaumel, hatte er ihr zwar erlaubt, mit den Männern an einem Tisch zu essen, und nach und nach führte er das auch so mit dem weiblichen Gesinde ein, schon deshalb, weil dadurch die Arbeitspause gekürzt wurde, aber weiter wollte er nicht gehen. Sie redeten ohnehin noch immer darüber im Dorfe, und er hatte gerade an diesem Geklatsch genug und hütete sich, neuen Stoff zum Hänseln und Sticheln zu geben, denn daß es kein Geheimnis bleiben konnte, wenn ein Bauer vor seinem Weibe zu Kreuze kroch, war doch klar.

Mara dachte ja auch gar nicht daran, daß er ihr Abbitte leisten sollte, sie wäre sogar vor einer solchen Möglichkeit bis ins innerste Herz erschrocken; denn was bedeutete sein doch immerhin kleines Unrecht gegenüber dem von ihr seit Jahren unter den furchtbarsten Seelenqualen verborgenen Verbrechen! Wenn er wegen solcher Kleinigkeit um Verzeihung bitten sollte, welche Sühne hätte sie sich dann eigentlich auferlegen müssen!

Seit ihr kleiner Ante auf der Welt war und sie gezwungenermaßen um das Glück ihres Kindes kämpfte, hauptsächlich aber auch, seit ihr durch den Vergleich mit den Zigeunern nicht mehr so unmittelbar der Verrat drohte, war sie ja etwas ruhiger geworden und hatte sogar begonnen, ihre Tat als etwas Unabänderliches zu betrachten, als etwas, für das sie nicht verantwortlich gemacht werden konnte. Dafür aber, daß dieser Selbstbetrug nie lange währte, sorgte schon Tuno, denn jeder neue Schelmenstreich des Jungen, durch den seine böse Veranlagung immer

deutlicher zutage trat, gemahnte sie nur zu schmerzlich an die verhängnisvollen Folgen ihrer unseligen Tat. Deutlich stand ihr die traurige Zukunft des eigenen Kindes vor Augen, das einst von der Gnade des „älteren Bruders“ abhängen sollte, denn ihm, dem Erstgeborenen, gehörte doch dereinst der Hof, während ihr Ante im Vaterhaus als Knecht dienen mußte, wenn er es nicht gar vorzog, sein Brot bei fremden Leuten zu erarbeiten.

Vinkos letzte Mahnung, für die sie ihn im stillen tausendmal segnete, war ja bei ihrem Mann nicht ganz spurlos vorübergegangen, und sie mußte zugeben, daß er seitdem gegen den Jungen ein klein wenig strenger war, aber was war damit gedient, was änderte das an der Tatsache selbst?! Nichts, gar nichts!

Die schlechten Triebe, die diesem Kinde angeboren waren, ließen sich nicht ausrotten, weder durch Liebe noch durch Strenge. Sie beobachtete scharf, und es entging ihr nicht, daß die von ihrem Manne angeschlagene etwas energischere Tonart Tuno erst recht zum Widerstand reizte, und wenn sich Ante dadurch einmal zu einer derberen Züchtigung hinreißen ließ, die immer noch milde genug ausfiel, so erbebte sie vor des Jungen heimtückischem, haßsprühendem Blick bis in die tiefste Seele.

Und das Schlimmste war, daß sie darüber nicht einmal mit Ante sprechen konnte, da er in den langersehnten Erstgeborenen noch immer zu vernarrt war, um zu glauben, was er nicht mit eigenen Augen sah, und selbst wenn er es gesehen, nicht hätte glauben wollen. Ja, sie befürchtete nicht grundlos, daß er sich nach einer solchen Warnung erst recht wieder des armen, nach seiner Meinung von allen zu unrecht gelästerten und verfolgten Kindchens annehmen und es noch mehr verziehen könnte.

Aber selbst den ganz unglaublichen Fall angenommen, daß Tuno all das ihm anhaftende Wilde und Bösartige abstreifte und mit den Jahren besser wurde, was war damit für ihr eigenes Kind gewonnen? Der Fremde blieb ja doch der Herr auf dem Hofe, und Ante hing zeitlebens von der Gnade eines Zigeuners ab!

Die eine Zeitlang eingeschlummerten Sorgen erwachten jetzt in Mara mit verdoppeltem Ungestüm, und mit bis zum Wahnsinn gesteigerten Selbstvorwürfen wütete sie gegen ihre Feigheit, die sie immer und immer wieder vor einem Bekenntnis ihrer Schuld zurückschrecken ließ. Und wenn sie endlich glaubte, aus Liebe zu ihrem Kinde des Opfers fähig zu sein, dann sah sie im letzten Augenblick doch wieder ein, daß sie ihrem kleinen Ante damit eher schaden als nützen würde.

Ihr Mann, der doch nur infolge der ewigen Hänseleien wegen des ausgebliebenen Leibeserben von der ersten Minute an mit so krankhafter Eigenliebe an Tuno hing, würde ja die Preisgabe seiner Schande schon aus Furcht wegen des unausbleiblichen Spottes nicht ertragen haben. Ihr, und mit ihr ihrem armen, unschuldigen Kind stand dann, ohne die geringste Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die Hölle auf Erden bevor, da sich dann Ante, schon um sein Geheimnis nicht zu verraten, sicher erst recht als der zärtliche Vater aufspielen würde.

Sie mußte also schweigen und das furchtbare Geheimnis weiter mit sich tragen, dabei nie sicher, ob es nicht doch eines Tages enthüllt würde. Trotz dieses herzzerreißenden Jammers gab sie sich die redlichste Mühe, gegen Tuno gerecht

zu sein. Den Schwur, den sie in schwerer Stunde gelobt, ihn wie ein eigenes Kind zu lieben und zu betreuen, wollte sie halten, wenn ihr das der Junge auch wahrlich nicht leicht machte.

Seit er denken konnte, haßte er die Mutter ihrer Strenge wegen, und jene Zeit, da er ihr während des Vaters Gefangenschaft schutzlos preisgegeben war, vergaß er ihr erst recht nicht. Aber eines hatte er damals gelernt: seine wahren Gefühle zu verbergen und seinen ungestümen Rachedurst zu zügeln.

Daß ihm die Verleumdung dem Vater gegenüber mißlungen war, trug er ihr gleichfalls nach, und für die plötzlich eingetretene Veränderung in des Vaters Wesen gab er ihr vollends die Schuld. Das war mehr als er ertragen konnte und wollte, und Tag und Nacht grübelte er nach, wie er sich dafür so rächen könnte, daß ihm nichts anzuhaben war, sie aber doch tödlich getroffen würde.

Immer wieder richteten sich dabei seine Blicke auf den jüngeren Bruder, den sie wie ihren Augapfel behütete und verzärtelte. Früher, als ihm der Vater noch alles durchgehen ließ, hatte er darauf kaum geachtet, da war es ihm auch gleichgültig gewesen, aber jetzt, wo alles auf ihn loshackte, haßte er auch dieses unschuldige Wesen und — plötzlich wußte er, was er zu tun habe!

Ein grausames Lächeln huschte bei dem ihn durchblitzenden teuflischen Plan über sein Gesicht, und mit wollüstiger Freude malte er sich schon im voraus das Entsetzen und die Verzweiflung aus, die die Mutter nach dem Gelingen seines Anschlags erfassen würde.

Aber schlau mußte er zu Werke gehen, so schlau, daß selbst sie keinen Argwohn gegen ihn schöpfen sollte.

Was er vorhatte, ließ sich freilich nicht von heute auf morgen ausführen, dafür hatte er aber dann auch die Genugtuung, daß ihn niemand durchschaute, daß sie sich sogar in ihrer Kurzsichtigkeit über alle seine Vorbereitungen noch freuen würden, sie und auch der Kleine, der sich bisher noch immer vor ihm fürchtete.

Mit nicht geringer Verwunderung beobachtete Mara seitdem eine sich in Tunos Wesen allmählich vollziehende Veränderung, die sie dann nach und nach mit stiller Freude erfüllte. Erst hatte sie natürlich nur zu berechtigte Zweifel gehegt, ob es ihm mit der gezeigten Besserung auch wirklich ernst sei, ob nicht vielmehr dahinter irgend eine neue Bosheit lauere, die sie nur noch nicht zu durchschauen vermochte; als er aber auch gegen den kleinen Bruder immer netter wurde, da schlummerte ihr Verdacht endlich doch ein, und sie begann schließlich an das Wunder zu glauben.

Trotzdem überkam sie immer wieder von neuem eine sonderbare innere Unruhe; das Gefühl ließ und ließ sich nicht bannen, daß dieser seltsame Wandel, der mit keinem besonderen äußeren Ereignis in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen war, Unheil bedeutete. Ihre Augen folgten dem Jungen auf Schritt und Tritt, indes, so sehr sie auch auf alles achtete, sie fand keinen Anhaltspunkt für ihr quälendes Mißtrauen.

Ihrem Mann, der die Veränderung natürlich auch bemerkte und darüber außer sich vor Freude war, durfte sie mit ihren Zweifeln natürlich gar nicht erst kommen. Er war nun nicht wenig stolz auf seinen Vaterblick und wollte es ja



von jeher gesagt haben, daß in seinem Jungen ein guter Kern stecke, daß man nur das wilde Blut austoben lassen mußte! — Das war nun einmal seine Überzeugung, von der ihn doch niemand und nichts hätte abbringen können. Sie versuchte es also gar nicht erst und war schon froh, daß ihr durch Tunos Einkehr, wie es ihr Mann nannte, mancher häusliche Unfriede erspart wurde, den es früher seinetwegen nur zu oft gegeben hatte.

Die Ruhe, die dadurch ins Haus kam, ließ sie auch innerlich aufatmen, und so konnte es schließlich nicht ausbleiben, daß ihre Wachsamkeit etwas einschlummerte. Nur wenn die Kinder zusammen auf dem Hofe spielten, was früher gar nie vorgekommen war, und ihre Arbeit es ihr nicht erlaubte, dabei zu bleiben, kam die alte Angst und Sorge über sie. Zitternd rannte sie dann oft vom Felde heim und atmete erst erleichtert auf, wenn sie schon von weitem den Kleinen über des älteren Bruders Späße lachen und vor Freude laut jauchzen hörte.

Als sich das einige Male wiederholt hatte, begann sie sich ihres Argwohnes zu schämen und leistete dem Kinde im stillen für den garstigen Verdacht sogar Abbitte.

Tuno, der stets wußte, wo sie war und den Weg im Auge behielt, hatte ihr Kommen noch jedesmal beobachtet, doch war er schlau genug, nicht merken zu lassen, daß er ihr Mißtrauen fühle. Er tat vielmehr, als ob er sie gar nicht sehe, spielte harmlos weiter und lullte sie so vollends in Sicherheit.

Trotzdem sie ihm nun den Kleinen schon stundenlang anvertraute, zögerte er doch noch mit der Ausführung seines Planes. Zwar war er sich darüber im klaren, daß der Mutter Verdacht auch bei einem noch späteren Unglücksfall sofort auf ihn fallen würde, aber je länger er seine Rolle spielte, um so sicherer war er dann des Vaters, umso bestimmter konnte er dann auf dessen Schutz rechnen.

Seit Mara den Wandel in Tunos Wesen wahrgenommen hatte, war nun schon mehr als ein Vierteljahr ins Land gegangen, und während dieser ganzen Zeit hatte er auch der Nachbarschaft keinen Grund zu einer ernsteren Klage gegeben. Nicht einmal mit den Zigeunerkindern sah man ihn seitdem spielen, nur hin und wieder trieb ihn sein unbezwingbarer Drang zum Herumstreichen in den Wald. Und wenn er dann abends müde und verhungert heimkam, wußte er so nett um Verzeihung zu bitten, daß man gern ein Auge zudrückte und obendrein noch froh war, ihn wieder heil und ganz zu Hause zu haben.

Klügerer Sinn hätte jetzt freilich bemerkt, daß in dem Jungen etwas Besonderes vorging. Und tatsächlich vermochte er nur noch schwer die Rolle des Sanftmütigen und Folgsamen zu spielen. Der in ihm aufgespeicherte Haß drängte immer heißer zur Entscheidung, andererseits war er aber auch viel zu gewiegt, um sich durch einen übereilten Schritt den sorgfältig und mit vieler Entsagung vorbereiteten Plan zu verderben. Nach langem Überlegen kam er sogar zu der Überzeugung, daß es den Verdacht gegen ihn abschwächen müßte, wenn dem Kleinen das „Unglück" zu einer Zeit zustieß, wo die Eltern zu Hause und nicht auf dem Felde waren. Das bot zwar die Möglichkeit der Rettung, erhöhte dafür aber auch seine eigene Sicherheit, und überdies wollte er schon dafür sorgen, daß die Hilfe zu spät kam.

So reifte sein Vorsatz, den kleinen Bruder zu ertränken, zum unabänderlichen Entschluß heran, und er wartete nun nur noch auf den günstigsten Augenblick zur Ausführung des Verbrechens.

Wie auf allen Anwesen stand auch auf des Vaters Hof ein offener, nur von einer Bretterwand umzäunter Brunnen, aus dem das Wasser mittelst eines Eimers heraufgezogen wurde, der an einer langen Querstange befestigt war. Dieser Brunnen war zu Tunos schändlichem Vorhaben wie geschaffen. Indem er sich nämlich — natürlich nur in der Mutter Abwesenheit — auf den Brunnenrand setzte und von da Steinchen in den Wasserspiegel warf, verleitete er den Kleinen ohne ein weiteres Hinzutun zum gleichen Spiel, und als er ihn so weit hatte, konnte er sie sogar davon warnend unterrichten, da er recht gut wußte, daß Ante doch wieder leicht dazu zu verleiten sei.

Mara war auch außer sich, als sie das Kind wiederholt, und zwar immer allein, da Tuno bei ihrem Herannahen unbemerkt zu verschwinden verstand, auf dem Brunnenrand sitzend antraf. Natürlich führte sie diese Unfolgsamkeit des sonst so lenksamen Kindes im ersten Moment auf Tunos böses Beispiel zurück, mußte aber dann doch zugeben, daß gerade er sie auf diesen Leichtsinn aufmerksam gemacht hatte. Noch mehr, sie sah doch einmal mit eigenen Augen Tuno den Kleinen ganz entsetzt herunterreißen! Daß er jedoch ihr Kommen bemerkt und die günstige Gelegenheit rasch zu seiner späteren Sicherung ausgenutzt hatte, konnte sie natürlich nicht ahnen.

So kam ein schöner Abend heran, an dem alle ermüdet von der Feldbestellung heimkehrten. Wie immer während der schweren, in glühender Sonnenhitze vollbrachten Erntearbeit, legte sich das Gesinde gleich nach der gemeinsamen Abendmahlzeit schlafen, um vor Sonnenaufgang wieder erfrischt und gekräftigt aufzustehen. Nur der Vater hantierte noch bei offener Türe in der Stube und die Mutter am Herde herum.

Die Eltern bemerkten auch gar nicht, daß die Kinder nach dem Hofe gegangen waren, und vollends wäre Mara nicht auf den Gedanken gekommen, sie beim Brunnen zu vermuten, da sie doch Tuno mit dem Kleinen vor der Türe reden und pfeifen zu hören glaubte. Und dem war auch tatsächlich so, doch war Tuno zwischendurch öfter zu dem Brunnen geschlichen, bis endlich auch Ante dem verlockenden Steinchenspiel nicht mehr widerstehen konnte. Sobald das Kind dann am Brunnenrand saß, legte er ihm noch einen Vorrat von Wurfgeschossen hin und kehrte schleunigst zur Türe zurück, wo er sich wieder bemerkbar zu machen wußte. Dabei behielt er Vater und Mutter scharf im Auge, sobald sie aber außer Sehweite der Türe waren, kehrte er schleunigst zum Bruder zurück und schwang sich gleichfalls auf den Bretterrand. Das währte jedoch nur einen Moment, denn gleich darauf flüsterte er erschrocken: „Die Eltern!“ sprang herunter und stieß dabei so ungeschickt an den Kleinen an, daß dieser das Gleichgewicht verlor und in den tiefen Brunnen fiel.

Das unglückliche Kind gab keinen Laut von sich, und das über ihm zusammenschlagende Wasser mochte sich noch nicht geglättet haben, als Tuno schon wieder vor der Türe stand und leise vor sich hinpfiff. Das Herz schlug ihm zwar schneller



als gewöhnlich, doch weniger aus Reue über die furchtbare Tat, als aus Angst, daß ihn vielleicht doch jemand beobachtet haben könnte.

Als sich aber nichts rührte und auch im Brunnen alles still blieb, gewann er seine Fassung vollends und handelte nun ganz nach dem wohlüberlegten Plan weiter. Erst ließ er noch einige Minuten verstreichen und dann, als er jede Rettung für unmöglich hielt, schrie er ganz entsetzt auf:

„Ante, herunter vom Brunnen, wirst du herunter!" Und gleich darauf klang es gellend: „Zu Hilfe! Vater — Mutter — er ist in den Brunnen gefallen! Zu Hilfe!"

Der Schreck hatte die Bäuerin im ersten Moment gelähmt, doch wahnsinnige, namenlose Angst gab ihr ihre Kraft bald wieder, und atemlos stürzte sie gleich darauf ihrem Mann nach, der, über den Brunnen gebeugt, hinabrief und zitternd auf ein Lebenszeichen wartete.

„Um aller Barmherzigkeit willen, verliere keine Zeit — hinunter!" trieb sie ihn schon von weitem zur Rettung an.

Und wieder verstand es Tuno, ihrem noch gar nicht zum Bewußtsein gekommenen Verdacht vorzubeugen, denn ehe sie noch selbst daran gedacht, rief er schon:

„Du bist zu schwach, den Vater hinabzulassen, ich werde die Leute rufen!" Und schon eilte er wie der Wind davon, um gleich darauf mit einigen Knechten zurückzukehren. Und während nun der Eimer von dem Brunnenrand gezogen und dann mit dem Vater in die Tiefe gelassen wurde, schmiegte er sich sogar an die Mutter und tröstete sie:

„Nicht weinen! Er wird ihn sicher noch lebend heraufbringen!"

Als aber auch einer der Knechte dieser Hoffnung Ausdruck gab und dabei hinzufügte: „Der Wasserstand ist ja bei dieser Dürre viel zu niedrig, um darin ertrinken zu können", da fing der Junge zum erstenmal wirklich zu zittern und — aus Wut zu weinen an, denn daran hatte er nicht gedacht, das stand außerhalb seiner Berechnung. Und in dieser Angst hielt er sich noch immer an der Mutter festgeklammert. Nicht anders, als ob sie zusammen gehörten, als ob sie dasselbe Leid zusammengeschmiedet, starrten beide nach dem Brunnenrand, aus dem die Knechte auf einen Zuruf von unten endlich langsam und vorsichtig den Eimer heraufzogen. — Lebte das Kind, lebte es nicht? Keines wagte die Frage zu tun, alle blickten mit demselben zitternden Bangen nach der Bretterumfassung, aus der jeden Augenblick der Bauer, das Kind auf dem einen Arm und mit dem andern die Stange umspannend, auftauchen mußte.

Da, gerade als sich die Hände eines Knechtes nach dem anscheinend leblos an der Vaterbrust hängenden Körperchen ihres Kindes ausstreckten, erhaschte Mara in Tunos Augen ein Blick solch triumphierenden Hasses, daß sie, im Nu die schauerliche Wahrheit erkennend, mit einem markerschütternden Aufschrei ohnmächtig zu Boden sank.

Zum Glück war mittlerweile auch das weibliche Gesinde hinzugekommen, das sich nun gleichzeitig um Mutter und Kind bemühte.

Als dann Mara, die man sofort zu Bett gebracht und mit Essig und Kampfer eingerieben hatte, endlich die Augen aufschlug, wußte sie gar nicht, was mit ihr

geschehen war. Erst als man ihr den Kleinen, der wie durch ein Wunder nur ein paar Schrammen davongetragen und sich rascher als sie erholt hatte, entgegenhielt, erinnerte sie sich plötzlich des schrecklichen Geschehnisses und versank, Tunos Namen mit wahnsinnigem Grauen ausstoßend, von neuem in tiefe Ohnmacht.

Marković, dem selbst der Schreck in die Glieder gefahren war und der erst im Moment der Gefahr die Liebe zu seinem Kinde kennen gelernt hatte, konnte sich diesen entsetzten Aufschrei gar nicht deuten; während sich aber noch die Weiber erneut um Mara zu schaffen machten, wurde es ihm klar, daß sich ihr Argwohn schon wieder gegen das arme, stets verleumdete Kind gerichtet haben mochte.

Der Augenblick war zu ernst, um der zu Tode erschrockenen und nur allmählich zu sich kommenden Mutter Vorwürfe zu machen, aber in dem zärtlichen Streicheln, mit dem er Tuno vor ihren Augen für den frevelhaften Verdacht entschädigen wollte, sollte sie wenigstens erkennen, welch abscheuliches Unrecht sie abermals begangen habe.

Als er indes Tuno zu sich rufen und ihn an sich ziehen wollte, da sah er gerade noch, wie der Junge katzenartig zur Türe hinausschlich, noch einen kurzen, ganz sonderbaren, fast unheimlichen Blick zurückwarf und gleich darauf, wie von Furien gejagt, mit tollen Sätzen über den Hof und dann nach dem Walde zu davonrannte.

Als ob er einen wüsten Traum verscheuchen wollte, fuhr sich Marković mit der Hand über die Stirne, aber immer wieder drängte sich ihm die entsetzliche Gewißheit auf: das war das böse Gewissen, und mit verdoppelter Zärtlichkeit wandte er sich jetzt seinem Weibe und seinem jüngeren, eben einem fürchterlichen Tode entronnenen Kinde zu, um an ihnen vieles, vieles gutzumachen.

Der Morgen graute längst, das Gesinde war, leise flüsternd an der Türe des Bauern vorüberhuschend, schon zur Ernte nach dem Felde geeilt, und Ante saß noch immer am Bette seines Weibes, die Hand der leicht Schlummernden in der seinen haltend und sie von Zeit zu Zeit vorsichtig und zärtlich, wie Abbitte heischend, streichelnd.

Es mochte schon sieben Uhr sein, als Mara erwachte. Mit dankbarer Rührung fühlte sie Antes zaghafte Liebkosung und blieb, das lang entbehrte Glück voll genießend, noch eine Weile mit geschlossenen Augen liegen. Schon lange war ihr, trotz der großen Sorge um das dem Verderben entgegengehende Kind, nicht so friedsam zu Sinn gewesen wie jetzt.

Das war die natürliche Folge der ernsten Aussprache dieser Nacht, die ihren Mann endlich zu einer besseren Einsicht zu bringen schien. Daß es der Junge auf einen Mord seines Brüderchens abgesehen haben sollte, wollte und konnte er natürlich noch immer nicht glauben — wie sie sich ja auch selbst einzureden versuchte, daß sie sich getäuscht, daß sie sein Entsetzen über die Folgen seiner wahrscheinlichen Ungeschicklichkeit falsch ausgelegt habe. Und je ruhiger sie über des Kleinen Darstellung nachdachte, daß nämlich Tuno, als er die Eltern zu sehen vermeinte, herabgesprungen sei und dabei ganz zufällig an ihn angestoßen sei, um so mehr mußte sie ihrem Manne recht geben, daß der Junge nur eine Notlüge gebraucht und aus Furcht davongegangen sei.



Um ihm zu zeigen, daß sie ihm zuliebe verzeihen könne, und auch aus wirklicher Besorgnis fragte sie gleich beim ersten Augenaufschlag:

„Ist er zurückgekommen?"

Verlegen, als ob er sich seiner Zärtlichkeit schämen müßte, ließ Ante ihre Hand los, und während sich ihm zwei tiefe, senkrechte Zornesfalten rechts und links der Nasenwurzel eingruben, knirschte er ein kurzes „Nein".

Überrascht sah sie ihn an und wußte sich das nicht zu deuten. Dann aber glaubte sie darin den Ausdruck seiner Angst um den Jungen zu sehen und redete ihm ehrlich zu:

„Geh ihn suchen, Ante; er wagt es wohl nicht, nach Hause zu kommen", und plötzlich selbst von Angst erfüllt, setzte sie erbleichend hinzu: „Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist; du weißt doch, daß sich immer Wölfe in der Nähe herumtreiben!"

Aber anstatt erschrocken nach Mütze und Hacke zu greifen, wie sie es erwartet hatte, blieb er ruhig sitzen und entgegnete:

„Im Sommer hat noch nie ein Wolf einen Menschen angefallen. Übrigens hat er ja nicht die erste Nacht im Freien zugebracht, das Herumzigeunern scheint ihm ja förmlich im Blute zu liegen — weiß der Teufel, woher er das hat!"

Mara verfärbte sich und verstummte. Das sonderbare Benehmen ihres Mannes beunruhigte sie aber, trotz der vorangegangenen Zärtlichkeit, zu sehr, um es dabei bewenden zu lassen, und so bat sie denn sanft:

„Ante, du bist doch sonst nicht so herzlos, hast doch den Buben auch lieb, geh, schau dich also nach ihm um."

Er aber schüttelte nur ablehnend den Kopf, und als sie mit ihren Bitten nicht nachließ, sagte er endlich:

„Ich kann nicht und — ich will nicht — ich bin mit ihm fertig" — und dann, als er ihre ernste Unruhe bemerkte, fuhr er fort: „Sieh, ich habe dir ja heute nacht selbst zum Guten zugeredet und hab' es da aus reiner Überzeugung, nicht nur um des lieben Friedens willen, getan. Als du aber dann einschliefst und ich Zeit hatte, über alles in Ruhe nachzudenken, und zu deiner Widerlegung keine Entschuldigungen und Erklärungen zu erfinden brauchte, da stieg in meiner Erinnerung immer klarer und deutlicher der Blick auf, mit dem der Junge davongeschlichen ist, und seitdem werde ich den Gedanken nicht los, daß er seinen leibhaftigen Bruder wirklich und wahrhaftig wie eine räudige Katze elend ersäufen wollte."

Die furchtbare Anklage, obgleich sie doch nur ihren eigenen Verdacht bestätigte, machte Mara im ersten Augenblick ganz stumm. Als sie aber dann in ihres Mannes schmerzbewegtes Gesicht sah und in den Furchen, die sich ihm über Nacht eingegraben, all die Seelenqual las, die ihn diese Erkenntnis kostete, da überkam sie ein grenzenloses Mitleid mit ihm, und trotz ihrer gegenteiligen Überzeugung wollte sie ihm den schweren Verdacht ausreden. Hilflos suchte sie nach den richtigen Worten und stellte ihm endlich vor:

„Ante, wie kannst du dich in einen solchen Wahnsinn verrennen: ein vierzehnjähriges Kind — unser Kind sollte kaltblütig einen Brudermord begehen! Du bist übernächtig, dein Gehirn ist von all den Aufregungen überhitzt. Wenn du erst einige Stunden geschlafen hast, dann wirst du sicher anders denken."

„Es weht der Wind . . .“



Ludwig von Senger

Er schüttelte nur mit einem unsagbar traurigen Lächeln den Kopf, und als sie weiter in ihn dringen wollte, lehnte er ab:

„Laß nur, laß. Oder meinst du, daß ich es nicht fühle, wie du nur aus Barmherzigkeit so zu mir sprichst? Das ist ja lieb und gut von dir, und ich danke es dir auch, danke es dir doppelt, weil ich es, gerade dieses Jungen wegen, am wenigsten von dir verdiene, aber ..."

„Ante," unterbrach sie ihn flehend, „sprich nicht so. Es zerreißt mir das Herz, dich so leiden zu sehen."

„Das ist nur meine eigene Schuld," fuhr er in seinen quälerischen Selbstvorwürfen fort; „hätte ich beizeiten auf dich und auf all die andern gehört, dann wäre es vielleicht anders gekommen. Aber mich blinden Narren hat ja nicht einmal das Gefängnis sehend gemacht, und wer weiß, welches Unglück die Einflüsterungen dieses unseligen Geschöpfes noch angerichtet hätten, wenn mich nicht im letzten Augenblick Vinkos Verhängnis zur Besinnung gebracht hätte."

„So martere dich doch nicht so!" bat sie rührend. „Du tust damit dir und dem Jungen unrecht."

„Meinst du wirklich?" gab er trübe zurück, und als sie nicht recht wußte, was sie darauf erwidern sollte, ergänzte er, tief aufseufzend: „Das weiß ich leider besser", und dann, als sie völlig verzweifelt die Augen schloß, die Tränen aber doch verräterisch hervorsickerten, ergriff er wieder ihre Hand, und sie mit leichtem Druck umspannend, sagte er müde: „Wie wir doch die Rollen tauschten; noch gestern hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß du den Jungen je vor mir würdest verteidigen müssen. Man lernt viel mit dem Altern — wenn nur das Umlernen nicht so bitter weh täte!"

Den Druck seiner Hand zärtlich erwidernd, redete ihm Mara zu:

„Sei nicht voreilig, Ante. Warst du früher aus Liebe blind, so sei es jetzt nicht aus Zorn. Laß uns erst hören, wie er selbst den Hergang erzählt. Deckt es sich mit des Kleinen Aussage, dann wollen wir unsern garstigen Verdacht begraben und ihn weiter durch Liebe und Strenge erziehen."

„Und wenn dem nicht so ist ...?"

Mara überlegte. Wild überstürzten sich die Gedanken in ihrem Innern; sie sah ihr eigenes Kind unter dem herrischen, bösartigen Bruder leiden, sie sah es überall gestoßen und gedrängt und in bitterer Verzweiflung die Mutter anklagen, die diesen Fluch auf sein Haupt geladen — aber sie empfand auch das große Verbrechen, das sie selbst an jenem anderen Wesen verübt, dem sie eine zärtliche Mutter hätte sein müssen und es doch nicht war. Und in diesem Widerstreit der Gefühle sagte sie endlich ergebungsvoll:

„Hat er gelogen und liegt der Keim des Bösen in ihm, dann ist es erst recht unsere Pflicht, ihn zum Guten zu leiten und seine Seele zu retten."

„Wenn's nur gelingt!" meinte Markovió zweifelnd und doch leise hoffend und schlug in die dargereichte Hand. Und so folgte er ihr zum erstenmal, ohne sich dessen innerlich zu schämen.

* * *



Der Tag ging zur Neige, die Nacht brach an, und Tuno ließ sich noch immer nicht sehen.

Nun wurde Markovié doch ängstlich. Wenn der Junge Gelegenheit gehabt hätte, sich mit Proviant zu versehen, wie er das früher getan, dann würde er sich keine weiteren Sorgen gemacht haben, aber dem war doch nicht so, und überdies wußte er nur zu gut, daß ihn niemand im Dorfe leiden mochte, daß er also auch nirgends etwas zugesteckt bekam und ihn somit schon der Hunger nach Hause getrieben haben müßte.

Mara suchte ihn durch den Hinweis zu beruhigen, daß er wohl untertags wo alles auf dem Felde weilte, sich in eine Hütte geschlichen und sich Brot und Zutaten angeeignet haben könnte.

Früher hätte Ante den Gedanken, daß s e i n Junge stehlen könnte, entrüstet zurückgewiesen, jetzt klammerte er sich jedoch daran wie an einen letzten Hoffnungsstrahl. Indes, je länger er darüber nachdachte, um so weniger glaubhaft schien ihm dies. Das ganze Dorf war ja durch den Vorfall in schrecklichste Aufregung versetzt, und wie nun sicher alles auf ihn aufpaßte, hätte er gewiß nicht unbemerkt den Wald verlassen können, denn wenn ihn schon nicht die Alten entdeckt hätten, so doch die auf den Straßen und in den Höfen spielenden Kinder, und die wären sicherlich nicht still geblieben, schon deshalb nicht, um sich einmal für all seine Quälereien zu rächen.

So ging also auch der Tag vorüber, und obgleich von der schweren Feldarbeit todmüde, sagte der Altknecht doch nach dem schweigend eingenommenen Abendmahl:

„Wir können eueren Jammer nicht mehr mit ansehen und wollen deshalb nach dem Wald auf die Suche gehen."

Markovié dankte den Leuten mit gerührtem Blick, wußte er doch, was dies nach getaner Feldarbeit bedeutete, und als sie aufstanden, meinte er, dabei vergebens gegen die Tränen ankämpfend:

„Er hat es nicht um euch verdient." Und Svetozar legte ihm die schwielige Hand auf die Schulter und entgegnete gerade heraus:

„Wir tun's auch nicht um seinetwillen, sondern deinet- und der Bäuerin wegen — e r könnte von uns aus bleiben, wo er ist."

Als sie dann mit Markovié an der Spitze abzogen, schlossen sich ihnen auch einige Nachbarn an. Alle hatten sich, obgleich der Mond fast taghell die Erde erleuchtete, mit Stallampen und brennenden Scheitern versehen, da ja der tausendjährige Eichwald, dessen dichtes Laubwerk kaum die Sonnenstrahlen durchließ, in tiefstes Dunkel gehüllt war.

Mara brachte den Kleinen zu Bett und hieß dann auch die Mägde schlafen gehen. Einige taten es auch, da die Beine sie kaum noch zu tragen vermochten, jene aber, die schon länger im Dienst waren, wollten die Bäuerin in ihrer Angst um keinen Preis der Welt allein lassen.

Erst waren sie der Meinung, daß Tuno wohl in nächster Nähe gefunden werden würde, da ihn sicherlich schon der Hunger zum Hause getrieben und er wahrscheinlich in der Nacht den Versuch gemacht hätte, unbemerkt auf den Hof zu schlei-

chen. Als aber Viertelstunde um Viertelstunde verrann und Maras Unruhe sich immer mehr steigerte, suchten sie sie damit zu beschwichtigen, daß der Junge aus Angst vor der seiner harrenden Strafe vor den Suchenden immer tiefer in den Wald fliehe.

Die Zeit schritt indes weiter und weiter, doch trotz des angestrengtesten Horchens und Spähens ließ sich noch immer kein Geräusch hören und kein Licht sehen. Jetzt verstummte eine nach der anderen, keine fand mehr den Mut zu einem Trosteswort.

Die Männer waren gegen acht Uhr weggegangen, und der Stand des Mondes zeigte Mara, daß es schon auf Mitternacht ging. Trotzdem die Nacht kaum eine Abkühlung gebracht hatte, zog es ihr fröstelnd durch die Glieder, und sich selbst in einer Ecke niederkauernd, forderte sie die Mädchen nochmals zum Schlafengehen auf.

Ein stummes Kopfschütteln war die einzige Antwort, und nach wie vor blieben alle in gespannter Erwartung bei ihr sitzen. Eine einzige erhob sich und holte aus dem Hause eine gebauchte Kürbisflasche, die sie der Bäuerin hinreichte und ihr zuredete:

„Trink ein wenig Šlivovic, du wirst sonst krank."

Rein mechanisch folgte Mara dem gutgemeinten Rat und ließ dann die Flasche kreisen. Und nun hockten sie wieder da und wagten kaum laut zu atmen. Gegen zwei Uhr tauchten endlich die ersten Lichter auf, und so sah man nach und nach in verschiedenen Abständen die Männer aus dem Wald treten.

Gleich beim ersten Lichtschein waren die Wartenden aufgesprungen und hatten sich, ängstlich ausspähend, um Mara geschart. Die Entfernung war jedoch zu groß, um bei der fahlen Beleuchtung etwas genau zu erkennen. Den Kopf vorgebeugt, spähte Mara so scharf aus, daß ihr schließlich die Augen übergingen.

„Seht ihr ihn?" wandte sie sich beklommen fragend an die Umstehenden, und als sich niemand meldete, tröstete eine:

„Wenn sie ihn nicht gefunden hätten, würden sie doch nicht zurückkommen."

„Eh, wie lang sollen sie denn noch bleiben?" entfuhr es einer anderen unbedacht, doch aus Mitleid mit der laut aufschluchzenden Bäuerin behauptete rasch eine Dritte:

„Jetzt sehe ich ihn ganz genau; dort rechts führt ihn einer an der Hand."

Sofort wandten sich aller Augen der angegebenen Richtung zu, aber die ausbleibende Bestätigung sagte Mara nur zu schnell, daß die Kleine sie nur beruhigen wollte. Nun kamen die Männer, die sich mittlerweile in Bewegung gesetzt hatten, auch allmählich näher, und die lautlose Stille des Zuges bewies ihr vollends, daß die Suche vergeblich war.

Ihr Mann betrat als erster den Hof. Er ging ganz gebeugt und wie nach einer Stütze suchend, legte er dann den Arm um ihre Schulter und wankte mit ihr der Kammer zu.

An der Türe blieb er einen Augenblick stehen, gab einer der Mägde einen leisen Befehl und sagte, den Männern müde zunickend:

„Nehmt einen Trunk und habt Dank — ich vergesse euch's nie!" Dann überschritt er mit seinem Weibe die Schwelle und zog die Türe hinter sich zu. Und jetzt erst, mit ihr allein, brach er in bitterliches Schluchzen aus.

Mara hatte nicht den Mut, seinen Schmerz durch ein Wort zu stören; sie schmiegte sich ihm nur in inniger Zärtlichkeit an und fuhr ihm besänftigend über Stirn und Scheitel. Als sich aber sein Jammer gar nicht legen wollte und er ihre erst zagend einsetzenden und dann immer heißeren Trostworte gar nicht zu hören schien, da erfaßte auch sie helle Verzweiflung, denn nun begriff sie, daß damit auch ihr Glück vollends vernichtet sei.

Da, als sie schon jede Hoffnung aufgegeben hatte, kam ihr ein rettender Gedanke. Rasch, ohne ein Wort zu verlieren, griff sie nach ihrem Umhängetuch, um das Unglückskind, trotz allen Grausens, im Zigeunerdorf, dem einzig noch möglichen Zufluchtsort, zu suchen.

Markovié war dermaßen in seinen Schmerz versunken, daß er ihr Gehen gar nicht bemerkte.

Als ob es ihr Seelenheil zu retten gelte, flog Mara indes dahin. Beim Anblick der ersten Zelte und Lehmhütten stockte jedoch ihr Fuß, die jäh aufsteigende Erinnerung an den schweren Gang, den sie vor Jahren zu dem Kapoš als Bittende getan, machte sie bis in die innerste Seele erbeben.

Die ganze Vergangenheit, all die Furcht und Scham und all die Gewissensqualen, die sie schon überwunden wähnte, stiegen mit schrecklicher Deutlichkeit erneut vor ihr auf, und lautlos wimmernd sank sie an einem Grabenrain nieder. Doch bald tauchte das Bild ihres niedergeschmetterten, jammernden Mannes in ihrem Gedächtnis auf und rief sie in die Wirklichkeit zurück. Die Liebe zu ihm siegte über alle Furcht, und ihre ganze Willenskraft zusammennehmend schlich sie dem Zigeunerlager näher.

Mehr tot als lebendig stand sie endlich an der ersten halbverfallenen Lehmhütte, die vielleicht nie eine Türe besessen, und deren glaslose Fensteröffnungen mit alten, schmierigen Fetzen verstopft waren.

Nichts regte sich, nicht einmal ein Hund schlug an. Die Abgezogenen werden wohl nicht einmal einen Hund zurückgelassen haben, ging es ihr durch den Kopf, was sollten sie auch hier bewachen! Trotzdem zitterte sie, daß doch einer Hals geben und sie verraten könnte. Was sollte sie nur tun, sollte sie hier anpochen oder sollte sie weitergehen? Endlich nahm sie den letzten Rest von Mut zusammen, trat an die Türschwelle und rief leise:

„Ist jemand da?"

„Was gibt's?" fragte es von einem Haufen halbverfaulten Strohes her, auf dem jetzt auch eine alte, verhutzelte Hexe sichtbar wurde.

„Du sollst Geld haben, wenn du mir Auskunft gibst", flüsterte Mara noch leiser.

Geld! Dies instinktmäßig richtig getroffene Zauberwort wirkte im Nu, denn sofort erhob sich die Alte von ihrem elenden Lager und kam rasch und dienstbeflissen herangeeilt. Als sie jedoch die reiche Bäuerin erkannte, schleuderte sie ihr einen solch haßerfüllten Blick zu, daß Mara ganz entsetzt zurückwich. Aber noch mehr erschrak sie, als ihr das Weib drohend entgegenzischte:

„Willst vilaicht wieder ain Kindchen?!" und dann, als sie keine Antwort erhielt, in tückischer Bosheit weiter höhnte: „Was denn willst, wann du zu Zigeunerin um die Zait kumst?"

Mara schloß vor Grauen die Augen. Am liebsten wäre sie sofort umgekehrt und davongerannt, doch die Sorge um ihren Mann, dem sie Trost bringen mußte, zwang sie zum Bleiben. Sie tat also, als fühlte sie den giftigen Spott gar nicht, und versuchte nochmals, der Alten Habgier zu wecken.

„Sieh, ich habe mein ganzes Marktgeld bei mir, mindestens sieben Kronen; alles soll dir gehören, wenn du mir sagt, ob der Junge hier bei euch ist."

Gierig schielte die Alte nach der Geldtasche. Indes das Verlangen nach Rache war doch noch größer als ihre Habgier, und schon wollte sie ihr wutschnaubend sagen, daß sie ihr Geld nicht brauche, als ihr ihre Schlauheit eingab, wie sich beides recht wohl vereinigen ließe. Kurz und rauh sagte sie daher nach einer Weile:

„Gib 's Geld, und ich sag' dir Worhait."

„Nein, du betrügst mich!" wehrte Mara.

Die Zigeunerin lachte mißtönig auf.

„Schau mal ains, wie stolz!" keifte sie. „Hast du nicht vilaicht Zigeuner sainer Ehrlichkait und Verschwiegenhait zu verdonken, daß dain Mann gor nix von dain Betrug waiß und dich nicht hinausgeschmissen hot! Und so aine sagt mir, daß ich betrüg'!"

Mara begriff kaum den Sinn der Worte, so folterte sie die Angst, daß durch das laute Kreischen noch andere herbeigelockt werden könnten. Ohne sich weiter zu besinnen, raffte sie daher rasch das Geld zusammen, warf es der Alten voller Ekel hin und drängte:

„Und nun rede: Wo ist mein Kind?"

„D a i n Kind," höhnte die Alte, „dain Kind is zu Haus."

„Du lügst — ich komme doch von zu Hause."

„Auf die Stell' soll mich Erd' verschlingen, wenn d a i n Kind nicht zu Haus is", entgegnete, auf das Wort „dein" einen ganz besonderen Nachdruck legend, die Zigeunerin, und erst als sie sich an Maras Angst gründlich geweidet, setzte sie mit unheilverkündender Miene hinzu: „Aber frailich, wann du nach m a i n Kind frogst, das is was anders."

„Dein Kind?" stotterte Mara, zu Tode erschrocken.

„Ja, ja, main Kind!" bekräftigte die Wütende. „Glaubst's wohl nicht, wail ich schon so alt ausschau'! Ei ja, Sturm und Wetter und Hagel und Ais macht den Menschen nich schöner, und wann man als Kranker am Misthaufen liegen muß, wird man auch nich jünger."

In Mara regte sich, trotz des heftigsten Widerwillens, grenzenloses Mitleid mit dem um ihr Mutterglück betrogenen Weibe, und aus diesem Gefühle heraus streckte sie ihr, wenn auch nicht ohne inneres Grauen, bittend die Hand entgegen.

„Hab Erbarmen, ich bin nicht minder unglücklich als du!"

Aber anstatt die Hand zu ergreifen, kreischte die Alte mit triumphierendem Haß auf:

„Bist unglücklich, bist wirklich unglücklich?! Ei, dann will ich dainem Herrgott, der noch nie ain Herz für armen Zigeuner g'habt hat, die blutigen Füß' küßen und ihn bitten, daß er dich soll noch tausendmal unglücklicher machen. Verfaulen sollst du bai lebendigem Laib, die Würmer sull'n dir die Aug'n ausfressen, die Zung'

sull dir im Gaumen verdoren, und wann dir ainer ain Schluck Wasser gibt, sull'n die Kröten dir draus entgegenspringen, daß du vor Ekel nicht trinken kannst und krepierst!"

Mara erstarrte bei dieser fürchterlichen Verwünschung das Blut zu Eis.

„Weh mir!" stöhnte sie. „Habe ich denn dein Kind nicht glücklich machen wollen, hab' ich ihm nicht ..."

„Und wann du's auch glücklich g'macht hätt'st, was kümmert's mich!" fiel ihr die Alte zeternd ins Wort. „Aber mich hast betrogen, du verdammtes Waibsstück, mich, mich! Was hab' ich von daine lumpige hundert Kronen?! Nix, nix; alles nimmt der Kapoš, und ich lieg' da auf zerfetztem Zeug, und wann ich was von dir verlangt hätt', passens auf und schlagen mir die Rippen kaput."

Mara schüttelte sich in tiefstem Abscheu. Und bei diesem Weibe, in dem sich nichts als die gemeinste Gier nach Geld regte, hatte sie Mutterliebe vorausgesetzt, dieses elende Geschöpf hatte sie so oft, nicht nur jetzt, wegen des an ihr begangenen Kindesraubes bemitleidet und sich darum die bittersten Vorwürfe gemacht!

Unwillkürlich wich sie einige Schritte zurück, um sich nicht noch mehr zu beschmutzen. Doch die Zigeunerin, die befürchtete, daß ihr das Opfer zu schnell entschlüpfen könnte, sprang wie eine Katze auf sie los und hielt sie am Rocksaum fest.

„Hast doch wissen wull'n, wo dain Kind is, main Püppchen", höhnte sie. „Ei, sullst es wissen, sullst nich sagen, daß ich dich um dain Geld betrogen hab'" — und dann, in der sicheren Voraussicht, ihre Feindin dadurch am tiefsten zu verwunden, fuhr sie langsam, jedes Wort wie einen Dolchstich herauszischend, fort: „Ei, wo wird er sunst sain, als wo er hing'hört! Furt is er, nachg'laufen der Bande! Aber wann du ihn auch suchen laßt von allen Gendarmen der Welt, wird's dir doch nix helfen, denn was Zigeuner nich rausgeben will, das finden sie nich, und wann sie uns rädern und am Spieß braten! So, jetzt kannst gehn, und brich dir das Genick unterwegs!"

Mara wußte gar nicht, wie sie nach Hause gekommen war, erst vor der Kammertür kam sie wieder zur Besinnung. Sie wäre wohl lange hier stehen geblieben, wenn sie ihr Mann nicht gehört hätte und gleich darauf herausgetreten wäre. Das fahle Licht und die eigne Sorge ließen ihn ihr verstörtes Aussehen gar nicht bemerken, und wenn er es auch wirklich gesehen hätte, so würde er es nur zu begreiflich gefunden haben. Zum Glück forschte er auch gar nicht nach ihrem Verbleib, sondern sagte nur mit weher Stimme:

„Bist ihn wohl auch suchen gegangen?"

Sie nickte nur. Und wenn es ihr ans Leben gegangen wäre, sie hätte keine Silbe herausgebracht.

„Komm," sagte er, „wir müssen ein wenig ruhen; wer weiß, was uns der Tag für neue Aufregungen bringt!" Und als er sie bei der Hand nahm und fühlte, wie sie zitterte, da schlang er seinen Arm um ihren bebenden Körper, küßte sie dankbar und murmelte mit gepreßter Stimme: „Ich hätte es gar nicht gedacht, daß du ihn so liebhast, daß du dich so sehr um ihn sorgen und grämen würdest."

Als die Eheleute am hellen Morgen, nach nur wenigen Stunden unruhigen Schlummers, aus der Kammer traten, kam eben der Gendarm auf den Hof.

Maras erster Gedanke war es, daß er im Zigeunerdorf nachforschen müsse, doch als er sagte, daß er soeben von dort käme, fuhr ihr der Schreck dermaßen in die Glieder, daß sie zusammengesunken wäre, wenn sie Ante nicht im letzten Moment gestützt hätte. Liebevoll besorgt führte er sie in die Stube, wohin ihnen der Gendarm folgte. Ihre Angst war glücklicherweise grundlos gewesen, denn die Alte hatte sich, wohl wissend, daß dann auch die gemeinsame Schuld der Kindesunterschiebung ans Tageslicht kommen würde, gehütet, den nächtlichen Besuch zu verraten. Aber auch sonst hatte der Hüter des Gesetzes nichts herausbekommen, obgleich er mit dem Rohrstock und sonstigen sanften Untersuchungsmitteln keineswegs sparsam umgegangen war.

„Da die Bande schon zwei Tage vor dem Verschwinden eueres Tunos wieder in die Welt gezogen ist“, gab er seine Weisheit zum besten, „glaube ich auch selbst nicht, daß sie etwas von seinem Verbleib wissen, denn sonst hätte ich ihnen die Daumschrauben schon noch gründlicher angesetzt.“

Markovió fand kein Wort der Erwiderung und stellte seufzend die Šlivovicflasche vor ihn hin, aus der der Gendarm mit einem tröstenden „Auf gut Glück!“ einen kräftigen Schluck zu sich nahm. Dann zog er, der einzige, der im Dorf ein Schnupftuch besaß, dieses Beweisstück seiner höheren Art ostentativ heraus und wischte sich damit recht umständlich den Schnauzbart ab.

„Ich meine halt,“ begann endlich Mara, noch immer ganz blaß, recht zaghaft, „„daß er doch nur dort Unterschlupf gefunden haben kann, denn ...“

„Ja, ja,“ fiel ihr der Dorfgewaltige ins Wort, „wenn man's nicht wüßte, daß es euer Kind ist, könnte man ihn freilich für ein Zigeunerbalg halten. Na, nur nichts für ungut,“ unterbrach er sich, als Mara ganz verstört aufstehen wollte, „es ist ja nicht bös gemeint. Aber was wahr ist, bleibt doch wahr: viel Freude habt ihr mit ihm noch nicht erlebt und ihr könnt von Glück sagen, wenn es mit ihm nicht einmal ein schlimmes Ende nimmt.“

Bis jetzt hatte Markovió geschwiegen, aber dies anzuhören, widerstrebte nicht nur seiner väterlichen Zärtlichkeit, die durch die Sorge und Angst von neuem erwacht war, sondern auch seiner Ehre, und so entgegnete er denn:

„Alle Achtung vor Euerer Stellung und Euerer Menschenkenntnis, aber auf Kinder versteht Ihr Euch nicht, und ich sage Euch, daß der Junge im Grunde seines Herzens gut ist.“

„Na, dann muß das recht tief innerlich sitzen,“ brummte der Zurechtgewiesene ärgerlich, „andere haben davon jedenfalls noch nichts bemerkt.“ Dann nahm er noch einen Schluck, stand auf und sagte im Abgehen von oben herab: „Verlaßt Euch nur auf mich, ich gehe jetzt die Anzeige ans Kommando erstatten und werde hernach selbst die Untersuchung in die Hand nehmen — obgleich Ihr es gar nicht verdient und alles selbst am besten versteht.“

Aber weder die gönnerhaft zugesagte Untersuchung, noch die sofort eingeleitete behördliche Nachforschung brachte Licht in die Sache. Auch die paar Sümpfe in der Umgebung waren gewissenhaft abgesucht und selbst in allen Brunnen nachgeforscht worden, Tuno blieb jedoch verschwunden, rein als ob ihn die Erde verschlungen hätte.

* * *

Tuno hatte sofort erkannt, daß er sich durch seinen triumphierenden Blick bei der Mutter verraten hatte. Da er aber das Kind tot glaubte, so hoffte er, ihrem Verdacht, für den sie doch keinen Beweis in Händen hatte, trotzen zu können. Erst als er den kleinen Ante gerettet sah, gab er sein Spiel verloren, und nun durfte er der Mutter Erwachen aus der Ohnmacht freilich nicht abwarten. Einen Augenblick noch hatte sich in ihm die Hoffnung geregt, daß sie überhaupt nicht mehr die Augen aufschlagen würde, daß sie der Schreck gelähmt, daß er ihr das Leben gekostet haben könnte, als jedoch auch dieser erbärmliche Wunsch zuschanden wurde, da gab es für ihn nur eine Rettung, die Flucht.

Wohin er sich wenden mußte, wo er einzig und allein sicher sein konnte, zu jeder Zeit mit offenen Armen aufgenommen zu werden, war ihm natürlich längst klar, und ohne sich daher auch nur eine Sekunde zu besinnen, war er spornstreichs zu der alten Farkaš gerannt. Hier erlebte er jedoch die erste Enttäuschung, denn als er ihr, sich keineswegs der Tat, sondern nur des Mißlingens derselben schämend, seinen Streich und dessen Folgen erzählt hatte, da zögerte sie lange, ihn bei sich zu verbergen.

Sie lobte ihn zwar ob seiner Kühnheit und bedauerte ihn auch wegen seines Mißgeschicks, aber die Angst, es mit den Obrigkeiten zu tun zu bekommen, war doch zu groß, um sich ohne weiteres der Gefahr auszusetzen, wegen geheimer Unterstützung, wenn nicht gar wegen Anstiftung zu einem Verbrechen mit verhaftet zu werden.

All sein Bitten und Flehen wäre indes wirkungslos an ihrer nur zu begreiflichen Furcht abgeprallt, wenn nicht schließlich der grenzenlose Haß gegen jenes Weib, das sie infolge des erzwungenen Eides nicht zeitlebens ihrer Habgier dienstbar machen durfte, den Ausschlag gegeben hätte.

Natürlich hieß es vorsichtig zu Werke gehen, um nicht in die Schlingen des grausamen Gesetzes zu fallen, das für den armen Zigeuner so gar kein Erbarmen kennt. Aber wenn ihr auch das gelang, woran sie freilich nicht zweifelte, so setzte sie sich doch auch dem Zorn des Kapoš aus, was fast noch schlimmer war, denn wenn sie den Jungen retten wollte, dann mußte sie ihm unweigerlich einige Stammesgeheimnisse preisgeben, was ihr schwere Strafe zuziehen konnte.

Hier hieß es also gründlich überlegen und nichts übereilen. Den goldenen Mittelweg einschlagend, begnügte sie sich einstweilen damit, ihm Unterschlupf zu gewähren, und zwar so geheim, daß man nicht einmal im Zigeunerdorf davon etwas ahnte. Untertags mußte sich Tuno in einer von ihr entdeckten Höhle im Walde verborgen halten, bei einbrechender Dunkelheit holte sie ihn jedoch ab, denn davor, daß man ihn nicht nachts bei ihr suchen würde, bürgte ihr der Respekt, den selbst der Gendarm vor der alten Hexe, die Menschen und Vieh verzaubern konnte, hatte.

Als aber Mara, trotz des auch sie beherrschenden Aberglaubens, den Mut zu ihrem nächtlichen Besuch gefunden hatte, da bekam es die Alte denn doch mit der Angst zu tun, und nun zögerte sie nicht länger, sich die gefährliche Einquartierung vom Halse zu schaffen. Außer diesem Hauptgrund bestimmte sie dazu das beim Anblick der Verhaßten neu erwachte unbezähmbare Verlangen, ihr etwas Böses zuzufügen, und ferner der Umstand, daß Tuno, der, von Mara unbemerkt, in dem

Lumpenbündel vergraben lag, durch die Unterredung zur Kenntnis seine: Abstammung gelangt war.

Das Geheimnis war zu gefährlich, um nicht die Plauderhaftigkeit eines Kindes befürchten zu müssen. Um seiner sicher zu sein, war es jetzt unbedingt nötig, ihn vollends an sich und, wenn möglich, auch an den Stamm zu fesseln. Deshalb versprach sie ihm sofort nach Maras Weggang, ihn gleich am nächsten Morgen auf die Fährte der Abgezogenen zu bringen, die ihn zweifellos mit Liebe aufnehmen würden.

Zu ihrer höchsten Bestürzung wollte aber Tuno davon auf einmal nichts mehr wissen, denn der Junge, der bei der so plötzlichen Entdeckung seiner Herkunft vor Wut und Schande beinahe laut aufgebrüllt hätte, entwarf daraufhin schon im nächsten Augenblick die abenteuerlichsten Pläne. Und als ihm die Alte nun zur Flucht zuredete, lachte er ihr geradezu ins Gesicht, mit zynischem Freimut erklärend, daß er jetzt nichts mehr zu fürchten habe.

„Denn", sagte er, „wenn mir meine Mutter" — und er suchte die Bezeichnung „Mutter" mit möglichster Geringschätzung auszusprechen — „auch nur den geringsten Vorwurf zu machen wagt, dann soll sie was erleben! Sie muß von nun an tun, was ich will, sonst soll sie Schande und Spott erleben, und wenn sie sie einsperren, so mache ich mir erst recht nichts daraus!"

„Und m i ch, main Herzblatt, wirst du dann auch ins Unglück stoßen", suchte ihn die Alte zu rühren.

„Der Teufel ist dein Herzblatt!" fluchte der Junge und schüttelte sich vor Ekel.

Verzweifelt rang das bestürzte Weib die Hände, doch nicht gekränkte Liebe ließ sie dabei so jämmerlich stöhnen, sondern nur die Angst vor den unausbleiblichen schlimmen Folgen. Diesen vorzubeugen, galt nun ihr ganzes Bemühen, und mit den schwärzesten Farben begann sie ihm auszumalen, welchen Gefahren er sich selbst durch ein unvorsichtiges Wort aussetzen würde.

Instinktiv traf sie dabei das richtige, indem sie auch bei ihm auf die Habgier spekulierte. Der Hinweis, daß sein bisheriger Vater von einem Zigeunerkind nichts werde wissen wollen, daß es für ihn dann mit dem Wohlleben vorüber sein würde, fiel bei ihm auf fruchtbaren Boden. Er machte zwar den schüchternen Einwand, daß es ja der Vater nicht zu erfahren brauche, hielt jedoch die Vorhaltung, daß es ihm die Mutter lieber selbst eingestehen würde, als sich seinem Drohen und Erpressen ergebungsvoll zu fügen, für so selbstverständlich, daß er bald ganz kleinlaut wurde und in allem zu folgen versprach.

Die Alte ging aber, jedem Umlenken vorbeugend, noch weiter und schilderte ihm mit beredter Zunge tausend grausige Einzelheiten von Torturen und Martern, denen der arme Zigeuner im Gefängnis machtlos preisgegeben ist, und flocht dabei immer wieder ein:

„Und das alles wirst du am aigenen Leib erfahren, wail du ihren Liebling hast wull'n umbringen. Und wann sie dich erwischen," schloß sie die Einschüchterung, „dann sperrn sie dich ja glaich ain, und du kriegst dain Bauernvater gar nich erst zu sehn und kannst sie gar nich verraten!"

Um ihn aber auch nicht ganz verzagen zu lassen und dadurch am Ende ihre künftigen Pläne, die natürlich auf eine Ausbeutung des „Erben" hinausgingen,

zu vereiteln, durfte sie nicht den Gedanken an eine spätere Heimkehr bei ihm ersticken, und deshalb vertröstete sie ihn nach einer geraumen Weile:

„Wann du aber jetzt auf ain, zwai Jahr verschwind'st, dann wird dain Vater sich um dich grämen, und wail er dich doch gern hat, wird er ihr vorwerfen, daß sie dir unrecht tan hat, und wann du dann kummst zurück, wird er sich frain; na, und ich werd' ihr schon derwail die Höll' gehörig haiß machen, daß sie nix sagen darf."

Gierig sog der Junge jedes Wort ein. Das war ja alles, was er wünschte! Ein freies Herumstreichen, wann und wo er nur wollte, und dabei immer die Aussicht auf den schönen Bauernhof, wo ihm einmal alle, auch die Mutter, und die erst recht, gehorchen mußten!

Dem scharf beobachtenden Blick der Alten entging der Eindruck ihrer Rede nicht, und sie wußte, daß sie fortan ein gefügiges Werkzeug an ihm haben werde. Jetzt durfte sie ihn auch, soweit dies zu seiner Flucht nötig war, in die Stammesgeheimnisse einweihen.

Dazu gehörte vor allem die Möglichkeit, den jeweiligen Aufenthaltsort der Bande auszukundschaften, die natürlich nicht nach einem vorher festgelegten Plan umherzog, sondern sich nach der Unduldsamkeit der behördlichen Organe und der mehr oder minder drohenden Haltung der durch ihre Anwesenheit beglückten Gemeinden richten mußte. Und da auch eine briefliche Verständigung für die Zigeuner ausgeschlossen ist, erstens einmal, weil ihnen die Kunst des Lesens und des Schreibens stets ein tiefes, unlösbares Rätsel bleiben wird, zweitens, weil doch ein Brief nie vor der Neugier des alles ausspähenden Gendarmen sicher war und, drittens, der Stamm bei Eintreffen des Schreibens doch längst mit unbestimmter Marschroute weitergezogen wäre, so muß sich eben jeder Stamm mit besonderen Zeichen behelfen, die bei wichtigen Anlässen den Zurückgebliebenen oder dem mittlerweile aus einem Gefängnis Entlassenen das Nachkommen ermöglichten.

Es gehört freilich die feine Spürnase und der Adlerblick des Zigeuners dazu, um die an Wegekreuzungen und an sonstigen markanten Stellen ganz unauffällig angebrachten Zeichen zu entdecken und dann richtig zu deuten. Aber Tuno war ein gelehriger Schüler, und nach verschiedenen im Laufe des nächsten Tages gemachten Versuchen gewann die Alte die Überzeugung, daß er sein Ziel erreichen würde.

Damit war das wichtigste, aber doch noch nicht alles getan. Vor allem mußte auch damit gerechnet werden, daß die von dem Verschwinden des Jungen verständigten Gendarmeriekommandos auf den Landstraßen scharf aufpassen würden, wobei die Gefahr des Erwischens noch dadurch erhöht wurde, daß Tuno wegen der notwendigen Orientierung nur bei Tag wandern konnte. Es lag also nahe, zur Verkleidung zu greifen, wogegen sich freilich Tunos männlicher Stolz sträubte, doch war er viel zu klug, um nicht die Notwendigkeit schnell einzusehen. Die Metamorphose gelang um so besser, als im Viroviticaer Komitat von alters her Bauern und Bäuerinnen Ohrringe tragen, wenn auch die ersteren nur ganz einfache Silberplättchen oder Knöpfchen. Im Handumdrehen baumelten ihm denn auch ein Paar lange bunte Glasperlen in den Ohrläppchen und eine ebenso kostbare irgendwo gestohlene Glasperlenkette um den Hals. Das ziemlich lange blonde

Haar wurde schwarz gefärbt und ließ, geschickt aus dem Kopftuch hervorlugend, eine weitere reiche Fülle vermuten. Ein alter Henkelkorb mit dem eisernen Mundvorrat vervollständigte die Ausrüstung, während die in den Röcken geschickt angebrachten Diebestaschen der unterwegs ergatterten Diebesbeute dienen sollten.

Trotz dieser Vermummung, in der ihn nicht einmal die Eltern erkannt hätten, wagte es die Alte aber doch nicht, ihn bei Tage fortziehen zu lassen, was auch insofern nicht nötig war, als ihr die erste Station des Stammes, die Stadt Essek, bekannt war. Erst von dort aus war er auf seinen Spürsinn und nur auf diesen angewiesen, da sie es ihm auf die Seele gebunden hatte, ja nie zu fragen und überhaupt den Menschen, hauptsächlich den Gendarmen, aus dem Wege zu gehen.

So trat Tuno, der sich fortan Czipra nannte, seine erste Reise in die Welt an. Als ein gutes Vorzeichen, das ihm über die im schweigenden Dunkel auftauchenden leisen Gewissensbisse schnell hinweghalf, betrachtete er es, daß ihn ein mitleidiges, langsam seines Weges dahinfahrendes Bäuerlein auffitzen und dann nachts in der Wirtshausscheune auf seinem Wagen schlafen ließ. Zum Dank dafür war er morgens mit dessen Umhängetasche, in der er außer verschiedenen Viktualien auch über sieben Kronen in barem Gelde vorfand, verschwunden.

Aber auch später war ihm das Glück hold, denn gleich außerhalb der Unterstadt entdeckte er an einem Meilenstein das erste eingeritzte, durch rote Farbe leicht hervorstechende Zeichen, das nach einem rechts abbiegenden Feldweg und nach etwa zweistündiger Wanderung zur ersten Feuerstelle führte. Den Weisungen der Alten folgend, untersuchte er zuerst die Asche, in der er zu seiner unaussprechlichen Freude wirklich noch einige glimmende Funken entdeckte — ein Beweis, daß sie noch gar nicht allzu lange aufgebrochen sein konnten. Die Mutmaßung der Alten, daß die „Kumpania“ einige Tage in der Stadt „Geschäfte“ betrieben haben, also noch gar nicht weit sein würde, schien sich dadurch zu bestätigen.

Nur schwer widerstand Tuno der Versuchung, in der Asche einige Kartoffeln vom Felde zu rösten, um auch etwas Warmes in den Magen zu bekommen. Die Erkenntnis, daß jede weitere Meile der Trennung die Verfolgung in erhöhtem Maße erschweren mußte, siegte bald über dies Gelüste und ließ ihn weiterziehen.

Das nächste Dorf, Belobrdo, umging er vorsichtshalber in großem Bogen.

Nach zwei weitern Stunden sah er, aus dem Waldessaum heraustretend und um eine Wegkreuzung biegend, die Wagenburg der Zigeuner vor sich. Jetzt, so nahe dem Ziele, bekam er es zum ersten Male mit der Angst zu tun, denn wenn ihn Banfy Elemer nicht aufnahm, dann blieb ihm nichts anderes übrig, als reuig heimzukehren und zu Hause um Gnade und Mitleid zu betteln. Bei dem Gedanken an diese Möglichkeit wurde er ganz bleich. Ehe er das tat, wollte er lieber ins Wasser gehen.

Am ganzen Leibe mehr vor Wut als aus Angst zitternd, blieb er unter dem Schatten einer Eiche stehen, um noch einmal zu überlegen, was er dem Kapoš, von dessen Wohlwollen jetzt sein Geschick abhing, alles sagen wollte.

Während er so grübelte und noch immer zu keinem Entschluß kommen konnte, fiel ihm ein hastiges Hin- und Herlaufen im Lager auf, wie es einem Aufbruch voranzugehen pflegte. Jetzt war also keine Zeit zu verlieren und es hieß schnell

handeln. Schon wollte er einen Anlauf nehmen, um die trennende Wiese in raschen Sätzen zu überspringen, als in die eben noch wahrgenommene unruhige Bewegung plötzlich ein Stillstand kam.

Von seinem gesunden Instinkt geleitet, erriet er sofort, daß hier etwas Besonderes vorgehen mochte, etwas, von dem viel abhing. Daß dies der ungünstigste Moment gewesen wäre, sich dem Kapoš zu nähern, war ihm klar. Gleich darauf sah er auch einige Weiber und Kinder, aber nicht einen einzigen Mann, in einen von zwei elenden Mähren gezogenen Planwagen kriechen, der sich dann von den anderen sonderte, langsam die Wiese kreuzte und wenige Schritte weit von ihm, durch die Wegekrümmung der Beobachtung vom Dorfe her entzogen, haltmachte.

Er verhielt sich mäuschenstill und beschloß, die weitere Entwicklung der Dinge ruhig abzuwarten. Der Zufall wollte ihm auch hier wohl, denn keines der Weiber oder Kinder, die sich unmittelbar danach auf Umwegen an die andere Seite des Dorfes heranschlichen, wurde seiner gewahr. Einen besseren Auslug hätte er gar nicht finden können.

Einstweilen brauchte er sich indes mit dem Verkriechen nicht zu beeilen, da er ja dem Wagen viel näher war als alle anderen. Aber etwas anderes fiel ihm ein, und laut über die Gedankenlosigkeit und die Unzuverlässigkeit der Weiber schimpfend, eilte er zu dem verlassenen Wagen, den er der größeren Sicherheit halber vom Wege ab in den Wald lenkte, wo er von keinem Unberufenen gesehen werden konnte. Dann kehrte er an seinen Beobachtungsposten zurück, um gerade noch am Waldessaum ein aufflatterndes rotes Tuch, das verabredete Zeichen, zu bemerken. Er hatte richtig geraten, denn gleich darauf wurden die Wagen bestiegen, der Zug setzte sich in Bewegung und verschwand alsbald im Dorfe.

Tuno war in furchtbarer Aufregung, ahnte er doch, daß jeden Augenblick die Entscheidung fallen mußte. Seine Geduld wurde indes auf eine harte Probe gestellt, denn so angestrengt er auch horchte und ausschaute, vermochte er nicht das geringste Außergewöhnliche zu bemerken. Da, als sich die Spannung bei ihm fast schon zu legen begann, drang vom Dorfe her plötzlich wüster Lärm an sein Ohr, und nachdem eine geraume Weile verstrichen war, sah er auch über die Bauernhöfe Gestalten huschen, die die Wohnungen und Scheunen emsig zu durchstöbern schienen.

Er begriff, daß es sich hier um schnelle Arbeit handelte, daß es also für ihn an der Zeit war, in den Wagen zu kriechen, wenn er nicht den Anschluß verpassen wollte. Ohne sich länger zu besinnen, eilte er zu dem Wagen, um diesen vor allem wieder auf die Straße zu leiten, damit keine Sekunde zur Flucht verloren ginge. Im selben Augenblick aber, da er den Weg kreuzte, fuhr ein Bäuerlein, seinem Wagen zwei Pferde vorgespannt und ein drittes, wahrscheinlich am Markte gekauftes, am hinteren Schragen angebunden, im Schritt vorüber. Sehen, daß der Bauer fest eingeschlafen war, und den Halfter durchschneiden, war für Tuno eins, und in der nächsten Minute war der gar nicht üble Gaul auch schon am Planwagen der Zigeuner angebunden.

Der Bauer fuhr indes ahnungslos weiter, und selbst als er später durch das noch immer aus dem Dorf dröhnende Getöse wach wurde, fiel es ihm nicht ein,

sich umzusehen. Er hieb vielmehr in die Pferde ein, um so schnell als möglich nach Hause zu kommen und dort in die allgemeine Rauferei einzugreifen.

Inzwischen kehrten die Ausgeschwärmten mit reicher Diebesbeute zurück und wunderten sich nicht wenig, schon von weitem drei Pferde statt der zwei zu sehen und obendrein noch ein fremdes Frauenzimmer im Wagen zu finden. Zu langen Auseinandersetzungen war indes keine Zeit, auch ließ das angeblich mitgebrachte Pferd und die Berufung auf die Zurückgebliebenen ein Abweisen wegen der Verantwortung gegenüber dem Kapos nicht rätlich erscheinen.

Tuno-Czipra konnte also im Wagen bleiben, der nun, einen Sommerweg einschlagend, über Stock und Stein dem verabredeten Treffpunkt zujagte. Aus den Gesprächen der Weiber, denen er selbst jede Auskunft verweigerte, weil er das Geheimnis seines Kommens nur dem Kapos verraten dürfe, erfuhr jetzt Tuno den Zusammenhang des eben vollbrachten Streiches.

Es war keineswegs ein besonderer Fall, wenn er auch nicht gerade zu den alltäglichen gehörte. Für gewöhnlich wurde er nur dann in Szene gesetzt, wenn man längere Zeit schlechte Geschäfte gemacht hatte und sich wieder ausgiebiger verproviantieren mußte. Dann fuhr das Gros vor dem Wirtshaus vor, wo alsbald alt und jung, neugierig zusammenströmend, sich weissagen läßt oder die Zigeuner hänselt. Der Vorwand zu einem Streit ist dann schnell gefunden, und ehe man noch recht weiß, wer eigentlich angefangen hat, ist die schönste Rauferei im Gange. Bei dem dabei herrschenden wüsten Geschrei, das anscheinend jeden Augenblick in Mord und Totschlag auszuarten droht, kommen natürlich auch die letzten der zu Hause Gebliebenen angsterfüllt herbeigestürzt, und das ist der Moment, wo die Diebeskolonne in die Häuser schleicht und zusammenrafft, was nicht niet- und nagelfest ist.

Unter Schimpfen und Fluchen wird die Balgerei, bei der es höchstens zu ein paar blutigen Köpfen, selten zu ernsteren Verwundungen kommt, plötzlich abgebrochen, und ehe noch die nun untereinander disputierenden Bauern und Bäuerinnen die mittlerweile erfolgten Diebstähle entdeckt haben, ist die Bande natürlich schon längst verschwunden und das geraubte Gut so sicher geborgen, daß sich selbst bei der späteren Ergreifung selten etwas beweisen läßt.

Tuno geriet bei der Schilderung der einzelnen Heldentaten in solche Erregung, daß ihm die Zeit im Nu dahinflog und er dabei ganz auf das ihm bevorstehende Verhör vergaß. Er erschrak daher nicht wenig, als plötzlich die zuerst am Stelldichein eingetroffene Bande sichtbar wurde. Kurz darauf stand er vor dem Kapos, den er unter vier Augen zu sprechen begehrte. Ermutigend war der Blick gerade nicht, mit dem er ihn zur Seite zu kommen aufforderte, und die wütenden Zwischenrufe bei seiner Erzählung verhießen ihm auch keinen guten Ausgang. Indes, Banfy Elemer übereilte nichts. So sehr ihn auch die verdammte Übereilung von Tunos Mutter empörte, die da den Stamm den größten Gefahren aussetzte, so mußte er doch auch zugeben, daß sich ihnen damit für die Zukunft eine ungeahnte Einnahmequelle erschloß.

Tuno-Czipra ahnte den Zwiespalt in des Zigeuners Seele und nutzte die Gelegenheit schlau aus. Zuerst rückte er mit den sieben Kronen heraus, die er auf

ganz besonders raffinierte Art gestohlen haben wollte, und als das noch nicht recht zog, setzte er seine Umsicht und Entschlossenheit dadurch in helles Licht, indem er hervorhob, wie der letzte Streich vereitelt oder doch rasch aufgeklärt worden wäre, wenn der vorüberfahrende Bauer den mitten auf der Straße stehenden Wagen gesehen hätte; und als er nun gar von dem gestohlenen Pferd erzählte, da hatte er gewonnenes Spiel.

Ehe Bansy noch eine endgültige Entscheidung traf, ließ er sich den Gaul vorführen. Es war dies ein bis auf die weißen Fesseln tadelloser Rappe, der von seinem Besitzer auf den ersten Blick erkannt werden mußte. Hier hieß es schnell handeln, da gerade dieser Diebstahl, den man doch sicher auf ihr Konto setzen würde, die Verfolgung mehr als wahrscheinlich machte.

Das Färben der Fesseln, die bald im tiefsten Schwarz glänzten, war eine Kleinigkeit, doch damit war es nicht genug, die Präparierung mußte viel gründlicher sein, wenn man seines Besitzes froh werden wollte. Nun setzte Bansys Kunst ein, der ein in der Hauptsache aus Dachsfett bestehendes Geheimmittel besaß, mit dessen Hilfe das tiefste Schwarz im Handumdrehen gebleicht wurde. Ehe man sich's versah, hatte denn auch der Rappe auf der Stirne die schönste Laterne, der größeren Sicherheit halber bekam er auch noch eine weiße Schwanzspitze, und als dieser Wandel vollzogen war, wurde die Flucht schleunigst fortgesetzt. Am Abend war die ungarische Grenze überschritten, und nun konnte man sich, im tiefen Waldesdunkel geborgen, und mit allem Notwendigen reichlich versehen, immerhin einige Tage der Ruhe gönnen.

Hier erst wurde, nachdem Bansy mit einigen Älteren Rat gepflogen hatte, Tunos Herkommen und Geschlecht dem Stamme enthüllt und er selbst einem alten Zigeunerweib zur weiteren Belehrung übergeben. Gleichzeitig war auch ausgemacht worden, daß Tuno, der seine ewige Zugehörigkeit zum Stamme mit einem fürchterlichen Schwur besiegeln mußte, die Bande vor deren Heimkehr wieder verlassen und zeitweise ins Elternhaus zurückkehren sollte.

Alles weitere überließ man der Entscheidung von Fall zu Fall.

* * *

Zufriedenheit und wahres, ehrliches Glück hatte ja im Hause des Ante Markoviċ seit der Einkehr des ersten Kindes ohnehin nie geherrscht, seit aber Tuno auf so rätselhafte Weise verschwunden war, wurde es von Tag zu Tag noch trostloser und öder. Antes immer mehr zunehmende Reizbarkeit verscheuchte schließlich selbst die nächsten Verwandten, und so wurde es um die beiden Menschen, die gerade jetzt eines freundlichen Zuspruchs am nötigsten bedurft hätten, einsamer und einsamer.

Einmal hatte es allerdings so geschienen, als ob sich wieder alles zum guten wenden würde. Der Gendarm, dem Markoviċ in seiner Herzensangst eine Extrabelohnung von zweihundert Kronen versprochen hatte, war durch einen glücklichen Zufall auf die Spur der Bande gekommen und überbrachte die Neuigkeit brühwarm dem Elternpaar.

Durch Maras zähes Festhalten an dem Gedanken, daß sich Tuno nur bei den Zigeunern befinden könne, hatte sich diese Überzeugung nach und nach auch auf

ihren Mann übertragen, und da war es nur zu begreiflich, daß man nun des Ausreißers so gut wie sicher zu sein glaubte. Wenn etwas diese Gewißheit trübte, so war es höchstens die Furcht vor der Umständlichkeit und Langsamkeit der Behörden, die ein abermaliges Entwischen der Bande nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich machte. Das zu verhindern, mußte Antes einzige Sorge sein, und da wollte er keine Kosten scheuen. Die im ersten Augenblick gefaßte Absicht, selbst nach dem zwei Tagereisen weiten Dalja zu fahren, gab er bald als zwecklos auf, da er Maras Einwand als zutreffend erkannte, daß ihn die Leute argwöhnisch erspähen und dann den Jungen fortschaffen würden, ehe er noch die Hilfe der Gendarmerie erreichen konnte.

Nun war guter Rat teuer, denn Maras Bitte an den Gendarm, sich ihrer anzunehmen und selbst hinzufahren, schlug dieser mit dem Hinweis ab, daß er unter keiner Bedingung seinen Posten auf so lange Zeit ohne Urlaub oder spezielle Erlaubnis verlassen dürfe. Sie müßten doch einsehen, daß es ihn selbst reizen würde, den Burschen, den alle anderen vergeblich gesucht, abzufangen, könnten aber doch nicht verlangen, daß er das ihm von seinen Vorgesetzten geschenkte Vertrauen täusche und dabei Hals und Kragen riskiere.

Händeringend suchte ihn Mara davon abzubringen, doch blieb all ihr Flehen vergeblich. Ganz verzweifelt schwieg sie schließlich und starrte, nach einem anderen Ausweg suchend, vor sich hin. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung bemerkte sie plötzlich, wie ihr Ante, hinter dem Rücken der Obrigkeit, mit verschmitzter Miene und die Augen listig zukneifend, die sonderbarsten Zeichen machte. Sie konnte sich das gar nicht deuten und befürchtete schon beinahe, daß ihr Mann über all den Jammer verrückt geworden sei, als er wie von ungefähr und mit der scheinheiligsten Miene von der Welt sagte:

„Schade, schade, daß Ihr da nichts tun könnt, denn ich hätte die hundert Kronen, die ich dafür spendieren will, doch am liebsten Euch zukommen lassen."

Der Gendarm spitzte die Ohren. Hundert Kronen! Die verdient man doch nicht alle Tage, das ist ja sozusagen ein Vermögen. Diese verlockende Aussicht machte ihn ganz rebellisch. Aber nur nichts merken lassen, nur nichts merken lassen, sonst wäre es mit dem Respekt beim Teufel.

Er mußte sich aber fest zusammennehmen, um still sitzen zu bleiben und seine Aufregung mit keiner Miene zu verraten. Und während Ante gespannt auf die Wirkung seiner schlau angebrachten Versuchung lauerte, wälzten sich in seinem Gehirn allerlei Pläne wild durcheinander. Schließlich blieb er immer wieder bei dem Gedanken haften: Wie komme ich eigentlich dazu, dem Staat hundert Kronen zu schenken! Aber noch eines fiel ihm dabei ein: die von Markoviό früher ausgesetzte Belohnung, die er sich doch auch nicht entgehen lassen wollte! Wenn ich da wirklich zu dreihundert Kronen kommen kann — die Möglichkeit solch schwindelnden Glückes ließ ihn fast seine Haltung vergessen —, ja, dann wäre es doch einfach Feigheit, wie ein altes Weib vor einer mutmaßlichen Strafe zurückzuschrecken, sagte er sich.

Und an das Wörtchen „Feigheit" klammerte er sich erst recht. Durfte sich ein kaiserlich-königlicher Gendarm solch einen Schimpf selbst von sich selbst sagen lassen! Nein, feig war er nie und würde es auch nie sein! Lieber wollte er also

die dreihundert Kronen als diese Beleidigung einstecken. Und schließlich, was konnte ihm denn groß geschehen! Seine einundzwanzigjährige tadellose Dienstzeit mußte bei Bemessung der Strafe doch auch ins Gewicht fallen.

Die Aussicht auf eine Strafe machte ihn zwar noch einen Augenblick schwankend, doch war die einmal erwachte Gier nach Reichtum schon zu mächtig angewachsen, um ihn zur Besinnung kommen zu lassen, und so beschwichtigte er sich damit, daß es fürs erste wohl bei einem Verweis bleiben würde, und ein zweites Mal wollte er so etwas Instruktionswidriges auch sicher nicht wieder tun. Auch mußte ihn ja die Eiligkeit des Falles, den doch kein anderer als er so schnell und so sicher aufklären konnte, entschuldigen, wie nicht minder der wichtige Umstand, daß er doch nur aus Barmherzigkeit mit den armen, gramgebeugten Eltern handelte.

Ja, ja, das Erbarmen! Diesen guten Einfall wollte er sich nachher gleich notieren, um ihn nicht am Ende zu vergessen. Noch eine kurze Überlegung, dann setzte sich Gendarm Gavran in Positur.

Ehe er jedoch Marković, der sein Grübeln durch keinen Laut unterbrochen hatte, Antwort gab und sich auf irgendein bindendes Versprechen einließ, wollte er sich erst darüber Gewißheit verschaffen, wie es mit der zugesagten Extrabelohnung stand.

„Es müßte doch mit dem Teufel zugehen,“ begann er tastend, „wenn wir dem Pack den Jungen nicht entreißen sollten. Freilich, leichte Arbeit wird das nicht sein, weil er sich ja nicht finden lassen will und mit ihnen unter einer Decke steckt; aber habe ich jetzt ihren Schlupfwinkel entdeckt, so wäre es ...“

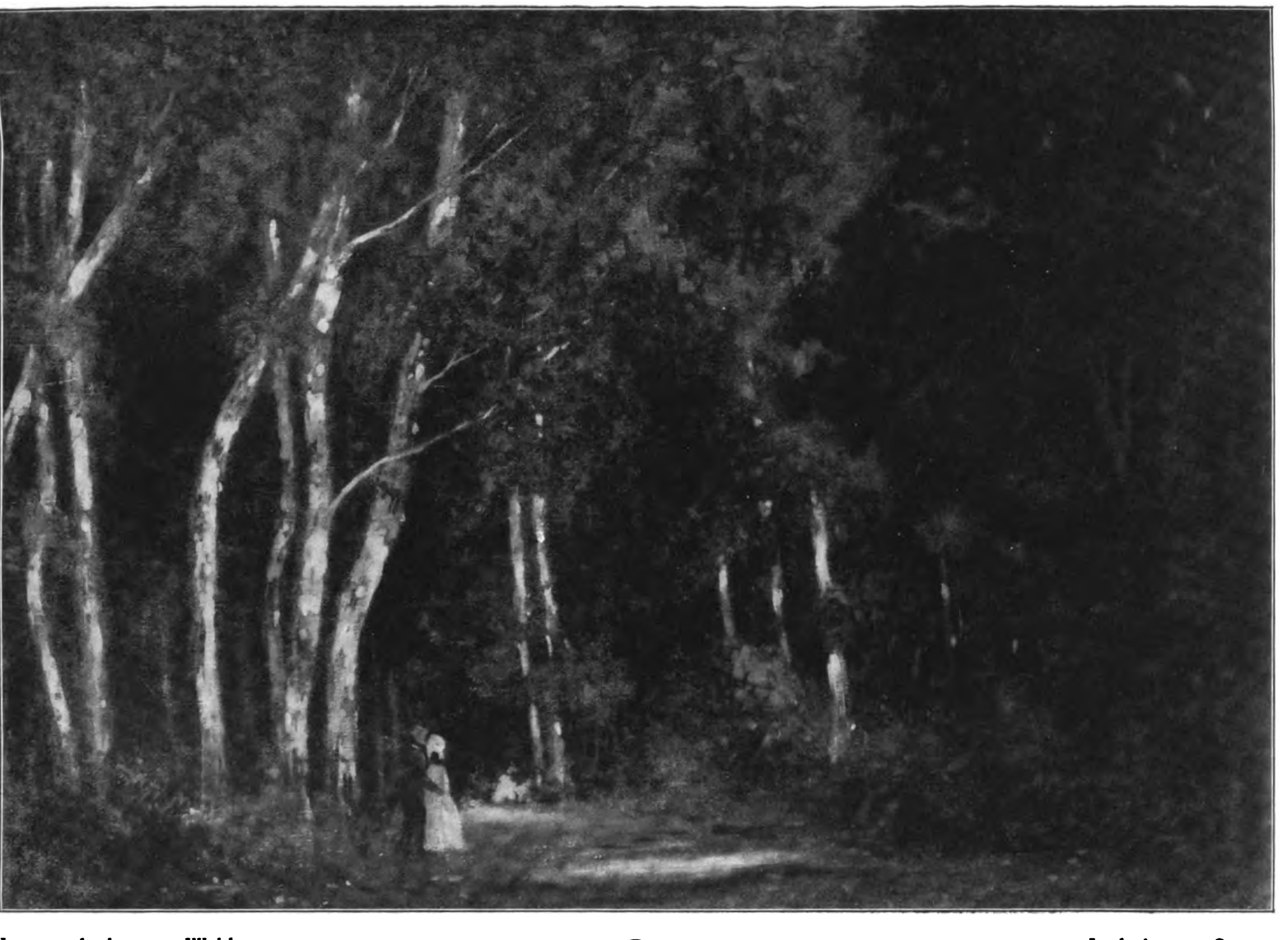
Er machte eine kleine Kunstpause, so einen zustimmenden Zwischenruf herausfordernd.

Marković wußte aber sofort, wie der Hase lief, und ließ sich aus seiner Stellung nicht so leicht hervorlocken. Notgedrungen mußte also Gavran fortfahren.

„Ich weiß ja, was Ihr sagen wollt,“ meinte er nachdenklich, „und Ihr — habt ganz recht, daß das geschickt angefaßt werden muß, daß da ein Fremder eher schaden als nutzen kann. Wenn ich nur ...“ Er brach jäh ab, als Mara Miene zum Reden machte. Da ihr aber ein wütender Blick ihres Mannes das Wort von den Lippen abschnitt und sie auf seine Frage, ob sie nicht etwas sagen wollte, nur eine stumme Verneinung hatte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als den Faden noch einmal aufzunehmen.

Dabei rückte er ganz unruhig auf dem Sessel hin und her und griff noch einmal zur Šlivovicflasche, die bei seinem Besuch stets auf dem Tisch stand. Diesmal hatte er die Stärkung auch besonders nötig, denn die Sache kam ihn hart an. Nach einem kurzen Räuspern nahm er also einen neuen Ansatz:

„Um fortzufahren: Wenn ich nur bedenke, welcher Scharfsinn und wie viele Schreiberei — Schreiberei“, wiederholte er nochmals mit feierlicher Eindringlichkeit, „dazu gehörte, ehe ich es herauskriegte, in welcher Himmelsgegend das Gesindel steckt! Ja, ja, das war keine Kleinigkeit, und ich darf wohl sagen, daß das einem anderen kaum gelungen wäre! Ich will mich nicht loben, aber dazu gehört schon meine Erfahrung, das bringen sie am grünen Tisch — so heißt man nämlich in gebildeter Rede die hohe Obrigkeit — sein Lebtag nicht zustand, und ein Bauernschädel natürlich erst recht nicht.“



Im verschwiegenen Walde — Ludwig von Senger

Markovič nickte zustimmend. Irgend ein Lebenszeichen mußte er schon geben, um den Vielvermögenden nicht lahm werden zu lassen. Gavran war schon damit einstweilen zufrieden, denn es war doch immerhin ein Beweis des Einverständnisses, schmeichelte überdies auch seiner Würde und hob dadurch das Vertrauen in seine Überredungskunst. Was aber das wichtigste war, niemand konnte ihm verwehren, dieses Nicken nach seinem Belieben auszulegen, und das tat er denn auch, indem er sagte:

„Ihr wackelt so bedächtig mit dem Kopf, weil ..."

„Ich habe ja gar nicht gewackelt ..."

„Doch, Ihr habt gewackelt, weil Ihr glaubt, daß ich mich nur wegen der mir von Euch versprochenen Extrabelohnung so ins Zeug gelegt habe. Ich will auch gar nicht leugnen, daß auch das meinen Eifer anspornt, wie ich mir ja auch die zweihundert Kronen redlich verdient habe, aber wenn es gegen meine Dienstvorschrift verstoßen hätte, dann würde ich auch nicht für tausend Kronen eine Feder eingetaucht und eine einzige Zeile geschrieben haben. Versteht Ihr mich?!"

Nun mußte Markovič antworten. Mit einem glatten Ja oder Nein war indes hier nicht durchzukommen, denn wenn er ihm auch eine Extrabelohnung von zweihundert Kronen versprochen hatte, so war doch damals keine Rede von noch weiteren hundert Kronen. Freilich, er liebte ja sein Kind und hatte sich unzählige Male verschworen, daß er für dessen Herbeischaffen freudigen Herzens und ohne zu murren sein ganzes Hab und Gut hergeben würde — aber dreihundert Kronen, das war doch etwas reichlich viel! Wie Gavran ging also auch er um den Brei herum.

„Daß ich Euch zweihundert Kronen versprochen habe, kann ich nicht bestreiten," gab er zu des Gendarmen großer Beruhigung zu, „und ich werde mein Versprechen als ehrlicher Mann halten. Zuerst müßt Ihr mir aber doch auch den Jungen übergeben."

„Ich sage Euch doch, wo er ist!" warf der Gendarm gereizt ein.

„Nichts für ungut," hielt ihm Markovič vor, „davon habe ich aber doch gerade so wenig wie Ihr, wenn ich Euch nur sagen würde, wo mein Geld liegt."

Der Gendarm wurde durch diese Spitzfindigkeit noch mehr erregt und platzte unbedacht heraus:

„Ihr vergeßt nur, daß Ihr mir auch für sein Abholen hundert Kronen zugesagt habt!"

„Euch?" tat Markovič ganz unschuldig. „Wie hätte ich an so etwas denken können, wo Ihr doch gar keine Zeit habt!"

„Na, ich will's aber doch Euch zuliebe tun."

„Das sei Euch an Kind und Kindeskindern gelohnt."

„Was hab' ich alter Junggesell' von Euerem frommen Wunsch, wenn Ihr mich um mein Geld bringen wollt!" knurrte Gavran wütend.

„Ich Euch um das Euere? Ihr mich um das meine!" wehrte sich Markovič nun ebenso hitzig und wäre vielleicht zornig hinausgegangen, wenn ihn nicht Maras bekümmerter Blick noch rechtzeitig zur Besinnung gebracht hätte. Ihr begütigendes Zureden stellte dann auch den gefährdeten Frieden wieder her, was jedoch nicht

besagen wollte, daß sich Ante mit der Hergabe der ganzen Summe einverstanden erklärt hätte. Die hundert Kronen für die Fahrt wollte er allerdings gleich bezahlen, beharrte jedoch bei der Anschauung, daß sie dann von der Extrabelohnung abzuziehen seien. Und auf alle Einwendungen hatte er nur die eine Antwort, daß er doch nicht für eine Sache zweimal zahlen könne.

Die Furcht, am Ende gar nichts zu bekommen, hätte Savran beinahe schon zum Nachgeben bestimmt, wenn ihm nicht im letzten Augenblick der rettende Gedanke gekommen wäre, daß der Bauer ohne ihn doch gar nichts anfangen könne. Und jetzt änderte er seine Taktik. Er stand ruhig auf und, nachdem er einen Abschiedsschluck genommen, sagte er gelassen:

„Was sollen wir uns da streiten. Am besten ist's wohl, Ihr behaltet Euer Geld und ich behalte mein ruhiges Gewissen. Überhaupt, wenn's mir nicht um Euch zu tun gewesen wäre, wegen lumpiger dreihundert Kronen hätte ich mich wahrlich nicht nach einundzwanzigjähriger tadelloser Dienstzeit in so große Gefahr begeben. Ihr wißt ja jetzt, wo er ist, versucht also Euer Glück selbst — freilich, die Aussichten sind für Euch nicht gar zu groß, das gebe ich zu, aber, hat der Türke das Christentum besiegt, warum soll dann nicht auch einmal der Bauer den Zigeuner übertölpeln. Lebt wohl!“

Bei dieser Rede lief es Marković eiskalt über den Rücken, denn nun erst begriff er, was er mit seiner Dummheit, mit seinem elenden Geiz angestellt hatte. Er, der sein Kind trotz allem und allem abgöttisch liebte, war selbst daran schuld, wenn es jetzt rettungslos verloren war. Und das war es zweifellos, wenn es noch länger in den Krallen der Zigeuner blieb, zu denen es sich doch nur aus Furcht wegen eines kindischen Vergehens, das sicher nicht bös gemeint war, geflüchtet hatte.

Er horchte auch gar nicht auf Maras Vorstellungen und Bitten, sondern lief dem Erzürnten schon aus eigenem Antrieb nach, wobei es ihm in seiner Angst nicht einmal auffiel, daß der Herr Gendarm, der wohl auf diesen Ausgang gerechnet haben mochte, noch auf dem Hofe stand. Er war sogar herzensfroh, daß er sich so schnell zum Zurückkommen überreden ließ, und versprach ihm nun das Blaue vom Himmel herab, ohne freilich über die dreihundert Kronen nicht hinauszugehen, nur solle er ihm weiterhin beistehen und die Reise gleich antreten.

Savran war kein Unmensch, und so einigte man sich denn. Hundert Kronen bekam er sofort und die restlichen zweihundert Kronen sollte er beim Heimbringen des Jungen erhalten.

Um sich vor einer Überrumpelung so gut wie möglich zu sichern, meldete sich Savran noch am selben Tage beim Kommando in einer vorgeschützten dienstlichen Angelegenheit, und ritt dann sofort weiter. Er hatte Glück und traf die Bande noch in Dalja an. Der dort stationierte Gendarm, dem er, weniger aus Neigung, als der Klugheit folgend, etwas von seinem Honorar abgab, stellte sich ihm kameradschaftlich zur Verfügung, und so erschienen beide ganz unvermutet im Lager.

Savran fühlte schon im voraus das Geld in seiner Tasche, so sicher glaubte er seiner Sache zu sein. Grimme Wut erfaßte ihn daher, als Banky Elemer auf seinen Befehl, den Jungen sofort herauszugeben, mit kriechender Unterwürfigkeit



beteuerte, daß kein fremder Mensch bei ihnen sei, und dabei trotz aller Ermahnungen und Drohungen blieb.

Die beiden Spitzen der Behörde ließen darauf den ganzen Stamm, Männlein und Weiblein, jung und alt, antreten, und während der Ortsgendarm die Leute scharf bewachte, durchstöberte Gavran die Zelte und Wagen und überzeugte sich durch energisches Einstoßen seines Säbels in alle Lumpen- und Strohhaufen, ob sich niemand der Untersuchung entzogen habe. Nun wurden die Geschlechter getrennt und Gavran sah sich der Reihe nach jeden einzelnen genau an. Als auch das zu keinem Resultat führte, wurde eine weitere Sichtung vorgenommen, indem die ganz Alten und die ganz Kleinen ausschieden und die Zurückbleibenden einer nochmaligen, noch genaueren Beaugenscheinigung unterzogen wurden, wobei sie sogar den Oberkörper entblößen mußten, weil ihm Mara einen braunen Leberfleck unterhalb der rechten Brustrose als besonderes Merkmal angegeben hatte.

Gavran, der sich schon um den so sicher geglaubten Extralohn betrogen sah, wurde immer erregter, und die Hiebe mit dem fingerdicken Rohrstock sausten hageldicht auf die nackten Körper nieder. Daß die Kerle dabei trotz aller Schmerzen aus reiner Schadenfreude und boshaftem Spott noch grinsten, brachte ihn in derartige Raserei, daß ihn sogar der Kamerad, der doch sicher nicht zu den Zartbesaiteten gehörte, aufmerksam machte, daß Prügel zwar blaue und rote Striemen, aber trotzdem keine braunen Leberflecke hervorzauberten.

Zähneknirschend ließ endlich Gavran von dieser Methode ab, gab aber die Hoffnung noch nicht auf, sondern wandte sich jetzt den Weibern zu, die auch nach dem Alter gesondert wurden. Tatsächlich blieb er auch vor Tuno-Czipra etwas länger stehen und erklärte dem Kameraden, daß ihm hier eine gewisse, wenn auch nur sehr oberflächliche Ähnlichkeit vorzuliegen scheine. Sein leiser Verdacht wurde jedoch dadurch hinfällig, daß das kohlrabenschwarze Haar, das er für gefärbt hielt, nicht abfärbte. Daß es kurz war, konnte aber schon deshalb nicht weiter auffallen, weil nur die alten Weiber des Stammes langes Haar zu tragen schienen.

Von der Anregung des jüngeren Kameraden, auch sie auf den Leberfleck hin zu untersuchen, wollte Gavran indes nichts wissen. Davon hielt ihn ganz unbewußt eine natürliche Scheu vor einer Entweihung der Jugend zurück.

„Wenn mein Argwohn nur den geringsten Anhalt gefunden hätte,“ hielt er es aber für nötig, seine Anständigkeit zu entschuldigen, „dann würde ich natürlich nicht zögern, so liegt jedoch kein Anlaß dazu vor.“

Gavran fühlte zwar, daß er der Betrogene sei, daß ihn das Gesindel genarrt habe, was konnte er indes tun? Nichts, rein gar nichts, er mußte sogar noch froh sein, wenn seine eigenmächtige Verfolgung nicht bekannt wurde. Mit der Drohung, daß er ihnen das Gaunerstück noch eintränken werde, zog er sich schließlich zurück und bestieg alsbald sein Roß. Die letzte vage Hoffnung setzte er noch auf den Kameraden, der ihm versprochen hatte, die Augen offen zu halten. Während dessen nächster Diensttour brach indes die Bande auf und war nunmehr auch dessen Gesichtskreis entschwunden.

Die schmerzliche Gewißheit, seinen Jungen wirklich unwiederbringlich verloren zu haben, ließ Markovió sogar die umsonst geopferten hundert Kronen ver-

gessen. Selbst Mara mußte jetzt die letzte Hoffnung, daß Tuno doch noch bei den Zigeunern sein könnte, aufgeben, denn Gavran, um sein Ansehen besorgt, hütete sich wohlweislich, einzugestehen, daß er sich selbst für übertölpelt halte. Er schilderte vielmehr mit breiter Umständlichkeit, wie vorsichtig und gründlich er mit seinem Kameraden zu Werke gegangen sei, und was er sich auf dem Heimweg als eine grobe Nachlässigkeit vorgeworfen hatte, erzählte er jetzt als geschehen, daß sie nämlich vor ihrem Erscheinen im Lager einen Beobachtungsposten ausgestellt hätten, damit auch ganz sicher niemand davonschleichen könne.

Markovió war völlig niedergeschmettert und versank in ein dumpfes Brüten, das für seinen Verstand fürchten ließ. Mara aber ging wie in einem Traumzustand daher.

Das Verschwinden des Kindes lastete auf ihrer Seele wie ein zweites Verbrechen, denn welche Vernunftgründe sie auch dagegen ins Feld führen mochte, der Gedanke, daß nur ihr immer wiederkehrender Wunsch, sich und ihr eigenes Kind von dem Wechselbalg befreit zu sehen, das Verderben über ihr Haus gebracht habe, wollte sie nicht verlassen. Sie erinnerte sich an gar zu viele Fälle, wo infolge von Verwünschungen schweres Unheil entstanden war, und wenn so etwas schon möglich war, wenn ein Fremdes, nur um des Lohnes willen, den Fluch aussprach, warum nicht hier, wo sie oft aus tiefstem Herzen heraus das unselige Kind verwünscht hatte!

Während sie so gegen sich selbst wütete und ihre arme Seele quälte, keimte auch in Antes Herz ein wahnsinniger Haß gegen sie auf.

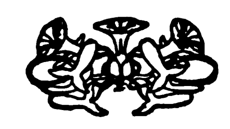
Die Schuld des Jungen war längst vergessen, alles, was früher klar und deutlich gegen ihn sprach, sollte jetzt nur mehr in der Einbildung bestanden haben, und nur sie, sie allein, die dem Jungen seine Liebe nicht gönnte, die auf Tuno eifersüchtig war, hatte auch ihn schwankend gemacht und ihn sogar so weit gebracht, dem armen, von allen gestoßenen und getretenen Kinde gleichfalls unrecht zu tun.

Die Zunge hätte er sich abbeißen mögen, die dem armen Jungen ein böses Wort gab, die Augen ausreißen, die ihn scheel ansahen, aber sie, durch deren Ränke er schließlich in den Tod getrieben worden war, verdiente erwürgt zu werden!

Nicht ein Schimmer von Mitleid regte sich in seinem Herzen, wenn er sie jetzt so elend, so ganz gebrochen daherschleichen sah. Im Gegenteil, es labte ihn, sie unter ihren Gewissensqualen leiden zu sehen, und er erblickte darin nur die ausgleichende Gerechtigkeit.

Daß sie seine bösen Worte still und unwidersprochen hinnahm, bestätigte ihm nur die Richtigkeit seines Schlusses und trieb ihn zu noch grausameren Quälereien.

Das ging so Jahr und Tag, bis dann endlich die Zeit den ersten Schmerz halbwegs linderte und das Muß des täglichen Zusammenwirkens ein allmähliches Nachlassen erzwang. (Schluß folgt)





Die moderne theosophische Bewegung

Von Hans Freimark

Der seit den Tagen der französischen Enzyklopädisten die Untersuchungen der neuzeitlichen Wissenschaft auszeichnende kritische, ja skeptische Geist hat im Laufe von Jahrzehnten auch die Denkart der Allgemeinheit gründlich umgewandelt. Freilich, wie es scheint, nicht zu deren Vorteil. Denn die Masse bleibt kritiklos, mag sie sich, dem Beispiele ihrer geistigen Führer folgend, auch noch so kritisch gebärden. Sie vertauscht lediglich die alten Vorurteile gegen neue. Was dem Forscher, dem Denker Resultat eines schwierigen und langwierigen Gedanken- und Entwicklungsprozesses, was ihm heiligste, in Ringen und Kämpfen gewordene Überzeugung ist, das greift sie auf, gleichgültig gegen den inneren Wert und ohne den individuellen Charakter zu berücksichtigen, und erhebt es zu ihrem Lebensgrundsatz. Und was das Schlimmste ist, sie nimmt die Leitsätze erst an, wenn sie von neueren Erkenntnissen schon längst widerlegt oder überholt sind. Die Gesinnungstüchtigkeit der Menge tappt den Einsichten einzelner stets auf tausend Schritte nach; so konnte es geschehen, daß sie noch jetzt der materialistischen Daseinsauffassung anhängt, während die Wissenschaft mehr und mehr einer spirituellen oder, um die zeitgemäße Bezeichnung zu gebrauchen, einer energetischen Anschauung sich zuneigt.

Die materialistische Betrachtung der Dinge nährt in der ohnehin die Bequemlichkeit liebenden Masse die Neigung, alles, was sie aus ihrem seelischen Gleichgewicht bringen könnte, als nicht vorhanden abzustreiten, oder alles, was über den Horizont ihrer Alltäglichkeit geht, als Hirngespinste von Träumern und Toren zu bespötteln. Das eine wie das andere bietet willkommene Gelegenheit, sich im Glanze der eigenen „skeptischen“ Überlegenheit zu sonnen. Die Bequemen aber haben die Rechnung ohne ihr Gefühl, ihr Gemüt, oder wie man sonst diese seelische Verfassung nennen will, gemacht. Aus dem Schlendrian der Kirchenfrömmigkeit durch die philosophische Besinnung ihres Zeitalters gedrängt, glaubten sie in der skrupellosen Hingabe an das Sichtbare und in der Leugnung des Unwahrnehmbaren ein anderes, noch weicheres Ruhekissen gefunden zu haben. Sie irrten. Einige Zeit, solange die Sache eben neu war und in ihnen noch jede Fiber infolge der vollzogenen gedanklichen Umwälzung erzitterte, konnten sie wohl meinen,

mit der Neuordnung der Dinge jeden unbequemen seelischen Mahner, von dem ihnen die Kirche zu sprechen wußte, beiseite geschafft zu haben. Diese Freude aber dauerte nicht lange. Bald störten ihre Ruhe Stimmen, die sich dahin vernehmen ließen, daß mit der Sorge für den Leib doch nicht alles getan sei. Um diese unheimlichen Dränger zu beschwichtigen, wäre wohl mancher gern wieder in das alte Gefängnis kirchlicher Bevormundung zurückgekehrt. Aber die mit Annahme einer kritischen Weltanschauung verbundene Schärfung der Auffassung, die sich, wenn auch nur langsam, schließlich doch bemerkbar macht, hinderte die meisten an diesem Schritt. Sie wandten sich daher, um ihrem seelischen Bedürfnisse Befriedigung zu verschaffen, mit Eifer den mancherlei Reformbestrebungen auf sozialem und künstlerischem Gebiete zu. Der Dilettantismus, leider aber in der schlechten Bedeutung des Wortes, behauptet in jeder Beziehung mehr und mehr das Feld.

Nicht allen jedoch genügte es, in der Sozialpolitik zu dilettieren oder den „Retter der Kunst“ zu spielen. Sie brauchten stärkere Anregungen, sollte ihre aufgeschreckte Sehnsucht einige Ruhe finden. Die Wiederbelebung des Okkultismus war daher diesen Elementen sehr willkommen. Bei der Beschäftigung mit dessen Problemen konnte man sich schmeicheln, und man schmeichelt sich in der Tat, daß man auf wissenschaftlichem Boden stehe, obwohl die vermeintlich wissenschaftliche „Erforschung“, soweit sie von Laien betrieben wird, in der Regel nichts anderes ist als ein unter dem Vorgeben exakten Experimentierens betriebener Kultus. Diese Privatreligion hat gegenüber der staatlichen den Vorzug der möglichen Individualisierung. Leider aber hat sie auch den Nachteil, ja die Gefahr der Freiheit.

Das Nächstliegende, was die modernen Okkultisten taten, war, daß sie für die zweifellos sich ereignenden okkulten Vorgänge eine Hypothese ersannen, wie sie ihrem Herzen am nächsten lag. Aus dieser Hypothese, die bald zum Dogma wurde, folgten dann mit Notwendigkeit gewisse ethische Konsequenzen. So war man glücklich wieder da, wo die Väter ausgegangen waren: bei der religiösen Offenbarung. Nur mangelte diesen okkulten, oder um im Jargon der fraglichen Kreise zu reden, diesen spiritistischen „Offenbarungen“ die Einheitlichkeit der kirchlichen, auch sind sie noch mehr als diese mit allerhand Schamanenwerk belastet. Gewiß keine verlockende Zugabe, sollte man meinen. Und doch zieht gerade dieses Gaukelspiel, Gaukelspiel auch ohne daß es Betrug ist, die Wundersüchtigen an. Die über allen Aberglauben Erhabenen verfallen dem Spiritismus mit Haut und Haaren nicht etwa trotz, sondern infolge der „Aufklärung“; denn, denken sie, da gibt es etwas zu sehen, folglich halten wir die Wahrheit in Händen.

Die aber läßt sich nicht greifen. Das erkannten bald die Einsichtigen unter den modernen Geisterbeschwörern. Sie suchten daher die ethischen Konsequenzen der „Geisteroffenbarungen“ aus einem spiritualistischen System heraus zu erweisen, für das das „Experiment“ höchstens als Nebenbeweis in Frage kam. In diesem Gedanken wirkte Andrew Jackson Davis als Seher, aus ihm entstanden die Oaspe einer spiritistischen Gemeinschaft in Kalifornien und ähnliche „neue Bibeln“, aus diesem Gesichtspunkte erfragte Hippolyt Rivail-Allan Kardec bei den Pariser Medien sein „livre des esprits“. Alle diese Versuche, die spontanen Offenbarungen durch ein philosophisches oder religiöses Lehrgebäude zu stützen,

waren jedoch in fast allen Fällen nur in einem kleineren mit den Urhebern oder Übermittlern solcher Systeme in Berührung kommenden Kreise von Erfolg begleitet. Davon macht auch die neu-christliche Theosophie keine Ausnahme. Diese Richtung ist nichts anderes als ein swedenborgianisch-spiritistisch gefärbtes christliches Sektierertum. Die Anhängerschar Lorbeers und Mayrhofers, der Stifter der neu-christlich theosophischen Bestrebungen, haben ihrer Weltauffassung keine Geltung in größerem Umfange verschaffen können und auch nicht zu verschaffen versucht. Sie halten sich absichtlich fern von jeder lauten Propaganda.

Das einzige System, das von sich reden gemacht hat und noch von sich reden macht, ist das von Helena Petrovna Blavatzky aufgestellte theosophische, oder um es unterscheidend zu nennen, das adyar-theosophische. Zu Adyar in Indien war lange Zeit das Hauptquartier der von ihr begründeten Theosophischen Gesellschaft. Vielleicht gewann ihre Lehre deshalb eine gewisse Bedeutung, weil sie, obwohl aus spiritistischem Milieu erwachsen, die Geisterhypothese und die Phänomenenhascherei — theoretisch wenigstens — verwarf und so eine höhere Erkenntnisstufe zu repräsentieren schien. Ungeachtet dieses theoretischen Gegensatzes blieb aber praktisch das „Okkulte", wenn auch in anderer Form, die Lockspeise für die Wundergierigen. Und für die diesen sich zugesellenden Wahrheitsucher war die Prophetin das Anziehende. Entgegengesetzt den Autoren der übrigen Systeme, die in der Regel nur in der Schwäche groß, jedenfalls keine bedeutenden Individualitäten waren, wußte Blavatzky für sich und i h r e Theosophie bis zu einem gewissen Grade die Aufmerksamkeit der Welt in Anspruch zu nehmen. Die Geschichte der Theosophischen Gesellschaft kann nicht allein aus den Zeitströmungen verstanden werden, man muß auch die Persönlichkeit ihrer Begründerin und die der ihr Nahestehenden berücksichtigen.

Wie alle religiösen Bewegungen verdankt auch die adyar-theosophische, die man, wenngleich mit einigen Einschränkungen, zu diesen rechnen kann, ihre Entstehung der aufs äußerste gesteigerten Tatkraft einer in gewissem Sinne anormalen Persönlichkeit. Der Begriff „anormal" soll durchaus nicht eine Wertung bedeuten, er konstatiert lediglich die Tatsache der merklichen Unterschiedenheit der betreffenden Individualität von der Allgemeinheit. Mme. Blavatzkys Neigung zum Wunderbaren schreibt sich aus ihrer Sensibilität her, die sie mancherlei Eindrücke und Einflüsse stärker empfinden ließ, als dies für gewöhnlich der Fall ist. Es kommt hinzu, daß die durch den frühen Tod ihrer Mutter veranlaßte Erziehungslosigkeit und die inmitten einer geistergläubigen Umgebung zugebrachten Jugendjahre ihre Phantasie auf das Außergewöhnliche lenkten. Dieser Zug zum Geheimnisvollen paarte sich mit einem bedeutenden Unternehmungsgeiste und Abenteuerlust. An Mut hat es Blavatzky auf ihren mannigfachen Kreuz- und Querzügen durch die Welt nicht gefehlt. Mit demselben Elan, den sie als Streiterin für ihr Werk bewährte, hat sie einst, wenn man ihrem Worte trauen darf, unter den Garibaldischen Freischärlern in der Schlacht von Mentana gefochten.

Ihre äußerst aufnahmefähige Psyche ließ sie schon als zwölfjähriges Kind unter dem Einfluß der in ihrer Familie aufkommenden spiritistischen Ideen als Medium sich produzieren. Dieser Tätigkeit oder, wenn man will, Nicht-Tätigkeit,

da das hervorstechendste Merkmal der Medialität die Passivität ist, hat sie sich noch mehrmals mit wechselndem Glücke hingegeben. Während sie nach der Rückkehr von ihrem ersten Ausfluge in die Welt, der sie u. a. angeblich zu den indischen „Meistern“ geführt hatte, in dem Salon ihrer Schwester, Mme. Jahontoff, die Pskoffer Gesellschaft durch ihre medialen Fähigkeiten erstaunen machte, verkrachte in Kairo die von ihr mit Angehörigen der dortigen Fremdenkolonien gegründete „Société spirite“, weil die unter ihrem Schutze stehende Mme. Sebire etwas allzu drastisch den Phänomenen nachhalf. Damals übte Blavatzky anscheinend noch nicht die „psychological tricks“, auf die später der gute Olcott, der weiland Präsident der Theosophischen Gesellschaft, des öfteren hineingefallen ist. Diese „psychological tricks“ waren nichts anderes als Suggestivbeeinflussungen Dritter. Sie gelangen Helena Petrowna ausgezeichnet. Als sie in dem als Journalisten tätigen ehemaligen Oberst Henry Steel Olcott ihren Manager gefunden hatte, sorgte sie durch derartige, scheinbar ins Gebiet des Übersinnlichen fallende Überraschungen für das Sensationsbedürfnis der Neuyorker Gesellschaft, die sie hoffte auf diese Weise am besten an sich fesseln und ihren Interessen dienstbar machen zu können.

Gleich Cagliostro und St.-Germain liebte sie es, bei manchen ihrer Besucher die Meinung zu erwecken, daß sie Jahrtausende habe an sich vorüberziehen sehen. Nicht genug an dem reichlich wechselvollen Lebensgange, den sie bei Begründung der Theosophischen Gesellschaft hinter sich hatte, fügte sie den Schilderungen ihrer Vergangenheit noch manche Einzelheit zu, die lediglich Dichtung war. Erklärte sie doch in späteren Jahren ihrer Schwester, daß sie sich des Besuches der Stätten, an denen sie auf ihrer sagenhaften ersten Reise geweilt haben wollte, „nicht so sicher sei als des Schauens“. In dieser visionären Art sah sie viele Dinge: sie „las“ die „Stanzen des Buches Dzyan“, die den Grundtext ihrer Geheimlehre bilden, und nicht nur diese, sondern, wie sie und Olcott behaupteten, manches Buch, das unzugänglich in irgendeiner Bibliothek vergraben lag. Dem gleichen Grunde, der sie in bezug auf ihren Lebensgang die Art Cagliostros nachahmen ließ, verdanken auch die Autoritäten ihrer „Offenbarung“, die Mahatmas, die „Meister“ ihre Entstehung. Nur darf in Betracht dieses Punktes nicht außer acht gelassen werden, daß der Glaube an Geister in Blavatzky von Kindheit an lebendig war und durch ihre Erlebnisse als Medium eine bedeutende Stärkung erfahren hatte. Dieser Glaube braucht weder eine Lüge, noch muß er eine Selbsttäuschung sein, er kann durchaus reale Ursachen haben und hatte sie im Falle Blavatzky bestimmt. Nur werden diese Ursachen von ihr wie von ihren Anhängern verkannt.

Das Phänomen des Doppelbewußtseins, der Spaltung des Ichs, wie wir es im Traume alle erleben, wie es in verstärktem Maße bei Irren, auf hysterischer Grundlage und in gewissen geistigen Erkrankungen häufig ist, bildet auch einen Hauptbestandteil der Erscheinungen des psychischen Mediumismus. Der mit dieser Spaltung verbundene Bewußtseinswechsel wird von dem Laien in der Regel als Persönlichkeitswechsel gedeutet. Dieser Irrtum kann den nicht verwundern, der weiß, wie tiefgreifend die Unterschiede zwischen den zwei seelischen Zuständen oft sind. Solche Verwandlungen nun waren bei Blavatzky nichts Seltenes. Sie lagen

in ihrer Natur begründet. Schon in ihrer Kindheit machte sich der Zwiespalt geltend, unter dem sie nahezu bis ans Ende ihres Lebens litt, und der sich auch auf ihr Werk übertrug. Ihre Schwester hat sie in der Erinnerung als „das seltsamste Kind ... mit zwei deutlich unterschiedenen Naturen in sich, so daß man dachte, es wären zwei Wesen in einem Körper; das eine schadenfroh, streitsüchtig und hartnäckig — in jeder Weise lasterhaft; das andere zum Mystischen und Metaphysischen neigend, gleich der Seherin von Prevorst". Der Kreis, in dem Blavatzky aufwuchs, und der, den sie später um sich versammelte, mußten diesen Zwiespalt durch ihre Betonung des Übersinnlichen noch verstärken. Was Wunder, wenn Blavatzky die in ihren autosuggestiven Trancezuständen auftauchenden Gebilde ihres Unbewußten als Persönlichkeiten ansprach, und wenn, dem Wandel ihrer Anschauungen gemäß, aus dem „Spirit" einer alten Deutsch-Russin schließlich die Mahatmas wurden!

Die Kenntnisse, die Blavatzky diesen tibetanischen Größen verdanken will, entstammen, soweit es sich um wirklich beweisbares Wissen oder um philosophische Lehrsätze handelt, Quellen, die etwas weniger fragwürdig sind als die sagenhaften „Meister", aber darum auch zuverlässiger. Gewiß konnte Madame auf ihren Wanderungen ein regelrechtes Studium nicht betreiben. Aber mit gutem und raschem Auffassungsvermögen begabt, raffte sie allerorten allerhand zusammen. Als sie sich dann an die Abfassung ihres Kompilatoriums „Isis unveiled" — die entschleierte Isis — machte, da verschmähte sie nicht, Bücher zu Rate zu ziehen und sich von ihren Freunden mit literarischen Nachweisen bedienen zu lassen. Aus dem Gehörten, Erlesenen, von Dritten Beigebrachten und nicht zuletzt aus eigenen „Dichtungen" setzt sich dieses Werk zusammen. In späteren Jahren hat sie selbst nicht eben vorteilhaft darüber gedacht. Daß sie bei dessen Abfassung in einem absonderlichen Zustande sich befand, wie ihre Anhänger betonen, um den Offenbarungscharakter des Werkes hervorzuheben, kann man gern glauben, wenn man sich an ihre mediumistische Vergangenheit erinnert und an die Bedingungen, unter denen mediales Schaffen — und als dessen Produkte müssen wir ihre Abhandlungen trotz alledem ansprechen — überhaupt sich vollzieht.

Wie in der Wahl ihrer literarischen Hilfsmittel, so war Blavatzky auch in manch anderer Hinsicht nicht eben wählerisch. Um den Ansprüchen der Phänomenlüsternen zu genügen, half sie, wenn die „psychological tricks" versagten, unter Umständen mit gröberen Mitteln nach. Sie befand sich diesen Leuten gegenüber freilich in einer Zwangslage und mag wohl vor sich ihre Handlungsweise damit entschuldigt haben, daß der Zweck die Mittel heilige. Ja, wir sind sogar zu der Annahme gezwungen, daß sie sich bei der Vornahme ihrer Nachhilfen, wie häufig die Medien, im Banne einer Idee befand, was sie verhinderte, sich über das Betrügerische ihrer Praktiken klar zu werden. Ihr Wollen war, ungeachtet aller ihrem Wesen anhaftenden Unzulänglichkeiten, groß und gut. Leider aber stimmte die Praxis absolut nicht mit der Theorie überein. Dieser gewöhnliche und beinahe selbstverständliche Fehler aller Reformatoren würde wohl weniger ins Gewicht gefallen sein, wenn Blavatzky in den ihr zur Seite Stehenden ehrliche Berater gehabt hätte. Zum Teil aber waren es kritiklose Wundersüchtige, zum andern Teil

rücksichtslose Geschäftsmacher. Die wenigen Aufrichtigen und Klarblickenden aber, die ihr nahetraten, konnten mit ihren Stimmen den Bewunderungschorus nicht übertönen. Welcher Art die Mitarbeiter Blavatzkys waren, das zeigt am besten die Entwicklung der Theosophischen Gesellschaft.

Seit Blavatzkys Tode sind unzählige Spaltungen innerhalb dieser Gesellschaft erfolgt. Der Zerfall begann mit der Ausstoßung Judges, des späteren Präsidenten der amerikanischen Theosophischen Gesellschaft. Judge, der gerne Olcotts Platz eingenommen hätte, glaubte dieses Ziel am einfachsten dadurch erreichen zu können, daß er, Blavatzkys Beispiel folgend, „Mahatmabriefe" vorwies. Dabei war er unvorsichtig genug, nicht einmal den Schein des Wunders zu wahren, so daß seine Gegner, Olcott und Mrs. Besant, die bedeutendste Schülerin Blavatzkys, ihm nachweisen konnten, daß er „psychische Botschaften der Meister ... in eine irreführende materielle Form gekleidet habe, ohne die Empfänger mit dieser Tatsache bekanntzumachen". Mit Judge traten die ganze amerikanische Gruppe und einzelne der europäischen Verbände aus der Theosophischen Gesellschaft aus. Für den größten Teil der europäischen und asiatischen Logen blieben jedoch Olcott Präsident und Mrs. Besant die Nachfolgerin Blavatzkys.

Der „old nominal", wie Blavatzky Olcott nannte, von dessen geistigen Fähigkeiten sie nicht eben viel hielt, setzte nach ihrem Ableben seine rege organisatorische Tätigkeit fort. Leider zog Mrs. Besants Rednertalent nicht in dem Maße wie seinerzeit die „Femme aux phénomènes", und die Charters und Logen schmolzen bedenklich zusammen. Diese Tatsache suchte Olcott geschickt zu verschleiern. Auch in anderer Hinsicht soll er es mit der Wahrheit nicht allzu genau genommen haben. Wieviel von den gegen ihn gerichteten Anklagen zutreffend, wieviel auf persönliche Gehässigkeiten zurückzuführen ist, das läßt sich schwer entscheiden. Auch Mrs. Besant blieb von Vorwürfen nicht verschont, und man muß sagen, daß sie in den letzten Jahren A n l a ß zu solchen gegeben hat. Es handelt sich da um das Fuente-Legat, die Hinterlassenschaft eines spanischen Theosophen, das für die Zwecke der Theosophischen Gesellschaft Mrs. Besant und Olcott überwiesen wurde, und von dem Mrs. Besant einen Teil dem Central-Hindu-College zuführte. Das Central-Hindu-College ist aber eine persönliche Gründung von ihr und hat mit der Theosophischen Gesellschaft nicht das mindeste zu tun. Die Gelder oder doch ein bedeutender Teil davon waren also der Gesellschaft widerrechtlich entzogen worden, und es kam von verschiedenen Seiten aus der Gesellschaft zu Angriffen auf Mrs. Besant und Olcott, dessen Zustimmung ihr Vorgehen hatte. Anstatt, wie es gewünscht wurde, die Angelegenheit einem ordentlichen Gericht oder dem Zentralvorstande zum Schiedsspruch zu übergeben, begnügte sich Mrs. Besant, auf ein Gutachten zurückzugreifen, das ihr ein indischer Anhänger der Bewegung gefertigt hatte, das aber, selbst wenn wir von der Ehrlichkeit Sir Subramaniers, Richters am Obergericht zu Madras, überzeugt sind, daran krankt, daß wichtige Belege nicht berücksichtigt waren, weil sie, nach dem Wortlaut des Gutachtens, nicht aufbewahrt wurden. Gegen die Anklage einer geflissentlichen Verdunklung der Sachlage aber wußte sich Mrs. Besant nur dadurch zu verteidigen, daß sie auf dem in jene Zeit fallenden Kongreß in London mit der Pose der „Eingeweihten"

vor ihre Verehrer trat und „eine dringend nötige Warnung abgab, einen zeitgemäßen Protest gegenüber der vorlauten Manier, in der jüngere Mitglieder diejenigen zu kritisieren pflegten, die ihnen weit in der Entwicklung voraus seien, und deren Erhabenheit nur nicht gewürdigt würde infolge der Ignoranz der Kritiker". Was es mit dieser „Erhabenheit" auf sich hat, das wird deutlich, wenn man von indischer Seite, wo lange Jahre das Hauptquartier ihrer agitatorischen Tätigkeit war, hört: „Mrs. Besant hat das gewöhnliche Leben einer Geschäftsfrau geführt, Vorträge gehalten, Bücher geschrieben und Geld gesammelt. Wie kann sie es da wagen, zu behaupten, sie sei eine Yogini geworden?" Weiter klagt man sie an, und dies ist der schlimmere Vorwurf, „daß sie den Anspruch erhebt, die heiligen Schriften der Inder zu erklären, aber alles den theosophischen Vorurteilen und Erfordernissen anpaßt und dadurch die Reinheit der heiligen Schriften fälscht". Wenn Mrs. Besant trotz dieser Vorkommnisse und Vorwürfe, trotz der von Mead und Sinnett gegen ihre Wahl ausgesprochenen Warnungen, nach Olcotts Hinscheiden im Jahre 1907 zur Präsidentin ernannt wurde, so verdankt sie diesen Sieg lediglich der Kritiklosigkeit ihrer Gefolgschaft.

Diese Entwicklung der Dinge kann freilich den nicht wundern, der sich näher mit Blavatzkys Theosophie befaßt hat und der die verschiedenen Gattungen moderner Theosophen kennt. Gewiß soll nicht geleugnet werden, daß sich in Blavatzkys Geheimlehre neben vielen Verschwommenheiten auch manch glücklicher Gedanke, ja selbst einige Weisheiten finden. Warum sollte eine Hysterische nur Schwatz und nicht auch einmal Bedeutendes produzieren? Das eine schließt das andere nicht aus. Die Hysterie kann sogar, unter gewissen Umständen, einer geistigen Erleuchtung weit eher förderlich als hinderlich sein. In bezug auf den philosophischen Teil der Blavatzkyschen Lehren, die ihren objektiven Wert oder Unwert in sich tragen, würde ihre hysterische Veranlagung wenig ausmachen. Denn „ein Einfall ist um kein Tüttelchen weniger groß," sagt Hellpach in dem Aufsatze „Die Pathographie und ihr Meister", „weil er einer Fieberstimmung entsprang, eine religiöse Wahrheit büßt dadurch nichts ein, daß sie in hysterischer Ekstase geboren ward". Etwas anderes aber ist es mit den kosmologischen und anthropologischen „Wahrheiten", die Blavatzky ihren Gläubigen auftischt. Um für deren Richtigkeit Gewähr leisten zu können, ist es denn doch notwendig, daß der sie Überliefernde etwas weniger Schwarmgeist ist, als Helena Petrowna es war.

Zweifellos sind ihre Darlegungen mitunter geradezu genial, aber sie sind genial als dichterische Einfälle. Dies schließt nicht aus, daß ihre Urheberin vorahnend eine Wahrheit ihrem Kerne nach erfaßt hat, wie ja häufig dichterischer Scharfblick das Wesen eines Dinges besser erkennt als alles gelehrte Bemühen. Aber ungeachtet dieser Tatsache kann die Wissenschaft nicht den Weg des Dichters gehen, und die Intuition wird niemals zu den wissenschaftlichen Arbeitsmitteln gehören, wie etwa das Experiment. Die Subjektivität des innerlichen Schauens wird auch durch eine Mehrzahl von Schauenden nicht in Objektivität verwandelt. Aber angenommen, Blavatzkys Welt- und Menschentstehungstheorien würde die wissenschaftliche Anerkennung zuteil, was wäre damit für die ethische Vollkommenheit der sie glaubenden Theosophen bewiesen? Die Kenntnis der „siebenfachen Konstitution des Menschen", der „Planetenrunden" und der andern Be-

sonderheiten der Adyar-Theosophie von „Atlantis“ und „Lemuria“ bis zur „Astralebene“ und „Devachan“, all das macht den gelehrigen Schüler nicht besser. Die Berufung auf Karma und Dharma erhebt die wenigsten, sondern verführt sie oft nur zu jesuitischer Begriffsakrobatik und zu einem heuchlerischen Quietismus in bezug auf Dritte.

Die von der Adyar-Theosophie gewährte Möglichkeit, mit einem eigenen Wissen prunken zu können, das Fremdartige und daher für viele Bestechende dieses Wissens hat mehr als der wirklich theosophische Hinweis auf die Verinnerlichung des Menschen die Massen gelockt und angezogen. Was beim Okkultismus und Spiritismus die Phänomene, das sind bei der Theosophie Blavatzkys die Mahatmas und all die übrigen Ingredienzien indischer Spekulation. Die Sanskritausdrücke machen sich nicht nur feierlich, sondern auch gelehrt, und der Modetheosoph kommt sich seinen Mitmenschen gegenüber ungeheuer erhaben vor, wenn er sie im Munde führt. Die ihm von früher her noch anhaftende Hochachtung vor allem Gelehrtentum verbindet sich mit den demokratischen Instinkten der Neuzeit und schafft den Typus des ob seiner eigenen Gelahrtheit sich bewundernden Autodidakten. Nicht jeder Autodidakt hegt diesen Dünkel, er ist auch nicht etwas ihm Eigentümliches, sondern wird es erst infolge der von der Adyar-Theosophie gepredigten Mißachtung der abendländischen Wissenschaft. Der Adyar-Theosoph glaubt sich im Besitze eines Jahrtausende alten Wissens und sieht mit Verachtung auf alle, die nicht auf die Übermittlerin dieses Wissens schwören. Trotz alles Zeterns gegen den Autoritätsglauben, das die Adyar-Theosophen bei jeder Gelegenheit den nicht ihren Gemeinschaften Angehörigen gegenüber erheben, findet man nirgends so viel Autoritätsgläubige als gerade in theosophischen Kreisen. Wirklich theosophischem Handeln dagegen begegnet man bei den in ihren Reden so eifrigen Aposteln der „Universalen Bruderschaft“ nur äußerst selten. Wie gering das Zutrauen ist, das man den Adyar-Theosophen entgegenbringt, beweist die Notiz der „Neuen Metaphysischen Rundschau“, die gelegentlich der Nachricht, daß Mrs. Besant zum Zwecke praktischer theosophischer Arbeit einen theosophischen Orden gegründet habe, schrieb: „Der Orden wird sicher Gutes leisten, wenn seine Mitglieder ohne geistigen Hochmut, theosophischen Dogmatismus und Cliquenwesen für die Kulturaufgaben der theosophischen Bewegung zu arbeiten gewillt sind.“ Große Hoffnungen setzen also diese den Adyar-Theosophen durchaus nicht feindlich gegenüberstehenden Metaphysiker auf die neue Gründung Mrs. Besants nicht. Wie sollte das auch anders sein, wo die in dem Satze ausgesprochene Charakteristik jener Kreise nur zu treffend ist. Gewiß gibt es Ausnahmen; aber gerade die sie repräsentierenden Persönlichkeiten ziehen sich mehr und mehr nicht von der Theosophie, wohl aber aus den Theosophischen Gesellschaften zurück. Selbst die, die einst in jenen Vereinigungen an leitender Stelle saßen, haben diese, falls sie nicht ein unerschütterlicher Idealismus bei der Fahne hielt oder weniger lobenswerte Beweggründe sie fesselten, aufgegeben. Sie haben eingesehen, daß die Vereinsmeierei, die Bildung exklusiver Zirkel etwas dem Gedanken der Theosophie durchaus Hohnsprechendes ist.

Es ist bedauerlich, daß die Idee der Theosophie, wie sie teilweise die Veden, die sufischen Sekten des Islam und vor allem die alte deutsche Theosophie und

Mystik lehrten, durch die zufällige Namenwahl Olcotts —, denn dieser war es, der, vom Konversationslexikon geleitet, den Titel „Theosophische Gesellschaft“ in Vorschlag brachte, — mit der Geschichte dieser Gesellschaft in Verbindung und dadurch gleichzeitig für viele in Mißkredit gebracht worden ist. Die Vereinigung von Glauben und Wissen, die herbeizuführen die Theosophische Gesellschaft sich als Aufgabe gesetzt hat, erschwert sie sich, indem sie den Schwärmern und Phantasten in ihren Reihen die Oberhand läßt. Das schamanistische Beiwerk, mit dem Blavatzky die von ihr gepredigten vernünftigen, freilich, wie sie selbst betonte, nicht neuen Grundsätze der Vertiefung und Verinnerlichung des Menschen belastete, hat noch keiner ihrer Nachfolger gewagt beiseite zu werfen. Im Gegenteil, man fühlt sich im Helldunkel des Zaubertumes wohl. Einige Anhänger der Gesellschaft betrachten diesen Zustand als ein Durchgangsstadium, das sie, bezeichnend genug, die „weibliche Epoche“ nennen. Ob in dieser Gesellschaft, wie vielfach behauptet wird, innere Kräfte wirkend sind, die für die Zukunft eine gedeihlichere Tätigkeit versprechen, darüber läßt sich zurzeit nichts entscheiden. Diese Behauptung ähnelt zu stark den Dogmen, an denen die Theosophische Gesellschaft der Gegenwart überaus reich ist, um nicht zu sagen, an denen sie krankt. Denn praktisch hat das theoretische Leugnen aller Autoritäten nur dazu geführt, daß Blavatzky, Besant und in neuerer Zeit auch Dr. Steiner zu unantastbaren Götzen wurden, die unfehlbarer sind als der Papst. Der letzte ist für seine Anhänger schon lange nicht mehr der „Generalsekretär der deutschen Sektion“, sondern der „hohe Meister“, der „große Lehrer“, den man in einem Atem mit Christus nennt.

Ihm verdankt freilich die Theosophische Gesellschaft die Ablenkung von ihrer ursprünglich dem Kirchen- und Christentum feindlichen Richtung. Er hat über „Das Christentum als mystische Tatsache“ interessante Ausführungen veröffentlicht. Aber dabei blieb es nicht. Aus der „mystischen Tatsache“, die auf das innere Erleben von Christus Bezug nahm, wurde das „kosmische Ereignis“. Die Christuserscheinung bekam eine Bedeutung, weit über die eines Heilandes der Menschen. Die Folge dieser Wandlung ist, daß man in den theosophischen Zirkeln Steinerscher Observanz von Christus wohl allerhand zu reden weiß, aber auf Erfüllung seiner einfachen Lehren wenig Wert legt, ja sich mit seinen schlichten Regeln überhaupt nicht befaßt. Man dünkt sich über sie erhaben. Und obwohl man viel und gern gegen Selbstsucht zetert, erklärt man, „daß man für einen andern prinzipiell nie etwas tue, was einem selbst auch nur den geringsten Schmerz bereitet“. Die Anhänger der Theosophischen Gesellschaften sind fast ausnahmslos zu sehr um ihr eigenes Seelenheil besorgt, als daß sie für die geistigen und noch viel weniger für die leiblichen Nöte ihrer Nächsten Zeit übrighaben könnten. Die sind ihnen übrigens „niederere Ideenkreise“, zu denen der Theosoph nicht herabsteigen soll.

Objektiv kann man also nur feststellen, daß in der Theosophischen Gesellschaft, die die moderne theosophische Bewegung darstellt, eine arge Zerfahrenheit und Zerrissenheit herrscht, und daß sie zunächst nicht geeignet erscheint, abgesehen von dem Problematischen eines solchen Bemühens überhaupt, der Menschheit eine gleichermaßen Gemüt wie Geist befriedigende Weltanschauung zu geben.





Wenn die Tage sich erfüllen

Von Anna Behnisch-Kappstein

Die Dämmerung legte ihr Grau über die weißen Blätter des Buches, um das die beiden Männer am Fenster seit drei Stunden saßen, der junge mit vorwärts drängender halblauter Stimme lesend, der ältere in wortloser Versunkenheit aufhorchend. Sie wurden gejagt, geängstigt, getragen und niedergezerrt von den geheimnisvollen Schwingen, die ein fremdes Menschenschicksal emporhoben und in die Tiefe stürzten.

Jetzt schauten beide auf, schauten einander an und bemerkten, daß die Gesichter kaum noch zu erkennen waren. Die dunkelgrünen Vorhänge schatteten schwer. In den Ecken des Zimmers war es schon ganz finster.

Um diese Stunde pflegte Adelheid die Lampe zu bringen.

Die Kleine wußte, daß man jetzt auf sie wartete. Sie hielt den Atem an, bog scheu und behutsam die Glieder, daß keine Falte ihres Kleidchens zitterte, und kauerte sich noch tiefer in den Winkel zwischen Ofen und Chaiselongue, in dem sie sich vor zwei Stunden lauschend verkrochen. In ihren Augen war ein Schein, der in der Düsterheit wie aus zwei Feuerkugeln glomm. Ihre Schläfen brannten. Die Zähne hatte sie in die Lippen gebissen, um sich durch keinen Laut zu verraten. Sie fieberte in Erregung und Mitgefühl.

Beide Männer zauderten aufzustehen oder zu rufen. Es war ihnen, als ob das Lautwerden eines alltäglichen Bedürfnisses die Ehrfurcht verletzen mußte, die man einem Sterbenden zollt.

Der Jüngere sagte nur: „Noch zehn Seiten, Onkel; so lange tut's das letzte Tageslicht noch.“ Dann las er weiter.

Das Mädchen regte sich nicht.

Als er am Schluß war, lag der Abend schwarz über der Stube.

Heftig klappte Gregor das Buch zu, sprang auf und reckte sich wie ein Knabe, um die Beklommenheit abzuschütteln. Dann setzte er zur Ablenkung der Stimmung eine Henry Clay in Brand.

Der Professor hatte die ganze Zeit über gepafft. Wolken dicken Rauches hingen zwischen den Fenstergardinen. Jetzt aber ließ er die Zigarre ausgehen.

Er stand auf, lief auf dem Teppich auf und ab und schwieg.

„Nun?" fragte Gregor.

„Hm ... Wenn es sich um einen Roman handelte, würde ich auf den Tisch schlagen: Eine tolle Erfindungsgabe! Endlich mal ein Kerl, dem was einfällt! Aber in diesem Fall — eine Selbstbiographie, eine Bekenntnisschrift — das wirft einen ja um. Sag mal, wie hast du diesen Menschen aufgegabelt, diesen modernen Propheten und Erlöser, dem sie nun das ‚Kreuzige ihn!' schreien?"

„Das Wie ist ja eigentlich gleichgültig. Ein Dritter, ein gemeinsamer Bekannter, machte mich auf dies Buch aufmerksam. Vor allem wohl, weil er wollte, daß es gekauft wird. Wenn es Auflagen macht, hält es den Verfasser über Wasser."

„Aber das ist ja das Unwichtigste", sprach der Professor und strich seinen schütteren grauen Bart. „Ein Mensch wie Boris Wizschowitz trägt sein Schicksal in sich — und seinen Untergang. Ob er zu leben hat, macht nicht viel aus. Er kann nicht leben."

„Er hat eine Natur von Stahl."

„Ich sage ja auch nicht, daß sie gebrochen werden muß. Aber sie hat sich wurzellos gemacht, sie muß absterben.

Überlege dir den Fall: dieser russische Bauer, der sich auf den wunderlichsten Wegen und mit staunenswerter Energie aus der Hörigkeit zu den Höhen universeller Bildung emporgearbeitet, macht erst die politische Revolution mit und muß arm wie ein Bettler flüchten, und als er in Deutschland Gastrecht gewinnt, setzt er mit Schriften und Reden eine geistige Revolution ins Werk, die ihn in Gefahr bringt, ausgewiesen zu werden. Er ist ein Menschen- und ein Gottverächter, er schlägt mit seinen Ideen den Konfessionen wie den Kirchen, den Rassen wie den Geschlechtern ins Gesicht — und kann nichts dafür bieten als ein tönendes Nein. Alles Bestehende ist ihm Lüge, alles Gedachte Irrtum — selbst die Sprache, das Kleid unserer Gedanken, seziert er als Schein und Trug.

Nun wohl, es hat mehr solche Köpfe gegeben, Herostratnaturen, die sich einen Namen für die Ewigkeit machten, — Philosophen, die so kalt und klar waren wie Gletscherhäupter, die es ertrugen, nur zu verachten.

Aber dieser Mann erträgt das nicht. Er ist ein Bauer geblieben. Er hängt an der Scholle. Er vergeht vor Heimweh. Er ist weich wie ein Dichter, hat ein zärtliches Herz wie ein Kind. Sonst hätte er dies Buch nicht geschrieben. Es ist doch eine Verteidigungsschrift. Es zeigt, daß ihm angst geworden ist unter den Angriffen aus allen Lagern der Menschheit. Gewiß, sie haben ihm übel mitgespielt, die Feinde, ihn mit unehrlichsten Waffen, mit Schmähungen und Verleumdungen und Intrigen um alles gebracht, um Besitz und Amt und den reinen Namen. Und er ist immer ehrlich gewesen, gerade wenn und weil er das Ungeheuerlichste wagte. Insofern steht das Recht auf seiner Seite.

Doch daß er für nötig hält, das nachzuweisen auf diesen zweihundert Seiten, daß er die Ränke bösartiger Feinde aufdeckt, um zu zeigen, wie jammervoll die Menschenbrut ist und wie seine wahrhaftige Überzeugung ihn ins Elend hetzt, — das beweist, daß er doch nicht über den Menschen, über den Dingen, über den Schicksalen steht. Sein Geist ist voran, sein Herz hält nicht Schritt. Menschen seines Schlages, wenn sie sich behaupten wollen, dürfen überhaupt kein Herz haben."

„In der Tat," stimmte Gregor zu, „seine ganze schwindelnd kühne Philosophie wirkt halb wie der Traum eines Nachtwandelnden. Ruft man ihn an, so stürzt er, und alles von ihm Erschaute zerstiebt.

Aber es ist doch keineswegs ausgeschlossen, daß seine kräftige Natur auch diesen Schmerz überwindet, daß seine Fähigkeiten auf anderem Wege nutzbar zu machen wären. Deswegen brachte ich dir das Buch, Onkel. Du als Gelehrter, sagte ich mir, würdest neue Möglichkeiten für ihn sehen, vor allem mit deinem Takt ihm schnell eine Beschäftigung zuweisen können, die ihn würdig dünkt, ohne ihn zu exponieren — und die ihm Brot gibt. Das fürs erste. Nachher ließe sich weiter bauen. Denn er hungert, Onkel ..."

„Soll ich ihm einen Freitisch verschaffen?"

„Daß du jetzt — so banal reden kannst, Onkel!"

Professor Freisinger lächelte fein, stellte sich vor den jungen Mann hin und legte ihm beide Hände auf die Schultern: „Ich tat's, mein Sohn, um dir zu zeigen, wohin du das Gespräch gebracht. Du sprachst von Hunger und von Brotschaffen. Und ich wiederhole dir: das alles ist unwesentlich. Dieses Buch ist kein Bettelbrief, es ist ein Testament. Das Testament eines Verbitterten und Verstörten, der entschlossen ist, aus der Welt zu gehen ... Vielleicht ist er heute schon nicht mehr am Leben."

Was war das — ein unterdrückter Schrei, ein Aufschluchzen, ein klirrendes Glas? Den Männern, noch unterm Bann der drückenden Stimmung und des nächtlichen Dunkels, kroch ein Unbehagen über die Seele. Der Professor riß schnell ein Streichholz an und entzündete eine Kerze, die auf dem Schreibtisch stand. Damit leuchtete er in die Ecke, aus der das Geräusch gedrungen.

Ihr Schein glänzte über das rotblonde Haar seiner Tochter. Zusammengeduckt, bleich wie ein Leintuch, mit weit aufgerissenen Augen, deren Blau einen heißen Schimmer hatte, hockte Adelheid am Boden.

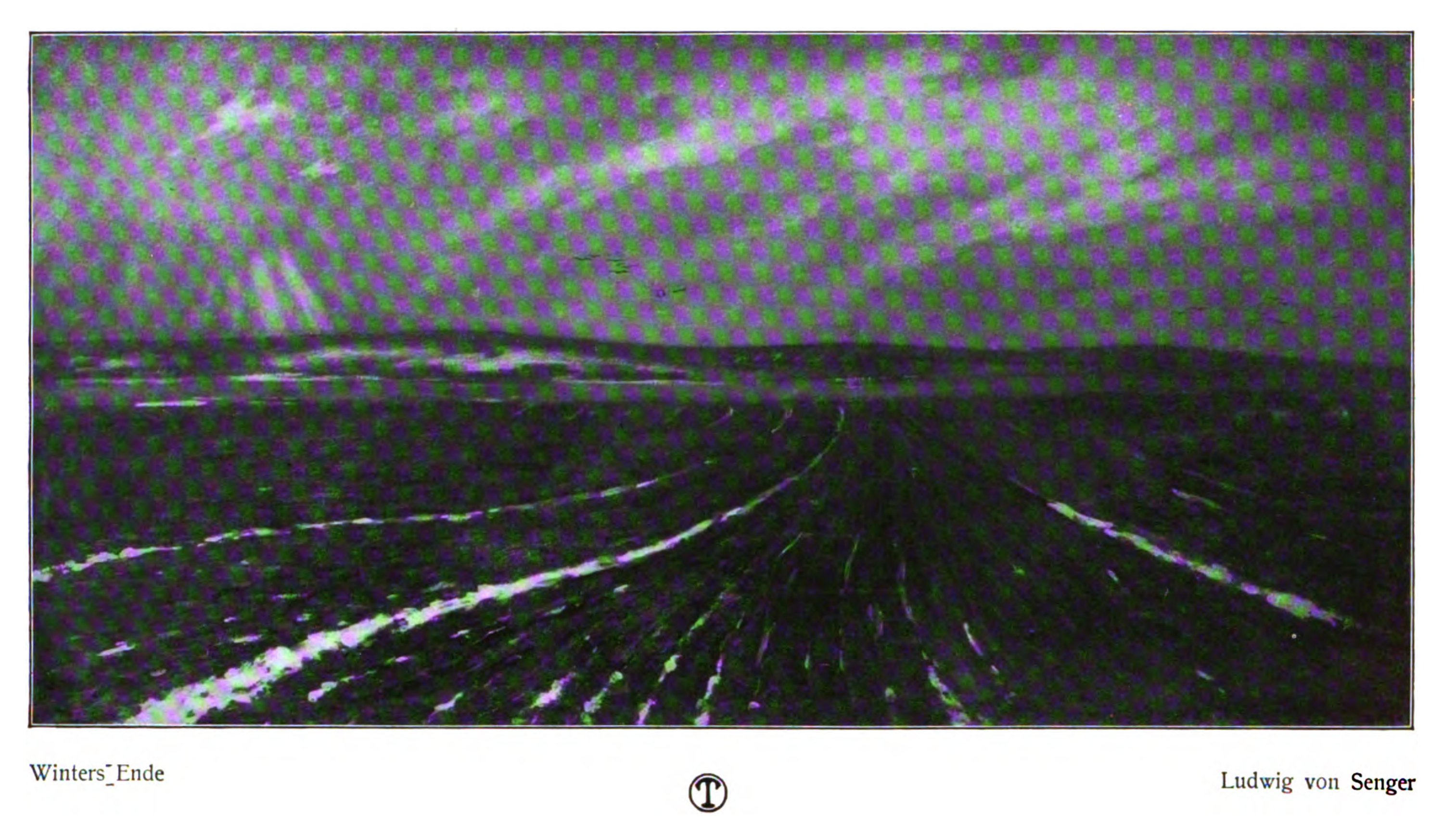
„Ja — aber Kind! was tust du hier? Wie bist du hergekommen?"

Der Vetter sprang galant hinzu und richtete sie auf. „Ist dir etwas, Adele? Du bist fassungslos."

Ihr Herz pochte so rasch, daß sie kaum zu sprechen vermochte. Endlich stammelte sie ihre Erklärung: sie sei — vorhin, nachmittags — auf den Zehenspitzen hereingeschlichen, um einen Brief auf den Tisch zu legen, und habe nicht gewagt, die Lesenden zu stören. Sie seien denn auch so hingenommen gewesen, daß ihr Eintreten ganz unbeachtet geblieben. Sie aber habe gerade ein paar Sätze aufgefangen, die sie fesselten, — da habe sie sich still auf die Fußbank gesetzt, um ein wenig mehr zu hören, und dann sei es auf sie losgestürmt, all das Entsetzliche, Aufrührerische, Todtraurige — und sie habe bleiben und bis zum letzten Worte alles anhören müssen — m ü s s e n ...

Immer noch stand sie bebend, und ihre feingliedrige, blutjunge Gestalt im ersten langen Kleid vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten.

Gregor drückte sie sanft in einen Sessel. Seine Hand strich dabei schmeichlerisch an ihren Zöpfen entlang, die ihr über den schmalen Rücken fielen. Der Vater klopfte ihr mit ernstem Lächeln die Wange: „Mein gutes Kind, du verstehst



Winters Ende

Ludwig von Senger

ja von alledem noch nichts, das heißt, du verstehst es falsch und deutest es dir aus, wie das so junger Mädel Art ist. Dieser Weltenzerstörer und Antichrist, dieser schwarze Mann und Kinderschreck hat mein Adelchen das Gruseln gelehrt. Laß gut sein, Kind, dein Mitleid verdient er jedenfalls nicht."

„Aber er ist doch unglücklich, Vater."

Gregor stützte die Ellenbogen auf die Lehne des Sessels, in dem Adelheid ruhte: „Wenn du mit allen so viel Mitleid hättest, die sich nach irgendeinem Glück sehnen —" sagte er bedeutungsvoll.

Sie warf unwirsch den Kopf in den Nacken, sprang auf und eilte wieder auf den Vater zu. Ihre Augen schwammen. „Du hast es selbst gesagt: er ist ein Verzweifelnder. Du kannst doch nicht so fürchterlich grausam sein, da nicht zu helfen?"

„Womit, mein Kind?"

Sie stand ratlos.

„Aber geholfen muß ihm werden!" stieß sie ebenso bestimmt wie unlogisch heraus.

Der Professor sah sie an. „Daß es sich hier nicht um Geld und Speise und Trank handelt, hast du selbst eingesehen, nicht wahr?"

Sie nickte mit unnatürlich geweiteten Augen. Der fieberische Glanz in ihnen wurde stärker. „So geh zu ihm und sprich ihm Mut ein!"

„Und wenn er mir die Tür weist als einem Zudringlichen? Welches Recht habe ich, mich in seine Angelegenheiten zu drängen?"

„Das kann dich auch ein Ertrinkender fragen, der ins Wasser ging — wenn du ihm beispringst ... und du würdest ihm dennoch beispringen ..."

„Ich würde es nicht tun, mein Kind; ich achte die Freiheit der Selbstbestimmung zu hoch — auch bei dem, der sterben will. Nur den würde ich vom freiwilligen Tode zurückreißen, dem ich ein besseres Leben dafür bieten kann."

„Ja, dann ..." sagte Adelheid tonlos und sah ihren Vater an wie einen fremden Mann. So viel Ruhe, Reife und Gewissenhaftigkeit vermochte sie noch nicht zu begreifen. Sie empfand nur eine Kälte, vor der sie schauderte.

Mit einem mühsamen und schmerzvollen Lächeln wendete sie sich dann an Gregor. „So geh du zu ihm ..."

Sie wußte, daß sie ihn noch nie vergeblich gebeten. Und doch bereitete es ihr gerade bei dieser Bitte Pein, ihr ein Lächeln und den schmeichelnden Blick ihrer Augen mit auf den Weg zu geben.

Aber der Vetter sah, daß diese Holdheit eine erquälte war, und daß das sonst so sanfte Blau der Augen heut' etwas Stählernes, trotzig Forderndes hatte. Sicherlich, auch Befehle hätte er von ihr angenommen; doch sie befahl ihm um eines anderen willen. Und er sagte nein.

Da flog durch ihre Glieder ein Zittern. Ihre Lippen verloren die Farbe, ihr Oberkörper fiel zusammen. Der Hals wurde ihr wie im Krampf geschnürt. Laute, als wäre sie am Ersticken, rangen sich ihr gurgelnd aus der Kehle. Ein tränenloses Schluchzen übermannte sie ganz und gar.

Den Männern wurde bange. Erst bemühten sie sich ungeschickt um sie, dann riefen sie nach der Haushälterin, die mit Baldriantropfen und Kölnischem Wasser

kam und unter vielen Klagereden, daß man sich bei solch einem mutterlosen und dazu so verschlossenen Wesen gar nicht auskenne, die Kleine ins Bett steckte.

* * *

Als Adelheid sich nicht mehr regte, wurde sie allein gelassen und die Nachtlampe gelöscht. Sofort hörten die regelmäßigen Atemzüge auf, mit denen sie die Pflegerin getäuscht. Sie wälzte sich in den Kissen, sie faltete die Hände und betete: „Rette du ihn, lieber Gott: er ist ein Verzweifelnder, und die Menschen sind so hart!“ Aber die Nacht war schwarz und sternlos, und um sie blieb es rätselstumm.

Da sprang sie von ihrem Lager, hüllte sich fröstelnd in ein Tuch und wischte an den leichtgefrorenen Fensterscheiben, um zu spähen, ob der Tag graue. Das Dunkel lastete auf ihr wie schwere Steine.

Eine Turmuhr schlug zweimal. Der Himmel hellte sich nicht vor der sechsten Stunde auf. Sie hätte schreien mögen vor Grauen. Vier Stunden lang noch ertrug sie dieses Todesschweigen und dieses Grabesdunkel nicht. Denn jeder ihrer Gedanken umkreiste und umklammerte ja einen, der hinabstrebte in Tod und Grab, — den jede Stunde seiner unheimlichen Tat näher brachte, — der vielleicht nur noch mit Minuten rechnete, der in diesem Augenblick schon sich entschließen konnte, den letzten Kampf anzutreten. Und sie trug aus der kaum verflossenen Konfirmationszeit die Überzeugung im Herzen, daß es eine schwere Sünde sei, das Leben von sich zu werfen. Eine Sünde wider den Heiligen Geist, die in Zeit und Ewigkeit nicht verziehen wird. Ist nicht der, der eine solche Sünde geschehen läßt, ein Mitschuldiger? Ihr Vater und Gregor, die beiden klugen Männer, sollten das nicht wissen oder — wollten's nicht mehr wissen, — glaubten etwa nicht mehr an Gottes Gebote über Leben und Sterben? Wie hätten sie sonst so gleichgültig bleiben können?

Nun wuchs auch um den Vater eine zehrende Sorge in ihr auf. Wie sie den alten, weisen, gütigen Mann verehrte, und wie doch seine halb abweisenden, halb nachsichtigen Mienen sie so oft schon abgeschreckt, wenn sie mit ihres frommen jungen Gemütes Fragen sich bei ihm Rats holen wollte! War der Vater ein Ungläubiger? „Lieber, lieber Gott, erbarme dich auch meines Vaters und laß kein Unglück geschehen, an dem er Schuld hat. Führe seine Seele auf den rechten Weg zurück!“

Sie beruhigte sich mit der Kraft ihrer Fürbitte, die der Pfarrer sie gelehrt. Aber dann hob die Angst um den anderen wieder an, der mehr war als ein Ungläubiger, der als ein Abtrünniger, ein Lästerer und Seelenverführer galt. Wenn ihr Gebet über ihn keine Macht besaß? Und er war doch ein Unglücklicher trotz aller Verstrickung in Sünde und Schuld! Er war ein armer, armer Mensch, dem ein gutes Wort vielleicht schon helfen konnte! Helfen mußte! Sie fühlte es mit einer Art von Hellsichtigkeit, daß jener, dem selbst die Gleichgültigen ein weiches Herz nachrühmten, verdurstete nach linder Freundlichkeit der Menschen.

Gott im Himmel, wie arm und machtlos sie hier in ihrem finstern Stübchen kauerte, und wie reich und weit sie ihre Seele wußte, aus der es wie Lichtstrahlen hervorbrach, die über Länder und Meer leuchten und wie Rettungsseile binden konnten, wenn sie ihr Ziel gewußt hätten! Gottes Kraft ist in dem Schwachen mächtig, — wie ihr das Bibelwort in den Sinn fiel, war es, als taue die Weihe zu einer

heiligen Aufgabe auf sie herab. So kalt, fast bös hatten sie beide ihr Nein gesprochen, die starken, ans Handeln gewöhnten Männer — und in ihr brannte und flammte eine göttliche Sehnsucht, ja zu rufen zu dem zagen Drängen ihres Herzens: Greif du das Werk an, das jene von sich wiesen; habe den Mut der Barmherzigkeit, auch das Ungewöhnliche, Gefahrdrohende zu vollbringen!

Ihre Phantasie steigerte sich in die Vorstellung eines ungeheuerlichen Wagnisses hinein, während sie erwog, wie sie zu dem Verzweifelnden eilen und ihm das Messer aus der Hand winden oder den Gifttrank vom Munde reißen würde. Und wenn er in seiner Verstörung die Waffe nun gegen sie richtete? Es war eine süße Wollust in dem Gedanken, daß ihre Großmut ihr Leben zum Opfer fordern könne ... Zugleich beruhigte sie sich wieder an dem Bewußtsein, daß der Unglückliche ein Dichter war, also ein Mensch von zarten Sitten, schönen Formen. Sie hätte kein sechzehnjähriges Mädchen sein müssen, wenn der Unbekannte nicht als Dichter in einer Gloriole vor ihren Augen gestanden hätte. Vielleicht hätte sein Schicksal, wenn er nur ein Denker, nur ein Gelehrter gewesen, sie überhaupt nicht beunruhigt. Ein Dichter, sagte sie sich, kann gar nicht ganz von Herzen schlecht sein. Und ein Dichter, tröstete sie sich, wird, was sie ihm zu sagen hat, verstehen, auch wenn sie nicht das richtige Wort dafür findet.

Eine friedvolle Ergebenheit kam über sie. Der Fieberrausch sänftigte sich. Sie sank vor ihrem Bett auf die Knie und war nun furchtlos im Dunkeln. „Lieber Gott, gib mir deinen Segen zu dem, was ich tun muß!“ Dann dehnte sie mit einem wohligen Behagen, das sie halb als ein Unrecht empfand, den jungen Körper wieder auf der Lagerstatt und schlief in erlösender maßloser Abspannung traumlos ein.

* * *

Am Morgen war sie beinahe fröhlich.

Erst als sie merkte, daß der Vater sie sorgenvoll betrachtete, überfiel sie eine leichte Befangenheit.

Bevor der Professor ins Amt ging, küßte er sie auf die Stirn. „Ich freue mich, daß du den Fall nun vernünftig ansiehst, liebes Kind. Niemand könnte weiter leben, wenn er das Schicksal aller derer, die an sich selbst Schiffbruch leiden, sich auf die eigene Seele packen wollte. Der Tod ist nicht das Schwerste in der Welt. Er kann auch der einzig befriedigende und versöhnliche Abschluß für die Disharmonien eines ganzen Lebens sein.“

Sie lächelte ihm aus weiten Fernen zu. Ihre Seele, in Waffen gegen den Tod und alles Schwere in der Welt, war ihrem äußeren Menschen mit Siebenmeilenstiefeln voraus.

Professor Freisinger, dem soeben eine Handvoll Drucksachen gereicht wurden, schüttelte den Kopf über die Zerstreutheit und Oberflächlichkeit seiner Tochter und begann die Broschüren und Journale aufzuschneiden.

* * *

Der Tod ist nicht das Schwerste in der Welt. Adelheid verstand das nicht. Er ist doch das Letzte, das einzig Unwiderrufliche. Und er ist kalt wie Eis. Eins aber verstand sie: daß ein Mensch, der schon von seiner Kälte angerührt worden, ein unerschöpfliches Maß von Wärme braucht, um zu genesen.

* * *



Wie eine Diakonisse trat sie in seine Stube. Sie hatte ihr schwarzes Einsegnungskleidchen angelegt, über das die Zöpfe wie zwei Strahlenbündel niederströmten. Ihre Scheitel lagen glatt über der klaren Stirn. Der Eifer färbte ihre Wangen rot, doch ihre Züge waren ruhig, denn in ihrer Seele bestand kein Zweifel mehr an der Berufenheit für ihre Mission.

Das Zimmer war undurchsichtig von Rauch, dämmerig von den Bücherstößen, die bis zur halben Scheibenhöhe auf den Fensterbrettern lagen. Im übrigen war es schlecht aufgeräumt, stellte ihr weibliches Auge fest, ohne daß sie sich Rechenschaft von dieser Beobachtung gab.

Er saß am Tisch und schrieb, ohne den Kopf zu heben, als sie eintrat. Sie konnte ihn müßig anschauen.

Sie hatte sich so etwas wie einen Märtyrer unter ihm vorgestellt, einen asketischen Schwärmer.

Er sah eher robust und bodenständig aus. Der slawische Typ war unverkennbar und der bäurische auch. Nur die Gepflegtheit des dunkelblonden Schnurrbarts mischte ein weltmännisches Element hinein.

Nun überflutete sie doch die Verlegenheit.

Der Mann dort erschien nicht, als tue ihm ein Samariterwerk unmittelbar not.

Sie machte eine unbeholfene Bewegung, bei der ihre Fußspitze auf dem Boden scharrte.

Da sah er auf, finster und ablehnend. Aber seine vorher beschattete Stirn wurde dabei vom Tageslicht getroffen. Sie war in ihrer Mächtigkeit fast quadratisch geformt, die Stirn eines Tyrannen. Darunter die Augen — jetzt hob er die Lider — eines Phantasten. Die Augen wieder hatte sie sich gebietender gedacht. Sie hatte eine Suggestion von ihnen erwartet. Nun waren sie eine Bitte: stört mir meine Kreise nicht! Sie waren auch übernächtig und unsicher im Blick.

Und sie hafteten scheu und verständnislos auf dem regungslos harrenden Mädchen.

Adelheid fühlte sich eingehüllt wie in eine Wolke von Pein.

Die Zunge versagte ihr den Dienst.

Aber sie wagte nicht, die Augen zu senken, denn sie hatte ja nichts zu verbergen und zu bereuen; sie kam, um zu bringen und aufzurütteln.

Da fragten des Mannes Blicke deutlicher und dringender.

Noch war ihr in ihrem jungen behüteten Leben solche Frage nicht gestellt worden.

Sie verstand sie nur halb; doch sie erschrak im tiefsten Innern, und eine grenzenlose Verwirrung machte sie halb ohnmächtig.

Ihr kleines, herbes Gesicht erstarrte. Ihre Gestalt, der noch alle Rundung fehlte, reckte sich unnahbar, schlank wie eine Kerze empor. Mit dem farblosen Gewande, der durchsichtigen Haut und den großen, furchtsamen Augen wirkte das Mädchen beinahe körperlos, glich es einer verirrten und verfolgten Psyche.

Endlich merkte der ungläubige Tor, daß ihm etwas Außerordentliches widerfahren sollte. Daß der Alltag mit seinen Lasten und Lüsten tief hinter ihm versank und hier ein Wunder sich begab, an dem sein Mißtrauen Frevel bedeutete.

Langsam, selbst wie gelähmt vor Staunen, stand er auf und schritt der Fremden entgegen.

Irgendeine abgegriffene Redensart des Grußes lag ihm auf den Lippen, die er verschluckte, als er Adelheid im Zauber und Schutz ihrer Jungfräulichkeit ganz nahe vor sich sah.

Nur seine Augen fragten noch einmal, doch jetzt voll Andacht, wer sie sei.

„Ich — heiße — Adelheid ... Ich — kenne — Ihr Buch —"

„Ah —"

„Es ist entsetzlich ..."

„Mein Buch?"

Sie nickte heftig. Alle durchlebten Schrecken wachten noch einmal in ihrem Gesicht auf. „Es — ist — eine große Sünde."

Er faßte sich: „Und Sie kommen, um mich zu bekehren, liebliche kleine Heilige?" fragte er mit einem unterdrückten Lächeln.

Ihr versagte der Mut, es zuzugeben. Es kam ihr plötzlich abgeschmackt vor. Erdrückt von der schlichten Überlegenheit seines Wesens fühlte sie sich wie ein Kind. Sie sah zu Boden und verneinte mit einer schüchternen Kopfbewegung.

„Ja, aber — weswegen kommen Sie dann?" Aus seinen Augenwinkeln schoß wieder etwas hervor wie ein Zweifel an ihrer traumbefangenen Reinheit.

Sie spürte, daß es nun keine Ausflüchte mehr gab. Auch wuchs ihre Erregung von Minute zu Minute, so daß sie kaum noch imstande war, ihre Worte und ihre Mienen zu beherrschen. „Ich kam, weil ich dachte, daß Sie sterben wollten ..." rief sie mit zuckendem Munde.

„Und was geht das Sie an?"

Sie tat zwei Schritte zur Tür zurück. In ihren Augen erlosch das Licht. Der Vater fiel ihr ein. Er hatte es ihr vorausgesagt, daß, wer hier sich einmische, die Rolle des Eindringlings spiele.

Sie schämte sich unaussprechlich.

Schon tat ihm seine Rauheit leid. Die Erscheinung des Mädchens ergriff ihn.

„Sterben ist nicht das Schwerste in der Welt", sagte er freundlich; „wenn jemand fühlt, daß seine Tage sich erfüllt haben, so soll man ihn beneiden, daß ihm die Weisheit dieser Erkenntnis ward."

„Nein!" schrie sie auf in überwältigendem Schrecken, daß jener und der Vater, ungleich an Jahren und Schicksal, fast mit den gleichen Worten denselben Grundsatz ausgedrückt. „Der Tod ist doch das Letzte, und er ist unwiderruflich. Niemand darf sterben, ehe Gott es will. Auch Sie nicht, wenn Sie auch nicht an den lieben Gott glauben. Ich bin gekommen, um Sie zurückzuhalten."

„Um — mich — zurückzuhalten ... um mich zu halten —" wiederholte er und sah sie mit verwunderten, nachdenklichen, tief in sie hineinblickenden Augen an. „Wissen Sie wohl, was Sie damit sagen? — Geben Sie mir einmal Ihre Hand!"

Wie ein Schulkind dem Lehrer, so hielt sie ihm die Rechte ihn.

„Kann diese kleine Hand denn halten?" fragte er und betrachtete mit einem traurigen Lächeln ihre weißen Finger.

Dieses Lächeln schnitt ihr ins Herz.

Ein zum Äußersten bereiter Heroismus wallte jählings in ihr empor.

Sie bemühte sich, ihn mit verheißungsvollen Augen anzustrahlen; sie wollte halten, locken, bannen, ihn dem Leben zurückkämpfen.

Seine Augen hingen an ihren Augen. „Sie sind schön, mein Kind, und so jung, — und Sie sind in einer großen Gefahr."

Also doch ... Im Vorgefühl der Gefahren hatte sie geschwelgt, und es war ihr nun fast eine Enttäuschung gewesen, nicht selber in Todesschauern zittern zu müssen.

„Ich bin nicht feige", sprach sie mit feierlicher Entschlossenheit.

Er schüttelte das Haupt und lächelte wieder, aber nur ein ganz klein wenig. „Sie verstehen mich nicht, mein gutes Kind. Aber eben deswegen gehen Sie jetzt nach Hause. Ich will an Sie denken wie an die barmherzige Sonne, die mal durch den Novemberhimmel huscht. Ich will Ihnen sehr dankbar sein. Aber Ihre liebe kleine Hand wird Froheres festzuhalten finden als einen verfemten Einsamen, vom Leben Ausgeschalteten."

Sie hatte ihm, zum Ausgang gedrängt, halb den Rücken zugewendet; jetzt drehte sie sich hastig um und umklammerte mit beiden Händen seinen Arm.

„Ich bin doch gekommen, damit Sie wissen, daß Sie nicht ganz einsam sind. Ich hatt' es ja aus Ihrem Buch erfahren, wie elend Sie sind, und das konnt' ich nicht ertragen. Man kann doch selber nicht mehr leben und froh sein, wenn man weiß, wie andere leiden."

„Es ist Lebenskunst, das zu vergessen."

„Pfui! das ist heidnisch. Es ist Pflicht, ihnen zu helfen."

„Und wenn sie sich nicht helfen lassen *wollen*? wenn sie einsam sein *wollen*, weil es niemand gibt, der ihr Denken und Können begreift?"

„Ach," sagte sie eifrig und unbefangen, während ein sieghafter Glanz ihr über Wangen und Stirn spielte, „das ist ausgeklügelt. Wenn einer weiß, daß es noch jemand gibt, der ihn lieb hat, dann kommt es aufs Begreifen und Verstehen gar nicht an; dann hat er etwas, das ihn festhält, und er kann gar nicht einsam sein."

Er löste ihre Hände zart von seinem Arm. „Liebe — Zweisamkeit —" murmelte er vor sich hin, „Wunder über Wunder!"

Er drängte sie nicht mehr zu gehen. Er sah sie nur immer an ...

Da, unter seinen Blicken und leisen Worten, kam ihr langsam zum Bewußtsein, welche Wendung ihre Mission genommen. Nun wurde das Ungeheuerliche doch Ereignis. Nun überlief sie doch ein Zittern und Beben wie in Todesnot. Und was alle Vorbedacht zuschanden machte, war die Überraschung, daß die Not und Gefahr nicht allein von außen hereinbrach, sondern brennend und unverstanden aus der eigenen Seele Gründen aufstürmte. Was sie bangend als überschwengliches Mitleid hierhergetrieben, wurde fassungslose Hingegebenheit und demütige Wonne, mit leiden zu dürfen, und blieb doch feindlich umstellt von der Angst vor einer geheimnisvollen Macht, die sie gebieterisch fortriß, sie wußte nicht wohin.

Und wie er sie mit seinen ehrfürchtigen Augen immer länger anschaute und endlich ganz sacht mit der Hand über ihr weiches, flimmerndes Haar strich, erglühte sie in heißem, auf und ab fliehendem Rot wie eine unruhige Kerzenflamme.

Er aber dachte: „Das Lilienwunder, das ich anbeten wollte, wandelt sich zum Rosenwunder. Sie hat recht: das ist ein Märchen, das über alles Begreifen und Verstehen süß ist. Und mir das — mir, der schon wie ein abgeschiedener Geist zwischen den Dingen dieser Erde wandelte!"

Die dichterische Phantasie arbeitete noch lebhaft genug in ihm, um ihn völlig in Märchenstimmung einzutauchen. Er genoß die Stunde, ohne zu fragen, woher sie ihm beschieden und wie lange sie währe, wie wenn man in halbwachem Traume nicht mit der Wimper zu zucken wagt, um die gaukelnden Bilder nicht zu verscheuchen.

Leuchtenden Gesichtes streckte er ihr die Hände entgegen: „Halte mich, Adelheid — du adlige Seele, die über dem Staube schwebt!"

An seinen Händen hängend, sank sie erschüttert vor ihm in die Knie.

Eben noch hatte sie ihn zu ihrem Gott zurückführen wollen; nun war er selbst ihr Gott und zugleich ein Dämon, den sie blind mit sich schalten ließ.

Sie empfand nur das eine klar als Triumph und lenzregenmilde Wohltat: er stößt dich nicht zurück, er versöhnt sich durch dich dem Leben wieder!

Er hob sie auf und berührte ihre Stirn mit seinen Lippen.

Sie nahm den Kuß wie eine Feuertaufe hin, die zu heiligem Werke weiht.

„Was weißt du von mir, Mädchen, daß du mir so schrankenlos vertraust?"

„Nichts, als daß du einsam bist seit langem ..."

„Ich war es immer, schon als Knabe."

„Und hast nie jemand gehabt, der dir gut war?"

Er blickte über sie hinweg und sah ihr wieder fremd aus. „Ich habe sogar Frauenliebe besessen, aber meine Wege waren ihr zu wirr, um mich zu geleiten ..."

„Dann war es keine rechte Liebe. Der ist kein Weg zu dunkel."

„Kind du, halt deine Worte im Zaum! Ich könnte dir glauben über diese Traumstunde hinweg und mit meinem armseligen Rest von Lebenswillen mich an dich klammern."

„Ich halte dich — ich halte aus."

Da riß er sie an seine Brust. Sie flog in seinen Armen in ekstatischen Schauern.

* * *

Sie hielt ihm ihr Wort in der Stunde des Rausches, da er aus Charons Nachen wieder an die Ufer der Menschenlande stieg, und hielt es ihm in den Wochen glückseliger stilltiefer Zweisamkeit, in denen sie glühte und blühte im Hochgefühl, mit ihrer Jugend lichtem Schein sein Leben zu erfüllen und zu durchwärmen.

Für ihn erfand sie List um List, ihr Geheimnis zu bewahren. Für ihn nur ging ihr am Tag die Sonne auf und brachte die Nacht ihre Sterne. Denn sie beobachtete mit Entzücken, wie die elementare Freude am Sein, am Wechsel von Morgen und Abend, am Reiz der Farben, am Kraftbewußtsein und am bloßen Atemholen ihn langsam wie ein feines Netz einzuspinnen begann, aus dem es so bald kein Entrinnen gab. Das war ihr Werk. Sie hatte ihn zurückgewonnen mit der unangreifbaren Macht ihrer Zugehörigkeit zu ihm.

Und während er sie hütete wie eine exotische Blume, der kein unsanfter Hauch den Samt von den Blütenblättern streifen soll, befreite er sich in der freud-

vollen Sorge für sie und um sie von den Schatten und Gespenstern, mit denen er sich herumgeschlagen.

Die allbereite, vertrauensstarke Liebe des kindlichen und hochsinnigen Geschöpfes wurde der Seele des zermürbten Mannes zu einem Bade, in dem sie Genesung fand.

Und das war alles, was Adelheid wollte.

Sie hatte noch nie über ihre Aufgabe, ihm zu helfen, hinausgedacht. Sie wußte nichts vom Leben und den Forderungen der Konvention.

Er aber war zu weite und wilde Wege gewandert, um seine Gedanken überhaupt noch auf die Bahn des Herkömmlichen zu zwingen. Es hätte ihn unmöglich gedünkt, daß ein Wesen, das ihn liebte und von ihm geliebt war, sich Menschensatzungen untertan fühlen konnte. Der Glaubenslose hatte der Liebe seines Mädchens einen Hochaltar errichtet, vor dem er betete, und um diese seine Kapelle wehte Märchenluft, die nichts welken und altern läßt. Wenn er an wüste Gestade verschlagen würde und den Schlüssel zu der Kapelle verlöre und nach tausend Jahren, ein Ahasver, durch die blindgewordenen Scheiben wieder hineinblickte, dann, meinte er, müßten drinnen noch dieselben Rosen und dieselben Lilien blühen ...

Dieser einzige Glaube gab seinem Leben eine wundervolle Sicherheit und seiner Kraft einen kühnen Aufschwung. Seine Augen fingen wieder an zu blitzen und sahen sich förmlich um nach Schildern, in die seines Geistes scharfgeschliffenes Schwert Beulen schlagen konnte. Kampflose Ruhe war ihm Unwahrheit, also Unsittlichkeit. Denn dieser Welt Gestalt mit ihrer unermeßlichen und sinnlosen Kräfteverschwendung, mit der brutalen Zerstörungswut der Natur, die hinter ihrer gigantischen wie hinter ihrer holdseligen Schönheit lauert, mit der wahnwitzigen Grausamkeit, in der alle Lebewesen einander betriegen, und der Kurzlebigkeit des Menschen, dessen Geist sich geschaffen wähnt, Ewigkeiten zu umspannen: dieser Welt Gestalt hieß er im Plan und Aufbau teuflisch verfehlt und jeden Optimisten, der sich darüber hinwegtäuschte, einen verächtlichen Lügenknecht. Darum mußte er auch alle menschlichen Institutionen, die sich auf eine vernünftige Entwicklung des Weltgeschehens gründeten, als Trug bekämpfen und sich allem Geschaffenen als Zerstörer entgegenwerfen.

Seine kleine Heilige verschonte er mit seiner zersetzenden Philosophie. Denn er hätte es auch nicht fertig gebracht, einer Blume die Blätter auszureißen und in die Winde zu streuen.

Adelheid ahnte sein gärendes Gedankenreich, wie sie im Religionsunterricht von der Existenz der Hölle gehört, die man mit dem Himmel bekämpft und über dem Himmel auch wohl vergißt. Auch sie hatte über dem Himmel ihrer Liebe vergessen, was in des Mannes Hirn wühlte.

Aber es kamen Stunden, in denen das wolkenlos heitere Lächeln dieses Himmels Boris beklemmte ... denn es fälschte ihm das blutige Bild der Welt. Zu nah hatten sich während der Hingenommenheit an seinen Maientraum Märchen und Wirklichkeit für ihn verschwistert. Und es kamen Stunden voll Sehnsucht, die Kapelle nur zu großen Feierstunden zu betreten, weil dem Alltag die Not und die Tat gehören.

Stunden der Ungeduld, der herrischen Laune.

Dann schlang das Mädchen ängstlich ihren Arm um seinen Hals. „Du bist nicht glücklich, Boris?"

„Ist das das Wichtigste?"

Sie strahlte ihn an: „Es ist das einzig Wichtige."

Hart schüttelte er sie ab. „Es ist Diebstahl, glücklich zu sein. Keinem Geschöpf wurden die Bedingungen dazu erfüllt."

Todelend schaute sie ihn an. „Du bist des Glückes, das ich dir brachte, müde. Du brauchst ein anderes Glück."

So nur vermochte sie es zu verstehen. Ihr war das Glück ja doch Ziel aller Dinge.

„Mein Kind — ich hasse auch das Glück. Ich trage die Lasten einer Welt mit mir herum."

„Hassest du auch mich?"

Er küßte sie wie ein Vater: „Du mein Liebstes, — Frauenliebe ist eine Blume am Wegrand, um den sich Felsen türmen, die bezwungen sein wollen, und Wasserstürze und Lawinen Meilen Landes verheeren. Und doch bleibt die Blume ein unverstandenes, köstliches Wunder."

Weit von ihm wie ein verflattertes Vögelchen kauerte sie sich in die Ecke. Sie antwortete nichts. Doch sie strengte sich an, seinen Reden nachzudenken. Dann fiel ihr ein Wort von ihm ein, das er am ersten Tage zu ihr gesprochen. Und sie sprach es langsam und vernehmlich vor sich hin. „Wenn jemand fühlt, daß seine Tage sich erfüllt haben, so soll man ihn beneiden, daß ihm die Weisheit dieser Erkenntnis ward. — Boris, die Tage unserer Liebe haben sich erfüllt. Nun weiß ich es. Laß gut sein, ich will nicht klagen. Ich glaube nicht, daß es auf der Welt gar so schlecht eingerichtet ist. Es hat alles so kommen müssen, wie es gekommen ist. Du hast mich doch gebraucht."

„Ob ich dich gebraucht habe, du meine Lilie, du mein Rosenwunder! Du hast mir das Leben wiedergeschenkt, hast mich wieder eingereiht in die Kette der Lastträger, der ich feige entfliehen wollte. Ich schäme mich jetzt, daran zu denken. Du hast mir meine Selbstachtung gerettet."

Sie lächelte ihn an. Dann ging sie still, wie sie ihn oft verlassen, wenn sie fühlte, daß seine Gedanken von ihr abirrten.

* * *

Auch sie trat aus einer Kapelle, in der sie ein Opfer dargebracht. Es reute sie nicht. Allein nun wäre es ihr als Schmach erschienen, noch länger zu verweilen. Mutig, wie sie gekommen, ging sie.

* * *

Daheim nahm sie an ihrem Alltag teil wie je. Sie hatte blasse Wangen und eingesunkene Augen. So lange hatte auf ihren Zügen ein hohes Glück gelegen, an dem niemand herumgerätselt, weil Freude und Jugend dem Durchschnitt der Menschen identisch sind.

Jetzt war ihr Antlitz das eines müden, schmerzensreichen Weibes. Da gab es ein großes Verwundern. Ein Verhör stellte der Vater mit ihr an. Sie schwieg zähe und lächelte.

Er verging in Sorge und versicherte sie, um sich Aufklärung zu verschaffen, im voraus seiner Verzeihung.

Den tiefen Blick ihrer ganz ruhig gewordenen Augen deutete er falsch. Er war ihre einzige Auskunft.

Am nächsten Tage hielt Vetter Gregor um ihre Hand an. Er hatte seine ritterliche Werberrolle zur Hälfte fallen lassen und spielte mehr den Gönner und Beschützer. Sie fühlte deutlich: er wollte sie „retten“, indem er ihr schnell eine einwandfreie Position verlieh. Irgendein Gerede mußte im Gange sein. Man war schonend genug, es ihr nicht unmittelbar nahezubringen. Trotzdem ekelte die Plattheit der landläufigen Auffassung sie an.

Auf den Antrag sagte sie nicht ja und nicht nein.

Zur Nachtzeit betete sie noch einmal: „Lieber Gott, du hast ihn bewahrt, daß er die große Sünde nicht beging. Er ist nun kein Verzweifelnder mehr; denn er weiß, daß er nicht mehr einsam ist im Leben. Er ist mein Schicksal geworden; er hat eine Kapelle gefunden, in der er wieder Andacht lernte. Ich aber habe einem großen, guten Menschen, den keiner kennt wie ich, etwas sein dürfen. Ich war glücklich. Aber nun hab' ich mein Teil. Nun bin ich elend geworden durch ihn und kann nicht leben und nicht sterben. Nun bin ich müd', so jung ich bin. Lieber Gott, nun bitte ich für mich: Nimm mich zu dir, denn nun weiß ich es auch: der Tod ist nicht das Schwerste in der Welt.“

Und allnächtlich schwebte sie aus der Welt der Unverständlichkeiten in ein Traumland, und der Traum heilte die Wunden, die jeder neue Tag mit seinen Wirklichkeiten ihrer märchenfeinen Seele schlug....



Der Brunnen · Von Bruno Götz

Saß zur Mittagsstunde am Brunnenstein,
Schaute ins glänzende, traumhafte Wasser hinein.
Fiel in den ruhenden Spiegel ein Blütenreis,
Zog im tiefen Schwarz einen fahlen Kreis.
Leuchtend fing sich in ihm ein Sonnenstrahl,
Der sich aus flimmernder Schwüle ins Kühle stahl,
Irrte in enger Tiefe hin und her,
Wie von heimlichem, flüchtigem Glücke schwer,
Und erstickte huschend im lautlosen Schlund —
Langsam zerfloß der Kreis auf schwarzem Grund.





Heimat und Vaterhaus

Von P. Berendt

Du Heimatland, du Vaterhaus ... wer es gehabt hat, in frühester Jugend, wer in einem Landhäuschen, wie es mir ging, geboren wurde, in einer kleinen Landstadt: das Haus mit alten spitzen Giebeln, über der Straße fruchtbarer Boden, Acker, freies Land und freie Aussicht ... freies deutsches Land, freie Luft und blauer Himmel; am Giebel von unten bis oben Weinranken, so daß die wenigen Zimmer im Sommer verdunkelt wurden; Wein ... deutscher, wenn auch herber ... der für uns Kinder ein Leckerbissen war, der nie früh genug reifen konnte, und der oft, und nicht nur im Herbst, Ursache war, daß wir Hiebe bekamen: denn darin schwatzten, piepten und nisteten Sperlinge, Meisen und sonstige Vögel. Im Hofe ein Gärtchen, klein nur, aber uns Kindern ein Paradies ... Denn dort pflanzten wir Kirsch-, Pflaumen-, Aprikosen- und Apfelsinenkerne, die nie aufgingen, die aber stets unsere Hoffnungen darstellten; dort begossen wir die Blumen und Sträucher, und wenn sie infolge zu wohlgemeinter Behandlung eingingen, dann wunderten wir uns, fragten und lernten ... Dorthinein ließen wir die Hühner, Ziegenböcke, Kaninchen, mitunter auch die — Schweine, zu unserer eigenen großen Freude, die gewöhnlich nicht die unserer Eltern war. Soll ich die Wunder beschreiben, die die Ställe, der den Stadtmenschen so ominöse Misthaufen, und vor allem Acker, Wiesen, Gräben und der „Bach" bargen?

Ja, wir wußten, nein, wir sahen und hörten, was die Volkslieder sangen ..., wir sahen die klappernde Mühle am rauschenden Bach und Esel und Müller dazu, wir sahen den Burschen, den Handwerksburschen, mit dem Sträußchen am Hute und dem Stab in der Hand; ja, wir erlebten die Volkslieder ... Wir sahen und „fühlten" die kalten Winde, die vom Norden kamen, und wir sahen und fühlten, „der Mai ist gekommen" und die wandernden Wolken am blauen Himmelszelt, die uns allerlei Gestalten und Tiere waren. Wir sahen die Lieder auf der Straße, im Walde, in Hof und Garten, am Himmel, auf Bergen und Wiesen, Feldern und am Bache ...

Und besonders der Bach. Eine Quelle, unerschöpflich an Phantasie und Gestalt. Soll ich ihn beschreiben, den „Strengbach", wie sein geographischer Name war, der so breit war, daß wir darüberspringen konnten, in dem wir, Jungens und Mädchen durcheinander, im Sommer, und natürlich ohne Badehosen und

polizeiliche Aufsicht, badeten? Das haben wir getan ohne Scham und Reue, und wir sind nicht verkommen im Laster, doch auch nicht in Moral ... Wir fingen dort Fischchen, und unsere Phantasie ließ uns bis zum Meere mitwandern, und aus den stecknadelgroßen Fischchen wurden größte Meeresungetüme, auf denen wir reiten konnten bis Amerika und noch weiter. Spielzeug? Was brauchten wir Spielzeug! Erstens war es mit den Mitteln unserer Eltern mäßig bestellt, und dann: in Hof, Feld, Wiese und Bach, im Sommer, Herbst, Winter und Frühling hatten wir im Freien Spielzeug und Anregung genug. Wir kannten die Tiere, unsere Spielgefährten, nicht nur beim Namen, nein, wir kannten auch ihre Eigentümlichkeiten, ihre Individualitäten und nannten sie entsprechend: mancher Bock hieß Max oder Moritz, manches Schaf August und mancher Hahn „Herr Gockel". Wir kannten sie, wie sie hießen und auch wie sie lebten, und später, wie sie liebten ... und wir sind nicht im Laster umgekommen, doch auch nicht in Moral.

Wir erlebten die deutschen Lieder vom Eichbaum und wir kannten die düstern Pappeln, die uns oft als Riesen erschienen. Doch wir wußten auch, wie die Birnen, Äpfel und Kirschen aus des Nachbars Garten schmeckten, und kannten die darauf folgenden erziehenden Rutenstreiche ... und trotz alledem sind wir keine Verbrecher geworden. Und wir wußten „ganz genau", wo der Fuchs die Gans gestohlen und wo das Wettrennen zwischen Igel und Hase stattgefunden. Unsere Mutter hatte es uns ja erzählt, und die wußte es doch sicher. Hasenjagden im Herbst mit Kinderpistole und Knallerbsen, Manöverspiel und Räuber und Gendarm, Krieg, Ritterspiele usw., das waren unsere Spiele; wir verwirklichten so Geschichte, Patriotismus und Märchen auf unsere Art.

Doch nicht nur Lieder und Fabeln, nein, Geschichte, wirkliche Geschichte erlebten wir, denn dort, an jenem Teiche, war nach den Überlieferungen, die jedes Dorf, jedes Landstädtchen besonders haben, im Dreißigjährigen Kriege ein großes, blühendes Dorf vernichtet worden, so daß man nur noch wenige Steine fand, an einer andern Stelle war der Alte Fritz gewesen, als er nach Roßbach zog, und auf dem Kapellenberge sollte sogar Napoleon gestanden haben, als er bei Leipzig geschlagen war. — — —

Arm in Arm zogen wir Kinder an schönen Sommerabenden auf der Landstraße, bunte Reihen bildend, Junge, Mädchen, Schulliebster, Schulliebste, Wilhelm und Berta, Paul und Anna, Hans und Grete, und sangen unsere Volkslieder: „Am Brunnen vor dem Tore", „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Sah ein Knab' ein Röslein stehn" und wie sie alle hießen, und unsere Eltern, die heute alt oder gestorben sind, dazumal aber noch liebten und lebten und noch so jung, so jung waren, saßen vor den Türen und erzählten sich Neuigkeiten über die Stadt, das Land und die Welt ... und da „70" noch nicht so fern lag, gab es des Stoffes genug, denn viele, viele waren ja dabei gewesen ...

Vorbei, vorbei ... weit liegt sie zurück, die schöne Zeit jener Jugend, die schöne Zeit meiner Heimat.

Mit zwölf Jahren kam ich nach einer Großstadt. Ein Drama in meinem Leben. Häuser, Häuser, Häuser ... gepflasterte Straßen, Schutzleute, Ordnung, Mietswohnungen, kein Bach, kein Strauch ...



Doch ich kann von mir sagen, daß ich wenigstens eine Jugend, eine Heimat gehabt habe, und so bin ich doch noch reich ... aber weil ich das sagen kann, weiß ich, was der entbehren muß sein Leben lang, der in einer Stadt geboren ist.

In jedem Menschen steckt mehr oder weniger große Liebe zur Natur: man betrachte nur die Spaziergänger Sonntags, die zu Tausenden den Staub und die Straßen der Stadt verlassen, um ihre Lungen mit frischer Luft vollzupumpen.

Gleicht dieser Spaziergang nicht einer Wallfahrt zur Natur, zur Heimat, oder spricht aus diesem Tun leichtsinniges Amüsement heraus? Freuen diese Städter sich nicht über die Schönheiten ihrer engeren Heimat, freuen sie sich nicht über die Landschaft, die die Tausendkünstler Frühling, Sommer, Herbst und Winter ihnen so verschiedenartig zeigen? Sehnsüchtig spazieren sie hinaus, sehnsüchtig, weil sie das nicht haben, was die Natur in ihrer Unerschöpflichkeit für alle schuf. Sehnsüchtig betrachten sie die Felder und Wälder, sehnsüchtig jedes Huhn und jede Gans: es ist ihnen ja etwas Neues, was sie die ganze Woche nicht hatten; weite Fernen, blauer Himmel, reine Luft; welches Genießen für Auge, Lunge und Seele ... sie, die Kurzsichtigen und Heimatsentrechteten, wallfahren so hinaus in ihr Heiligtum, ihre Heimat ...

Und ihr großen Herren, die ihr wandelt auf den Höhen der Menschheit, so hoch, daß ihr in eurer geistigen Befangenheit gar nicht mehr heruntersehen könnt auf die Niedrigen und Geringen eures eigenen, des Menschengeschlechts: in jedem Blumentopf, stehe er nun im Kellerfenster, in der fünften Etage, im Hinterhause oder auf dem Balkon: in jedem Blumentopf ist deutsche Erde, also deutsches Heimatsland, doch auch deutsche Poesie und Sehnsucht enthalten und verborgen. Hört es, ihr Pächter deutscher Sitte und Moral, deutscher Vaterlandsliebe: Idealismus spricht aus der Erde des Blumentopfs, deutscher Idealismus, und die kümmerlichen Blumen, die daraus gezogen werden, sind dankbarer als ihr Philosophen und Klugen: sie blühen aus deutscher Erde, dem Pfleger zur Freude, aber ihr, ihr versteht nicht die Erde, die euch nährt.

Man höre sie sprechen, jene Heimatlosen, die Verbitterten und Bitteren; man höre sie klagen, wie sie alle sich nach einem Stückchen Erde sehnen und danach schreien, nach der Scholle, wo sie ihre Kinder erziehen, wo sie sterben möchten.

Im Blumentopf, auf dem Balkon zeigt der Heimatlose seine Heimatliebe, dort blühen die Reste deutscher Poesie, dort, im Hinterhaus, dort im Blumentopf, dort im Schrebergarten, dort beim Spaziergang.

Und doppelt erfreulich ist es, wenn man sieht, es sind noch Reste deutscher Poesie und Heimatsliebe vorhanden: das deutsche Wesen ist also doch noch nicht verschwunden.

Wo findet der Großstädter heute noch die Poesie, die das Heimatland ausübt? Wo kann er sich noch Begriffe von einem Volkslied, einem Märchen, von Sagen und Fabeln und von der Geschichte machen? Wie kann sich seine Phantasie beleben, wenn ihm Tiere und Berge, Ruinen, Wiesen und Bäche fehlen? Wohl

wird noch heute in der Schule das schöne alte, einfache und tiefsinnige Volkslied gelehrt, auch Märchen, Fabeln, Sagen und Geschichte: wo aber wird dem Kinde das alles lebendig gemacht? Durch leblose Bilder?

Die „klappernde Mühle am rauschenden Bach", ein „summendes Bienchen" oder „Sehet, wie der Bauer seinen Samen aussät" — wer kennt das aus der Praxis, welches Stadtkind vermag sich von diesen Dingen rechte Begriffe zu machen? Wo ist Leben, wirkliches, wahres, volles Leben in der Schule? Auf diese Art will man den Kindern theoretisch Poesie und Heimatsliebe „anlernen" — anlernen läßt sie sich überhaupt nicht, die Praxis bringt in Gemüt und Seele —, und wenn jene theoretisch erzogenen Kinder sich auf den Rasen eines Stadtparks werfen, dann kommt ein Wächter oder Schutzmann als Hüter deutscher Poesie: grobe rauhe Worte, die einer Kinderseele so wehe tun, vielleicht sogar Schulanzeige oder Strafmandat folgen. Und so lernt das Kind nur eine Scheinpoesie kennen, denn der letzte Heimatsgedanke, der vielleicht mit einem Park, vielleicht mit einer Gartenanlage verbunden ist, geht in die Brüche. Gepflasterte Straßen, Straßen, Miets- und Geschäftshäuser ... Scheinpoesie: sie lernen nur Stadtleben kennen, weil die Schule selbst, wohl als Symbol, einen öden Schulhof besitzt, ohne Baum und Strauch, Gefängnissen ähnlich.

Sehnen sich nicht die meisten Menschen nach einem Stückchen Land, aus dem sie Leben hervorquellen sehen, das sie beackern mit liebevoller Würde? Warum liebt man Blumen, warum schmückt man sein Heim mit Blumen? Ist nicht in jedem Blumenladen Poesie aufgestapelt?

Man gehe die neueren Straßen einer Großstadt entlang: Mietshäuser, Mietshäuser ... beinahe abstoßend gleichmäßig schauen die Balkons auf uns herab, und doch, und doch ...

Dort wohnen Menschen, warme, kämpfende Menschen, die in Blumentöpfen aus Heimatserde Leben ziehen. Wie sie wachen über jeden Windstoß, wie sie das zarteste Hälmchen, die erste Blüte pflegen und anstaunen ... Für zwanzig Pfennig Blumenerde: daraus sprießt ein Ersatz der bäuerlichen Heimatsliebe; dort ist sie, die Heimatliebe, Beruf, hier, für zwanzig Pfennig, nur Neigung; wie werden doch Begriffe in unserer modernen Welt umgewertet und verwandelt!

Und dann die Schrebergärten, Laubenkolonien und Gartenstädte. Weshalb entstehen denn draußen vor den Toren jeder Stadt die Unmengen Gartenkolonien? Warum werden dort Feste gefeiert, mit und ohne Musik und „Patriotismus", öffentlich und im Herzen: Frühlings-Erwachen, Blütezeit, Kinderfeste, Erntedankfest? Warum sitzen sie, die alten und jungen Eltern, mit ihren Sprößlingen, Verwandten und sonstigen Freunden da draußen wochentags abends und Sonntags, warum pflegen sie ihre Blumen und Kräuter, ihre Sträucher, Kartoffeln und Kräuter: Suchen sie nicht alle das, was ihnen das Leben versagte?

Ich sage: jeder Städter, der in seinem Fenster eine Blume zieht, hat zum mindesten dieselbe Liebe zur Heimat wie der auf der Scholle ansässige Landwirt.

Heimatsliebe, Vaterlandsliebe, Patriotismus ist den heute Herrschenden allerdings ein Begriff; wenn also ein Sozialdemokrat nicht „kaiserlich", „könig-

lich", „herzoglich" oder „fürstlich" gesinnt ist, dann wird ihm jede Heimats- und Vaterlandsliebe abgesprochen.

Der Vaterlandsbegriff ist heute ein sehr dehnbarer geworden. Entstanden ist er wohl aus der Heimatsliebe. Muß ich alles das unter Vaterland verstehen, was innerhalb der Grenzen der „deutschen" Monarchie liegt? Oder genügt schon die „preußische" Monarchie? Und wie steht es, wenn ich nur die Grenzen des Fürstentums Reuß als mein Vaterland anerkenne? Gehen mich die in Posen wohnenden Slawen, die in Westfalen eingeführten Tschechen mehr an als die in Österreich und Rußland wohnenden Deutschen? Ist Vaterlandsliebe mit den Grenzen der Landkarte beschränkt und bedingt, und was soll man im Gegensatz dazu unter Heimatsliebe verstehen?

Warum kämpfen denn die unteren Schichten und geistig Freien gegen die bestehenden Mißstände in Monarchie und Verwaltung, gegen die finsteren Gewalten, die sie nicht in den Genuß jener Schönheiten kommen lassen wollen? Die Volksseele schreit hier um Rechte; die Volksseele ist es, die gegen die Mächte kämpft, die keine Begriffe mehr von einer Volksseele haben. Und typisch, sehr typisch für die höchsten und höheren Herren der Regierung ist es, wenn sie in ihren Kreisen das Volkslied nicht mehr pflegen, sehr typisch ist es, wenn sie die Strophe „Nicht Roß noch Reisige schützen des Thrones Höh'" aus dem deutschen Volksliederbuche strichen.

Könnten nicht jene Unzufriedenen, die gegen die Mißstände kämpfen, den Staub ihres Vaterlands, ihrer Heimat von den Füßen schütteln, um sich in der Ferne eine andere, eine bessere Heimat zu gründen?

Nein, das haben sie nicht nötig, weil sie Rechte an ihrer Heimat haben; sie tun es nicht, weil sie zu viel Heimatsliebe besitzen.

Und wenn wirklich ein Mangel an Idealismus und Poesie beim Städter herrscht: wer trägt die Schuld? Er selbst oder die Verhältnisse?

Warum treten Reich, Staat und Gemeinde der Heimstätten- und Wohnungsfrage nicht näher, warum treten sie denn nicht für eine gesunde und normale Bodenreform ein und überlassen alles wüsten Spekulanten? Warum müssen denn die großen Stadtgemeinden zum Nutzen des platten Landes größere Abgaben tragen?

Wer trägt die Schuld?

Sollen aber Industrie und Handel, also die patriotischen Unternehmer, allein dafür haftbar gemacht werden, oder auch die patriotischen Groß- und Kleinlandwirte, die nicht genügend für ihre Angestellten sorgen? Warum die Landflucht der Arbeiter? In den Städten haben sie trotz allem noch größere persönliche Freiheiten.

Und wenn auch in der Stadt die Heimatsliebe kümmerlicher wächst, dafür entstanden dort andere Werte: das Streben nach persönlicher Freiheit, das Streben nach Wissen, Kunst und Bildung.

Heute bin ich selbst Vater mehrerer Kinder. Mein sehnlichster Wunsch war es schon immer, meinen Kindern ein Vaterhaus zu bieten. Bitter wird es mir, wenn ich daran denke, daß meinen Kindern dereinst nur „Mietswohnungen" als Erinnerungen bleiben ...

Ja, ein Vaterhaus ...

Erinnerungen haften daran, und die Gedanken schweifen zurück als zu einem Halt, einem feststehenden Ruhepunkt, wenn man hin und her geworfen wird vom Leben; von einer Stadt in die andere, der Nahrung, des Berufs wegen.

Kann es denn in unserer heutigen Zeit, bei der hochentwickelten Industrie, dem nimmerrastenden Handel und Verkehr, die so unendlich der Konjunktur unterworfen sind, überhaupt noch ein Vaterhaus geben?

Die Poesie des Vaterhauses ist den Arbeitern, Beamten, Soldaten und Kaufleuten für immer genommen, und die Heranwachsenden, die Jungen werden noch materieller, müssen es werden.

Ist es denn überhaupt möglich, sich in einem Mietshause mit drei, vier oder fünf Etagen und zehn oder noch mehr Mietern ein Vaterhaus vorzustellen? Ein Vaterhaus muß im Freien liegen und von der „Heimat“ umgeben sein; zum mindesten ist damit stets ein Stückchen Land, ein kleines Gärtchen verbunden; dort müssen die Kinder spielen, die Erwachsenen sich heimische und heimliche Plätzchen schaffen können: welches Mietshaus, selbst wenn es ein Palast ist, bietet das?

Und so sehnen sich die, denen die Poesie an der Wiege Pate gestanden — und es gibt deren in Deutschland, bei dem deutschen Volkscharakter, noch Millionen —, lebenslang nach einem Vaterhaus in einer Heimat; Wunsch und Sehnsucht wird es den meisten bleiben; Sehnsucht nach Schönheit, Recht und Gutsein.

Und wenn auch das Bittere die Leidenschaft, die Duldung den Haß verdrängt: kämpft man nicht mehr für sich, dann für seine Kinder. Mag der Kampf nun Politik, wirtschaftliche Besserung, Wahlrechtsfrage, Religion oder sonstwie heißen: aus allem klingt uns der Unterton Heimat und Vaterhaus entgegen.



Der scheidenden Freundin · Von Martin Köppel

Schlummre nun, Seele,
Ein Engel klopft
Leis an die Türe vom Kämmerlein.
Ist's die Sorge, die nächtens wacht,
Oder verspätetes Glück?
Nur herein!
Du bist es?! — So spät!
„Zum Abschiednehmen.“
Für immer?
„Ein Glück ist in mir erwacht.“
So trag es mit Engelsflügeln!
Gut' Nacht!



Im Nebel  Ludwig von Senger



Unser Kronprinz als Weidmann

Daß man den Titel so fassen kann und nicht zu schreiben braucht: Der Kronprinz als Jäger oder als Schütze, ist das erfeuliche Ergebnis des von ihm herausgegebenen Jagd-Tagebuches. Ich kann mir denken, daß mancher mit einem gewissen Mißbehagen die Ankündigung dieses Buches aufgenommen hat. Aber jede Befürchtung war diesmal überflüssig. Vornehm, aber bescheiden wie das äußere Auftreten des in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erschienenen Buches ist auch sein Inhalt. Man höre zunächst das Geleitwort: „Indem ich diese Blätter der Öffentlichkeit übergebe, empfinde ich eine gewisse Befangenheit. Ich möchte meine Leser von vornherein vor falschen Illusionen bewahren. Darum ein Wort zuvor! Diese kleine Skizzen, schlicht und schmucklos, sollen keinen Anspruch auf schriftstellerischen Wert erheben. Sie wollen auch nicht durch ihre Aufmachung blenden, und bilden sich nicht ein, irgendwelche sensationellen Tatsachen ans Licht zu bringen. Lose Blätter sind es, genommen aus dem Tagebuch eines Menschen, der die echte, weidgerechte Jagd liebt und dem die schöne, große Natur ein unversiegbarer Quell von Schönheit und Lebensfreude ist. Ganghofer, Perfall, Schillings und wie sie alle heißen mögen, die das hohe Lied der Jagd und der Natur uns herrlich sangen, das sind Poeten und Jäger zugleich, die ich bewundere. An ihnen und ihren Werken dürfen und sollen diese Blätter nicht gemessen werden. Die Zügel, die Büchse, der Bergstock sind meiner Hand gewohnter und gefügiger als die Feder. Und nur das Bewußtsein, doch so manches auf jagdlichem Gebiet erlebt zu haben, das vielleicht nur wenigen Jägern gegönnt war, hat mich veranlaßt, dieses kleine Buch den deutschen Jägern zu weihen."

Der Ton des Buches ist auf eine frische Erzählung, auf Plaudern unter Kameraden eingestellt. Höchste Schlichtheit des Ausdrucks ist überall angestrebt, jedes sentimentalische Pathos vermieden. Selbst als auf einer Gemsjagd eine hohlgefrorene alte Lawine unter den Füßen der Jäger wegbricht, heißt es ganz einfach: „Das war der Tod, der weiße Tod, der da wenige Meter von uns vorbeigefahren war und uns gegrüßt hatte. Ich glaube, jeder von uns hat ein kurzes, aber echt gemeintes Gebet für sich gesprochen." Damit ist der Fall erledigt. Ein andermal, nach der ersten Tigerjagd, wird ganz ruhig eingestanden: „Die Spannung war so groß gewesen, daß mir ganz flau zumute war. Ein tüchtiger Schluck Wasser mit Whisky half."

Das Buch ist eben voll echter Jugendlichkeit. „An so einem herrlichen Morgen auf gutem Pferde fühlt man sich zum Bäumeausreißen aufgelegt." Für die Jagdgesinnung des Kronprinzen spricht sein grundsätzliches Schlußwort: „Von ganzem Herzen bedauern wir Weidmänner die Menschen, denen die Pirsch — in welcher Form auch immer — versagt oder unbekannt ist. Und wenn ich sage: ‚Jagd', meine ich eigentlich: ‚Pirsch'. Denn mir scheint, wer über die Jagd überhaupt nachdenkt — diese wunderbare Verbindung von Kampf,

Naturgenuß, Selbstbetrachtung —, läßt nur die Pirsch gelten und spricht der Treibjagd nur eine Berechtigung als Schießübung aber keine weidmännische zu. Der persönliche gefährliche Kampf, wie ihn unsere Ahnen kannten und übten, der Nahkampf mit dem Tier, ist ja leider durch unsere stetig wachsende Kultur fast bis auf den Nullpunkt gesunken. So muß die der Jägernatur eingeborene Freude am Kampf in der körperlichen Anstrengung der Pirsch, im Ertragen der Unbill der Witterung, im Überlisten des Wildes und schließlich im guten Schuß einen Ersatz finden. Aber diese Lust am Kampf allein — an dem, was wir heute noch ‚Kampf' nennen dürfen — ist es wahrlich nicht, der uns Jäger hinauszieht ins Revier. Das große Buch der herrlichen Gottesnatur öffnet sich willig und ganz von selbst dem echten Weidmann. Im glühenden Aufgehen der Sonne oder im müden, lautlosen Mittagsschlaf der Natur, im sanften Abend, der seinen Frieden über Wald und Feld breitet, im wilden, stöhnenden Föhn im Gebirge redet die große, herrliche Natur mit immer verschiedenen, immer gewaltigen Stimmen zu uns einsam pirschenden Jägern und singt uns das hohe Lied des Schöpfers. Über religiöse Gefühle und Auffassungen zu sprechen ist eine diffizile Sache. Ich weiß nur das eine: ich, dem die Maxime des großen Ahnherrn: ‚In meinem Staat kann ein jeder nach seiner Fasson selig werden' aus innerster Seele gesprochen ist, hab' mich meinem Gotte n i e näher gefühlt, als wenn ich — die Büchse über den Knien — in der goldenen Frühe des einsamen Hochgebirges oder in der rührenden Stille des abendlichen Forstes saß. Das bescheidene Gefühl der eigenen Kleinheit und Nichtigkeit im Vergleich zur ewigen, unendlichen Natur und im Angesicht der Werke unseres Schöpfers — nenne man ihn, wie man wolle —, das träumerisch Ausruhende und die Gelegenheit zu stiller Betrachtung im Wechsel mit ehrlicher Anstrengung und Anspannung des Körpers und Geistes zur Überlistung des Wildes, dies alles erfährt vielleicht keiner schöner und besser als der e c h t e Jäger. Und nur der e c h t e Jäger kann vor uns bestehen! Der, wenn er hinauszieht ins Revier, alle diese Dinge wirklich erleben will; der sein Wild beobachten kann, auch ohne den Finger zu krümmen; der nur ein wirklich starkes Stück erlegen mag, und dem der Schuß selbst nur der Abschluß einer Kette schöner Erlebnisse ist, aber n i c h t der einzige Selbstzweck."

Zu dieser gesamten Einstellung passen manche Einzelbemerkungen des Buches. Die Art, wie er die indische Jagd mit Pantern auf die Schwarzböcke verurteilt, trotzdem sie so interessant ist, tut einem ordentlich wohl. Auch sonst erfreuen manche Einzelzüge. Wie wenige Jäger bekommen es fertig, den Treibern das Hauptverdienst am Erfolge zuzugestehen, wie es hier der Kronprinz bei einer Steinbockjagd in Italien neidlos und bewundernd tut. „Diese sehnigen, braunen Burschen mit den offenen, treuherzigen Gesichtern, durch den harten Kampf ums Dasein in ihrer wenig fruchtbaren Heimat gestählt, hatten für mich, wie alle anderen Bergvölker, von vornherein etwas besonders Sympathisches. Und diese herzliche Sympathie verwandelte sich sehr bald in große aufrichtige Bewunderung, als wir die braven Leute bei der Arbeit, in diesem Falle beim Treiben, beobachten konnten. Ich habe persönlich gesehen, daß diese tapferen Kerle an nahezu senkrechten Stellen, an denen selbst die Gewandtheit eines Gemsbockes verzweifelt wäre, mit einer spielenden Leichtigkeit und verblüffenden Selbstverständlichkeit emporturnten. Kaum glaublich schien die Leistung. Das Seil verachten sie; und einer von ihnen sagte mir auf eine diesbezügliche Frage: ‚Unsere Frauen würden uns auslachen. Und wenn e i n e r umkommt, ist es besser, als wenn gleich mehrere herabgerissen werden!'" —

Hübsch ist auch das Eingeständnis des befriedigten Jägerstolzes, als er mit einem Vierzehnender, den er eigens auf der Jagd des Fürstbischofs Kopp geschossen hatte, in Berlin einzieht. „Als wir am Abend in Berlin mit diesem prächtigen Geweih den Friedrichstraßen-Bahnhof passierten, hörten wir laute und fröhliche Ausrufe des Staunens und der Bewunderung. Und so was hört der Jäger auch nicht ungern. Denn wenn er ehrlich ist: d i e Trophäen bereiten einem doch d o p p e l t e Freude, die von anderen mit Bewunderung — und manchmal sogar ein bißchen mit Neid — betrachtet werden."



So karg und spröde zurückhaltend die Bemerkungen über die Natur sind, sie zeugen von echtem Empfinden und einem guten Auge für die Schönheiten in Licht und Farbe. Es muß hier wirklich ein echtes Verhältnis zur Natur vorhanden sein. Das zeigt auch die ganze schlicht-freundliche Art des Jagdhauses Klein-Ellgut. „Als Junggeselle hab' ich's mir gebaut — vor einer Reihe von Jahren —, aber doch schon im Gedanken, einmal die eigene Frau hineinführen zu können. . . . Alljährlich, wenn es irgend geht, fahren Cécile und ich mit einem guten Freunde in dieses Buen retiro; und es kostet jedesmal einen Kampf, wenn wir von dort wieder fort sollen."

Auch die zahlreichen, zum großen Teil nach Aufnahmen des Kronprinzen hergestellten Bilder, die dem Buche beigegeben sind, zeugen von einem guten Blick. Einzelne sind ganz meisterhaft, z. B. das Gemsgelände im Winter. Der stoffliche Inhalt des Buches ist reizvoll genug. Von Jagden in Indien auf Elefant und Tiger, auf den Steinbock in den italienischen Alpen, auf die Gemse im deutschen Hochgebirge, auf den Hirsch, wird so unterhaltsam und auch belehrend berichtet, daß jeder dem Erzähler gern zuhören wird. Für uns ist das Wertvolle aber, daß man diesen Erzähler selber lieben und achten muß. Mögen ihm das helle Auge und der offene Sinn auf den schweren Pirschgängen treu bleiben, die ihm in seinem Lebensberuf bevorstehen. St.

Völkerkritik und Italiener

Es ist wirklich unterhaltend, wie Tripolis unsere Ansichten über die Italiener umgewandelt, ja ins Gegenteil verkehrt hat. Die sympathischen und geistvollen Enkel der Renaissance, die Neuschöpfer römischer Herrschaft von 1882 (als der Dreibund vollendet wurde), jene Angehörigen einer Schwesternation, die zu gleicher Zeit unter den selben Schwierigkeiten wie wir die nationale Einheit errungen hatten, sind die zuchtlosen Räuber, die schmierigen Barbaren, die treulosen Bastarde von 1911/12 geworden. So will es der im übrigen ausgezeichnet unterrichtete Spectator Germanicus, so erklärt die größere Zahl unserer Führer der öffentlichen Meinung. Es ist fürwahr etwas Eigenes um die Beurteilung ganzer Völker.

Leibniz schrieb ein berühmtes Buch darüber, daß unsere Welt die beste aller denkbaren Welten sei. Schopenhauer behauptete und trat den Beweis dafür an, daß sie gewißlich die schlechteste aller Welten sei. Wer hat nun recht? Ich glaube, es kommt hier alles auf das Temperament an. Tatsachen sind gar nichts, die können wahr sein oder nicht wahr sein: es handelt sich lediglich darum, was für Folgerungen daraus beliebt werden.

Mir scheint, die Indogermanen haben kein Organ, keinen Sinn für die Erkenntnis fremder Eigenart. Das ist zum Teil für die Indogermanen von Nutzen gewesen; denn ihre strenge Abgeschlossenheit gegen fremdes Wesen, ihr Eigensinn, wie er am härtesten bei den Engländern sich ausgeprägt hat, war mit ein Grund dafür, daß sie, die Arier, alle anderen verdrängten und selbst zu Herren erwuchsen. So will noch heute der Brite im Ausland keine fremde Sprache lernen — und siehe da, in der Regel drückt er seine durch. Dieser Mangel an Erkenntnis fremder Art hat indes auch seine Nachteile. Weil der Russe maßlos die Japaner unterschätzte und sie den Affen glich — Makaki war das gewöhnliche Spottwort für sie, auch noch im Kriege —, ließ er sich unvorbereitet überrumpeln. Bessere Einsicht in die Seele der Herero und Hottentotten hätte uns manche unangenehme Stunde und ein sorgfältigeres Studium der Araber und Berber hätte den Italienern viel peinliche Überraschungen erspart. Der Arier, dieser Hyperboräer, dem in seiner kalten nordischen Heimat die Kleider überaus wichtig waren, sieht auch heute noch zu viel das Gewand, blickt auf die Schuhe und den Kragen; die Afrikaner und Japaner schauen mehr auf den Menschen. Eine Äußerung, wie sie der Feldmarschall Oyama getan hat,

„ein tapferer Soldat brauche gar nicht so sauber angezogen zu sein", und die geflissentliche Vernachlässigung des Anzuges bei dem tapfersten aller Clane des Morgensonnenlandes, bei den Satsuma, wäre für ein preußisches Gemüt eine Entsetzlichkeit. Daher denn auch gerade bei den Kindern der Morgensonne sich das ethnologische Urteil gar nicht bewährt hat. Für einen großen Teil der westlichen Besucher war Japan ein Puppenland, ein Schaukasten, ein heiterer Jahrmarkt, ein Theater mit bunten Lustspielen und Tänzen — als jäh und plötzlich mit grimmer Gebärde der Samurai den Schwertarm erhob. Allein auch noch nach dem Kriege von 94 wurde das Urteil nicht richtiger. Das sei keine große Kunst gewesen, so rückständige Truppen wie die des verknöcherten mittelalterlichen Chinas über den Haufen zu rennen. Unbeschadet einiger soldatischer Eigenschaften seien die Leute des Mikado doch ein höchst minderwertiges Volk, sie lögen und betrögen, die Bildung sei bei ihnen nur skindeep, nur auf der Oberfläche; nicht selten beobachte man Tücke und Feigheit bei ihnen, kurz, im Grunde seien es doch noch üble Barbaren. Eine derartige Kritik findet nicht vollständig darin ihre Erklärung, daß die Kritiker fast nur mit Kaufleuten, die in Japan eine niedere Stufe einnehmen, und mit dem Abschaum der Hafenstädte in Berührung kamen, sondern sie war ohne Zweifel auch der Ausfluß einer bestimmten Rassenanlage, eines Temperamentes. In diesem Zusammenhange ist die Beobachtung nicht ohne Reiz, daß die Japaner regelmäßig von Süddeutschen günstiger beurteilt wurden und noch werden als von Norddeutschen.

Wenden wir diese Beobachtungen auf die Italiener an, so muß man sich davor hüten, Abneigungen des Temperaments politisch auszumünzen. Diese kümmerlichen und elenden Italiener entfalten augenblicklich im Ostbecken des Mittelmeeres eine größere Unternehmungslust, als eine solche in Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt in die Erscheinung getreten ist. Und schließlich kam doch von den schmutzigen Räubern Korsikas ein Bonaparte!

Wirth



Aus den Tagen der badischen Revolution

Im Juniheft des „Türmers" befindet sich ein Auszug aus Artikeln der „Kreuzzeitung" über die badische Revolution von 1849. Als geborener Badener sowie als Verfasser mehrfacher Publikationen über jene Zeit möchte ich einige kurze Bemerkungen zu jenen Kreuzzeitungshistorien, die im „Türmer" selbst als „etwas einseitig" bezeichnet worden sind, unterbreiten.

Auf jene Charakteristik der badischen Revolutionsarmee von 1849 brauche ich nicht einzugehen, denn sie frischt meist nur alte Legenden auf, die auch in konservativen Kreisen nicht mehr aufrechterhalten werden. Dies beweist das vortreffliche und streng objektive Werk des preußischen Generalmajors von V o ß über den Feldzug von 1849 in Baden.

Nur e i n Punkt sei hervorgehoben. Die „Kreuzzeitung" kommt darauf zu sprechen, daß sich auch Frauen in der Revolutionsarmee befanden, und bringt es dann zu folgender Schilderung:

„Vor einer Legion ritt eine ü p p i g e W e i b s p e r s o n, eine rote Feder auf dem Heckerhute, eine Brille auf der Nase, mit einem Reitkleide aus schwarzem Sammet angetan, zwei Pistolen im Gürtel und einen langen Schleppsäbel an der Seite. Hinter ihr folgte ein badischer Dragoner als Ordonnanz. Ihren Offizieren hatten die Soldaten nicht mehr folgen wollen; jetzt waren sie Trabanten fremder Abenteurer und v e r ä c h t l i c h e r D i r n e n geworden."

Die Quelle, aus welcher der Gewährsmann der „Kreuzzeitung" geschöpft, ist jedermann bekannt, der in der Literatur über die badische Revolution von 1849 sich auskennt. Es ist das Buch von F i c k l e r, dem Bruder des bekannten Republikaners: „I n R a s t a t t 1 8 4 9." In diesem Werke wird die Belagerung der Bundesfestung und was darinnen geschehen, geschildert, und zwar in kontrarevolutionärem Sinn. Die betreffende Stelle lautet:



„Damit den traurigen Vorfällen des Tages die Schlaglichter des Lächerlichen nicht fehlten, mußte mir noch am späten Abende Frau Annecke begegnen. Im schwarzen Reitkleide, eine Starbrille vor den Augen, Pistolen im Gürtel, so ritt sie durch die Straßen, gefolgt von einem badischen Dragoner, welcher Ordonnanzdienste zu verrichten hatte."

Der Gewährsmann der „Kreuzzeitung" hat also seinem eigenen Gewährsmann noch eine ganze Legion Freischaren, an deren Spitze Frau Annecke geritten sein soll, sowie einen langen Schleppsäbel und eine rote Feder hinzugefügt. Ob Frau Annecke zu Pferde sich gut ausgenommen, weiß ich nicht; ein schwarzes Reitkleid — die „Kreuzzeitung" macht ein schwarzes Samtkleid daraus — hat an sich nichts Exzentrisches. Daß die Dragoner-Ordonnanz angebracht war, will auch ich nicht behaupten; es sei nur bemerkt, daß viele hochgestellte Damen in der Uniform ihrer Regimenter vor der Front erscheinen, ohne daß die „Kreuzzeitung" etwas daran auszusetzen hat.

Aus dem Fickerschen Buche ersah der Gewährsmann, wer die betreffende „üppige Weibsperson" war. Es war Frau Annecke, die Frau jenes preußischen Artillerieleutnants Annecke in Minden, der „wegen kommunistischer Gesinnung" 1848 kassiert wurde. Im Ehrengericht hatten ihn seine Kameraden freigesprochen, und es mußte ein neues aus Stabsoffizieren gebildet werden, um die Kassation durchzusetzen. Annecke befehligte 1849 im Treffen von Ubstadt die Vorhut der badischen Revolutionsarmee. Nach dem Feldzuge ging er nach Nordamerika, diente während des Sezessionskrieges in der nordstaatlichen Armee und wirkte in Friedenszeiten als Journalist.

Seine Gattin Mathilde Franziska Annecke, Tochter eines westfälischen Domänenrats, machte sich schon in jungen Jahren als Dichterin bekannt. Mit Annecke, der ihr zweiter Gatte war, lebte sie in glücklichster Ehe. Das Jahr 1848 brachte ihn und sie zum Radikalismus. In Nordamerika ward sie eine gefeierte Vorkämpferin für politische und soziale Gleichstellung beider Geschlechter; sie war eine der ersten Frauen, die das Wahlrecht für ihr Geschlecht forderten. Als Schriftstellerin und Dichterin war sie auch in Amerika tätig und gründete eine Töchterschule, der sie einen großen Ruf verschaffte und die sie bis zu ihrem 1884 erfolgten Tode leitete. Ihr Mann war 1872 gestorben. Sie galt als außerordentlich zartfühlend und feinsinnig. Bei der Begründung des Weltbundes für Frauenstimmrecht 1904 in Berlin wurde Mathilde Annecke von der greisen Susan Anthony rühmend als Vorkämpferin für Frauenstimmrecht und für politische und soziale Gleichstellung beider Geschlechter erwähnt.

Sie kann sich allerdings nicht mehr wehren, wenn sie von den Rittern der „Kreuzzeitung" als „verächtliche Dirne" bezeichnet wird. **Wilhelm Blos**, Mitglied des Reichstages



Welche Bäume bevorzugt der Blitz?

In der alten Bauernregel:

„Von den Eichen sollst du weichen,
Vor den Fichten sollst du flüchten,
Doch die Buchen sollst du suchen,"

ist, wie im Unterhaltungsblatt des „Vorwärts" dargelegt wird, eine alte Beobachtung niedergelegt, daß nämlich die Buchen am seltensten vom Blitz getroffen werden. Ist nun diese Erscheinung, die Richtigkeit der Beobachtung vorausgesetzt, wissenschaftlich zu erklären? Diese Frage haben sich verschiedene Forscher gestellt, sie haben dann die verschiedenartigsten Versuche unternommen, um festzustellen, welche Bäume am häufigsten vom Blitze getroffen werden und aus welchem Grunde dies geschieht.

In einem Falle wurden gleich große Stücke lebenden Holzes verschiedener Baumarten den Funken einer Influenzmaschine ausgesetzt, so daß die Funken das Holz in der Längs-

richtung des Stammes entsprechend durchschlagen mußten. Dabei zeigte sich, daß Eichenholz schon nach 1—3 Umdrehungen, Pappel- und Weidenholz nach 5 Umdrehungen, Buchenholz aber erst nach 15—20 Umdrehungen der Maschine durchschlagen wurde. Das Buchenholz setzte also dem elektrischen Funken einen viel größeren Widerstand entgegen als das Eichenholz. Damit überein stimmt also die Beobachtung, daß die Eichen viel leichter vom Blitzschlag getroffen werden als die Buchen. Splintholz und Kernholz zeigten jedesmal gleiche Widerstandskraft. Als Ursache des ungleichen Widerstandes bei den verschiedenen Bäumen wurde der unterschiedliche Fettgehalt der Holzarten ermittelt. An Fett arme Bäume, die dafür um so mehr Stärke enthalten und darum Stärkebäume genannt werden, — hierher zählen außer Eiche, Pappel und Weide noch Ahorn, Esche und Ulme — werden von den elektrischen Funken schneller durchschlagen als die Fettbäume, zu denen neben der Buche noch Birke, Linde und Walnuß zu rechnen sind. Die Kiefer, die im Sommer Stärkebaum, im Winter aber Fettbaum ist, wird im Sommer leicht vom Blitze getroffen; bei Versuchen setzte das Holz im Winter den elektrischen Funken mehr Widerstand entgegen als im Sommer. Nahm man den Versuchshölzern der Fettbäume das Fett, so wurden sie ebenso leicht durchschlagen als die Hölzer der Stärkebäume. Der Fettgehalt zeigt sich also als ein gewisses Schutzmittel der Bäume gegen den Blitzstrahl. Durch totes Holz dringt der Funke schneller hindurch als durch lebendes. Laub und Rinde erweisen sich als schlechte Leiter.

Bei anderen Untersuchungen konnte festgestellt werden, daß die Kambiumschicht des Holzes — das ist jene zwischen Holz und Rinde liegende Schicht, von der aus das Dickenwachstum der Bäume erfolgt — die am besten leitende Schicht des Stammes ist.

Wieder ein anderer Forscher fand, daß der Beschaffenheit der Blätter auch ein Einfluß auf die Blitzgefahr zuzusprechen sei. Bei sonst gleichen Verhältnissen sind Pflanzen mit behaarten Blättern der Blitzgefahr weniger ausgesetzt. So soll die Rotbuche den Blitz deshalb weniger anziehen als die Eiche, weil durch die Haare der Buchenblätter eine stete Elektrizitätsausströmung aus dem Buchenstamme stattfindet, eine Ansammlung von Elektrizität also vermieden wird. Wird nämlich erst ein Buchenblatt auf einen geladenen Konduktor gebracht und dann ein Eichenblatt, so zeigt sich, daß beim Buchenblatt der Konduktor viel schneller entladen wird als beim Eichenblatt; das gleiche ist der Fall, wenn statt der einzelnen Blätter ganze Zweige verwendet werden.

Noch ein anderer Forscher kam durch seine Beobachtungen und Experimente zu dem Ergebnis, daß die Pappeln, die Eichen und die Nadelhölzer am meisten vom Blitze getroffen werden. Daß bestimmte Baumarten ganz und gar verschont werden, kann nicht behauptet werden. Die in einer Gegend am meisten vom Blitze getroffene Baumart ist stets jene, die die größte Höhe erreicht und die viel an freier Stelle wächst. Die Faktoren, die den Blitz in den Baum leiten, sucht dieser Forscher nicht in den anatomischen Eigenschaften oder in der chemischen Beschaffenheit des Holzes, nicht in der elektrischen Leitungsfähigkeit, auch nicht in der Natur des Erdbodens oder in dem Vorhandensein einer nachbarlichen Wasserfläche. Bei einer Gruppe von Bäumen schlägt der Blitz mit Vorliebe in den höchsten Baum. In Bäume, die in engen Gruppen stehen, schlägt der Blitz seltener als in jene, die einzeln in einförmiger Ebene stehen. Nicht immer hinterläßt der Blitz sichtbare Spuren, was besonders bei glatten Stämmen der Fall sein mag; darum ist es nicht ausgeschlossen, daß manche Blitzschläge sich der Beobachtung entziehen, Blitzschläge an der glatten Buche also weniger oft gezählt werden als an der rauhen Eiche.

Ziehen wir aus diesen Forschungen die Nutzanwendung, daß *niederes Gebüsch im Walde* bei Gewitter ein *weniger gefährlicher* Aufenthaltsort ist *als der Platz unter hohen oder gar alleinstehenden Bäumen.*

Bei Wintergewittern gibt es nur selten Blitzschläge in Bäume.







Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Aristokratisch

In unserer gleichmachenden demokratischen Zeit ist der aristokratische Begriff in Verruf gekommen, obwohl er gar nicht parteipolitisch beschränkt ist. Er hängt auch weder mit der Geburt noch einer bestimmten politischen Überzeugung zusammen. Selbst die Sozialdemokratie hat mindestens einen aristokratisch veranlagten Führer, Lassalle, gesehen. Es ist andererseits kein Zufall, daß der Schöpfer des englischen Imperialismus der überzeugte Jude Disraeli gewesen ist. Als Lord Beaconsfield antwortete er auf die Frage, was er nun eigentlich sei, Jude oder Christ: „I am a developed Jew“ (ein höher entwickelter Jude). Als spanischer Jude vom Stamme der Sepherdim dünkte er sich wohl mit Recht weit erhaben über die deutschen und östlichen Juden, denen er jedoch allen eine Herrscherrolle in der Welt zuwies. Italien erlebte auch noch einen jüdischen Ministerpräsidenten, der es noch jetzt ist (Luzatti). Sonst sind freilich hauptsächlich die deutschnamigen Juden die Führer der revolutionären Demokratie und Anarchie, wie es der Übersetzer des Disraelischen Dichterromanes Levy selbst zugesteht. Aber die Juden wollen die verführten Massen beherrschen, als Mittel dient ihnen der Geist und das Geld, das ihnen nicht abzusprechen ist. Ihre Ausbeuternatur ist Herrentum, freilich in unschöner, unritterlicher Form.

Wird hier die willenlose Menge, die Pöbelherrschaft zu aristokratischem Zweck gemißbraucht, so ist auch unmittelbar eine Auflehnung gegen die geisttötende, friedensselige, feige, neidische Demokratie erfolgt, die mit der edlen Gemeinschaft gleichgestellter, gleichstrebender, selbstloser Menschen noch mit der alten Volksgemeinde der Bauern und Hirten nichts zu tun hat. Im republikanisch gesinnten Italien, dessen Adel größtenteils gekauft und mit Recht wenig angesehen ist, da selbst die Strozzi u. a. nur päpstliche Bankleute waren, hat ein junger Schriftsteller (Sera, Auf den Spuren des Lebens. Berlin 1909) die Fahne der aristokratischen Weltanschauung entrollt, die gerade dort wegen des zweifelhaften Adels des Landes besonders in Mißachtung gekommen war. Nur unter dem kirchlich-päpstlichen Gesichtspunkt galt sie überhaupt noch etwas und war dann die Sklavin des kurialen Absolutismus, der jede selbständige geistige Regung zur eigenen Selbsterhaltung knebelt und bändigen muß, soll er sich nicht selbst aufgeben. Absolutismus ist nicht Aristokratie, sondern deren schlimmster Feind, wie das starke Fürstentum der Widersacher jedes selbstbewußten Adels. Andererseits hat die moderne Naturwissenschaft mit der Lehre von der Auslese der Tüchtigsten dieser aristokratischen Geistesrichtung vorgearbeitet, die die sonst übliche Humanitätsduselei und Gleichmacherei ablehnt. Der berechtigten Wohlfahrt der unterschiedslosen Masse steht die gesunde Selbstsucht des kräftigen, selbstvertrauenden Einzelwesens gegenüber, das nicht in der Herde mitlaufen und mitgenießen will, ohne sich den Futterplatz selbst verdient und erstritten zu haben.

Alles menschliche Geschehnis ist nicht Werk der namenlosen Menge, sondern die Ausführung der Gedanken erleuchteter und tatkräftiger Geister, die vielleicht zunächst keine Nachfolge noch Verständnis finden. Die Natur selbst hat durch die verschiedene Begabung und trotz aller Demokratie durch streng geschiedene Stände, sei es auch nur durch das leidige Geld, scharfe Unterschiede den Menschen selbst des gleichen Volkes geschaffen, und kein Fortschritt kann diese Kluft überbrücken. Die Naturkraft ist stärker als der Menschenwille, der dazu noch in die Irre geht. Schon die Rassen zeigen die scharfen Abweichungen. Die schwarze und rote Rasse ist von Natur minderwertig und den beiden andern, der gelben und weißen, unterlegen, obwohl die rote selbst eine Mischung mit der gelben darstellt. Von den weißen Rassen sind die Semiten und Arier die herrschenden gewesen und sind es noch, da wir die Stellung des gemischten Judentums als zähen, nunmehr einheitlichen Volkstums nicht unterschätzen dürfen. Sonst sind Arier und Mongolen, beides Nordrassen, die Eroberer und Unterdrücker der übrigen Rassen. Wenn Sera in dem gedachten Buche noch an das Pamir oder überhaupt an Vorderasien als Arierwiege glaubt, so muß er doch schon zugeben, daß selbst die Hellenen eine siegende Nordrasse über ein minder starkes Volk des späteren Griechenlands gewesen sind. Nordeuropa und -asien sind die Heimstätten der siegreichen Arier und Mongolen.

Aus dem Norden ist die Erneuerung der verfallenden Welt gekommen. Auch dieser sich oft wiederholende Vorgang ist aristokratischer Art. Die jüngste Erscheinung ist das englische Weltreich mit der Herrschaft von kaum 50 Millionen Angelsachsen über wohl 400 Millionen fremder Stämme aller Breiten. Da leider in den Vereinigten Staaten von Nordamerika diese Volkheit das mütterliche Deutschtum mit Erfolg vergewaltigt und an seinen Siegeswagen in sprachlicher Hinsicht gespannt hat, so bildet das große Gemeinwesen eine weitere Ergänzung des britischen Weltreichs, ein republikanisches England, wo vielleicht bloß 20 Millionen englischen Geblüts sind, da die zahlreicheren Iren keltischer Abstammung sind. Freilich das aristokratische Gepräge der scheinbar so demokratischen Republik ist recht übel gemodelt. Das Herrentum ist in eine Ausbeuterschar von Trustmagnaten karikiert, was aber an der Tatsache der Beherrschung des Volkes durch eine kleine Oberschicht nichts ändert.

Das alte Europa hat glücklicherweise diese Abart aristokratischer Volksbeherrschung bisher nicht übernommen, obwohl die europäischen Demokraten, und leider nicht diese allein, über ein böses Junkertum zetern, das bedauerlicherweise nur in ihrer Einbildung besteht. Gemeint ist ein herrschsüchtiger, eigennütziger Landadel. Beispielsweise in Frankreich und Deutschland befindet sich der Grundbesitz in vorwiegend bürgerlicher oder frisch geadelter Hand, was dasselbe ist. Die Herren von Friedländer und Karo sind keine Standesgenossen des bösen Junkertums, sondern Unternehmer amerikanischer Art. Der Adel ist kein Stand mehr, geschweige eine Grundbesitzerkaste. Er ist größtenteils besitzlos und in allen, besonders den geistigen Berufen vertreten, wo er noch in Verwaltung und Heer dem Staate allzu uneigennützig dient, während die übrigen Volksschichten ihrem einträglichen Erwerbe nachgehen. Darin ist er also ganz aristokratisch geblieben. Er zehrt vom eigenen kargen Fett, aber nicht dem Überflusse, sondern dem Marke, das ihn erhalten sollte. Darin liegt die nur zu sichere Gefahr des Untergangs als geschichtlicher, nicht mehr staatsrechtlicher Stand. Mit Stolz sagt der arme preußische Offizier adliger oder bürgerlicher Herkunft von sich, daß er sich bis zum General heraufgehungert hat. Persönlich für ihn eine Ehre, für den Staat ein köstlicher Gewinn, aber für den ehrenwerten Stand ein Unglück, das ihm das Volk nicht lohnt, dem er dient. Da steht der von der Gesetzgebung verhätschelte Handarbeiter, der wenig Idealismus, aber viel Genußsucht besitzt, ganz anders da. Für ihn sorgt der Staat, und ist er besserer Art, so bringt er es zu etwas und wird Unternehmer, ein Fall, der viel öfter vorkommt, als man ahnt.

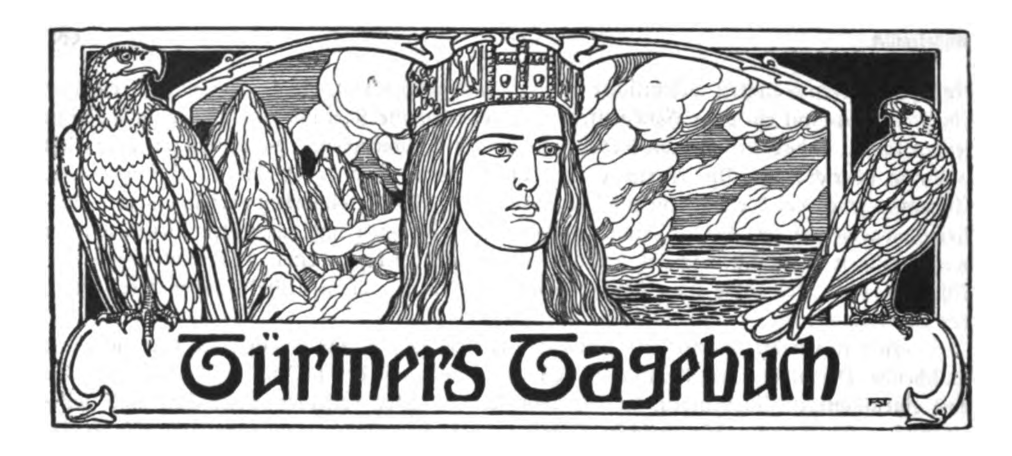
Alles Leben ist ein Aufsteigen oder Niedersinken, ein aristokratischer Trieb, der die demokratische Allerweltsbeglückung Lügen straft. Die Verhimmelung der sonst so ehrsamen und schönen Handarbeit muß aufhören. Warum schützt man sie nicht beim Ackerknecht und der

Kuhmagd, deren Tätigkeit wesentlich vielseitiger und gesunder ist, als die eintönige Bedienung einer Maschine mit ein paar Handgriffen, was der dümmste Kerl und das schwächste Mädchen leisten kann. Bedauern soll man solche geist- und körperschwächende Beschäftigung, aber nicht unsinnig überschätzen. Die Werte schaffen die Maschine und der Geist des Unternehmers. Anders liegt es bei der meist in jüdischer Hand befindlichen Heimarbeit (besonders beim Bekleidungsgewerbe), wo der mißbrauchte Arbeiter die größten und schnellsten Vermögen der wenig tätigen Kapitalisten schafft, die häufig bloß auf Kredit arbeiten, also nicht einmal das Risiko tragen. Vergleiche man diese Ausbeutung mit der alten aristokratischen Herrschsucht des Rittertums!

Hier liegen die wahren Schäden des Volkslebens, die eine gewissenlose oder sich selbst täuschende Demokratie geflissentlich verschleiert. Der Haß der neidischen Menge, mißleitet von eigensüchtigen Ausbeutern, ist das Kennzeichen dieser beliebten politischen und wirtschaftlichen Anschauung, die zwischen Pöbelherrschaft und Cäsarentum schwankt. Die Krone ist bei dieser geistigen Verirrung nicht in Gefahr, aber die edleren Volkskräfte, die erst die Masse zum selbstbewußten Volkstum machen. Es ist kein Zufall, daß die Pflege und Förderung der eigenen Volkheit in den Händen solcher arstiokratisch gerichteter, uneigennütziger Seelen ruht, die auch bei liberaler Parteigesinnung ihre aristokratische Art nicht verleugnen können. Sie sind keine Ausbeuter, sondern selbstlose Volksbeglücker im Gegensatze zu den selbstischen Hetzern, die ihr Schäfchen scheren, mag auch das umschmeichelte Volk elend zugrunde gehen.

Kurd v. Strantz





Ein Preußenbund? · Um Erwins Ehrenmal · So weit die deutsche Zunge klingt · Ein Germanenbund!

Zurück zum preußischen Partikularismus, die Preußen sind schon viel zu sehr Deutsche geworden, sie müssen „sich endlich wieder darauf besinnen, daß sie nicht nur Deutsche, sondern eben auch Preußen sind" —: das ist die Losung, mit der die „Kreuzzeitung" mehr denn vierzig Jahre nach der Gründung des Deutschen Reiches ihre Getreuen auf die Schanzen ruft. Wie selten nur und wie schüchtern werde das Preußentum seitens eines preußischen Staatsangehörigen betont! „Man ist Rheinländer, Westfale, Schlesier, Provinz-Sachse oder Muß-Preuße; aber sich mit derselben Betonung Preuße zu nennen, wie die übrigen Deutschen ihre Staats- und Landesangehörigkeit betonen, ist nur in verhältnismäßig dünnen Schichten der Bevölkerung üblich und schicklich. Das Preußen wird durch Norddeutsch, neuerdings sogar durch Ostdeutsch ersetzt."

Nun kann ja auch die „Kreuzzeitung" nicht verkennen, „daß ein einheitlicher Begriff und ein einheitliches Bewußtsein des Preußentums sich bei der Stammesverschiedenheit der Angehörigen der Monarchie nicht so leicht herausbildet und nach Bekenntnisfreudigkeit drängt, wie auf einem kleineren Staatsgebiete bei einer einheitlicher zusammengesetzten Bevölkerung, aber mit der Zeit muß doch eine solche Homogenität allmählich Platz greifen, sollen nicht berechtigte Eigentümlichkeiten und auf Zeit erträgliche Sonderheiten zu dauernden zentrifugalen Hemmungen der Staats- und Volksvereinheitlichung werden.

Vielleicht wären wir in dem wünschenswerten Homogenitätsprozeß auch schon weiter gediehen, wenn nicht die Reichsgründung seiner natürlichen Ausreifung abträglich geworden wäre. Namentlich die zuletzt der Monarchie angegliederten Volksstämme wurden der Segnungen der Reichsgründung ohne das Medium organischer preußischer Staatszugehörigkeit und ohne die preußischen Traditionen recht hineinwachsen zu brauchen, teilhaftig. Besonders aber hatte die kluge Politik des großen Kaisers und des großen Kanzlers, durch vorsichtiges Zurückstellen preußischer Ambition auch nach dem ersten Elan der Reichsgründung dem

neuen Reiche bei den Angehörigen der übrigen Bundesstaaten dauernde Freunde zu erwerben und zu erhalten, die Nebenwirkung, daß kein Staatsbürger weniger seinen partikularistischen Neigungen nachgibt als der Angehörige des führenden Bundesstaates. Auf dieses Konto sind seitens Preußens Opfer zu buchen, die vielleicht ebensoviel wert sind wie die in die äußere Erscheinung tretenden und zu geschichtlichen Tatsachen gewordenen Leistungen, die in jahrhundertelanger Arbeit und Mühe die Vorbedingungen für das heutige Reich geschaffen haben. Dahin gehören nicht nur verfassungsmäßig festgelegte Beschränkungen und Verzichte, sondern noch mehr solche ängstlicher Rücksichtnahme gegen die anderen Bundesstaaten (!) und ihre Angehörigen, die wie auf stille Verabredung geübt werden. In keinem anderen Bundesstaate ist so sehr der Staatsgedanke hinter dem Reichsgedanken zurückgetreten, in weiten Schichten der Bevölkerung ersterer durch letzteren ganz verdrängt worden, wie in Preußen.

Daß eine solche Entwicklung nicht auf unumschränkte Zustimmung stoßen darf, ist blitzschlagartig durch die sozialdemokratische Verunglimpfung und die mangelhafte öffentliche Reaktion dagegen erwiesen worden. Manche anderen Symptome dafür, daß die vielerwärts zu beobachtende mangelnde Anspannung, eine gewisse Laschheit des preußischen Nationalgefühls schädlich auch für das gesamte Deutschland wirkt, liegen vor. Unsere politische Satire und Witzliteratur, nicht nur, wie sie sich im ‚Simplizissimus' ans Licht wagt, lebt zum großen Teil von der Verunglimpfung preußischer Art und von mangelnder Reaktion dagegen. Und wenn die nationalliberale Partei heute nicht mehr in positiver Mitarbeit am Deutschen Reiche und Volkswohle, sondern nur noch in negativer Kritik und aufreizender Demagogie ihr Ideal sieht, so ist es die Überzeugung nicht weniger, mit den Verhältnissen persönlich gut Vertrauter, daß die Parteiführung ihre agitatorische Kraft und Betätigungsfreude nicht zuletzt aus einer immanenten Abneigung gegen preußisches Wesen herleitet.

Eine solche Tendenz muß aber irreführend wirken, namentlich auch im Auslande, auf dessen Urteil Deutschland-Preußen als vielbeneidete und -befehdete Weltmacht doch Wert legen muß. Was man glaubt ungestraft dem Ansehen der preußischen Bevölkerung antun zu dürfen, muß letzten Endes auch zum Schaden des Deutschtums ausschlagen; und wenn als Grundbedingung eines Reichspatriotismus ein hochgespanntes Einzelstaatsgefühl und ein gesunder Partikularismus gepriesen wird, so ist nicht einzusehen, warum dieses nicht auch bei den Preußen der Fall sein soll, und warum gerade sie auf dessen Betonung verzichten und auf die Dauer weiter dieses Opfer an nationaler Bekenntnisfreude bringen sollen. Neben der deutschen Nationalhymne muß das Preußenlied wieder mehr zu Ehren kommen, und im Sturme allgemeiner Entrüstung müssen die kleinlichen Sticheleien und Höhnereien verschwinden, die man heute gar nicht so selten innerhalb und außerhalb der schwarz-weißen Grenzpfähle hören kann, wenn jemand frohgemut sich seines Preußentums rühmt. Ist es doch leider so weit gekommen, daß man das, was man beim Deutschen derb, bieder, ehrlich, schlagfertig, bodenständig nennt, beim Preußen nur als schnoddrig oder Rußland verwandt gelten läßt, und daß der Preuße Angriffe auf seine National-

ehre selten anders als mit einem sarkastischen Lächeln oder gutmütigen Achselzucken pariert. Damit vergleiche man das Verhalten der Angehörigen anderer deutscher Staaten bei analogen Vorkommnissen.

So ist es gekommen, daß in den breiten Volksschichten das Staatsangehörigkeitsgefühl Schaden gelitten hat und diese um so leichter Opfer hetzerischer Parteien und ihrer Agitatoren geworden sind. Die große Masse braucht Äußerlichkeiten und Symbole, an denen nicht leichtfertig gerüttelt werden darf, soll sie nicht an den staatlichen und monarchischen Gefühlen irrewerden. Die Idee von der Macht, Größe und Unverletzlichkeit des Staats leidet schweren Schaden durch Spott und Spottenlassen mit dem Namen, dem Wesen und der Eigenart des Volks, ja schon durch seine mangelhafte Betonung. Ich scheue mich nicht, es auszusprechen: etwas preußischer Chauvinismus tut uns not, der so weit geht, daß das alte ‚Civis Romanus sum' seine Auferstehung und neuzeitliche analoge Anwendung findet in dem Bekenntnis: Ich bin ein Preuße!"

Und der Schluß? Ein neuer Preußenbund! „Eine Preußenvereinigung zur Weckung und Stärkung des Nationalbewußtseins fände ein reiches Feld fruchtbarer Betätigungsmöglichkeit vor, schon in der Bekämpfung des politischen Radikalismus und der Reichs- und Staatsverdrossenheit. Allem Spott zum Trotze: am preußsichen Wesen soll Deutschland genesen! ..."

„Leider," ergänzt „ein General" diese ihm „zu Herzen gegangene Anregung", „leider haben aber auch weite Kreise in Preußen selbst daran gearbeitet, den führenden Bundesstaat allmählich seiner Eigenart zu entkleiden; sie haben dazu geschwiegen, daß dieser von vielen nur noch als ein geduldeter Faktor (!) in der deutschen Entwicklung angesehen wird. In dieser Hinsicht nicht Wandel geschaffen zu haben, ist zum erheblichen Teil auch Schuld der preußischen Regierung. Sie hat es geschehen lassen, daß im preußischen Volke, welches nach seiner ganzen Geschichte stets geneigt ist, bei allem immer zuerst nach der Regierung zu sehen, die Bedeutung der schwarz-weißen Fahne gegenüber der schwarz-weiß-roten immer mehr in den Hintergrund getreten ist, als ob es gar kein Preußen mehr gäbe. Daß die Bayern, Sachsen, Hessen, Badener usw. in zunehmendem Maße ihre Eigenart pflegen, wird nicht nur anerkannt, sondern, und das ist der große Schmerz aller treuen Preußen, man jubelt selbst in Preußen einer Entwicklung zu, die darauf ausgeht, das Gold der preußischen Königskrone, dieses Hortes deutscher Größe, einzuschmelzen in einer Legierung, die in den Prüfungen der Gegenwart und Zukunft niemals bestehen kann. Wie oft habe ich in Süddeutschland einen Mangel an Verständnis für Preußens Beruf und an Geschichtskenntnis gefunden, den man nicht für möglich halten sollte. Nach vieler Ansicht ist das Reich durch eine allgemeine Begeisterung, besonders der Süddeutschen, geschaffen worden. Daß aber Preußen, während man anderwärts mit Schützen-, Gesang-, Turn- und sonstigen schönen Vereinen ein einiges Deutschland schaffen wollte, seine Staatskraft stählte und sein Schwert schärfte, daß Preußen ... Deutschland zusammenexerzieren mußte, während andre sangen und sich je nach dem auch

über Preußen entrüsteten, das will man vielfach nicht Wort haben. So haben auf der einen Seite Gleichgültigkeit und Geschichtsunkenntnis, auf der andern Haß und Feindschaft (?!) dazu beigetragen, daß das Verständnis für die Notwendigkeit eines starken Preußens immer mehr verblaßt ist.

Die traurigen Ereignisse dieses Jahres haben die Lage nun blitzartig beleuchtet, und manchem sind wohl die Augen darüber aufgegangen, wohin die Reise geht, wenn dieser Gleichgültigkeit gegen Preußen und der Verlästerung dieser Kernwerke deutscher Macht nicht endlich Einhalt getan wird. Es geht aufs Ganze! Denn letzten Endes sind die Vorstöße der Sozialdemokratie und ihrer öffentlichen und heimlichen Bundesgenossen aus dem liberalen Lager gegen die verfassungsmäßige Stellung des Kaisers und des Kanzlers nichts weiter als ein Mittel, den preußischen Einfluß im Reiche noch mehr zu schwächen. Was man in Preußen selbst noch nicht zu erreichen glaubt, d. h. eine Schwächung der Machtstellung der preußischen Krone, das will man auf dem Umwege über das Reich ermöglichen. So liegen die Dinge und nicht anders. Denn das ist den Demokraten und verkappten Republikanern auch klar: alle ihre Erfolge in den übrigen deutschen Staaten und Parlamenten sind wohl Etappen zur Erreichung ihres Zieles, der Parlamentsherrschaft, aber es sind doch nur halbe Siege, genau so, als wenn erst einige Außenstellungen einer Festung gewonnen sind. Solange die Fortlinie und das Kernwerk der Festung ihre Kampfkraft behalten, so lange hat man nichts Sicheres erreicht. Und dieses Kernwerk Deutschlands, die Hauptkampflinie mit ihren Forts, ist die preußische Monarchie. Um dieses Bollwerk handelt es sich. Sind dessen Geschütze zum Schweigen gebracht, dann ist der Fall nur eine Frage der Zeit, ganz abgesehen davon, daß schließlich jede Festung fallen muß, wenn sie nicht in der Lage ist, ihre Vorräte zu ergänzen.

Die Konservativen haben das seit lange erkannt, und auch da, wo man immer dem Einwand begegnete: ‚Ach, so schlimm wird es ja nicht werden', fängt es jetzt endlich an zu dämmern. Man hat das letzte Ziel der Demokratie sozialistischer wie bürgerlicher Observanz jetzt auch in nichtkonservativen Kreisen inner- und außerhalb Preußens erkannt, nicht zuletzt die Rechts-Nationalliberalen, deren Presse zu unsrer Genugtuung auf die große Gefahr für Deutschland hingewiesen hat, wenn Preußen nicht in seiner Machtfülle erhalten bleibt. Es ist nicht unerklärlich, wenn in der nationalliberalen Partei lange Zeit der preußische Staatsgedanke nicht genügend betont worden ist. Ihr früherer, sonst so verdienstvoller Führer v. Bennigsen war kein geborener Preuße. Ihm galt nur der Reichsgedanke. Voraussichtlich würde er heute etwas anders denken. Und daß von dem jetzigen sogenannten Führer dieser Partei, dem süddeutschen Herrn Bassermann, kein preußisches Empfinden erwartet werden kann, liegt auf der Hand. Ihm ist Preußen nur ein Versuchsobjekt für seine liberalen Sonderwünsche. Damit ist Deutschland nicht geholfen. Und wenn die nationalliberale Partei zurzeit trotz ihres 12. Mai noch das Bild großer innerer Zerrüttung bietet, so liegt der Grund dafür in dem Umstand, daß die Frage, wenn auch nicht ausgesprochen, ausschlaggebend ist: Wie steht der Nationalliberalismus zu Preußen? Wird diese Frage, wie wir Konservativen trotz allem bestimmt hoffen, schließlich in dem Sinne beantwortet, den wir unsern Ausführungen

zugrunde gelegt haben, dann ist die Brücke der Nationalliberalen zu den Konservativen geschlagen, dann ist der Weg freigemacht, auf dem sich beide Parteien schließlich zum Wohle des Reiches wieder zusammenfinden werden und müssen. Ob die Jungliberalen allerdings bei ihrer Sehnsucht zum Anschluß nach links dafür zu haben sein werden, erscheint uns ausgeschlossen. Was gilt ihnen Preußen, wenn es nicht liberalisiert wird?

Daß die Fortschrittliche Volkspartei, die bis auf die letzten Jahre, also 45 Jahre lang, in allen nationalen Fragen, preußischen und deutschen ,versagt hat, die alles bekämpft hat, was Preußen und Deutschland groß gemacht, die alles als Reaktion bezeichnet hat, sogar die deutsche Verfassung, was zur nationalen Wiedergeburt Deutschlands geschaffen werden mußte — daß die Nachkommen einer Partei, aus deren Reihen einst das Wort fiel: ‚Preußen muß der Großmachtkitzel ausgetrieben werden', nicht geeignet sind, sich einer Bewegung zur Erhaltung preußischer Eigenart, preußischen Staats- und Ehrgefühls und preußischer Pflichttreue auf dem Boden des Königtums von Gottes Gnaden anzuschließen, ist so selbstverständlich, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Wer sein Interesse am Staat lediglich nach dem Maße berechnet, in dem er unter staatlichem Schutze sicher und ungestört die Couponschere gebrauchen kann, ist allerdings für die Mitarbeit zur Kräftigung des preußischen Staatsgedankens nicht zu gebrauchen, um so weniger, wenn er mit der Revolution Stichwahlbündnisse schließt. Dagegen bleibt zu hoffen, daß der überwiegende Teil der Zentrumsfreunde, soweit er preußischer Herkunft ist, angesichts der traurigen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit die preußische Fahne hochhält, zumal es der katholischen Kirche nirgends besser geht als in Preußen und das Zentrum stets den föderalistischen Charakter des Reiches betont. Auch im Zentrum sollte man endlich erkannt haben, daß christliche Sitte und Religion gut aufgehoben sind unter den Fittichen des preußischen Adlers, wie das in Anbetracht der geschichtlichen Entwicklung Preußens auch gar nicht anders sein kann."

Ob die Gründung einer Preußenvereinigung zurzeit durchführbar wäre, läßt der Verfasser dahingestellt: „Notwendig ist aber, daß beide Häuser des preußischen Landtags viel mehr, als lange der Fall gewesen, den preußischen Staatsgedanken der Regierung und dem Volke gegenüber vertreten. Die beste Preußenvereinigung wird immer der preußische Landtag sein, wenn er in dieser Hinsicht laut und deutlich seine Stimme erhebt. Wünschenswert wäre aber die Gründung von Preußenvereinen in den großen nichtpreußischen Städten Deutschlands ... Wichtiger aber ist es noch, daß sich die *preußische Regierung* unbeschadet ihrer selbstverständlichen Arbeit für des Reiches Größe die Pflege des preußischen Staatsgedankens in viel stärkerem Maße als bisher angelegen sein läßt. Wenn sie wie bei der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage selbst die preußische Machtstellung schwächt, dann kann sie sich nicht wundern, wenn viele treue Preußen an ihr irrewerden. Wenn der berufene Führer versagt, dann wird seine Truppe wankel- und mißmutig. Diese Tatsache steht fest, und alle Darlegungen, die wir seinerzeit vom Regierungstische zugunsten jener Verfassung gehört haben, haben sich als unzutreffend erwiesen. Sache der preußischen Regierung ist es auch, für einen ausreichenden Unterricht in der preußischen Geschichte in allen Schulen, besonders

aber auch an den höheren, zu sorgen ... Wie lehrreich ist allein eine Schilderung der Opfer, die Preußen nicht nur an Gut und Blut, sondern auch in der politischen Ausgestaltung Deutschlands dem Reiche gebracht hat ..."

Fürchterliches muß geschehen sein, daß die preußische Volksseele so ins Kochen geraten konnte, daß mit wilder Begeisterung die Preußenfahne geschwungen wird, todesmutig das „Preußenlied" im düsteren Chor erschallt:

„Schwarz sei der Sarg der Leiche,
Nehmt Linnen von der Bleiche,
In Schwarz und Weiß stellt mich ins Grab hinein,
Ich will im Tode noch ein Preuße sein!"

Da könnte man es — den „Genossen" Scheidemann und Liebknecht wirklich nicht arg verdenken, wenn sie vom Größenwahn befallen würden! Denn niemand anders, als diese beiden prominenten Persönlichkeiten, in erster Reihe der prominentere Herr Liebknecht, darf sich rühmen, das preußische „Nationalgefühl" zu solcher Ekstase aufgepeitscht zu haben. Über ihre ebenso törichten wie blamablen Entleerungen auf das eigene Nest ist kein Wort weiter zu verlieren. Sie haben in allen ernsthaften Kreisen die verdiente Zurückweisung erfahren und sind auch an dieser Stelle unmißverständlich gekennzeichnet worden. Aber das alles ist den Eisenfressern auf der anderen Seite noch nicht genug. Das alles sei „nur Abwehr, nur Verteidigung", bramarbasiert ein Artikel der „Hallischen Zeitung", mit dieser Art Kriegführung komme man nicht weiter, es müsse Attacke geritten werden: „Hier kann nur rücksichtsloser Angriff helfen, wie Herr v. Kleist, ein alter, bewährter Soldat, im Herrenhause so treffend ausgeführt hat. Kriegführen heißt angreifen, und wir Preußen haben es nicht verdient und nicht nötig, uns angreifen zu lassen von einer internationalen vaterlandslosen Sozialdemokratie. Wir haben einen heiligen Krieg zu führen um Preußens unverminderte Machtfülle, weil nur so Deutschlands Größe aufrechterhalten werden kann. Der Gegner hat seine Feldzeichen enthüllt. Wollen wir warten und uns von ihm die Gesetze des Handelns vorschreiben lassen? Niemals! ...

Wir wissen, woran wir sind, eine Entschuldigung gibt's für uns nicht mehr. Darum heraus, ihr Preußen, und Farbe bekannt! Viele Mittel stehen hierfür zu Gebote. Wenn jeder an seiner Stelle und in seinem Einflußbereiche die Preußenfahne hochhält... Schon oft haben die Preußen bewiesen, daß niemand ungestraft an ihre nationalen Heiligtümer rühren darf. Wie oft haben die Schwarz-Weißen der Welt gezeigt, daß ohne sie in und mit Deutschland nichts auszurichten ist! Wie viele Zeugnisse preußischen Heldenmuts sind uns aus der Geschichte aufbewahrt, an die keine Lästerung der Preußenfeinde heranreicht! Und wir, die Erben einer so ruhmreichen Vergangenheit, sollten unsre Geschichte und unsern Beruf für Deutschland vergessen? Nimmermehr. Das darf und kann nicht sein. Schlimm genug, daß die große Not der Zeit uns an unsere Pflichten erinnert. Vielleicht ist es gut, daß Gott wieder einmal so deutlich mit uns Preußen spricht ..."

Das heißt denn doch jedes Augenmaß verlieren und mit Kanonen nach Spatzen schießen. Mehr Pathos könnte leicht nicht aufgebracht werden, wenn wir

einen Napoleon wieder im Lande hätten. So stolpert denn auch die „Korrespondenz des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie“ über das eigene Pathos, wenn sie in einem Atemzuge deklamiert: „In jedem andern Staat würde einem solchen Untertan [wie Liebknecht] rasch der Standpunkt klargemacht werden, und wenn die Regierung versagte, dann würde ein solcher Beleidiger des Vaterlandes vor den Richterstuhl des Volkes gezerrt werden. Im freien Amerika würde man mit einem Menschen, der es wagt, Haß gegen sein Vaterland zu predigen, nicht viel Federlesens machen, man würde ihn kurzerhand lynchen. Preußens Verdienste und die der Hohenzollerndynastie stehen zu tief gefestigt im Urteil der Geschichte, als daß sie durch den Geifer eines Karl Liebknecht hinwegdiskutiert werden könnten. Alle guten Preußen werden sich durch Liebknechts Tiraden die Freude am Vaterland nicht vergällen lassen.“

Na, also! Und mit der weiteren Überlegung, daß „Hunde, die kläffen, nicht beißen“, könnte man über den „Fall“ endlich zur Tagesordnung übergehen. Aber nein: alle guten Preußen „können aber auch verlangen, daß die Beleidiger preußischen Namens von der Staatsgewalt rücksichtslos zur Rechenschaft gezogen werden. Reichen die vorhandenen Machtmittel des Staates zum Schutze seiner selbst nicht aus, dann müssen eben solche neu geschaffen werden.“

Ja, wozu denn? Um unser Mütchen an ihnen zu kühlen? Um Märtyrer zu schaffen? Um aus im Grunde harmlosen Toren, wie Liebknecht, die nicht einmal von ihren Parteigenossen immer ernst genommen werden, tragische Helden zu staffieren? Wir sollten doch an den Erfahrungen unter dem Sozialistengesetz und der später folgenden Polizei- und Gerichtspraxis gerade genug haben. Einen Zweck hätte das Verfahren nur, wenn wir bewußt noch mehr Sozialdemokraten in die Volksvertretungen und ihnen allen dann einen Hals wünschten, um ihn mit einem Hiebe abzuhacken. —

Die armen, verfolgten, verschüchterten, nur noch „geduldeten“ Preußen, die selber keine Ahnung von ihrer jammervollen, verfolgten, verschüchterten, nur noch geduldeten Existenz haben, sich vielmehr in ihrer preußischen Haut sauwohl fühlen. Sonderbar, höchst sonderbar!

Wir haben die eine Partei sich ihr Gemüt erleichtern lassen, lassen wir nun auch die andere Seite sich ihre Steine vom Herzen wälzen. Nach der „Kreuzzeitung“ die „Frankfurter Zeitung“: „Innerhalb der konservativen Partei leidet man an einer überreizten und katzenjämmerlichen Stimmung, da alle die kühnen und glänzenden Rechnungen, die man seit 1909 angestellt hat, sich nun als unstimmig erweisen; eine Enttäuschung folgt der anderen, und dem glänzenden Aufschwung des schwarzblauen Blockes ist die jetzige Isolierung gefolgt. In dieser Überreizung des Katzenjammers werden Pläne über Pläne ausgeheckt, um der Flucht der Wählermassen Einhalt zu tun und das ‚konservative Leben‘ neu zu entfachen. Ebenso verwegen wie unehrlich werden andere Parteien geschmäht und beschimpft, um gegen sie die patriotische Entrüstung wachzurufen. Da aber die Volksstimmung mit den jämmerlichen konservativen Lärmmachern trotz aller grotesken Paukenschläge nicht mitgehen will, ist man nun auf die allerneueste Idee verfallen, indem in der ‚Kreuzzeitung‘ und in verwandten Organen der Plan eines neuen ‚Preu-



Feierabend **Ludwig von Senger**

zenbundes' propagiert wird. Eines neuen — denn schon einmal bestand ein solcher! Das war in dem schweren Winter der Reaktion, der dem 1848er Frühling folgte, als die Preußenvereine die Stützen des Konservatismus waren und im Lande eine geradezu unheilvolle Herrschaft ausübten. Auf die Renaissance dieser traurigen Periode haben es die ‚echt preußischen Leute' abgesehen, und die ehrliche Vaterlandsliebe, die durch manche Vorgänge der letzten Wochen vielleicht gesteigert wurde, soll ihnen als Vorspann für ihre engen und bedenklichen Partei-Interessen dienen. Dabei übersehen sie freilich, daß das Preußen von 1912 nicht jenes von 1852 ist.

In einem Artikel der ‚Kreuzzeitung', der den Preußenbund vorschlägt, klingt das Bedauern über die Reichsgründung hindurch, die der natürlichen Ausreifung des wünschenswerten Homogenitätsprozesses in Preußen Abbruch getan habe; namentlich die zuletzt der Monarchie angegliederten Volksstämme seien der Segnungen der Reichsgründung ohne das Medium organischer preußischer Staatszugehörigkeit und ohne in die preußischen Traditionen recht hineingewachsen zu sein, teilhaftig geworden. In diesen prachtvollen Sätzen, zu denen wir mit Vergnügen einen ausführlichen Kommentar schreiben möchten, bekunden sich bereits die Unterschiede von einst und jetzt. In dem erweiterten Preußen ist ein Bund wie jener nicht mehr möglich, weil das homogene Interesse an sich fehlt und weil die Physiognomie der Zeit denn doch gegen jene Reaktionsperiode ganz gewaltige Veränderungen aufweist; auch der preußische Kleinbürger, Handwerker und Arbeiter hat nicht mehr die willigen Ohren, um den Klängen der konservativen Lockpfeife zu lauschen. Was soll der Preußenbund? Den Patriotismus der Ost- und Westpreußen, der Hannoveraner, Nassauer usw. entfachen? Wodurch? Durch die Förderung der konservativen Politik! Nun, wenn die Konservativen, die im Landtag die unbeschränkte Mehrheit besitzen, das Mittel dazu haben, dann hätten sie es ja wohl längst anwenden müssen. Es handelt sich also nur darum, der Kreuzzeitungspartei neue harmlose Anhänger unter einem täuschenden Vorwand zuzuführen, und es scheint uns nicht, als ob dieser Versuch nun etwa imposant oder würdig wäre. Die Vaterlandsliebe zu Parteizwecken mißbrauchen wollen, ist nicht nur unsittlich und schädlich, es bezeugt auch, daß Parteien, die derartiges unternehmen, an dem Sieg ihres Programmes verzweifeln. Und so ist dieser neue Vorstoß der Heydebrandianer nichts anderes, als das Eingeständnis eigener Ohnmacht und Schwäche; da der helle Verstand versagt, der klare Ziele aufstellen sollte, appelliert man an die dunkle Welt der Gefühle. Dem Vaterland selbst weiß man nichts mehr zu geben, so soll nun das Vaterland und der Patriotismus die Partei soutenieren.

Wir begreifen die Enttäuschung der konservativen Partei, die sich in so abwegigen Vorschlägen ausdrückt. Als sie den Fürsten Bülow stürzte und den Pakt mit dem Zentrum einging, war ihr die Brust von stolzen Hoffnungen geschwellt. ‚Es geht auf das Ganze', verkündete Herr von Heydebrand, ihr begabtester Führer. Für die Reichstagswahl von 1912 hatte man sich eine glänzende Taktik zurecht gemacht: verbunden mit dem Zentrum galt es, die bürgerliche Linke zu schwächen und die Sozialdemokratie da, wo man nicht selbst zu siegen hoffte, zu

stärken. Die Gefahr drohte vom Liberalismus, von einer starken Sozialdemokratie aber erwartete man eine Förderung der Reaktion, weil sie nach konservativer Meinung in der praktischen Politik versagen müsse. Herr von Heydebrand spekulierte à la baisse, und er fand beim Zentrum, das 1907 vergeblich die Sozialdemokratie umbuhlt hatte, verständnisvolle Förderung. Das Zentrum zog seine Kandidaturen überall zurück, wo dadurch die Konservativen begünstigt wurden. Dann stellte Herr von Heydebrand seine berüchtigten drei Stichwahlforderungen auf, die man anfangs für einen schlechten Witz hielt, bis die konservative Presse den Ernst dieser abenteuerlichen Desperadopolitik — ein nationalliberales Blatt nannte sie so — darlegte. Konservative Parlamentarier, wie die Abgeordneten von Treuenfels und von Pappenheim, bestätigten die Haltung Heydebrands: ‚lieber einen harmlosen Sozialdemokraten, als einen schlimmen Freisinnigen.' Im schwarzblauen Lager war viel Jubel darüber, die bürgerliche Linke so zwischen zwei Feuer gebracht zu haben, und man hoffte, sie zusammenbrechen zu sehen. Diese hinterlistigen Pläne hat die Fortschrittliche Volkspartei dann glücklich vereitelt, indem sie unter Opferung eines Teiles ihrer Stichwahlkandidaten auf das bekannte Abkommen mit der Sozialdemokratie einging.

Dieses Abkommen war nach Lage der Dinge eine politische Notwendigkeit, es hat aber auch den vollen strategischen Erfolg für sich gehabt, indem es die Heydebrandsche Spekulation vereitelte. Durch dieses Bündnis wurde die schwarzblaue Mehrheit ausgeschaltet, es hat aber auch auf den andern Bundesgenossen insofern eingewirkt, als die Sozialdemokratie die zweite Hoffnung Heydebrands, auf einen unfruchtbaren Reichstag, zerstörte; der neue Reichstag hat bisher fleißig und fruchtbar gearbeitet. Aber wir müssen noch eine dritte Folge konstatieren: da die schwarzblaue Mehrheit zertrümmert ist, löst sich das realpolitische Zentrum, das nie dauernd in einer Minorität verharren wird, allmählich von dem konservativen Bruder los. Der geniale Taktiker, der glänzende Parteiführer von Heydebrand, dieser starknervige Mann mit den ausschweifenden Zukunftshoffnungen, er ist auf der ganzen Linie vollständig geschlagen; er hat seine Partei in die Ecke manövriert und ihre politische Bedeutungslosigkeit im Reiche offenkundig gemacht. Das war die Folge des fortschrittlich-sozialdemokratischen Stichwahlabkommens, zu dem eben derselbe von Heydebrand diese Parteien geradezu gezwungen hat. Begreift nun die Öffentlichkeit den maßlosen konservativen Zorn über dieses Bündnis, die mehr als rüden Schmähungen, in denen sich die ‚Kreuz-Zeitung' tagtäglich gegen die Fortschrittler gefällt, und die einfältigen Vorwürfe, als hätte sich die Partei durch einen taktischen Vorgang zum Vasallen der Sozialdemokratie gemacht? Es ist das die wuterfüllte Quittung über die zerstörten Hoffnungen der Konservativen, eben jener Partei, die sich ein Vergnügen daraus machen wollte, die Sozialdemokratie auf Kosten der bürgerlichen Linken und im Vorschuß auf ein dadurch herbeigeführtes konservatives Regiment zu stärken. Es sind die blamierten Lohgerber, die da so würdelos zetern und keifen..."

Feindliche Prinzipien, politische Gegensätze, wie sie hier aufeinanderplatzen, lassen sich auch durch einen noch so schönen „preußischen Nationalgedanken" und

ein noch so warmes „preußisches Nationalgefühl" nicht überbrücken. Diese Dinge haben ja eigentlich gar nichts miteinander zu schaffen und sollten daher auch nicht vermengt werden. Wenn dies dennoch geschieht, so beweist das nur die Unklarheit und Verworrenheit, mit der diese neue preußische „Bewegung" propagiert wird. Denn was hat ein noch so entschiedenes Bekenntnis zum Preußentum mit der „Bekämpfung des politischen Radikalismus" zu tun, zu dem dann noch gar die „nationalliberale Partei" (!) unbeschwerten Gemütes geworfen wird? Oder möchte man ernstlich bestreiten, daß auch politisch Radikale gute Preußen sein können? Dem widersprechen doch schon die Tatsachen. Wer hat nicht schon politisch sehr linksstehende Leute kennen gelernt, die doch auf ihr Preußentum nichts kommen ließen, stolz darauf waren, scharf aufmuckten, wenn es herabgesetzt wurde? Und dann: es gibt zwar ein preußisches Volk, das durch eine ruhmreiche Geschichte zu einem Ganzen zusammengewachsen ist, aber wohl kaum eine preußische „Nation", denn dann müßte sich ja aus ihr auch eine preußische „Nationalität" mit ausgeprägter Eigenart des Charakters, Temperaments usw. herleiten lassen? Nun würde aber die „Kreuzztg." selber in die allergrößte Verlegenheit geraten, wenn sie die Rheinländer, Westfalen, Provinz-Sachsen, Schlesier, Ostpreußen in diesem Sinne unter einen Hut bringen sollte. Schon der Frankfurter Preuße hat ebenso wie der Rheinländer mit dem süddeutschen Nichtpreußen viel mehr Gemeinsames, als mit seinem ostpreußischen Kompatrioten. Diese neue Preußenbewegung ist nur dazu angetan, die nationalen, die natürlichen Rasse- und Stammesbegriffe und Instinkte noch mehr zu verwirren und zu verwässern, als sie es leider ohnehin schon sind. Den deutschen Gedanken fördern kann sie jedenfalls nicht und will sie ja auch zugestandenermaßen und bezeichnenderweise gar nicht! Schon das genügt. So kann diese Bewegung nur Wasser auf die Mühlen derer treiben, die ein Interesse an der Internationalisierung des gesamten deutschen Lebens haben. Preußens unbestreitbare, ernsthaft nie bestrittene Verdienste und seine geschichtliche, aber auch gegenwärtige Bedeutung für das Reich werden dadurch, wie ja nur ganz selbstverständlich, nicht im mindesten berührt. Aber ob das Preußen von heute noch das alte Preußen ist, das ist auch eine Frage, an der die nicht so achtlos vorübergehen sollten, die einen „preußischen Chauvinismus" entfachen und „am preußischen Wesen Deutschland genesen" lassen wollen. Das alte Preußen hat sich heraufgehungert, war schlicht und klar, Feind jedem falschen Schein, jeder Talmiherrlichkeit, jedem lärmenden Brimborium, hielt seine Hände rein von zweifelhaftem Umgang und zweifelhaften Geschäften. Das alte Preußen war gottesfürchtig ...

* * *

„Es ist merkwürdig", lese ich in der „Königsberger Hartungschen Zeitung": „wir Deutsche leben, nehmt alles nur in allem, doch ohne Frage in einem der am besten organisierten Staatswesen. Wir werden ordentlich und reinlich verwaltet, haben eine Beamtenschaft von unnahbarer Ehrlichkeit, eine nie mit Bewußtsein irrende Justiz und erfreuen uns dank unserem Fleiß und unseren Fähigkeiten eines wachsenden Wohlstandes. Und doch sind wir das unbeliebteste der Völker, will niemand unter unsere Herrschaft kommen, und wer darunter kam, müht sich,

so schnell wie möglich sich ihr wieder zu entziehen. Ob daran nicht doch das Preußentum die Schuld trägt, zu dessen Schutz vor süddeutscher Bedrohung Herr Fuhrmann in diesen Tagen seinen altnationalliberalen Reichsverband gegründet hat? Man mißverstehe uns bitte nicht. Nicht von der ernsten Tüchtigkeit des preußischen Volksstammes möchten wir reden, von seinen staatsbildenden Eigenschaften, die ohne Frage das Hauptfundament für den Bau des neuen Reiches geliefert haben. Wohl aber von allerlei barschen Unarten und versteinerten Äußerlichkeiten, die die Borussen sans phrase als die feinste Blume preußischer Staatskunst und Eigenart, an die nimmer gerührt werden darf, auszugeben pflegen ..."

Hier wird nur schüchtern ein Faden gezupft, den andere viel fester zu spinnen pflegen. Im Elsaß ist es besonders die „Gesinnungsschnüffelei", die man dem Preußentum, mit dem dann „Altdeutschland" einfach gleichgesetzt wird, zum Vorwurf macht. „Gesinnungen!" entrüstet sich Ernst Theodor im „März": „was stellt man sich wohl in Altdeutschland vor, wenn man, wenn die deutsche Reichsregierung von antideutschen oder deutschfeindlichen Gesinnungen spricht? Man sollte etwas vorsichtig sein, selbst wenn Reichskanzler und Staatssekretäre mit diesem Begriff operieren... Es sieht fast so aus, als ob wir Elsässer eine blaue Wut gegen alles hätten, was über Main und Rhein zu uns gekommen ist; als ob dieser Deutschenhaß unsere uns angeborene und unausrottbare ‚Gesinnung' wäre.

Diese Geschichtsfälschung ist so allgemein verbreitet, daß wir es nächstens aufstecken werden, uns dagegen zu wehren. Was soll man denn eigentlich machen? Wenn wir unsern Partikularismus formulieren und begründen, dann schreibt ein Mann von Nationalismus. Wenn wir das bißchen ‚Souvenir' pflegen, d. h. wenn wir uns in der Sprache unterhalten, die wir neben der deutschen gelernt haben, und einen Lebenszuschnitt bevorzugen, den wir überkommen haben, dann schreit man ‚Welschtum'. Das ist nicht übertrieben. Der Kampf der ‚Elsaß-lothringischen Vereinigung' gegen die von ihr erfundene ‚Gefahr der Doppelkultur' beweist, daß das nicht übertrieben ist.-

Unsere welsche Gesinnung! Ach du lieber Gott. Die Gesinnung! Wenn man sich doch nur einmal überlegte, welches Phantom man bekämpft, wenn man gegen unsere ‚Gesinnung' angeht. Wir waren bisher der Meinung, wir, die wir altdeutsche Zeitungen lesen und für Altdeutschland einiges Interesse haben, daß es auch in Baden, Württemberg, Bayern, Preußen eine ‚Gesinnung' gebe, die der Meinung der offiziellen Kreise doch nicht ganz konform ist. Daß man, wenn in Baden, Württemberg, Bayern und Preußen jedes Bierbankgespräch gebucht und jede interne politische Unterhaltung belauscht würde, etwas weniger Hofratstitel und Orden verteilte, als das tatsächlich der Fall ist. Wir waren der Meinung, daß es nicht nur in Elsaß eine ‚Opposition' gebe, ein Kraftmeiertum, das Gedanken durch Gesten ersetzt. Aber uns nimmt man Gesinnungen übel. Uns schreibt man sie amtlich aufs Kerbholz, und das Elsaß muß es entgelten, wenn dann und wann einer die Hände in die Hosentasche steckt und durch die Vorderzähne spuckend eine wegwerfende Bemerkung macht.

‚Gesinnung!' Wenn man uns nur einmal mit Frieden ließe. Wenn man uns nur nicht immer auf Herz und Nieren prüfen wollte. Ich will hier nicht die

letzte große Frage anschneiden: wenn ihr uns vertrautet und nicht engherzig wäret, wären wir euch nicht das Problem, das euch Mühe macht. Nur soviel sei gesagt: verpönt einmal jede Art von Gesinnungsschnüffelei im Elsaß. Laßt uns, wenn ihr uns die Verfassung gabt, einmal unsere Wege ungestört gehen. Dann werden wir euch, in den süddeutschen Bundesstaaten zumal, so oft um eure Mitwirkung und eure Teilnahme angehen, daß Altdeutschland von selber einsehen wird, daß im Elsaß eine nicht gerade bequeme Demokratie wächst; aber sie wird zuletzt keine andere Sprache sprechen, als die gesamte süddeutsche Demokratie.

Wenn man es definitiv einmal aufgäbe, nach ‚Gesinnungen' im Elsaß zu forschen, würde man ziemlich bald entdecken, daß das Elsaß, in dem noch nicht alles ist, wie es sein soll, anfängt, bewußt anfängt, sich dort einzureihen, wohin es geschichtlich heute gehört."

Ob nicht etwas Wahres darin liegt, daß hier vielleicht mehr ein Gegensatz der politischen als der nationalen Gesinnung obwaltet, der Gegensatz süddeutscher Demokratie zum preußisch-norddeutschen Feudalkonservativismus überhaupt?

Die nationalen Gefühle der Elsässer stellt Dr. Friedrich Curtius (Straßburg) im „Tag" als solche hin, in denen die herrschende Empfindung die sei, „daß man die staatsrechtliche Lage des Landes als eine Tatsache betrachtet, an der mit Gefühlen nichts zu ändern ist, und deren gewaltsame Änderung durch einen europäischen Krieg kein Mensch erstrebt. Mag auch bei sehr vielen Leuten diese Gesinnung den Charakter einer etwas melancholischen Resignation tragen, so ist doch diese Resignation ganz aufrichtig, und eine Politik, die auf den Krieg spekulierte, könnte nicht wagen, ihre Anhänger zu zählen. Diese Resignation kann sich nur durch die Zeit in eine freudige, zuversichtliche und Deutschland sympathische Stimmung umwandeln. Menschen können nichts tun, um den Wandel zu beschleunigen. Die Voraussetzung aber der normalen Entwicklung ist die Erhaltung und Befestigung des Weltfriedens. Der deutsche Staatsmann, der für dieses Ziel mit Erfolg arbeitet, hat auch für die deutsche Politik im Elsaß am meisten geleistet.

Es gibt aber schon jetzt weite Kreise, die über jene Resignation hinaus sind und die innerliche, aufrichtige Versöhnung mit Deutschland als Ziel ihres Strebens bekennen. So will die elsässische Fortschrittspartei eine ‚Partei der Versöhnung' sein und alle bekämpfen, ‚die zum Schaden unseres Landes den inneren Anschluß an das Deutsche Reich aufhalten wollen'. Die Zahl der politischen Führer, die so denken, auch in anderen Parteien, ist groß, und die breite Masse der ländlichen Bevölkerung steht hinter ihnen. Es besteht deshalb gar kein Grund zur Beunruhigung.

Die alarmierenden Gerüchte in Altdeutschland stammen meist aus den Kreisen von norddeutschen Reisenden und Offizieren, die bei kurzem Aufenthalt im Elsaß rasche Urteile bilden und deren weiteste Verbreitung für eine patriotische Pflicht halten. Was die Urteile dieser Politiker bestimmt, ist zweierlei: erstens die andauernde gesellschaftliche Trennung zwischen Deutschen und Elsässern, zweitens die Herrschaft der französischen Sprache in der elsässischen Gesellschaft.

Beides ist Tatsache. Geselliger Verkehr zwischen Elsässern und Eingewanderten findet nur ausnahmsweise und nur in sehr geringem Umfange statt. Jene

große Anzahl der ‚Resignierten', von denen die Rede war, fühlt keine Verpflichtung, im häuslichen Leben der Politik Opfer zu bringen. In den Stunden der Muße will man unter sich sein, seinen Gefühlen keinen Zwang antun und fremdartige Elemente fernhalten. Ich weiß nicht, wie man das ändern will. Eine Verpflichtung der Töchter einheimischer Familien, mit deutschen Leutnants zu tanzen, kann doch nicht wohl durch Gesetz oder Verordnung eingeführt werden. Die gesellige Entwicklung zum Bessern kann nur eine Folge der allmählichen Ausgleichung des politischen Gegensatzes sein.

Und nun die französische Sprache! Denjenigen, welche sich darüber aufregen, kann man die allerbestimmteste Versicherung geben, daß der Gebrauch der französischen Sprache mit politischem Nationalismus nicht das mindeste zu tun hat. Es ist notorisch, daß die französische Sprache in hochangesehenen Familien des Landes herrscht, deren ausgesprochen deutsche und patriotische Gesinnung in Zweifel zu ziehen frivol wäre. Die Sprache ist aber eine Naturerscheinung und nicht ein Produkt der Überlegung und des Willens. Eine durch Generationen befestigte Übung wird nicht dadurch beseitigt, daß die Ursachen ihrer Entstehung weggefallen sind. Selbstverständlich hat die Regierung für die Herrschaft der deutschen Sprache in der Schule einzutreten. Aber die Sprache des Hauses und der Gesellschaft entzieht sich jeder Einwirkung. Die wünschenswerte gesellschaftliche Assimilation wird aufs äußerste gehemmt und erschwert, wenn der Deutsche sich verpflichtet fühlt, überall den gekränkten Patrioten zu spielen, wo französische Konversation geführt wird.

Zum Schlusse noch ein Wort über die ganze Frage der ‚Gefühle' in der Politik. Jeder Kranke wird verstimmt, wenn man ihn nötigt, alle zehn Minuten die Zunge zu zeigen und sich den Puls fühlen zu lassen. So ist es dem Elsässer im höchsten Grade zuwider, wenn man jeden Augenblick Erklärungen über den Zustand seines Gemüts von ihm fordert. Selbst ganz deutsch gesinnte Elsässer, die sich nicht scheuen, ihre Gesinnung zu bekennen und gelegentlich dafür zu leiden haben, werden sofort mißgestimmt, wenn professionelle Patrioten von ihnen Gefühlsäußerungen im guten Sinne erpressen wollen. Z. B. werden auch die allerdeutschesten Elsässer die Beteiligung an Demonstrationen, welche die Ereignisse von 1870 feiern sollen, abweisen und die Aufforderung dazu als eine Unziemlichkeit empfinden. So gewaltige Erschütterungen der Volksseele, wie sie dieses Volk erlebt hat, werden nicht in wenigen Jahrzehnten überwunden. Für den Deutschen ist das einzig Anständige und das einzig Wirksame, daß er mit dem Elsässer von seinen Gefühlen möglichst wenig spricht, dagegen jede Gelegenheit benutzt, wo gemeinsames Handeln für gemeinsame Interessen gefordert wird. Denn nicht durch das Reflektieren über Gefühle, sondern nur durch die Gewöhnung gemeinsamen Schaffens und Wirkens kann die deutsche Aufgabe im Elsaß gelöst werden."

Dann kann und wird Wahrheit werden, was ein ehrsamer Straßburger Handwerksmeister, Daniel Hirtz, in seinen vor 74 Jahren (1838) erschienenen Gedichten sang:



„Grüßt Badens schöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz,
Und grüßt Alsations Auen,
Das weite Rheintal ganz!
Nicht Grenzen sollten scheiden
Dies biedre Volk, dies Land;
Führwahr! 's wär zu beneiden,
Umschlängs ein festes Band!
Verwächst zu einem Stamme
Dies Volk einst und dies Tal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal!"

* * *

Mit „preußischem Chauvinismus" ist das freilich nicht zu machen. Aber vielleicht mit großdeutschem Nationalgefühl. Mit der verständnisvollen, tatbereiten Liebe für die Sonderheiten und Nöte jedes deutschen Stammes innerhalb, aber auch außerhalb der Grenzen unseres Reiches, soweit die deutsche Zunge klingt. Hätten wir davon noch ein ganz Teil mehr, wir liefen — leider! — noch lange nicht Gefahr, „Chauvinisten" zu werden. Wir sind im Gegenteil, wie der „Hannöversche Kurier" mit beschämendem Rechte feststellen darf, „seit 66 und in steigendem Maße seit 70 entsetzlich kleindeutsch geworden. Selbst unter unseren Gebildeten gibt es nur Vereinzelte, die sich von den Auffassungen des Register führenden Schutzmanns zu emanzipieren vermögen. Hinter Kufstein oder Tetschen beginnt für die meisten das Ausland — das Ausland schlechthin —, und nur wenigen von den Tausenden, die jahraus, jahrein über die alte Brennerstraße ziehen, das liebliche Salzkammergut durchwandern oder in den Waldtälern des Böhmer Landes Stärkung sich und Heilung suchen, kommt es zum Bewußtsein, daß sie auf uraltem Heimatsboden wandeln, auf dem mit die stolzesten Kapitel deutscher Geschichte sich abspielten. Den deutscher Fleiß urbar machte und deutsches Blut vieltausendfältig düngte, und um den nun wieder ein heißer, zäher, erbitterter Kampf entbrannt ist. Der Entscheidungskampf vielleicht zwischen germanischer und slawischer Welt. Die Russen haben das längst begriffen. Ihre Zeitungen orientieren regelmäßig und — vom russischen Standpunkt — ganz ausgezeichnet über die einigen achtzig Parteien, in die sich das Volkshaus des Reichsrats gliedert, ihr Ringen und ihre Aussichten, und unablässig rollt der russische Rubel nach Prag, nach Brünn, nach Laibach und Agram und hilft die Hoffnungen auf die Verwirklichung des böhmischen und des südslawischen Staatsrechts stärken. Wir im Reich aber begriffen das nicht. Wir sind — nicht einmal immer mit dem Herzen — Freunde des deutsch-österreichischen Bündnisses, das den meisten wohl als eine Selbstverständlichkeit gilt. Aber die nationalen Nöte unserer Stammesbrüder in des alten Reiches Ostmark, ihr steter, täglicher Kampf um die Bewahrung ihres Volkstums rührt uns (natürlich immer nur vom Durchschnitt gesprochen) nicht ans Gemüt. Und das schmerzt die österreichischen Deutschen, macht sie — der dies schreibt, hat das noch vor ein paar Wochen in Meran beobachten können, wo von den Tausenden um die Osterzeit dort anwesenden Reichsdeutschen noch keine zwanzig der Ladung zu einer für ihre Information bestimmten Versammlung gefolgt waren — zuweilen sogar verbittert. Was tun die Russen, was die Italiener für ihre unter dem schwarz-gelben Banner siedelnden Volksgenossen! Die paar Silberlinge, die aus dem mächtig emporblühenden Deutschen Reich in die Kassen des Schulvereins

fließen, kommen demgegenüber kaum in Betracht. Und auch an der Sympathie, die ja kein Geld kostet, an dem warmen Verständnis fehlt es fast ganz. Kaum daß unsere Reisenden ein Auge dafür haben, daß bis in die nationale Diaspora der Herzegowina hinein von den deutschen Klubhäusern allerorten die alte schwarz-rot-goldene Sturmfahne weht; daß sie aufhorchen, wenn am Schluß jeder deutschen Versammlung mit einer Inbrunst, die wir glücklichen Erben der deutschen Einheit kaum noch aufbringen, die ‚Wacht am Rhein' ertönt. Die ‚Wacht am Rhein' in einem Lande — es liegt etwas unendlich Rührendes darin —, das nie der deutsche Rhein bespült hat! Etwas von dieser unter den Deutschen Österreichs allgemein verbreiteten Stimmung des dauernd sich verkannt Fühlens klang auch durch die schöne Ansprache hindurch, mit der Bürgermeister Neumayr auf dem Wiener Nordbahnhof die Berliner Ankömmlinge [Stadtväter] begrüßte. Es war ein starker Ton der Beschämung in ihr, doch ja nicht zu vergessen, daß sie auf deutschem Boden, nicht in der Fremde, stünden, daß lediglich deutsche Blutsfreunde und Stammesgenossen sich zusammengefunden hätten. Dieser Ton war nicht für den aktuellen Anlaß zurechtgemacht; er ist ebenso echt wie das aufrichtige Anlehnungsbedürfnis, das die denkenden unter den österreichischen Deutschen und fast die gesamte Jugend beherrscht. Die Zeiten, wo Lueger sein berühmt gewordenes ‚Loaßts mir meine liab'n Böhm' in Rua!' sprechen konnte, sind längst vorüber. Heute ist die slawische Gefahr bis an die Tore Wiens gerückt, vielleicht hat sie sogar schon ein paar Außenwerke erobert. Denn Wien kann genau so wenig wie jede andere Millionenstadt die für ihre Arbeit notwendigen Hände selbst produzieren. Es braucht Zuzug aus der Fremde, und dieser Zuzug ist, was zum Teil schon mit der Agrarverfassung der Alpenländer zusammenhängt, vorwiegend tschechisch. Ehedem wurden die Wenzelssöhne und die liebekräftigen Wenzelstöchter binnen wenigen Jahren eingedeutscht; sie verwienerten schon in der ersten Generation. Das ist heute nicht mehr der Fall. Nun haben sie sich als ein bewußt fremdes Element national organisiert und verlangen nach dem Muster ihrer böhmischen Heimat die Auslieferung der Schule. Bis hierzu hat man ihnen noch widerstehen können; ob das auf die Dauer möglich sein wird, ist bei der nationalen Indifferenz der regierenden Kreise leider sehr die Frage. Und damit könnte die Verslawung Wiens anheben, die über kurz oder lang zur Verslawung der ganzen Monarchie führen wird. Es ist schmerzlich, daß man für diese Gefahren bei uns zu Lande so gar keinen Blick hat; daß man trotz Weltpolitik und Nationalismus nicht begreifen will, daß dort zu beiden Ufern der schönen blauen Donau unsere höchstpersönlichen Angelegenheiten verhandelt werden. Denn nicht nur um die elf Millionen Deutsche, die in der Habsburger Monarchie siedeln, geht der Kampf, obwohl schon ihr Verlust für das Ansehen des deutschen Namens und den inneren Reichtum der Nation kein Pappenstiel wäre, sondern ganz einfach um das deutsch-österreichische Bündnis. Ein slawisches Österreich ist ein Freund aller unserer Feinde."

Nun ist Böhmen sogar, wie Felix Wolff in der „Deutschen Welt" nachweist, ein urdeutsches Land: „Die früheste Kunde über Böhmen sagt uns,

daß hier die keltischen Boier herrschten. Historisch hätten also eigentlich nur die Kelten der Bretagne sowie von Wales, Schottland und Irland Ansprüche auf Böhmen. Aber schon zu Beginn unsrer Zeitrechnung folgte auf die Herrschaft der Boier jene der germanischen Markomannen, und es ist für die Anhänger der historischen Methode gewiß bemerkenswert, daß gerade Böhmen der erste germanische Staat war. Der Markomannenkönig Marbod verfügte über ein Heer von 70 000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß. Mit vollem Recht könnte man also sagen, Böhmen sei urdeutsches Land, denn auf böhmischem Boden hätten die Deutschen zuerst ihre staatenbildende Kraft erwiesen und den mächtigsten Feinden aller Zeiten erfolgreich getrotzt. Als dann Böhmen tschechisch wurde, herrschte ein solches Chaos im Lande, daß sich die Tschechen selbst genötigt sahen, einen germanischen Fürsten, den Franken Samo, herbeizurufen, damit er Ordnung mache und ihnen als König vorstehe. Kläglicher vermag ein Volk seine Minderwertigkeit gar nicht kundzutun. Für die Beurteilung der böhmischen Frage kommt auch die geographische Lage Böhmens in Betracht, die eine bestimmende oder gar entscheidende Bedeutung dieses Landes geradezu ausschließt. Liegt es doch zwischen den zwei großen, maßgebenden Gebieten Mitteleuropas, der norddeutschen Tiefebene und dem Stromgebiet der Donau, die schon in ältester vorgeschichtlicher Zeit — wie archäologisch immer klarer hervortritt — eine tiefeinschneidende Zweiteilung bedingt haben. Böhmen kann niemals, weder in politischer noch in kulturschöpferischer Hinsicht, eine führende Rolle spielen, sondern wird sich stets einem der zwei großen mitteleuropäischen Gebiete anschließen müssen. Tatsächlich ist im Donaugebiet ein Vordringen der Slawen bemerkbar; allein die Slawen verdanken hier ihre Erfolge keineswegs den Kampfmitteln von Edelvölkern (nämlich militärischen Siegen und kulturschöpferischen Leistungen), sondern ausschließlich den Kampfmitteln minderwertiger Rassen (Eindringen von unten herauf durch Lohnunterbietung, durch massenhaftes Besetzen der niedrigeren sozialen Stellen und durch schlaue Ausnutzung der Wahlgeometrie). Ein so großes und geschlossenes Gebiet wie Deutsch-Österreich kann durch solche Kampfmittel wohl an seinen Grenzen belästigt, aber nicht nennenswert geschwächt werden."

* * *

„Wer mit den Rassefragen als sozialem Problem sich seit Jahrzehnten beschäftigt, wird hier und nur hier immer wieder den Schlüssel zu unserer Zukunft finden." Auf diesen Satz des Professors Scheemann stützt Müller-Brandenburg eine Anregung, die er durch den „Reichsboten" der Öffentlichkeit unterbreitet, und von der ich von ganzem Herzen wünsche und hoffe, daß sie mehr als eine bloße Anregung bleibt, daß sie auch von den Türmerlesern freudig aufgenommen und weiter in die Gemüter verpflanzt wird. Sie bezweckt nichts Geringeres als die Anbahnung eines germanischen Staatenbundes.

Der „Reichsbote" hatte einen schwedischen Brief gebracht, in dem ein Vorschlag des Professors Pontus Fahlbeck besprochen wurde. Der Vorschlag ging dahin, daß sich die nordischen Länder zu einem Dreibund zusammenschlössen, um den Plänen Rußlands entgegentreten zu können. Indessen sollten sich, so

meinte der schwedische Gelehrte, die nordischen Länder nicht mit dem gegenseitigen Bündnis begnügen, sondern gleichzeitig ein Bündnis mit Deutschland eingehen.

„So utopistisch das zuerst auch scheinen mag," bemerkt dazu Müller-Brandenburg, „der Vorschlag verdient doch weitestgehende Beachtung. Gewiß, wie die Verhältnisse heute liegen, sind wir noch lange nicht so weit; aber gilt es nicht vorzuarbeiten, daß die Zukunft solch ein Viermächte-Bündnis uns bringt? Schweden, Norwegen, Dänemark und das Deutsche Reich, vielleicht die Niederlande einbegriffen, und wir haben den germanischen Staatenbund im wahrsten Sinne des Wortes. Damit ist der Ausschluß Österreichs durchaus nicht bedingt, ja keinesfalls wünschenswert; um so weniger, da wir ja alle Veranlassung haben, schon aus rassepolitischen Gründen das Deutschtum Österreichs zu stärken und zu stützen. Über den Wert des Bündnisses mit Italien will ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen, will aber darauf hinweisen, daß selbst wenn es dem Königreich gelänge, Tripolitanien endgültig unter seine Herrschaft zu bekommen, es gar nicht imstande ist, den Westmächten gegenüber in eine feindliche Stellung zu rücken, will es nicht seinen jungen Kolonialbesitz wieder verlieren. Gerade durch die Besitzergreifung Tripolitaniens ist Italien heute mehr denn je gezwungen, sich mit den Westmächten in ein gutes Verhältnis zu stellen.

Österreich, Deutschland und die nordischen Länder! Ein starker Block, der Ost- von Westeuropa trennt! Ein Schwergewicht, das von einer nicht vollkommen unfähigen Diplomatie mit größtem Nutzen verwendet werden könnte. Sicher wäre es, daß England nichts Unangenehmeres passieren könnte als ein solches Bündnis, ebenso sicher, daß es deutschfeindliche Strömungen in Rußland mächtig abzukühlen imstande wäre. Dieser Staatenbund der germanischen Völker würde sein ungeheures Gewicht zum Nutzen der ihm angegliederten Völker in die Wagschale der Weltpolitik werfen können.

Aber nicht nur vom diplomatischen Standpunkte aus, auch vom militärischen bieten sich nicht unbedeutende Vorteile. Bei einem Kriege gegen England würde das Inselreich sich in die unangenehme Lage versetzt sehen, die augenblicklich vorhandene Konzentration seiner Streitkräfte in der Nordsee aufgeben zu müssen. Vor allen Dingen wäre es nicht mehr imstande, die Versiegelung der Nordsee durchzuführen, denn Stavanger als Brückenkopf für die Blockadelinie Skapaflow—Stavanger zu benutzen, wäre dadurch unmöglich gemacht. Die nördliche Versiegelungskette würde an einem Ende, dem östlichen, einfach in der Luft hängen. Daß uns hierdurch eine günstigere Möglichkeit, den Kreuzerkrieg in den Atlantischen Ozean zu tragen, geboten würde, wie es heute der Fall ist, liegt auf der Hand. Ebenso günstig wäre der Einfluß des Bündnisses Rußland gegenüber, denn das Zarenreich müßte in Finnland mindestens 500 000 Mann stehen lassen, um sich gegen ein schwedisch-norwegisches Vorgehen gegen das Fürstentum zu sichern. Also England und Rußland wäre zur Kräfteverteilung gezwungen und damit zur Selbstschwächung auf dem Hauptkriegsschauplatz.

Ein eiserner Riegel würde Rußland vom Weltmeer absperren und England hindern, in die Ostsee einzudringen. Ein solcher Staatenbund würde in einem



Kriege gegen die Westmächte den Vorteil bringen, die Angriffsgelüste des östlichen Nachbarn sehr zu dämpfen. Gewiß, ein Eingreifen Rußlands in einem Kriege der Westmächte gegen uns ist zurzeit weniger wahrscheinlich, trotz des Bündnisses mit Frankreich. Noch besteht die traditionelle Freundschaft zwischen dem Zarenhofe und dem der Hohenzollern. Politik heißt aber Vorhersehen, und wir haben nicht eine Politik des Tages, sondern eine Politik der Zukunft zu treiben. Wie wird aber zukünftig die Haltung Rußlands uns gegenüber sein? Mit dem Fortschreiten der Kultur in Rußland wird zweifellos die Mitarbeit der Bevölkerung an der Politik des Zarenreiches an Stärke gewinnen, und in dem Stärkerwerden der Teilnahme der Bevölkerung an der Politik des Reiches wird zweifellos die deutschfreundliche Haltung des Zarenstaates in eben dem Maße gedämpft werden, in dem die deutschfeindliche Haltung mehr zum Vorschein kommt, denn darüber wollen wir doch uns keinen Täuschungen hingeben: der Slawe ist dem Germanen aus rassenpsychologischen Gründen feindlich gesonnen und wird es ständig bleiben, und wir werden in späterer Zukunft, vielleicht schon in einigen Jahrzehnten, damit zu rechnen haben, daß wir in Rußland einen offenen Feind sehen.

Gewiß, ein Bündnis wie das gekennzeichnete hat seine Nachteile. Aber, fragen wir, haben wir nicht auch die Pflicht, unsere Stammesbrüder im Norden vor der slawischen Faust zu schützen? Sicher ist, daß Rußland schon seit Jahren versucht, in mehr oder weniger versteckter Art eine den Nordmächten feindselige Politik zu treiben: es will zum Weltmeere. Es muß, vom russischen Standpunkte aus betrachtet, zum Weltmeere. Eisfreie Häfen sind für die russische Volkswirtschaft eine Lebensbedingung. Was Wunder, daß die Augen sich auf die schwachen Nordlandmächte richten? Wir haben aber nicht das geringste Interesse daran, die Nordlandmächte unser russischem Einfluß oder gar unter russischer Gewalt zu sehen. Das Bündnis kann also für die Zukunft unseres Volkes von großem Werte sein, gerade im Hinblick auf das immer volksreicher, immer mehr der Kultur sich erschließende und dadurch immer kräftiger werdende Rußland.

Vom rassepolitischen Standpunkt aus betrachtet, kann es gar nichts Erwünschteres geben als ein Bündnis der germanischen Reiche, da dieses gewiß die schon guten Beziehungen zu den skandinavischen Ländern bedeutend verstärken und seine günstige Wirkung wohl auf uns selbst auszuüben imstande sein würde. Die Nordlandstaaten sind gottlob heute noch durchaus rasserein. Das ‚Volksorganmassiv', wie Professor Breitung sagte, ist noch nicht angefressen. Durch dieses Bündnis würde das Rassebewußtsein im deutschen Volke entschieden gehoben, eine Tatsache, die für die Weiterentwickelung der Nationen nur von günstiger Bedeutung sein könnte. Selbstverständlich müßte unter den Bündnismächten auch ein möglichst inniger Zusammenhang hergestellt werden, um die rassepolitischen Vorteile, die es zu bieten imstande ist, voll auszunutzen. Es müßte z. B., wie es heute mit Österreich der Fall ist, der Postverkehr unter den Staaten ohne höheres Entgelt geregelt werden. Auch wäre eine Zollgemeinschaft anzustreben. Ein solches Wirtschaftsbündnis würde von größtem Nutzen für die Volkswirtschaft der beteiligten Länder sein und den heute schon außerordentlich regen und großen

Handelsverkehr weiter fördern. Schon heute ist Deutschland nächst England der Staat, der sowohl mit Schweden wie auch Norwegen und Dänemark die stärksten und lebhaftesten Handelsbeziehungen unterhält. Das Fallen der Zollschranken würde für alle vier Mächte von größtem Nutzen für ihre Weiterentwicklung sein.

Man wird uns entgegenhalten, daß das Mißtrauen gegen die deutsche Politik ein solches Bündnis nicht zustande kommen ließe. Gemach! Ehrlichkeit und Treue, Vertrauen auf das gegebene Wort sind Grundzüge germanischen Wesens und würden auch, so hoffe ich, die Verletzung der Verträge unmöglich machen. Gerade weil es nur rein germanische Staaten sind, die hier einen Vertrag eingehen, weil es Völker sind, die hier ein großes natürliches Band, die Blutsverwandtschaft, umschlingt, die in ihren großen Charakterzügen durchaus gleich sind, ist die Möglichkeit zu einem wahren Schutz- und Trutzbündnis im edelsten Sinne des Wortes mehr gegeben wie irgendwo anders, es muß nur der Wille, das ehrliche Wollen dazu vorhanden sein.

Es ist selbstverständlich, daß bei einem solchen Bündnisvertrage den Nordlandstaaten vom Deutschen Reiche die vollkommene Selbständigkeit für immer garantiert werden müßte; daß dieses Bündnis nur zu gegenseitigem Schutze gegen den äußeren Feind bestände, als Arbeitsgemeinschaft der germanischen Reiche, zur Fortentwicklung auf dem Wege zur germanischen Weltherrschaft.

In Schweden bereitet Professor Fahlbeck den Weg, er wird, so wollen wir hoffen, auch in Norwegen ein williges Ohr finden. Die drohend erhobene Tatze des russischen Bären ist im Osten bereits deutlich sichtbar, zwingt die skandinavischen Staaten zum Zusammenschluß und zur Anlehnung an eine Großmacht, die ihre Interessen verteidigen kann, weil sie auch die ihrigen sind: Deutschland.

Und Dänemark? Ja, hören wir rufen, die alte Feindschaft gegen uns! Nun, wir wollen sehen, was die Zukunft bringt. Aus den Nordländern steigt die Morgenröte kommender Tage empor, mögen wir nur die Zeichen der Zeit verstehen! Auch in Dänemark mehren sich die Stimmen, die zur Einkehr mahnen. König Friedrich VII., dessen plötzlicher Tod uns in diesen Tagen in Trauer versetzte, hat den Weg schon gebahnt, sein Sohn und Nachfolger, der 42jährige Christian X., ist Schwager unseres Kronprinzen und des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin! Der Weg ist offen, er braucht nur beschritten zu werden. Und im dänischen Volke scheint die Erkenntnis auch hochzukommen.

In dänischen Blättern mehren sich die Stimmen, die schon aus realpolitischen Gründen für einen Anschluß an das Deutsche Reich sprechen; so äußert sich Professor Östrup, der in Kopenhagen als Gelehrter und Politiker gleich hochgeschätzt wird, in der konservativen Wochenschrift ‚Ugens Tilskuer' dahin, daß Dänemark sich auf die Dauer nicht werde halten können, ohne in einem der großen bewaffneten Lager seine Stütze zu suchen; für die Frage, welchem der beiden Lager sich Dänemark anschließen solle, sei die geographische Lage maßgebend. ‚Wenn die dänische Landesverteidigung zu einer Wehr unserer Selbständigkeit und nicht nur unserer Neutralität ausgebildet werden sollte' — so schreibt Dr. Östrup

wörtlich —, ‚muß in Übereinstimmung damit unsere auswärtige Politik auf einer Verständigung mit derjenigen Macht beruhen, deren Angriff wir unter allen Umständen unterliegen müßten, nämlich Deutschland, und alle anderen Rücksichten müssen der Rücksicht auf die Wahrung unserer Selbständigkeit weichen.' Dr. Östrup erklärt sich mit Professor Fahlbeck in dessen Betrachtung ausdrücklich einverstanden, daß Dänemark sein eigenes Todesurteil unterschreiben würde, wenn es sich einem gegen Deutschland gerichteten Bündnisse anschließen würde.

Die politische Lage, die Blutsverwandtschaft der Völker, ihrer Fürstenhäuser (der dänische Adel ist bekanntlich, nebenbei bemerkt, sehr stark mit dem deutschen verschwägert), alles weist auf den Weg, der zum germanischen Staatenbund führt.

Wir sind uns bewußt, daß wir hier ein Zukunftsbild malen, dessen Verwirklichung außerordentlich schwer erscheint. Wir meinen aber, es scheint nur so. Wenn ehrliches Wollen und feste Überzeugung zusammenwirken, kann es eigentlich nichts Leichteres geben, als so innig blutsverwandte Völker zu gegenseitigem Unterstützen, zu lebhaftem Gedankenaustausch, zu gegenseitigem Schutz zu vereinen. Man wird den Vorwurf der Ideologie gegen den Plan erheben. Es ist keine Ideologie, es ist Realpolitik im wahrsten Sinne des Wortes. Es ist weit vorausschauende Politik! In drei bis vier Jahren läßt sich dieses Bündnis nicht zustande bringen, dazu sind wir neben anderem heute auch zu sehr zersetzt. Aber mit der allmählichen Gesundung unseres Volkskörpers, die ja gottlob im Kommen begriffen zu sein scheint, wird auch dieser Gedanke immer mehr Anklang finden, und es ist aller wahren Volksfreunde Aufgabe, mitzuarbeiten an dem Ziel, die großen germanischen Rassen auch wirklich in eine Gemeinschaft zu bringen, denn ‚nur an deutschem Wesen wird einst die Welt genesen'."

Der Aufsatz hat, wie der Verfasser in einer späteren Ausgabe des „Reichsboten" mitteilt, weit größere Beachtung gefunden, als er erwarten konnte. „Zahlreiche Zustimmungsäußerungen sind uns zugegangen, darunter sehr beachtenswerte aus maßgebenden Kreisen der deutschen Kaufmannswelt, besonders aus den Hansestädten. Hocherfreulich ist aber auch der Widerhall, den der Aufsatz in Schweden, Norwegen und Dänemark gefunden hat, wie zahlreiche Zuschriften beweisen. Ja der schwedische Minister des Auswärtigen, Graf Ehrenswärd, hat sich veranlaßt gesehen, von der Tribüne des schwedischen Reichstages aus seine Stellungnahme zu dieser Frage festzulegen. Er hat gewarnt! Das wird uns aber nicht abhalten, an der großen Zukunftsaufgabe weiterzuarbeiten.

Bevor wir auf die Ausführungen Ehrenswärds eingehen, möchten wir den Aufsatz zum Teil wiedergeben, der im Stockholmer ‚Nikstidningen' erschien. Das genannte Blatt schreibt unter der Überschrift ‚Ein schwedisch-deutsches Verteidigungs-Bündnis':

‚Der Gedanke gewinnt äußere Unterstützung. Der von ‚Nikstidningen' schon seit mehreren Jahren angeregte Gedanke betreffs eines schwedisch-deutschen politischen und wirtschaftlichen Bündnisses hat in der letzten Zeit eine lebhafte Aussprache in den politischen Kreisen hervorgerufen. Die

Veranlassung dazu dürften wohl die neuen, im In- und Ausland mit viel Aufmerksamkeit gelesenen Artikel, welche über dieses Thema in dieser Zeitung erschienen sind, sein. Unter anderem hat der hochragende Wissenschaftler und Professor Fahlbeck in Lund kürzlich eine Broschüre herausgegeben, in welcher er sich vollständig den im ‚Rikstidningen' vertretenen Meinungen anschließt und ein Verteidigungsbündnis zwischen Skandinavien und Deutschland lebhaft empfiehlt. Der Verfasser hebt hervor, daß die Integrität der skandinavischen Halbinsel durch ein derartiges Bündnis am besten zu sichern wäre, auch würden die Ausdehnungspläne Rußlands im Westen gegen eisfreie norwegische Häfen an der atlantischen Küste unmöglich gemacht oder wenigstens höchstwahrscheinlich erschwert werden. Unter der Voraussetzung, daß eben Norwegen ernsten Willen zur Verteidigung zeigt, haben wir keine Veranlassung, uns gegen ein Verteidigungsbündnis mit unserem früheren Bruder zu widersetzen. Wir müssen dagegen aber von einem solchen Bündnis mit Dänemark abraten, da dessen schwierige geographische Lage uns leicht in weitgehende politische Schwierigkeiten hineinziehen könnte.'

So das Blatt. Zweifellos ist die Gewinnung Dänemarks die schwierigste Aufgabe der ganzen Frage. Schwierig auch in bezug auf den lebhaften Widerstand, den England einem Anschlusse Dänemarks an das Deutsche Reich entgegensetzen würde. Doch hätte gerade Schweden hiervon am wenigsten zu befürchten, da es vor der englischen Flotte besser geschützt ist wie jeder andere Staat, der für das Bündnis in Frage kommt. Das schwedische Blatt führt weiter aus:

‚Der bekannte deutsche Schriftsteller Maximilian Harden hat sich kürzlich in einem Interview in diesem Sinne für den skandinavisch-deutschen Bündnis-Gedanken ausgesprochen. Allerdings ist er überzeugt, daß dieser Gedanke noch etwas zu früh angeregt worden ist. Harden fürchtet nämlich, daß die skandinavische Antipathie einer derartigen Alliance hinderlich im Wege stehen würde. Hier hat sich der deutsche Verfasser geirrt, wenigstens was die öffentliche Meinung in Schweden betrifft, denn davon dürfen er und seine Landsleute überzeugt sein: hier in Schweden genießt die große germanische Nation im Süden die allergrößte Sympathie, welche besonders in den letzten Jahren dank der lebhaften Verkehrsverbindungen zwischen Schweden und Deutschland ständig gewachsen ist und sowohl in materieller wie auch intellektueller Hinsicht ein großes und reiches Ergebnis gefunden hat. Maximilian Harden glaubt nicht an die russische Gefahr und weist darauf hin, daß ein russischer Eroberungszug gegen Schweden und Norwegen sowohl den moralischen wie den militärischen Widerstand Deutschlands hervorrufen würde. Es ist eben diese Überzeugung, welche die von uns aufgeworfene Idee eines schwedisch-deutschen Verteidigungs-Bündnisses unterstützt, in welches wir als ebenbürtige Parteien eintreten könnten, das heißt, als Waffenbrüder, nicht als Bittende, als die wir Schweden uns unserem großen Nachbarn im Süden von der Ostsee annähern wollen.'

Was hier das Blatt sagt, klingt doch sehr viel weitsichtiger als die Äußerungen des schwedischen Ministers Ehrenswärd, der, was aus seinen Ausführungen hervorging, selbst nicht viel Vertrauen auf die Möglichkeit der Aufrechterhaltung der

Neutralität kleinerer Staaten im Falle eines Krieges der Großmächte hat, trotzdem aber nicht die Folgerungen daraus zieht, sondern die Neutralitätspolitik weiterhin treiben will, auch auf die Gefahr hin, vom russischen Bären aufgefressen zu werden.

Die Gefahr, die den Nordlandstaaten droht, ist heute schon sehr nahe gerückt Längs der Küste von Helsingfors kommend, dringt die russische Bahn über Uleaborg nach Tornea vor, während eine zweite Linie, die bis Kajana fertig ist, quer durch das finnische Fürstentum, von Viborg ausgehend, auf Schwedens Grenze im Vormarsch begriffen ist. Rußland hat also bereits zwei Schienenstränge, um den Aufmarsch gegen Schweden erfolgreich in die Wege leiten zu können. Auch steht schon eine beträchtliche Truppenmenge im Fürstentum, insgesamt:

25 000	Mann	Infanterie,
3 000	„	Artillerie,
1 400	„	Kavallerie,
600	„	Pioniere,
30 000	Mann.	

Dazu kommen 15 000 Mann Grenz-, Spezial- und aus anderen Korpsbezirken kommandierter Truppen, so daß heute schon im Frieden an die 50 000 Mann in unmittelbarer Nähe Skandinaviens untergebracht sind.

In Schweden glaubt man allerdings Beweise dafür zu haben, daß bereits über 70000 Mann in Finnland bereitgehalten werden. Klarheit über diese Frage haben wir noch nicht gewinnen können. Sicher ist aber, daß an die 50 000 Mann in Finnland stehen. Auf Kriegsfuß werden die heute schon in Finnland stehenden Truppen eine Stärke von ungefähr 90 000 Mann haben. Schweden und Norwegen haben also alle Veranlassung, über die Vorbereitungen Rußlands in Finnland beunruhigt zu sein.

Was das Zarenreich in seiner wirtschaftlichen Entwicklung hemmt, ist vor allen Dingen, wie schon hervorgehoben, der Mangel an eisfreien Häfen. Diese sind dem riesigen Reiche mit seinen großen Naturschätzen (in Finnland und im russischen Nordostseegebiet ist Eisen, Kohle, Kupfer, Zinn und Holz in sehr großen Mengen vorhanden) so nötig wie dem Menschen das Brot. Der Zarenstaat glaubt, diese ihm fehlenden eisfreien Häfen in den nördlichen Strichen der norwegischen Küste gewinnen zu können, und bestrebt sich, vom russischen Standpunkt aus ganz natürlich, diesen Teil der skandinavischen Küste in seine Hand zu bekommen (besonders der norwegische Hafen Narvik scheint in Petersburg in die Augen zu stechen). An solcher Entwicklung der Dinge hat aber weder Schweden noch Norwegen noch wir selbst das geringste Interesse. Im Gegenteil; die drei Staaten haben alle Veranlassung, eine derartige Entwicklung aus ureigensten Belangen zu verhindern. Wir können nur wünschen, daß die skandinavischen Staaten ihre vollkommene Selbständigkeit bewahren. Was liegt also im Grunde genommen näher als ein Zusammenschluß der drei Staaten zur Wahrung ihrer Belange?

Graf Ehrenswärds Bemerkung: ‚Ein Anschluß an eine der beiden Großmachtgruppen würde uns in einen Krieg, zwischen fremden Mächten, der nicht unsere Lebensinteressen fördert, ziehen können und zudem nachteilig auf die für unser



volkswirtschaftliches Leben nötigen Verbindungen wirken' ist falsch. In einem deutsch-russischen Kriege sind Skandinaviens Interessen im höchsten Maße bedroht, und eine Niederlage Deutschlands wird die Vernichtung der Selbständigkeit der skandinavischen Staaten höchstwahrscheinlich zur unmittelbaren Folge haben.

Welche großen wirtschaftlichen Vorteile ein politisch-wirtschaftliches Bündnis unserem Reiche mit den Nordlandstaaten bieten würde, darüber sind alle Volkswirtschaftslehrer und alle, die sich mit den wirtschaftlichen Fragen beschäftigt haben, so ziemlich einig. Wir fragen nochmals: Können gewiß vorhandene Nachteile überhaupt noch eine ausschlaggebende Rolle gegenüber den großen Vorteilen spielen? Der schwedische Minister des Auswärtigen scheint die Bedeutung der wichtigen Frage nicht vollkommen erfaßt zu haben, sonst hätte er von der Tribüne der schwedischen Volksvertretung sich nicht so äußern können, wie er es getan hat. Graf Ehrenswärd täuscht sich, wenn er glaubt, daß die Nordlandstaaten als neutrale Mächte eine politische Bedeutung haben; die Gegenwart beweist, daß es nicht der Fall ist. Die politische Bedeutung der Nordlandstaaten würde aber im Falle eines Bündnisses dieser Staaten mit dem Deutschen Reiche ganz ungeheuer gewinnen, niemals aber durch die Neutralität.

In der ‚Post' hat M. v. H. auf unseren Artikel im ‚Reichsboten' zurückgegriffen und dabei seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß das Bündnis zwischen Deutschland und den nordischen Staaten, das durch die geographische Lage und die nahe Blutsverwandtschaft so natürlich erscheint, nicht längst zustande gekommen ist. Nach einem höchst interessanten und lehrreichen Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung und die wiederholten Versuche zu einem germanischen Staatenbunde, die durch ganz besondere Umstände immer wieder vereitelt wurden, heißt es in dem Artikel in bezug auf die Erklärung Ehrenswärds:

‚Die Kleinstaaten sind tatsächlich außerstande, ihre Neutralität aufrechtzuerhalten, wenn die Großmächte sich darüber hinwegsetzen, und sie würden wahrscheinlich bei Friedensschluß sehr unangenehme Erfahrungen machen und einen Teil der Kriegskosten bezahlen, vielleicht mit Verlust ihrer Selbständigkeit. Es läge daher in ihrem Interesse, sich für die eine oder andere der Großmachtsgruppen rechtzeitig zu entscheiden, nicht aber dem Zufalle des Krieges zu überlassen, von welcher Seite ihre Neutralität zuerst verletzt wird. Unter den nordischen Mächten dürfte trotz aller Ministererklärungen die größte Sympathie für einen Anschluß an Deutschland immer noch in Schweden vorhanden sein. Auch Norwegen möchte dafür Verständnis haben, sobald es einsieht, daß es Farbe bekennen muß. Die Schwierigkeit liegt vielleicht in Dänemark.

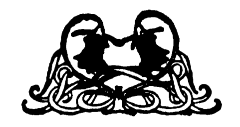
Der Warenverkehr zwischen den drei nordischen Ländern und Deutschland hat in den letzten Jahrzehnten erheblich zugenommen. Es sei nur an unsere großen Bezüge von Eisenerz und Holz aus Schweden erinnert, die wir noch wesentlich steigern können, da wir fast für 90 Millionen gesägtes Nadelholz allein aus Rußland beziehen. Schweden und Norwegen werden in Zukunft ihre Wasserfälle immer weiter ausnutzen. Wenn einst die Salpeterlager in Chile versagen oder durch einen Zollkrieg uns schwerer zugängig werden, so würde das unserer Landwirtschaft zu

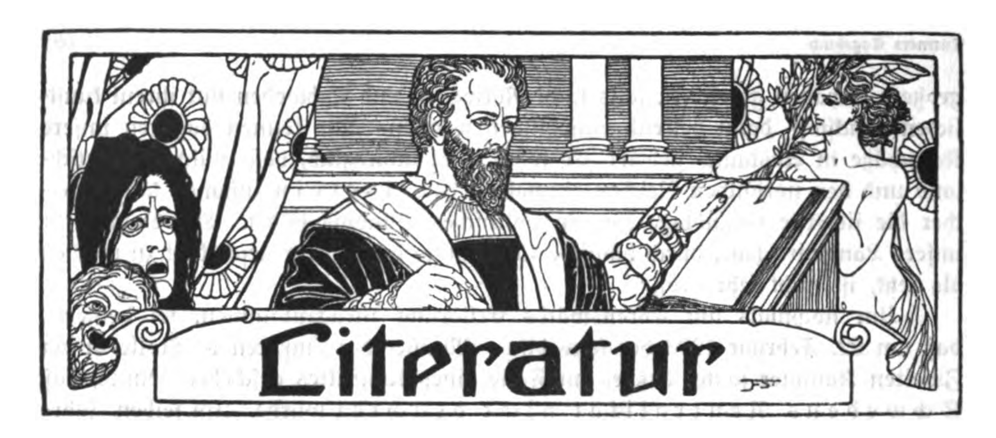
Begräbnis  Ludwig von Senger

großem Schaden gereichen, falls nicht Norwegen und Schweden mit ihrem künstlichen Stickstoff dann helfend einspringen würden. Wir können dagegen unsere Kalischätze in Austausch geben! Es wäre nicht unmöglich, daß zwischen Deutschland und den nordischen Reichen einmal ein Zollverein zustande käme, welcher die sicherste Grundlage für ein politisches Bündnis bildet. Die Gefahr für unsere Landwirtschaft, durch dänische Erzeugnisse dann mehr geschädigt zu werden als jetzt, ist nicht sehr groß.'

Um nochmals auf Ehrenswärds Erklärung zurückzukommen, sei bemerkt, daß am 22. Februar 1908 der schwedische Minister des Äußeren v. Trolle in der Zweiten Kammer sagte, daß es im Falle eines Konfliktes geschehen könnte, daß Schwedens Neutralität nicht beachtet würde. Im selben Jahre besuchte der König Berlin, und in seinem Trinkspruch auf unseren Kaiser und das deutsche Volk fielen die bezeichnenden Worte von der ‚Brücke zwischen den Herzen zweier stammverwandter Völker', was die Wut des Pariser ‚Temps' erregte, da dies unfreundlich gegen Rußland sei und in Paris schlechten Eindruck mache. Die schwedische Presse wies damals die Anmaßung des französischen Blattes gebührend zurück. Man hat die Gelegenheit, das Feld zu bereiten, ungenutzt verstreichen lassen ..."

Mit Recht betont der Verfasser am Schluß, daß der germanische Staatenbund nur dann lebensfähig ist, wenn er in militärischer, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht ein Bündnis im wahrsten Sinne des Wortes ist, unter gleichzeitiger gewissenhaftester Aufrechterhaltung der Selbständigkeit der ihm angeschlossenen Staaten, unter starker Betonung des gemeinsamen Bandes, das uns umschlingt: die germanische Rasse.





Von deutscher Ästhetik

Von Dr. Otto Braun

Die höchsten Leistungen eines Volkes, die sich in den Schöpfungen seiner Genies offenbaren, sind innig verwachsen mit seiner charakteristischen Rassenbegabung. Immer mehr verdrängt dieser Völkerindividualismus einen Kosmopolitismus und ein intellektualistisches Schwärmen für die „allgemeine Menschheit". Es gibt Unterschiede zwischen den Volksseelen, die sich nicht verwischen lassen. Damit werden der vergleichenden Forschung neue Aufgaben gestellt, die für die Geistesbildung weiterer Kreise besondere Bedeutung haben. Denn sie zielen ab auf eine bewußte Erfassung der Volksindividualität, aus der wir das Recht erhalten, bestimmte Erscheinungen des geistigen Getriebes als uns inkongruent abzuweisen, ohne kleinlich zu sein. Sie weisen uns Ziele, die unserm Schaffen angemessen sind.

Die Eigentümlichkeiten deutschen Kunstschaffens sind schon oft Gegenstand der Untersuchung gewesen. Dieses Bild möchte ich hier durch Andeutungen ergänzen, die sich auf die theoretische, wissenschaftliche Stellungnahme des Deutschen zur Kunst beziehen. Um einige Beispiele kann es sich ja hier nur handeln, und da habe ich solche gewählt, die von dem gewöhnlich betretenen Wege auch etwas abliegen: Schelling, als Vollender der Romantik in der Theorie, Heinrich v. Stein, den 1887 im Alter von dreißig Jahren verstorbenen Berliner Privatdozenten für Ästhetik, und — in aller Kürze nur — E. v. Hartmann. Als Steins großer Lehrer ist R. Wagner zu erwähnen, als Kontrast H. Taine.

Von Schelling haben wir eine ausführliche Philosophie der Kunst, die er 1802/03 in Jena vorgetragen hat. Ihr Inhalt ist eine Konstruktion a priori aller verschiedenen Kunstgattungen und der Ziele ihres Schaffens. Die Methode dabei, die Deduktion aus einigen metaphysischen Sätzen, hat für uns naturgemäß keinen Wert mehr. Reich aber ist das Werk auch für uns noch an geistreichen und tiefen Einsichten in das Wesen der einzelnen Kunstgattungen. Hier findet sich auch die erste begeisterte Würdigung von Goethes „Faust", hier findet sich am Schluß ein Hinweis auf die Synthese aller Künste, wie sie Wagner gebracht hat.

Doch nicht diese interessanten Einzelheiten sollen uns heute beschäftigen. Die tragenden Grundanschauungen vom Wesen der Kunst und des Kunstwerkes wollen wir aufsuchen. Da steht denn am Beginn des ganzen Werkes die große Erkenntnis: „Die unmittelbare Ursache aller Kunst ist Gott.“ Ein gewaltiges Wort! Es ist der Grundakkord, aus dem sich alles einzelne entfaltet. Die Kunst ist Ausfluß des Absoluten, und die Wissenschaft der Kunst hat sie nicht als besondere Erscheinung aufzufassen, sondern hat das ganze Universum, nur unter der Potenz der Kunst, zu konstruieren. Die Kunst hat also kosmischen Charakter, sie ist Ausdruck des Weltwesens. Anschaulich stellt die Kunst die Ideen vor uns hin; so ist die Musik nichts anderes als der urbildliche Rhythmus der Natur und des Universums selbst, die vollkommenen Formen der Plastik sind die objektiv dargestellten Urbilder der organischen Natur usw. Das Universum selbst ist in Gott eben als absolutes Kunstwerk gebildet.

Wir bemerken den Weltcharakter der Kunst bei Schelling. Mit Religion ist sie ihm aufs innigste verwachsen. Die Gedanken der Romantik, mit der er durch Karoline in innigster Berührung war, nimmt er auch hier auf und bildet sie fort. Nach ihm hat namentlich Novalis Religion und Kunst miteinander verknüpft: auch für ihn ist Gott Poesie, die sich der ganzen Welt mitteilt. Vor Schelling hatte schon Friedrich Schlegel in seinem berühmten Aufsatz über Wilhelm Meister den Universalismus in der Kunstauffassung begründet: das „romantische“ Kunstwerk soll den ganzen lebendigen Kosmos abbilden.

Der Künstler hat die göttliche Kraft, das verborgene Weltwesen dem Menschen anschaulich zu machen. „Es ist gleichsam, als ob in den seltenen Menschen, welche vor andern Künstler sind im höchsten Sinne des Worts, jenes unveränderlich Identische, auf welches alles Dasein aufgetragen ist, seine Hülle, mit der es sich in andern umgibt, abgelegt habe.“ Damit tritt die Kunst in ein bestimmtes Verhältnis zur Wissenschaft. Auch diese erstrebt ja ein Erfassen der Weltidee — nur ist das für sie ein fernes Ideal. „Schönheit und Wahrheit sind an sich oder der Idee nach eins.“ Die Kunstschönheit zeigt dem Menschen die Vollendung, sie gibt ihm Beruhigung seines unendlichen Strebens, denn sie öffnet ihm das Allerheiligste, „wo in ursprünglicher und ewiger Vereinigung gleichsam in einer Flamme brennt, was in der Natur und Geschichte gesondert ist“ ...

Die Kunst ist nichts der Natur Fremdes, sie setzt die Natur gewissermaßen fort. Denn nichts Starres, Lebloses ist die Natur, Geist ist auch ihr tragender Grund.

„Herauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist eine Kraft, ein Wechselspiel und Weben,
Ein Trieb und Drang nach immer höherm Leben.“

Die Natur ist ein Gedicht, in wunderbarer Schrift verschlossen. Könnten wir aber durch den halbdurchsichtigen Nebel blicken, so würden wir die Odyssee des Geistes in ihr gewahren. Eine „Wissenschaft“ steckt in der Natur, bei der Begriff nicht von Tat zu scheiden ist (wir würden heute sagen: ein schöpferischer Verstand); sonst könnten wir keine Erkenntnis haben. Darum trachtet die rohe Materie blind nach regelmäßiger Gestalt, darum wandeln die Gestirne in erhabenstem Rhyth-

mus. Das Kunstwerk ist das Größte, das die unverfälschte Kraft der Schöpfung und Wirksamkeit der Natur wie in einem Umrisse zeigt. „Es ist nichts ein Kunstwerk, was nicht ein Unendliches unmittelbar oder wenigstens im Reflex darstellt."

Von dieser Höhe der Betrachtung aus löst Schelling auch die heute oft so unsäglich kleinlich behandelte Frage nach der Bedeutung von Stoff und Form für die Kunst und das Problem von Idealismus und Realismus. Das Ganze eines Werkes kann nie schön sein allein durch die Form, schön ist es als Wesen und Allgemeines, als Blick und Ausdruck des inwohnenden Naturgeistes. So „idealisiert" die Kunst nicht, denn Schönheit ist eben wahres, mangelloses Sein. Damit erhebt die Kunst die Dinge in die Ewigkeit. Sie tut das nicht, indem sie das Individuelle vertilgt, sondern indem sie das Individuum zu einer Welt für sich umschafft. Charakteristisch bildet sie in jedem Gegenstande das Universelle, das Positive der Individualität bleibt dem bloß Negativen gegenüber bestehen. — Auch das sind Gedanken aus dem romantischen Kreise heraus, der von der „jedem Dinge eigentümlichen Poesie" sprach. Auch in Schleiermachers Ethik 1805/06 finden sie sich wieder. So ist hier eine sehr wertvolle Synthese von Universalismus und Individualismus erreicht, die Licht auf alles deutsche Kunstschaffen wirft; denn immer ist es charakteristisch und birgt doch unendlichen Gehalt (vgl. Thode, Die deutsche bildende Kunst).

Nichts hat die Kunst mit niederem Sinnenvergnügen zu tun, unabhängig ist sie von jedem äußeren Zwecke; daher ihre Heiligkeit und Reinheit. „Ich rede von einer heiligeren Kunst, derjenigen, welche, nach den Ausdrücken der Alten, ein Werkzeug der Götter, eine Verkündigerin göttlicher Geheimnisse, die Enthüllerin der Ideen ist, von der ungeborenen Schönheit, deren unentweihter Strahl nur reine Seelen inwohnend erleuchtet. ..." Nur aus edelster Begeisterung wird wahre Kunst geboren, sie muß auf einem im tiefsten Sinne sittlichen Grunde ruhen. Die wahre Kunst kann — im Gegensatz zur Wissenschaft — nur vom Genie geschaffen werden. Beim Anblick genialer Kunst, bei der sich sittliche Güte und sinnliche Anmut durchdringt, überfällt den Beschauenden „mit plötzlicher Klarheit die Erinnerung von der ursprünglichen Einheit des Wesens der Natur mit dem Wesen der Seele: die Gewißheit, daß aller Gegensatz nur scheinbar, die Liebe das Band aller Wesen und reine Güte Grund und Inhalt der ganzen Schöpfung ist".

Die Kunst ist Ausdruck von Ideen, Ideen sind aber Gott in besonderer Form, also real betrachtet Götter. Als weitester Stoff der Kunst ergibt sich danach die Mythologie. Die höchste Form der Kunst aber ist das Drama, denn es stellt die Identität von Freiheit und Schicksal in höchster Potenz vor. — Hier weicht Schelling von Schlegel ab, der ja in dem Roman die höchste Kunstform sah. Im übrigen wachsen die entwickelten Anschauungen ganz aus der romantischen Sphäre heraus — kein Wunder, lag doch Schelling bei der Ausarbeitung seiner Philosophie der Kunst ein Manuskript von A. W. Schlegel über denselben Gegenstand vor. —

In solchen Höhen bewegte sich zur Zeit der größten deutschen Produktion auch die theoretische Auffassung von der Kunst. Die Welt ging weiter. Im Materialismus und Skeptizismus erschien der Rückschlag gegen die absolute Vergeistigung; vergebens kämpfte der greise Schelling in Berlin mit seiner groß gedachten Theosophie

dagegen an. Inzwischen aber wurde auch die neue Wissenschaft geboren: die rein empirische Tatsachenforschung begann auf allen Gebieten, in der Philologie und Religionswissenschaft ebenso wie in Geschichte und Naturwissenschaft. Damit hat der Realismus uns Heutigen ganz neue Grundlagen für die Philosophie geschaffen. Gleichzeitig regte sich in der Welt in noch nie dagewesenem Maße das s o z i a l e E m p f i n d e n; fast gleichzeitig aber entstand als Gegengewicht gleichsam ein ausgeprägter Individualismus, von physischen Voraussetzungen ausgehend, nicht mehr von metaphysischen.

So können wir uns nicht wundern, wenn gewissermaßen die Klangfarbe der neuen Ästhetik eine andere geworden ist. Bei R. Wagner und seinem Schüler Stein ist der Zusammenhang mit der älteren Zeit aber um so deutlicher, als Wagners Kunst ihrer Hauptsache nach nicht so sehr aus unserer Zeit herausgewachsen ist, sondern viele Ideale der Vergangenheit in ihr neu belebt: zum Segen für uns. Wagner ist Romantiker, auch in seiner Lehre von der engen Verwandtschaft zwischen Kunst und Religion. „Das Kunstwerk soll sich aus einer harmlosen Unterhaltung und Zerstreuung zu einem weihevoll reinigenden religiösen Akt emporschwingen.“ Dies Kunstwerk ist lebendig angeschaute Religion — damit tritt Wagner neben Novalis, Wackenroder, E. T. A. Hoffmann. Auch er fühlt sich zur Symbolik des Katholizismus hingezogen, und sein letztes Wort ist: „Erlösung dem Erlöser.“ Diese Erlösungssehnsucht hat hier bei dem modernen Menschen etwas viel Schmerzlicheres als in den abgeklärten Höhenregionen der klassischen Zeit. Doch aber ist es dieselbe Lehre von der Kunst als „freundlichem Lebensheiland“.

„Die Erfüllung der Wissenschaft ist ihre Erlösung in die Dichtkunst“: wir verstehen diesen Satz, nachdem wir Schelling kennen. Wagner ist hier auch mit Schopenhauer einig — unabhängig von ihm. Die Kunst lehrt den Menschen, sich selbst und die Natur zu verstehen. In der künstlerischen Stimmung „spricht der Mensch mit der Natur, und sie antwortet ihm. Versteht er in diesem Gespräche die Natur nicht besser als der Betrachter derselben durch das Mikroskop?“ Der Künstler versteht die Natur nach einem unendlich großen Umfange (Oper und Drama). Die Auflösung der Wissenschaft ist die Anerkennung des unmittelbaren Lebens; der aufrichtigste Ausdruck dieser Anerkenntnis ist das Kunstwerk (Kunstwerk der Zukunft).

Als e c h t d e u t s c h bezeichnet Wagner die Anschauung, „daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt“ ... „u n d n u r, w a s i n d i e s e m S i n n e g e w i r k t w i r d, k a n n z u r G r ö ß e D e u t s c h l a n d s f ü h r e n“. Auch hier das hohe Bewußtsein von dem sittlichen Grunde der Kunst. Als solcher Ausfluß des Geistigen ist die Kunst die „Bildnerin des Volkes“ (Deutsche Kunst und deutsche Politik). „Gerade an der Kunst ist es, den sozialen Drang seine edelste Bedeutung erkennen zu lassen, seine wahre Richtung ihm zu zeigen“ (Kunst und Revolution). So wird Schillers Ideal von der ästhetischen Erziehung hier weitergeführt.

Die höchste Ausdrucksform der Kunst ist für Wagner ebenfalls seit seiner Jugend das D r a m a. Nie hat er etwas anderes gewollt. Es ist für ihn gar keine beson-

dere Dichtungsart, sondern es ist „das aus unserm schweigenden Innern zurückgeworfene Spiegelbild der Welt". Da nun die Musik die unmittelbare Sprache des Innern ist, so muß die Dichtung des Dramas aus dem Geiste der Musik geboren werden — ebenso wie einst die alte Tragödie aus diesem Geiste entsprang.

Als Stoff für das musikalische Drama bestimmte Wagner im Anschluß an Lessing, Herder, Schiller und Goethe das „Reinmenschliche". Auch an die Renaissance, deren Hauptstreben — wie Burckhardt nachgewiesen — die Entdeckung des Menschen war, knüpft damit Wagner an; diese Epoche hat auch am Ende des 16. Jahrhunderts das dramma per musica erzeugt.

Das Reinmenschliche spricht sich aber, so lehrt der Romantiker Wagner weiter, in Sage und Mythos besonders deutlich aus. Bei der Arbeit an „Friedrich Rotbart" und „Jesus von Nazareth" kam er zu dieser Einsicht; daß er das Reinmenschliche aber auch in anderen Sphären zu finden wußte, lehren die „Meistersinger".

Von den Romantikern und Schelling abgeführt wird Wagner durch den Einfluß des sozialen Gedankens: das höchste Kunstwerk entsteht nicht allein durch das Genie, sondern das Volk ist die bedingende Kraft für das Kunstwerk. „Das große, wirkliche, eine Kunstwerk können die Künstler nicht allein schaffen, sondern dazu müssen wir mitwirken. Die Tragödie des Äschylos und Sophokles war das Werk Athens."

Auch in seinem Tätigkeitsdrang, in seinem Trieb, bessernd in die Welt einzugreifen, ist Wagner fern von romantischer Schwärmerei. Er war ein Mann der Tat, groß geworden in den Bewegungen des „jungen Deutschland". Vor nichts warnte er die Deutschen mehr als vor ihrem Hange zur Beschaulichkeit.

Heinrich von Stein teilt die Grundanschauungen mit seinem Meister, alles erhält bei ihm aber eine tiefe persönliche Färbung durch die dem jungen Denker eigene e t h i s c h e Genialität. Das Kosmisch-Metaphysische tritt bei ihm hinter dem Seelisch-Metaphysischen zurück. So sagt er uns: „Die Kunst als Kundgebung großer Seelen stellt das Menschliche seinem höchsten Sinne nach dar." Das Schaffen des Künstlers ist darauf gerichtet, Seele in den Dingen zur Anschauung zu bringen. So weit muß er dabei von der äußeren Natur abweichen, als diese nicht die Innerlichkeit ausdrücken kann. Durch eine besondere Seelenkraft schafft der Künstler sein Werk zu einer Kundgebung des Persönlichen im Menschen. Persönlichkeit aber „ist ein Höchstes, zu dem der Mensch sich gestaltet, indem er in Gefühlen und Gedanken große Zusammenhänge lebensvoll in sich befaßt." In großen Persönlichkeiten stellt sich das Weltwesen kräftig und deutlich dar, in eine Formel läßt es sich nicht fassen. Dogmen und Systeme sind nur ein trüglicher Widerschein von dem wahren Sinn der Welt, der von jedem Menschen durch innere Tätigkeit hervorgebracht wird. Auf dem Wege des inneren Schauens entsteht Weltanschauung. „Lösungen des Welträtsels werden nicht gelehrt, sondern erlebt."

Die seelische Erfahrung lehrt uns aber, daß die umgebende Welt unserm Wesen nicht fremd ist. „Ein sehr schöner Anblick erfüllt uns mit der Überzeugung, daß ein uns befreundetes Wesen auf unaussprechliche Weise in den Dingen walte." „Den Dingen eignet ein seelenvoller Gehalt, als Möglichkeit, von einem Menschen-

sinn in einer großen Stunde erkannt und als das Wesen dieses Dinges erfaßt zu werden.“ Dieser Gehalt der Dinge ist immer da, nur dem künstlerischen Schauen offenbart er sich aber.

„Leisem Atem, Ahnung gleich,
Weilt in allen Weiten Gott,
Wartend, daß der Mensch ihn wecke.“

Der Künstler weckt die Seele der Wirklichkeit und leiht ihr seine Sprache. — Wir glauben Meister Dürers Worte zu vernehmen!

Sittliche Vertiefung wirkt die Kunst. Auch Stein empfindet hier ganz sozial. Er schildert uns den Arbeiter in seinem harten Daseinskampfe und mahnt uns, das Wort der Liebe liebend unserm Volke auszusprechen. — Stein ist, wie jeder Deutsche, ein Idealist! Er entwirft uns das Bild eines Kultus der Zukunft, in dem sich Religion und Kunst innigst einen. Heute hat die Kunst die größere Macht, unsere Liebeskraft zu steigern; indem die Tragödie uns „die ewige Bedeutung des Lebens zu steter religiöser Überzeugung im Bilde vorführt, sollen in einer Annäherung an die Symbole des Kunstwerks selbst die Vorgänge des Alltags Weihe und Würde erhalten.“

In großen Persönlichkeiten erschließt sich der Weltensinn; so hat denn Stein solche Persönlichkeiten in seinen bedeutenden Dialogen („Helden und Welt“ und „Aus dem Nachlaß. Dramatische Bilder und Erzählungen“) lebendig vor uns hingestellt. Zu früh ist Stein uns entrissen, er hat seinen eigentümlichen Stil nicht vollenden können, wir hätten sonst höchst tiefsinnige und künstlerisch bedeutende Schöpfungen erhalten. — Als höchste der großen Menschengestalten erscheinen ihm, seiner ethisch-religiösen Natur gemäß, die Heiligen. „Es ist der höchste Sinn des Seins, der sich in dem Heiligen, in dem Gotte unter den Menschen, als bestimmteste Tat des Lebens ausspricht.“ Er selbst war eine solche Heiligennatur; bis auf die Monate, die er als Hauslehrer des Meisters mit der Familie Wagner in Italien verbringen durfte, hat er unendlich und heroisch in seinem Leben gelitten. Er plante ein großes „Leben der Heiligen“; drei Dialoge nur über dieses Thema haben sich im Nachlaß gefunden. Aber Steins letztes Wort in seinem „Vermächtnis“ ist: „Glaube an die Erlösten.“ Erlösung ist auch hier des Menschen letztes Ziel.

E. v. Hartmann ist wieder ein ganz anderer Typus. Während Stein eine „Philosophie des Gemütes“ entworfen hat, stellte er in seinem umfangreichen Lebenswerke ein bis ins einzelne durchdachtes System vor uns hin, das aus der Reflexion geboren ist, weniger aus Intuition und tiefsinniger Anschauung. Aber auch für ihn ist die Kunstschönheit das Scheinen der Idee, im Schein offenbart sich in ihr das Logische des Weltengrundes. Für den gesamten Weltprozeß hat danach die Kunst die größte Bedeutung, indem sie den Menschen zu dem wahren Weltwesen führt und ihn zum Streben nach Aufhebung der Phänomenalität treibt. Dieser pessimistische Schlußakkord ist für den Philosophen des Unbewußten charakteristisch. Der Grundton seines ganzen Systems ist die an Schopenhauer, Wagner und die Inder erinnernde Sehnsucht nach Erlösung ins Unbewußte.

Nach diesem absichtlich durch Betrachtungen nicht gestörten Überblick können wir das Gemeinsame zusammenfassen, ohne uns der willkürlichen Konstruktion schuldig zu machen.

Die Kunst ist dem Deutschen das Heiligste; weltenfern ist sie von tändelndem Spiel und Sinnenergötzung. Sie ist der Ausdruck der geistigen Welttiefe, eine Welt spricht aus dem Kunstwerke zu uns. Damit fügt sie sich als wichtigstes Glied dem Weltprozesse ein — l'art pour l'art haben wir nie verstanden! Innigst ist sie mit Religion verwandt, ja sie ist heute berufen, neues religiöses Leben zu wecken. Dadurch wirkt sie im tiefsten Sinne e t h i s ch, ohne daß irgendwie kleinliche Moralität ihr Vorschriften machen kann. Aber auch der anschaulichen Welterkenntnis dient sie. Nicht neben das Leben stellen wir die Kunst, sondern aus den Tiefen des Lebens wird sie geboren und schafft uns dessen edelsten Sinn. Unsere Innerlichkeit, unser heiligstes Gefühl wollen wir in ihr Gestalt werden lassen, unmittelbar soll die Innerlichkeit sprechen: so ist uns nie die bildende Kunst das Höchste, sie ist zu mittelbarer Gefühlsausdruck. Das Drama ist unsere höchste Kunstform, und ganz besonders das musikalische Drama. Dieses höchste Kunstwerk weckt den Geist, der schon in der Natur waltet, zu höherem Leben und führt den menschlichen Geist zur Erlösung.

Daß diese Grundzüge deutscher Kunstauffassung charakteristisch sind, kann uns hier nur der kurze Hinweis auf Taines Ästhetik zeigen. Taine hat mehr vom deutschen Klassizismus gelernt, als er wahr haben will. Aber alles ist bei ihm umgebildet und — unsäglich verkleinert, vermenschlicht im kleinlichen Sinne. Die Kunst entsteht nach ihm daraus, daß der Mensch fühlt, er kann seinen Charakter nicht voll der Umgebung aufdrücken. „Um diese Lücke auszufüllen, erfand der Mensch die Kunst." Wie klein! In der Kunst soll sich ein im Leben nicht zu seinem Recht kommender Egoismus einen Ausweg suchen! Die Theorie über die Schöpfung von Kunstwerken ist ja zu bekannt: nicht göttliche Kraft eignet dem Genie, das Milieu gebiert durch ihn sein Werk. Das Ziel der Kunst aber ist, „den Hauptcharakter, einige hervorragende und bedeutende Eigenschaften, einen wichtigen Gesichtspunkt ... des Gegenstandes zu offenbaren". Hauptcharakter aber ist eine Eigenschaft, von der die meisten anderen sich herleiten auf Grund fester Verbindungen. — In jedem Wort eine kleinmenschliche Färbung der großen deutschen Lehren.

Wir Deutschen nehmen immer ernst, was andern Völkern ein Spiel — so ist es auch in der Ästhetik. Wir wollen hoffen, daß unser heutiges Kunstschaffen eine sichtbare Rechtfertigung dieses Großdenkens werde.



Gabriel Schillings und Gerhart Hauptmanns Flucht

Wir sind auf Fischmeisters Oye, einer Insel der Ostsee, am Spätnachmittag eines klaren Augusttages. Auf der niedrigen Sanddüne liegt ein sommerlich weiß gekleidetes Mädchen: Lucie Heil. Da alles so peinlich auf Wirklichkeitsschilderung gestellt ist, muß der genaue Berichterstatter melden, daß Lucies Mutter noch kein halbes Jahr unter der Erde liegt. Wenn Gerhart Hauptmann es also auch nicht vermerkt, so soll doch wohl die Tatsache, daß Lucie nicht Trauer trägt, charakteristisch wirken. Lucie ist in der Tat von lebendigster Frische, gesundester Sinnlichkeit. Sie lebt hier mit dem Bildhauer und Radierer Professor Mäurer. Auch er ist ein Mann gesunder Tatkraft und genießt mit offenen Künstleraugen die Schönheit der großen Meeresnatur.

In diesem Wohlbehagen denkt er doppelt teilnahmsvoll seines alten Kunstfreundes, des Malers Gabriel Schilling, den er mit großer Sorge in einem Verhältnis zu Hanna Elias verderben sieht. „Diese Hanna macht mich ganz wild. Wenn ich sie ansehe, fast leichenhaft wächsern, wie sie ist, dann begreife ich nicht, wie sie leben kann.... Merkwürdig, dieser ruhige, schlichte Mensch, der mehr als wir alle in seinem gelassenen Wesen gefestigt schien, ist durch diese Person ganz aus der Bahn gerissen. Als sie auftauchte, dacht' ich das Gegenteil. Seine Heirat mit Eveline war Unsinn. Sie hat ihn sich, weil er immer gegen die Äußerlichkeiten des Lebens gleichgültig war, wenn man ihn nur ungestört malen ließ, einfach angetraut. Und da war er mit einem Male ihr Ernährer. Hanna hat mehr Reiz, mehr Selbständigkeit, und so glaubt' ich am Anfang, sie würde für seine Kunst das Rinascimento des vierten Jahrzehntes sein. Statt dessen stellt sie seine Existenz als Künstler und Mann überhaupt in Frage."

Die alten Freunde haben sich von Schilling zurückgezogen, wohl weniger, weil sie daran Anstoß nahmen, daß er als verheirateter Mann in ein Verhältnis zu der Elias getreten ist, sondern weil er dieses Verhältnis trotz des sehr fragwürdigen Lebenswandels dieses Weibes aufrecht erhalten hat. Nun hegt Mäurer die Hoffnung, daß Schilling auf die Insel kommt, und daß es so gelingen werde, ihn ganz aus seinem Elend herauszureißen, wobei der Bildhauer den Plan hat, den Maler auf seine nächste Reise nach Griechenland mitzunehmen.

Schilling kommt früher, als sie erwarten durften. Eine etwas gewaltsame Lustigkeit kann seine innere Unrast nicht verdecken, und in der erschütternden Art, wie die Natureindrücke auf ihn wirken, erkennt man sein zerrüttetes Nervensystem. Schilling hält sich für frei. Mit Hanna Elias sei es zu Ende. Seine Frau Eveline sei munter. „Gott sei Dank! Soweit das bei ihr überhaupt möglich ist, nämlich. Eigentlich hab' ich sie, ehrlich gestanden, nie wirklich bei guter Laune gesehn. Sprechen wir lieber von was andrem. Es kommt nämlich immer darauf an, wenn es sich um Miseren handelt, ob man imstande ist, sie zu beheben. Hat man das aber bis zur Verblödung auf jede erdenkliche Weise vergeblich versucht, so erscheint der gloriose Moment, wo man hunde-schnauzen-gleich-gültig wird: und dieser Moment ist bei mir erschienen!"

Ob er sich nicht täuscht? Die Gallionfigur eines gestrandeten Seglers erregt ihn aufs tiefste, weil sie ihn an Hanna erinnert. „Ein dunkles Auge ... irgendein Zug um den Mund, das kann Tote wieder lebendig machen! Aber dann laß mich, störe mich nicht! Denn das lähmt mich in meiner Brutalität. Man muß brutal sein, man braucht alle Kraft, um so eines bleichen gestrigen Wesens Meister zu sein!" Da wirft er alle diese Gedanken ab, wie seine Kleider, und stürzt hinaus zum Bade in die salzige Flut.

Der zweite Aufzug spielt in dem mehr als bescheidenen Inselgasthaus des Klas Olfers. Es ist noch früher Morgen. Zwei Damen kommen auf einem Fuhrwerk an und suchen Quar-

tier. Aus ihrem Gespräch hören wir den Namen Hanna und ahnen mit Schrecken, daß für Schilling sein Verhängnis naht. Sie ist in Begleitung einer jungen Russin. Während den Ankömmlingen ihre Zimmer angewiesen werden, erscheint Mäurer in der Gaststube. Bald kommt Lucie und trägt vom Bade den ganzen frischen Meerduft herein. Die Lebensfreudigkeit der Liebenden ist gesteigert durch die glückliche Entwicklung, die Schilling in diesen Tagen genommen hat, sein Betragen sei wieder „viel offener und freier, mehr, wie es in alten Zeiten war". Er kommt jetzt selbst herein, ganz blau gefroren vom Bade. Ein ausgelassenes Frühstück beginnt, der überbehäbige Wirt ist die Zielscheibe der derben Späße. Da wirft Mäurer seinen Plan mit Griechenland hinein. Seiner herzhaften, fest zupackenden Art gelingt es, Schilling aus seinen Zweifeln, seiner Unschlüssigkeit aufzurütteln, so daß sich dieser schließlich zusammenreißt. „Weshalb auch nicht? — Na, alsdann! Versuchen wir's eben noch mal. — Schneid hätt' ich eigentlich immer, bloß eigentlich keine Traute nicht. Es ist wahr, ich fühle mich hier etwas anders. Ich fühle mich hier — ich finde wirklich, daß feste Entschlüsse ganz günstig wirken! — ich fühle mich hier sogar aufgefrischt! Ich könnte beinahe glauben — beinahe wieder glauben, es gibt außer dem jammerwürdigen Sachupfen nach der Krume Brot und ähnlichen kläglichen Amüsements noch einen anderen Zustand in der Welt. Die Erinnerung an ... an ... an den Gestank fängt an zu verblassen in ... in der salzigen Inselluft. Man bildet sich ein ... ganz ohne Spaß, man bildet sich ein ... man fragt sich, ob man sich denn tatsächlich in diesen verdammten, rückwärtigen Trichter muß hineinziehen lassen? — Warum denn? Nein! Ich glaube das nicht! Ich werde mal ganz entschieden nein sagen! Warum laß ich nicht alles mal sitzen und liegen und hocken und quetschen und stinken nach Herzenslust? Warum nicht? Denkst du vielleicht, ich kann das nicht? Was denn? Sie saugen sich an wie die Blutegel, sie binden einem Hände und Füße dellilahaft, sie gießen einem Blei ins Hirn, sie knebeln einem das Maul mit Gemeinplätzen und pauken einem mit einem täglichen Hagel von faustdicken Dummheiten das letzte bißchen Ehrgefühl aus dem Tempel raus. Sucht mich in Peloponnes, meine Herrschaften!"

Wie er in lustiger Erregung in der Stube umhertanzt, entdeckt er einen Damenschirm. Er betrachtet ihn erst verwundert, dann mit wachsender Unruhe. Nun stürzt er hinaus. Lucie, die kommt, berichtet Mäurer, daß Hanna Elias im Hause ist. Die beiden Gesunden fliehen ins Freie und machen so Hanna und Schilling Platz, die zusammen die Stube betreten. Nun erleben wir, wie dieses Weib durch eine merkwürdige Mischung von Schmeicheln und Vorwurf, Klage und Trotz, zumal aber dadurch, daß sie den Mann bei seiner „unanständig anständigen Anlage", wie er selbst sich ausdrückte, packt, Schritt für Schritt den kaum zum Widerstand erstarkten Schilling aufs neue umgarnt und in ihre Arme zwingt.

Der dritte Akt spielt einige Stunden später in den Dünen, nahe dem Kirchhofe. Mäurer und Lucie sind in tiefer Sorge um Schilling. Auch diese beiden gesunden Menschen stehen seltsam stark unter dem Eindruck der Umwelt hier. Lucie: „Ich weiß nicht, wieso mir hier alles gespenstisch ist; das Meer am Tage, das ununterbrochene Wuchten und Brausen der Brandung die ganze Nacht! Die Sterne, die Milchstraße ist mir gespenstig! Und ich freue mich, daß alles hier so gespenstig ist! Deshalb lieg' ich auch hier an der Mauer so gerne." Mäurer: „Ich kann dir eine andere Empfindung zugeben, die den meisten Menschen abhanden gekommen ist: das klare Gefühl, das sich hier ununterbrochen meldet, daß hinter dieser sichtbaren Welt eine andre verborgen ist. Nahe mitunter, bis zum Anklopfen.... Mit offenen Augen soll man nicht träumen; am hellichten Tage träumt man nicht. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß alle diese Gespenster Blut trinken. Und das auf die Dauer auszuhalten, haben wir alle nicht Blut genug." Lucie: „Du irrst dich, wenn du meinst, daß mir der eigentümliche Zustand, dem ich so gern hier nachhänge, schädlich ist. Er wirkt angenehm; er ist mir wohltätig. Es ist ungefähr so, als wenn jemand durch eine Tür in unbekannte Räumlichkeiten gegangen ist, und während die Tür sich öffnet und schließt, folgt man ihm mit dem Blick und der Seele

ein Stück ins Unbekannte hinein." Mäurer: „Ich weiß, wie sehr dieser Zustand verlockend ist ... dieser Zwischenzustand, könnte man sagen, wo das Schemenhafte sich überall ins reale Leben mischt; wo man mit einem Fuß auf der Erde steht und mit dem andern im Übersinnlichen. Und doch schaudert der Mensch vor dem Eindruck von Todesfällen und den damit verknüpften aufwühlenden Folgezuständen ganz vernünftigerweise zurück." Lucie: „Es ist mir heiter, es ist mir nicht aufwühlend. Ich wiege mich einfach in dem bestimmten Bewußtsein, daß ich mit Mutter verbunden bin. — Es hat außerdem alles um mich etwas eigentümlich Interimistisches. Ich weiß nicht, ich glaube nicht, daß das alles: das Rauschen, das Licht, das Lerchengetriller endgültig ist."

Umsonst versucht Mäurer durch ein warmes Liebeswort Lucie von ihren Gedanken abzulenken. Sie hat es eben zu stark erlebt, daß, wenn bei dem Bildhauer Liebe und Kunst in Konflikt kommen, ihm die Kunst das allein Wichtige ist, und ahnt wohl, daß darin auch eine Gefahr für ihre eigene Liebe liegt.

Die Ankunft Schillings mit seinen zwei Damen reißt sie aus dem Gespräch. Mäurer, der die Elias nicht vertragen kann, löst sich mit der jungen Russin von der Gruppe los. Rasch fesselt ihn das junge Mädchen. Lucie reizt durch einige Bemerkungen, mit denen sie um Rücksicht auf Schilling bittet, noch mehr Mäurers Widerspruch. Es schiebt sich jetzt wie eine dunkle Wolke auch zwischen diese beiden Menschen. Schilling fühlt, wie Mäurer von ihm abrückt, gewahrt dessen Teilnahme für die junge Russin, Hannas Zuflüsterungen kommen dazu, und so steigert sich seine innere Erregtheit zu einem so hohen Grade, daß er schließlich wie ohnmächtig zusammenbricht.

Schilling liegt krank in seinem Zimmer. In dem kahlen Gasthofzimmer daneben sitzen Hanna und Lucie. Meisterhaft setzt der Dichter diese beiden verschiedenen Frauen gegeneinander. Hanna, wirklich eine Vampyrnatur, die selbst dann nur begehrt, wenn sie sich hinzugeben glaubt, unfähig, einzusehen, daß sie Schillings Unglück ist. So ist sie wohl ehrlich, wenn sie glaubt, daß Schilling sie nicht entbehren kann. Ein Ruf des Kranken ist ihr dafür Beweis. Kaum ist sie im Zimmer, als der durch Mäurer herbeigerufene ärztliche Freund aus Berlin, Rasmussen, eintritt, eine derbe, kantige Natur, aber frei von aller Problematik. Rasch verständigt er sich mit Lucie, die aber auch keinen Rat weiß, was mit Schillings Frau Eveline geschehen soll, die dem vorangeeilten Rasmussen jeden Augenblick folgen muß. Dann betritt auch er das Krankenzimmer, aus dem Schillings Stimme scheinbar lustig und ausgelassen herausruft. Auch Mäurer, der von einem Spaziergang mit der Russin zurückkommt, geht nach einer kurzen, innerlich belasteten Aussprache mit Lucie ins Krankenzimmer, so daß das Mädchen allein ist, als Eveline das Zimmer betritt, die gleich mit einer beengend schwatzhaften Weinerlichkeit ihren ganzen Ehejammer vor dem Mädchen ausbreitet. Umsonst sind Lucies Bemühungen, Eveline aus dem Zimmer zu bringen, um so ein Zusammentreffen der beiden feindlichen Frauen zu vermeiden. Sobald Hanna aus Schillings Zimmer kommt, stoßen die Feindinnen mit aller Wucht aufeinander. Der Streit steigert sich; auch Eveline verliert in ihrer Leidenschaftlichkeit alle Besinnung, und so überhäuft sie den im Türrahmen erscheinenden Schilling mit den furchtbarsten Vorwürfen. Das Rasen der Frauen gegeneinander wirkt so widerwärtig, daß wir Schillings qualvolles Wort zu seinen Freunden begreifen: „Der Ekel erwürgt mich. Gift! Gebt mir Gift! Ein starkes Gift, Rasmussen!"

Im fünften Akt sind wir wieder in derselben Strandgegend wie zu Beginn. Es ist spät abends. „Etwas Verhaltenes, etwas, was förmlich beängstigt, liegt in der Luft." Und die junge Russin verschärft noch Lucies Wort dahin: „Ja, etwas Totes. Das macht die Windstille." „Meistens erschrickt der Mensch vor der Natur, manchmal scheint die Natur vor dem Menschen zu erschrecken." So ist's wohl hier. Am Strand drunten eilen die Schiffer geschäftig hin und her. Es gibt Wind, und auch der Hering scheint heranzuziehen. Da kommt Schilling. Dem Tischler, der noch an seinen Brettern arbeitet, hält er wirre Reden. Dann eilt



er davon, mit hoch erhobenen Armen gegen das Meer. „Wenn Sie jemand nach mir fragt, dann sagen Sie: der Maler Schilling hat hier auf Fischmeisters Oye die beste Idee seines Lebens gehabt ... oder sagen Sie lieber bloß, ich bin baden gegangen."

Mäurer und Rasmussen kommen des Weges. Rasmussen verkündet dem Bildhauer, daß Schilling ein verlorener Mann sei, der die Insel nicht lebend verlassen werde. Er ahnt nicht, daß sein Wort wohl schon jetzt Wahrheit ist. Es kommen Leute aus dem Gasthof, die Schilling suchen, der unbegreiflicherweise verschwunden sei. Bei der furchtbaren Unrast der anderen wird Lucie ganz ruhig, so daß sie selbst die Schönheit des Abends in leuchtenden Farben sieht. „Ich weiß nicht, seit der Wind so auffrischt, kommt so ein neues, frisches, freies Gefühl über mich. — Ich glaube nämlich ... jetzt ist er für ewig geborgen!" Auch in Mäurer scheint der Wind gesäubert zu haben, und es tut uns weh, daß Lucie nicht mehr so für immer auf ihn hoffen mag. Drunten bringen sie Schilling. Lucie will nicht mit hinab. „Ich mag nicht! Ich kann das nicht. Wenn Schilling wirklich geflohen ist ... nein, nicht mehr ... nicht mehr wie die Jagdhunde nachlaufen."

* * *

Mäurer bekennt an einer Stelle als seinen Grundsatz: „Nimm Kraft aus deiner Schwäche." Bei der Natur Mäurers klingt einem dieses Wort etwas merkwürdig. Vielleicht hat Gerhart Hauptmann hier durch des Bildhauers Mund gesprochen, jedenfalls gewinnt er auch in diesem Werke Kraft aus seiner Schwäche. Eigentlich ist solch ein Buch erschreckend arm an wirklichem Gehalt. Was ist eigentlich das Ganze mehr als eine Anekdote aus der Bohème? Es mag wohl in des Dichters Absicht gelegen haben, das alltägliche Geschehen symbolisch zu vertiefen. Es ist ihm nicht gelungen. Das Ganze bleibt eine Lebensanekdote.

Nimm Kraft aus deiner Schwäche! Aus der Halbheit, aus dem Schwanken des eigenen Wesens gewinnt Hauptmann die Kraft, solche schwer zu fassenden Naturen in unbedingter Lebendigkeit erstehen zu lassen. Das ist hier erreicht. Es ist ein rechtes Stück Theater in dem Sinne, als man beim Lesen auf jeder Seite nach dem Schauspieler verlangt, weil man fühlt, wie dieser hier erst voll lebendig hinstellen kann, weil man weiß, daß erst das wirklich gesehene Exemplar Mensch einen Wert bringt, wie ja jede Bereicherung an uns wirklich bekannten Menschen einen Lebenswert darstellt. Etwas anderes haben wir nicht zu bekommen von der Dichtung, nur eben diese Vermittlung einiger Menschentypen.

Nimm Kraft aus deiner Schwäche! Wenn es dir unmöglich ist, deine eigene Welt zu gestalten, so fange die Zaubernächte ein, die in der Natur liegen und zeige, wie diese Natur bannend und zwingend auf den Menschen einwirkt. Es ist das Schönste an dieser Dichtung, wie das Meer Menschen und Natur beherrscht und bezwingt. Und so liegt in der Tat eine gewisse Erlösung darin, wenn Gabriel Schilling in die salzige Flut flieht, dort sich zu reinigen vom Schmutz des Lebens.

* * *

Der Gabriel Schillings hat sich auch Gerhart Hauptmanns Flucht verbunden. Nicht als ob ich nach persönlichen Beziehungen zu des Dichters Leben suchen wollte, obwohl er selbst dazu aufzufordern scheint. Denn er hat es merkwürdig damit gehalten. 1906 wurde es gedichtet, erst jetzt veröffentlicht. Zur Aufführung aber floh Gerhart Hauptmann aus der Großstadt Berlin, die die ersten Aufführungen aller seiner Werke gesehen hat, nach dem halb versteckten Lauchstädt. Dort im alten Goethetheater hat das Werk jetzt einige Aufführungen erlebt. Nicht aus Sensationsgier ist Gerhart Hauptmann geflohen, sondern weil er die Überzeugung hatte, daß für die innerlichen Vorgänge seiner Dichtung die lärmvolle Umgebung einer Großstadt keinen geeigneten Rahmen abgebe. Der Vorkämpfer des in der Großstadt geborenen Naturalismus auf der Flucht vor der Großstadt! Das ist das eigenartigste Ergebnis. Das von niemandem bestrittene Eingeständnis, daß gerade die innerliche Kunst auf dem Asphaltpflaster nicht wachsen könne, das Verlangen nach Herausreißen aus dem Ge-

wohnten, nach festlicher Sammlung für einen tiefgehenden Kunstgenuß, ist uns anderen, die wir den Ruf: Los von Berlin! seit vielen Jahren in diesem Sinne verkünden, eine gerade von dieser Seite wertvolle Betätigung.

Freilich, Gerhart Hauptmann hat mit seiner Flucht kein Glück gehabt. Berlin hat nicht gedacht, wie seine Lucie, die dem Fliehenden nicht wie ein Jagdhund nachlaufen will. Vermutlich wäre es Gerhart Hauptmann auch gar nicht recht gewesen, wenn es so gehandelt hätte. Jetzt spielte ein Berliner Schauspieler unter einem Berliner Regisseur, und das Berliner Premierenpublikum füllte den Raum. Ob das nun Wallfahrt sein soll nach einem künstlerischen Festspiel, wenn man im Speisewagen oder im Auto in solch ein abgelegenes Städchen eilt und seine ganze innerliche Großstadtwüste mitschleppt?

Halbheiten, wohin man sieht; eine Schwäche, aus der keine Kraft zu nehmen ist; Schwäche schließlich auch doch in der ganzen Weltanschauung, aus der das alles geboren worden ist. Der Dichter, der dies Theater weihte, hat als Schlußwort unter sein Lebenswerk geschrieben: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan.“ Die Kernwahrheit des jetzt aufgeführten Werkes und all der Begleiterscheinungen ließe sich in die Worte fassen: „Das zeitlich Weibische zieht uns hinab.“ R. St.



Wilhelm Bodes Goethe-Bücher

„Ein Freund Goethes“ ... Angewandt auf uns nach Goethes Tod Geborne, schillert das Wort, je nachdem man es gegen die Sonne hält, bald ein wenig lächerlich, bald ein wenig anmaßend. „Wer wird nicht einen Klopstock loben?“ stichelte Lessing vor fast 150 Jahren und fügte ironisch bei: „Doch wird ihn jeder lesen? Nein!“ Und nun die Geßlerhüte des Bildungsphilisters von heute! Und nun gar Goethe! Unter den gefirnißten Barbaren, deren ziemlich viele im deutschen Vaterland hausen, findet sich schwerlich der Mutige, der einbekennen würde, daß seine Reverenz dem Hute und nicht dem Haupte gilt. Lächerlich und zugleich traurig ist das Goethetum solcher Autoritätsfürchtigen. Eine Form ohne Inhalt. Vergleicht man die angebliche Goetheverehrung dieser Persönlichkeiten mit ihrer gesamten Banalität, mit den Kennzeichen ihrer Lebensanschauungen, dann weiß man, was ihnen Goethe ist. Subalterne Naturen, die kein Hauch der Größe berühren kann. Sie streuen Weihrauch dem ihnen unbekannten Gotte.

Warum streuen sie denn Weihrauch? Wir sind in Deutschland. In Deutschland gilt das Geeichte. Weltliche Macht greift hinüber in geistiges Reich. Wen die Schuldeputation anerkennt, den anerkennt der Bürger ... Ich trete den Tausenden und Tausenden nicht zu nahe, die eine freie Seele, ein freies Urteil haben. Aber unbewußt sind auch jene Lehrer und Gelehrten, die Goethe nicht als Entwicklungskraft der Gegenwart, nur als ein steinern Bild der Vergangenheit erkennen, Sklaven der Autorität. Sie, für die im Jahre 1832 die deutsche Literatur gestorben ist. Sie, für die nicht der Erdgeist „am sausenden Webstuhl der Zeit der Gottheit lebendiges Kleid wirkt“. Mancher privilegierte Goetheforscher sogar ist bloß ein Bedienter in der Goethe-Livree. Können Lakaien Freunde sein? Das geflügelte Wort: „Für einen Kammerdiener gibt es keinen Helden“ besagt in der Auffassung Kants und Schopenhauers: der Mensch verliert bei intimer Betrachtung an seinem Nimbus. Doch wohl aber nur der, der einen falschen Nimbus zu verlieren hat?! Goethe selbst gibt in den „Wahlverwandtschaften“ die Auslegung, daß jeder nur von seinesgleichen richtig geschätzt werden könne. Pedanten, Enkelkinder des Famulus Wagner, sammeln die Wäschezettel Goethes und brüsten sich, Brüder im Geiste Goethes zu sein. Ja, mancher dünkt sich sogar Goethes verspäteter Vormund; will die „Irrtümer“ des Goetheschen Herzens korrigieren! Fehlen einem Dickfelligen die seelischen

Organe, das Urbild der Gedichte an Lida, der Iphigenie und von Tassos Leonore zu lieben, so schmäht er, stolz auf einen Zettelkasten voll willkürlich herausgerissener Fragmente des Lebens, Charlotte von Stein wie ein zorniger Kutscher und tut Goethes besseres Wissen mit grundgescheiter Miene ab: „Es war der Liebesrausch, der sein Urteil fälschte ..."

Den Redlich-Bemühten, den Liebevoll-Gesinnten, den wahren Mehrern der Goethe-Forschung Dank und Ehre! Die Zivilisation mag in kommenden Jahrhunderten ungeahnte Fortschritte erringen, höchste menschliche Kultur werden in spätester Zeit die genießen, die zu Goethe zurückkehren. Denn seine Persönlichkeit, im ganzen uns belebt, ist das Preiswerk der Natur.

Das schönste Synonym zu Goethes legendärem letzten Wort „Mehr Licht!", es lautet: „Mehr Goethe!" Wer darf sagen, daß er Goethe in sich trage, weil ein Strahl der Poesie aus Goethes Dichtung auf ihn gefallen? Goethe kennen heißt sein Leben kennen wie sein Werk. (Wie sein Werk ... Denn auch solche Kostgänger hat unser Herrgott, die in der Goethe-Literatur Bescheid wissen und nicht in Goethes Dichtungen!) Goethes Freund zu werden, dazu ist ein Gnadenbrief der Schöpfung erforderlich, die uns die rechte Seele, die rechten Sinne gibt; und jener Eifer, der „immer strebend sich bemüht". — Ein Menschenleben kann nicht zu viel eigene Werte haben, es in Goethe zu leben.

Ein Freund Goethes, solchen Titels wert ist Wilhelm Bode in Isseroda. Er hat viele Verdienste um die Goethe-Wissenschaft erworben, aus Schächten manchen Schatz gehoben, wichtige Akten der gewesenen Zeit aufgefunden. Seine Werke über die Herzogin Amalie von Weimar und besonders über Charlotte von Stein sind mit ihrer Vollständigkeit der Quellen und ihrem psychologischen Aufbau abschließende Forschungsergebnisse, hinter denen jede weitere Debatte unnütz geworden ist. Doch was ist das Beste an diesem Freunde? Daß er Goethe nicht bloß ausforscht und kennt, daß er Goethe lebt. Er nimmt den Leser an der Hand und führt ihn zu Goethe hin. „Meine Bücher schreibe ich nicht für andere Goethe-Forscher", sagt Bode und lehnt damit bescheiden die Prämien ab, die die Goethe-Historie und die Goethe-Philologie ihm zuerkennen müssen. Auf diese Errungenschaften, so meint er wohl, käme es so sehr nicht an; und das meiste, das sein Gelehrtenfleiß gefunden, vermischt er in seinen Büchern, ohne prahlend Aufhebens zu machen, mit dem Längst- und Allbekannten. Doch weiß er gestaltend zu wählen, und was irgendwo zwischen Buchdeckeln als totes Wissen lag, wird bei Bode lebendig und gliedert sich in neugefundner Harmonie dem Organismus Goethe ein. Das gilt von allen seinen Büchern: von seiner „Charlotte von Stein", wie von „Goethes Leben im Garten am Stern", von „Goethes Lebenskunst" und von den „Stunden mit Goethe".

Wilhelm Bodes Goethe-Bücher sind in der Mittlerschen Verlagsbuchhandlung, Berlin, erschienen. Hier auch das jüngste Werk: „Der fröhliche Goethe". Das ist ein heiteres Lesen in einem — Erbauungsbuche. Aus der Dichtung und dem Leben des Meisters ist der Stoff gesammelt und geschichtet, die Dichtung und das Leben durchdringen, verschlingen sich. Goethe war nicht, wie die Geblendeten glaubten, zum Glück geboren. Die fletschenden Hunde des Schicksals bedrohten auch ihn, und das Maß der dionysischen Leidenschaften, die ihn in Verzweiflungen und Einsamkeiten jagten, ahnen wir in seiner apollinischen Helle. Er hatte die stärkste Kraft: die des Bändigers, des Überwinders. Das Furchtbare der Elemente im eigenen Innern löste er in Heiterkeit auf. Das war die Weisheit seiner Natur, seine große Lebenskunst. Der fröhliche Goethe ist der tätige Goethe. Wer uns in Goethes Frohsinn einführt, führt uns zu den Quellen seiner Tatkraft. So ergänzt das letzte Buch Wilhelm Bodes die schöne Fülle, die dieser nachgeborne Lebensgenosse Goethes aus Dichtung, Schicksal und Persönlichkeit des Weisen in schon so vielen Schalen gesammelt hat.

Hermann Kienzl



Lese

Von den Milliardären in Neuyork

Die nordamerikanischen Milliardäre und Millionäre erfreuen sich in ihrer Heimat nicht jener Hochachtung, wie sie ihnen in Europa von Hotelbesitzern, Bilderhändlern und leider auch in hohen Kreisen zuteil wird. Bei der Bevölkerung der Union besteht eine tiefgehende Abneigung gegen den großen „befleckten" Reichtum, weil er nicht in ehrlicher Arbeit, sondern nur durch weitgehende Ausbeutung der Massen, durch Boden-, Waren-, Eisenbahn- und Börsenspekulationen gewonnen wurde.

Gerhart Hauptmann hat in seinem neuen Roman „Atlantis", der zum größten Teil in Neuyork spielt, offenbar auf Grund eigener Anschauung an Ort und Stelle, diese Milliardäre und ihre Stellung in der Bevölkerung scharf gekennzeichnet. Da heißt es u. a.:

„Es ist für die Besitzer der Paläste in der Fifth Avenue ein nicht zu unterschätzendes Glück, daß ihre Köpfe meist kretinisiert und ihre Ohren mit Taubheit geschlagen sind. Sonst würde keiner von ihnen auch nur vorübergehend zum Genuß seines Daseins gelangen. Man kann sich in Europa nicht vorstellen, von welcher Fülle von Flüchen und Verwünschungen die Umgebung der Häuser der Goulds, der Vanderbilts usw. verfinstert ist. Millionenfach täglich werden ihre Mauern von Blicken der Wut, des Hasses, des Neides und der tiefsten Verachtung getroffen, so daß man sich fragt, wie es kommt, daß sie nicht hunderttausendfach durchlöchert sind. Diese Häuser werden den Fremden in Neuyork etwa so gezeigt, wie der Tower in London oder in Deutschland eine mittelalterliche Richtstätte, eine Folterkammer, eine Staupsäule oder ein Burgverlies. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Tyrannen des alten Griechenlands stärker als die Besitzer jener Paläste allgemein gehaßt und verachtet gewesen sind. Allerdings auch gefürchtet, muß man hinzusetzen. Diese langweiligen Sandstein- und Marmorpalais werden angesehen wie auf Jahrmärkten Käfige wilder Tiere, oder wie man Gebäude ansehen würde, die aus den blutigen Judaspfennigen erbaut worden sind, um die der Sage nach ein Jünger Jesu den Meister verriet."

* * *

Sammlung

Unter diesem Titel finden wir einige vorzügliche Gedanken in einem Leitartikel (Meta Schneider-Weckerling) der „Christlichen Welt".

Es wird von uns modernen Menschen eine „fast überweiterte Aufnahmefähigkeit gezüchtet oder doch verlangt", ohne Rücksicht auf unsere Verarbeitungskraft. Und so rächt sich der Organismus; er versagt; er wird „nervös". Denn allzu große Expansion, Ausdehnung und daraus folgende überspannte Aufnahmefähigkeit des menschlichen Geistes und Gemütes macht nervös. Sammlung aber, Beschränkung macht stark.

„Der gesammelte Mensch macht immer den Eindruck eines solchen, der noch einen ungebrochenen Kraftvorrat im Hintergrund mit sich führt, den er weise für besondere Fälle aufspart. Die Größe dieses latenten Kraftbesitzes ist zugleich der Gradmesser seiner Persönlichkeit. Eine wirkliche Persönlichkeit macht immer den Eindruck des Gesammeltseins. Man klagt, daß die Persönlichkeit in unsrer Zeit so selten würde. Sie wird so selten, weil die Sammlung uns so schwer fällt. An unsren Seelen zerren und reißen täglich Eindrücke, die den Menschen früherer Zeiten unbekannt waren. Und doch liegt auch in uns die Sehnsucht, jene innere, geschlossene Größe zu erlangen. Sie wird uns in dem Maße zuteil werden, wie wir es wieder lernen, uns zu sammeln."

Manche Mittel — heißt es dann weiter —, die einst unsre Altvorderen zur Sammlung anwandten, haben wir heute nicht mehr. Vielen sind die Sammlungsstunden der Gottes-

häuser, der Feierabend, die Dämmerstunde, der Sonntag in ihrem Zweck und Wesen fremd geworden.

„Alle diese Feierklänge waren unsren Altvorderen Mittel zur geistigen Sammlung, bewußt oder unbewußt. Sie hatten auch Zeit zum Dankbarsein. Der gesammelte Mensch ist leichter dankbar, auch in schweren Zeiten, und wenn er es nur still und unausgesprochen dafür ist, daß er die Kraft in sich fühlt, das alles zu tragen. Kraft ist immer eine Art Glück; nur Unkraft, Angst, Verzweiflung sind das Unglück der mit Unraft Behafteten, der Ungesammelten.

Um den gesammelten Menschen ist etwas Klassisches. Jene griechischen Statuen, die wir so sehr bewundern, scheinen diese unangebrochenen inneren Kraftvorräte zu besitzen, die uns Modernen nur zu oft fehlen. Das zieht uns auch unbewußt so stark zu ihnen hin. Und außerdem machen sie den Eindruck vollständigsten Gesammeltseins. Eine große Kraft ist in Haltung und Gebärde über diesen ruhevollen Gestalten ausgegossen, die Kraft des vollendeten In-sich-beruhens. Es fragt sich, ob jene dargestellten Menschen mehr durch ihre äußere vollkommene Schönheit wirken oder durch ihre geistige, die sie ausdrücken. Sie scheinen gefaßt. In sich selbst gefaßt, wie es die deutsche Sprache so schön ausdrücken kann. Oder, wie es in jenem alten Kirchenlied so treuherzig-naiv heißt: ‚Man halte nur ein wenig stille und sei doch in sich selbst vergnügt ...‘

Wie fern liegt dem modernen Menschen dieses naive, stille In-sich-selbst-vergnügt-sein, wie es sich etwa in den Bildern Ludwig Richters so seelenvoll und herzig darstellt!

Gesammelt erschien mir einmal ein ganz junges, vierzehnjähriges Dorfmädchen, das den Laufdienst bei mir versah. Es hatte eine blutarme, feine, nachdenkliche Mutter unheilbar krank daheim liegen, die abends noch von ihrem Manne gescholten oder geprügelt wurde, wenn er zuviel getrunken hatte. Dazu versorgte sie noch ihre zahlreichen jüngeren Geschwister und hatte Zeit, noch täglich den Laufdienst bei mir zu versehen. Das Mädchen sah stets aus, als hätte es Zeit, schien immer fertig zu sein und bereit! Lachen sah ich sie nie, sie war über ihr Alter ernst. Ihre Mutter lag sehr reinlich gebettet und wohlversorgt in ihren Kissen. Das Mädchen hatte etwas Gehaltenes. Gewiß war diese Anlage zur Gehaltenheit bei ihr auch angeboren und von ihrer feinen und frommen Mutter gepflegt, wenn auch in dem für sie so früh beginnenden Lebenskampf noch besonders stark ausgebildet. Dieses vierzehnjährige Mädchen machte bereits den Eindruck einer Persönlichkeit.“

* * *

Der literarische Lieblingsheld Frankreichs

Das „Journal“ hatte an seine Leserinnen die Frage gerichtet: „Welches ist der literarische Held, der Ihnen am teuersten ist?“ und an seine Leser: „Welches ist der literarische Held, der Sie hätten sein wollen?“ Das Ergebnis, das aus den Antworten hervorgeht, beweist nach der „Frankfurter Zeitung“ eine sehr interessante Wandlung in den Anschauungen und Gefühlen der gebildeten Franzosen und Französinnen. Denn früher wären gewiß bei Männern und Frauen die Helden Alexandre Dumas', Victor Hugos, Graf von Monte Christo, d'Artagnan oder Athos aus den „Drei Musketieren“ oder Jean Valjean, Ruy Blas, Hernani mit Goethes Werther an erster Stelle gekommen. Das hat sich nun aber sehr geändert. d'Artagnan und Jean Valjean figurieren zwar noch immer an sehr hervorragender Stelle, sind aber von dem ersten Platze auf beiden Seiten, männlicher wie weiblicher, von Cyrano de Bergerac verdrängt worden. Die Mehrheit ist auf der weiblichen Seite für diesen Helden Rostands viel größer als auf der männlichen, während allerdings Werther bei den Damen in Gunst geblieben ist und an vierter Stelle (nach Valjean und d'Artagnan) kommt, bei den Männern aber viel weiter zurück ist.





Die Hellerauer Schulfeste

Von Dr. Karl Storck

Es wird wohl erst eine spätere Zeit imstande sein, voll zu ermessen, was diese ersten Hellerauer Schulfeste bedeutet haben.

Nach meinem Gefühl ist zum erstenmal trotz der feierlich angekündigten Festspiele an den verschiedenen Orten, trotz unserer vielen Musikfeste, trotz des Schönen und Großen, was bei all diesen Gelegenheiten geboten wird, — ich sage, trotz alledem ist hier für mein Gefühl zum erstenmal der künstlerische Festgedanke im höchsten Sinne einer sozialen Institution Tatsache geworden. Wohl ist es nur ein enger Kreis, in dem das Fest gefeiert wird, aber für diesen ist es in einer Weise aus dem Leben herausgewachsen, ist es in einem Grade Ausdruck dieses Lebens, Krönung, aber auch Notwendigkeit dieses Lebens, wie es mir von keinem anderen Falle bekannt ist.

Ich glaube gern, daß für die meisten diese Tatsache verdunkelt sein wird. Ganz sicher wird sie bei den eigentlichen Festaufführungen nicht so deutlich hervortreten, wie bei den Hauptproben, unter deren Eindruck ich diese Zeilen schreibe. Denn wie die Verhältnisse nun einmal liegen, bedarf ein so großes Unternehmen der finanziellen Stützung, und dafür ist eine Propaganda notwendig, deren Ruf nicht immer von jenen vernommen und noch seltener befolgt werden kann, an die man sich eigentlich im Geiste wendet. Und so werden viele zu den Festen kommen, die überall hingehen, wo sie ein Sensationelles vermuten; sie werden kommen und wie überall, wo sie hingehen, nur sich selber finden. Die Befürchtungen, die von den Kennern der Hellerauer Arbeit gehegt wurden, haben sich ja niemals gegen diese Arbeitsleistungen gerichtet, sie gipfelten immer nur in der Frage: Werden die Besucher sich richtig einstellen können für das ihnen hier Gezeigte? Und auch hier war es wieder nicht die Angst, daß das Gebotene an sich zu neu, zu andersartig sei, um gleich in seiner vollen Bedeutung begriffen zu werden; dafür durfte man auf die sieghafte Kraft der Schönheit vertrauen. Auch hier handelte es sich vielmehr um den Geist, um die Gewinnung eines künstlerischen Gemeingefühls.

Jedes wahre Fest ist ein Ausdruck dieses Gemeingefühls. Dem einzelnen kommt seine Feierstunde unabhängig vom Leben der Gesamtheit, unabhängig fast von seinen eigenen Beziehungen zur Umwelt. Für den Durchschnittsmenschen ist die Feierstunde dasselbe, was für das Genie die Stunde der geistigen Erleuchtung, der genialen Befruchtung ist. Die Umstände der Umwelt können günstig wirken und das Eintreten einer solchen Stunde vielleicht erleichtern, aber die tiefsten Gründe, weshalb wir an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde um so viel tiefer, stärker und größer empfinden, weshalb die Schönheit unsere Sinne, unsere Seele offener findet, weshalb unser Nervensystem leidenschaftlicher schwingt, unser ganzer Organismus gehobener ist, sind nicht zu ergründen. Ganz anders ist es mit den Festen der Gesamtheit. Auch hier wird man wohl umsonst nach den psycho- und physiologischen Ursachen forschen, durch die ursprünglich die Gesamtheit gerade zu diesen Zeitpunkten gewillt oder gedrängt war, Feste zu feiern, wenn es auch sehr bezeichnend ist, daß die stärksten Volksfeste ursprünglich mit den Jahreszeiten in Verbindung gestanden haben, also gewissermaßen mit den großen Momenten des Lebens der Natur zusammenfielen. Später aber, und so auch heute, sind die Feste selbst Gesetzgeber des sozialen Lebens geworden. Ich brauche nur an die Macht zu erinnern, die das Weihnachtsfest auf die Stimmung von klein und groß unwiderstehlich übt, trotzdem es so unangenehm mit dem Geschäftsleben verquickt ist. Man kann es heute wohl noch am besten in katholischen Gegenden und hier auf dem Lande verfolgen, wie hohe kirchliche Feiertage das Gesamtempfinden dee Volkes beeinflussen, wie von den Gedanken und Erwartungen auf ein Fest das Gesamtwesen der Menschen so durchdrungen wird, daß wirklich an dem bestimmten Tage die Gesamtheit festlich eingestimmt ist, als Gesamtheit. Durch diese festliche Gesamtstimmung wird das Gemeingefühl auf eine Höhe gehoben, die es sonst nicht kennt, die außerhalb dieser Festzeiten höchstens erreicht wird, wenn ungeheure Ereignisse die Volksseele in eine ungewöhnliche Schwingung versetzen.

Für weltliche Volksfeste aber finden wir heute das stärkste Gefühl in der Schweiz. Zwar ist es hier vielfach in eine üble Festerei ausgeartet, aber auf der anderen Seite wird man nirgendwo sonst Festen begegnen, die in gleichem Maße wie hier eine ganze Gemeinde, einen Kanton, ja das ganze Volk in gemeinsames Empfinden, in ein gleichtaktiges Schwingen der Seele versetzen wie hier.

Als des idealen Festvolkes denken wir der Griechen. Bürgerzwiste und Krieg mußten aufhören, wenn die Festzeiten nahten. Das sonst so vielfach zerrissene Volk einte sich an festlicher Stätte zu gemeinsamem Genuß festlicher Spiele. Die Seele aller dieser Spiele aber war der Rhythmus. Im Mittelpunkt steht überall der Tanz, der Tanz freilich, wie man ihn damals verstand, der Tanz, von dem auch die religiöse Feier ausging. Man mußte also fühlen, daß das Gleichmaß der schönen Bewegung einer vorspielenden Schar sich der Gesamtheit mitteilt und diese Gesamtheit in gleiche rhythmische Schwingung versetzt. Einen anderen Grund noch muß die Macht dieser rhythmischen Bewegung haben. Es ist die Freiheit vom Problematischen, die Einfachheit selbst in der höchsten künstlerischen Vollendung. Das alles ist schöne Sinnlichkeit, die von jedem

aufgenommen werden kann, die keine Vorbedingung geistiger Bildung stellt. Wir alle haben die gleichen Körper, wie alle von Natur die gleichen Fähigkeiten der Körperbewegung; wir alle sind von Natur imstande, unsere Gefühle durch diese Bewegungen des Körpers auszudrücken. Die Gebärde ist die Universalsprache der Welt. Es sind aber immer die elementaren Dinge, die am elementarsten, am urgewaltigsten wirken.

Vielleicht liegt es daran, daß hier in Hellerau der Rhythmus in den Mittelpunkt der Erziehung gestellt ist, wenn wir das sichere Gefühl bekommen, die Feste dieser Schülergemeinschaft müßten auf die Teilnehmer Wirkungen des Gemeinempfindens auslösen, wie sie sonstwo nicht zu gewinnen sind.

* * *

Wer nach Durchquerung der Militärquartiere der Dresdner Neustadt an Kasernen und Arsenalen vorbei das in ein hügliges Wald- und Ackergelände gebettete Hellerau betritt, den muß das Gefühl überkommen, an einem Orte zu weilen, an dem das Leben auf anderen sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen sich aufbaut, als anderwärts. Ein wunderbarer Geist des Gemeinsinns muß hier walten, denn alle die Häuser, so verschieden sie untereinander sind, wirken doch wie Angehörige derselben Familie, und so sehr man das Gefühl hat, daß jeder einzelne für sich hier sein Heim habe, auf seinem Boden hause, so spürt man doch, daß es gemeinsame Gedanken, gemeinsame Ziele sind, in denen sich hier Menschen zu einer Gemeinde vereinigt haben. Alles Zufällige scheint ausgeschlossen; ebenso aber auch die Willkür. Das Ganze ist sinnvoll, und so bedeutsam einzelnes hervorstechen mag, es scheint doch in einem über allem Persönlichen Stehenden zu liegen.

Es wird ein andermal von der Bedeutung des Ortes Hellerau die Rede sein müssen. Heute nur soviel, daß hier der Gartenstadtgedanke, der in England durch Ebenezer Howards 1898 erschienenes Buch „Garden cities of to-morrow" (deutsch als „Gartenstädte in Sicht", Jena 1907) so rasch tätige Begeisterung geweckt hatte, zur bis jetzt schönsten Wahrheit für Deutschland geworden ist. Die Bodenreform ist hier in einem umgrenzten Bezirke vollzogen.

Was Hellerau zu allermeist von anderen ähnlichen Gründungen unterscheidet, ist der sozial-künstlerische Geist, der hier lebt. Wie schon die hohe Bedeutung, die man der architektonischen Gestaltung beimaß, zeigt, war hier ein Glaube an die Kunst lebendig, wie er sonst bei Gründungen, die aus einem so realpolitischen Geiste heraus geschaffen worden sind, auch dann nicht vorhanden war, wenn man tüchtige Architekten mit der ersten Ausgestaltung betraute. Und so lag es denn auch von vornherein in der Absicht der Gründer, das Leben der Bewohner Helleraus nach Kräften mit Kunst zu durchdringen. Natürlich dachte man auch an die Musik. Und da lenkten sich von Anfang an die Blicke auf Jaques-Dalcroze, der hier das musikalische Leben organisieren sollte, von dem man wohl auch ein Festspiel und ähnliches erwartete. Als aber die beiden Brüder Wolf und Harald Dohrn für sich selber das Erlebnis der rhythmischen Kunst gewannen, indem sie Vorführungen von Jaques-Dalcroze beiwohnten, da erstand in diesen beiden Männern ein viel kühneres Bild einer zukünftigen Wirksamkeit des großen

Musikpädagogen. Dieser aber zog Hellerau jeder anderen Berufung vor unter der bezeichnenden Begründung, daß er anderswo nur eine Musikschule würde gründen können, hier aber den Rhythmus zu einer sozialen Institution erheben zu können hoffe.

So ist denn hier die „rhythmische Bildungsanstalt" ins Leben gerufen worden, die viel mehr ist, als bloß eine Hellerauer Schule. Ein seit der Renaissance, wo kunstsinnige Fürsten einem Künstler seine Träume verwirklichten, vielleicht kaum wieder vorhandenes Beispiel für die Art, wie einem künstlerischen Geiste die Mittel zur Verwirklichung seiner künstlerischen Gedanken bereitgestellt wurden, ist die Bildungsanstalt heute eine Schule, die in der Welt ihresgleichen nicht hat. Jünglinge und Mädchen aller Nationen kommen hierher, um das Lebenselement des Rhythmus in sich auszubilden und es dann hinauszutragen in die Welt.

Durch die Bildungsanstalt hat Hellerau auch einen neuen architektonischen Mittelpunkt erhalten. Er ist die Krönung des Ganzen, wie die Anstalt selbst weithin sichtbar auf der Anhöhe liegt. Und dieser Bau ist mehr geworden, als ein Mittelpunkt für diesen an künstlerischen Architekturwerten so reichen Ort: er ist ein Markstein in unserer ganzen neuen Architektur. Heinrich Tessenow ist sein Erbauer. Als Jaques-Dalcroze die von mancher Seite befehdeten Pläne zu Gesicht bekam, schrieb er an die Leiter der Gartenstadt: „... Vom technischen Gesichtspunkte aus befriedigen mich die Pläne von Tessenow vollkommen. Und damit will ich sagen, daß ich alle Raumverhältnisse darin so verwirklicht finde, wie ich sie wünschte. Aber darüber hinaus muß ich mit der größten Freude feststellen, daß auch meine moralischen und künstlerischen Ziele von Tessenow vollkommen verstanden worden sind. Der Stil seiner Bauten paßt in seiner Einfachheit und Harmonie vollkommen zu dem Stil der rhythmischen Körperbewegung, was für die besondere Art der Raumgestaltung ungemein wichtig ist. Für die Kunst, die ich erneuern möchte, ist die Mitarbeit des Raumes unbedingt erforderlich, aber wohlverstanden, eine Mitarbeit, die ihr nichts von ihrer Freiheit und Ursprünglichkeit nimmt, die ihr zwar neue Anregung gibt, sie aber doch nicht unwiderruflich festlegt und sie nicht von sich abhängig macht. Das ist es, was Tessenow in erstaunlichem Maße begriffen hat."

So hatte also Jaques-Dalcroze seinen Architekten gefunden, und es ist das Verdienst Dr. Dohrns, allen Widerständen zum Trotz es durchgesetzt zu haben, daß dieses glückliche Zusammentreffen nun auch sichtbare Früchte trug und so das Haus erstand, wie es Jaques-Dalcroze für seine Kunst des Rhythmus brauchte, wie es ein wesensverwandter Baukünstler aus dem Geiste desselben Rhythmus heraus erschaut hatte. Der romanische Schweizer und der Mecklenburger verstanden sich auf den ersten Blick in der Universalsprache des Körper gewordenen Rhythmus.

Heinrich Tessenow hat von der Pike auf gedient. Drei Jahre Zimmermannslehrling, zwei Jahre Geselle, ein Jahr Polier, dann mit siebzig Mark monatlich Baugewerkschüler, dann anderthalb Jahre auf der Hochschule in München, dann bei Dülfer und Schulze-Naumburg im Atelier und danach Lehrer in Trier.

Von dort kam er nach Dresden-Hellerau. Hier in Hellerau hat er eine Reihe von Einfamilienhäusern gebaut. Die Häuser berühren einen im ersten Augenblick fremdartig; gegen die Reihen von Riemerschmid und Muthesius wirken sie nüchtern, fast kalt. Sie sind von einer geradezu puritanischen Strenge und einer Sachlichkeit, die etwas Herbes, Unfreundliches hat. Zunächst! Es ist mir mit diesen Häusern ganz merkwürdig gegangen. Ich komme ja nur in längeren Zeitabständen nach Hellerau. Schon beim ersten Wiederkommen fand ich zu meiner Überraschung, daß mir die Häuserreihe Tessenows trotz des oben geschilderten Eindruckes, den ich mitgenommen hatte, am genauesten im Gedächtnis haften geblieben war. Und seither sind mir die Häuser mit jedem Besuch lieber geworden. Ich habe längst eingesehen, daß, wenn sie mich zunächst fremdartig berührten, der Grund dafür bei mir lag, weil ich unfähig war, gleich die Schönheit, weil Notwendigkeit, dieser Strenge zu fühlen. Und heute habe ich auch nicht mehr das Gefühl des Unfreundlichen. Wenn ich in einem dieser Reihenhäuser wohnen sollte, ich würde eines von Tessenow wählen, und zwar weil die Schönheit des Tessenow-Baues mit der Dauer für den Bewohner zunehmen muß, während so manche Liebenswürdigkeit, mancher Reiz der Häuser der anderen doch im Laufe der Zeit mit der Gewohnheit verblassen wird. Diese Häuser Tessenows sind wieder einmal ganz Architektur; ihr Leben beruht auf dem Verhältnis der Maße. Sie suchen keine andere Schönheit, als die der gegenseitigen Abstimmung von Flächen, von Fenstern, Türen, Gesimsen, von Dach und Giebel. Das alles klingt zusammen, es ist mit einem Worte rhythmisch.

Vielleicht daß einem dieses Gefühl erst so recht aufgehen konnte, seitdem Tessenows Anstaltsbau fertig dasteht. Denn in ihm lebt ein Rhythmus von bezwingender Kraft.

Es ist doch ein Heiliges und Heiligendes um das Dienen. Diese völlige Hingabe an eine Sache, dieses Sich-voll-einleben und nur mit dem einen Gedanken sich geradezu zur Einheit Verdichten-können muß zu einer großen Gestaltung führen, wenn die Sache groß ist. Und wie die rhythmische Gymnastik, wie sie uns Jaques-Dalcroze neu gegeben hat, ein Erziehungsmittel aus der Praxis für die Praxis ist und doch auf der anderen Seite hinaufwächst in höchste künstlerische Gestaltung, so ist in diesem Heim des Rhythmus eine bis ins einzelne gehende Zweckerfüllung mit großartiger Monumentalität vereinigt. Und wenn es das Höchste und Letzte der rhythmischen Erziehung ist, Ordnung zu schaffen im inneren und äußeren Menschen, das Gleichgewicht herzustellen zwischen den Kräften des Innenlebens und ihren Betätigungen nach außen hin, so ist hier restlos ein Gleichgewicht zwischen Innenraum und äußerer Form. Nichts am Äußeren ist angeflickt, nichts willkürliche Zutat, alles ist nur der sachgemäße Ausdruck des dahinter Stehenden. Und dieses Innere ist ein Muster von Zweckdienlichkeit, und nur im steten Hinblick auf den Zweck gestaltet.

Der Geist des Gleichgewichts, der Symmetrie, belebt die ganze Anlage. Beherrschend zwingt immer wieder den Blick auf sich der Mittelbau. In ihm herrscht einzig die Vertikale. Es ist ein geradezu jauchzendes Hinaufwachsen zur Höhe in den viereckigen, kaum profilierten Seitenpfeilern mit dem hohen Giebel.

Nur dieses unaufhaltsame Hinaufwachsen herrscht, die Gesimse sind flach und hemmen nicht die Bewegung, der sie doch Festigkeit verleihen; Fenster und Türen wirken nur als Flächen. Diesem Mittelbau entspricht im Innern der große Festsaal. Als ich diesen Raum zum erstenmal betrat, da beschlug mich das Empfinden des gebändigten Raumes. Das ist nur Raum, schweigender Raum. An alte Basiliken dachte ich; der Gedanke an die Predigtkirche, die erst durch die Versammlung der Gemeinde entsteht, schoß in mir auf. Aber eben nur so, daß man Verbindungen gewinnt; denn was hier geschaffen ist, ist durchaus neu und aus diesem Gedanken eines Festspieles heraus geschaffen, wo Spielende und Zuschauer eine große gemeinsam feiernde Einheit werden.

Die beiden niederen Flügel zu beiden Seiten des Mittelbaues bergen nach vorn die durch breite Fenster gekennzeichneten Treppenhäuser und dahinter die zahlreichen großen und kleinen Unterrichts- und Verwaltungsräume, die Bäder usw. Dieses Hauptgebäude ist die Rückwand eines Hofes, der im übrigen von einer durch Mauern und Laubengänge verbundenen Reihe von Nebengebäuden umrahmt wird, die die Wohnungen für Lehrer und erwachsene Schüler enthalten, während außerhalb dieses Hofes die wieder massiger gehaltenen Pensionsgebäude stehen.

Tessenows ureigenste Kunst ist es, in Massen und Maßen zu denken. Die Maße sind so zwingend getroffen, die Massen sind so sicher gegeneinander abgewogen und eingesetzt, daß man etwa in der Mitte des Hofes stehend jetzt schon jene Gebäude zu sehen vermeint, die zwar in der Gesamtanlage gedacht, aber vorläufig noch nicht errichtet sind. Ich habe keinem anderen Bauwerk der Neuzeit gegenüber so das reine Gefühl der Architektur gehabt, wie bei diesem Werke Heinrich Tessenows. Das Letzte vom Kunstgewerblertum, das eigentlich in unserer ganzen neuen profanen Architektur mitwirkt, ist hier überwunden. Und wenn auf jeden plastischen Schmuck verzichtet ist, so wirkt das nicht nüchtern oder kalt, sondern scheint ein Ausdruck dafür, daß die Menschen, die diesen Raum bevölkern, ja selber zu lebenden Kunstwerken erzogen werden sollen; daß die Bewohner gewissermaßen als sprechende Kunstwerke in dem schweigenden Raume stehen.

Noch ein anderes starkes Gefühl überkommt uns: es ist der Bau einer Gemeinschaft. Der eine wird mehr an das antike Gymnasium denken, der andere an edle italienische Klosteranlagen. Eine Heimstätte ist es jedenfalls für eine erlesene Gesamtheit von Menschen, die alle einem gleichen hohen Zwecke in Schönheit leben. Und seltsam, wie gerade die einfachen, strengen Übungen der rhythmischen Gymnastik im Turnenden wie im Zuschauer allmählich ein Gefühl elementarer Freudigkeit auslösen, so wirken diese sachlich ernsten Bauten durch die überzeugende Kraft aller Maße, die klingende Harmonie aller Verhältnisse zu einem Akkord beglückender Ordnung zusammen. Was zuerst Strenge war, wird Würde, und das wuchtige Hinaufwachsen wird, unterstützt von dem Lichtakkord der weißen und gelblichen Mauerflächen zu dem hellroten Dache, zu einem Emporstreben aus Freude. —

* * *

Drei Kräfte des Lebens habe ich bei diesen Aufführungen in dankbarer Erschütterung, mit einer Stärke und Reinheit erlebt, wie nie zuvor in meinem Leben: Die zwingende Macht des Raumes, die Beseeltheit und beseligende Kraft des Lichtes und die Schönheit des menschlichen Körpers.

Ich habe von Tessenows Festsaal gesprochen. Der Raum ist jetzt, wo er für die Aufführungen hergerichtet ist, fast noch schweigsamer geworden, als zuvor. Über den Stuhlreihen, die amphitheatralisch aufsteigen und unmittelbar in den Raum für die Aufführungen übergehen — nur das tiefgelegte Orchester ist dazwischen — liegt die Erwartung auf ein Kommendes. Es gibt hier nichts anderes, als diese eine Beziehung. Es ist volle Einheit zwischen dem Raume für die Aufführungen und den Zuschauern. Aber nicht den Saalbau meine ich, wenn ich sage, daß mir noch nie im Leben das Raumgefühl in solchem Maße als künstlerische Kraft zum Bewußtsein gekommen sei; denn wer hätte noch nicht gewaltige Raumeindrücke gehabt?! Noch heute benimmt es mir den Atem, wenn ich mir die Erinnerung ins Gedächtnis zurückrufe, da ich zum erstenmal den Mailänder Dom betrat! Was man hier bei diesen Aufführungen zum erstenmal bekommt, ist das Erlebnis, wie durch geringe Veränderungen in der Gliederung des Raumes unsere Phantasie beeinflußt, ja nach Belieben gelenkt werden kann.

Die Tanzszenen, die vorgeführt werden, das große Tanzspiel — die gewohnten Ausdrücke Pantomime oder Ballett widerstreben einem — „Echo und Narzissus“, der zweite Akt des „Orpheus“, spielen in einer bestimmten Szenerie, in einer Landschaft, in sonstigen Räumen, zu deren szenischer Verwirklichung unsere heutigen Bühnen alle Künste der Maschinerie und Dekorationsmalerei aufbieten würden. Hier gibt es nichts anderes, als eine sehr sinnreiche Treppenanlage, die eine Fülle von Abwandlungen zuläßt. Und siehe da, es ist jedesmal ein anderer Raum, der sich vor uns auftut. Nicht solange er leersteht, aber in dem Augenblick, in dem ihn die Menschen betreten.

Ich glaube nicht an Phantasielosigkeit beim geistig gesunden Menschen. Der Fall mag häufig sein, daß die Phantasie des einen den Ausdruck der Phantasie eines anderen nicht versteht und darum nicht folgen kann. Aber die eigene Vorstellungskraft reicht bei jedem zu, um sich die elementaren Erscheinungen der Welt zu vergegenwärtigen. Nun wohl, hier bleibt jeder Herr über seine eigene Phantasie. Man sagt hier: Da ist ein Wiesenabhang, dort ist ein Teich, auf dem Boden blühen Blumen. Es gibt keinen, der sich das nicht denken kann. Du kannst widerstreben, wenn dir ein schlecht gemalter Wiesenabhang aus Holzpappe hingestellt wird; gerade der einfache Sinn mag sich auflehnen gegen den Teich aus Leinwand; der feiner Empfindende wird gestört, wenn auf dem Rasen die Füße geräuschvoll auftreten, so daß man die Bretter hört; die pflückende Bewegung gegen gemalte Blumen mag einem kindisch erscheinen. Aber wenn von alledem nichts vorgemacht ist, wenn du es dir denkst, — deinen Gedanken glaubst du. Dafür haben Veränderungen im Raume stattgefunden, an und für sich kaum merkliche, durch die die sich im Raum bewegenden Körper ein anderes Verhältnis zum Raume gewinnen. Darin liegt das Wesentliche, das Beglückende. Ich kann es nicht anders nennen, denn ich vermag es nicht zu erklären; man kann es nur erleben.

Wenn Orpheus aus höchster Höhe langsam die Treppen niedersteigt, wenn von drunten die Schatten heraufdrängen zum Licht, hinabgestoßen werden von den Mächten der Finsternis; wenn schließlich sich die beiden Welten einen, da ist eine Fülle von Stellungen innerhalb des Raumes, die nicht zu ahnen sind. Der Raum lebt! Er ist nicht mehr bloß Umhüllung, Umspannung; er ist mitwirkende Kraft, Mitgestalter dieses Lebens.

Er ist der Allkörper; die Seele in diesem Körper aber ist das Licht.

Von der Urgewalt des Lichtes wissen wir alle. Sie ist so ungeheuer groß, daß das Licht die stärkste mythenbildende Kraft aller Zeiten gewesen ist. Licht und Finsternis sind die Pole unseres ganzen geistigen, unseres religiösen Lebens, wie sie die Mächte unseres irdischen Handelns sind. Was das Licht draußen in der Natur vermag, weiß jeder, der nicht gefühllos ist gegen den sich verdunkelnden Himmel, gegen hereinbrechende Gewitter, gegen die Wunderkraft der Sonne, die aus dunkelm Gewölk erlösend herniederschaut auf die in ihrem Lichte aufatmende Welt. Die Macht des Lichtes kennt von alters her auch die Kunst. Die Malerei lebt vom Licht; einer aber hat erkannt, daß jede Welt ihr Licht habe. Und wenn die Gottheit bei der Erschaffung der Welt ihre Schöpfermacht zuerst darin bekundete, daß sie sagte: Es werde Licht! und damit das Licht, wie es im Schöpfer lebte, der Welt aufzwang, so hat der Künstler als Gottschöpfer seiner Welt für diese seine Welt sein Licht. Rembrandt hat uns diese Lichtwelt der Malerei gegeben; er strebt keine Nachahmung des Lichtes an, wie es draußen die Natur besitzt; er tritt nicht in Wetteifer mit Lichtwerten der wirklichen Welt, — das Bild im Rahmen, das ist seine Welt. Dieser Welt gibt der Künstler sein Licht, und innerhalb dieser Welt schaltet er frei mit den Kräften des Lichtes.

Im Hellerauer Festspielhaus schaltet man aus diesem selbstherrlichen Schöpfergeiste heraus mit den Kräften des Lichtes im geschlossenen, künstlerisch beherrschten Raume. Eine schlechthin geniale Lichtanlage, um die der Maler Alexander von Salzmann das größte Verdienst besitzt, ermöglicht ein Arbeiten mit der Kraft des Lichtes, das ein vollkommenes Seitenstück zum Helldunkel Rembrandts ist oder doch werden wird. Auch Rembrandt war nicht vom ersten Bilde ein Meister in der Verwendung des erkannten Mittels. Man wird auch in Hellerau das technische Können mit der Übung vervollständigen. Aber schon jetzt vermag man ein Crescendo und Decrescendo der lichten Helligkeit im Raume, von dem wir bisher gar keine Ahnung hatten.

In der Pantomime „Echo und Narzissus“ schleicht sich Echo in ihrem Liebessehnen zum schlafenden Narziß, Erlösung zu suchen von den ungekannten Gefühlen, die ihr Herz bedrängen. Der auferwachte Jüngling verschmäht ihr Sehnen und eilt lachend und unbekümmert weg. Da verdunkelt sich dem Weibe das Leben. Das Licht der Freude, der Seligkeit, von dem es bisher durchleuchtet gewesen, scheint nicht mehr. Schatten der Trauer brechen herein, ungeahnte Dunkelheiten tun sich auf; der verscheuchte Sinn sieht nur Finsternisse. Da löscht das eigene Lebenslichtlein aus — es herrscht das Dunkel des Todes. Ich werde es nie vergessen, wie die Mädchengestalt oben vor der grauen Wand stand, in schlichtester Gebärde in sich zusammensank und nun von Stufe zu Stufe die Welt rings sich verdunkelte, bis es Nacht war, die Nacht des Todes.

Das Licht leuchtet in Finsternisse. Eine Offenbarung für alle, die sehen wollen, wird dank dem Lichte der „Orpheus“ sein. Der große Inhalt aller germanischen Kunst ist dieser Kampf zwischen der Welt des Lichts und der der Finsternis, der bereits die Seele unserer deutschen Mythologie ist. Jene, die in Jaques-Dalcroze so gern den Romanen sehen, werden in Zukunft gestehen müssen, daß er es war, der in einem der edelsten Werke deutscher Kunst dieses deutsche Problem entdeckte. Glucks „Orpheus“ ist in seinem innersten Wesenskern nichts anderes, als dieser Kampf zwischen Licht und Dunkel. Es ist ein Drumherum geblieben, gegen das Gluck im Banne seiner Umwelt nicht Meister geworden ist. Aber als edler, süßer Kern steckt in der Schale der Konvention und Überlieferung: Orpheus ist das Licht, er steigt nieder in die Hölle der Finsternis, um dem Dunkel die Geliebte seines Lebens abzuringen. Die Schatten, die hier in der Unterwelt sind, sind die Beute, die die Mächte des Dunkels (Furien, Larven) — die antike Mythologie machte es Gluck unmöglich, einfach Teufel zu sagen — der Welt des Lichtes droben abgejagt haben und unten gefangen halten. So leben also zwei Welten im Dunkel: die eine teuflische, der das Dunkel Heimat ist; die andere aber (die Schatten) sehnt sich nach dem Lichte. Dieser Gedanke kommt überzeugend in der Musik zum Ausdruck. Ihn zum Leben erweckt, ihn zu einer schlechthin hinreißend überzeugenden Darstellung gebracht zu haben, bleibt ein unvergängliches Verdienst von Jaques-Dalcroze. —

Die Schönheit des menschlichen Körpers! Die Kunst müht sich um sie und kündet ihr Lob in tausendfältigen Gestaltungen. Und doch, eins ist der bildenden Kunst immer versagt: die Bewegung, das Leben. Schopenhauer hat uns geboten, schweigend vor Kunstwerke hinzutreten und zu warten, bis sie einen ansprechen. Man könnte das Gebot dahin erweitern, daß man auch schweigen soll über das, was einem die Kunst gesagt hat, wenn man nicht selbst Künstler ist und in Worten Erlebtes neu zu gestalten vermag. Ein Dichter könnte in den Schönheitsformen der Dichtung vielleicht eine Vorstellung dessen erwecken, was er an beseligender Schönheit in diesen rhythmischen Spielen erschaut. Ich schweige und habe genug getan, wenn ich jeden Schönheitsdurstigen beschwöre: Gehe hin und sieh! „Ein Wunder ist's, ein unbegreiflich hohes Wunder!“

Was hier geschaffen wurde, vielleicht muß man sagen: was hier entstand zur Überraschung selbst für den Schöpfer des Werkes, das ist so rein, so keusch, so ganz lauterste Kunst, daß alles, was hinzukommt, vom Übel ist. Vielleicht da und dort ein notwendiges Übel, sicher ein Übel. Kostüme, Kulissen, alles sind Fremdkörper. Der reine Raum, das reine Licht, der reine Körper! Plato preist an einer Stelle seiner „Politik“ das Griechenvolk, daß es sich dahin entwickelt habe, den nackten Körper des Menschen mit reinen Augen, nur in Freude zu sehen. Barbaren vermöchten das nicht. Die Zeiten liegen jedenfalls in weiter Ferne, wo es möglich sein würde, diese Spiele in der nackten Schönheit zu zeigen. Aber schon jetzt bleibt es darum höchstes Gebot, das Kostüm zu vermeiden; das indifferente schwarze Schultrikot bleibt unter den gegebenen Verhältnissen die einzige Lösung. —

Auf dem Heimweg fragte mich mein gleich mir aufs tiefste ergriffener Begleiter: „Und wie denken Sie sich nun die Verwendung des hier Geschaffenen

für die Welt? Was können wir für unser Theater davon nutzbar machen? Für unser Ballett, für unsere Kunst?“

Ich sah ihn ganz erstaunt an, da ich zuerst gar nicht verstand, was er meinte. Dann erst wurde mir bewußt, daß auch ich doch eigentlich mit gleichen Gedanken zu der Veranstaltung hingegangen war. Aber nun muß ich, wie dem Frager, öffentlich antworten: Das einzig Wichtige ist, daß Hellerau selbst da ist; das Notwendige, daß es uns so rein erhalten bleibt, wie es ins Leben gerufen worden ist. Daß diese Feste stattfinden, ist ein Glück; sie bilden einen Reichtum, einen Besitz für unser Kunstleben, der nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Was von dem hier Geschaffenen in unser übriges Kunstleben übernommen werden kann, wird erst die Zukunft lehren. Ohne schädigende oder doch schwächende Eingriffe wird sich wohl nichts übernehmen lassen. Anregungen dagegen zu eigenem, gestaltendem Schaffen wird jeder künstlerisch veranlagte Mensch in Fülle mit sich nehmen. Aber noch einmal: Das Entscheidende, das Wichtige ist, daß uns Hellerau und seine Festspiele so rein erhalten bleiben, wie sie jetzt sind; daß sie sich weiter entwickeln und auswachsen können zu der vollen Entfaltung der Schönheit, die wir jetzt schon in ihnen eingeschlossen sehen. Dann wird Hellerau zu einem Wallfahrtsorte werden, an dem die Quelle der Kunst in erlösender Reinheit fließt, als Heilquelle für alle jene, die da leiden an den Unzulänglichkeiten des Lebens.



Albert Welti und Alma Tadema †

Die beiden Maler, über deren Hinscheiden zu berichten ist, stellen in jedem Betracht Gegensätze dar. Schon in ihrem äußeren Schicksal. Sechsundsiebzig Jahre alt, hat Alma Tadema (geb. 8. Januar 1836, gest. 24. Juni 1912) seinen Ruhm überlebt; Albert Welti (geb. 18. Februar 1862, gest. 7. Juni 1912) war gerade durch die Pforte des Ruhmestempels eingetreten, nachdem ihm seit etwa zehn Jahren die Anwartschaft auf diese Ehre von immer weiteren Kreisen und auch außerhalb der schweizerischen Heimat zugestanden wurde.

Des Schweizers Leben ist Mühe und Arbeit gewesen. Trotz der starken Körpermaße war Welti kein gesunder Mann. Das Herzleiden, das ihn seit lange beschwerte, hat er wenig geachtet, aber die andauernden Magenverstimmungen haben sicher dazu beigetragen, daß er alles so schwer und mühsam nahm. Auch seine Kunst ist eine Mühe gewesen. Die künstlerische Veranlagung zeigte sich nicht äußerlich überzeugend. Auf dem Gymnasium galt er nicht einmal für einen guten Zeichner. So wurde er erst Photograph, und als er sich dann endlich bei der Münchener Akademie zur Aufnahme melden konnte, wurde er auch hier nicht angenommen. Mühsam nur setzte er seine Aufnahme durch und fand dann doch wenig Förderung, so daß es nicht die an der Akademie gemachten Arbeiten waren, die Böcklin bestimmten, ihn zum Schüler anzunehmen, sondern eine ganz selbständig entworfene Brunnenanlage.

Bis 1890 ist er dann bei Böcklin geblieben. Nachher hat er sich schwer gegen äußere und innere Not durchgekämpft. Die äußeren Schwierigkeiten mögen etwa seit der Jahrhundert-

wende überwunden gewesen sein; die innere Not lag in seinem Wesen. Er verbohrte sich in seine Arbeit, und wenn er einmal an einem Werke war, konnte er es nicht lassen, bevor er es gebändigt hatte. So hat er alle die verschiedenen Stadien, durch die sich ein innerlich geschautes Kunstwerk naturgemäß durchringen muß, mit dem Pinsel in der Hand durchgearbeitet. Es war ihm nicht gleich Böcklin gegeben, ein solches Bild dann einfach zeitweise beiseite zu stellen, um es wieder aufzunehmen, wenn die Frucht innerlich gereift war. So war seine Arbeit mühsam und schwer, und es ist um so bewundernswerter, daß trotzdem so viel heimliche Lustigkeit und stiller Humor darin stecken.

1908 war ihm der ehrenvolle Auftrag zuteil geworden, den Berner Ständeratssaal mit großen Wandbildern zu schmücken. Die Aufgabe lag seinem innersten Wesen kaum, denn er war eine intime Natur. Jetzt, wo er mit der Herstellung der Kartons zu Ende war, hat ihn der Tod weggeholt, mitten aus zahlreichen Arbeitsplänen; denn die während der großen Kartonarbeit bei der mit heiligem Ernste erfüllten Pflicht zurückgedrängten künstlerischen Eigenwünsche brachen ihm jetzt mit aller Gewalt hervor. —

Alma Tadema ist sein Weg viel leichter geworden. Die starke Bodenständigkeit ist eben in unserem Jahrhundert der Internationalität ein Hindernis. Während der Schweizer Welti mit den Jahren sich immer tiefer in oberdeutsches Wesen hineingrub, das Sehnen unserer Zeit in der urdeutschen Sprache Dürers und seiner Vorläufer verkündete, während er immer „bäuerlicher“ im feinsten Sinne einer alten bodenständigen Ausdruckskultur wurde, hat Alma Tadema geschmeidig den Wechselfällen des Lebens sich gefügt und das „Ubi bene, ibi patria“ in einer für die Kunst sehr seltenen Weise bekundet.

Im holländischen Friesland geboren, zeigt seine Kunst vom Holländertum höchstens den Sinn für eine gewisse Natürlichkeit der Auffassung von Lebensvorgängen und Menschen. Sonst war er selber ein Schüler der belgischen Malerei, von dem heute vergessenen Hendrik Leys in die Historienmalerei eingeführt. Er hat die genaue Darstellungsweise, die peinliche Durchführung jeder Einzelheit, die saubere, glatte Farbigkeit der Antwerpener Akademie dauernd beibehalten. Als er dann als ein Mann von einigen dreißig Jahren nach London übersiedelte, vermochte er sich so ins Englische hineinzuleben, daß gerade darauf die Eigentümlichkeit seiner Bilder aus dem alten Rom und dem alten Griechenland beruht. Denn die schönen Frauen- und Mädchengestalten, die den Hauptreiz dieser Bilder ausmachen, sind alles ins Griechische und Römische verkleidete Engländerinnen. In diesen Gestalten ist die hohe Geschmeidigkeit und Feinnervigkeit des englischen Typus, wie ihn die Präraffaeliten geschaffen hatten, durch einen kräftigen Einschuß blutvoller Sinnlichkeit belebt. Hier erreicht Tadema auch oft eine frische Natürlichkeit in Haltung und Ausdruck, die ihn vorteilhaft von seinem Mitbewerber auf dem gleichen Stoffgebiete, Leigthon, unterscheidet. Dagegen versagt Tadema bei der Darstellung von Männern. Das sind Theaterpuppen, denen die peinliche Meiningerei des Kostüms nicht zum Leben zu verhelfen vermag.

Meisterhaft ist dagegen die Behandlung des Raumes, vor allem berühmt die malerische Darstellung des Marmors. Tademas Bilder gehören zu den bekanntesten, da sie Jahre hindurch von unseren Zeitschriften wiedergegeben wurden, auch in Tausenden von Photogravüren als Wandschmuck in unseren Häusern zu finden sind. Sie gehören in die Zeit des historischen Romans. Es ist kein Zufall, daß Georg Ebers eines seiner liebenswürdigsten Bücher: „Eine Frage?“ aus einem Bilde Tademas geschöpft hat. Auf uns wirkt diese Kunst heute so unecht, wie die Romane eines Ebers. Das Kostüm, das äußere Drumherum, dem sich der Glanz der malerischen Kunst Tademas zumeist opfert, läßt uns kalt, und die Wärme, die vielleicht von seinen Frauengestalten ausgehen könnte, wird zerstört, weil wir sie als kostümiert empfinden.

In seinen äußeren Verhältnissen konnte Tadema die spätere Untreue seiner Verehrerschar ertragen. Er hatte in den Jahren des Ruhmes reiche Ernte gehalten. Sein pompejanisches Haus in London ist nun selbst zu einer Art geschichtlicher Merkwürdigkeit geworden, charakte-

ristisch für eine der vielfachen Wandlungen, die die Verehrung der Antike im Laufe der Zeiten durchgemacht hat.

Welti ist leider bei weitem nicht so bekannt, trotzdem im Kunstwart-Verlage eine schöne Mappe mit einer Reihe seiner besten Bilder erschienen ist. So recht volkstümlich werden kann er wohl auch kaum. In seinen Radierungen steckt sehr viel Grübelei, und sie erheischen ein langes Sich-einleben. Seine Gemälde gewinnen zuerst durch die Leuchtkraft ihrer Farbe, die freilich in den Wiedergaben sehr abgeschwächt ist. Etwas vom Edelsteinglanz der van Eyckschen Bilder ist hier wieder aufgewacht. In die Gestalten, auch in die Landschaft, muß man sich erst hineinsehen. Zuerst wirken sie leicht bewußt altertümelnd, allmählich erkennt man die eigene Handschrift, und mit der Erkenntnis ist dann die Liebe da, die mit der innigen Beschäftigung immer wächst. In der Nähe von Gottfried Keller und Böcklin, die beide so verschieden waren und doch gute Freunde und wechselseitige Bewunderer ihrer Kunst, steht, von beiden sicher gern gesehen und herzlich als verwandt empfunden, Albert Welti auf dem vielverschlungenen Pfade, auf dem die deutsche Kunst durch Wald und Gebüsch auf und ab sich hinaufwindet zur Höhe. St.



Ludwig von Senger

Zu unseren Bildern

Ludwig von Senger, von dem wir eine Reihe von Bildern im heutigen Hefte zeigen, ist am 6. November 1873 zu Waldsassen in Bayern geboren. Nach beendigtem Gymnasialstudium kam er auf die Münchener Akademie, wo Herterich und Wilhelm von Diez seine Lehrer waren. Man wird von beiden im Schaffen Sengers keine starken Einflüsse merken. Es trieb auch den jungen Künstler, sobald er sich des Handwerklichen sicher war, zu selbständiger Arbeit, und er strebte vorwärts in engem Anschluß an die Natur, in die er sich auf einsamen Wanderungen zu vertiefen strebte. Das Dachauer und Hainhausener Moos, die Schweiz, die malerischen Orte Niederbayerns boten ihm eine reiche Fülle von Stoffen. Mit besonderer Liebe aber hat er sich dem trotz seiner hohen malerischen Reize wenig bekannten Kallmünz a. d. Naab zugewandt. Weniger brachte ihm eine Studienreise nach Oberitalien. Die klare, fest umrissene Szenerie der italienischen Landschaft entsprach nicht seiner mehr nordischen Art, deren Phantasie durch bewölkten Himmel, bewegte Luft viel lebhafter angeregt wurde.

In der Tat, so stark die farbigen Probleme, wie man aus der farbig wiedergegebenen „alten Mühle" ersieht, unseren Künstler reizen, er ist doch vor allem Naturpoet. Wenn Beethoven vom „Dichten in Tönen" sprach, so haben wir hier ein „Dichten in Farben". Aber wie Beethovens Dichten in Tönen mit der mehr verstandesmäßigen Programmusik nichts zu tun hat, so fehlt bei Senger alles Anekdotische. Das Dichten ist bei ihm Verdichten eines inneren Erlebnisses. So wichtig der sinnliche Augeneindruck für den Künstler ist, seine Wiedergabe wird ihm nicht Selbstzweck, sondern diese sinnlichen Eindrücke von der Natur werden ihm zu seelischen Erlebnissen. Diese sucht er dann in den ihm von der Natur gebotenen Ausdrucksmitteln wiederzugeben. Auf diese Weise werden scheinbar reine Landschaftsbilder wie „Im verschwiegenen Walde" und „Es weht der Wind" zu Poesie. Nicht umsonst gewahren wir auf jenem Bilde das engumschlungene Paar und hier die mühsam durch die Straße stapfende Frau. Der Wald als lauschige Stätte süßester Heimlichkeit, beklemmend in seiner erhabenen Ruhe und stummen Feierlichkeit, aber doch eine gute Heimat für den, der ihm vertraut, den Menschen so einsam in sich selbst zurückführend, daß nirgendwo sonst zwei einander gehörende Herzen so in eins zusammen verwachsen können wie in ihm. — „Es weht der Wind", die Wol-

ken jagen am Himmel wie wild gewordene Herden, stöhnend beugen sich die Bäume, die Häuser ducken sich an die Erde, und geängstigt sucht der Mensch einen Unterschlupf. Wie gut kann man es nachfühlen, daß die alten Deutschen ihren höchsten Gott im Winde sich am nächsten fühlten und sich der Majestät der Natur am tiefsten beugten, wenn Wotan auf eilenden Wolkenrossen über sein Land dahinjagte.

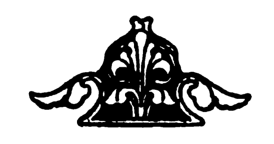
So bekommt auch ein Bild wie „Winters Ende" geradezu mythischen Einschlag. Ich verstehe das dahin, daß aus solchen Landschaftseindrücken die mythische Naturreligion ihre Nahrung saugt, daß es den Menschen geradezu drängt, für die hier geweckten Stimmungen Gestalten zu schaffen, Vorgänge zu erfinden. Als schweren Kampf dachte man sich das Ringen zwischen Winter und Frühling, zwischen Finsternis und Licht. Hat man nicht hier das Gefühl, das weite Feld sei eine Walstatt, und die düsteren Massen im Hintergrunde, zumal links, wirken wie weichende Feinde?

Dieses starke Erleben der Natur als ein Geschehen beseelt auch das Bild „Im Nebel". Der Nebel ist das Unsichere, Ungewisse, Heimatlose. Weiß Gott, diese armen Menschen, die da mühsam ihren elenden Wagen und damit ihr ganzes Hab und Gut dahinschleppen, sind wie im Nebel zu Hause, weil sie kein Haus, keine bleibende Stätte haben.

Diese Fähigkeit des Künstlers, Natureindrücke symbolisch zu verdichten, dadurch, daß die Auswahl des Darzustellenden ganz aus dem einen geistigen Gesichtspunkte heraus erfolgt, daß alles zurückgedrängt wird, was diesen Eindruck stören könnte, alles betont wird, was ihn steigert, offenbart sich besonders überzeugend in den beiden Bildern „Feierabend" und „Begräbnis". Die weitgestreckten Fabrikgebäude sind so niedrig zur Erde gedrückt, daß man fühlt, wie sie lasten müssen auf allen denen, die in ihnen zu weilen gezwungen sind. Ungeheuer, wie ein Wahrzeichen der Tyrannei, ragt der Schornstein, ein Gebieter der ganzen Gegend; zu ihm müssen sie zurück, wenn sie Brot haben wollen. Kalt, unpersönlich ragt er empor als Zeichen der Macht einer Sache, gegen die es kein Auflehnen gibt, zu der man niemals ein persönliches Verhältnis gewinnen kann. Man glaubt es den Menschengruppen anzusehen, wie sie forthasten aus der Nähe ihres Tyrannen. Noch wirkt jeder, als gehe er gebückt unter dem Druck, und erst in weiterer Ferne werden sie aufrecht gehen, werden sie aufatmen unter dem Segen des Feierabends.

Begräbnis! Wir sehen nur die Stadt der Toten, sie ist ummauert, als gelte es, ihren Besitz zu verteidigen gegen das Leben ringsum. Und doch muß alles Leben durch die enge Pforte hinein ins Totenland. Geruhig stapft der letzte Pilger hinter der schier drängenden Masse der anderen hinterdrein. Früh genug gelangt er ans Ziel; diese Heimstätte ist ihm sicher, sie birgt Platz für alle, alle.

K. St.





Das Tonkünstlerfest in Danzig

Von Dr. Karl Storck

Naer Oostland willen wij rijden,
Naer Oostland willen wij mê,
Al over die groene heiden,
Frisch over die heiden,
Daer isser een betere stê.

Einst hat diese Mahnung zum Zuge nach dem Osten nicht bloß in flämischer Mundart geklungen. Aus allen deutschen Gauen vom Rhein bis nach Bayern, von Niedersachsen bis in die Alpenländer haben deutsche Arbeitsfreude und Tatenlust den Ruf vernommen, der von den kühnen Vorkämpfern des Deutschtums im Osten erschallte. Und wo das Schwert die deutsche Macht, das deutsche Wort das Christentum verkündet hatte, brachten danach deutsche Bauernfäuste den dauerhaftesten Besitz in der Kultur des Landes, schuf deutscher Bürgersinn um Festungswerke blühende Bürgerstädte. Mit ihnen kam das deutsche Lied nach dem Osten. Es ist ein eigenartiges Spiel des Zufalls, daß noch heute in diesen sprachlich gefährdeten Landstrichen eine große Zahl alter Volkslieder, die aus Süden und Westen dort eingewandert sind, sich reiner erhalten haben, als in ihrer ursprünglichen Heimat.

Diese beste Betätigung deutschen Volksempfindens, diese höchste Form des Nationalbewußtseins, wie sie in der Tätigkeit des Deutschritterordens sich bekundet, haben wir seither noch immer nicht recht wiedergefunden. Gewiß zeigt die deutsche Ordensgeschichte gar bald die verhängnisvollste Schwäche deutscher Art in wechselseitiger Zwietracht, in der Unfähigkeit, die Sonderbedürfnisse großen Gesamtideen unterzuordnen. Aber eins hat diese frühere Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege doch nicht gekannt, was uns seither Millionen und Abermillionen Deutscher gekostet hat: das Untertauchen deutscher Art in fremder, die Preisgabe des *inneren* Volkstums.

Dieses Wertbewußtsein der inneren Art ist entscheidend. Und wenn wir heute überall die Beispiele der Fremdländerei in Sprache und Sitte haben, kann dieses bedenkliche Zeichen der Schwäche nicht wettgemacht werden durch die Macht des Reiches und durch den Aufschwung des Reichtums und der äußeren Machtmittel. Das alles kann zusammenbrechen, kann vernichtet werden. Unsterblich, weil eine seelische, geistige Kraft, ist dagegen das innerliche Bewußtsein des Volkstums. Wie ist es möglich, daß dieses deutsche Volkstum im Osten sich so abgeschwächt hat, daß es nicht mehr rein für sich selbst die Herrscherstellung zu behaupten vermag, daß es durch Ausnahmegesetze gestützt werden muß?! Wie anders klingt der zu Eingang dieser Ausführungen mitgeteilte Ruf: „Nach Osten wollen wir reiten, dort finden wir eine bessere Heimat“ als das in den heutigen Ostmarkenzulagen gegebene Eingeständnis, daß der Deutsche gewissermaßen entschädigt werden muß, wenn er hier seine Wohnung behauptet!

Diese Gedanken überkamen mich immer wieder, wenn ich Gegenden als weite fruchtbare Gefilde sah, deren natürliche Bedingungen so ungünstig wie möglich sind, die nur durch zähe deutsche Arbeit aus Sumpf und Ödland errungen, erzwungen worden sind; wenn ich in den Bauerngehöften die Anklänge an das deutsche Bauernhaus im Nordwesten und im Süden erkannte; wenn in den Städten die Luft des deutschen Bürgertums so stark und unvermischt wehte wie kaum an anderen Orten; wenn in der gewaltigen Kunstarchitektur des Backsteinbaues die deutsche Art so ursprünglich und nur deutsch zu einem sprach, wie aus keiner anderen Bauweise. Wie kann ein solcher Boden national gefährdet sein? fragte ich mich, dessen ganze Art bewußtes Deutschtum ist und bewußtes Deutschtum erziehen müßte?!

Ich glaube, daß wir auch hier, wie auf so manchen anderen Gebieten, die Bedeutung der Kulturkräfte unterschätzen. Es ist ganz erstaunlich, wie ungeheuer stark dieses Kulturbewußtsein im vierzehnten und fünfzehnten, auch noch im sechzehnten Jahrhundert hier im Osten deutsch war, in wie bedeutsamer Weise in jenen Jahrhunderten des Kampfes diese deutsche Kultur und Kunst als Machtmittel im Kampfe benutzt wurde. Es mag sein, daß in jener Zeit das nirgendwo so scharf ausgedrückt wurde, aber die steinernen Urkunden sprechen hier viel beredter, als Worte es vermöchten. Alle Niederlassungen des Deutschen Ordens, alle seine Festungswerke sind zu Kunststätten geworden. Und das deutsche Bürgerhaus ist hier nirgendwo bloß Nutzbau, sondern von selbstsicherem, bewußtem Schönheitsgeiste gestaltet. Nehmen wir hinzu, daß in der schlimmsten Zeit des geistigen Niederganges der deutsche Osten noch immer am stärksten sich mühte, eine deutsche Kunst aufrechtzuerhalten; daß die schlesischen Dichterschulen wie ihre Gegner, daß der Königsberger Kreis hier wirkte, dieser Königsberger Kreis, dem nicht nur in dieser trübsten Zeit der deutschen Lyrik ein Volkslied gelang (Ännchen von Tharau), dem auch mit Heinrich Albert der Komponist angehörte, der als erster das deutsche einstimmige Kunstlied gestaltete. Dem äußersten Osten entstammte auch derjenige unserer Klassiker, der am tiefsten das Wesen deutscher Art ausschürfte — Herder —, hier hatte die deutsche Mystik ihren letzten tiefsinnigen Deuter in Hamann, hier gewann die Philosophie ihren deutschesten Gestalter einer Weltanschauung als Verpflichtung zu Gott und Mensch in Kant.

Und in solchen Landen kann das Deutschtum gefährdet werden?

Die große Blütezeit der deutschen Literatur und Musik und auch der erneute Aufschwung der bildenden Kunst ist durch den Westen und Süden heraufgeführt worden. Sicher hängt es mit der gesamten Volksentwicklung, den großen politischen Neugestaltungen aufs innigste zusammen, daß etwa seit 1800 der Begriff „östlich der Elbe" jene eigenartige Bedeutung bekommen hat, die in Worte gefaßt leicht zu scharf klingt, die aber doch letzterdings so etwas wie kulturell minderwertig sagen will. Die Verstädterung unseres Lebens, vor allem der Kulturerscheinungen in ihm, hat diese Entwicklung gegen den minder dicht bevölkerten Osten noch beschleunigt. Aber es ist unverkennbar, daß eine echte nationale Politik beim Kälturellen einzusetzen hat. Nur der Kurzsichtige kann verkennen, daß gerade in diesen gefährdeten Landesteilen das Deutschtum seine besten Stützen immer in geistigen Werten haben wird.

So gewinnt es eine tiefere Bedeutung, daß der Allgemeine Deutsche Musikverein seine diesjährige Tagung in den Osten verlegte; gewinnt eine tiefere Bedeutung, weil es das erstemal ist seit mehr als fünfzig Jahren, in denen diese großen programmatischen Feste deutscher Musik stattfinden. Ich weiß, daß keine derartigen Erwägungen zur Wahl Danzigs als Festort beigetragen haben, und es ist ja leider Tatsache, daß heute eine starke Betonung nationaler Art seltsamerweise immer als etwas rein Politisches empfunden wird, und daß man immer noch nicht einsehen will, daß eine das ganze Wesen des Staatsbürgertums umfassende Betonung des Volkstums für das künstlerische Leben unentbehrlich ist. Aber die Tage haben ersichtlich gut getan, denen im Osten wie den vielen, die aus dem Süden und Westen gekommen waren. Ein eigenartiges Gefühl hat doch letzterdings alle uns umfangen, die wir mit der Erwartung gekommen waren, eine fremdartige Welt zu finden, und nun der Macht der Architektur erlagen und das Gefühl des urdeutschen Bodens empfingen.

Als der Schreiber dieser Zeilen beim letzten Beisammensein diese Empfindungen in eine Tischrede zusammenfaßte und in den begeistert aufgenommenen Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" ausklingen ließ, da war ihm wohlbewußt, daß diese Betonung des Volkstums manchem an dieser Stelle als fehl am Ort erscheinen mochte. Aber nicht nur die Stunde hat ihm recht gegeben, auch das Zeugnis einer weitgereisten deutschen Frau war ihm wertvoll, als sie ihm sagte: „Mir tut dieser nationale Ausklang wohl. Denn in England und Amerika, in Frankreich oder Italien wäre ein solches Fest überhaupt undenkbar ohne den stolzen Ausdruck des nationalen Gefühls, der gleichzeitig Freude ist und Verpflichtung."

Gerade die deutsche Musik scheint vor allen Dingen berufen, als nationale Kunstkraft im höchsten Sinne des Wortes zu wirken. Unstofflich, wie sie ist, müssen in ihr die Kräfte des Volkstums von innerlicher Art sein. Äußerlicher Aufputz kann ihr nichts helfen. So hat denn auch die Musik in den trübsten Zeiten dem Deutschtum den Dienst der Lebenserhaltung bis zur glänzenden Steigerung geleistet, schon zu einer Zeit, als die anderen Künste völlig in der Knechtschaft der Fremde lagen. So hoch wir die Leistungen der anderen Künste schätzen mögen, —

das Urdeutscheste, das allein Deutsche ist in keiner von ihnen so zwingend zum Ausdruck gekommen wie in der Kunst Bachs, Beethovens, Schumanns, Wagners.

Freilich, das sogenannte „Tonkünstlerfest" des Allgemeinen Deutschen Musikvereins trägt an sich nicht den Charakter eines Musik*festes*. Es verfolgt andere Ziele. Voraussetzung für ein Musikfest im eigentlichen Sinne des Wortes wäre vor allen Dingen eine festliche Musik: Werke, deren erhebende, hinreißende Kraft bewährt ist, in einer Aufführung von ungewöhnlicher Vollkommenheit. Diese Art von Musikfesten, die vor hundert Jahren von tiefgreifender Bedeutung für unser Volksleben auch im nationalen Sinne gewesen sind, hat sich für große Teile unseres Vaterlandes heute überlebt. Fast überall schlägt das Musikleben heute so hohe Wogen, daß diese sogenannten Musikfeste als überflüssige, fast schädliche Veranstaltungen wirken. Ich habe das ja im Türmer schon wiederholt ausgeführt. Hier im Osten freilich würden mir solche Feste noch sehr am Platze zu sein scheinen, und zwar sollten sie den Charakter erhalten, den sie ursprünglich notgedrungen trugen: es sollten die musikalischen Kräfte möglichst zahlreicher benachbarter Orte zu gemeinsamen Aufführungen vereinigt werden. Ich glaube, daß derartige Aufführungen das musikalische Leben des deutschen Ostens außerordentlich befruchten würden, daß vor allen Dingen die musikalischen Talente der kleineren, vom bewegten Leben abgeschlossenen Orte aufgestachelt würden durch diese gemeinsame Arbeit zu einem hohen Ziele nationaler Kunst. So würde auch das innere deutsche Leben mächtig gefördert.

Der Allgemeine Deutsche Musikverein verfolgt andere Ziele. Sein Zweck ist festgelegt in den Sätzen: 1. Die Pflege und Förderung des deutschen Musiklebens im Sinne einer fortschreitenden Entwicklung; 2. die Wahrung und Förderung der Standes- und Berufsinteressen der Tonkünstler; 3. die Unterstützung bedürftiger Tonkünstler und ihrer Hinterbliebenen. Den dritten Punkt können wir hier ausschalten. Es müßte viel mehr getan werden können, als hier geschieht, und es sollte eigentlich nicht schwer halten, die für solche Unterstützungszwecke zur Verfügung stehenden Mittel zu vergrößern.

Der erste Punkt war bislang dem Allgemeinen Deutschen Musikverein der wichtigste. Für die Öffentlichkeit kam nur er in Betracht, und die einzige große Veranstaltung des Jahres, eben das sogenannte Tonkünstlerfest, erschien als eine Vorführung von neuen Kompositionen lebender Tonsetzer, die noch nicht aufgeführt sind oder in den ständigen Veranstaltungen der Konzertinstitute oder Opernbühnen keine ausreichende Berücksichtigung erfahren können. Der Grundgedanke ist zweifellos, solche Werke aufzuführen, die uuter den gegebenen Musikverhältnissen keine Aussicht haben, zur Aufführung zu gelangen. Der Verein ist von Franz Liszt ins Leben gerufen in einer Zeit, als die von ihm vertretene sinfonische Dichtung sowie die in seinem und Richard Wagners Banne stehende sinfonische und dramatische Musik von den gewöhnlichen Konzertunternehmungen so gut wie ausgeschlossen waren. Der Verein ist also ein *Kampfverein* gewesen für die neudeutsche Musik.

Nun ist, was noch vor zwanzig Jahren heftig bekämpft wurde, heute die herrschende Richtung. Glaubt man nun überhaupt, daß ein Verein *grundsätz*-

gekennzeichnete Verlangen, daß man systematisch alle modernen Erscheinungen heranholen sollte, ist aus dieser Einstellung zu den Musikfesten heraus geflossen. Vielleicht wenn keine schaffenden Musiker, sondern nur eben Kritiker, Wissenschaftler und Konzertagenturen Veranstalter der Feste wären, daß sich diese industrielle Musikmesse verwirklichen ließe. Solange das nicht der Fall ist, wird man sich eben entschließen müssen, sich bei verschiedenen Gelegenheiten diesen Überblick zu verschaffen. Es sind in den letzten Jahren mannigfache Vorschläge zu dieser Ausbildung der Tätigkeit des Allgemeinen Deutschen Musikvereins und der Errichtung einer Sammelstelle des gesamten neuen Schaffens gemacht worden (vgl. meine „Musikpolitik"). Ich gestehe, daß mir als Musikhistoriker eine solche bequeme Gelegenheit, stets auf dem laufenden zu bleiben, außerordentlich erwünscht wäre, vermutlich auch außer Wissenschaftlern sämtlichen Konzertdirigenten. Aber darüber muß man sich klar sein, daß ein derartiges Unternehmen mit einem wirklichen Musikfeste nichts zu tun hat und für die Allgemeinheit von durchaus fraglichem Werte, ja eher ein Schaden wäre. Denn wir haben ohnehin schon gerade genug Kunstsnobismus und Modemacherei.

Die innere Einsicht, daß eine derartige Musikbörse praktisch sehr schwer durchzuführen ist, andererseits die Überzeugung, daß der Allgemeine Deutsche Musikverein seine Macht wertvoller ausnutzen könnte, als es in den letzten Jahren geschehen ist, hat einige strebsame Mitglieder dahin geführt, andere Aufgaben für den Verein in den Vordergrund zu rücken. Da — so führen diese aus — für die Konzertmusik eine besondere Propaganda sich erübrigt, solle der Verein seine Haupttätigkeit auf das musikdramatische Gebiet verlegen, denn hier liege alles im argen. Der vielverdiente Dr. Paul Marsop ist der Wortführer dieser Gruppe, er hat auch auf diesem Kongreß in einem wohlbegründeten Berichte seine Forderungen verfochten.

In der Tat steht es um unser Musikdrama heute so schlimm, wie nur je. Es ist für künstlerisch ernste musikdramatische Werke unendlich schwer, an unseren Theatern anzukommen. Die jungen Komponisten haben darum keine Gelegenheit, in die dringend notwendige Verbindung mit der Bühne zu kommen; darüber hinaus ist die Oper dem schlimmsten kapitalistischen Spekulantentum verfallen, und unser ganzes musikdramatisches Leben erhält die Kennzeichnung durch ein wüstes Ausschlachten einer Reihe zugkräftiger großer Musikdramen, vor allem der Richard Wagners auf der einen Seite, und eine unwürdige Bevorzugung der ausländischen Opernmacherei, sowie eine verhängnisvolle Pflege der seichtesten Operette auf der anderen Seite. Unter dem wüsten kapitalistischen Betriebe leiden auch alle Versuche, die Bühne an sich zu heben, sie aus einer äußeren kitschigen Prunksucht zu einer edlen Stilisierung des Raumes zu führen. Aus dem gleichen Grunde bleiben alle bedeutsamen Anregungen für die Reform des Bühnenhauses, des Zuschauerraumes, für eine Höherentwicklung des gesamten Spielplanes, überhaupt für eine künstlerische Verbindung des ganzen Betriebes mit den Bedürfnissen des Volkes unausgefüllt.

Hier hätte der Verein in der Tat ein ganz riesiges Betätigungsfeld. Wie auch die diesmalige Versammlung bewies, fehlt nun keineswegs die Einsicht in diese Tatsachen, und man darf wohl auch an den guten Willen aller Berufenen

glauben, hier vorwärts zu kommen. Allerdings lassen sich kapitalistische Mächte nur durch Kapital wirksam bekämpfen. Das ist die eine große Schwierigkeit, die manchem unüberwindlich scheinen will. Aber ich meine doch, daß die Vorschläge, die Dr. Marsop der Versammlung unterbreitete, wirklich Wege wiesen, auf denen alle bei gutem Willen vorwärts kommen könnten. Vor allem schien mir bedeutsam sein Hinweis auf das Festspielhaus in Worms und auf den Festsaal der Rhythmischen Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze in Hellerau. Es müßte sich in der Tat ermöglichen lassen, an einem dieser beiden Orte alljährlich eine größere Zahl von Opernbruchstücken aufzuführen. Gerade diese Aufführungen müßten weniger für das breite Publikum, als für die Fachleute, in erster Reihe für die Komponisten selbst, veranstaltet werden. Auf keinem Gebiete wird so viel künstlerische Kraft unnütz vertan, wie auf dem des Opernschaffens. Nirgendwo anders — das habe ich an dieser Stelle oft ausgeführt — ist neben der künstlerischen Begabung eine solche Einsicht in die praktischen Forderungen der Bühne so nötig wie hier. Wo sollen aber unsere Musikdramatiker diese praktische Erfahrung vom Theater gewinnen, wenn sie nicht ans Theater herankommen? Gewiß sind für diese Zwecke größere Mittel notwendig, als sie der Verein bislang zur Verfügung hat. Aber ich bin der unerschütterlichen Überzeugung, daß, wenn sich der Allgemeine Deutsche Musikverein, mit den vielen bedeutenden Mitgliedern an der Spitze, mit dem Gesuch an die Öffentlichkeit wenden würde, hier durch Stiftungen, durch Zeichnung regelmäßiger Unterstützungsbeiträge eine künstlerisch und sozial so unendlich wichtige Aufgabe zu fördern, diese Öffentlichkeit nicht versagen würde.

Noch umfangreicher ist das soziale Arbeitsfeld. Hier ist fast noch alles zu tun. Wohl mühen sich mehrere Verbände und Vereine in Deutschland um die verschiedenen Gebiete des musikalischen Lebens; sie arbeiten an der Beseitigung übler Mißstände, versuchen die Hebung des Standes, streben eine Besserung seiner meist kärglichen Lebensbedingungen an. Ich habe die Türmerleser schon oft über diese Fragen unterhalten, da ich der Überzeugung bin, daß nur durch die Mitarbeit der aufgeklärten breiten Öffentlichkeit hier nachhaltige Besserung möglich ist. Aber gerade um diese Aufklärung der Öffentlichkeit zu erreichen, um der Presse, dem Staate gegenüber eine achtunggebietende Macht darzustellen, ist der Zusammenschluß der vorhandenen Vereine zu einem großen Musikerbundesstaat nötig. Der auf allen Gebieten hochverdiente Hermann Kretzschmar hat schon vor Jahren seinen Ruf nach einem solchen erhoben, manche andere haben den Gedanken aufgenommen und ihn praktischer auszugestalten versucht. Große Verdienste hat sich der Musikpädagogische Verband durch die Behandlung derartiger Fragen auf seinen Kongressen erworben, und der „Türmer" darf das Verdienst beanspruchen, am meisten und nachdrücklichsten von allen Nicht-Fachblättern diese soziale Seite des Musiklebens beleuchtet zu haben. Nun hat die Danziger Tagung den wichtigen Beschluß gezeitigt, daß der Allgemeine Musikverein als freie, von Sonderinteressen nicht beengte künstlerische Vereinigung die Anregung zur Sammlung der Kräfte geben wird. Wenn wir auch unsere Hoffnungen auf den für den September nach Weimar einberufenen Delegiertentag nicht allzu hoch stellen wollen, zurück wird man jetzt in dieser Frage nicht mehr weichen.

die Gesamtanlagen, sei es auch nur in der fröhlichen, wechselvollen Abwandlung der gleichen Grundformen. Die ernste, feierliche Größe der Marienkirche aber, ihr Herauswachsen aus düsterer, gedrängter Enge zu freier Höhe, ihre gewaltige Erdfestigkeit vereint mit kühnem Emporwachsen, das ist ein Bild, das man im Herzen mitnimmt, unverlöschbar für alle Zeiten. Es ist ein Sinnbild auch des Besten in aller deutschen Kunst.



Kapellmeisternot

Sie ist zwiefach, aber beide Arten stehen in Wechselbeziehung.

Auf der Tonkünstlerversammlung in Heidelberg verkündete der Vorsitzende des Verbandes deutscher Orchester- und Chordirigenten einige Zahlen, die jetzt auch in einer von dem genannten Verein erlassenen „Warnung vor dem Kapellmeisterberuf" öffentlich verbreitet werden. Danach haben von den 2400 Kapellmeistern, die zurzeit in Deutschland, Österreich und der Schweiz tätig sind, 1800 ein Einkommen von weniger als 100 Mark monatlich. Unter diesen sind aber mindestens wieder 1000, die überhaupt keine Entschädigung für ihre Dienstleistungen erhalten. Am schlimmsten sieht es bei den Theaterkapellmeistern aus. Auf 1000 kommen kaum 150, die ein Einkommen von über 4000 Mark jährlich haben. Wenn man dabei noch in Berechnung zieht, daß es mit der Versorgung bei Krankheit und Dienstunfähigkeit äußerst traurig bestellt ist, so steht man vor Lebensbedingungen, wie sie organisierte Arbeiter sich seit Jahren nicht mehr gefallen lassen. Dabei ist der Anspruch an die Arbeitsleistung meist sehr hoch und um so stärker zu bewerten, als diese Tätigkeit in unverhältnismäßiger Weise am Nervenkapital zehrt.

Auf der anderen Seite haben wir eine auffällige Not an wirklich bedeutenden Kapellmeistern. Gewiß sind künstlerische Persönlichkeiten zu allen Zeiten selten gewesen. Aber man muß doch bedenken, daß es sich hier nicht um produktive Genialität, sondern um Reproduktion handelt. Da haben wir die merkwürdige Erscheinung, daß zurzeit für die Hofopern in Wien und in München mit aller Mühe erste Kapellmeister gesucht und n i c h t gefunden werden; daß sich an mehreren andern erstklassigen Theatern Kräfte in leitender Stellung befinden, die man beim besten Willen nicht als bedeutend bezeichnen kann.

Der zu Eingang erwähnte Verein beweist, daß die Kapellmeister sich organisiert haben und zur Selbsthilfe greifen wollen. Sie dürfen überall der teilnahmsvollen Unterstützung des Publikums sicher sein, wenn sie die bestehenden Verhältnisse ohne Scheu w a h r h e i t s g e m ä ß aufdecken. Aber volle Wahrheit ist notwendig. Diese wurde nicht einmal in Heidelberg im Kreise der Fachleute ausgesprochen. Man verschwieg aus irgendwelchen Gründen eine Erscheinung, die vielleicht auch schon früher vereinzelt vorgekommen sein mag, in den letzten Jahren aber so zugenommen hat, daß man sie heute bereits als eine feststehende Einrichtung bezeichnen muß: den von Hause aus reichen u n b e s o l d e t e n Dirigenten. Aus einer im Kern durchaus berechtigten Strömung heraus hat die Stellung des Dirigenten, auf die früher das Publikum kaum achtete, in den letzten Jahren an Ansehen immer mehr gewonnen. Wer hätte noch nicht das lächerliche Schauspiel erlebt, daß am Ende einer großen Opernaufführung, zumal von der die oberen Ränge bevölkernden Jugend, in aufdringlichster Weise nach dem Dirigenten gerufen wurde?! Ich unterschätze gewiß nicht die künstlerische Leistung, die von dem Dirigenten an einem solchen Abend vollbracht wird. Aber jene Abende, an denen man wirklich

den Dirigenten als Beherrscher des gesamten Kunstwerkes erleben durfte, sind um so seltener, als die meisten Theater für diese mit Recht geforderte Herrscherstellung des Dirigenten gar keine Möglichkeit bieten. Davon abgesehen kommt auf diese Weise ein äußerliches Moment in das ganze Verhältnis, das man füglich den Theaterleuten oben auf der Bühne überlassen sollte. Aber diese Veräußerlichung ins Virtuosenhafte, die Art, wie auch die Presse die Persönlichkeit des Dirigenten in den Vordergrund rückt, hat einer ehrgeizigen jeunesse dorée die Dirigentenlaufbahn in besonders verlockendem Lichte erscheinen lassen. Es ist Tatsache, daß es heute für einen jungen Künstler ohne Vermögen kaum oder nur unter den allergrößten Entbehrungen möglich ist, die Dirigentenlaufbahn zu ergreifen. Zumal beim Theater begnügt man sich längst nicht mehr mit mehreren unbesoldeten Volontärjahren, sondern man verlangt geradezu Bezahlung, zum wenigsten in der Form, daß der Dirigent zum Betriebskapital beisteuert.

Ich weiß aus zuverlässigsten Quellen, daß diese Zustände auch schon bei angesehenen Stadttheatern eingerissen sind. Wohin das führen muß, ist klar. So anerkennenswert es ist, wenn reiche junge Leute ihr Geld nicht mehr bloß h i n t e r den Kulissen vertun wollen — noch ist Talent auch mit der bestgespickten Börse und der dadurch ermöglichten besten Vorbildung nicht zu gewinnen.

Wir stehen noch am Anfang dieser Entwicklung, und doch machen sich ihre Folgen bereits aufs schroffste bemerkbar. Für die Zukunft unserer Musik aber muß eine solche Entvölkerung des ausschlaggebenden Musikerstandes von wirklich Berufenen geradezu verhängnisvoll werden. In sozialer Hinsicht aber können alle Verbände nichts nutzen, wenn die Arbeitgeber ohne Schwierigkeit sich Kräfte verschaffen können, die mit ausgemünzter Eitelkeit zu bezahlen sind.

K. St.



Diese Frage ist an die französische Republik zu richten. Als Schutzherr Monakos duldet, ja begünstigt sie die Spielbank. In französischen Händen befinden sich die meisten Aktien der Spielbankgesellschaft, die mit den maßgebenden Pariser Kreisen eng „liiert" ist, mit Beteiligungen und Bestechungen arbeitet und nebenbei auch große Pariser, ja selbst Wiener Zeitungen mit Schweiggeldern erkauft hat. Alle anderen Gründe sind nicht ausschlaggebend. Die Aufhebung der Spielbank würde den Zustrom der Luxusreisenden nach den benachbarten Ortschaften bis Nizza sicherlich nicht vermindern.

Die Spielbank stellt ganz überwiegend Franzosen an, auch in der Landesverwaltung, die sie bezahlt, während der Fürst als Politiker, Gelehrter und Beschützer aller Künste an dem Fortschritt der Menschheit arbeitet.

Schon wiederholt hat die Bevölkerung Monakos ihre Abneigung gegen die Franzosen und ihre ganze Wirtschaft bekundet, so zuletzt Ende 1910. Damals suchte man daraus in Paris eine politische Frage zu machen und ließ versichern, die französische Regierung sei entschlossen, zu verhindern, daß in Monte Carlo ein Herd franzosenfeindlicher Treibereien entstehe. Die Spielhölle von Monte Carlo wäre demnach eine französische Macht an der Riviera, ein Wahrzeichen französischer Kultur und Zivilisation. Frankreichs Sicherheit würde gefährdet werden, wollte man die Spielbank aufheben. Wer das nicht glaubt, ist ein Feind Frankreichs.

*

Der Seedetektiv

Durch die Blätter lief um die beginnende Hundstagszeit folgende Notiz: „Eine ganz neue Berufsgattung tritt in diesem Jahre in Erscheinung. In den Bädern an der Nord- und Ostsee haben sich, wie die ‚Kieler Zeitung' mitteilt, Personen niedergelassen, die ihres Zeichens Detektive sind und ihre Dienste durch Zirkulare, Bekanntmachungen usw. anbieten. Eine größere Anzahl der Bessersituierten, bei denen vorausgesetzt wird, daß sie den Sommer an der See verbringen, ist dieser Tage mit solchen Zirkularen heimgesucht worden. Unter Anführung der bisherigen ‚Erfolge' wird unauffällige Beobachtung der im Bade weilenden besseren Ehehälfte angeboten unter der Zusicherung, daß eventuell für eine Ehescheidung das erdrückende Beweismaterial herbeigeschafft wird. Auch in den Zeitungen empfehlen sich diese Beobachter und stellen ihre Dienste zur gefälligen Verfügung."

Detektive pflegen nicht gerade die edelste Blüte der Menschheit darzustellen. Bisweilen — nicht immer — sind sie Menschenkenner. Auf alle Fälle aber gewiegte business men. Es ist nicht anzunehmen, daß sie sich in die Unkosten des Verfahrens stürzen würden, wenn dem Angebot so gar keine Nachfrage begegnete. Und wenn es nur die Nachfrage von solchen wäre, die den heißen Wunsch hegen, daß am Strande des lockenden Meeres ihr Ehepartner schuldig werde. In dem einen wie dem anderen Fall bleibt dieser Zug der Detektive an die See ein Dokument (Arbeiter reisen selten in die Bäder, und wenn sie auseinandergehen, geschieht's ohne viel Förmlichkeit) von unseres Bürgertums Schande.

R. B.

*

Ja, das ist ein Geschäft!

In dem Berliner Methylalkoholprozeß wurde festgestellt, daß der Branntweinschenker Isaak, bei dem die Stammgäste des Asyls für Obdachlose mit Vorliebe verkehrten, täglich zwischen 150 und 250 ℳ einnahm. Er bediente etwa 800 Asylisten täglich. Viele tranken mehr als einen Schnaps, manche für 2 bis 3 ℳ! Aus einem Liter reinen Alkohols, der 1 ℳ 80 ₰ kostet, macht der Mann durch Zusatz von Würze und Wasser 4 Liter Schnaps, aus dem Liter Schnaps mindestens 30 Gläser zu 5 ₰. Da ihm 4 Liter Schnaps höchstens 2 ℳ kosten, und da er 120 Gläser zu 5 ₰ daraus verschenkt und 6 ℳ löst, so verdient er dabei etwa 4 ℳ = 200 %, wahrscheinlich mehr. Bei einer Tageseinnahme von durchschnittlich 180 ℳ verbleiben ihm demnach als Reingewinn 120 ℳ, macht im Jahre 43 200 ℳ. Das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein! Mit den erworbenen Kapitalien begründen die Söhne und Schwieger-

söhne Abzahlungsgeschäfte, Warenhäuser, Konfektionswerkstätten oder gehen an die Börse. Die Enkel werden Rechtsanwälte, Ärzte, Professoren und bilden dann die Intellektuellen, die Lehrer und Führer des deutschen Volkes. Fast alle aus Galizien und Ungarn stammenden Familien östlicher Herkunft haben mit dem Schnaps des armen Mannes den Grund zu ihrem Emporkommen gelegt und sind beflissen, die Verdienste ihrer Ahnen nicht in das Licht des Tages zu rücken. Aber der Apfel fällt nun einmal nicht weit vom Stamm.

*

Die fidele Leiche

In Staßfurt muß Sterben ein wahres Vergnügen sein, denn sonst würden die Hinterbliebenen ob solchen Falles doch keine Lustbarkeit veranstalten. Daß sie dies aber tun, geht aus einer Verordnung des Bürgermeisters klar hervor:

„Fünf Mark.
Genehmigung zur Veranstaltung einer
Lustbarkeit.

Die Witwe Liedtke von hier erhält hiermit die Genehmigung zur Leichenmusik am 5. d. M., nachmittags um drei Uhr, durch die Wachtel-, Rosmarin-, Prinzen-, Brücken-, Stein-, Fürsten- und Hacklingerstraße bis zur Stadtgrenze."

Fünf Mark sind für eine solche Lustbarkeit nicht zuviel. Mancher würde noch viel mehr anlegen, wenn er so vergnügt sterben und sich begraben lassen könnte, wie — in Staßfurt.

Gr.

*

Wenn's nur hilft!

Immer wieder müssen wir uns in Zeitungsberichten von der infamierenden Brunst anpesten lassen, mit der auf unseren sogenannten Völkerschauen „deutsche" Weiber sich auch den Vertretern niedrigststehender farbiger Rassen einfach rücklings vor die Füße schmeißen. Gegen diesen Aussatz verschreibt nun Dr. Frosch in der „Welt a. M." eine drastische, aber vielleicht, vielleicht wirksame Kur. „Das weiße Weib," so meint er, „das einem Farbigen ihre Gunst schenkt, soll geächtet sein. Ohne jedes Mitleid und Erbarmen. Und dieses Prinzip sollte allen unseren Mitbürgern in Fleisch und Blut übergehen. Wen ein Schauder überläuft, wenn er sich sein Weib oder die Tochter in den Klauen eines schwarzen Kerls denkt, kann nur dieser einen Meinung sein. Es ist eine unerhörte Schmach, daß sich bei den exotischen Schaustellungen immer wieder deutsche Frauen und Mädchen den Farbigen anbieten. Jetzt ist's in Hamburg vorgekommen, daß eine Mutter und eine Tochter gemeinsam um die Gunst eines Beduinen gestritten haben. Voriges Jahr mußte in Sachsen das Auftreten einer Somalitruppe verboten werden, weil die weißen Weiber ganz toll nach den Farbigen waren. Und in Berlin, auf dem Tempelhofer Feld, kann man täglich schamlose Annäherungen weißer Frauen an die Dunkelhäutigen sehen. Ich bin nicht für Roheiten. Aber der Mann oder Vater tut mir leid, der, falls er solches wahrnimmt, nicht aus der Wut seines Herzens heraus eine Prügelorgie veranstaltet. Bei uns wird die Dirne verachtet; die gutbürgerlichen Kreise können sich nicht genug tun, sie mit Schmutzklößen zu bewerfen. Wahrlich: sie ist Charakter im Vergleich zu den Frauen und Töchtern der ‚gebildeten', der ‚ordentlichen' Familien, die sich ohne Not und Zwang, aus gemeiner Lüsternheit den Schwarzen vor die Füße schmeißen. Sie sind der Auswurf ihres Geschlechts, nicht jene Ärmsten, die sich scheu und gehetzt durch ein gedemütigtes Dasein drücken. Und sie sollte jeder, den es angeht, erbarmungslos aus seiner Nähe ausmerzen. Man sagt: Schafft die Völkerschauen ab, dann werden diese widerlichen Vorkommnisse aufhören. Zum Kuckuck, ja! Das liegt auf der Hand. Aber es müßte doch sonderbar zugehen, wenn es nicht auch anders möglich wäre, den Weibern diesen Kitzel zu vertreiben ..."

Wenn's nur hilft!

*

Der nationale Alkohol

Gegen ihn hat der bayerische Kultusminister einen „Hirtenbrief" erlassen. — Bitte tausendmal um Verzeihung: nicht gegen den Alkohol, sondern gegen den Guttemplerorden, der ihn bekämpft. Weil der Guttemplerorden „unter

Schutzvorrichtung gegen unabhängige Kritik

Höchst Absonderliches wird nachträglich bekannt über die Begleitumstände, unter denen das (an anderer Stelle dieses Heftes besprochene) Kronprinzenbuch seinen Weg in die Welt genommen hat. Die „Rhein.-Westf. Ztg.“ weiß darüber zu berichten: „In der sicheren Voraussicht, daß bei der in der Persönlichkeit des Verfassers begründeten Bedeutung des Werkes allen größeren Zeitungen daran gelegen sein müsse, ihren Lesern möglichst schnell eine ausführliche Besprechung vorlegen zu können, suchte sich die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, bei der das Büchlein erschienen ist, einen kleinen Kreis bekannter Tagesschriftsteller aus, mit denen sie bestimmte Verträge abschloß, und übergab ihnen und nur ihnen allein die Bogen des im Druck begriffenen Buches. Auf den so organisierten Kritikerring wurden die in Frage kommenden größeren Zeitungen verteilt, ohne daß man es für nötig hielt, sie um ihre Zustimmung zu befragen. Die selbständige Kritik der Tagespresse wurde auf diese Weise einfach kaltgestellt und die Berichterstattung für einige wenige, dem Verlage genehme Schriftsteller monopolisiert. Die Rechnung war ganz folgerichtig aufgebaut auf dem Konkurrenzzwang, der unter den irgendwie in Betracht kommenden größeren Zeitungen besteht und sie in diesem Falle zu blindem Zugreifen ohne weiteres nötigte. Schweigend mußte man sich selbst der in bisher nie erhörter Weise gestellten Forderung des Verlages fügen, die die Aushändigung des Artikels abhängig machte von der Verpflichtung, im Falle vorzeitigen Abdrucks eine Konventionalstrafe von fünftausend Mark zu zahlen.“

Daß solche Geschäftspraktiken Anwendung finden, ist bedauerlich, bedauerlicher aber ist, daß die Mehrzahl der Tageszeitungen sich ihnen gebeugt hat. Hätte die Presse im Interesse ihres Ansehens einmal ausnahmsweise auf die „Fixigkeit“ verzichtet und den vom rührigen Buchverleger ins Leben gerufenen Kritikertrust boykottiert, so wäre dies die beste Antwort und eine gute Lehre zugleich gewesen. Nun aber, da die Aktion geglückt ist, finden sich bei Gelegenheit am Ende noch Nachahmer des Verfahrens. Ein Trost ist nur, daß sich sobald wohl nicht wieder die Gelegenheit bieten wird, den deutschen Kronprinzen in solcher Weise für geschäftliche Zwecke zum Vorspann zu nehmen.

*

Ein Sieg der Künstlerschaft

Im Berliner Opernhaus-Wettbewerb ist er erfochten worden und wiegt um so schwerer, als der nachgebende Teil ein königlich preußisches Ministerium ist, als das preisgegebene Gut bereits die Zeichen kaiserlicher Genehmigung trug. Über den vielerlei kleinen Nachrichten soll man sich nicht von der wichtigen Tatsache ablenken lassen, daß, wenn die Künstlerschaft eine künstlerische Angelegenheit wirklich sachlich vertritt, sie mit Hilfe der öffentlichen Meinung siegen muß. Der neue Opernhaus-Wettbewerb erfüllt alle berechtigten Wünsche. Alle genannten Architekten sind unter den Aufgeforderten. Man verlangt von diesen keine bis ins einzelne durchgeführten Projekte, sondern nur Ideenskizzen. Die künstlerische Freiheit ist bei Einhaltung der Bausumme und der Grundlage des Bauprogramms gewährleistet. Die Entscheidung ist nicht mehr allein in die Hände der Baubeamten des Ministeriums gelegt, sondern auch die Akademie des Bauwesens soll ihre Stimme abgeben.

Man soll nicht vorzeitig und an falscher Stelle jubeln. Die inneren künstlerischen Bedenken, wie sie im Türmer ausgesprochen worden sind, bleiben auch ferner bestehen, und die Verbesserung der Vorbedingungen sichert noch nicht eine bessere künstlerische Lösung der Aufgabe. Außerordentlich wichtig und für die Zukunft bindend aber ist die grundsätzliche Änderung des Standpunktes, der ganzen „Lebensverhältnisse“ dieses Preisausschreibens. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIV. Jahrg. August 1912. Heft 11

Sommerlust

aus den Lebensbildern

von

Adolf Jensen

Op. 60
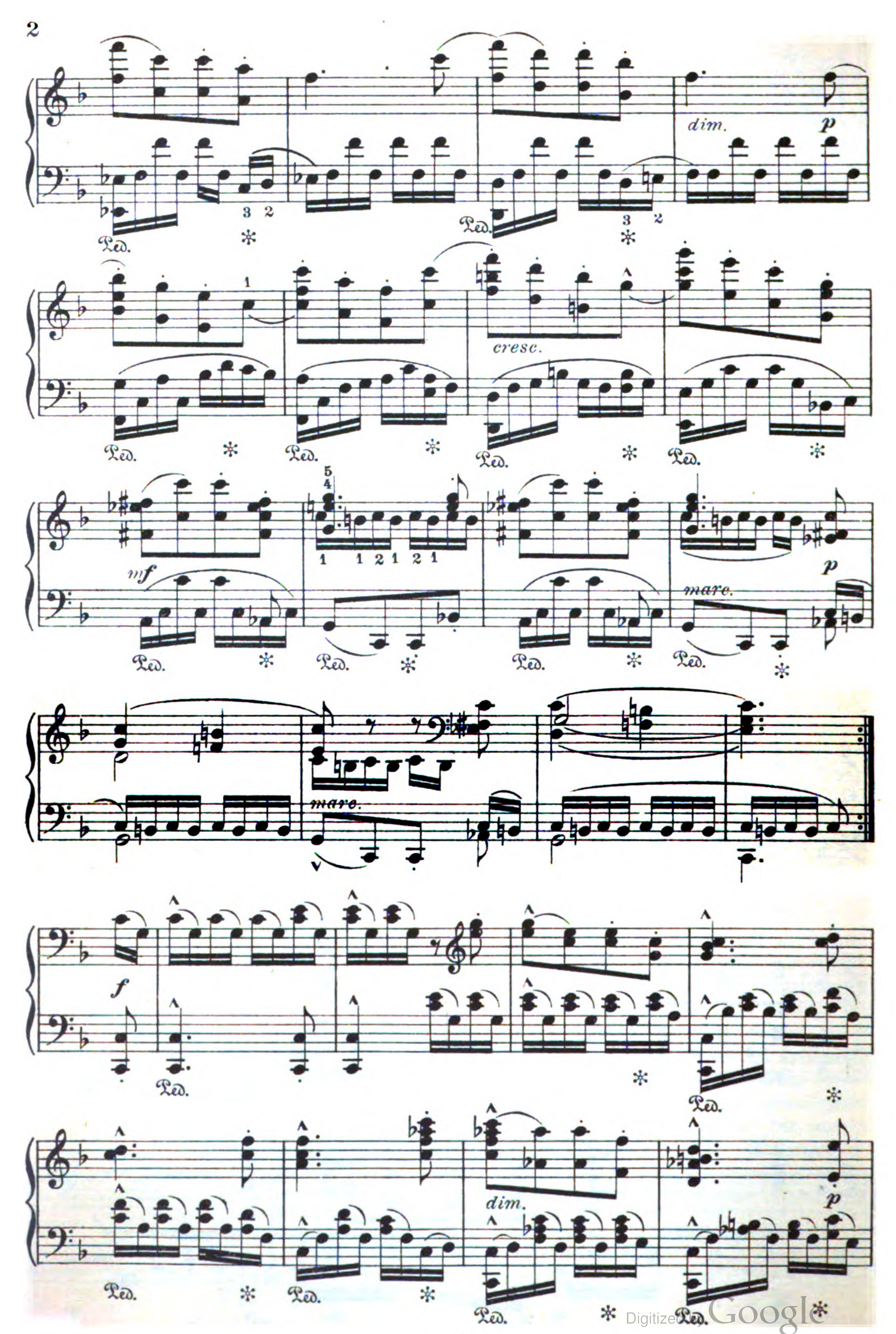
Allegro risoluto
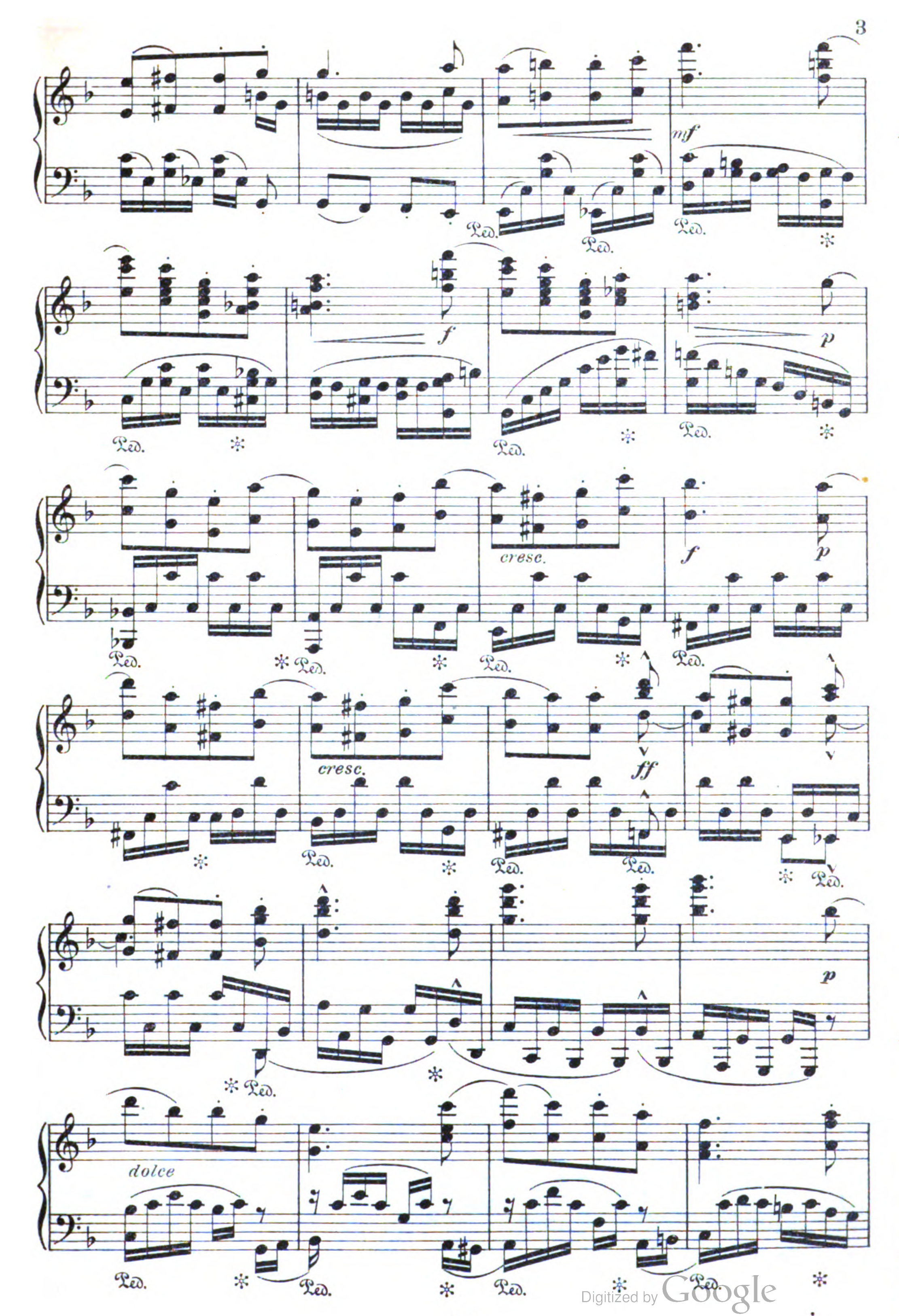
PIANO
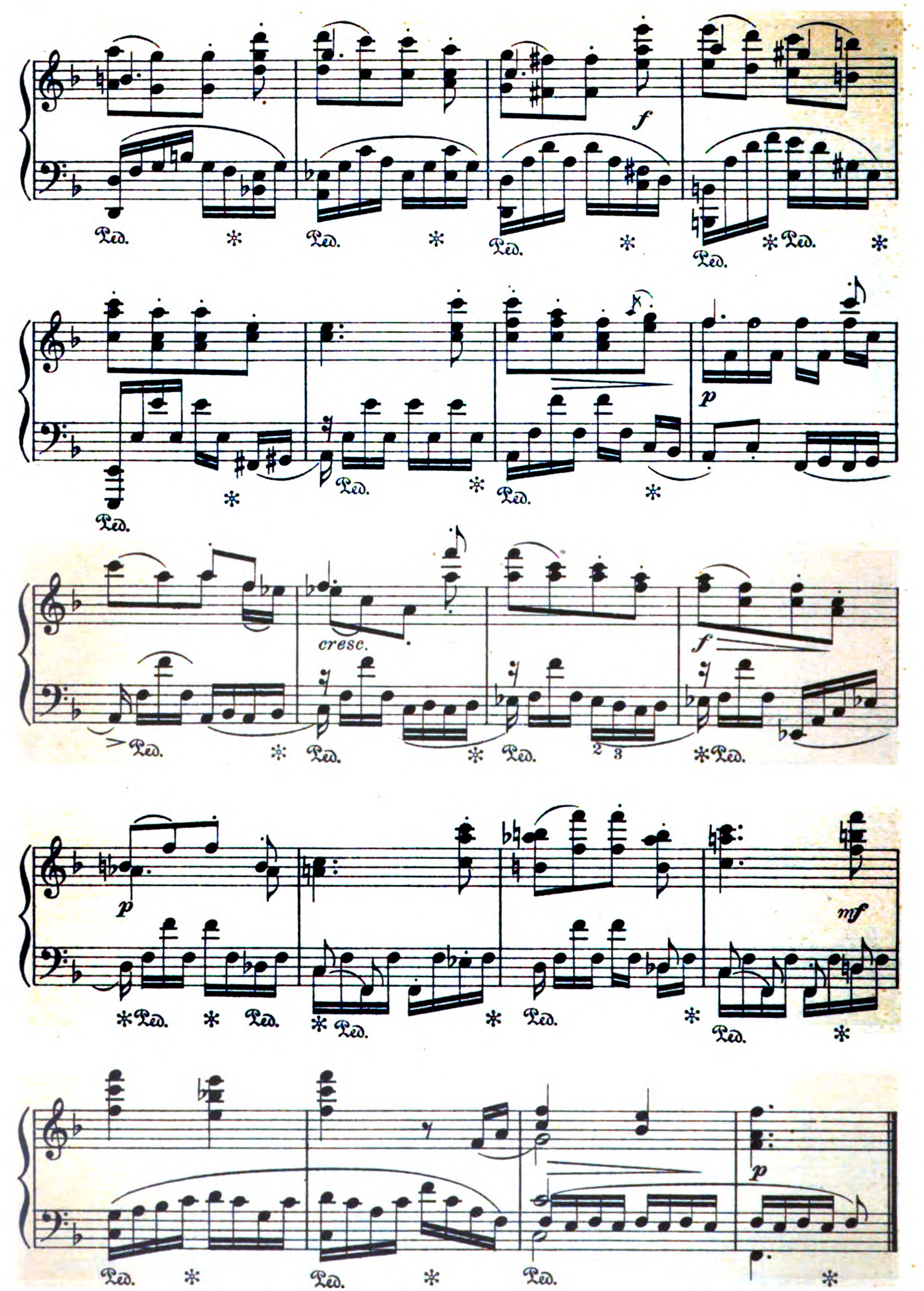
f

Ped.

f sempre


dim.
p
cresc.
mf
marc.
p
marc.
f
dim.
p


mf
f
p
cresc.
f
p
cresc.
ff
p
dolce


Ped.
f
cresc.
p
mf



L. v. Zumbusch



XIV. Jahrg. September 1912 Heft 12

Das religiöse Erwachen des fernen Ostens · Von Dr. [illegible] Mackay



Das Wort vom „[illegible] ier im Sprachverkehr umla[illegible], [illegible] annimmt und ausgibt, ohne an [illegible] die den Feingehalt gew[illegible] unter den [illegible], die in Japan nach dem [illegible] dem [illegible], der Aufklärungsepoche, begann [illegible] an [illegible] ten politischen und wirtschaftlichen Lebensformen [illegible] selbst einen kräftigen Wall entgegenzu[illegible] Freiheits- und Selbständigkeitsideen sich allmählich [illegible] Welt der pazifischen Machtsphäre [illegible] aller [illegible] lernt man aber, daß die Erhebung eines Volkstums [illegible] zu höheren Stufen des politischen Daseins nicht möglich [illegible] keinen inneren Rückhalt und daher keinen Bestand hat ohne [illegible] Erneuerung und Wiedergeburt. Und eben dieser seelische Faktor sch[illegible] des [illegible] zu fehlen. Berühmt sind die Worte des „ja[illegible]", des im Herbst 1909 ermordeten Fürsten Ito: „Ich betrachte [illegible] Religion als ganz unnötig für das Leben eines Volks. Wissenschaft [illegible] über dem Aberglauben, und was ist jede Religion, sei es Buddhismus, sei es [illegible] anders als Aberglauben und deshalb eine





XIV. Jahrg. September 1912 Heft 12

Das religiöse Erwachen des fernen Ostens · Von Dr. Frhr. von Mackay

Das Wort vom „Erwachen des fernen Ostens“ ist eine jener im Sprachverkehr umlaufenden Münzen geworden, die jeder annimmt und ausgibt, ohne auf mehr als die äußerliche Prägung, die den Feingehalt gewährleistet, zu achten. Man versteht darunter jene Gärung, die in Japan nach dem Sturz des Tokugawaschogunats mit dem Meidsi, der Aufklärungsepoche, begann, die durch Anpassung an die überlegenen politischen und wirtschaftlichen Lebensformen der westlichen Kultur deren Vordringen selbst einen kräftigen Wall entgegenzusetzen strebte und dann mit ihren Freiheits- und Selbständigkeitsideen sich allmählich auf die ganze mongolische und malaiische Welt der pazifischen Machtsphäre übertrug. Die Geschichte aller Zeiten lehrt nun aber, daß die Erhebung eines Volkstums oder einer Rasse zu höheren Stufen des politischen Daseins nicht möglich ist oder wenigstens keinen inneren Rückhalt und daher keinen Bestand hat ohne ethische Erneuerung und Wiedergeburt. Und eben dieser seelische Faktor scheint in der Erweckung des Ostens zu fehlen. Berühmt sind die Worte des „japanischen Bismarck“, des im Herbst 1909 ermordeten Fürsten Ito: „Ich betrachte die Religion als ganz unnötig für das Leben eines Volks. Wissenschaft steht hoch über dem Aberglauben, und was ist jede Religion, sei es Buddhismus, sei es Christentum, anders als Aberglauben und deshalb eine

Quelle der Schwäche für ein Volk? Ich beklage die Tendenz zum Freidenkertum und Atheismus, die in Japan fast allgemein herrscht, durchaus nicht und erblicke darin keine Gefahr für die Nation." Diese Propaganda für die Abtötung des Nervs aller ethischen Lebensinhalte, des r e l i g i ö s e n Empfindens, im Volk entstammt indessen einer Zeit, da die Köpfe noch ganz von den äußerlichen Erfolgen des rationalistischen Meidsi berauscht waren. Ito selbst und mit ihm fast die ganze japanische Intelligenz haben sich eines anderen besonnen, als mit der Wende des Jahrhunderts die Ernüchterung eintrat, als Vorkommnisse wie die großen Schülerrevolten von 1901 und 1903, wie der „Textbuchskandal" von 1902, der ganze Scharen von Beamten und Lehrern wegen Bestechlichkeit ins Gefängnis brachte, den verantwortlichen Führern des Volks die Augen darüber öffneten, wohin die Abstoßung aller religiösen Bindungen führte: zu einer furchtbaren Entsittlichung der Gesellschaft und vor allem zur Zerstörung der Kraft der Jugend, deren Lebensquell in Frühreife, überspanntem Skeptizismus, Weltmüdigkeit versiechte. Der Ruf „Zurück zum Glauben!" erscholl von allen Seiten. Wo aber sollten die hohen Wahrheitszeichen gesucht werden, die zu dem preisgegebenen Lebensgut zurückführten? Es war von vornherein klar, daß die Triebkräfte religiöser Wiedergeburt weder in der Staatsreligion des Schinto noch im Konfuzianismus, sondern einzig in der Lehre Buddhas, deren Kirchen nach wie vor der weit überwiegende Teil des japanischen Volkes angehört, gefunden werden konnten. Denn der Schintoismus ist seinem Wesen nach nichts als ein primitiver Natur- und Ahnenkultus, der alle höher gerichteten Jenseitsideen — den Glauben an die Präexistenz der Seelen, an die rächende Schicksalsgewalt des Karma, an die Geistesgemeinschaft mit der Ahnenwelt der Kamis — der Weltanschauung Gotamas oder Schakas, wie in Japan der Stifter des Buddhismus heißt, entlehnt hat. Der Konfuzianismus hinwiederum stellt sich als ein sozialethisches System dar, dessen Schwergewicht im Aufbau einer patriarchalisch-feudalen Staatslehre liegt, die, fußend auf den Prinzipien der kindlichen Pietät und der wechselseitigen Verantwortlichkeit, die Mitglieder der Volksgemeinschaft in so enger Verflechtung aneinanderknüpft, wie sie dem Westen fast unfaßbar ist; im übrigen aber projiziert er das Göttliche auf das rein Menschliche und beschränkt sich beim Blick auf das Jenseits auf eine allerdings großartige Konzeption des Universums als ewiger Ordnung, deren Begriffsinhalte und Werte indessen dem Volk durchaus fernliegen. Der Buddhismus hingegen entwickelt seine sehr eindringliche Pflichtenlehre unmittelbar aus einer pantheistischen Weltanschauung, die mannigfaltigste Wechselbeziehungen zwischen dem Menschen und übermenschlichen Gewalten, zwischen dem materiellen Körper und der geistigen Außenwelt herstellt und so jedem Gläubigen tausenderlei Anregungen zu frommer Besinnung auf die Zwecke und Ziele seines Daseins gibt.

Die erste Regung zu der religiösen Reformation aus dem Lebensstrom des Buddhismus heraus fällt zeitlich ungefähr mit der Verkündung der Glaubensfreiheit 1889 zusammen und ging von der durch die beiden großen Hongwanjikirchen vertretenen Schule des Schinschu, die den fortschrittlichsten Charakter sich bewahrt hat, aus. In den ersten zwölf Jahren hatte diese „protestantische" Richtung wenig Erfolge zu verzeichnen. Dann wurde ihr plötzlich durch jene Krisis



in der japanischen Intelligenz neue, mit elementarer Gewalt vorandrängende Antriebe zugeführt; die von dem hochangesehenen Gelehrten Inuje Enrio geleitete Bewegung vertiefte sich und erstarkte jetzt nicht nur auf japanischem Boden, sondern breitete sich auch über das ganze japanische Festland aus vermöge des Ehebündnisses, das sie mit dem japanischen Nationalismus und Imperialismus einging. Das Christentum ist, wenn auch seine Kirchen in sehr enge Verbindungen mit dem Staat eintraten, doch seiner Natur nach weltbürgerlich. In Japan aber hat der Staat es verstanden, alle religiösen Gefühle der Untertanen auf die Verherrlichung und Verlebendigung des Patriotismus hin zu polarisieren; im Schintoismus erscheinen die letzten Menschheitsziele ausschließlich als nationale Zwecke, und im Jamato Damaschi und dem vielberedeten Buschido, dem Ehrenkodex der Samurai, wird die Predigt Buddhas von dem Scheinwesen und der Verachtung des Lebens zum Gesetz der Aufopferung und Anspannung aller Kräfte im Dienst des Vaterlandes abgewandelt. Ursprünglich stand die Reformschule Inuje Enrios derlei Verquickungen mit den Staatsinteressen gänzlich fremd gegenüber. Sie suchte im Gegenteil ihr Ziel, eine „moderne Religion“ zu stiften, deren Inhalt ebensowohl der reinen Lehre Buddhas wie den fortgeschrittenen Anschauungen der Zeit genügte, durch Anlehnung und Anpassung an die abendländische Weltanschauung zu erreichen und strebte letzten Endes einer Synthese aller Religionen der Welt in einem großen Ideenkompromiß zu, das die erhabenen Wahrheiten aller Bekenntnisse in sich vereinigte. Aber die realpolitische Kraft des nirgends so scharf wie in Japan ausgeprägten nationalen Empfindens war weit stärker als derlei Ideologien. Die japanische Regierung verstand es in ihrer Findigkeit und gewandten Diplomatie sehr gut, auch diese Bewegung in den Dienst ihrer Macht- und Prestigepolitik zu stellen, und charakteristischerweise war es niemand anderes als Fürst Ito, der Lobredner des Atheismus selbst, der zu solcher Zusammenschaltung der ungleichartigen Energien in einen Stromkreis die Anweisung gab.

Bei der Mobilmachung gegen Rußland bestimmte er, daß jedes Regiment und jedes Kriegsschiff mehrere buddhistische Priester, die fast ausschließlich die Hongwanjikirche stellte, begleiten sollten. Überall, wo die japanische Armee festen Fuß faßte, wurden die Sendboten des Schaka dann damit betraut, Stationen, Schulen, wohltätige Anstalten zu gründen und zu leiten. Mit der Niederwerfung des in Asien für unbesiegbar gehaltenen Rußland rückte der japanische Imperialismus plötzlich aus dem Reich traumhafter Vorstellungen in das reale Sein hinüber, und nun wurden die werbenden Kräfte des reformatorischen Buddhismus mit verdoppelter Energie zur Verstärkung der politischen Propaganda nutzbar gemacht. Mit Unterstützung des Staats entstanden im ganzen Umkreis des Reichs der zehntausend Inseln, in Korea, Formosa, Sachalin, in der Mandschurei und in den chinesischen Vertragshäfen Missionen der Hongwanjikirche im Wettbewerb mit den Anstalten der christlichen Sendboten. Gleichzeitig zogen über 5000 chinesische Studenten nach Tokio und wurden hier mit den Bestrebungen der Schinschule vertraut. Nur das Innere des starren chinesischen Kolosses schien allen Angriffen der Reformer trotzen zu wollen. Schon der im Jahre 1893 von dem indischen Mönch



Dharmapala unternommene Versuch, dem chinesischen Buddhismus einen neuen Geist einzuhauchen, war an der bodenlosen Unwissenheit, Verständnislosigkeit und Verkommenheit des Klerus kläglich gescheitert. Nicht besser erging es Graf Otani, der als Abt der Hongwanjikirche 1894 und 1895 im Reich der Mitte umherreiste, um gegen die reaktionäre Macht dieser Finsterlinge anzukämpfen, deren Treiben die Regierung in Peking selbst so überdrüssig wurde, daß ein kaiserliches Dekret von 1898 die Umwandlung der Klöster in Schulen verfügte. 1902 wurde dieser Erlaß erneut und verschärft, und die Bedrängten wandten sich nun um Hilfe an ihre japanischen Glaubensgenossen. In Tokio ließ man sich die günstige Gelegenheit, Einfluß auf die buddhistische Kirche des Reichs der Mitte zu gewinnen, natürlich nicht entgehen; mit gewohnter Energie griff man zu, setzte die Zurücknahme des Erlasses durch und stellte sogar Japans Missionen auf chinesischem Boden unter den Schutz der Exterritorialität. Kaum aber waren die Mönche ihres ungestörten Besitzstandes versichert, als sie auch wieder die alte Geistesträgheit und sittliche Abstumpfung jedem Versuch, ihre Zirkel zu stören, entgegensetzten. Nun aber kam Japan unerwartete Hilfe aus dem Laientum heraus. Auch in China drängte sich eine Auslese patriotisch und ernst denkender Männer die Überzeugung auf, daß die religiöse Gleichgültigkeit eine verhängnisvolle Gefahr für Staat und Volkstum bedeute. Im Sinn dieses Kreises erließ der Gelehrte Jang Wen Hui 1907 einen Aufruf zur Gründung einer Jetavanaschule (so genannt nach dem berühmten Tempelhain bei Sravasti in Nordindien) in Kolingtschu nach dem Vorbild der Schinschulen; die Motivierung dieses Appells an das Volksgewissen ist so charakteristisch für die Art, wie auch hier die religiöse Erneuerung vornehmlich als Staatszweck betrachtet wird, daß wenigstens eine Stelle nach dem Bericht des T' Oung Pao im Auszug wiedergegeben werden soll:

„Unser Vaterland besitzt wohl noch diese tiefgründige und erhabene Religion, aber auf dem Grunde, den die Vorfahren gelegt, haben die Nachkommen nicht weiter gebaut ... Niemand kümmerte sich darum, man veranlaßte vielmehr die Fremden, uns nachzusagen, wir seien ein religionsloses Volk. Und keiner unserer Gelehrten und Vornehmen schämte sich dessen! Heute aber ist die Stellung des Staates gefährdet, mächtige Nachbarn umdrängen ihn ..., hundert Listen ersinnen sie, um ihre eigenen Interessen durchzusetzen. Nur von einem Hinweis auf die Religion Buddhas verlautet nichts ... Man meint, ‚sie sei den praktischen Dingen zu fern'. Nun sind aber für den Staatsorganismus die geistigen Fähigkeiten die Wurzel, die materiellen Güter der Stamm und die Blätter. Die materielle Kultur kann man von anderen Staaten entlehnen; die geistige Kultur jedoch, wenn sie nicht von der gesicherten Religion des eigenen Staats gestützt und genährt wird, hat keine andere Quelle, aus der sie ihre Lebenskraft erhält."

Und ein Kenner der chinesischen Verhältnisse wie O. Franke bemerkt zur Würdigung des Vorgehens Jang Wen Huis:

„Ein Aufruf wie der hier vorliegende, der den Buddhismus als die eigentliche Religion der Chinesen ansieht, der dem Staat seinen Ruf der Religionslosigkeit als Schande vorhält, der die Religion für die Quelle aller nationalen Kraft und ihre Vernachlässigung für eine Verkennung der politischen Erfahrungstatsachen

erklärt — ein solcher Aufruf wäre noch 1893 eine Ungeheuerlichkeit gewesen, für solche Gedanken hätte der chinesische Geist überhaupt keine Aufnahmefähigkeit besessen. Man sieht, ein wie gewaltiges Stück die politische Entwicklung und mit ihr das geistige Erwachen weitergekommen ist, und wie das Chinesentum wenn nicht die Fähigkeit, so jedenfalls den Mut für seine Erneuerung zu finden beginnt."

So ist auch im Reich der Mitte der Buddhismus zu neuem Leben erwacht. Jang Wen Huis Aufruf fand großen Beifall in allen gebildeten Kreisen bis in die Reihen des konfuzianischen Gelehrtentums hinein, das wohl auf den buddhistischen Klerus mit Verachtung herabsieht, aber der erhabenen buddhistischen Metaphysik stets hohes Interesse zugewandt hat. Schon der 1907 im Tempel der Higaschi Hongwanji zu Tokio abgehaltene buddhistische Kongreß war von zahlreichen Vertretern der chinesischen Intelligenz besucht; es wurde die gemeinsame Gründung einer buddhistischen Universität und eines alle Schulen umfassenden Klosters als Zentralstelle für die gesamte Lehr- und Werktätigkeit der buddhistischen Kirche, für die Propaganda im In- und Ausland, für die Errichtung von Schulen und Anstalten zur Pflege von Kranken, Armen, Waisen beschlossen. Seitdem ist im Sinn dieser Bestimmungen mit großem Eifer und Erfolg an der Erweckung und Machterweiterung des Buddhismus in der ganzen ostasiatischen Welt und über den Pazifischen Ozean hinaus bis nach der Westküste Amerikas, wo heute fast in jeder größeren Stadt den auswandernden Mongolen ein Tempel der Hongwanjikirche einlädt, weitergearbeitet worden.

So viel zum äußeren Werdegang der reformatorischen Bewegung. Wie steht es um die seelischen Inhalte im religiösen Erwachen des Ostens, wie um die Erfolgsaussichten des Neubuddhismus gegenüber dem Christentum?

Der Buddhismus verneint sowohl in seiner Heilslehre wie in seiner Anschauung der jenseitigen Welt die Grundlagen der christlichen Religiosität: hier, indem er das Problem Gottes in unserm Sinn überhaupt nicht aufwirft, dort, indem er das Gesetz von der allein durch den Verstand, nicht durch den Glauben zu erreichenden Seelenrettung aufstellt. Sein soterologisches Fundament sind „die vier Wahrheiten über das Leiden", die, in moderne Sprachformen übertragen, etwa lauten: „Alles Übel ist die Wirkung natürlicher Ursachen. Die Unwissenheit allein läßt das Leiden empfindlich werden. Der Mensch vermag durch Aussonderung dieser Leidensmotive, d. h. durch Beseitigung der vernunftwidrigen Art, seine Persönlichkeit mit der Umgebung in Berührung zu bringen, und durch Loslösung von den unrichtigen Vorstellungen über die Dinge, die in der Welt vorhandenen Übel und Leiden aufzuheben." Nicht der Mensch als solcher ist sündhaft; der Buddhist zieht das ganze Universum in sein Verdammungsurteil ein; durch Flucht aus diesem Reich der Täuschungen geht er in das Nirwana ein, das so viel beredet, aber niemals klar gedeutet ist: der durchaus agnostisch gestimmte Buddha äußert sich selbst über das Wesen dieses Paradieses nicht. In der Praxis hat sich nun gerade das „Mahayana", das große Schiff, d. h. der maßgebliche buddhistische Kanon, der sich den ganzen asiatischen Norden erobert hat, von dieser Weltanschauung des Religionsstifters weit entfernt. Eine Unzahl von Bodhisattwas, Fleischwerdungen des Buddha, tauchten auf, die den großen Schaka, indem sie zum

„Glauben an ihren Namen“ aufforderten, von seinem Platz zu verdrängen suchten, ihren Anhängern neue mystische Wege der Erlösung zeigten und den Durst der Gläubigen nach sinnlichen Vorstellungen durch alle möglichen, meist sehr abgeschmackten Phantasmagorien zu stillen suchten. Die moderne Schinschule will den buddhistischen Himmel von diesem ganzen Wust der Fleischwerdungen säubern, alle dogmatischen Verzerrungen der Urlehre Gotamas und alle hierarchischen Einschnürungen, Verdrehungen und Verwechslungen der Idee mit den Nachläufern, die sich zu Trägern der Idee aufwarfen, beseitigen. Der reine Rationalismus der Lehre Buddhas soll wieder zu Ehren kommen. Die Priesterschaft wird von allem kanonischen und zeremoniellen Zwang befreit, von den Gemeindemitgliedern kein Glaubensbekenntnis, sondern nur die Heiligung des buddhistischen Sittengesetzes der Rechtschaffenheit, Selbstverleugnung, Familienliebe und Milde gegen alle verlangt. Der Ergründung der Wahrheit und der letzten Geheimnisse der Welt aber werden in größtem Liberalismus alle Wege dadurch freigemacht, daß dem Wissens- und Forschungsdrang jeglichen methodologischen und terminologischen Mittel der modernen Wissenschaft freigegeben sind.

Die wenigen Charakterzüge des Buddhismus und seines modernistischen Überbaus dürften genügen, um zu erkennen, wo in der Hauptsache die Stärke, wo die Schwäche des ganzen Systems liegt. Ihm fehlt die Realität, das Moment des Persönlichen. Nichts existiert in der Wirklichkeit. Alles, was ist, erscheint als die Offenbarung eines unpersönlichen, überall wirkenden und doch gänzlich unfaßbaren Prinzips, des Schinnio. Das Göttliche wird in fernste Fernen gerückt, die der luftleere Raum des Scheins und der Täuschungen von der Menschheit trennt; keine Liebe verbindet diese mit der Natur und deren Schöpfer. Daß auch Sünde und Laster nur im „Schinnio“ existieren, beweist in unseren Augen die sittliche Unzulänglichkeit des Buddhismus. Aber, wohlverstanden, in unseren Augen — nichts könnte verkehrter sein, als ohne weiteres die Maßstäbe unserer Moral und unseres religiösen Empfindens auf die Gedankenwelt des Ostens zu übertragen, die uns so durchaus fremd gegenübersteht. Zweifellos harmonisiert an sich der Buddhismus in seiner Betonung der Vernunftgesetze weit mehr mit der natürlichen Veranlagung des Mongolentums, in dessen Seelenleben scharfe Intellektualität und kritische Sensibilität die maßgeblichen Faktoren sind, als die christliche Religion mit ihrer Hinwendung zu den Tiefen des Gemütslebens. Der Rationalismus birgt zugleich den Vorteil der Freiheit von dogmatischen Voruretelien in sich, und darin begründet sich wiederum die außerordentliche Fassungskraft des Buddhismus. Er nimmt Bestandteile anderer Religionen mit großer Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit in sich auf; er fußt im gewöhnlichen Volk durch die Verschmelzung seiner Ideen mit den Vorstellungen des Ahnenkultus, er zieht die Intelligenz durch seine Aufforderung zur verstandesmäßigen Mitarbeit und seine Anlehnung an den Konfuzianismus zu sich herüber. Auch der Vorwurf, daß sein Pessimismus die Willenskraft zerstöre, besteht nur bedingt zu Recht; es wurde bereits gezeigt, wie die japanische Staatsraison dieses scheinbare Passivum in ein Aktivum zu ihren Gunsten verwandelt. Vor allem aber ist die entwicklungsgeschichtliche Tatsache im Auge zu behalten: aus dem Reich der ideellen Sehnsucht nach

religiöser Erneuerung ist der Neubuddhismus mehr und mehr auf ein Gebiet übergetreten, in dem er realpolitischen Zwecken und Nützlichkeiten Dienste tut, und er scheint gerade aus den Quellen dieses Bodens unerschöpfliche Kräfte des Wachstums, der Stoß- und Schwungkraft zu heben. Er war von Anfang an nicht christenfeindlich und ist es auch heute nicht in der Schroffheit des Islam, mit dessen Fanatismus sein beschauliches, esoterisches Wesen nichts gemein hat. Aber er hat sich der nationalistischen und rassenpolitischen Propaganda unterstellt, die die Völker Ostasiens in einheitlicher Interessengemeinschaft gegen das vordrängende Europa ins Feld zu führen sucht; er ist daher gleichwohl der angesagte Gegner der in der christlichen Ideenwelt fußenden Kultur und verdient unter diesem Gesichtswinkel mehr Beachtung, als sie ihm bisher geschenkt worden ist. Sicherlich ist richtig, was Schiller, der älteste Missionar des Deutschen Missionsvereins, schon vor vielen Jahren warnend sagte: „In schwerem Irrtum sind befangen, die den Buddhismus als ‚sterbende Religion' ansehen zu dürfen glauben. Er hat im Gegenteil seine Rolle noch lange nicht ausgespielt und wird noch eine bedeutende Geschichte haben." Und man könnte nach den heutigen Erfahrungen hinzufügen: Alles deutet darauf hin, daß die Völker Ostasiens erst durch die Schule des erwachten Buddhismus hindurchgehen müssen, bevor sie für die höher gerichteten Ideale der christlichen Kultur und Ethik reif werden.

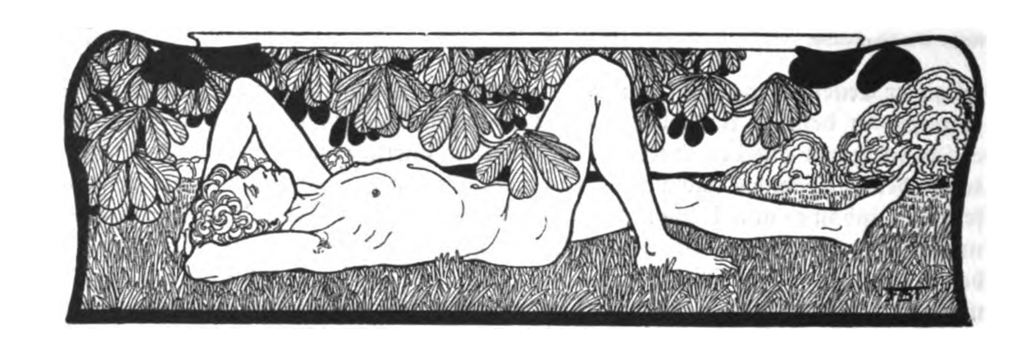


Die Suchenden · Von Joh. Fr. Jul. Koch

Sind die Wege auch verschieden
Bei dem Suchen nach dem Frieden,
Die wir Menschen suchend wallen,
Winkt dasselbe Ziel doch allen; —
Und es reichen sich am Ende
Einst die Suchenden die Hände.

Doch daß hier auf dieser Erde
Unser Herz nicht müde werde,
Läßt der große Weltenmeister
Gleich und gleich gestimmte Geister
Abseits von dem Weg der andern
Kurze Zeit zusammen wandern.





Zigeunerblut

Erzählung von Victor von Reisner

(Schluß)

Noch hatte Mara diesen Leidenskelch nicht zur Neige geleert, als ihr neuer Kummer, neuer Schmerz erblühte.

Was sie früher aus tiefstem Herzensgrunde vergeblich erfleht hatte, das vollzog sich jetzt in einer Weise, daß ihre mütterliche Liebe darunter schwer leiden mußte. Der kleine Ante, für den sie von der Stunde seines ersten Regens an litt und stritt, wich vor ihrem stummen Ernst und ihrem tränenlosen Schluchzen scheu zurück und wurde, je mehr er sich von ihr abwandte, um so auffälliger vom Vater zu sich gelockt.

Sie fühlte das mehr, als sie es beobachten konnte, denn der Umschwung vollzog sich nur ganz allmählich. Von dem Moment an, da ihr das Ahnen zur Gewißheit wurde, rang sie förmlich um die Liebe ihres Kindes, ohne indes zu begreifen, daß der Junge doch nur nach Kindesart die von ihr ausgehende Trauer floh.

Markovié war inzwischen allerdings auch nicht heiterer geworden, doch hatte er, wenn er nicht gerade des verlorenen Sohnes gedachte, immerhin Momente, in denen bei ihm die alte Lebensfreude verstohlen zum Durchbruch kam, während sich Mara in selbstquälerischen Vorwürfen und gemartert von Gewissensnöten aufrieb. Jedes abwehrende Wort traf den Jungen von der Mutter, die ihn durch schwächliche Nachgiebigkeit verwöhnt hatte, auch viel härter, als vom Vater, von dem er es ja nicht anders kannte.

Es war daher nur natürlich, daß es ihm bitter weh tat, wenn ihm die Mutter, wie das jetzt öfter geschah, in einem etwas allzu lauten Ton verwies, während er denselben Verweis vom Vater gar nicht weiter empfand. Und ganz aus demselben Empfinden heraus nahm er auch irgend eine Erlaubnis von der Mutter als selbstverständlich hin, vom Vater indes als einen Akt der Liebe.

In der ersten Zeit nach Tunos Verschwinden hatte sich zwar in Antes Seele so etwas wie Haß gegen den Nachgeborenen geregt, da aber des Kleinen Scheu vor dem veränderten Wesen der Mutter gerade im Anfang, wo er noch das Übersehen seiner Person und seiner Wünsche doppelt schmerzlich fühlte, besonders deutlich in die Erscheinung trat, so erblickte Ante darin gewissermaßen ein Walten

der Vorsehung, durch das Mara für ihre Herzlosigkeit gegenüber dem Älteren gestraft werden sollte.

Dies war ein Moment, das ihm den Kleinen näher führte, das andere aber, und zwar das ausschlaggebendere, war seine große Kinderliebe, durch die ja Mara auch zu der verhängnisvollen Kindesunterschiebung gezwungen worden war. Viel trug zu diesem für Klein-Ante so glücklichen Wechsel ferner der Umstand bei, daß er nie den Bruder einer Untat beschuldigte, sondern bei seiner ersten Aussage geblieben war, Tuno wäre vor Schreck über das Kommen der Eltern vom Brunnenrand gesprungen, hätte ihn unversehens gestoßen, und er wäre dann, ohne daß es Tuno hätte verhindern können, kopfüber hinabgestürzt.

Das hatte ihm von vornherein des Vaters Herz gerettet, und durch sein rührendes, sich gar nicht beruhigendes Klagen und Fragen, ob denn Tuno, in dem er doch nur den treuen Spielgefährten sah, nicht bald zurückkehren werde, stahl er sich vollends hinein.

So kam es, daß Mara, die früher ihre Hände schützend über ihren Augapfel, über ihr alles, halten mußte, heute vereinsamt dasaß und zusehen mußte, wie all die Liebe, die sie in des Kleinen Herzchen gesät, jenem zufloß, für den sie zur Verbrecherin geworden war und der für ihr Leid kein Verständnis und auch kein Mitleid empfand.

Sie wäre ja nicht Mutter gewesen und hätte ihr Kind nicht lieb haben müssen, wenn sie nicht in stillen Stunden auch Freude über diesen Umschwung empfunden hätte, doch krampfte es ihr dann erst recht das Herz zusammen, wenn sie beobachtete, wie es ihr Mann darauf anlegte, ihr das Kind völlig abwendig zu machen.

Er hatte ja von jeher ein besonderes Geschick im Umgang mit Kindern, die er durch Ersinnen immer neuer Spiele an sich zu fesseln verstand, und da sie, völlig verbittert und in rastloser Tätigkeit das Heil des Vergessens suchend, weder Zeit noch frohen Mut zum Kampf um die Liebe des Kindes fand, so konnte es nicht ausbleiben, daß Klein-Ante nach und nach ebenso der Schatten seines väterlichen Spielkameraden wurde, wie es einst Tuno war.

Während die liebevolle Zärtlichkeit seines Zweiten Markovič den Schmerz über Tunos rätselhaftes Verschwinden verwinden half, so daß er sich sogar schließlich mit stiller Ergebung in das Unabänderliche fügte, hatte sich Maras von neuem die Überzeugung bemächtigt, daß der Junge doch noch eines Tages zurückkehren werde.

Sie hütete sich zwar, zu ihrem Manne von dieser Hoffnung zu sprechen, klammerte sich aber selbst um so fester daran, da sich nur dann das schreckliche Jetzt wenden konnte.

Als Savran von seiner ergebnislosen Reise zurückgekehrt war, hatte sie allerdings auch nicht mehr angenommen, daß Tuno den Zigeunern nachgelaufen sei, wie alle anderen glaubte vielmehr auch sie, daß er sich aus Verzweiflung ein Leid angetan habe. Ohnehin schon durch die jahrelangen aufreibenden Seelenängste widerstandsunfähig gemacht, verfiel sie eine Zeitlang in dumpfes, gedankenleeres Hinbrüten. Erst nach und nach fand sie wieder den Mut zum Überlegen und war dabei zu der inneren Gewißheit gelangt, daß seine ganze Charakterveranlagung gegen ein solches Ende sprach.

Von da ab überlegte sie Zug für Zug, um der Wahrheit möglichst nahe zu kommen. Als bestimmt glaubte sie vor allem annehmen zu können, daß er, nachdem er sein Verbrechen aufgedeckt sah, zuerst Zuflucht bei jenen suchte, zu denen ihn unbewußt sein Empfinden hinzog, und eben so klar war es ihr, daß Jula Farkas die günstige Gelegenheit zur Stillung ihrer Rache an ihr sicher nicht ungenützt hatte vorübergehen lassen. Wahrscheinlich hatte sie ihn also auf die Fährte des Stammes gebracht, doch weiter reichte auch ihre Macht nicht. Hier hatte der Kapos zu entscheiden, daß aber dieser, der doch die behördliche Nachforschung nach dem Jungen voraussetzen mußte, willens gewesen sein sollte, sich und die Bande unnötigerweise in Gefahr zu bringen, schien ihr wenig glaubhaft. Für die Richtigkeit dieser Folgerung sprach ja auch überdies des Gendarmen vergebliche Visitation des Lagers.

Nun blieb nur noch die Frage offen, wohin sich Tuno gewandt und auf welche Art und Weise er sich sein Brot verdiente. Daß er sich in Essek oder in einem sonstigen größeren Ort nach irgend einem Dienst umgesehen haben sollte, glaubte sie nicht, da er dafür zu faul war, hingegen kannte sie das grenzenlose Mitleid der Bauern, die nicht einmal den schlimmsten Verbrecher unbeschenkt von ihrer Türe lassen. Es lag also nahe, daß er sich solange durchgebettelt haben mochte, bis es ihm durch irgend eine Lüge, in deren Erfindung er ja von jeher Meister war, gelang, irgendwo auf längere Zeit Unterkunft zu finden.

Trotz aller Wahrscheinlichkeit, die für diese Auffassung sprach, und trotzdem sie sich das Tag für Tag, Stunde für Stunde einredete, fand sie doch ihr Gleichgewicht nicht wieder, und das geringste Klagen ihres Mannes warf sie in die alten Zweifel zurück. Und als sich dann der verhängnisvolle Tag seines Verschwindens zum zweitenmal jährte, da gab auch sie den letzten Rest von Hoffnung auf.

Der Tag war trübe und dumpf dahingeschlichen, doch hatte sie diesmal von Ante nicht ein einziges unfreundliches Wort zu hören bekommen, und da regte sich zum erstenmal seit langer Zeit der Gedanke in ihrem Herzen, daß doch wieder Sonnenschein bei ihnen einkehren könnte. Das wäre ja allerdings fast einem Wunder gleichgekommen, an dessen Möglichkeit sie nur mit zitternder Beklemmung zu denken wagte, als aber Ante tagsüber wirklich mit keiner Silbe des Unglücks Erwähnung tat, da fing sie ernstlich zu hoffen an.

Ihr Herz sollte sich dieser Ruhe nicht lange erfreuen, denn kurz vor dem Schlafengehen kam doch noch Tunos Name über seine Lippen, und zwar mit so tiefer Ergebung ins Geschick, daß sie zu Tode erschrak. Mehr als aus allem Schelten und Anklagen hörte sie aus diesem Ton seinen wehen Schmerz heraus. Mit bangem Zagen, auf ein brüskes Zurückweisen gefaßt, wagte sie es, ihn tröstend zu umarmen, und als er dies ruhig geschehen ließ, bemächtigte sich ihres Herzens in all dem Jammer ein kaum mehr geahntes Glücksgefühl, das sie zwang, ihm in dankbarer Rührung die Hände zu küssen.

„Laß das!“ wehrte er verlegen, und dann, einem besseren Impulse folgend, setzte er hinzu: „Um des Kleinen willen sei Friede zwischen uns; es ist schon genug des Unglücks über unser Haus gekommen.“

Überwältigt von dem kaum erwarteten und nun so plötzlich eintretenden Glück, sank sie schluchzend zu seinen Füßen nieder, und da, von seiner eigenen Großmut gerührt, hob er sie zu sich auf und gab ihr nach langer, langer Zeit den ersten Kuß.

Diese Nacht fand Mara nur einen kurzen, unruhigen Schlummer. Im Traume verfolgte sie voll wahnsinniger Aufregung Tunos Spur, die ihr immer wieder im letzten Augenblick entglitt, bis sie des Jungen schließlich doch habhaft wurde und ihn dem gramgebeugten Vater zuführte.

Obgleich sie befürchten mußte, dadurch die kaum vernarbte Wunde wieder aufzureißen, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, Ante am Morgen den seltsamen Traum zu erzählen. Die abwehrende Gelassenheit, mit der er ihre Schilderung aufnahm, bewies ihr aber vollends, daß er wirklich alle Hoffnung aufgegeben habe, und so verstummte sie denn und ließ von ihrem Vorhaben, eine Wahrsagerin zu befragen, nichts verlauten.

Der Zufall wollte ihr diesmal insofern wohl, als gerade Sonntag war, an dem auch Marković zum Markte nach Essek fuhr. Er war also kaum zum Dorfe hinaus, als auch schon eine ins Vertrauen gezogene Magd nach einer Zigeunerin lief, die der Bäuerin seltsame Nachtgesichte deuten sollte.

Im Zigeunerdorf wußte man natürlich sofort, was die Uhr geschlagen habe, da Jula Farkaš von ihrer Begünstigung der Flucht nur so lange geschwiegen hatte, als sie Tunos Zurückweisung durch den Kapoš befürchten mußte.

Was die Bäuerin wissen wollte und zu hören wünschte, war somit kein Kunststück zu erraten; aber auch die Prophezeiung machte weiter keine Schwierigkeiten, da die Bande schon längst den Heimweg eingeschlagen haben mußte, die vorherige Rückkehr des Jungen somit als sicher vorausgesetzt werden konnte.

Der unter den Weibern entbrannte Hader um das gute Geschäft wurde nach vielen bösen Worten durch das Übereinkommen auf Teilung geschlichtet, doch mußte Julka Farkaš, die die günstige Gelegenheit auch zur Kühlung ihres Mütchens ausnutzen wollte, zu ihrem nicht geringen Ärger von dem Gange abstehen. Man hätte ihr zwar die kleine Freude von Herzen gegönnt, befürchtete aber nicht mit Unrecht, daß der Widerwille gegen sie in der Bäuerin auch Mißtrauen gegen die Botschaft erregen und sie daher weniger opferfreudig stimmen würde. Dafür ließ sich Jula von der Ausgelosten wenigstens das Versprechen geben, Mara vor der Glücksprophezeiung gründlich zu peinigen, und der ihr wesensverwandte Charakter der Abziehenden bürgte ihr für die gewissenhafteste und ehrlichste Innehaltung der Zusage.

Mara war wie betäubt, als die reich beschenkte Alte unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln gegen die neugierige Nachbarschaft vom Hofe wieder wegschlich. Nachdem ihr so bestimmt prophezeit war, was ihr ihre Träume ohnehin deutlich vorausgesagt hatten, konnte sie ja gar nicht mehr an der baldigen Heimkehr des Jungen zweifeln! Immer wieder besah sie aufmerksam ihre Handflächen, in denen das alles so klar stehen sollte, und es erfaßte sie fast ein Grauen vor den ihr innewohnenden geheimnisvollen Kräften.

Mit der nun zur Gewißheit gewordenen Ahnung zog aber auch neue Angst

in ihr Herz ein. Mußte sie nicht fürchten, mit Tunos Heimkehr das eben erhaschte bescheidene Endchen Glück wieder zu verlieren, konnte sie überhaupt zu hoffen wagen, daß das Unheil, das von diesem unseligen Kinde ausging, seine Macht über sie verloren haben sollte?! Auch vor der Schwäche ihres Mannes gegenüber diesem Unhold bangte ihr, war es doch mehr als wahrscheinlich, daß er ihm in der Freude seines Herzens jede Lüge glauben und ihm so, zum Schaden aller, den alten Einfluß über sich wieder einräumen würde.

Sie zergrübelte ihr Hirn, wie sich dieser drohenden Gefahr vorbeugen ließe und entwarf Plan um Plan, um dann einen so schnell wie den andern als aussichtslos zu verwerfen. Aber was sie auch alles denken mochte, die Möglichkeit, daß sie sich unnötigerweise ängstige, daß die Gefahr nur in ihrer Einbildung bestände und die ganze Wahrsagerei ein Schwindel sein könnte, fiel ihr keinen Augenblick ein. Und dabei dachte sie nicht einmal an ein Schelmenstück der Zigeuner, was ja immerhin das Eintreffen der Prophezeiung erklärt hätte. Solch ein Mißtrauen war eben durch den ihr anhaftenden Aberglauben und durch die festgewurzelte Überzeugung von der Erfüllung der den Menschen beschleichenden Ahnungen ausgeschlossen.

Das einzige, was ihr jetzt noch zu tun übrigblieb, war, Ante von Tunos bevorstehender Heimkehr zu überzeugen und ihn in geschickter und vorsichtiger Weise auf eine bestimmte Stellungnahme festzulegen, damit er daran einen Halt zum Widerstand gegen seine geradezu krankhafte Nachgiebigkeit finde. Wie sie das machen sollte, war ihr freilich noch nicht recht klar, da ihr ja die Starrköpfigkeit, mit der er sich, aus Angst vor seiner eigenen Schwäche, jedes Erinnern an das unselige Geschehnis verbat, ein Zurückkommen auf ihre Träume nicht erlaubte.

Aus all dem Grübeln und Überlegen kam schließlich nichts anderes heraus als die Überzeugung, daß jeder gewaltsame Eingriff die Lage nur verschlimmern würde, daß sie also die weitere Entwicklung dem Zufall überlassen müsse.

In all dieser Aufregung war ihr der Tag im Nu dahingeflogen, und so erschrak sie denn nicht wenig, als sie die Knechte über den Hof laufen sah, dem heimkehrenden Bauern das Tor zu öffnen. Auch legte es sich ihr beklemmend ums Herz, was Ante heute für Nachrichten mitbringen würde, da der Sonntag für die Dörfer des Viroviticaer Komitates meist mit Schrecken und Trauer zu enden pflegte.

Wie alle Bäuerinnen sah auch Mara ihren Mann nur mit Todesangst Sonntags in die Stadt fahren, obgleich er ihr gleich im ersten Jahre ihrer Ehe feierlich versprochen hatte, sich nie an den unsinnigen, im Rausche unternommenen Wettfahrten zu beteiligen und stets als Letzter nach Hause zu fahren, was er ja auch bis jetzt getreulich eingehalten hatte.

Dafür wußte er aber dann auch von grauenhaften Bildern, die die Reichsstraße bot, zu erzählen. Wehe dem Reisenden, den sein Unglücksstern an einem Sonntagabend nach der Stadt führte; er hat von Glück zu sagen, wenn er mit heilen Gliedern sein Ziel erreicht, denn wie von Furien gejagt rasen da Hunderte von Bauernwagen die Staße entlang. Je besser das Geschäft war, um so toller geht es natürlich her, denn die Mehreinnahme kann gar nicht besser als in Wein und in Branntwein angelegt werden, und wie ein Taumel erfaßt es dann diese Men-

schen, die die ganze Woche im Schweiße ihres Angesichts arbeiten. Alle Not und Sorge hat der Branntwein ausgelöscht, Weib und Kind, Hab und Gut läßt der Schnapsteufel vergessen, und an Stelle der sonst so demütigen Bescheidenheit ist wahnsinnige Renommisterei getreten. Und womit ließe sich besser renommieren als mit dem Gespann! Zweie, dreie gehen eine Wette ein, wer früher zu Hause sein würde, die anderen wollen die Fahrt kontrollieren, und ehe man sich's versieht, sind alle in den Strudel verstrickt, und wie die wilde, verwegene Jagd geht es, nicht achtend des eigenen, noch des fremden Lebens, über Stock und Stein dahin.

Ante wußte auch heute von einer Menge schwerer Unglücksfälle zu erzählen, wobei er der vielen auf der Straße oder im Chausseegraben liegenden zertrümmerten Wagen und der zu Tod verwundeten Pferde gar nicht gedachte. Gleich am Ausgang der Stadt lagen drei Bauern mit gebrochenen Beinen und Rippen, die in ihrer sinnlosen Betrunkenheit mit solcher Wucht gegen die herabgelassene Mautschranke gefahren waren, daß diese zerschellt, sie selbst aber in weitem Bogen auf die dort lagernden Schuttsteine geschleudert wurden. Zweimal fuhr er an Toten vorüber, die, den Peitschenstiel noch in der erkalteten Hand, die Pferde mit offenem Munde noch immer anzufeuern schienen. Das schrecklichste Bild aber, das er gar nicht loswerden konnte, und auf das er immer wieder zurückkam, hatte er nicht weit von Čepin gesehen: einen auf einem Steinhaufen hockenden, irrsinnig gewordenen Bauern aus dem Nachbardorfe Vrpolje, der seinen leblosen fünfzehn- oder sechzehnjährigen Sohn, dem der ganze Schädel gespalten war, auf den Knien wiegte.

Mara schüttelte es vor Entsetzen.

„Und zu wissen, daß es nächsten Sonntag ebenso zugehen wird!“ stöhnte sie, um dann gleich wieder, da das fast zur Gewohnheit gewordene Schreckliche das Mitleid schließlich doch abstumpfte, an die eigenen Sorgen zu denken.

Erst später, als der Name Banfy Elemer fiel, wurde sie hellhörig und paßte gespannt auf. Während der Markt noch in vollem Gange war, hatte es nämlich einen großen Auflauf gegeben, dem dann noch ein größerer gefolgt war. Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett hatten einen Trupp gefesselter und aneinander gekoppelter Zigeuner, in ihrer Mitte den Neu-Čepiner Kapoš, nach dem Komitatsgefängnis transportiert. Das hatte natürlich ein gewaltiges Aufsehen gegeben, und da doch die meisten die Bande kannten und nicht gut auf sie zu sprechen waren, so drängte man in freudiger Neugierde nach. Was sie angestellt hatten, war nicht herauszubekommen; unter anderem hieß es, daß sie bei einer Rauferei den Dorfältesten von Almaš erschlagen hätten. In der allgemeinen Aufregung hatte nun niemand daran gedacht, daß doch der Rest des Stammes wie gewöhnlich den Verhafteten in einiger Entfernung jammernd und wehklagend nachziehen würde. Das mußte aber wohl auch diesmal der Fall gewesen sein, denn als man zurückkehrte, fehlte von den meisten Wagen irgend etwas Wertvolles, von zweien hatte man sogar die Pferde abgeschirrt und gestohlen. Die Polizei, die alle Hände voll zu tun hatte, den Auflauf zu dämmen, habe zwar die sofortige Untersuchung versprochen, aber bis zu seiner Abfahrt hatte man leider nichts von einem Erfolg

gehört. Die Erregung über dieses Ereignis war auch mit Anlaß zum längeren Beisammenbleiben, wodurch die Betrunkenheit und damit zusammenhängend die Zahl der Unglücksfälle noch gestiegen sei.

Mara hörte schon längst nicht mehr zu. Wie ein Blitz war es ihr plötzlich durch den Kopf geschossen, wieso die Zigeunerin mit solcher Bestimmtheit die baldige Rückkehr Tunos prophezeien konnte! Sie begriff jetzt gar nicht, das nicht sofort durchschaut zu haben. Hier half indes kein Tüfteln und kein Selbstschelten, hier hieß es handeln, da jede Minute die Entscheidung näher brachte.

Im selben Augenblick fing Ante nochmals von dem über der Leiche seines Sohnes irrsinnig gewordenen Bauern zu reden an, indem er so an dem fremden Leid den eigenen Schmerz zu betäuben suchte.

Mara erkannte sofort, daß sich ihr eine günstigere Gelegenheit gar nicht bieten konnte, und wollte schon an sein letztes Wort anknüpfen. Da, als sie eben anfing und sagte: „Solange wir leben, dürfen wir die Hoffnung nicht sinken lassen", öffnete sich die Türe, und ehe noch Ante den Ankömmling bemerkte, stürzte sie, den Namen „Tuno" mit einem gellenden Aufschrei ausstoßend, wie leblos zur Erde.

* * *

Mara konnte daran nicht zweifeln, daß sie nur der plötzliche Schreck niedergeworfen hatte, denn auch jetzt, nachdem sie sich längst erholt hatte und dabei saß, wie Tuno dem mit verklärtem Lächeln aufpassenden Vater seine Erlebnisse erzählte, konnte sie, trotz seines demütig um Verzeihung bittenden Tones, ein namenloses Angstgefühl nicht loswerden. Und verstärkt wurde ihre Unruhe durch die sich ihr unbezwingbar aufdrängende Gewißheit, daß er ihnen eine zurechtgelegte Komödie vorspiele, daß die Geschehnisse erfunden, seine Reue erheuchelt und die zur Schau getragene Liebe unwahr sei.

Über den Anfang hatte ihm der Vater nur zu leicht hinweggeholfen, denn als Tuno sich verschwor, nie im Leben gegen seinen kleinen Bruder Böses im Schilde geführt zu haben, da schloß er ihn sogleich zärtlich in seine Arme und beruhigte ihn, daß ja auch niemand an so etwas im Ernst gedacht und Klein-Ante ja selbst später den wahren Sachverhalt erzählt und damit seine völlige Unschuld dargetan habe.

Damit hatte Tuno sicheren Boden unter den Füßen, und riskierte daraufhin auch gleich die erste Anklage gegen die Mutter, indem er behauptete, nur ihr fürchterlicher Blick habe ihn aus dem Vaterhause getrieben. Und auch jetzt erinnerte sich Ante nicht der eigenen Wahrnehmung, sondern suchte den still vor sich hinweinenden, anscheinend ganz fassungslosen Jungen durch erneute Liebkosung zu trösten. Das gelang auch über Erwarten schnell, wie am Schnürchen erzählte dann Tuno gleich weiter, wie es ihm in der Fremde ergangen.

Zuerst wollte er in Essek nach Arbeit gesucht haben, die Furcht, vom Vater oder von anderen zu Markte fahrenden Landsleuten entdeckt zu werden, hätte ihn indes bald weiter getrieben, bis er schließlich endgültig in Dalja gelandet sei, wo er bei einem Bauer zwar schweres, aber wenigstens ausreichendes Brot fand.

Ante war ganz gerührt und verschwor sich hoch und heilig, an dem armen Jungen gutzumachen, was die bösen Menschen an ihm verbrochen hatten. Dabei

traf Mara ein so bedeutsamer Blick, daß sie sofort ahnte, was in seinem Innern vorging, und als er ihr nun gar vorhielt, daß sie gar keine Freude über Tunos Rückkehr bezeige, da wußte sie vollends, daß der Kampf für sie von neuem beginne.

Unter dem Vorwand, etwas Essen herrichten zu wollen, wankte sie mit zitternden Knien nach der Küche, wo sie wie gebrochen auf einem Stuhle niedersank und dann tränenlos vor sich hin schluchzte. Doch bald kehrte ihr die Besinnung wieder, und sie begriff, daß sie, falls sie nicht ihre und ihres Kindes Zukunft gefährden wollte, keine Zeit zum müßigen Jammern habe, daß sie vielmehr der ihr drohenden Gefahr von vornherein vorbeugen müsse und Tuno jetzt keine Gelegenheit geben dürfe, unwidersprochen auf den Vater einzuwirken.

Der ihr jahrelang aufgedrungene Kampf hatte sie wenigstens so weit verschlagen gemacht, um zu wissen, daß hier auf geradem Wege nichts zu erreichen war. Wenn sie bei Ante etwas durchsetzen wollte, dann durfte sie weder mit Anklagen noch mit Zweifeln kommen, sie hatte vielmehr nur unauffällig auf die sicher nicht ausbleibenden Widersprüche hinzuweisen, damit sich in ihrem Manne das Mißtrauen ganz von selbst rege, denn merkte er erst ihre Absicht, dann hatte sie von vornherein verlorenes Spiel.

Leicht war ihre Aufgabe freilich nicht, denn Ante war rein wie mit Blindheit geschlagen und der Junge überdies zu gerieben, um nicht ihr gegenüber auf der Hut zu sein. Trotzdem wollte sie nicht verzagen und, da es sich um ihres Kleinen Glück handelte, selbst vor Verstellung und Hinterlist nicht zurückscheuen. Im Kampf mit solch verschlagenem Gegner und um solchen Zieles willen mußte eben jedes Mittel erlaubt sein.

Mit freundlichem Zuspruch setzte sie also, nachdem sie sich wenigstens äußerlich beruhigt hatte, Tuno das Essen vor und kauerte sich dann in den Schatten, um sein Gesicht beim Erzählen besser beobachten zu können.

Tuno fiel aber der Wechsel in ihrem Benehmen und der plötzlich so freundliche Ton sofort auf, und sein Instinkt sagte ihm auf der Stelle, daß dies nichts Gutes zu bedeuten habe. Er hütete sich indes, sein Mißtrauen irgendwie zu verraten, sondern dämmte nur seinen Redefluß ein wenig ein, um sich strenger kontrollieren zu können. Trotzdem verwechselte er einmal Dalja mit Goriza. Im Nu trafen sich ihre Blicke wie zwei haarscharfe Dolchspitzen, und sie wußten, wie sie miteinander standen.

Auf ihren unmittelbaren Einwurf entgegnete er indes mit wehmütigem Lächeln und ohne die geringste Verlegenheit:

„Das wird mir noch öfter passieren. Wenn man in so kurzer Zeit so viel herumgestoßen wurde, dann kann man leicht einmal die Orte verwechseln.“ Und der Vater fand das selbstverständlich und fuhr ihm liebevoll tröstend mit der Hand über den Kopf.

Als dann der Alte vor dem Schlafengehen noch einmal im Stall nach dem Rechten sah, standen sich Mutter und Sohn zum erstenmal allein gegenüber. Sie schauten sich erst eine Weile stillschweigend an, gewissermaßen ihre Kräfte messend, dann sagte Mara hart und kurz:

„Du hast den Vater belogen — du warst bei den Zigeunern.“

Sie war auf ein hartnäckiges Ableugnen gefaßt und verfärbte sich daher bis in die Lippen, als er herausfordernd entgegnete:

„Ich war, wo ich hingehöre!"

Noch hoffte sie, ihn nicht recht verstanden oder vielmehr seine Antwort falsch ausgelegt zu haben, und so fragte sie streng:

„Wo du hingehörst — was soll das heißen?"

Und trotzig erwiderte er:

„Ich war bei jenen, von denen du mich vor beinahe sechzehn Jahren geholt hast."

Mara fühlte den Boden unter den Füßen wanken. Tausend wirre Gedanken durchschossen mit Blitzeseile ihr Gehirn und endeten alle in dem schweren Seufzer: Und das ist das Ende einer sechzehnjährigen Qual! Kein Laut verriet ihm aber, was in ihr vorging. Erst als sie zu dem Entschluß gelangt war, nunmehr alles ihrem Manne zu gestehen, da sie doch erst recht nicht auf seine Verzeihung rechnen konnte, wenn er den Betrug durch dieses Unglückskind erfuhr, spiegelte sich diese Absicht auf ihrem Antlitz wider.

Mit Schrecken nahm Tuno dies wahr und hätte sich wegen seiner Dummheit, seine Waffen so schnell aus der Hand gegeben zu haben, die Zunge abbeißen mögen. Verriet sie das Geheimnis dem Vater, dann hatte er von ihr natürlich keinen Heller zu erwarten, da er sie doch nur so lange als Geldquelle ausnutzen konnte, als sie ihn zu fürchten hatte. Und dann, wenn auch der Vater über seine Heimkehr Freude bezeugt hatte, wußte er denn, ob er auch wirklich noch der Alte war, ob er nicht vielleicht den „Zigeuner", der ihn noch obendrein mit seinen Erzählungen so schwer belogen hatte, zum Tempel hinausjagen würde?! So sehr er aber auch das vagabundierende Leben lieben gelernt hatte und davon auf die Dauer nicht mehr lassen zu können vermeinte, ebensowenig wollte er auf die reiche Erbschaft verzichten, die ihm dereinst die erste Stellung im Stamm sichern sollte, wie sie ja auch anfangs sein Ansehen gehoben und ihm zu mancher Bevorzugung verholfen hatte.

Die Mutter mußte also noch vor des Vaters Zurückkommen von ihrem gefährlichen Vorhaben, das ja nicht nur für sie, sondern vor allem für ihn selbst verhängnisvolle Folgen haben konnte, abgebracht werden, und das in einer Weise, die ihr Vertrauen zu seinen ehrlichen Friedensabsichten einflößte.

Während er noch angestrengt nach einem Ausweg suchte, verriet ihm das Zuschlagen der Stalltüre des Vaters Rückkehr. Auch Mara zuckte bei diesem Klange zusammen, denn wenn sie auch fest entschlossen war, alles auf sich zu nehmen und für ihre grenzenlose Liebe den Kelch des Leidens voll zu leeren, so bangte ihr doch zu sehr für das Glück ihres Herzenskindes, um nicht doch vor dem letzten Schritt zu zittern.

Da, als sie ihrem Mann entgegengehen wollte, um ihm ihre Gewissensbeichte wenigstens nicht in Gegenwart dieses Zerstörers ihrer erst in der letzten Zeit wieder aufgekeimten Hoffnungen ablegen zu müssen, vertrat ihr Tuno rasch den Weg, und sich überstürzend und keinen Einwurf zulassend, raunte er ihr, vom Augenblick eingegeben, mit heißem Atem zu:

Am Wasser



L. v. Zumbusch

„Du wirst ihm kein Wort sagen, ebensowenig wie ich, nie, hörst du, nie, und wenn es mir den Kopf kosten sollte! Ich will dir auch sagen, warum ich es nicht will — einerlei, ob du es mir glaubst oder nicht. Aber ich habe in dieser schlimmen Zeit auch für dich Dank empfinden gelernt, wenn mich jetzt auch das von dir gezeigte Mißtrauen wieder zu einer neuen Erbärmlichkeit hinriß. Ich bedauere es aber tief, glaub mir nur dies eine Mal! Ihn aber, siehst du, ihn, der mich von klein auf verzärtelte, der mich gegen alle Welt in Schutz nahm und es mich nicht einmal fühlen ließ, daß er meinetwegen sitzen mußte, ihn liebe ich mit der ganzen Inbrunst meiner Seele, und deshalb darf ihn durch mich nicht diese Kränkung treffen. Wenn du mir nicht mehr traust, so will ich dich dadurch zum Glauben zwingen, daß ich sofort morgen wieder verschwinde und mich nicht mehr zu Hause sehen lasse. Entscheide jetzt, ich halte mein Wort — so oder so!"

Mara blieb aufhorchend stehen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, seinen Redefluß zu unterbrechen. Wie gern hätte sie diesen leidenschaftlichen Beteuerungen Glauben geschenkt, aber der Junge hatte sie schon zu oft belogen, und dann kannte sie auch seine Schlechtigkeit zu gut, um nicht zu befürchten, daß er damit irgendeinen bösen Zweck verfolge. Aber all diese Einwände der Vernunft unterlagen gegenüber dem heißen Verlangen nach Ruhe und Frieden, und so war sie denn schon halb und halb entschlossen, in ihrer Herzensangst nach diesem letzten Rettungsanker zu greifen. Noch zögerte sie indes, sich zu binden. Erst als ihr Mann schon vor der Türe stand, schoß es ihr jäh durch den Kopf: Willige ein, du kannst dann wenigstens die günstigste Zeit zu deinem Geständnis wählen — und nun flüsterte sie ihm zu:

„Bleibe!"

Als Ante ins Zimmer trat, standen sie noch immer ganz dicht beisammen.

„Na, habt ihr euch endlich gefunden?" fragte er aufatmend, und als sich Mara, um ihm ihr verstörtes Gesicht zu verbergen, abwandte, scherzte er noch voll tiefster Zufriedenheit: „Brauchst dich doch dessen nicht zu schämen, ist ja dein Kind, dem du verziehen hast!"

Verwundert schaute er auf, als sie darauf mit sonderbarer, fast feierlicher Betonung bestätigte:

„Ja, mein Kind, um das ich mit der ganzen Kraft meiner Seele rang, für das ich gesorgt und gezittert und mich in unzähligen schlaflosen Nächten aufgerieben und fast zu Tode gegrämt habe."

„Ja, bei meiner Seele, das hast du getan," stimmte er ihr, von ihrem Ernst ergriffen, mit Nachdruck bei, „aber nun ist er ja aus den Kinderschuhen heraus und wird uns fortan all unser Mühen und Plagen und unsere Liebe hoffentlich auch vergelten."

Völlig eindruckslos ging diese Mahnung an Tuno vorüber. Der Mutter Klage hatte sogar ein halb spöttisches, halb verächtliches Lächeln um seine Mundwinkel hervorgerufen, das er nur mühsam unterdrückte. Etwas ernster stimmten ihn schon des Vaters Worte, fürchtete er doch, daß es in diesem Tone weitergehen könnte, und nur um dem vorzubeugen, und nicht etwa aus innerem Bedürfnis heraus, beteuerte er mit gut gespielter Reue:

„Nie wieder sollt ihr durch mich eine trübe Stunde erleben, so wahr ich mich nach euch zurückgesehnt habe!“

Er empfand zwar bei dieser Komödie nicht die geringsten Gewissensbisse, vermochte aber doch die Blicke kaum auszuhalten, mit denen ihn daraufhin nicht nur die Mutter, sondern seltsamerweise auch der Vater lange prüfend ansahen.

„Halte dein Versprechen!“ sagte der Alte schließlich ernst. „Und nun laßt uns zur Ruhe gehen; die Nacht ist nur für Diebe, Nichtstuer oder große Herren, die Zeit haben, bei Tage auszuschlafen.“

Mara beeilte sich mit dem Zurechtmachen, um so schnell als möglich das Licht auslöschen zu können, da sie befürchtete, bei den doch sicher kommenden Freudensäußerungen ihres Mannes kein heiteres Gesicht zeigen zu können. Sie wunderte sich daher nicht wenig, als er den zuletzt angeschlagenen ernsten Ton beibehielt und ihr ganz unvermittelt seine Sorgen äußerte.

„Als ich vorhin im Stall allein war und das frische Gesicht des Jungen nicht vor mir sah, da sind mir ganz sonderbare Gedanken aufgestiegen“, gestand er ihr. „Ich hätte davon auch gleich gesprochen, wenn ich euch nicht endlich einträchtig beisammen gefunden hätte.“

Nur mit Mühe vermochte Mara über diesen Irrtum ein bitteres Aufschluchzen zu unterdrücken und mußte noch froh sein, daß er es für einen zustimmenden Laut hinnahm.

„Siehst du, ich wollte diese glückliche Stunde nicht stören,“ fuhr er fort, „nun kann ich's aber nicht länger verschweigen, daß sich in mir ein unerklärliches Mißtrauen regt, daß ich die Empfindung nicht loswerde: der Junge belügt uns.“

Mara erschrak zu Tode.

„Ante, wie kannst du nur so etwas glauben!“

„Ja, das frage ich mich selbst“, entgegnete er ganz scheu. „Wenn er nicht in Dalja, sondern irgendwo anders gewesen wäre, warum sollte er uns denn das nicht ebensogut sagen können?! Und trotzdem will es mir nicht aus dem Kopf, daß er uns irgend etwas verheimlicht. Nicht weil er sich einmal versprochen hat, denn das kann ja wirklich vorkommen, aber anderes macht mich stutzig. So hat er nicht ein einziges Mal den Namen seines Bauern genannt, und das hätte doch das erste sein müssen. Auch von seinem Dienst redete er so gut wie nichts, ebensowenig von der Größe des Hofes und was einem eben als Bauer am wichtigsten ist.“

Während er einen Augenblick innehielt, fürchtete Mara, daß er das laute Pochen ihres Herzens hören müsse. Verzweifelt rang sie mit sich, ob sie nicht diesem Elend ein Ende machen und ihm ihr Verbrechen gestehen sollte. Als sie aber schon nahe daran war, sich seiner Gnade zu offenbaren, da sagte er voller Abscheu:

„Sogar an die Möglichkeit habe ich schon gedacht, daß er sich mit diesem Abschaum herumgetrieben haben könnte. Aber nicht wahr, es ist doch undenkbar, daß ein Kind anständiger Eltern, ein Bauernbursche bei aasfressendem Diebsgesindel, vor dem man voller Ekel ausspeit, auch nur eine Stunde bleiben würde! Wäre das der Fall, die Hand würde ich mir abhacken, die sich ihm auf den Scheitel legte, und der Stunde fluchen, da du ihn mir geboren!“

In der Nebenkammer schien sich etwas zu regen, und erschrocken unterbrach ihn Mara:

„Er schläft vielleicht noch nicht und könnte dich hören."

„So soll er es hören!" trotzte Markovió, fuhr aber doch mit gedämpfter Stimme fort: „Gewiß, er hat hier mit Zigeunerkindern gespielt, und ich verblendeter Narr habe es geduldet; aber es waren doch Kinder, und ich dachte damals, an die reicht die Schlechtigkeit noch nicht heran. Und dann: er spielte ja nur im Freien mit ihnen und kam nie in ihre Zelte, in deren Unrat nur ein Zigeuner leben kann und jedes Tier verkommen muß. Deswegen sage ich mir aber auch, daß unser Blut nicht so tief sinken kann, denn, bei meiner Seele Seligkeit, eher würde ich ihm einen Mord verzeihen als solche Verworfenheit. Zigeuner und Bauer, das ist wie Wasser und Feuer, das verträgt sich nicht."

Dieser verzweifelte Ausbruch ließ Mara deutlich erkennen, an welchem Abgrund sie noch immer dahintaumelte, daß sie nie auf ein Verzeihen ihrer unseligen Tat rechnen konnte. War das jedoch, wie sie jetzt einsah, wirklich ausgeschlossen, dann mußte sie auch ernstlich dafür sorgen, daß sie ewig Geheimnis blieb. Für den Augenblick galt es vor allem, Ante von seinem Verdacht abzubringen, ehe er sich noch fester in ihm einnistete.

Mit einer Fülle von Gründen, an die sie kurz vorher selbst nicht gedacht, bemühte sie sich nun, ihm das Unsinnige eines solchen, ihn, sie und das Kind entehrenden Verdachtes auszureden.

„Laß nur ja niemandem gegenüber etwas davon verlauten," mahnte sie ihn, „sie würden uns ja, und wenn es tausendmal nicht wahr wäre, wie die Pest meiden." Und plötzlich kam ihr ein glücklicher Einfall, der helfen mußte: „Vielleicht hat er aus Hunger und Not einen Diebstahl verübt," flüsterte sie, „schämt sich, zu gestehen, daß er eingesperrt wurde, und will uns deshalb glauben machen, daß er in Dalja im Dienst war."

Ante hätte die Liebe zu dem Jungen wirklich schon aus seinem Herzen gerissen haben müssen, wenn er nicht mit Freuden nach jedem Strohhalm gegriffen hätte, der ihm sein Kind erhielt. Zudem leuchtete ihm dieser Gedanke als sehr naheliegend ein, und es währte denn auch gar nicht lang, da nahm er die Mutmaßung fast wie erwiesen an.

Mara atmete schon halbwegs erleichtert auf, als er plötzlich mit einem neuen Bedenken herausrückte.

„Als ich früher so über alles mögliche nachdachte und mein abscheuliches Mißtrauen gar nicht loswerden konnte, da glaubte ich auch auf einmal zu bemerken, daß der Junge kein Herz habe."

„Und das sagst du, Ante," warf ihm Mara vor, „du, der du ihn mir gegenüber gerade deshalb stets in Schutz genommen hast!"

Markovió wurde verlegen.

„Ja, ja, das tat ich," gab er zu, „aber siehst du, dazwischen liegen doch Jahre, und — und — und nun habe ich auch den Ante liebgewonnen, und da muß es mich doch wundernehmen, daß er mit keinem Wort nach dem Kleinen fragt, obgleich er hört, daß er es hauptsächlich ihm zu verdanken hat, wenn heute seine Unschuld so klar zutage liegt."

Gerade der Hinweis auf Tunos Unschuld machte es Mara nicht leicht, gleich wieder für ihn einzutreten, indes die Furcht, daß ein Verdachtsmoment das andere wieder erwecken könnte, zwang sie dazu.

„Das faßt du falsch auf," widersprach sie ihm deshalb nach kurzem Überlegen, „du darfst doch nicht vergessen, doß er innerlich vor allem zurückscheut, was an das — Unglück erinnert, und Ante war doch nun einmal die Hauptperson dabei."

Markovič drückte seinem Weibe gerührt die Hand.

„Du bist nicht nur klug, du bist auch gerecht," dankte er ihr, „gerechter als ich, der ich dir früher so oft unrecht getan habe."

Ante war schon eingeschlafen, als Mara noch immer mit offenen Augen dalag und sich den Kopf zerbrach, wie sie all den neu aufgetauchten Gefahren begegnen sollte, denn daß die Rückkehr Tunos für sie eine Quelle neuer Beunruhigungen bedeutete, das war ihr, trotz seiner Beteuerungen, völlig klar.

Am Morgen war es ihr erstes, Tuno von Vaters nunmehr glücklich zerstreutem Verdacht so weit als möglich zu unterrichten. Das wäre jedoch gar nicht nötig gewesen, da er ohnedies hinter der Türe gestanden, und jedes Wort erlauscht hatte. Sein Plan, dem Vater zu gestehen, daß er wegen Mundraub gesessen habe, stand also schon längst fest.

Mara mußte zugeben, daß dies das klügste sei, und machte sich so zum ersten Male zu seiner Verbrechensgenossin.

Schon im Laufe des Vormittags beichtete er dem Vater sein Mißgeschick und seine bei den Zigeunern gesammelten gerichtlichen Erfahrungen verwertend, suchte er gleich in geschickter Weise die lange Freiheitsstrafe glaubhaft zu machen.

„Sie gaben mir drei Wochen, und ich nahm mir fest vor, lieber zu verhungern, als noch einmal zu stehlen", erzählte er. „Als ich dann aber entlassen war und wieder drei Tage herumirrte, ohne Verdienst zu finden, und mir auch keine einzige mitleidige Seele einen Bissen Brot schenkte, da wurde ich abermals schwach. Sie ertappten mich, und ich kam wieder vor Gericht. Die Menschen wissen nicht, wie weh Hunger tut, wenn man jung ist!" seufzte er. „Jetzt war ich für sie der geborene Verbrecher, und weil ich meinen Geburtsort aus Scham und um dir keinen Kummer zu bereiten, nicht verraten wollte, straften sie mich noch härter und gaben mir einundeinhalb Jahre. Und das alles wegen eines Laibes Brot, von dem ich nicht einmal einen Bissen gegessen habe, da sie mich ja gleich erwischten."

Markovič rannen die Tränen über die Wange herab, und er bat dem armen, unglücklichen Jungen innerlich seinen abscheulichen Verdacht ab. Jetzt war ja alles ganz klar, und den Besitz der neuen Kleider, die er natürlich gestohlen hatte, erklärte Tuno dadurch, daß er die letzten Monate fleißig gearbeitet habe.

„Ich mußte mir ja welche kaufen," entschuldigte er die Verschwendung, „da ich doch alles zu sehr ausgewachsen hatte."

„Ja, ja, du bist ein stattlicher Bursche geworden," meinte der Alte voll väterlichen Stolzes, „bist uns schon beiden über den Kopf hinaus", und als gerade Mara dazukam, sagte er: „Sieh ihn dir doch nur an, Mutter; kannst dir was drauf einbilden, solch einen Mordskerl zur Welt gebracht zu haben!"

Verwirrt schlug Mara vor den dreist auf sie gerichteten Blicken des Jungen die Augen zu Boden, und Ante wollte sich darüber fast krank lachen.

Es war nicht das letztemal, daß sich Mara dieses entwürdigenden Doppelspiels schämen mußte, da Tuno fortan voller Bosheit solch peinliche Szenen herbeiführte, um sich an ihrer Hilflosigkeit zu weiden. Diesen immerhin noch kleinen Peinigungen folgten aber mit der Rückkehr der Zigeuner nach Novi-Čepin weit schlimmere, denn nun verlangte er von ihr alle Augenblicke Geld.

Ihren Vorstellungen, er würde sie schließlich noch zwingen, alles dem Vater zu gestehen, begegnete er mit der ruhigen Erklärung, daß es ihm ja gleichgültig sein könne, von wem er es erfahre, denn wenn er den Leuten kein Geld abliefere, würden sie sich an den Alten halten.

„Und das hätten sie sicher auch schon getan," fügte er dann schlau hinzu, „weil e r sich ihre Verschwiegenheit bestimmt mehr kosten lassen würde, als wir — aber sie rechnen eben auch auf die Zukunft."

Mara gab also und gab, bis der letzte Notgroschen, den sie für unvorhergesehene Fälle heimlich gespart hatte, dahin war. Dann aber setzte sie seinen Forderungen ganz entschiedenen Widerstand entgegen, und seinen empörenden Hinweis, daß ihr der Vater die vereinnahmten Fruchtgelder nicht nachzählen werde, beantwortete sie mit einem Schlag ins Gesicht.

Zu ihrem Glück war das bißchen Ehrgefühl, das er überhaupt noch besessen, bei den Zigeunern völlig in die Brüche gegangen, denn sonst hätte sie jetzt seine Rache zu fürchten gehabt. So aber sagte ihm der Schlag nichts anderes, als daß diese Quelle tatsächlich versiegt sei, daß er sich auf andere Weise Geld verschaffen müsse, denn Geld wollte er unter allen Umständen haben, weil er sich nur so bei dem Stamm ein Ansehen geben konnte.

Wegen der Verurteilung des Kapoš war der Stamm diesmal nahezu ein halbes Jahr im Dorfe geblieben, nun aber rüstete er zum Aufbruch, und damit kam auch in Tuno erneute Unruhe. Am liebsten wäre er gleich mitgezogen, aber erstens einmal durfte der Vater von diesem Wandern mit den Zigeunern natürlich nichts ahnen, da er ihn sonst sicher enterbt hätte, und überdies wollte er sich auch erst in den Besitz einer größeren Summe Geldes setzen.

Von den der Mutter erpreßten zweihundert Kronen hatte er nur fünfzig abgegeben, es war ihm also immerhin eine ganze Menge geblieben. Daß jedoch damit nicht allzuviel zu beginnen sei, wußte er nur zu genau, denn mit so wenigem auch der Zigeuner auszukommen vermag, beim Festefeiern läßt er was draufgehen, dann ist ihm kein Braten zu teuer! Oft kann sich der Zigeuner solchen Luxus freilich nicht erlauben, bietet sich aber einmal Gelegenheit dazu, dann ist es auch nicht mit einer Nacht getan, dann wechselt Tag mit Nacht im Reigen, und die Woche kann der nächsten gewichen sein und die Seligen drehen sich noch immer im Jubelrausche. Die Ernüchterung folgt erst mit dem Augenblick, da der letzte Heller aus dem Beutel verschwunden ist. Solchem Dauerfest folgt natürlich ein dementsprechender Katzenjammer, ist aber der erst ausgeschlafen, dann zehrt man dafür auch jahrelang an der schönen Erinnerung und preist den Anlaß des seltenen Festes.

Und so sollte seine Wiederkehr zum Stamme gefeiert werden, das hatte sich Tuno längst vorgenommen, denn die Möglichkeit, zu Hause zu bleiben, war ihm keine Minute in den Sinn gekommen. Nur ein halbwegs schicklicher Grund



mußte zum Verschwinden gefunden werden, ein Grund, der den Alten nicht allzu stutzig machte, und darum durfte er auch nicht so unmittelbar nach dem Abziehen des Stammes das Haus verlassen. Vor allem mußte er aber auch erst genügend Geld zusammen haben, und das war vor dem Verkauf der Ernte nicht zu ergattern. Bei der Ernte mitzuarbeiten, erschien ihm freilich nicht besonders verlockend, doch war er ja nicht umsonst durch die Zigeunerschule gegangen und verließ sich daher auf seine Schlauheit, die ihm schon einen glücklichen Gedanken eingeben würde, um sich nicht allzusehr anstrengen zu müssen.

Inzwischen galt es, den Vater so stark für sich einzunehmen, daß dieser ihm nichts Böses zutraute. Deshalb behandelte er auch den kleinen Bruder, der ja während seiner Abwesenheit dem Vater ans Herz gewachsen war, ganz besonders liebevoll, wie er überhaupt jede schwache Seite des Alten weidlich auszunützen verstand.

Mara war bei alldem nicht ganz geheuer zumute, witterte sie doch dahinter irgendeinen tückischen Plan, den sie indes vergeblich zu ergründen suchte.

So kam die Erntezeit heran und damit der Zuzug der fremden Schnitter und Schnitterinnen, auf die man infolge des großen Leutemangels angewiesen war. Sonst pflegte Mara vor diesen fremden Gesellen, vor deren diebischen Gelüsten man nicht genug auf der Hut sein konnte, angst und bange zu sein, diesmal kehrte sich aber ihre Sorge weit mehr Tuno zu, bei dem sie eine Unruhe wahrnahm, die er, wenigstens vor ihr, umsonst zu verbergen trachtete.

Die Art, wie er immer dabei zu sein suchte, wenn der Vater mit den nun von Dorf zu Dorf ziehenden Getreidejuden um die Ernte feilschte, brachte endlich ihren Verdacht auf die richtige Spur, und sie verdoppelte nunmehr ihre Aufmerksamkeit. Diese wurde erst eingeschläfert, als sich Tuno mit einer Sense den Fuß derartig verletzte, daß er weder stehen noch gehen konnte und mitten in der großen Arbeit das Bett hüten mußte. Daß es sich bei dieser sehr böse ausschauenden Wunde nur um ein allerdings ziemlich heftige Schmerzen verursachendes, aber an und für sich recht harmloses Zigeunerkunststück handelte, mit dem Tuno gleichzeitig zweierlei erreichte, konnte Mara freilich nicht ahnen.

Mit kluger Vorsicht bereitete er indessen, während alle auf dem Felde waren und ihn stöhnend im Bette wähnten, alles zur immer näher rückenden Flucht vor, ölte die Türen, überzeugte sich, daß der derbe Knotenstock, den er am unteren Ende ausgehöhlt und mit einem Schieber verschlossen hatte, noch hinter dem Ofen stand, und wartete nun die kommenden Dinge ab.

Eines Tages verkaufte denn auch Ante das Getreide und verkramte das Geld sorgfältig in der großen Truhe. Diese Nacht unternahm Tuno indes noch nichts, ahnte er doch, daß sich die Mutter mit aller Kraft wach erhalten würde, um aufzupassen. Aber diese Nachtwache und die darauf folgende schwere Tagesarbeit am offenen Feuer und in der glühenden Sonnenhitze mußte ja ihre Willenskraft lähmen. Er tat aber auch noch ein übriges, um sie einzulullen. Durch eine unvorsichtige Bewegung wollte er sich den Verband abgerissen haben und spielte ihr infolge des Blutverlustes recht geschickt eine tiefe Ohnmacht vor, von der er sich erst nach und nach erholte. Nur schwer gegen die Müdigkeit ankämpfend, hatten

die Eltern bis gegen Mitternacht an seinem Bett gesessen, und erst dann, als sie ihn endlich eingeschlafen glaubten, legten sie sich todmüde nieder.

Durch diese Komödie hatten sie ihm sein Vorhaben auch insofern erleichtert, als sie die Verbindungstüre offen ließen, so daß er, als er sie bald darauf um die Wette schnarchen hörte, nicht erst die Türe aufzuklinken brauchte. — Nun durfte keine Minute verloren werden. Im Nu war der Fuß mit bereitgehaltenen Lappen verbunden, so daß keine Blutspur zum Verräter werden konnte, und ehe eine Viertelstunde vergangen war, befanden sich sieben Hundertkronenscheine in dem Stockversteck.

Kaum im Bett, riß er sich den Verband wieder ab, zog durch Drücken einen noch größeren Blutverlust herbei und schrie dann wie wahnsinnig vor Schmerz auf.

Durch geschickt gestellte Fragen, wobei er den Eltern ganz unauffällig die Antwort in den Mund legte, wußte er es so zu drehen, daß sie selbst steif und fest behaupteten, sich eben erst niedergelegt und noch gar nicht geschlafen zu haben. Damit lieferten sie ihm selbst den erwünschten Beweis, daß er bei dem Diebstahl nicht in Betracht kommen könne. Nun galt es nur noch, für den „Dieb" eine Gelegenheit zum Stehlen zu schaffen, und auch das war schon überlegt und gelang über Erwarten gut.

Die Eltern hatten sich zum abwechselnden Wachen verabredet, und als Mara dem Versprechen gemäß Ante um zwei Uhr weckte, gab Tuno vor, sich bedeutend besser zu fühlen, rückte etwas mehr zur Wand, und der Alte folgte wirklich der stummen Aufforderung und legte sich an seiner Seite nieder. So fand sie die Mutter des Morgens im anscheinend besten Schlaf.

In Wahrheit schlief aber nur Ante, während Tuno unter Aufbietung eiserner Willensstärke mit dem gesunden Fuß den kranken auf der Bettkante festgedrückt hielt und dadurch die Blutzufuhr dermaßen unterbunden hatte, daß der Fuß ganz blauschwarz angelaufen war. Die Absicht war so gut geglückt, daß die Mutter völlig ahnungslos in die Falle ging und zu Tode erschrocken Ante zuflüsterte, der Junge müsse sofort nach dem Komitatsspital in die Stadt gefahren werden.

Zur Erntezeit Wagen und Pferd hergeben, war zwar keine Kleinigkeit, aber das Leben seines Kindes stand auf dem Spiel, und so überlegte denn Ante keine Sekunde, ja, er wollte ihn sogar selbst hineinfahren und dabei auch gleich das Geld auf der Kreissparkasse aufgeben.

Ante half den Jungen vorsichtig anziehen, gab ihm selbst den Stock zum Aufstützen in die Hand und eilte dann, anzuspannen. Dann erteilte er noch dem Großknecht einige Anweisungen über die Arbeiten, die während seiner Abwesenheit geschehen sollten, und machte sich endlich selbst zurecht. Während dieser Zeit hatte Tuno durch fortwährende Wünsche die Mutter beständig bei sich zu halten gewußt, so daß sie ihn keine einzige Minute allein gelassen hatte.

In ihrer Gegenwart schloß der Alte die Truhe umständlich auf und kramte nach dem Gelde, zu dem er am vorangegangenen Abend noch einen weiteren Hundertkronenschein gelegt und dabei das Ganze nochmals nachgezählt hatte. Blaß wie die Wand erhob er sich endlich aus der gebückten Stellung und keuchte:

„Mutter, das Geld ist weg!"

Sofort richtete sich Maras entsetzter Blick auf Tuno, der sich inzwischen wieder, leise jammernd und stöhnend, aufs Bett geworfen hatte. Aber keine Miene verriet ihr seine Schuld. Gelassen, als ob er die Möglichkeit eines Diebstahls einfach für ausgeschlossen hielte, sagte er vielmehr:

„Du wirst es auf die andere Seite getan haben, Vater, wo sollte es denn sonst hin sein, hat doch keines von uns, weder du noch die Mutter und ich doch am allerwenigsten, seit gestern abend das Zimmer verlassen. Macht aber schnell, ich fühle meinen Fuß immer schlimmer werden, und wenn erst der Brand hinzukommt . . .“

„O du heilige Barmherzigkeit“ — stöhnte der Alte erschrocken auf und verfolgte dabei voller Aufregung Maras Hantierungen, die nun Stück für Stück der großen, hohen Truhe entnahm. Außer einem Paket kleinerer Noten und einem Beutel mit Silber- und Nickelmünzen blieb jedoch das Geld natürlich verschwunden.

Während Tuno immer lauter und lauter stöhnte und anscheinend infolge furchtbarer Schmerzen von Zeit zu Zeit qualvoll aufbrüllte, schaute sich das Ehepaar ganz verstört an und Mara fühlte ganz deutlich, daß sich auch Antes Verdacht trotz aller Liebe gleichfalls Tuno zuwandte. Das Mitleid mit dem vielleicht dem Tode verfallenen Kinde bestimmte sie jedoch zu verdoppelter Vorsicht, und so flüsterte sie ihm denn zu:

„Wir waren ja keine Minute draußen“ — und Ante, dessen Herz sich vor bitterem Weh krümmte, gab ihr erleichtert aufatmend ebenso leise zurück:

„Und als wir schliefen, habe ich doch vor ihm gelegen, so daß er gar nicht aus dem Bett herausgekonnt hätte!“

Dies geheimnisvolle Wispern beunruhigte Tuno nicht wenig, und da sie nicht selbst darauf verfielen, hielt er es an der Zeit, ihrem Verdacht die von ihm gewünschte Richtung zu geben.

„Wenn es wirklich gestohlen ist und Vater es nicht am Ende in der Zerstreuung doch noch wo anders hingetan hat,“ murmelte er unter Ächzen und Stöhnen, „dann kann sich doch nur jemand hereingeschlichen haben, während wir schliefen. Nun aber, Vater, mußt du mich fortschaffen, wenn ich nicht den Fuß verlieren soll.“

Mara kam ein rettender Gedanke.

„Das Kind hat recht,“ sagte sie, „aber ehe wir Fremde beschuldigen und vielleicht unschuldigerweise“ — und sie sah dabei Tuno durchbohrend an — „müssen wir uns erst überzeugen, ob wir nicht etwa selbst das Geld durch irgend einen — Zufall eingesteckt haben.“

Da richtete sich Tuno erregt auf.

„Mutter, du hast mich schon einmal zu unrecht eines Verbrechens beschuldigt, willst du mich auch jetzt, wo ich hilflos daliege und mich nicht von der Stelle rühren kann, anklagen! Aber untersucht mich nur, ja, ich verlange es jetzt sogar, damit auch nicht der geringste Makel auf mir haften bleibt. Doch wenn du mich in den Tod treiben willst, dann . . .“

Ganz verzweifelt unterbrach ihn der Vater:

„Versündige dich nicht. Keine Seele denkt etwas Böses von dir, aber sieh, deine Kleider haben hier gelegen, ich selbst kann zerstreut gewesen sein — und — der Fall ist doch rätselhaft — man kann doch auch nicht gleich fremde Menschen — man muß doch erst seiner Sache sicher sein . . .“

„Das ist es,“ fiel ihm Mara lebhaft ins Wort, „erst muß man sicher sein“, und damit begann sie auch schon ihre Taschen zu entleeren. Ante folgte ihrem Beispiel, und dann mußte sich Tuno eine gründliche Untersuchung gefallen lassen, bei der ihm die Mutter sogar vom gesunden Fuß den Strumpf auszog. Der Verband konnte liegen bleiben, denn den hatte sie ihm kurz vorher erst selbst erneut.

Nun konnte aber die Abfahrt nicht mehr länger verzögert werden. Da jedoch die Aufgabe des Geldes jetzt entfiel, so betraute Ante einen der Knechte mit der Ablieferung des kranken Sohnes, von dem er sich zärtlich verabschiedete. Mühsam auf den Stock gestützt, humpelte Tuno nach dem Hofe, ließ sich auf den Wagen heben, und Schritt für Schritt rollte dieser dann zum Tore hinaus.

Lange, lange starrte Mara dem Gefährt nach. Nichts, gar nichts bestätigte ihren Verdacht, ja, je ruhiger sie über jede Minute seit dem gestrigen Abend nachdachte, um so mehr mußte sie sich eingestehen, daß der Junge bei diesem Diebstahl nicht in Betracht kommen könne.

Und doch war sie der innerlichen Überzeugung, daß er sie jetzt auslache, daß doch er und niemand anders der Dieb sei. Und diese innerliche Überzeugung wurde zur vollen, unumstößlichen Gewißheit, als Ante nach acht Tagen folgenden Brief bekam:

„Liber Vader! Si haben mich ausm Spitl fordgschikt weil si sagn das es gud is aber es is nich gud das wais ich beser. Aber zuhaus kan ich nich mer kumen wail das di Muder doch wider sakt ich hab das Gelt kschtolen und ich habs nich kschtolen und mir is we ums Herz wen ich Dich nich sen suln wail ich Dich imer lib. Aber disse Schant kan ich nich aushaldn also ich ge liber zu fremde Leit arbaitn als wi das zhern wo ich unschultik bin. Liber Vader Du derfst nich klaubn das mich das laicht is. Aber von di aigne Muder wi si imer sakt for ain Dib ghaldn wern is auch nich laicht. Liber Vader es brauhts nich mich suchen zlasn wail mich doch nich fints. Liber Vader Du werst wainen um Dain Tuno aber ich wain auch wail Du nix gsakt hast wi si gsakt hat ich bin ain Dib und wail Du so was klaubst drum ge ich int Fremt und wer arbaitn for fremte Lait wo ich kent zhaus main libn Vader schon apnemn di Arbait. Das tut we aber ich kan nicht aners. Behald imer lib Dain libn Son Tuno. Aber der Muder brauchst kain Grus von mir gebn wo si doch kain brauch von ain Dib was ich doch nicht bin aber si sakt und drum get Dain liber Son int Fremt und waint um sain libn Vader wo er in verlaicht nicht mer sen wird. Tenk an Dain libn Son jez is ales aus.“

Ruhiger, als Mara gedacht, nahm Ante den Brief auf; auch tat er keinen Schritt zur Auffindung des Jungen. Seit die Untersuchung mit voller Bestimmtheit ergeben hatte, daß keiner der Arbeiter der Dieb sein konnte, war auch er von Tunos Schuld überzeugt, wenn er sich auch schämte, dies einzugestehen. Hier hatte aber der Junge seine wundeste Stelle getroffen, alles, alles andere hätte er ihm verzeihen können, sogar einen Diebstahl bei Fremden, nur nicht im Haus!

Die Liebe wurzelte jedoch weit fester in seinem Herzen, als er selbst glaubte, und diese zwang ihn, bei der nächsten Sonntagfahrt nach dem Spital zu gehen, um doch wenigstens zu hören, wie die Heilung verlaufen sei. Im Bureau konnte man ihm darüber nichts Genaues sagen, doch fügte der Beamte, nachdem er in den Büchern nachgeschlagen hatte, beruhigend hinzu:

„Na, Alter, schlimm kann es doch nicht gewesen sein, da er schon am zweiten Tage entlassen wurde.“

Ante starrte den Menschen wie geistesabwesend an. Dann aber wollte er Gewißheit haben und sagte:

„Ihr irrt, Herr, acht Tage war er hier.“

Der Beamte schlug den Folianten nochmals auf und zeigte ihm nun selbst die eingetragenen Daten: Eingeliefert den 27. Juli — Gesund entlassen den 29. Juli.

Ante dankte und schleppte sich wie gebrochen zur Türe hinaus. Nun war er mit ihm fertig — ganz fertig.

* * *

Das Auffinden des Stammes war für Tuno diesmal nicht leicht, da er nicht wußte, nach welcher Richtung er sich gewandt. Indes auch diesmal hatte er Glück, denn schon am dritten Tag konnte ihm eine begegnende andere Bande Bescheid geben, und so stieß er nach weiteren drei Tagen wirklich zu seinen Leuten.

Für eine gute Aufnahme sorgte er dadurch, daß er sofort auf seine reichen Geldmittel hinwies, wobei er es jedoch für klüger hielt, nicht alles zu opfern. Er bekannte sich vielmehr nur zu vierhundert Kronen, die denn auch zu einem Festgelage dienen sollten. Doch gerade das wurde ihm zum Verhängnis, denn als es später herauskam, daß er noch mehr Geld besitze, konnte man ihm den durch seinen schmutzigen Geiz erzwungenen jähen Abbruch der Feier gar nicht verzeihen. Hatte man ihn schon früher hin und wieder fühlen lassen, daß er zum rechten Zigeuner verdorben sei, so wurden die Stimmen, die sein Ausscheiden verlangten, jetzt nur noch lauter. So lange er noch einen Heller besaß, bestach er die ärgsten Schreier, als aber dann der letzte silberne Vogel dahingeflogen war, wurde seine Lage so schwierig, daß ihn nur das energische Auftreten des Kapcš, der befürchtete, daß er schon zuviel gesehen habe, um vor seiner Rache nicht zittern zu müssen, vor dem Äußersten beschützen konnte.

Tuno fühlte sich zu Tode unglücklich und grübelte nun Tag und Nacht, wie er diesem erbärmlichen Zustand ein Ende bereiten könnte, denn deshalb war er doch nicht von zu Hause geflohen, um für all das, was er schon für den Stamm getan hatte und in Zukunft noch tun wollte, Undank zu ernten! Viel auszustehen hatte er jetzt auch durch das boshafte Hänseln seiner Altersgenossen, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß sie der splendide „Bauer“ zeitweilig bei den für glänzenden Tand empfänglichen Schönen ausgestochen hatte, wobei ja Tuno auch den Besitz von weiterem Geld verraten hatte! Nun war es aber mit diesen Eroberungen natürlich aus, denn wenn er auch zu einem stattlichen Burschen herangereift war, der es mit den anderen ganz gut aufnehmen konnte, so fürchtete doch eine jede, als Bauerndirne verhöhnt zu werden, und das gab den Ausschlag

zur Abkehr von ihm. Mehr als unter allem anderen litt Tuno unter dieser Demütigung, die seine Eitelkeit aufs tiefste verletzte, und so drängte sich ihm immer öfter der Wunsch auf, nach Hause zu gehen. Er hätte das vielleicht auch schon längst getan, wenn er nur die unangenehme Empfindung losgeworden wäre, daß sich die Mutter mittlerweile dem Alten anvertraut habe, der ihn nun wohl ohne weiteres hinauswerfen würde. Aber selbst wenn sie dazu nicht den Mut gefunden haben sollte, so befürchtete er, daß sich seine Lage doch nicht viel besser gestalten würde, da der Vater längst nicht mehr der Alte war.

Mit trotzigem Ingrimm ertrug er die seinem Stolze auferlegten Kränkungen fast zwei Jahre, dann aber sagte er sich vom Stamm los und versuchte es, sein Brot mit Arbeit zu verdienen. Das dünkte ihm indes bald noch erniedrigender, und so stand er denn, von Not und Sorge getrieben, eines Abends wieder vor dem Dorfe, um dann bei Dunkelwerden ins Haus zu schleichen und sich dem Vater zu Füßen zu werfen.

Ante kämpfte einen schweren inneren Kampf, ehe er nach der Kammertür wies und sagte:

„Lege dich nieder, morgen wird sich das Weitere finden." Wie tief verwundet er war, ersah Mara daraus, daß er ihr erst nach ernsten Vorstellungen und Bitten erlaubte, dem Halbverhungerten etwas Essen hineinzutragen.

In der Nacht hatten die Eheleute eine lange Aussprache, in deren Folge Ante zeitig morgens anschirrte und Tuno befahl, mit ihm in die Stadt zu fahren. Vergeblich erwartete der Bursche unterwegs ein aufklärendes Wort. Es wurde ihm bei dieser geheimnisvollen, nichts Gutes prophezeienden Fahrt immer banger zumute, doch hatte er nicht mehr die Spannkraft, sich mit einem kühnen Satz vom Wagen herabzuschwingen und sein Heil in der Flucht zu suchen. Und dann — wohin hätte er sich denn auch wenden sollen, nachdem er eben erst dem Verhungern entronnen war!

Mit scheuem Blick sah er von Zeit zu Zeit zum Vater auf, der mit eisig kaltem Gesicht geradeaus starrte und nur durch ein zeitweiliges schmerzliches Zucken um seine Mundwinkel verriet, wie schwer er selbst litt.

Nach etwa zweistündiger Fahrt hielt der Wagen vor dem Bezirkskommando in Essek, und erst in dem Augenblick, da sich das Tor hinter ihnen geschlossen, sagte Ante kurz und streng:

„Du wirst jetzt dienen. Hältst du dich ordentlich, dann kann ich dir vielleicht einmal verzeihen, sonst nie!"

Tuno verfärbte sich. — Soldat werden, Stunde für Stunde einem fremden Willen gehorchen und der Freiheit auf Jahre entsagen zu müssen — nein, nein, lieber wollte er verhungern!

„Vater!" stöhnte er, aber jedes weitere Wort verstummte vor dessen hartem Blick, und wie gebrochen ließ er sich in die Bezirkskanzlei schleppen. Eine Stunde später war er tauglich befunden, und während er dann von der Ordonnanz abgeführt wurde, hörte er den Wagen mit dem Vater davonrollen, indes er . . .

In der nächsten Zeit kam er kaum dazu, über sein Schicksal nachzugrübeln, denn todmüde von dem ungewohnten Drill, der den Körper und den Geist gleich-

mäßig anspannte, sank er abends auf sein Lager, um sofort in einen bleiernen Schlaf zu versinken, aus dem ihn dann ein eisernes Kommando nur zu rasch in die rauhe Wirklichkeit zurückrief.

Zwei Monate hielt er das aus, dann desertierte er.

Sein erster Gedanke war, irgendwo in der Umgebung einzubrechen, um sich vor allem Bauernkleider zu verschaffen und die verräterische Uniform los zu werden. Da aber gerade jetzt keine Feldarbeiten vorlagen und die Höfe daher meist belebt waren, so ergab sich hierzu keine Gelegenheit. Auch der Hunger fing ihn an zu quälen, und so drängte sich ihm die Überzeugung auf, daß er sich das notwendige Gewand und einiges Geld für den Anfang doch nur zu Hause werde beschaffen können. Die Landstraße vermeidend und selbst den ausgefahreneren Waldwegen ausbiegend, schlug er alsbald die Richtung auf Cepin ein.

Hunger und Durst brachten dabei einen längst in ihm keimenden entsetzlichen Plan vollends zur Reife. Daß der Vater, der selbst jahrelang Soldat war, über Fahnenflucht nicht anders als jeder andere Bauer dachte, daß er darin sogar das feigste und fluchwürdigste Verbrechen sah, wußte er. Auf geheime Unterstützung durfte er also bei ihm nicht rechnen, ja, er konnte noch froh sein, wenn er ihn nicht gar selbst der Behörde auslieferte.

Bei dem Gedanken an diese Möglichkeit zuckte ein heimtückischer, haßerfüllter Blick in seinem Auge auf.

„Das soll er nicht!" knurrte er dabei zwischen den Zähnen, und ganz mechanisch umspannte die Faust das Heft eines scharfgeschliffenen, dolchartigen Messers, das er einem herumziehenden, Messer und Pfeifen feilbietenden Bosniaken gestohlen hatte und seitdem „für alle Fälle" bei sich trug.

Soweit sich sein Gewissen überhaupt regte, beschwichtigte er es damit, daß er ja dem Alten gar nicht entgegentreten wolle. Er hätte sogar am liebsten den Sonntag abgewartet, an dem dieser in die Stadt fuhr, aber bis dahin wäre er ja elendiglich verhungert und hier den Wölfen und Füchsen zum Fraß gefallen. Es mußte also noch in dieser Nacht geschehen, wenn er nicht ganz von Kräften kommen sollte.

Freilich, wenn ihm das Glück nicht wohlwollte, wenn der Vater erwachte und ihn nicht gutwillig ziehen ließ, dann konnte er für nichts einstehen, dann sollte er dafür büßen, daß er ihn seiner Freiheit beraubt und ihn ins Militär gesteckt hatte! Die Erinnerung daran trieb ihm das Blut so heftig zu Gesicht, daß es ihm blutrot vor den Augen flimmerte. In diesem Augenblick hätte er den harmlosesten Menschen, den ihm der Zufall entgegengeführt hätte, besinnungslos hingeschlachtet. Erst allmählich beruhigte er sich, aber immer wieder zischte er in blindem Zorn: „Einen Adler, der nur in der Freiheit leben kann, wie einen Kettenhund zwischen enge Mauern zu sperren, daß er erstickt!"

Um sechs Uhr abends befand er sich an derselben Stelle des Gemeindewaldes, bis zu der ihn zu dem ersten, damals mißglückten Diebstahlversuch seine wirkliche Mutter begleitet hatte. Auch das trat jetzt mit unheimlicher Deutlichkeit vor seine Seele und gab seinem Haß neue Nahrung. — Er konnte von seinem Versteck aus einen Teil des Hofes ganz gut übersehen, und wenn Mara jetzt aus

dem Haus getreten wäre, dann ... Gewaltsam riß er sich von diesem Gedanken los. Nein, nein, daran durfte er nicht denken, wenn nicht seine Freiheit erst recht für immer verloren sein sollte. Lieber wollte er aber gehängt sein, als nicht ziehen zu können, wie es sein Herz verlangte. Das Messer durfte also nur im höchsten Notfalle sprechen, nur dann, wenn sie ihm Luft und Licht rauben wollten.

Mit diesem Entschluß kam wieder Ruhe über ihn, wozu auch die ringsum herrschende heilige Stille das Ihre beitrug. Kein Lüftchen regte sich, nur ein einziges Mal fuhr er bei einem verdächtigen Geräusch zusammen, um sich aber aus dem wütenden Knurren gleich zu überzeugen, daß er nur einen der unzähligen, bei dem dezimierten Wildstand selbst im Sommer hungrig umherirrenden Füchse aus dem Dickicht aufgescheucht habe. Sein Vorhaben und die Sorge um das Gelingen beschäftigte ihn auch zu sehr, um sich dadurch lange ablenken zu lassen, und so überlegte er gleich darauf noch einmal Schritt für Schritt. Er wollte ja nicht viel, nur den erstbesten Anzug und den Geldbeutel unter Vaters Kopfkissen. Das mußte ja schnell geschehen sein, und wenn dabei wirklich eines erwachte, so war er, ehe man auch nur ahnte, was los war, sicher schon längst auf und davon; und in den Schlupfwinkeln des Waldes kannte er sich besser aus als selbst die Waldheger, so daß er dort — und noch dazu nachts — gut geborgen war.

Nun beobachtete er wieder die Vorgänge auf dem Hofe, und seltsamerweise fiel es ihm jetzt zum ersten Male ein, daß man zu Hause seine Flucht schon erfahren haben könnte. Doch nicht das geringste Zeichen deutete darauf hin. Er sah die Leute wie gewöhnlich ihren Dienst verrichten, die Milka holte eben vom Brunnen Wasser, auch der kleine Bruder trug eine Holzkanne und neckte sich mit ihr — Tuno lachte dabei bitter auf —, die alte, geschwätzige Kata humpelte mit den Milcheimern nach dem Kuhstall, und da sie dabei an einigen Knechten vorüberging, ohne mit ihnen die Köpfe zusammenzustecken, so beruhigte er sich vollends, denn wenn man nur das geringste gewußt hätte, dann würde die Alte sicherlich ihre Kenntnisse ausgekramt oder zum so und so vielten Male ihren Senf dazu gegeben haben.

Tunos Sorglosigkeit nach dieser Richtung wäre jedoch sofort dahin gewesen, wenn er den wahren Grund dieses anscheinend sich völlig ruhig abspielenden täglichen Treibens gekannt hätte. In Wirklichkeit hätten nämlich die Leute ganz gerne die Köpfe zusammengesteckt, doch stand an der Küchentüre, die Tuno von seinem Posten aus nicht sehen konnte, mit tiefernster, sorgenvoller Miene der Bauer und die Bäuerin im Gespräch mit dem Ortsgendarmen. Und eben sagte Markovié zu diesem:

„Savran, Ihr wißt doch, wenn etwas dem Kroaten heilig ist, dann ist es die Treue zu unserm erhabenen König. Es müßte also kein Tropfen des Heldenblutes unserer Vorväter in meinen Adern rollen, wenn ich dem Hunde diese Schmach je verzeihen könnte! Kommt er also — und es wird ihm wohl nichts anderes übrigbleiben —, heißt mich einen Lumpen, wenn ich ihn Euch nicht selbst ausliefere. Aber Ihr dürft mir nicht im Haus bleiben, ich s e l b st muß ihn festnehmen, nur das kann mich in den Augen der Menschen halbwegs reinigen."

Mara hatte die ganze Zeit über geschwiegen, jetzt erpreßte ihr die Angst um ihren Mann das erste Wort.

„Ante," flehte sie, „laß den Herrn Gendarm bei uns bleiben, du kennst den Jungen nicht so gut wie ich, du weißt nicht, wessen er fähig ist."

„Gegen mich, gegen seinen leibhaftigen Vater, wird er nicht die Hand zu erheben wagen", beharrte Markovič eigenwillig.

„Weshalb hat er sich denn dann einen Dolch angeschafft, wie es seine Stubenkameraden aussagten?" ermahnte ihn der Gendarm zur Vorsicht.

Mara verfärbte sich und umklammetre flehend den Arm ihres Mannes.

„Ante, hab Erbarmen mit meiner Angst! Kein Mensch wird dir aus seinem Bleiben einen Vorwurf machen, nur beklagen werden sie uns arme, bemitleidenswerte Eltern."

Sanft machte sich Markovič von ihr frei, und um ihr das Unsinnige ihres Verlangens zu beweisen, sagte er:

„Wissen wir denn überhaupt so bestimmt, ob und wann er kommen wird? Der Herr Gendarm kann ja auch nicht Tag und Nacht bei uns sitzen, er hat doch noch etwas anderes zu tun, und gerade da könnte ..."

Er brach mitten im Satze ab, denn im selben Augenblick kam ein Lugar (Waldhüter) atemlos auf den Hof gestürzt, der sich sofort an den Gendarmen wandte:

„Sie sagten mir bei Euch zu Hause, daß Ihr hier seid. Also: Er ist da!"

„Leise!" mahnte Gavran. „Und erzählt der Reihe nach!"

„Also, Ihr sagtet mir, daß eine Prämie zu verdienen sei — verzeih, Vetter Markovič, aber ich bin ein armer Mann und habe mit meinem kargen Lohn sechs kleine Kinder zu füttern, und wenn's auch dein Sohn ist, so ist er doch ein Deserteur und ..."

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Vetter Babič", fiel ihm der Bauer mit feierlichem Ernst ins Wort. „Wer seinem König die Treue bricht, der hat das Recht auf Barmherzigkeit, das wir jedem Dieb und Mörder schenken, verwirkt. Ich hätte nicht anders als du gehandelt, und — mein Sohn ist er längst nicht mehr!"

Babič drückte ihm die Hand.

„Das Wort ehrt dich, keiner hat's anders von dir erwartet," sagte er einfach und schlicht und fuhr dann fort: „Also, ich sagte mir, wenn er kommt, dann wird er wohl erst von der günstigsten Stelle aus das Gehöft beobachten — und das ist der Zacken dort drüben, der vom Hühnerstall verdeckt ist. Also, ich hin. Gestern den ganzen Tag und heute lag ich dort im dichtesten Gestrüpp auf der Lauer, hatte mir aber vorher einen Aushau nach rückwärts gemacht, um ohne viel Geräusch verschwinden zu können. Und vor beiläufig einer Stunde kam er ..."

„Du hast ihn gesehen?"

„Also, im Gesicht nicht, aber die Uniform sah ich, und das ist doch genug. Also, ich zurück und mach' dabei ein bißchen den Fuchs, knurr' und bell', weil ich denk', wenn er etwas gehört hat, wird's seinen Verdacht ablenken. Um mich aber zu überzeugen, ob ich ihn nicht doch verscheucht hab', strich ich dann in einiger Entfernung vorsichtig im Bogen um die Stelle herum. Also bei meiner Seele Seligkeit, Ihr dürft mir's glauben, er sitzt noch auf dem Anstand, und Ihr tut gut, Euch vorzusehen."

„Du hast deine Sache gut gemacht, ich werde es melden," versprach ihm der

Gendarm, „für alle Fälle bleib zu meiner Assistenz da, denn wir haben es mit einem gefährlichen Burschen zu tun.“ Und zu Markovié gewandt fuhr er fort: „Jetzt ist es meine Pflicht, hier zu bleiben, denn geschähe dir und deinem Weib ein Leid, 's wär' meine Schuld. Du kannst uns aber inzwischen einen Bissen zu essen und einen Schluck Schnaps zu trinken geben. Schärf auch deinen Leuten ein, nicht viel Aufhebens von unserer Anwesenheit zu machen, damit er nicht am Ende Lunte riecht und noch im letzten Augenblick ausreißt. Wenn dann das Gesinde schlafen gegangen ist, versteck' ich mich mit Babié auf dem Hof hinter dem Hühnerstall, und wir lassen ihn, um ihn ganz sicher zu machen, vollends ins Haus. Ist er in der Stube, dann wir hinterdrein, und so haben wir den Vogel im Käfig.“

Markovié schnürte sich die Kehle zusammen.

„'s ist mein Kind, dem ich da ein Netz stellen helfe“, sagte er mit wundem Weh, dann, sich gewaltsam zusammenreißend, wandte er sich zu Mara, die lautlos weinend neben ihm stand, fuhr ihr mit zitternder Hand liebkosend über den Scheitel und sagte: „Wir müssen unsere Pflicht tun, Mutter, wenn's auch das Herz abpreßt. Bewirte die Leut', als wenn sie gern gesehene Gäste wären, auch sie tun nur ihre Schuldigkeit.“

„Und sie fällt mir heut' um deinetwillen recht sauer“, entschuldigte sich der Gendarm mit ehrlichem Mitleid. Er tat sogar aus diesem Gefühle heraus ein übriges, indem er gegen seine bessere Überzeugung hinzusetzte: „Nimm's nicht so schwer, vielleicht schlägt's zu seinem Glück aus — wenn er dann seine Strafe abgesessen hat, kann noch ein anständiger Mensch aus ihm werden.“

„Sei dir dein Zuspruch an Kind und Kindeskind gelohnt,“ dankte ihm Markovié, „aber wer so tief gesunken ist, seiner Fahne zu entlaufen, und noch dazu jetzt, wo wir vor dem Kriege mit den verdammten Serben stehen, der ist für den Galgen reif. Das weißt du so gut wie ich. Stärkt euch nun — ich — ich — komme gleich nach.“ Damit wandte er sich rasch ab, um ihnen die aufsteigenden Tränen zu verbergen, und ging auf den Hof, damit die Leute durch seine Anwesenheit an jedem auffälligen Tuscheln verhindert würden.

Tuno sah jetzt von seinem Versteck aus den Vater ganz deutlich, und die anscheinende Gleichgültigkeit, mit der er die alltäglichen Gänge verrichtete, wobei er auch nicht ein einziges Mal nach dem Walde sah, hätte ihn vollends beruhigt, wenn in ihm noch der geringste Argwohn gewesen wäre.

Nach und nach wurde es auf dem Hofe stiller und stiller, und als es dann auf der Kirchturmuhr zum zehnten Schlage ausholte, glaubte es Tuno wagen zu können. Der breite Feldstreifen, der das Gehöft vom Walde trennte, war rasch übersetzt, und nun blieb er einen Augenblick an der Umzäunung stehen, um sich erst durch einen vorsichtigen Pfiff der Hofhunde zu versichern, die auch gleich herankamen, sich aber, als sie ihn erst erkannt hatten, mit eingezogener Rute verkrochen. Der größeren Sicherheit wegen wartete er noch einige Minuten ab, als sich aber auch dann nichts regte, sprang er über den Zaun und schlich im Schatten des Stallgebäudes, das dem Hühnerstall gegenüberstand, nach dem Wohnhaus.

Wie Gavran beobachtete, blieb er an der wie immer offen stehenden Küchentüre nochmals horchend stehen — dann verschwand er plötzlich.

Zu seiner Genugtuung fand Tuno die Stubentüre nur angelehnt, und die tiefe Finsternis sagte ihm, daß alle längst schliefen. Jetzt galt es. Vorsichtig schlich er hinein und überzeugte sich erst, daß der Anzug des Vaters auf dem gewöhnlichen Platze lag, doch ließ er ihn vorläufig noch liegen, um bei dem Hervorholen des Geldes unter dem Kopfkissen beide Hände frei zu haben. Ehe er das tat, vergewisserte er sich ganz unwillkürlich, ob auch der Dolch noch handgerecht im Gürtel stak, und kniete dann behutsam neben dem Bette nieder. Im selben Augenblick jedoch, da er unter das Polster tastete, fühlte er sein Handgelenk mit eisernem Griff umspannt, und schon rief auch der Vater laut auf:

„Mara, Licht!"

Mara, die auf ihres Mannes Befehl mit der niedergeschraubten Lampe in der Nebenkammer auf diesen Ruf bangend lauerte, riß sofort die Türe auf, und nun ergoß sich ein greller Lichtschein auf Tunos wutverzerrte Züge.

„Laß los, wenn dir dein Leben lieb ist!" schrie er den Vater heiser an, stieß ihm aber auch schon mit der freien Linken den Dolch in den Arm. Mit einem kräftigen Ruck schleuderte er ihn, der vor Schmerz freilassen mußte, gleichzeitig ins Bett zurück und stürzte sich nun auf die Mutter, um an ihr seine Rache zu kühlen. Ehe er indes noch den tödlichen Streich führen konnte, schlug ihm der eben eintretende Gavran mit dem Säbel das Messer aus der Faust, wobei er indes auch die Lampe traf, die klirrend zu Boden fiel. Und in der nun herrschenden Finsternis entstand ein Ringen auf Leben und Tod. Erst nach fast übermenschlichem Mühen und nachdem Mara mit zitternden Händen eine Kerze angesteckt hatte, konnte der Gendarm im Verein mit dem Lugar den sich mit dem Mute der Verzweiflung Wehrenden überwältigen und fesseln. Aber auch Markovió mußte zu seiner eigenen Sicherheit gefesselt werden, da er, übermannt vor Wut, immer wieder auf den mißratenen Burschen eindrang, um ihn mit eigenen Händen zu erwürgen.

Jetzt saß er, hilflos wie ein Kind weinend, auf dem Bettrand, ließ sich von seinem Weibe die glücklicherweise nicht gefährliche Wunde auswaschen und wußte gar nicht, was um ihn her vorging.

Erst als die Leute, die der Lärm natürlich geweckt, und die auf Anordnung des Gendarmen rasch eingespannt hatten, melden kamen, daß der Wagen vor der Türe stehe, und Tuno, der die ganze Zeit über keinen Laut von sich gegeben hatte, abgeführt werden sollte, schrie er noch einmal verzweifelt auf:

„So laßt ihn doch mir, ich hab' diesem Hund das Leben gegeben, ich will's ihm auch nehmen!"

„Du mir das Leben gegeben!" lachte da Tuno höhnisch auf. „Du Narr — du Narr ..." — sich aber plötzlich eines Besseren besinnend brach er jäh ab, und schon an der Türe, wandte er sogar den Kopf noch einmal um und rief mit völlig veränderter, fast demütig-flehentlicher Stimme zurück: „Verzeih mir, Vater, ich bin ein Unglücklicher, ich weiß nicht, was ich tat!"

Da schluchzte der Alte laut auf: „Er ist doch mein Kind!" — und Mara fand wieder nicht den Mut, seinen Schmerz durch ihr Geständnis zu entheiligen.

* * *

Die Hochnotpeinlichen



L. v. Zumbusch

Nicht so schnell wie der vor Schmerz fast stumpfsinnige Vater hatte der hellhörige Gendarm den sonderbaren Zwischenruf vergessen, und so suchte er denn auf der Fahrt nach der Festung aus Tuno herauszubekommen, was er damit eigentlich hatte sagen wollen, daß Markovič nicht sein Vater sei.

„Nichts weiter,“ redete Tuno sich aus, „als daß es von einem Vater unmenschlich ist, sein Kind den Schächern auszuliefern“, und dabei blieb er, so daß Gavran schließlich wirklich nur an eine neue teuflische Bosheit glaubte und ihn einen gemeinen Lumpen schalt, der es nicht wert sei, daß seine armen Eltern auch noch um ihn weinten.

Trotz der seiner harrenden Strafe lachte Tuno über die geglückte Irreführung, denn dadurch, daß er sich noch rechtzeitig besonnen, glaubte er immerhin das Schlimmste von sich abgewendet zu haben. Er war zu lange bei den Zigeunern gewesen, um nicht zu wissen, daß sie immer noch viel härter und grausamer als jeder andere Verbrecher behandelt würden, und wenn dieser dreist noch viel Ärgeres als sie auf dem Kerbholz hatte. Wie man aber erst beim Militär mit dem Zigeuner umgeht, das sah er doch mit eigenen Augen in der zweiten Kompanie, in der solch ein armer Kerl von der Mannschaft und auch von den Unteroffizieren auf die grausamste Weise gequält und bis aufs Blut gemartert wurde. Er war also froh, wenigstens das Geheimnis seiner Geburt nicht verraten zu haben.

Auch die Sorge, daß die Mutter bei der Verhandlung ein Geständnis ablegen würde, ging an ihm rasch vorüber, da man an die armen, gramgebeugten Eltern, deren Leumundszeugnis überdies glänzend war, und die ja selbst bei der Verhaftung mitgeholfen hatten, sicherlich nur die notwendigsten Fragen richten und sie dann entlassen würden. Sie blieben jedoch bis zum Schluß der Verhandlung, da sich in einem verborgenen Winkelchen ihres Herzens die heimliche Hoffnung regte, daß die Richter aus Barmherzigkeit mit ihrem Schmerz ein milderes Urteil fällen würden.

Diese Hoffnung erwies sich indes als trügerisch, denn in seiner Schlußrede hob der Auditor hervor, der Deserteur könne noch von Glück sagen, daß die Mobilisierung des Regiments erst zwei Tage nach seiner Flucht erfolgt sei, da er sonst ohne weiteres dem Tode verfallen gewesen wäre. Aber auch so müßte ihn die härteste Strafe treffen, weil die stündlich zu erwartende Mobilisierung bei der Mannschaft bekannt gewesen sei, also auch er davon gewußt haben mußte, und ferner deshalb, weil er seiner Verhaftung bewaffneten Widerstand entgegengesetzt hatte. Dies sowie seine noch jetzt bekundete trotzige Haltung rechtfertige den Antrag auf zwanzig Jahre schwere Festung und Ausstoßung aus dem Heere.

Der Junge erbleichte, und zum ersten Male suchten seine Augen hilfeflehend die Eltern. Während dann aber seine Richter noch beratschlagten, kam eine wilde Entschlossenheit über ihn. Mochten sie ihn doch immerhin zu zwanzig Jahren verurteilen! Wären denn etwa zehn Jahre oder auch nur fünf Jahre weniger gewesen, wo er doch wußte, daß ihn schon im ersten Jahre die Sehnsucht nach der Freiheit töten würde?! Lieber im Grabe als hinter Mauern, sagte er sich und faßte schon jetzt den Entschluß, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu entfliehen, und wenn er dabei morden müßte!

Und als dann das Urteil wirklich auf zwanzig Jahre lautete, begriff er gar nicht, warum die Eltern aufschluchzten, am wenigsten verstand er aber die Mutter, die doch froh sein mußte, sich vor ihm in Sicherheit zu wissen. Das rührte ihn, und als er von ihnen Abschied nehmen durfte, bat er auch sie um Verzeihung.

Gebrochen, einem Greise gleich, wankte Ante, auf den Arm seines Weibes gestützt, zum Verhandlungssaal hinaus, und noch tagelang jammerte er:

„Wie weich und gut er war! Warum nur ist er nicht immer so gewesen!"

In diesen ersten Tagen ging Mara ehrlich mit sich zu Rate, ob sie noch länger schweigen dürfe, ob sie nicht dadurch eine neue Sünde begehe. Sie verhehlte sich nicht, daß ihr bisher hauptsächlich die Angst um den Verlust der Liebe ihres Mannes und um die Zukunft ihres Kindes den Mund verschlossen hatte, aber ebenso heilige Wahrheit war es auch, daß sie diese Seelenqualen schwerlich jahrelang hätte ertragen können, wenn sie nicht gleichzeitig für den Herzensfrieden ihres ahnungslosen Mannes gezittert hätte, den diese fürchterliche Entdeckung damals sicher niedergeschmettert hätte. Mittlerweile hatte er sich jedoch die Liebe zu Tuno, zu dessen Vater ihn doch nur die Sehnsucht nach einem Kinde gemacht hatte, stückweise aus dem Herzen gerissen, und wenn er heute noch so litt, so war es doch nur deshalb, weil er sein eigenes Fleisch und Blut so tief gesunken glaubte! Das durfte sie nicht länger ansehen, wenn sie sich nicht verachten sollte, und so mußte sie denn reden, selbst auf die Gefahr hin, daß er ihre damalige Verzweiflung nicht verstehen und sie in seinem Jammer von sich stoßen würde.

Der Gedanke an Klein-Ante, der sich zu ihrem Verhängnis so spät eingestellt, ließ sie noch einmal vor dem Geständnis zurückschrecken; aber in diesem Kampfe zwischen Mutterliebe und Gattenpflicht siegte schließlich doch das Mitleid mit dem Lebensgefährten, außerdem aber auch ein heißhungriges Hindrängen nach Buße, die endlich einmal ihrer wunden Seele Erlösung aus diesem qualvollen Jammer bringen sollte. Und wenn er wirklich das Herz haben sollte, sie von ihrem Kinde zu trennen, so wollte sie auch das als eine gerechte Strafe hinnehmen und in dem Gedanken, daß sie nur aus Liebe gefehlt, Trost suchen.

Trotz des ernst gefaßten Entschlusses fand jedoch Mara nicht gleich den Mut zur Beichte. Erst als Ante, dem ihr verstörtes Aussehen schließlich schwere Sorge machte, sie aufforderte, standhaft mit ihm auszuhalten und nicht länger etwas Unabänderlichem nachzugrübeln, an dem sie ebensowenig Schuld trage, als er selbst, raffte sie sich zum letzten, schwersten Schritt auf.

„Und wenn ich doch daran die Schuld trüge ...?" knüpfte sie an seinen freundlichen Zuspruch an.

„Du?" fragte er, und leicht den Kopf schüttelnd suchte er ihr's auszureden: „Nein, nein, wenn sich schon eines von uns beiden Vorwürfe machen könnte, dann eher ich, weil ich alle Warnungen in den Wind schlug."

Sie gab ihm nicht gleich Antwort. Nach einer geraumen Weile begann sie jedoch von neuem:

„Weißt du noch, Ante, wie du dich nach diesem Kinde gesehnt, wie du mich quältest, mich sogar von dir schicken wolltest, weil ich deinen Herzenswunsch nicht erfüllte?"

„Fluch sei der Stunde!“ grollte er aus tiefster Seele, und bitter auflachend höhnte er sich selbst: „Und ich blödsinniger Narr schämte mich der albernen Hänseleien, ohne zu ahnen, welche Schande mir daraus erwachsen sollte!“

Mara richtete sich hoch auf, und ihre ganze Kraft zusammennehmend sagte sie jetzt mit eisiger Ruhe:

„Und die Schande ist noch weit größer, als du denkst!“

Er verstand sie nicht, glaubte vielmehr, daß sie irre rede, und wollte besorgt nach ihrem Puls fühlen.

„Du bist zu gut zu mir,“ wehrte sie, „ich verdiene es nicht um dich“, und dann, von heißem Mitleid mit sich selbst erfaßt und in jäh aufsteigender Erinnerung an all die Qualen von der Stunde an, da brennendes Verlangen nach Erfüllung seines Wunsches in ihr aufgestiegen war, bis zum heutigen Tage, entrollte sie ihm mit fliegendem Atem den ganzen Hergang. Wie er sie gemartert, wie sich die Eifersucht auf Kata in ihrem Herzen geregt, und wie sie erst an die Wirkung des Zaubertrankes selbst geglaubt, dann aber nicht mehr zurück gekonnt habe. Nicht um ihre Tat zu beschönigen, nur der Wahrheit die Ehre gebend, schilderte sie die Schritt für Schritt vorwärts gehende unheilvolle Verstrickung. Auch welch namenlose Verzweiflung sich ihrer erst bemächtigte, als sie sich selbst Mutter fühlte und nun sehen mußte, wie der Vater von dem eigenen Kinde nichts wissen wollte und sich nur dem Balg zuwandte. Damals, ja damals hätte sie sprechen müssen, aber die Sorge um seinen Frieden habe ihr immer wieder den Mund verschlossen. Und dann gestand sie, was sie dabei, ganz abgesehen von den Gewissensbissen und der sie erdrückenden Scham, von der erpresserischen Habsucht ihrer betrügerischen Mitschuldigen erduldet, und verschwieg auch das Schlimmste nicht: Tunos Mitwissenschaft, durch die er sie von Opfer zu Opfer gezwungen, bis sie sich endlich doch von ihm losgerungen und wegen des Schlages seine Rache fürchten lernte. Ihre Rede sank schließlich zum Geflüster und wurde, als sie die grenzenlose, sinnverzerrende Angst schilderte, mit der sie, die Lampe in der Hand, hinter der Kammertür gestanden und gewußt habe, daß dieser Bursche kaltblütig auch einen Mord begehen würde, von einem herzerschütternden, krampfartigen Schluchzen unterbrochen.

Erst erschrocken, dann zwischen Scham über sein eigenes Treiben und Zorn über ihr Verbrechen schwankend und schließlich aufs tiefste erschüttert, hatte Markovió ihre Beichte, ohne sie mit einem einzigen Wort zu unterbrechen, bis zum Schlusse angehört. Tiefes Mitleid mit dem Weibe, das er allen zum Trotz dereinst aus Liebe gefreit, regte sich in seinem Herzen, und gern hätte er die Ärmste an die Brust gezogen und ihr, verzeihend und selbst um Verzeihung heischend, einen Kuß auf die Augen gedrückt, die jetzt in banger Frage auf ihm ruhten. Eine seltsam scheue Beklemmung hielt ihn aber noch zurück. Zwar wußte er sie rein; aber was er jetzt gehört, ließ ihn in einen so tiefen Abgrund schauen, daß er seinem Gefühl nicht mehr zu trauen wagte, und so drängte sich ihm die bange Frage zitternd auf die Lippen:

„Und Ante — — er ist mein Kind?“

Wie einen Schlag empfand Mara die furchtbare Beleidigung und wollte

sich verletzt abwenden. Da besann sie sich, wie es in seinem Innern nach diesem Geständnis ausschauen mochte, und sie begriff nun, daß sie ihm eine ruhige, klare Antwort schuldete und nicht mehr das Recht auf unbedingte Glaubwürdigkeit besaß, daß sie sich sein Vertrauen vielmehr erst wieder verdienen mußte. Und in dieser demütig-schamhaften Verwirrung sagte sie schlicht und einfach und dabei wie ein junges Mädchen errötend:

„Seit ich dich kenne, habe ich nie an einen anderen Mann gedacht, dir galt meine Sehnsucht als Jungfrau und meine Liebe als Weib — nur dir."

Der heilige Schmerz ihres Leides gab ihren Worten so unerschütterliche Glaubwürdigkeit, daß selbst ein ernster Zweifel dahingeschmolzen wäre. Und nichts besseres als grenzenloses Erbarmen konnten sie auch in seinem Herzen auslösen. Selbst müde und gebrochen, zog er die stille Dulderin sanft wie ein armes, krankes Kind zu sich empor, umschlang sie mit beiden Armen und flüsterte nur:

„Mein armes Weib, was hast du gelitten!"

So standen sie eine Weile in inniger Verschlingung und vergaßen alles um sich her. Ihr gesunder, natürlicher Sinn führte sie aber bald in die rauhe Wirklichkeit zurück, und gebot ihr, nun die nächsten Schritte zu überlegen. Der Gedanke, daß hier ein Verbrechen vorlag, das zeitliche Sühne erheischte und deshalb zur Anzeige kommen müsse, fiel ihnen nicht im Traum ein, das hätten sie, falls es ihnen vorgehalten worden wäre, gar nicht verstanden. Die Sache ging sie allein an und niemand sonst, waren sie einig, so hatte sich keines darum zu kümmern! Trotzdem fühlten sie, daß ihnen eine Anzeige schwere Ungelegenheiten bringen würde, doch machten sie sich wegen der Zigeuner wenig Sorge.

„Du zahlst natürlich keinen Heller mehr", schärfte ihr Ante ein und setzte bedauernd hinzu: „Von dem schönen Gelde werden wir freilich nichts mehr zurückbekommen, aber wenn sie die nächste Rate haben wollen, dann sagst du den Weibern, daß ich alles weiß, und von mir etwas zu erpressen, werden sie sich kaum einfallen lassen!"

„Wenn aber Tuno etwas verrät?" gemahnte ihn Mara.

„Hm, das ist freilich eher möglich," pflichtete er ihr sorgenvoll bei, „zu verlieren hat er nichts, und um Rache zu nehmen ... Und doch, er hat etwas zu verlieren!" unterbrach er sich aufatmend. „Zittert er nicht etwa vor dem Verlust seines Ersterberechts?! Also, du brauchst dir auch seinetwegen keine Sorge mehr zu machen."

Die Erinnerung an Tunos Ersterberecht ließ ihn aber nicht mehr los. Seit der Junge so schwere Strafe erlitt, hatte sich in seinem Herzen wieder ein gewisses Mitleid für ihn geregt, das auch Maras Geständnis nicht zu erschüttern vermochte, ja, es trug vielleicht noch zu seiner Erhöhung bei, denn sein natürliches Gerechtigkeitsgefühl sagte ihm, daß doch dann der arme Kerl — und welcher Verbrecher ist für den Bauer nicht ein armer, beklagenswerter Kerl! — gar nicht mehr so strafwürdig sei. Anderseits bäumte sich aber auch sein Stolz dagegen auf, daß ein Zigeuner der Erbe von Haus und Hof sein sollte.

Hier setzte Mara die nächste Zeit immer wieder ein, bis ihr endlich Ante versprach, ein paar Kronen daranwenden zu wollen, um sich in der Stadt bei einem Notarius zu erkundigen, ob sich denn da gar nichts dagegen tun lasse.

„Da muß einer schon verteufelt gescheit sein, um da etwas herauszubekommen“, meinte Ante, sich sorgenvoll den Kopf krauend. „Freilich, er war uns jahrelang ausgerückt, er ist sogar desertiert, und schließlich muß es doch auch ins Gewicht fallen, daß er mit dem Messer auf mich losgegangen ist — aber was nutzt das alles, deshalb bleibt er doch immer der eingetragene Erstgeborene! Ich fürchte, ich fürchte, da wird nichts zu machen sein.“

Markovič hatte sich darüber fast schon beruhigt und sich mit der jedem Menschen doch nun einmal auferlegten Bestimmung abgefunden, als ihm Mara von neuem einen nicht geringen Schrecken einjagte. Die Möglichkeit, daß ihr eigenes Kind sein ganzes Leben lang von diesem Taugenichts abhängen sollte, der sich sicher noch an ihm für die Mutter rächen würde, wollte ihr nicht aus dem Sinn, und so diktierte ihr die Mutterliebe einen heroischen Entschluß. Sie erklärte also ihrem sprachlos aufhorchenden Mann, daß sie sich, wenn der Doktor keinen anderen Ausweg findet, eben selbst der Kindesunterschiebung beschuldigen werde, und dann würden sie wohl die Kirchenbücher umschreiben und Ante in sein Recht einsetzen müssen.

Im ersten Augenblick verblüfft, brauste dann Markovič, der dabei zuallererst an sich selbst dachte, wütend auf.

„Dich sticht wohl der Hafer!“ schrie er sie an. „Hab’ ich von dem Bengel nicht genug, willst auch du noch Schand’ und Spott über mein Haupt bringen?!“

„Ante, mein Leben gäb’ ich drum, wenn sich’s anders machen läßt, aber mein Kind ...“

„Dein Kind, dein Kind, dein Kind,“ überschrie er sich fast, „ist’s nicht etwa auch mein Kind, he?! Warum komm’ also ich nicht auf so verrückte Ideen?! — Aber“, lenkte er ein, „ich hab’s dir ja doch schon versprochen, daß ich zu einem Notar gehe, und wenn ich ihm noch etwas zulege, dann wird er schon das Gesetz ein bißchen umdrehen können. Weißt doch: Die volle Hand regiert den leeren Kopf!“

Trotz dieses Argumentes fürchtete er, Mara nicht überzeugt zu haben, denn in ihrer Haltung lag so etwas Sonderbares, das ihm durchaus nicht gefallen wollte, und deshalb nahm er sich vor, so bald als möglich mit gutgefüllter Tasche nach der Stadt zu fahren.

Schwer, sehr schwer wurden ihm jetzt diese Fahrten, und den Markt in der Unterstadt, zu dem er durch die Festung hätte fahren müssen, besuchte er überhaupt nicht mehr. Man sah da öfter Sträflinge unter Eskorte zur Arbeit gehen, auch in den Festungsschanzen schufteten sie, während oben die Posten mit scharfgeladenem Gewehr auf und ab patrouillierten, und das war doch immerhin so ein eigentümliches Gefühl, bei dem einem ganz bitter im Munde wurde. Freilich, Tuno war nicht sein Kind, aber er hatte doch nahezu achtzehn Jahre Vater zu ihm gesagt, und daß er den Buben geherzt und geküßt und ihn auf seinen Knien reiten lassen — das vergißt sich doch auch nicht so mit einem Male! Dabei fiel ihm auch ein, daß sie hin und wieder beim Passieren der Festung ein, zwei, drei kurze, schwache Schüsse hatten fallen hören. Dann schauten sich die Leute nur ernst an, und das Wort erstarb ihnen auf der Lippe. Alte Weiber schlugen wohl auch schnell ein

Kreuz und beteten ein Vaterunser für die arme Seele. Meist kamen die Schüsse von der Wasserseite. — Militärsträfling zu sein, war ein gar hartes Los, und wenn dann so ein armer Teufel, der es schon gar nicht mehr aushalten konnte, zur Arbeit ans Wassertor kam, dann vertraute er eben ein bißchen seiner Schwimmkunst und ein bißchen der Barmherzigkeit der Soldaten, die doch schließlich auch ein Herz im Busen haben, und springt in die Drau. Eine Zeitlang geht's auch schön unterm Wasser fort, und man glaubt schon allen Ernstes, daß man das ungarische Ufer erreichen und im nahen Walde wird verschwinden können. Endlich muß man aber doch Atem schöpfen, da — klatsch! klatsch! — schlagen die blauen Bohnen ein, und die arme Seele taucht in ihrer Todesangst schnell unter. Nun wissen sie aber am Ufer, wo der Deserteur, der doch keine Zeit zum Luftholen hatte, gleich wieder hochkommen muß — auf der Schanze war mittlerweile auch der Kanonenschuß gefallen, und nun gab's kein Spaßen, wenn man nicht selbst sitzen wollte. „Da kommt er — da! — da!" — und piffpaff! piffpaff! geht's los, und auf einmal sieht man, wie sich das Wasser rot färbt, und der arme Kerl braucht nicht mehr für den Kaiser zu schanzen.

Das alles wollte Markovió heute gar nicht aus dem Sinn, und deshalb fuhr er auch nicht zu dem ihm empfohlenen Winkelschreiber in der Unterstadt, sondern ging, obgleich das viel mehr kostete, zu einem wirklichen Rechtsanwalt in der Oberstadt. Der ließ sich den Fall ganz umständlich erzählen und meinte endlich, daß die Sache keineswegs so einfach liege, denn tatsächlich kam hier das bäuerliche Kommunialgesetz in Frage, dessen patriarchalische Bestimmungen nicht so leicht zu umgehen waren. In Ansehung der hier vorliegenden besonderen Umstände hielt er indes doch einen Ausweg für möglich und bestellte dem Bauer, in acht Tagen wieder zu kommen.

Als Ante seinem Weibe von den Bedenken des Rechtsanwalts, aber auch von dessen guter Hoffnung Bescheid gegeben hatte, kam er auch auf den ihn unablässig verfolgenden Gedanken zu sprechen und sagte:

„Du wirst sehen, das bedeutet nichts Gutes!"

Mara suchte ihn zwar zu beruhigen, doch legte es sich auch ihr schwer aufs Herz, und das um so mehr, als auch sie selbst schon an einen solchen Ausgang gedacht hatte. Ihre ganze Hoffnung beruhte eigentlich nur darauf, daß man ihn als schweren Häftling doppelt scharf bewachen und sein unbändiger Freiheitsdrang sich dann allmählich aufreiben würde. Darüber, wie es mit diesem „Freiheitsdrang" eigentlich bestellt war, machte sie sich freilich keine Gedanken. Sie wußte nur, daß die Zigeuner ihrer Natur folgten, wenn es sie immer wieder auf die Landstraße trieb, davon aber, daß man an solch ungestillter Sehnsucht sterben könne, hatte sie nie etwas gehört, das lag dem gesunden bäuerlichen Sinn zu weltenfern.

Tuno aber schlug sich unterdessen an der Gefängniszelle den Schädel wund und biß sich im grimmen Weh die Lippen blutig, und wenn dann durch das hoch oben angebrachte und überdies mit Brettern verschalte Fensterchen ein verstohlener Strahl der Mondsichel auf sein von Tränen genäßtes Lager fiel, dann schluchzte er das kleine Lied vor sich hin, das er schon als Kind gelernt hatte, dessen tiefe Sehnsucht er jedoch erst jetzt am eigenen Leibe erfaßte:

O vesoro le prajtenza,	O du dichtbelaubtes Wäldlein,
O tsiriklo le porenza!	O du zart beflügelt Vöglein!
Te me e dar dikhava,	Wenn die Angst mich übermannt,
Andre tule chutsava.	Komm' ich rasch zu dir gerannt.
O veseja sukareja,	Wälder, ihr, im Frühlingsprangen,
Tscharentut man ink' akana!	Wollt' mich einmal noch umfangen!
Te me e dar dikhava,	Lähmt' mich auch der Kett' Gewalt,
Star bароro chutsava.	Keine Mauer beut mir Halt.

Mit der geballten Faust schlug er gegen die Mauern, als ob er sie zum Bersten bringen müßte, und erst völlig ermattet ließ er von dem sinnlosen Beginnen ab. Zwei Monate saß er jetzt schon in dieser dumpfen, licht- und luftlosen Zelle, während er hörte, wie sich den anderen alle Tage die Türe öffneten. Auch er konnte schon so weit sein, wenn er damals den Profosen verstanden hätte, der ihm geraten, sich still und ruhig zu verhalten, weil er sonst nicht so bald zur Arbeit zugelassen würde. Zum Dank für den guten Rat hatte er den alten Mann im stillen sogar einen Dummkopf geheißen, und wie wollte er ihm jetzt auf den Knien für jede ablenkende Arbeit danken, und wenn sie auch noch so schwer sei!

Er dachte wirklich nur an Arbeit, die ihn seine Sehnsucht wenigstens auf einige Stunden vergessen lassen sollte, denn den Gedanken an Flucht mußte er als völlig aussichtslos aufgeben. Er wußte jetzt, wie scharf die Posten instruiert sind, und überdies kannte er auch aus den Kasernenerzählungen, bei denen die älteren Mannschaften natürlich nicht wenig mit ihren Heldentaten zu flunkern pflegten, das Schicksal, das der armen Kerle harrte, die sich zu solch einem verzweifelten Abenteuer verleiten ließen. Totgeschossen werden war da noch ein Glück, die meisten wurden aber dabei nur zum Krüppel, und vor den damit verbündeten Schmerzen graute ihm wie jedem echten Zigeuner, dessen Wehleidigkeit nicht grundlos sprichwörtlich ist.

Nie, nie hätte er es für möglich gehalten, daß man sich nach Arbeit sehnen könnte, und nun wäre er dem Profos vor Dank beinahe zu Füßen gestürzt, als er ihm eines Tages endlich ankündigte, daß er am nächsten Morgen mit einer Kolonne zum Treten im Wasserturm kommandiert sei.

Der Gefängnis-Zerberus legte die sichtliche Freude seines ihm als besonders gefährlich bezeichneten Arrestanten falsch aus und warnte ihn:

„Denk nicht etwa an Flucht, sie würde dir versalzen werden. Die Mannschaft ladet vor euren Augen scharf, und auf dich werden sie noch besonders aufmerksam gemacht! Und das Wassertreten, das kannst du mir glauben, du Galgenvogel, ist auch kein Strümpfestricken, du wirst dabei die Engel im Himmel singen hören."

Daß dieses Wassertreten, zu dem selbst die kräftigsten und gesundesten Leute nur Tag um Tag kommandiert werden konnten, weil sie sonst wie die Fliegen umgesunken wären, wirklich die fürchterlichste Tortur war, lernte Tuno schon am nächsten Tage kennen. Es galt hierbei, das Wasser in riesigen Kübeln mittels Tretens in das Turmreservoir zu winden, und zwar standen die Häftlinge der Reihe

nach an zwei längslaufenden Brettern, die sich wechselseitig senkten und hoben. Ein Aussetzen war dabei unmöglich, denn versuchte einer herabzusteigen oder auch nur eine Sekunde stille zu stehen, so zerschmetterten ihm die Bretter erbarmungslos die Kniescheiben. Nach jeder Stunde trat eine nur fünf Minuten währende Pause ein, und dann begann die wahnsinnige Tretarbeit von neuem.

In der ersten Stunde konnte Tuno die Angst vor dieser Arbeit gar nicht begreifen, aber allmählich lernte er all ihre Schrecken kennen, und schließlich dachte er den Feierabend nicht mehr zu erleben. Und als dann nach qualvollen Martern endlich doch die heißersehnte Erlösungsstunde schlug, glaubte er sich kaum mehr ins Gefängnis schleppen zu können, ließ Brot und Suppe, die sie nach der Arbeit zur Kräftigung bekamen, unberührt und sank, an allen Gliedern zitternd, mit hoch angeschwollenen Muskeln, die ihm fast zu reißen drohten, zu Tode ermattet auf sein Lager.

Diese Nacht kam kein Schlaf in sein Auge, aber auch keinen einzigen Gedanken vermochte er zu fassen, geschweige denn zu Ende zu denken; völlig apathisch, gleich einem erschöpft zusammengebrochenen Tier, starrte er vor sich hin. Erst gegen Morgengrauen kehrte ihm die Denkfähigkeit wieder und damit eine wahre Todesangst vor den Martern der Tretmühle. Ruhiger wurde er erst, als er sich besann, daß er ja heute Rasttag habe. Um zehn Uhr wurde er mit seinen Leidensgenossen dem Oberarzt vorgeführt, der sie der Reihe nach untersuchte. Einige „Glückliche“ wurden dabei wegen zerrissener Sehnen ausgeschieden, bei ihm aber hieß es: „Kalte Umschläge, kann morgen wieder antreten.“

Eine dumpfe Verzweiflung überkam ihn, und in dieser Verfassung beschloß er, unter allen Umständen die Flucht zu wagen. Früher oder später hätte er es ja doch versucht, das wußte er, seit er gestern wieder das Grün der Wiesen gesehen und die Luft des Waldes, wenn auch nur von jenseits der Drau, geatmet hatte! Nun mußte aber auch alles ruhig überdacht werden, um wenigstens die ohnehin schon so geringen Chancen richtig auszunutzen. Vor allem machte er sich mit dem in die Zelle hineingestellten kalten Wasser ununterbrochen Kompressen, denn seine Muskeln mußte er bis dahin in der Gewalt haben. Die Unterkleider, die das Wasser noch schneller auffogen als die harte, steife Gefängnismontur, die also das Schwimmen erst recht erschwerten, wollte er zurücklassen und im Bett verstecken. Dann begann er, da ihm die mit Wasser gefüllten Stiefel verhängnisvoll werden konnten, die Sohlen vorsichtig zu lockern, um sich ihrer im gegebenen Augenblick mit einem Ruck zu entledigen. Weitere Vorbereitungen verboten sich ganz von selbst, da schon dies wenige auffallen konnte. Es galt nur noch, über die zur Flucht geeignetste Stelle schlüssig zu werden, und dazu schien ihm eine scharfe Wegebiegung unterhalb der Alboryschanze, die sich dem Flußlauf anpaßte, und an der man nur einzeln geben konnte, am besten geeignet. Hier erweiterte sich zwar das Flußbett ganz beträchtlich, da er es aber so einrichten wollte, daß er wie zufällig der Letzte im Zuge blieb, so hatte er hier auch nur mit einem Posten zu rechnen, während er sonst sofort das Ziel für sechs Gewehrläufe gewesen wäre, und da die Leute, oder doch wenigstens ein Teil von ihnen, wegen der Bewachung der anderen Gefangenen nicht zurückeilen konnten, so kam er erst von der Mitte des Flusses an auch in

deren Ziellinie. Er erwog auch noch andere Pläne, doch schien ihm keiner günstiger als dieser, und so entschied er sich denn endgültig für ihn.

So weit mit sich im reinen, wäre er am liebsten sofort zur Ausführung geschritten, doch gerade dieser Tag wollte gar kein Ende nehmen, und in der Nacht wurden ihm die Minuten erst recht zu Stunden! Die körperliche Anstrengung des vorangegangenen Arbeitstages und die ungeheuere seelische Aufregung infolge seines kühnen, auf Tod und Leben gehenden Fluchtplanes hatten ihn aber dermaßen abgespannt, daß er schließlich doch einschlief, und zwar so fest, daß ihn erst ein derber Fußtritt des Profosen zu erwecken vermochte. Noch traumumfangen, wußte er im ersten Augenblick gar nicht, was los sei, doch gar bald besann er sich seines Vorhabens, und damit kam eine finstere, vor nichts zurückschreckende Entschlossenheit über ihn.

Beim Antreten auf dem Hofe stutzte er freilich, denn der Zufall, der gerade heute seine Kompanie die Wache stellen ließ, dünkte ihm eine böse Vorbedeutung. Die Furcht, daß seine Leute, um nicht in den Verdacht des Einverständnisses zu kommen, ihre ganze Geschicklichkeit aufbieten würden, ihn zur Strecke zu bringen, war jedenfalls berechtigt, da er aber anderseits erkannte, daß ihm noch ein zweiter Arbeitstag in der Tretmühle die notwendige Elastizität zu seinem Wagnis rauben würde, so hielt er an dem einmal gefaßten Entschluß fest.

Etwas hob es auch seinen Mut, daß die Manipulationen an seiner Montur nicht entdeckt wurden, und als es zum Tore hinausging, fand er sogar seine alte Frechheit wieder, schwenkte vor dem gestrengen Profosen, den sonst sicher keiner zu reizen wagte, höhnisch die Mütze und wünschte ihm gesegnete Mahlzeit.

Dem langjährigen Wächter, dem der verantwortungsvolle Dienst die Sinne geschärft hatte, schwante sofort nichts Gutes, doch war es zur Mahnung zu verdoppelter Wachsamkeit schon zu spät. Überzeugt, daß der Tag nicht ohne Blutvergießen zu Ende gehen würde, sah der alte Mann, der sich trotz allem und allem ein des Mitleids fähiges Herz bewahrt hatte, mit sorgenvoller Miene den Zug um die nächste Straßenecke schwenken und ging dann sofort auf die Wachtstube, um wenigstens der Ablösung strengste Aufmerksamkeit einzuschärfen, damit eine etwa beabsichtigte Flucht von vornherein verhindert würde.

Mittlerweile war die Sträflingskolonne, der jede Unterhaltung streng untersagt war, im dumpfen Schweigen bis zum letzten südlichen Festungstor, dem sogenannten Wassertor, gelangt, aus welchem man unmittelbar auf die Schanze abbog. Und hier glitt Tuno plötzlich aus, fiel hin und brauchte zum Aufraffen so lange, daß ihn und den zurückbleibenden, fluchenden und zur Eile antreibenden Posten wirklich ein ansehnliches Stück Weges von der vorwärts schreitenden Kolonne trennte. Ohne gerade an einen Handstreich zu denken, umspannte der Mann ganz unwillkürlich die Waffe fester, doch wiegte ihn Tunos leises Winseln, der sich die Kniescheibe verletzt haben wollte und nun gebückt vor ihm her hinkte, sofort in völlige Arglosigkeit. Die gebückte Haltung ermöglichte es aber indessen Tuno, der scharfen Auslug hielt, sich unauffällig die Jacke aufzuknöpfen.

Mit einem Ruck riß er sie plötzlich herab, warf sie im jähen Umwenden dem Manne über den Kopf, gab ihm gleichzeitig einen wuchtigen Tritt vor den Bauch,

so daß er, vor Schmerz zurücktaumelnd, in die Knie sank, und sprang auch schon im weiten Bogen in die Drau.

Den Posten verließ indessen keine Sekunde die Besinnung. Noch im Grase liegend gab er einen Alarmschuß in die Luft ab, der sich vieltönig in den hohen Schanzenwänden weiterpflanzte. Dann richtete er sich in Kniestellung auf und beobachtete im Anschlag die Wasserfläche, die an der Sprungstelle die letzten verlaufenden Kreise zog und sonst ganz glatt vor ihm lag. Etwa in der Mitte des Flusses schlug plötzlich das Wasser in die Höhe, und ohne erst zu bedenken, daß selbst der beste Schwimmer unmöglich eine derart weite Strecke in so kurzer Zeit und ohne schon früher Atem zu holen zurückgelegt haben konnte, gab er Feuer. Während er sich aber noch ärgerte, durch das Aufschnellen eines großen Karpfens getäuscht worden zu sein, tauchte der Kopf des Deserteurs an einer anderen, dem Ufer viel näheren Stelle auf. Das währte jedoch nur so kurz, daß der Schuß fehlgehen mußte, und wieder lauerte der Posten auf sein Opfer, das ihm nicht entgehen sollte!

Unmittelbar nach dem zweiten Schuß erdröhnte auch schon von der Bastion der Kanonenalarm, der der Garnison die Flucht eines Sträflings ankündigte, und nun kamen auch von der Begleitmannschaft zwei Mann zurückgelaufen, und während ihnen noch der Kamerad die beiläufige Richtung andeutete, wo der Entsprungene jetzt sein könnte, tauchte Tuno zum zweiten Male, dieses Mal für einen Moment länger, auf. Fast gleichzeitig klatschten drei Kugeln in seiner nächsten Nähe ein, doch zwang ihn Atemnot, der drohenden Gefahr zu trotzen und noch einen Augenblick auf der Oberfläche zu bleiben. Da, als er eben wieder untertauchen wollte, krachte es wieder auf, man sah plötzlich seinen Kopf vornübersinken, und ein dicker Blutstreifen, der dann allmählich heller wurde, bezeichnete die Stelle, wo ein verfehltes Leben die endgültige Freiheit gefunden hatte.

Nach einigen Tagen war der Ortsgendarm mit der Todesmeldung an die Eltern betraut worden. Ihn rührte ihr namenloser Schmerz, und er suchte sie nach seiner Weise zu trösten, indem er wohlmeinend sagte:

„So seid doch froh, daß er wenigstens durch eine Soldatenkugel und nicht wie ein lumpiger Zigeuner auf dem Galgen geendet hat, denn, nichts für ungut, 's war ja euer Kind, aber nach seinem unbändigen Herumtreiben auf der Landstraße und seinem sonstigen Hang konnte man ihn wahrlich eher für einen Zigeuner als für einen Bauer halten."

Marković zuckte unmerklich zusammen und schaute den ahnungslosen Wahrheitskünder mißtrauisch an. Dann, als er sich überzeugt, daß Gavran wirklich nur in harmloser Einfalt gesprochen hatte, nickte er zustimmend und pflichtete ihm ernst bei:

„Ja, ja, 's war Zigeunerblut, das verleugnet sich nicht."

Kopfschüttelnd verließ ihn der Gendarm. Er konnte aus der Rede des Alten nicht klug werden — Zigeunerblut in einem Bauer — und so etwas sagte noch obendrein ein Bauer! — es war nicht anders denkbar, der Schmerz mußte dem armen Vater die Sinne umnebelt haben.

Ante Marković hielt aber indes sein Weib, das in fassungslosem Weh schier

verging, innig umschlungen, und ihr mit tiefem, heiligem Ernst, in dem sich seine ganze Liebe und sein volles Verstehen offenbarte, in die Augen blickend, sagte er:

„Auf, Mara, auf, du hast dir keinen Vorwurf zu machen, du hast nur aus Liebe gefehlt, und wenn du wirklich eine Schuld begingst, so hast du sie ein langes Leben hindurch schwer genug gebüßt. Jetzt aber erhalte dich mir und unserm Kind, wir brauchen dich!“

Da sank sie zu seinen Füßen nieder und gelobte ihm treue Liebe bis zur letzten Stunde, und unter Tränen zu ihm aufsehend, um den sie gebangt und gefehlt, bat sie:

„Laß mir Zeit zur Fassung, denn er war ja doch mein Kind, er war mir ein Kind der Schmerzen geworden.“

Ende.



Heidebild · Von Carl Martin Schiller

Schwersommertag. Müd steigt der Heideduft.
Die Heideglöckchen hangen schwer und träge,
Und schläfernd schwingt in der gedrückten Luft
Ein Schmetterling und taumelt überm Wege.

Ein Wagen knarrt gemächlich müd daher.
Der Braune trabt und hängt den Kopf hernieder.
Der Fuhrmann schläft. So müd, so müd ist er.
Nur manchmal zuckt's ihm um die Augenlider:

Dann hebt er jäh den schweren Kopf empor,
Als wollte er des Schlafes sich erwehren —
Und sinkt zurück und schlummert wie zuvor...
Und das Gefährt entschwindet hinter Föhren.





Steiners Theosophie

Von Friedrich Lienhard

Das Augustheft des Türmers brachte einen Aufsatz von Freimark über die „moderne theosophische Bewegung“, der nicht unwidersprochen bleiben darf. Ich habe nun nicht die Absicht, eine so merkwürdige und vorerst noch ungeklärte Bewegung wie die moderne Theosophie zu rechtfertigen. Alle diese Geistesbewegungen sind zunächst als Symptome wichtig. Es will sich da etwas aus dem üblichen Materialismus und Skeptizismus herausringen. Was ist dieses Etwas? Es wäre doch wohl die erste Pflicht jedes Referenten, zunächst einmal das Tatsachen-Material unvoreingenommen zur Darstellung zu bringen und die Grundgedanken einer solchen geistigen Strömung herauszuarbeiten. Sollten wirklich in diesem Kreise „arge Zerfahrenheiten“ herrschen, sollte man sich dort wirklich über die Lehren des Christus „erhaben dünken“ und doch wieder, auf Kosten des Nebenmenschen, egoistisch „um das eigene Seelenheil besorgt sein“, dabei mit Wissen „prunken“ und „mit Verachtung auf alle sehen“, die nicht auf die Vermittler dieses Wissens „schwören“ usw. — nun, so hätte Herr Freimark ein verdienstlich Werk getan, wenn er nun seinerseits klare, große, gütige Gedanken aufgerollt hätte, Gedanken, an denen sich diese armen Irrenden hätten zurechttasten können.

Meine Absicht ist im folgenden nur, zu zeigen, wie eine sachliche Darstellung moderner Theosophie ungefähr angefaßt werden könnte.

Wer etwa, wie der Schreiber dieser Zeilen, vom klassischen Idealismus ausgeht, der hat als Kenner des achtzehnten Jahrhunderts die Möglichkeit, an die weimarischen Ideen und an den Romantiker Schelling anzuknüpfen. Dr. Rudolf Steiner, der als hauptsächlichster Führer der deutschen Theosophie in Betracht kommt, hat sich bekanntlich sehr genau mit Goethe und zugleich mit Häckel und Nietzsche beschäftigt. Chamberlain in seinem Kant-Werk lobt Steiners umfassende Einleitung zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften (in Kürschners Nationalliteratur) als eine ausgezeichnete Arbeit. Wenn ein Mann von so klassischer Bildung wie Rudolf Steiner zur Theosophie übergeht, so werden also wohl Verbindungslinien mit

der vorausgegangenen deutschen Geistesgeschichte nachzuweisen sein. Es ist hierbei nicht nötig, daß man das schwer zu übersehende Gewirr der englisch-indischen Theosophie (Blavatsky, Olcott, Besant) genauer heranziehe; das belastet und verdunkelt die Sache. Steiner hat an diese Bewegung offenbar nur angeknüpft, weil er sie als äußere Organisation zu seinen geistigen Zwecken benützen konnte. An sich aber scheint er eine selbständige Persönlichkeit zu sein. Und vollends mit Buddhismus, auch neuerer Art, darf seine Denkweise nicht verwechselt werden; es ist eher germanisch-christliche Mystik, die in ihm eine moderne, wissenschaftlich beeinflußte Form anzunehmen bestrebt scheint. In seinen Vorträgen über Christusprinzip und Buddhismus hebt er ausdrücklich und scharf den positiven Lebensaufschwung im ersteren gegenüber der müden buddhistischen Stimmung hervor. Und in wesentlichen Punkten arbeitet sich in der deutschen Theosophie eine vertiefte Auffassung des Christus heraus, wobei die englisch-indische Richtung nicht mitzugehen scheint. In München wird von dieser deutschen Gruppe ein großer Bau geplant: man darf also wohl den Eindruck hegen, daß in dieser Bewegung eine nicht unbedeutende Triebkraft wirksam ist. Dies alles müßte sachlich und mit Belegen dargestellt werden.

Dann wäre zu untersuchen, wie sich Steiners eigenartige Geisteswelt zu der Philosophie etwa eines Rudolf Eucken oder zu der Lebens-Ethik eines Johannes Müller verhält. Das sind zwar anscheinend verschiedenartige Denk-Methoden. Von Euckens „Lebensanschauungen großer Denker“ zu Müllers „Reden Jesu“ und Steiners „Geheimwissenschaft“ ist zunächst keine Verbindungslinie sichtbar. Und doch sind in solchen und ähnlichen modernen Denk-Richtungen aufbauende Elemente tätig: etwas, was uns aus dem Materialismus oder Skeptizismus zu neuen *seelischen Gewißheiten* emporführen will. Überall spürt man in der modernen Luft solche regenerativen Keime: im Vegetarismus, in der Bodenreform, im Genossenschaftswesen, in der wachsenden Ablehnung des Alkohols — und so auch im Geistes- und Seelenleben, das nach neuen Ufern Ausfahrten wagt.

Hier ist nun Rudolf Steiner eine besonders geartete Erscheinung. Er kommt einerseits aus den wissenschaftlich-philosophischen Begriffs-Revieren; andrerseits aber scheint er direkt hellseherische Anlagen zu besitzen, die ihn zu unmittelbarem, inspirativem, intuitivem Schauen befähigen. Beides wird sich in Zukunft ergänzen und ausgleichen müssen. Oft sind seine Vorträge begrifflich äußerst schwer und weit ausholend; oft von außergewöhnlicher Phantasie-Größe und Neuheit. Ihm ist die Realität übersinnlicher Mächte eine ganz selbstverständliche Tatsache. Und wer weiß denn, ob jene Welt nicht nur „ihm“, ob sie nicht vielmehr *überhaupt und schlechthin Tatsache* ist? Darum eben handelt es sich ja gerade bei dieser Bewegung. Es soll der materialistisch verdunkelten Menschheit wieder zur *Gewißheit* werden, daß dieses uns umgebende sichtbare Leben nicht das ganze Dasein ist: daß unsre Seele, d. h. unser eigentliches „höheres Selbst“ (Ausdruck des klassischen Idealismus) eine unvergängliche Kraft ist, die aus den Tiefen des Göttlichen kommt und dahin zurückkehrt. Demnach ist die Idee der „Wiederverkörperung“, von Lessing und Goethe schon angeschlagen, in der Edda bereits angedeutet, oft überhaupt im Geistesleben der Menschheit auf-

tauchend, eine Grundanschauung der Theosophie. Wenn der Seelenkern, das Ich, etwas Unsterbliches ist — warum soll es sich nicht oft schon verkörpert haben? Wenn es eine unsichtbare Welt gibt: warum soll sie nicht ihre Gesetze und Gliederungen haben? Noch ist sie uns verschlossen: aber sollte die Menschheit auf ihrem weiten Entwicklungsgang nicht dahin kommen, allmählich Organe für die unsichtbare Welt auszubilden? Die Theosophie schätzt einen Novalis; dieser Dichter-Denker entdeckte in sich den „Beruf zur unsichtbaren Welt"; sein Denken und Empfinden ist durchdrungen von solchen Ahnungen und Schauungen. Und so wären manche Anknüpfungen zu finden. Steiners Meinung geht eben dahin: „Es schlummern in jedem Menschen Fähigkeiten, durch die er sich Erkenntnisse über höhere Welten erwerben kann" (Wie erlangt man Erkenntnis höherer Welten?). Wir besitzen in uns feinere Organe; jeder kann sie ausbilden und sich dadurch den Blick und das Gemüt aus der Enge ins Große und Freie erweitern. Macht meine Schulungen durch — sagt er — und ihr werdet es selber erfahren, daß die unsichtbare Welt Realität ist, und werdet auch ihre Gesetze kennen lernen! Ihr werdet erfahren: der Tod ist nur Ablegung des physischen Körpers, aber feinere Fluide begleiten das hinübergegangene Ich usw. Und aus solchem Schauen heraus belehrt Steiner über die kosmische Entwicklung unsres Planeten und über die Epochen der Menschheit; alles ist eine fortwährende, weit über das Historische hinausgehende Entwicklung. Man wird dabei an Goethes Wort vom „geheimen Gesetz" hinter allem Sinnlich-Sichtbaren erinnert.

Diese geheimen Gesetze kündet Rudolf Steiner: und zwar nicht als ahnender Dichter, sondern als wissender Geistesforscher. Nun hat man die Möglichkeit, entweder diese Berichte als Phantastereien glatt zu verwerfen; das ist der einfachste Standpunkt; oder man hat die Möglichkeit, Steiners Methode durch eigene Schulung nachzuprüfen und zugleich den Sinn und Inhalt des Ganzen systematisch zu durchdenken, ob sich da wirklich ein architektonisch planvolles Gebäude aufbaue, das mit andren Kundgebungen der Geistesgeschichte — von den indischen Veden bis zu Pythagoras, Plato und herab zu Swedenborg — eine Harmonie ergebe, wenigstens in den Grundzügen. Steiner wäre dann etwa vergleichbar mit einem Manne, der aus einem fernen, uns andren noch unbekannten Weltteil kommt: er erzählt von diesem Land und seinen Gesetzen. Wir andren können nun dieses Land einfach leugnen und die Erzählungen als Phantastereien brandmarken; oder wir können des Fremdlings Berichte prüfen, ob sie ein logisches Ganzes ergeben; oder endlich — wir können nach seinen Anweisungen selber in jenes Land zu reisen versuchen.

So etwa denke ich mir die Art, wie man sich mit der modernen Theosophie sachlich und unbefangen auseinandersetzen müßte. Der Weg des scheltenden oder spottenden Räsonierens aber, wie ihn unser Journalismus und leider auch die übliche Wissenschaft bisher noch einzuschlagen pflegen, ist nachgerade banal und langweilig. Ein Mann von Geschmack sollte sich mit halbgebildetem Spötteln oder Kritteln nicht mehr blamieren.

Ich selber — das will ich zum Schluß noch betonen, um nicht Mißverständnissen ausgesetzt zu sein — stehe vorerst, den bedeutsamen theosophischen An-

regungen gegenüber, auf Goethes Standpunkt, wie er in meinen „Wegen nach Weimar“ skizziert ist. Ich leugne nicht jenes unbekannte und doch auf uns wohltätig oder dämonisch einwirkende Reich, bin vielmehr von seiner Realität durchdrungen. Und in gewissem Sinne ist ja der Dichter Verkünder und Deuter des Unsichtbaren, indem er Zusammenhänge aufweist, die den Tages-Augen verhüllt sind. Auch scheint mir die Stärkung unsres Empfindens jener in und um uns waltenden geistigen Mächte eine ebenso notwendige wie edle Aufgabe zu sein. Es kann sich freilich die Frage erheben, ob wirklich „in jedem Menschen“ jene okkulten, hellseherischen Fähigkeiten, die noch einer genaueren Untersuchung bedürften, entwicklungsfähig sind. Kann man poetisches oder künstlerisches Schauen und Schaffen in jedermann „entwickeln“? Sind das nicht vielmehr angeborene, vielleicht — in theosophischem Sinne — durch viele Vorleben oder Devachan-Erlebnisse erworbene Anlagen in auserwählten Einzel-Menschen?

Mir scheint: zum Okkultisten wird man ebenso geboren, wie man zum Dichter geboren wird.



Die zwei Kinder · Von Giovanni Pascoli

(† 1912)

I.

Zur Vesper war es. Die zwei Kinder hielten
sich draußen auf, wo sie mit ernsten Mienen
im goldnen Schatten der Alleen spielten.

Im Spiele fielen plötzlich, zwischen ihnen
gewechselt, zur Verwunderung der Linden,
Worte, die größer als sie selber schienen.

Die Wüteriche wußten in der blinden
und neuen Kampfeslust sogar die Klauen
in ihren dünnen Fingerchen zu finden;

und in den Herzen haßerfüllt ein Grauen:
das Blut, sie konnten es hier auf dem einen
dort auf dem andern Angesichte schauen.

Doch da kamst du — ich sehe dich erscheinen
betrübte Mutter! — um sie loszulösen,
die kleinen Löwen, deine bösen Kleinen:

„Nun rasch zu Bett“, befahlest du, „ihr Bösen!“

II.

Im Bette schien das Graun sie zu umgeben
der dichten Schatten, die rundum im Schlummer
den Zeigefinger an die Lippen heben.

Allmählich ward ihr Schluchzen stumm und stummer,
verhängter mählich in den Dunkelheiten
ihr ruhig werdender Gewissensschlummer.

Der eine ließ sich zu dem andern gleiten,
im Schatten hörte durch die tiefe Nacht
ein Herz das andre dicht daneben schreiten.

Nach einer Weile kam die Mutter sacht
— der Lampe mildes in-das-Dunkle-dringen
vom Schirm der Finger rosiger gemacht —

und sah sie vorgebeugt, gleich Schmetterlingen
gehorsamer denn je sich tief im Traum
mit ihren weißen Flügelchen umschlingen;

und schürzte lächelnd ihres Bettes Saum.

III.

Ihr Menschen, denkt, bevor die stumme Truhe
des Grabes euch vertilgt, an eure grause
Feindseligkeit und an die große Ruhe,

die jenseits wohnt, fernab vom Kampfgebrause,
von eurer engen menschlichen Beschwerde:
ein Bienensums im tauben Immenhause.

Ihr Menschen, Friede! Auf der niedren Erde
ist des Geheimnisses fürwahr kein Ende;
so schaut, daß jeder euch ein Bruder werde.

Ihr Brüder, Friede! Daß die Hand behende
den Bund besiegle, niemals aus Versehn
sich gegen wen in Zorn und Fehde wende.

Daß er euch friedlich habe schlafen sehn,
von eurem eignen Frieden überzeugt,
wenn sich unsichtbar im Vorübergehn

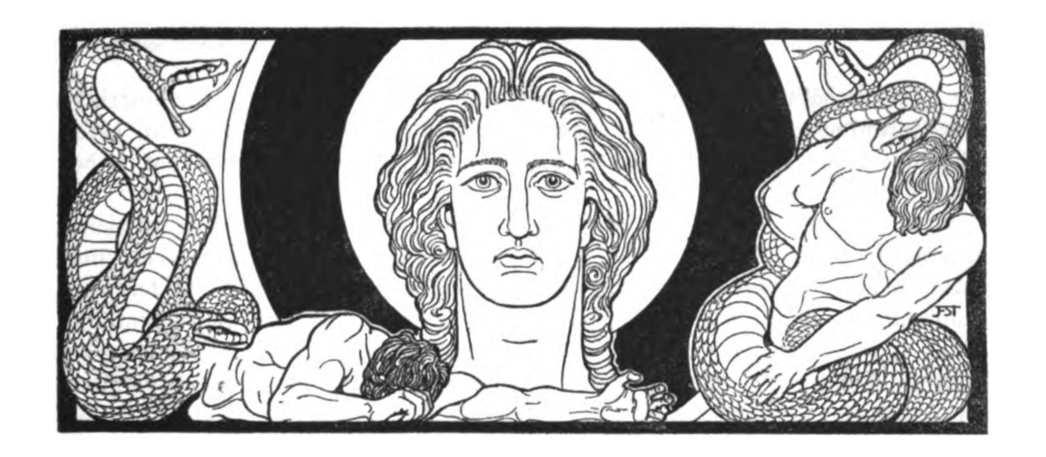
auf euch der Tod mit seiner Leuchte beugt.





L. v. Zumbusch





Gewerkschaft und Dogma

Von Dr. Max Adler

Die jüngste Machtprobe Roms umwittert ein mystischer Hauch mittelalterlicher Dogmeninbrunst; es ist, als ginge sie von Menschen aus, die weit vor ihrer Zeit zu leben begannen, die ihre Wurzeln tief durch die Jahrhunderte nach rückwärts erstrecken. Man hat es mit flach-rationalistischen Auslegungen versucht, von Papazäsarismus und Kardinalsplutokratie gesprochen. Aber all dies trifft nicht. Der päpstliche Vorstoß gegen die verweltlichten Gewerkschaftschristen ist ein ausgesprochen revolutionärer Akt, insofern Revolution das Sich-wieder-besinnen und gewaltsame Zurückgreifen auf Uranfänge bedeutet.

Von revoltierenden Wirkungen mindestens wird man schon heute sprechen müssen. Der Papst erschüttert durch sein schiedsrichterliches Machtwort eine Organisation von dreimalhundertsechzigtausend christlichen Gewerkschaftern, um einer Minorität von dogmenfesten katholischen Fachverbändlern den Nacken zu steifen. Eine stilistische Tönung in der Fassung zweier päpstlicher Danktelegramme rückt über Nacht eine für normaleuropäisches Empfinden etwas abseitige Gesellschaftszone urplötzlich in den Brennpunkt allgemeinsten kulturpolitischen Interesses und droht den wetterharten Bau des deutschen Zentrums auseinanderzusprengen. Im verborgenen schwelende Aufruhrflammen brechen unter dem schneidenden Anhauch der vatikanischen Forderung mit brutalem Ungestüm hervor, weltlich-allzuweltliche Diplomatenkrummwege westlicher Opportunisten peinvoll belichtend. Und was eben das Allerseltsamste ist: das ganze an lärmvollen Effekten und überraschenden Ausblicken wahrlich nicht arme Sensationsstück spielt auf einem Boden, der außerhalb alles dessen liegt, was man sonst unter dem Schlagwort „deutsche Gewerkschaftsbewegung“ im wesentlichen zu verstehen gewohnt war; nur mittelbar — als tertii gaudentes — kamen für die beiden Streitteile von Anfang an die zweieinviertel Millionen sozialdemokratischer Gewerkschaftler in Betracht.

Ein verhältnismäßig eng umgrenztes Kampffeld — und eine weite historische und Zukunftsperspektive: spricht dies nicht für die Existenz von Kräften, deren Wirkungsmöglichkeiten im Rahmen unserer heutigen Gesamtkultur man bisher offenbar unterschätzt hat?

Der moderne Intelligenzaberglaube geht von der falschen Voraussetzung aus, als ob in Deutschland die Zeit für die Propaganda des Dogmas endgültig vorbei wäre; in Wahrheit ist sie es bei uns ebensowenig wie in den anglikanischen Ländern oder in den romanischen Weststaaten von einst katholischer Prägung, aus denen unaufhörlich Alarmrufe über die Fortschritte des Katholizismus, über die Verkirchlichung des Schulwesens und die zunehmende Festigung der katholischen Gewerkschaftsorganisationen zu uns herübertönen.

In England, wo die Gewerkschaften der Trades Unions vielerorten von einer starken katholischen Minorität durchsetzt sind, arbeitet die römische Kirche seit Jahr und Tag mit Hochdruck daran, sich einen Anteil an der Leitung der Organisationen zu sichern oder den rein wirtschaftlichen ihre katholischen Gewerkschaftsverbände gegenüberzustellen. Bei manchen Wahlen zu wichtigen Gewerkschaftsposten wird fast regelmäßig ein gläubiger Katholik entsendet. Es ist ungemein bezeichnend für die gegenwärtige Stimmung in den Trades Unions, daß die britischen Gewerkschaften, um der katholischen Agitation keine Angriffsflächen zu bieten, mit dem Gedanken umgehen, die Frage der weltlichen Erziehung, die bisher, gleich andern politischen Fragen, in den Erörterungen der Gewerkschaftskongresse einen breiten Raum einnahm, in Zukunft nicht mehr auf die Tagesordnung zu setzen; da die Southporter Konferenz der einflußreichen Bergarbeiterkonföderation bereits in diesem Sinne beschlossen hat, dürfte die Idee am Ende durchdringen — die wichtige Tatsache aber, daß die katholische Richtung durch die impetuose Art der Behandlung dieses Programmpunktes seine Umgehung indirekt veranlaßt und damit Einfluß auf die Tagesordnung des Kongresses erlangt hat, wird durch den diplomatischen Gegenzug der leitenden Männer nicht aus der Welt geschafft. Das Vordringen der katholischen Gewerkschaftsbewegung in den Vereinigten Staaten, in Kanada und Südamerika bildet eine stehende Rubrik in den Berichten der Fachorgane, in Frankreich, Italien und Spanien ist die katholische Gewerkschaftsfrage längst zugunsten des päpstlich-orthodoxen Konfessionalismus entschieden, und das gleiche gilt selbstverständlich auch für Belgien, wo, nebenbei bemerkt, seit 1884 die Zahl der Klöster sich verdoppelt, die der klösterlichen Insassen aber sich verdreifacht hat. Holland endlich bietet ein interessantes Gegenstück zu unseren Verhältnissen: dort ist bereits vor mehreren Monaten der interkonfessionelle christliche Textilarbeiterverband „Unitas", eine Gründung nach dem Vorbilde der christlichen Gewerkschaften Deutschlands, den Katholiken durch eine bischöfliche Verordnung verboten worden.

Das päpstliche „Quos ego!" hat auf alle Fälle klärend gewirkt: gegenüber der Verwaschenheit der bisherigen Situation ein unbestreitbarer Vorzug. Die „christlich-nationale" Zwischenform ist in der Theorie erledigt. Nur „duldend" und „mahnend" steht der Papst, selbst nach der beschwichtigenden Auslegung des Uditore Heiner, den interkonfessionellen Gewerkschaften gegenüber: das bedeutet für

alle rechtgläubigen Katholiken innerhalb der Organisation einen unmißverständlichen Wink. Die klarkatholische „Kölner Korrespondenz“ spottet denn auch mit Fug ob der übertriebenen Bescheidenheit der interkonfessionellen Zentrumschristen, die, unter einem Damoklesschwert sitzend, so tun, als hätte Msgr. Heiner ihnen Absolution erteilt; und wenn das Blatt weiterhin nicht nur den christlichen Gewerkschaften, sondern der ganzen Kölner Richtung und der politischen Betätigung des Zentrums für einen nicht allzu fernen Zeitpunkt den Todesstoß prophezeit, so zeigt es sich über die Möglichkeiten der Zukunft immerhin besser orientiert als die Gegenseite über die Urteilsfähigkeit der Zeitgenossen: denn diesen wird, vermittelst einiger blinder Böllerschüsse falschen Siegeslärms, totale Stumpfheit gegenüber der offenkundigen Tatsache zugemutet, daß das päpstliche Schweigegebot den Kölner Herrschaften geradezu a tempo gekommen ist, als höchst ersehntes Signal für das Aufhören des gräßlichen Zwanges, sich mit jedem neuen Scheingefecht gegen die „Berliner Richtung“ wieder und wieder demaskieren zu müssen ...

Unter dem ethischen und kulturpolitischen Gesichtswinkel betrachtet, war also die durch die päpstlichen Zensurnoten angebahnte reinliche Scheidung eine Tat. Wir waren vielleicht in diesen Tagen Zuhörer und Zeugen des bestimmenden Auftakts für jenen kommenden gigantischen Kampf, um dessen Erlebnis man eine spätere Generation gerechterweise beneiden müßte: wie nämlich, über alle Unzulänglichkeit der sozialwirtschaftlichen, politischen und religiös-kulturellen Zwischenformen hinweg, das materialistische Ideal des modernen Sozialismus und das integrale Dogma der römischen Orthodoxie miteinander auf freiem Feld ihre Kräfte messen.

An diesem Entscheidungskampf teilzunehmen, ist der christlich-nationalen Gewerkschaftsbewegung ihrer ganzen chemisch-politischen Struktur nach verwehrt. Das Protektorat des preußisch-konservativen Industrialismus lastet zu schwer auf ihr, als daß ein unumwundenes Bekenntnis zum proletarischen Interessenstandpunkt — wozu sie an und für sich nicht übel Lust zeigte — ihr jederzeit gestattet wäre. „Die katholischen Fachabteilungen haben es bisher nicht so schlimm getrieben, wie die christlichen Gewerkschaften von Hausham bis zum Ruhrbergarbeiterstreik“, urteilt ein führendes sozialdemokratisches Blatt. Verräterischerweise schlagen den auch „Rheinisch-Westfälische“ und „Post“ wegen der beiden Papsttelegramme den allergrößten Lärm: so, als gäbe es für sie augenblicklich keinen größeren Kummer als die Unabhängigkeit der christlich-sozialen Arbeiterschaft! Nein — Streiter für die proletarische Sache sind die Christlich-Nationalen nicht: zur Bekämpfung des Arbeitermaterialismus aber fehlt es ihnen nicht nur an Waffen, sondern auch an Beglaubigung. Die stärksten Kristallisationspunkte der europäischen Arbeiterbewegung waren bisher Marx und Rom.

Für die nächste Zukunft wirft sich die Frage auf, ob eine Entwicklung der reinkatholischen Gewerkschaftsbewegung denkbar ist, die der ältesten Tradition näherführt. Auch die mittelalterlichen Gesellenverbindungen, deren sozialen Geist und Charakter niemand in Abrede stellen dürfte, waren ja in ihrer ersten Form nichts anderes als kirchliche Brüderschaften unter der Patronanz der Geistlichkeit. Zu oberst stand das religiös-sittliche Prinzip, aber die Pflege der Wirtschafts- und Rechtsinteressen, kam darüber keineswegs zu kurz; sie verstand sich vielmehr, innerhalb

des wohlgeordneten Ensembles eines Berufsorganismus, der in weiterem Sinne sämtliche soziale Kategorien des gleichen Handwerks umfaßte, durchaus von selbst. Es war auch nichts Seltenes, daß die bedrängte Gesellenschaft gegen eine allzu rigorose Stadtobrigkeit beim Bischof Schutz fand. Allein die formgebende und leitende Macht der Kirche verblaßte gegenüber der Gewalt des alles durchdringenden und zersetzenden mobilen Kapitals, das als eigentlicher Schrittmacher des neuzeitlichen Verweltlichungsprozesses auch die Herauslösung des Gesellenstandes aus dem festen Gefüge des sozialreligiösen Zunftorganismus in die Wege leitete. Zur selben Zeit, als man in den reformierten Ländern die Meßkelche und Patenen zu Trinkbechern umschmolz, erhoben sich hier wie dort die in der Folgezeit nie wieder verstummenden Klagen über die Abnahme des Gottesdiensts: wirtschaftliche Fragen traten in den Vordergrund des zünftigen Interesses.

Damit hatte das Handwerk einen Boden betreten, auf dem ein feindliches Zusammentreffen mit der nach politischer und wirtschaftlicher Konsolidierung strebenden Staatsmacht unvermeidlich war. Der Kampf endigte mit der Zertrümmerung der volksgenossenschaftlichen Organisationen, mit der Herauslösung des zünftigen Gesellenstandes aus der hegenden Totalität der Berufskorporation, mit seinem Hinabsinken in die Schicht des neuaufkommenden, aus industriepolitischen Gründen großgezüchteten Fabrikproletariats. Und es ist sicherlich nicht unzeitgemäß, daran zu erinnern, daß der Reichsschluß von 1741, der das Verbindungsrecht, die Freizügigkeit und die interlokalen Zusammenhänge des Gesellenstandes im Interesse einer erhöhten industriellen Produktion vernichtete, vornehmlich ein Werk der protestantischen Hauptmacht Preußen gewesen ist.

Die fundamentale Wandlung des A r b e i t s b e g r i f f e s, die sich aus dieser ganzen bureaukratisch-kapitalistisch beeinflußten Entwicklung ergab, äußerte sich vor allem in der vollständigen Umkehrung des mittelalterlichen Verhältnisses zwischen K o r p o r a t i o n und B e r u f s s t a n d. Im Anfang war die auf religiöser Gebundenheit beruhende Korporation der in gleichen oder verwandten Hantierungen tätigen Volksgenossen: erst der vollendete Zusammenschluß zur Korporation verlieh der Gesamtheit der Fachhandwerker die Würde des Berufsstandes. Die Zugehörigkeit zur religiös fundierten Korporation war ein primäres Erfordernis, nicht, wie späterhin, eine abgeleitete Eigenschaft. Der mittelalterliche und frühneuzeitliche Terminus „das Handwerk“ bezeichnete denn auch in logischer Folge das ganze, auf uniformen religiös-kulturellen Voraussetzungen basierte persönliche und gesellschaftliche Um und Auf der zünftigen Werkgenossenschaft, nicht etwa, wie heute, die vom Handwerker abstrahierte Hantierung. Innerhalb dieses einheitlichen Organismus aber traten die sozialen Abstufungen vorerst zurück; die sittigende Norm der Innungsvorschriften überwuchs sie mit der gleichen elementaren Bindungskraft, die, im Sinne der orthodoxen, in dem Begriff der Erbsünde wurzelnden Gläubigkeit einzig und allein imstande war, die Arbeits- und Erwerbstätigkeit zu heiligen. Dieselbe „Complexio oppositorum“, die einst auf dem Gebiete der großen päpstlichen Politik Weltherrschaftsbestrebungen und sublimierte Sünden- und Gnadenempfindung zugleich umfaßt hatte, schuf im mittelalterlichen Zunftwesen das wunderbare Paradoxon einer religiösen

Körperschaft, die von vielgestaltig-weltlichem Leben überquoll und in ihrer besten Zeit auch die ihr überwiesenen sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Aufgaben mit einer bisher nicht wieder erreichten Exaktheit gelöst hat.

Die mittelalterliche Ständekultur unter kirchlicher Oberleitung ist es offenbar, die den Organisatoren der reinkatholischen Gewerkschaftsbewegung von heute als Ziel vorschwebt. Dabei ist freilich in wörtlichem Sinne ein frommer Wunsch der Vater des Gedankens. Wieder wird, nach dem Vorgang des Mittelalters, die katholische Gewerkschaftsfrage durchaus als Frage des religiösen Gemeinschaftslebens erfaßt: die profanen Kultur- und Wirtschaftsinteressen treten in die zweite Linie zurück. Aber der kirchliche Einheitsgedanke, dem die geschlossene Kultur des Mittelalters entsprang, steht heute vor der schwierigen Aufgabe, sich an einem sozialen Torso — dem katholisch-orthodoxen Proletariat — auswirken zu müssen, von dem keine Brücke weder zum Unternehmertum noch zur überwältigenden Masse der in den freien Gewerkschaften organisierten Arbeiterschaft hinüberführt. Das Prinzip der Gewerbesolidarität, das derzeit im Mittelpunkt der katholischen Arbeiteragitation steht, muß unter solchen Umständen ein papierenes Dogma bleiben; auch dann, wenn es tatsächlich gelänge, die katholischen Elemente der christlichen Gewerkschaften zum größten Teil der reinkatholischen Bewegung anzugliedern. Die Vermittlungsversuche, wie die obligatorische Einführung von Arbeiterausschüssen und Arbeiterkammern, der Industrieparlamentarismus eines Freese oder Naumann, Verbindungen von Unternehmer- und Arbeiterorganisationen nach dem Muster der von E. J. Smith in Birmingham gegründeten „Allianz“, die verschiedenen Gewinnbeteiligungssysteme und nicht zuletzt die modernen Wohnreformbestrebungen, soweit sie sich mit der Beschaffung bürgerlicher Heimstätten für Arbeiter befassen — all diese Surrogatforderungen, die bereits vielfach von katholischen Sozialpolitikern übernommen worden sind, wären ja im Falle ihrer Realisierung gewiß schätzenswerte Etappen auf dem steinigen Wege zur „friedlichen Überwindung der bestehenden sozialen Gegensätze“, und auf all diesen Gebieten könnte vielleicht einmal einer geläuterten, von ostelbischen, rheinisch-westfälischen und — kölnischen Machthabereinflüssen befreiten katholischen Gewerkschaftsbewegung eine nicht unwichtige Rolle zufallen: angesichts des fragmentarischen Objekts freilich, mit dem jenes überweltliche Agens der religiösen Gemeinschaftsbildung heute zu rechnen hätte, ist ein durchgreifender Erfolg der kirchlichen Einheitsbestrebungen, der annähernd deren mittelalterlichem Kultureffekt an die Seite zu stellen wäre, vorderhand nicht abzusehen.

Bei alledem muß zugegeben werden, daß die Zukunft gerade nach dieser Seite hin gegenwärtig noch sehr undurchsichtig ist. Auch darf an und für sich die mögliche Wirkung der konfessionellen Gewerkschaftspropaganda innerhalb eines Agitationsgebiets von mehr als sechs Millionen katholischen Arbeitern nicht unterschätzt werden. Dies gilt insbesondere für die politische Seite des Problems. Gelänge es den katholischen Fachabteilungen, den christlichen Gewerkschaften das Wasser abzugraben — und der zur Entscheidung aufgerufene Episkopat ist allem Anscheine nach entschlossen, sie in diesem Bestreben, nach dem Vorgange des Kardinals Kopp, zu unterstützen —, so wäre eine entschiedene Demokratisierung der



Bewegung in ihrem weiteren Verlauf unausbleiblich. Mag immerhin Thomas von Aquino, auf dessen Morallehren sich die Kirche stützt, die Eintracht und den Gehorsam der Arbeitenden, vor allem aber die Arbeitstätigkeit selbst als oberste sittliche Pflicht predigen: der Zwang, zu den praktischen Bedürfnissen einer großen proletarischen Bevölkerungsschicht Tag für Tag Stellung nehmen zu müssen, würde von selbst verhindern, daß diese Theorie — die übrigens, richtig betrachtet, ebensogut auf die Arbeitgeber wie auf die Arbeitnehmer anwendbar ist — eine Auslegung im Geiste des exklusiv-kapitalistischen Unternehmertums erführe. Eine deutschkatholische Arbeiterbewegung der Zukunft wird entweder demokratisch und, was dasselbe ist, traditionell sein, oder sie wird nicht sein. Für die Pflege einer einseitigen Gewerbesolidarität ist innerhalb der bestehenden Organisationsformen bereits hinlänglich vorgesorgt!

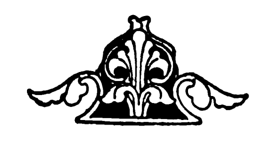


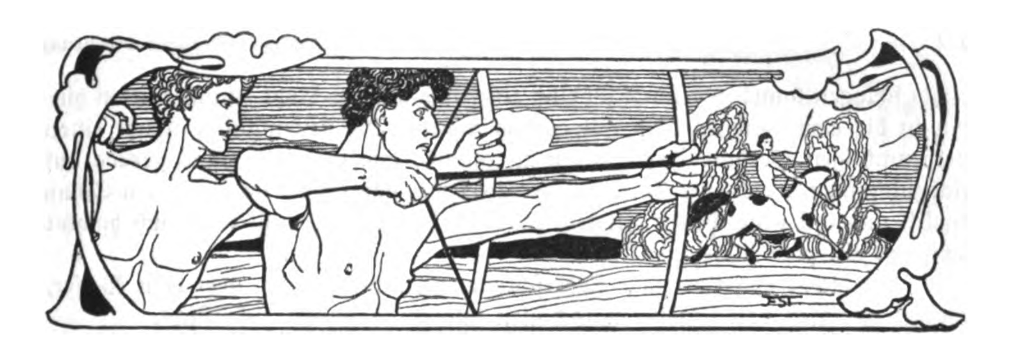
Regennacht · Von Fritz Alfred Zimmer

Heut hab' ich wieder an dich gedacht
Und an die Nächte,
Die ich mit dir durchwacht.

Die Lampe glomm in meinem Zimmer,
Und kam ein Schimmer
Wie Silbersterne
Und Silberfaden ...
Ein Traum:
In rotem Duft ein Blütenbaum
Und aus der Ferne
Verliebte Mondscheinserenaden — —

Da hört' ich's draußen sacht ans Fenster fallen
Von feinem, blassem Regen;
Und war es nicht, als wenn auf dunklen Wegen
Noch süße, windverwehte Worte lallen?
Hab' wieder gleich an dich gedacht —
Doch draußen weinte nur die Nacht!





Sein höchstes Vergnügen

Von Wathier Sparr-Hoffstedt

Das Dunkel hebt die Schwingen und verschwindet wie ein seltener Vogel an dem frühen Morgen. Der Nebel steigt wie wallender Rauch und bleibt hier und da wie ein Stück weiche Watte oberhalb der Schilfspitzen zurück. Der Tau blitzt im Grase, während der erste Sonnenstrahl spielend über die Waldanhöhen zieht. Neuerwacht und verjüngt geht die Erde wiederum einem Hochsommertage entgegen. Der Schilfsänger quiriliert unverdrossen, indem er auf einem neigenden Schilfhalm schaukelt, um eine Larve oder Grasmücke zum Frühstück zu fangen. Er ist der fleißigste Spielmann des Hochsommers. Viele von den übrigen Musikanten sind bereits erschlafft, aber des Schilfsängers Geige ertönt meistens die ganze Nacht. Er ist unermüdlich in seiner Lobpreisung des kurzen nordischen Sommers. Während er dort auf seinem schwankenden Halme sitzt, kommt eine Ente mit ihren Jungen vorsichtig durch das Rohr geschwommen. Der Weg ist frei, zwitschert der Schilfsänger und hüpft zum nächsten Halme hinüber, um sein Frühstück fortzusetzen. Die Entenmutter antwortet mit einem zufriedenen Geschnatter, taucht unter und fischt eine leckere Schnecke aus der Tiefe, und ihre hoffnungsvolle Kinderschar folgt ihrem Beispiele. Die Sonne scheint warm. Das Wasser ist lau und schön. Die Entenjungen beginnen zu plätschern und ihr Wesen zu treiben, voll Lebenslust und argloser Freude. Aber die Entenmutter lauscht ab und zu unruhig, als ob sie eine unsichtbare Gefahr fürchte. Sie hat so manche trübe Erinnerungen aus entschwundenen Hochsommerzeiten, wo das Unheil plötzlich mit Tod und Verödung hereinbrach. Horch! Durch des Sommermorgens friedliche Stille erschallen ferne Rufe und das Geplätscher von Rudern, Pfiffe und Schüsse. Ach, das ist das Unglück, welches herannaht. Allzu gut erkennt die Entenmutter die unheilbedeutenden Laute wieder. Und sieh, da kommt eine toderschreckt und flieht in schwindelnder Fahrt aus der Bucht hinaus. Nun weiß die Entenmutter, was es gilt. Hastig lockt sie die spielenden Jungen zusammen, und an der Spitze der verscheuchten Schar steuert sie in das dichteste Schilf. Vielleicht wird das Unwetter vorbeiziehn.

Näher und näher kommt das Unwesen. Stille, dicht aneinandergedrückt, liegen die erschreckten Vögel. Was wird geschehen? Wie doch ein kleines Vogelherz un-

ruhig schlagen kann! Da stürzt plötzlich ein Hund auf das Rohr zu und mitten hinein in die arme Schar. Nun gilt es das Leben. Die Entenmutter macht einen heldenmütigen Versuch, ihre Jungen zu retten. Sie läßt den Hund gerade auf sich zukommen, weicht zur Seite und erwartet ihn, dann fliegt sie auf — ein Schuß knallt, und mit gebrochenen Flügeln fällt sie, taucht unter und rettet sich halbtot zwischen ein paar Rasenhügeln. —

Die Schar ist zersprengt. Todorschrockene Entchen hüpfen über dem Wasser, werden zerrissen von hagelnden Schüssen und im Triumph aufgefischt.

Am Strande erschallen Rufe und Gelächter. Ein geglückter Schuß! Bravo, Baron! Da kommt eine. Die bekam es! Bravo!

Bald ist der Sturm vorbei, auf dem Wege nach neuen Ernten. Die Stille des Hochsommermorgens kehrt zurück. Das niedergetretene Gras erhebt sich prasselnd. Der Schilfsänger sitzt stumm auf einem geknickten Rohrstengel und betrachtet die Verheerung, die der Mensch angerichtet hat. Er zwitschert betrübt; er kann das Ganze nicht verstehn. Eine einsame Ente schwimmt mit gebrochenen Flügeln umher und lockt vergebens ihre Jungen. Die hat der Mensch getötet. Das ist sein höchstes Vergnügen ...

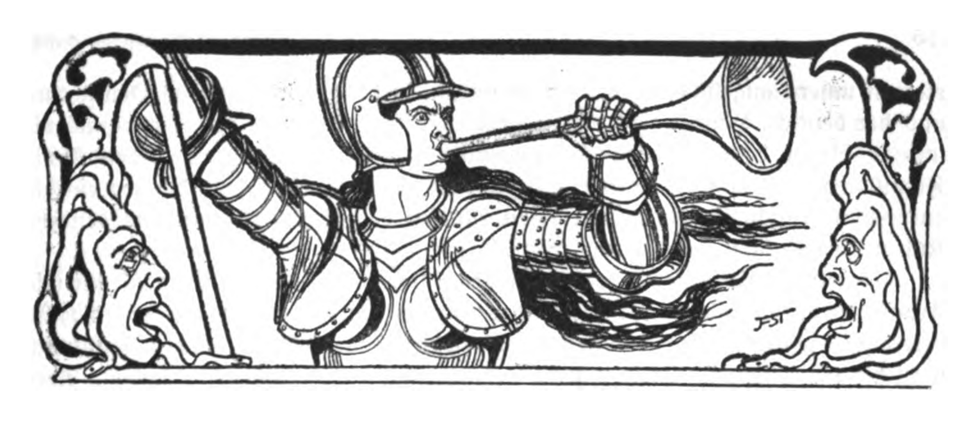
Aus dem Schwedischen übersetzt von D. Sodemann



Der letzte Sommertag · Von Ernst Stemmann

Es ist ein eigenes Stillewerden rings. —
Das Korn ist heim, längst heim.
Die heißen Farben kriechen in den Kelch
Der Blume, matt und bleich, und kühl.
Es rieselt weißgrau. — Irr und wunderlich
Zuckt wo ein Blitz. Und wie ein alter Mann
Lacht ein verlorener Donner. Müde — müde.
Die Vögel ziehn. — —





Die russische Gefahr

Von Otto Corbach

Als der russische Offizier Kostewitsch unter dem Verdacht der Spionage in Deutschland eben verhaftet worden war, las man im Petit Parisien: „Vergessen wir nicht, daß dies unmittelbar vor der Begegnung des Deutschen Kaisers mit dem Zaren sich ereignet, einer Begegnung, deren Ankündigung allein die Begeisterung der Alldeutschen entfesselte. Vergessen wir nicht, daß das russisch-deutsche Abkommen, das im letzten Jahr in Potsdam verhandelt wurde, und das ausschließlich auf Zentralasien abzielte, in Deutschland jedenfalls in gewissen Kreisen als Anhaltspunkt einer ausgedehnten Versöhnung ausgelegt wurde . . .“ Welche Angst vor weiterer Verbesserung der russisch-deutschen Beziehungen kam doch in diesem politischen Seufzer einer französischen Zeitung zum Ausdruck! Wieviel Furcht muß also unsere Diplomatie im Franzosentum geweckt haben, wenn es sich nur solange vor Deutschland sicher fühlt, als Deutschland vor Rußland auf der Hut sein muß! Begieriger kann kein Ertrinkender nach einem Strohhalm greifen, als französische und auch englische Politiker an einer einfachen Spionageäffäre einen Anhaltspunkt für ihre haltlose Hoffnung zu gewinnen suchten, Rußland ließe sich dauernd dazu gebrauchen, den politischen Unternehmungsgeist Deutschlands zugunsten Frankreichs und Englands lahmzulegen. Das Interessanteste an der obigen Äußerung des Petit Parisien ist aber die Bezugnahme auf unsere Alldeutschen, deren Begeisterung schon allein die Ankündigung der Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem Zaren entfesselt habe. Also wären es die Alldeutschen, die in erster Linie der deutschen Regierung eine auswärtige Politik empfehlen, die unter Anlehnung an Rußland sich grundsätzlich feindselig gegen die Westmächte kehrte. Freilich spiegeln sich die Bestrebungen der Alldeutschen so nicht nur in der ganzen französischen, auch in der englischen Presse. Und dieses Spiegelbild entspricht der Wirklichkeit. Diejenigen deutschen Politiker, die vorgeblich die politischen Interessen allen Deutschtums vertreten, die sich für dessen Vorhut ausgeben, treten dafür ein, daß die Spitze der deutschen auswärtigen Politik unaufhörlich in der Wunde herumbohre, die wir unserm geschwächten westlichen Nachbar beibrachten, damit sie ja nicht vernarbe, daß wir uns möglichst

viel an unsern angelsächsischen Vettern reiben, in deren Gebieten das Deutschtum und der deutsche Handel die größten Freiheiten genießen, und daß wir, damit wir uns in diesen beiden Richtungen ungestört betätigen können, um jeden Preis Freundschaft mit unserm starken östlichen Nachbar halten, obgleich der die einzige europäische Macht ist, die mit brutalen Mitteln deutsches Volkstum und deutsche Kultur zurückdrängt, wo es nur möglich ist.

Gewiß ist die Frage berechtigt, warum sich Deutschland nicht ebensogut wie Frankreich oder England mit Rußland verbünden solle, wenn es mit dessen Hilfe berechtigte politische Zwecke erreichen könne, zu denen England oder Frankreich nicht die Hand bieten. Darin wäre allerdings nichts Bedenkliches zu finden. Aber darum handelt es sich hier gar nicht. Nur die Frage liegt zur Beantwortung vor, ob die deutsche Politik im Interesse der Zukunft des deutschen Volkes eher die russische als die englische und französische Freundschaft erstreben sollte.

Warum haben sich unsere Staatslenker über die Fortschritte der Russifizierung Finnlands mit seiner germanischen Kultur gar nicht, aber über das Aufgehen Marokkos im französischen Kolonialreich derart aufgeregt, daß fast ein Krieg entfesselt worden wäre, weil sie für ihre enttäuschten Erwartungen Genugtuung haben wollten? Bedroht die Ausbreitung französischen Einflusses in Nordafrika, welche immer umfangreichere Teile der französischen Streitkräfte in Anspruch nimmt, die Zukunft des deutschen Volkes mehr als der Vormarsch Rußlands nach der Westküste Skandinaviens? Warum stellen sich unsere maßgebenden Kreise taub gegenüber Enthüllungen wie denen, die in Sven Hedins „Warnungsruf“ (in deutscher Ausgabe bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen) enthalten sind? „Ist Rußland nicht“, fragt Sven Hedin, „seit zweihundert Jahren ebenso zielbewußt, langsam und sicher nach dem Atlantischen Ozean hin vorgedrungen wie nach dem Stillen und dem Indischen Ozean? Hat man vergessen, wie Zar Peter kämpfte, um alle Hindernisse, die ihn von der Ostsee absperrten, zu beseitigen, wie er danach strebte, die benachbarten Ländergebiete, die sein neues Reich bedrohten, zu unterjochen, und wie es ihm gelang und er den Hafen, St. Petersburg, an der Küste gründete, welcher ein Vorbild des erträumten Zukunftshafens am Weltmeere war? Damals gingen die Ostseeprovinzen mit ihren schwedischen Kirchen und Gräbern in Flammen auf. Das war der erste Schritt nach dem Atlantischen Ozean hin. Der zweite wurde vor hundert Jahren getan, als Finnland von uns losgerissen wurde. Dank seiner vergleichsweise freien Stellung in seinem Verhältnis zu dem Eroberer hat Finnland jedoch ganze hundert Jahre lang als Puffer zwischen uns und dem eigentlichen, dem orthodoxen, heiligen Rußland gedient. Mit dieser Freude ist es nun vorbei ... Merkten wir nicht, wie in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts das kompakte moskowitische Rußland, leise wie die Cholera, Finnland in sich aufsog und sich Schritt für Schritt unserer östlichen Grenze näherte? ... Haben die Finnen vielleicht freie Verfügung über ihre Eisenbahnen gehabt? Ist ihnen erlaubt worden, ihre Mittel in Bahnen anzulegen, welche den finnischen Interessen dienen und in Richtungen gehen, die dem bürgerlichen Verkehre am besten passen? Nein, Finnland wurde gezwungen, sein sauer verdientes Geld zu opfern, um Bahnen zu bauen, die zur Beförderung russischer Truppen bestimmt

waren ... Nun können jeden Augenblick Truppen aus dem Herzen Rußlands ohne alles Umsteigen nach Torneå befördert werden ... Habt ihr in eurer Zeitung nicht gelesen, daß das finnische Militär abgeschafft worden ist, und daß nun in den mit finnischem Geld erbauten Kasernen der Finnen einzig und allein russische Truppen hausen? ... Steht man nicht im Begriff, dem finnischen Lotsendepartement, das bisher ausschließlich finnisch gewesen, russische Beamte zu geben? ... Wird nicht den Finnen auch die russische Sprache mit aller Macht aufgezwungen? ... Es geschieht nicht, um die Finnen zu quälen, es geschieht, um den Puffer verschwinden zu lassen und uns die Kosakengrenze auf den Leib zu rücken ..."

Sven Hedins Broschüre, die Andrej Semenow-Tjanschansky, der Sohn des Präsidenten der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft, in der „Nowoje Wremja" als eine „Schandschrift aus dem Hinterhalt" zu brandmarken gesucht hat, weist noch auf viele bestimmte Anzeichen hin, in denen sich ausspricht, daß Rußland planmäßig einen Angriff auf die nordischen Reiche vorbereitet, um sich an der norwegischen Küste festzusetzen und sich zugleich des zugehörigen Hinterlandes zu bemächtigen, also auch eines gewaltigen Blockes aus dem heutigen Schweden: „Vielleicht würden die ersten Heerstraßen auf der Seite der Flüsse Torne-älf und Muonio-älf nach dem Lyngenfjord führen. Wie lange würde man dort bleiben? Schritt für Schritt würde man längs der Küste südwärts nach Drontheim ziehen. Dann würde Norrland auf drei Seiten von Russen umschlossen sein. Nachher würde man die Schlinge zuziehen und unser Land erdrosseln."

Sven Hedin meint, Rußland warte auf einen westeuropäischen Krieg, um seinen Plan auszuführen. Das ist wohl möglich. Rußland hat solange die englische deutschfeindliche Ententepolitik begünstigt, als es noch hoffte, England werde ihm aus Dankbarkeit für solche Gefälligkeit in Persien so lange ausweichen, bis es wenigstens dort glücklich am warmen Meere festsitze. In den letzten Jahren hat indes die englische Presse wegen der Nachgiebigkeit des Foreign Office gegenüber dem russischen Vordringen in Persien so viel Lärm gemacht, daß es sich zu einer tatkräftigen Abwehrpolitik in Südpersien aufraffen mußte. Das und andere Erfahrungen mit der englischen Freundschaft bewogen Rußland, sich die Bereitwilligkeit Deutschlands, es für den Ärger wegen Bosniens durch Begünstigung russischer Interessen in der Türkei wie in Persien zu entschädigen, zunutze zu machen. So kam es zu den Potsdamer Abmachungen, deren Gültigkeit mit gewissen Einschränkungen bei der Begegnung vor Baltischport jüngst neu bekräftigt worden ist.

Ohne Zweifel weiß man an der Newa die Neigung der deutschen Diplomatie, sich mit Frankreich und England zu überwerfen, sobald sie sich vor Rußland sicher fühlt, zu würdigen. Daß einst Fürst Bülow kurz nach der Schlacht bei Tsuschima jene Schwenkung in der Marokkopolitik vollzog, die den Sturz Delcassés herbeiführte, war gewiß kein Zufall, und daß die deutsche Diplomatie nach dem Zustandekommen des Potsdamer Abkommens ihrer Marokkopolitik durch Entsendung des „Panthers" nach Agadir aufs neue eine scharfe Wendung gab, bewies, daß Erfahrung sie inzwischen nicht klüger gemacht hatte. Rußland hat ein Interesse an der Uneinigkeit Europas, darum stiftet seine Freundschaft, mag sie der einen oder der andern Mächtegruppe zugewandt sein, keinen Frieden, sondern

Streit, was ja auch der Umstand neu beweist, daß die Italiener von Rußland her die erste Aufmunterung zum Kriege um Tripolis erhielten.

Für Gesamt-Europa ist es traurig, daß es sich so bald nach dem ostasiatischen Kriege schon wieder an eine Art russischer Vormundschaft gewöhnt. Vor dem Kriege hatte das politische Leben in unserem Weltteil jahrzehntelang stagniert. Es geschah nichts mehr wider Rußland und ohne dessen als selbstverständlich vorausgesetzte oder vorher ausgekundschaftete Billigung. Selbst England wagte sich nur dort noch vor, wo es sich ganz außerhalb der russischen Machtsphäre bewegte. Seiner Besitzungen in Asien wurde es nicht mehr froh aus ständiger Sorge vor russischen Angriffsplänen; in Persien wie in Afghanistan und Tibet und vor allem in China erhöhte es durch schwächliche Nachgiebigkeit das russische Prestige auf seine Kosten. Die westeuropäische Diplomatie hatte durch die abergläubische Scheu vor russischer Allmacht schon fast alle Kraft, Entschlüsse zu fassen, verloren; ihr ständiges Bemühen war nur noch darauf gerichtet, daß sich nirgends der „Status quo“ verändere und niemand den geheiligten Grundsatz einer „Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates“ verletze. Kein Wunder, daß man, als sich Japan anschickte, mit Rußland Krieg zu führen, sprachlos vor Überraschung war. Welch große Rolle spielt doch die Furcht im Leben der Völker! Hätten die Japaner sich die russische Macht so übertrieben groß vorgestellt wie die Europäer, so hätten sie es kaum gewagt, einem solchen Gegner die Stirn zu bieten. Die Russen wären vielleicht noch heute die Herren in der ganzen Mandschurei, in Korea, ja im ganzen Norden Chinas, und die Japaner wären auf ihre armen Inseln beschränkt und würden in ihrer Entwicklung als modernes Volk wohl eher verkrüppeln, bevor sich ihnen Gelegenheit böte, sich zu einer Großmacht zu entfalten. Hätten andererseits die Europäer die russische Macht mit gleichen Augen wie die Japaner gesehen, so hätten sie gewiß viel von dem, wozu sie sich erst nach dem Zusammenbruch der russischen Macht in Ostasien erkühnten, schon früher unternehmen können. Erst die russischen Niederlagen gaben Norwegen den Mut, sich aus der Union mit Schweden zu befreien, ermunterten die deutsche Diplomatie, Frankreich gegenüber in Hinsicht auf Marokko aufzutrumpfen, und alles, was sich in den letzten Jahren im nahen Orient Wichtiges zutrug, die Umwälzung in der Türkei wie die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens und die Angliederung Bosniens und der Herzegowina an Österreich-Ungarn, wäre vor dem Russisch-Japanischen Kriege nur denkbar, wegen der überall vorherrschenden Russenfurcht aber nicht möglich gewesen. Heute scheint sich indes schon wieder der russische Alp lähmend auf alles politische Leben in Europa zu legen, soweit es nicht gegenseitigen Rüstungen dient. Die neue russische Freundschaft für Deutschland wird dazu dienen, dessen Ehrgeiz anzustacheln, als Seemacht England möglichst nahe zu kommen, damit es schließlich doch zum Zusammenprall komme. Dann könnte sich Rußland als lachender Dritter ungestört an der norwegischen Küste festsetzen und sich dort eine gute, geschützte, beständig eisfreie Fjordbasis für eine atlantische Flotte verschaffen, die den geschwächten oder vernichteten Seestreitkräften Englands oder Deutschlands leicht überlegen sein und bleiben könnte.





Der weiße Rosenbusch
Novelle von Paul Ernst

Das Schlachtfeld von Jena ist eine Hochebene von mehreren Stunden Umfang, in welcher verstreut eine Anzahl runde Vertiefungen liegen, wohl in Urzeiten durch strudelnde Wasser entstanden. In diesen Vertiefungen sind meistens die Dörfer und einzelnen Gehöfte gebaut, so daß die Bewohner mit einem begrenzten Blick aufwachsen, indessen der Wanderer, der oben auf der Ebene geht, von Häusern und Menschen nicht eher etwas sieht, bis er dicht vor einer solchen Vertiefung steht.

Am Vorabend der Schlacht, als der deutsche Heerführer die unheilvolle Bewegung vom Rande der Ebene rückwärts machte, ritt ein preußischer Leutnant mit seinem Burschen in eine dieser Vertiefungen hinab, in welcher ein einsames Bauerngehöft lag, versteckt unter düstern alten Kastanienbäumen. Um den Weg abzukürzen, der sich langsam wand, lenkten sie die Pferde quer über den Acker. Ein noch junger Bauer, der hinter dem Pfluge ging, wickelte die Zügel um den Pflugsterz und trat ihnen entgegen, indem er grob ausrief, über seinen Acker gehe kein öffentlicher Weg. Der Offizier fragte: „Ihr seid der Bauer?“, und wie der andere bejahend antwortete, fuhr er fort: „Es gefällt mir, daß Ihr auf Eurem Recht besteht. Ihr werdet ein ordentlicher Mann sein. Führt uns zu Eurem Haus!“ Der Bauer faßt in die Zügel des Pferdes, lenkt es auf die Straße, und indem der Bursche folgte, kamen die drei auf den Hof. Der Offizier stieg ab und trat vorauf in das Haus; der Bauer hinter ihm; nach einer Weile kam der Soldat, der die beiden Pferde am Ring der Torfahrt festgebunden hatte.

Nachdem der Bauer noch seine Frau hatte rufen müssen, welche eintrat, indem sie die Hände an der blauen Schürze abtrocknete, begann der Offizier:

„Morgen findet die Schlacht statt, und es kann keiner wissen, wie es für ihn ausgeht. Durch einen Zufall habe ich mein Vermögen bei mir, tausend Louisdor in bar“ — er setzte seinen Geldsack auf den Tisch —, „und wenn ich falle oder gefangen werde, so geht das Geld für meine Familie verloren. Ich habe Vertrauen zu Euch, daß Ihr nicht die Hinterbliebenen eines Deutschen, der auch für Euch kämpft, um ihr bißchen Armut betrügen werdet. Hebt mir das Geld auf, so gut

Ihr könnt. Bleibe ich am Leben, so hole ich es selber wieder ab, falle ich, so könnt Ihr es meinem Burschen übergeben; kommt auch mein Bursche nicht, so bringt Ihr es mit diesem Briefe nach Görlitz zu meiner Frau, sobald die Straßen wieder sicher sind."

Nach diesen Worten schüttelte der Offizier dem jungen Bauern die Hand, grüßte artig gegen die Frau und verließ mit dem Burschen das Zimmer.

Der Bauer ging mit seiner Frau in den Keller, nahm von dem größten Sauerkrauttopf den Stein und die Brettchen herunter, mit denen der eingelegte Kohl beschwert war, schüttete den in einen leeren Topf, der für das Salzfleisch bestimmt war beim Schweineschlachten, verbarg den Beutel mit dem Gold unten in dem Sauerkrauttopf und füllte den Kohl wieder auf. Nachdem er die Brettchen und den Stein wieder an ihre Stelle gelegt hatte, wies er die Frau an, den übrigen Sauerkohl in einen kleinen Topf zu schütten, und ging nach oben.

* * *

In der Nacht, während Napoleon seine Artillerie den steilen Hohlweg auf die Hochebene schaffte und Davoust seine Kolonnen von der anderen Seite nach oben führte, wachte der Bauer aus schweren Träumen um das Geld auf. Er faßte neben sich und fand das Lager seiner Frau leer. Langsam erhob er sich und zog sich an, dann ging er in den Keller hinunter. Da saß die Frau gekauert vor dem geleerten Topf und zählte die Goldstücke in ihren Schoß. Erschreckt schlug sie die Schürze über den Schatz, als der Mann hinter sie trat. Er sagte nichts. Nach langem Schweigen sprach sie: „Ein schönes Stück Geld, wir könnten jedem Jungen einen Hof hinterlassen." Er erwiderte: „Tu das Geld in den Topf! Wenn du als zweites ein Mädchen gehabt hättest, dann brauchtest du nicht solche Gedanken zu haben." Sie wischte sich mit dem Handrücken eine Träne aus den Augen, denn ihre Hände waren von dem Krautsaft besudelt, dann brachte sie alles wieder an seine Stelle.

Kanonendonner kam, Gewehrfeuer, Fliehende und Verfolger; der Hafer wurde zertreten; Tote und Verwundete lagen; die Verwundeten wurden aufgehoben; in der Nacht streiften viele auf dem Schlachtfelde umher, um den Toten die Kleider auszuziehen, auch nach Geld und Taschenuhren und Ringen zu suchen.

Am Abend des anderen Tages kam der Bursche, erschöpft und elend. Der Bauer setzte ihm ein Stück Speck, Brot und eine Flasche Schnaps vor. Der Soldat verlangte einen Arbeitsanzug des Bauern, er wollte das Geld nach Görlitz bringen. Der Bauer schüttelte den Kopf. Der Soldat, welcher ihn falsch verstand, sagte: „Es ist nicht Fahnenflucht; behalte ich die Uniform, so werde ich nur gefangen. Wenn ich das Geld abgeliefert habe, suche ich mein Regiment wieder auf. Ich bin ein ordentlicher Kerl, ich muß jetzt Unteroffizier werden." Der Bauer erwiderte ruhig: „Ich bin für das Geld verantwortlich; die Wege sind mir jetzt nicht sicher genug; ich bringe das Geld selber nach Görlitz, wenn es mir an der Zeit scheint." Der Soldat fluchte und trat auf den Bauer zu: „Hältst du mich für einen Spitzbuben?" Der Bauer zuckte nur die Achseln und sagte: „Ich bin verantwortlich." „Du Hund willst mir zu verstehen geben, ich will die Witwe meines Leutnants bestehlen?" schrie der Soldat und schlug ihm mit der geballten Faust ins Gesicht. Eine Spitzhacke stand dem Bauern zur Hand; er hatte einen neuen Stiel

aus Hornbaumholz hineingefaßt statt des alten rotbuchenen, der gesprungen war. Er ergriff die Hacke und schlug den Soldaten auf den Kopf. Der Mann fiel um, ohne einen Laut zu sagen. Er kniete nieder, nahm seinen Kopf in die Hand. In der Tür stand die Frau, lautlos die Hände über sich zusammenschlagend. „Faß an!“ rief er ihr zu. Sie trug den Toten an den Füßen, er an der Brust; er wendete sich zu dem alten Brunnen, der nicht mehr gebraucht wurde, weil seine Eltern durch den Genuß des Wassers erkrankt und gestorben waren, während er als Knecht auf einem anderen Hof gedient hatte. Er schob den Leichnam vornüber auf den Rand und stürzte ihn hinunter. Vom Bau im vorigen Jahre lagen noch Steine und Sand in der Hofecke; bis nach Mitternacht karrte er davon herbei und stürzte nach; indessen hatte die Frau, weinend und leise für sich mit zitternder Stimme ihre Unschuld beteuernd, die Blutspuren in der Stube aufgescheuert.

In den folgenden Jahren kamen häufige Mißernten, so daß trotz der hohen Preise viele größere und kleinere Landwirte schlecht standen. Nach den Befreiungskriegen folgten dann die Jahre der niedrigen Preise und mit ihnen eine schwere Notlage der Gutsbesitzer und auch der Bauern. In dieser ganzen Zeit, welche etwa ein Menschenalter währte, mußte mancher Besitzer um billigen Preis verkaufen und mit dem weißen Stabe von seiner Väter Hofe ziehen, und mancher schlaue Mann wurde reich, wenn er gerade bares Geld zur Verfügung hatte. Unser Bauer kaufte langsam Feld um Feld, Weide um Weide, wie sich die Gelegenheit bot; er kaufte auch um ein billiges einen ganzen Hof; und als er starb, etwa in der zweiten Hälfte der Fünfzig, da besaß er mehr als ein mittelmäßiger Rittergutsbesitzer. Er hinterließ seine Witwe und die beiden Söhne, welche nun im Anfang der Dreißig standen. Kurz nach seinem Tode verlobten sie sich mit zwei Erbtöchtern, deren Väter in derselben Gegend begütert waren.

Es war ein neuer Pastor in die Gemeinde gekommen, in welche unser Hof eingepfarrt war. Als er mit seiner Frau die Witwe besuchte, da lud diese die Pastorin für den nächsten Sonntag zu einer Lustfahrt in ihrem leichten zweisitzigen Wägelchen ein. Der älteste Sohn kutschierte und zeigte mit der Peitsche die Äcker, Felder, Weiden und Wiesen, welche ihnen gehörten oder ihren Schwiegereltern. Mehrere Stunden fuhren sie so, und der Frau wurde zum erstenmal die Größe ihres Besitzes klar. Sie rühmte ihren Reichtum gegen die Pastorin und sprach von ihrem verstorbenen Mann, wie er ein fleißiger Kirchengänger gewesen sei, und wie ihn die Regierung eigentlich hätte zum Amtsvorsteher wählen müssen, und da sprach sie vom Segen des Himmels; aber wie sie das Wort sprach, da tauchte die halbvergessene Erinnerung an das Verbrechen ihres Mannes in ihr auf, und sie verstummte plötzlich.

Nun wurde in dieser Zeit ein alter Schäfer bettlägerig, der seit langer Zeit für die Gemeinde gehütet hatte. Wie er merkte, daß es an das Letzte ging, ließ er den Pastor rufen, um ihm ein Geständnis zu machen und sein Gewissen zu erleichtern.

Damals, nach der Schlacht, als die Heere sich entfernt, hatte er seine Schafe, so viele ihm geblieben waren, auf die zerstampften Haferfelder geführt, wie auch die Gänse in den Hafer geschickt wurden, damit von der zerstörten Frucht, die oft-



mals selbst mit der Sichel nicht mehr geerntet werden konnte, wenigstens noch etwas genutzt wurde. An einem mit Schlehdorn bewachsenen Rain, mitten in den Dornen, hatte er die Leiche eines preußischen Leutnants gefunden, welche in ihrem Versteck übersehen sein mochte. Von Habgier getrieben, untersuchte er die Kleider des Toten, aber er fand nur eine Brieftasche mit Briefen und Aufzeichnungen. Einen goldenen Trauring wagte er nicht abzuziehen, denn die Hände waren schon etwas angeschwollen. In seiner Angst ging er die folgende Nacht mit Hacke und Schaufel an die Stelle und begrub den Leichnam; dann betete er über dem Grabe. In seinem Garten hatte er einen großen weißen Rosenbusch; von diesem hackte er einen kräftigen Trieb heraus und pflanzte ihn in die lockere Erde des Grabes, nachdem er in der Umgebung die Schlehen vernichtet hatte.

Die Brieftasche legte er zu Hause ins Schapp; und obwohl sie ihm gar nichts nützen konnte, lieferte er sie doch nicht beim Amtsvorsteher ab; er erzählte auch niemandem von der Geschichte, weil er wohl wußte, daß er eine verbrecherische Absicht gehabt hatte bei der Durchsuchung des Gefallenen. So waren die Jahre vergangen, und er hatte die in Papier gewickelte Brieftasche immer an ihrer Stelle liegen lassen. Nun, auf dem Totenbette, wurde die Angst seines Gewissens größer wie die Furcht vor einer Strafe oder Beschämung, und er erzählte dem jungen Pastor alles, indem er ihm die Brieftasche übergab. Sie war aus violettem Leder, trug auf silbernem Schilde ein Wappen und wurde durch ein nunmehr verrostetes stählernes Schloß zusammengehalten, das nicht durch einen Schlüssel zu öffnen war, sondern durch das Verschieben eines kleinen Stiftes, welcher als Dorn des Schlüsselloches erschien.

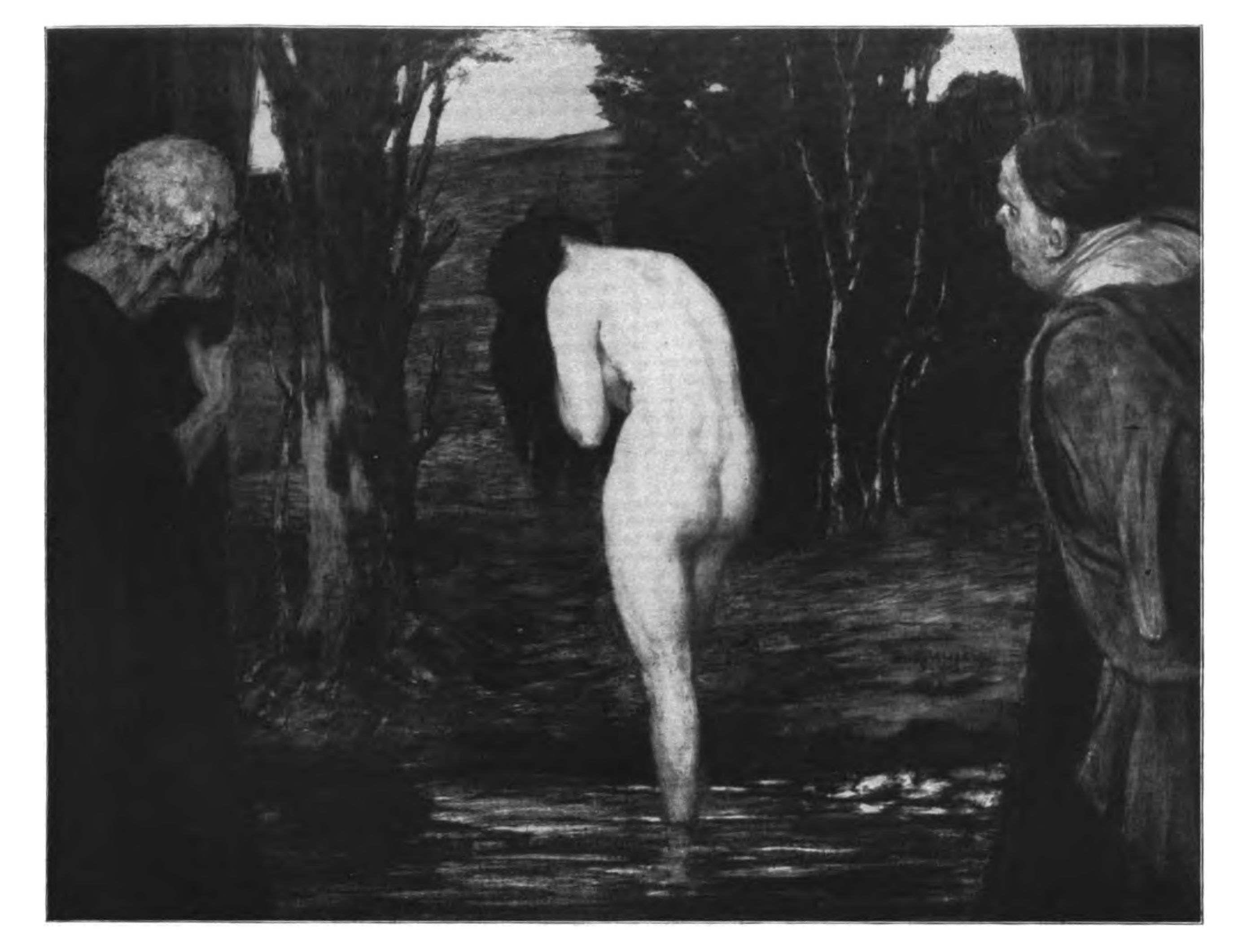
Der Pastor übergab die Tasche nebst einer Darstellung der Erzählung dem Amtsgericht; hier stellte man Nachforschungen an und fand bald die überlebende Witwe des vor dreißig Jahren Gefallenen; sie bewohnte zwei kleine Zimmer in demselben Hause in Görlitz, wo sie mit ihrem Gatten damals eine große Wohnung innegehabt hatte.

* * *

Die Frau des Gefallenen hatte damals einen Brief erhalten, der am Tage vor der Schlacht geschrieben war. In diesem drückte der Offizier seine starken Befürchtungen über den Ausgang der Schlacht und des Krieges überhaupt aus. Um seine Familie für den Fall seines Todes sicherzustellen, hatte er einen umstrittenen Erbschaftsanspruch verkauft, den nach seinem Ableben eine alleinstehende Frau schwerlich hätte durchsetzen können, besonders in den schwierigen Zeiten, die er voraussah. Die bare Summe in Gold, welche nach menschlicher Berechnung unter diesen Verhältnissen den Wert seines Vermögens am besten darzustellen schien, hatte er einige Tage vorher erhalten; er mochte sie keinem Bankhaus anvertrauen, scheute sich auch, einen Boten mit ihr in die Heimat zu schicken, und so schrieb er ihr denn, er werde das Geld während der Schlacht einem zuverlässigen Mann zur Aufbewahrung übergeben, der es ihr bringen werde, wenn er selber fallen sollte.

Seit diesem Brief hatte die Frau keine Nachricht wieder von ihrem Gatten erhalten, dem sie kaum fünf Monate vorher angetraut war. Sie saß am Fenster ihres kleinen Stübchens, wo auf der Kommode alte Tassen und gravierte Glas-





Susanna — L. v. Zumbusch

becher standen, und wo die sorgsam geschonten Stühle aus der guten Stube von den Eltern ihres Gatten an der Wand aufgereiht waren; sie nähte und stickte die Wäsche für das Kind, welches sie erwartete; und als nach der Schlacht alle Nachrichten ausblieben und der Name ihres Gatten unter den Vermißten angegeben war, da zog sie ein schwarzes Kleid an, das sie schon im Schrank hängen hatte, und häufige Tränen verdunkelten ihre Augen, daß sie oft aufhören mußte zu nähen, und mancher Tränentropfen fiel von ihren schönen Wimpern auf die kleinen Hemdchen des Säuglings.

Dann wurde das kleine Mädchen geboren und füllte die stillen Wände mit seinem Geschrei, und die kleinen Sorgen um das Kind verdeckten den großen Kummer; das Kind wuchs heran, und die Erhebung gegen die französischen Unterdrücker bereitete sich vor; die arme Mutter gab ihren goldenen Trauring her für das Vaterland und tauschte einen eisernen Ring ein; das war das einzige Stück aus kostbarem Metall gewesen, das sie noch gehabt hatte, alles andere Entbehrliche hatte sie gleich nach der Geburt verkauft, damit der Erlös das kleine Kapital vergrößere, das sie noch besaß; dann schnitt sie ihr schönes blondes Haar ab und verkaufte es und brachte das Geld zu der Sammelstelle; und wie dann die Heere ins Feld zogen und die Schlachten geschlagen wurden, da zupften ihre und des Kindes Hände unermüdlich Scharpie, die sonst allerhand feine Stickarbeiten machten für ein mäßiges Geld.

Wie die Tochter zur schlanken Jungfrau heranwuchs und sie selber gebückter wurde, da kam eine neue Heiterkeit in ihr Gesicht und über die feinen Furchen ihrer Stirn. Der Sohn eines alten Regimentskameraden ihres Gatten, ein tüchtiger junger Offizier, reichte dem Mädchen die Hand; bald kamen Kinder, welche lustig und lärmend die Treppe zu dem stillen Stübchen der lächelnden Großmutter hinauftollten; und so verfloß ein Menschenalter nach dem schweren Schlag, welcher die Frau getroffen hatte.

Als sie dann vom Amtsgericht in Jena das Paket erhielt mit dem Geständnis des Schäfers und der alten Brieftasche, welche sie einst als Braut dem Verstorbenen geschenkt, da wurde sie so erschüttert, daß sie tagelang das Bett hüten mußte. Wie sie sich gefaßt hatte, da eröffnete sie alles ihren Kindern und fragte sie um Rat, was sie eigentlich tun sollte, denn sie fühlte den heißen Wunsch, wenigstens das Grab ihres Gatten zu besuchen, welches in der Aussage des Schäfers genau bezeichnet war. Die Brieftasche enthielt ihre fünf letzten Briefe, eine Locke ihres Haares und zwei eingeheftete Pergamentblätter, auf welche man damals flüchtige Aufzeichnungen mit Bleistift machte, die man mit Brotrinde leicht abwischen konnte, wenn man sie nicht mehr brauchte. Die meisten Aufzeichnungen, welche ja nur das Gedächtnis des Besitzers entlasten sollten, bestanden aus unverständlich abgekürzten Worten und aus Zahlen; die letzte Niederschrift war eine Adresse, die Adresse des Bauern, welchem der Leutnant das Geld übergeben hatte; unter dem Namen stand vermerkt in Zahlen: 1000 und dahinter das damals übliche Zeichen für Louisdor.

Nachdem der Sohn diese Niederschrift lange betrachtet, erklärte er der alten Dame, er werde sie auf ihrer Reise, welche er durchaus natürlich und gerechtfertigt finde, ohnehin begleiten; und dabei wolle er mit ihr Nachforschungen nach dem

Mann anstellen, dessen Namen hier aufgeschrieben sei; denn er halte es nicht für unmöglich, daß der Verstorbene damals diesem sein Vermögen anvertraut habe.

Nachdem die Dame sich erholt und der Offizier Urlaub erhalten hatte, reisten dergestalt die beiden nach Jena und zogen auf dem Amtsgericht alle Erkundigungen ein. Der Schäfer war inzwischen gestorben, indessen hätte er auch Wesentliches nicht mehr bekunden können. Der Amtsrichter, dem der Offizier seine weitere Vermutung mitteilte, erkannte sofort die aufgezeichnete Adresse, denn der Name des wohlhabenden Bauern war durch allerhand Kaufhandlungen dem Gerichte vertraut; und er wußte gleich zu berichten, daß allerdings allgemein aufgefallen sei, wie der Mann ohne sichtbare Ursachen zu so großem Wohlstand gelangt sei. Die Angelegenheit bewegte ihn so, daß er die beiden bat, ihn und seinen Sekretär mitzunehmen und zuerst die Witwe aufzusuchen, ehe sie zu dem Grabe führen, damit man vielleicht aus der Überraschten eher ein Geständnis ziehe; gesetzlich sei freilich wegen der Verjährung nichts mehr zu machen.

So nahmen sie also einen Wagen in ihrem Gasthof; der Sekretär stieg zu dem Kutscher auf den Bock, der Amtsrichter setzte sich zu den Herrschaften, und in kaum zwei Stunden fuhr man in den Bauernhof ein.

Die Witwe wie die beiden Söhne waren auf dem Hof. Der älteste Bruder hatte eben Gras eingefahren; die Sense steckte noch in der Fuhre fest, die Pferde waren schon abgeschirrt; der jüngere Bruder war auf dem Boden und maß Korn ab. Die Witwe führte die Fremden in die Stube, die Brüder folgten, gespannt auf die Ursache des Besuches.

Der Amtsrichter fragte die Frau, nachdem der Sekretär sich mit Aktenpapier und Schreibzeug am Tische niedergelassen hatte: „Ist der Bursche des preußischen Leutnants, der Ihnen die tausend Louisdor zur Aufbewahrung übergab, nach der Schlacht wieder bei Ihnen gewesen?“

Der Frau schwindelte vor Schreck, und unbesonnen erwiderte sie, was sie in ihrer Angst während der ersten Jahre immer leise vor sich hin gesagt hatte: „Es kann ihn niemand haben kommen sehen.“

„Ihr habt ihn im Keller begraben?“

„Im Brunnen“, sagte sie, noch immer bestürzt.

„Was, ihr habt also doch einen Menschen gemordet?“ schrie der jüngere Bruder; denn der plötzliche Reichtum des Vaters hatte seinerzeit allerhand Gerüchte erzeugt, und wie das so geht, waren die nicht weit von der Wahrheit entfernt, und von Kindheit an hatten sie den Brüdern in die Ohren geklungen.

Die Frau erhob sich. „Ja, was ist denn das? Was wollen denn die Herrschaften?“ kam es über ihre bebenden Lippen, die vergeblich Festigkeit zu zeigen suchten.

„Schwatze nicht, Mutter, wenn du etwas weißt!“ sagte finster der ältere Sohn.

„Schweigen Sie!“ donnerte ihn der Amtsrichter an.

„Die Alte ist halb blödsinnig, sie hätte schon längst unter Kuratel gemußt“, antwortete der Sohn.

Der Amtsrichter wies die beiden aus dem Zimmer, um die zusammengesunkene Frau unbeeinflußt verhören zu können.

Draußen auf dem Hof standen sich die Brüder gegenüber.

„Ich will nichts von dem Sündengeld“, sagte der jüngere.

„Willst du vielleicht Knecht bei mir spielen?“ antwortete der andere.

„Ich gehe nach Amerika, wo mich keiner kennt.“

Rasend vor Wut ergriff der andere die Sense und hieb auf den jüngeren ein; mit einem furchtbaren Aufschrei stürzte der zu Boden. Der andere ließ die Sense fallen und wischte sich über die Stirn; der Bruder verdrehte die Augen; er hatte ihn ermordet.

Die Knechte waren auf dem Felde. Nur die Kuhmagd stürzte aus dem Stall; aus dem Haus kamen die Fremden, die zitternde Mutter geführt von dem Amtsrichter. Wie sie vor dem Lebenden stand und ihn verständnislos ansah, sagte der: „Da wird das Blut bezahlt.“ Dann ging er ruhig durch die starr stehenden Menschen zur Stalltür und schritt mit festen Tritten die Bodentreppe hinauf; als man sich über alles klar wurde und ihm nachfolgte, war es zu spät; er hatte sich an einer Dachlatte erhängt.

Die Mutter erlangte ihre Besinnung nicht wieder.

Nach den Erinnerungen alter Leute fand man später im Hofe die Stelle, wo der Brunnen gestanden hatte; man räumte ihn aus und fand unten Knochen, Zeugfetzen, Uniformknöpfe und Schuhe des ermordeten Soldaten.

* * *

Die alte Dame war von dem Schrecklichen so mitgenommen, daß sie wieder über eine Woche das Bett hüten mußte; sie wurde von ihrem Schwiegersohn gepflegt. In der Stadt hatte sich das Gerücht von ihrer Geschichte verbreitet und allgemeine Rührung erzeugt; der Bürgermeister ließ vor dem Gasthaus, in dem sie lag, Stroh auf die Straße legen, damit sie nicht durch das Wagengeräusch gestört werde; Blumen und Früchte wurden von Unbekannten geschickt, und viele Bürger erkundigten sich täglich in eigener Person bei dem Wirt nach ihrem Befinden.

Sobald sie sich etwas kräftiger fühlte, verlangte sie, das Grab ihres Gatten endlich zu besuchen. Der Arzt meinte, daß bei der Herzkranken ein Versagen oder Aufschieben ihres Wunsches ebenso gefährlich sein könne wie seine allzu frühe Befriedigung, und so gab er seine Einwilligung dazu, daß sie mit ihrem Sohne schon jetzt die Fahrt unternahm.

Jener Schößling der weißen Rose, welche in Thüringen so häufig auf den Kirchhöfen gepflanzt wird, daß man sie auch Kirchhofsrose nennt, hatte sich in den langen Jahren zu einem sehr großen Busch entwickelt von einer solchen Schönheit, daß er in der ganzen Gegend bekannt war. Der Wagen war auf der Landstraße gefahren bis zu der Stelle, wo sich der schmale Feldweg abzweigte, welcher zu dem Raine führte und dann an ihm entlang lief. Das Feld war jetzt mit Gerste bestanden, die eben begann, gelb zu werden; auf dem geringen Boden war sie nicht sehr üppig gekommen, aber Kornblumen und Mohnrosen machten das Feld freundlich und heiter. Der Rosenbusch stand in seiner schönsten Blüte; viele Hunderte von kleinen weißen Rosen waren halb oder ganz aufgebrochen an den oberen Enden der langen, gebogenen Ruten; die Dame war müde, der Offizier setzte

sie sorgsam auf einen breiten Stein, der gerade unter dem Busche lag. Ein Hänflingsnest mit Jungen war mitten in den dornigen Zweigen; der alte Vogel, mit einem Körnchen im Schnabel, saß eine Weile ängstlich wartend wenige Schritte von ihnen auf einem kleinen, dürren Stecken; als er sah, daß er sich nicht fürchten mußte, flog er eilig zum Nest, und das Geschrei der bittenden Jungen erscholl.

Unbeweglich und still standen die Gerstenähren, schon leise sich neigend; harrten die Kornblumen und hingen die leuchtenden Mohnrosen. Eine Lerche, welche im Felde nistete, flog wie ein Pfeil schmetternd in die Höhe.

Die Dame sagte ganz leise: „Hier ruht es sich schön"; dann wurde sie plötzlich dem Sohn, welcher sie aufrecht sitzend hielt, schwer im Arm; eine heitere Ruhe war in ihrem gütigen Gesicht; ein Herzschlag hatte sie getroffen.

Man begrub sie unter dem weißen Rosenbusch, neben ihrem Gatten, welcher ihr vor dreißig Jahren vorangegangen war; ein niedriger Stein, welcher zwei verschlungene Hände aufwies, wurde zu beider Erinnerung gesetzt.

Noch heute blüht der Rosenbusch über dem Grabstein; eine verworrene Erinnerung, daß zwei treu Liebende hier begraben liegen, die nach langen Jahren vereinigt wurden, hat sich im Volk erhalten, und es ist ein Glaube der Liebenden geworden, daß sie zu dem Grabe gehen und jedes eine Rose brechen und im Gesangbuch aufheben muß, denn solange die vertrocknete Rose dauert, so lange dauert auch ihre Liebe.



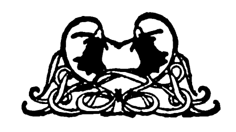
Nach dem Feste · Von Bruno Götz

Ein letzter bläulichroter Tropfen Wein
Ruht auf der hohen edlen Kelche Grunde,
Wie eine nie verheilte bleiche Wunde
Erglüht das Glas im schwachen Kerzenschein.

Und schlanke Vasen stehn in stummen Reihn,
Verwelkte Knospen schaun in bunter Runde
In dieser späten leblos leeren Stunde
Verwundert in die tote Glut hinein.

An einem langen dünnen Silberfaden
Läßt eine vielgegliedert graue Spinne
Sich still herab aus ungestaltem Dunkel —

Ein letzter Gast, den niemand eingeladen.
Und träg umspinnt sie die verschlafnen Sinne
Mit eines Netzes weißlichem Gefunkel.





Aus dem Kinderland

Von Fritz Müller (Zürich)

Alle objektiven Menschen sind ein wenig verdächtig. Naive Menschen sind nicht objektiv. Kinder zum Beispiel. Alles beziehen sie auf sich und ihr Kinderland.

„Wieviel Kindermeter ist der Zürichsee lang, Papa?“ fragte mein Junge.

„Papa, wann gehst du einmal mit uns in den Kindermatograf?“ fragte er ein anderes Mal.

„Papa, wo ist denn da drin die Watte?“ sagte wieder einmal der unermüdliche Frager und deutete auf den elektrischen Anschlußkontakt.

„Watte? Da drin ist keine Watte, Fritzl.“

„Doch,“ beharrte er, „der Onkel Hans hat gesagt, da drin ist Kinderwatt, dreihundert Kinderwatt.“

Merkwürdig ist auch die Vermengung von Zeit und Raum in den Kindergehirnen. Vielleicht ein Rest aus einer grauen Vorzeit der Menschheit, wovon der Niederschlag noch in der Sprache sich erhielt. „Wie lang ist der Tisch?“ sagen wir und: „Wie lange ist es her?“ Kein Wunder, daß es Kinder grad so machen.

„Krieg' ich am Weihnachten mein Luftradel, Papa?“ fragte der Fritzl dringlich. Seit er nämlich die Flieger gesehen hat, genügt ihm ein gewöhnliches Fahrrad nicht mehr als Ziel seines höchsten Wunsches. Er will jetzt ein Luftradel.

„Zu Weihnachten kann ich dir noch keines kaufen, Fritzl“, sage ich.

„Aber drei Kindermeter hinter Weihnachten, gel' Papa, krieg' ich's?“



Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Was lehrt dich die Geschichte? Daß sich die Menschen zu allen Zeiten nach Frieden sehnten und einander wegen Nichtigkeiten die Köpfe zerspalteten.

*

Wenn dein Herz dem Pferde unter dir nicht eine Pferdelänge voraus ist, so wirst du nie eine Hürde nehmen.



Das Buch von den Lappen

Die Lappen haben bisher keine Literatur gehabt. Ihre Sagen und Märchen und wohl auch manche ihrer Lieder sind von fremden Sammlern aufgezeichnet worden. Jetzt hat die Not einen von ihnen zum Schriftsteller gemacht. Nicht die eigene Not, denn Johan Olafsson Turi hat nur für sich selber zu sorgen; er hat weder Weib noch Kind, und seit Jahren hat er, der heute wohl fünfzig Jahre alt ist, seinem inneren Wunsche nachgegeben und hat das Hüten der Renntierherden mit der leidenschaftlich betriebenen Jagd auf Wolf und Bär vertauscht. Abgehärtet ist er, daß er im langen dunklen Winter draußen im Freien haust, wie die Tiere, die er verfolgt. Seine geringen Bedürfnisse machen ihm keine Sorgen. Sorge aber macht ihm das Wohl seines Volkes. Er ist ein Grübler, Johan Turi, und im Umgang mit der Natur ist er ein Menschenkenner geworden. Die Natur aber, so ernst und streng sie droben im Norden ist, hat ihm den Glauben an die menschliche Güte bewahrt. So ist er der Überzeugung, daß die vielen Mächtigen, die heute sein Volk bedrängen, es nicht aus übler Absicht tun, sondern aus Unkenntnis.

Fremde Kenner des Lappenvolkes bestätigen das. „Der Streit zwischen den Lappen und den Ansässigen," sagt Hjalmar Lundbohm, „zwischen dem Nomadenvolk und dem Kulturvolk besteht seit Hunderten von Jahren. Die Lappen, die einstmals weit ausgedehnte Gebiete in dem nördlichen Skandinavien beherrschten, wurden bis in die unzugänglichsten Teile des Landes zurückgedrängt, und noch immer wird der Streit fortgesetzt. Solange er mit einigermaßen gleichen Waffen geführt wird, zwischen Bauern auf der einen Seite und Lappen auf der anderen, können sich die letzteren gut behelfen, denn sie haben die Natur auf ihrer Seite. Sie haben ihr Leben den Verhältnissen, die sie bot, angepaßt, während die Bauern versuchten, der Natur Vorteile abzuzwingen, die das Klima und der Erdboden nicht hergeben wollten."

Jetzt aber drängt als weiterer Gegner die Kultur nach, eine Kultur, die zumeist nur Zivilisation ist, von der der Lappe nichts wissen will, weil er sie in dem Kampf ums Dasein, wie ihn seine Natur ihm aufzwingt, nicht brauchen kann. Vor der wachsenden Zahl der Andrängenden hat sich der Lappe in immer unwirtlichere Gegenden zurückgezogen, und bald scheint die Grenze erreicht, wo er weiter bestehen kann. Es dürften aber die sogenannten Kulturvölker, die ihn bedrängen, seinen Untergang nicht zulassen, nicht nur um seiner Eigenart willen, sondern auch, weil es ihm gelungen ist, eine Lebensform zu finden, unter der ein eigenmächtiges Bestehen in diesen Landstrichen noch möglich ist. Könnten doch auch die ansässigen Bauern nicht leben, wenn sie nicht am Arbeitserträgnis der Lappen teilhätten.

Nun hat Johan Turi, der klüger ist als die meisten seiner Landsleute, eingesehen, daß die mächtigeren Völker, vor allem die Schweden, nicht mit Absicht die Feinde seines Volkes

sind, als die sie diesem gelten. „Ich habe verstanden, daß die Regierung von Schweden uns so viel helfen will, wie sie kann; aber sie bekommen nicht die richtige Auffassung von unserem Leben und unserer Lage, weil der Lappe das nicht richtig so erklären kann, wie es ist. Und die Ursache davon ist, wenn der Lappe in einen geschlossenen Raum kommt, dann versteht er nicht recht viel, wenn der Wind ihm nicht in die Nase wehen kann. Seine Gedanken können nicht rinnen, wenn da Wände sind, und wenn es über dem Kopf zu ist. Auch ist es nicht gut für ihn, in dichten Wäldern zu sein, wenn es warm in der Luft ist. Aber wenn der Lappe auf hohen Bergen ist, so hat er einen ganz klaren Verstand; und wenn da oben ein Versammlungsort auf irgendeinem hohen Berge wäre, dann könnte der Lappe ganz gut seine eigenen Sachen erklären. Ich habe gedacht, daß es das beste sein würde, wenn da so ein Buch wäre, worin alles von dem Leben und von den Verhältnissen der Lappen aufgeschrieben wäre, so daß man nicht zu fragen brauchte: Wie sind die Verhältnisse der Lappen? und damit sie nicht alles auf eine andere Weise wenden können, solche Leute, die wünschen, den Lappen Lügen nachzusagen oder alles zu verdrehen, als ob es nur die Schuld der Lappen wäre, wenn da Streit zwischen den Ansässigen und den Lappen in Norwegen und Schweden ist. Und dazu ist es notwendig, alle Ereignisse und Erklärungen niederzuschreiben, damit es möglicherweise so deutlich werden kann, daß jeder Mensch es versteht."

So war in Johan Turi der Vorsatz entstanden, ein Buch vom Lappenvolke zu schreiben. Aber vom Vorsatz bis zur Ausführung war es weit, und der Weg war schwer. Denn wer gewohnt ist, auf windumwehter Bergeshöhe die Herden zu hüten oder auf Schneeschuhen hinter Wolf und Bär herzujagen, dem fällt es schwer, mit gekrümmtem Rücken in rauchgeschwängerter Hütte zu sitzen und die Seiten eines Buches zu füllen, zumal wenn die Hand nur schwer die Feder führt und die im Kopf herumwirbelnden Gedanken nicht gewohnt sind, sich zeilenweise ordentlich aneinanderzureihen. Kam noch hinzu, daß die Volksgenossen ihn ob dieser ungewohnten Tätigkeit verlachten und unnütz schalten. Da war es eine dänische Frau, Emilie Demant, die auf einer Reise solche Teilnahme für das Lappenvolk gefaßt hatte, daß sie ein ganzes Jahr mit diesem zusammenlebte, die sich nun Johan Turi verband zu gemeinsamem Werke. Sie führte ihm sein bescheidenes Hauswesen und regte ihn durch stete Fragen zu immer neuen Ausführungen an. Wohl glauben wir sehr gern, daß die nachherige Niederschrift viel weniger Reiz besaß, als das gesprochene Wort, aber wir sind doch jetzt recht froh über den Besitz des so zustande gekommenen Buches. Turis Originalhandschrift wird in einer öffentlichen Bibliothek niedergelegt, denn sie hat für die Zukunft den Wert eines Dokumentes. Emilie Demant hat sein Buch ins Dänische übertragen, und nun liegt auch eine ausgezeichnete deutsche Übersetzung von Mathilde Mann vor. (Frankfurt a M., Rütten & Loening; geh. 6 ℳ, geb. 7,50 ℳ).

Es ist ein seltsames Buch auf diese Weise zustande gekommen. Turi hat alles niedergeschrieben, was er wußte. Alte Märchen und Sagen, die er einst gehört, mengen sich mit eigenen Phantasiegebilden, sie schieben sich zwischen Gebräuche bei Feiern und bei der Arbeit. Jagdabenteuer reihen sich an; die genauen Beobachtungen über das Leben und Treiben und die Eigenart der Tiere, die Berichte von der mühseligen Arbeit um das karge Leben werden abgelöst von Geistergeschichten, Zauberkünsten, mit denen sich erprobte Ratschläge gegen Krankheit und Unfälle zwanglos vermischen. Zwei Bänder sind es, die das bunte Gebilde zusammenhalten: einmal die Persönlichkeit des Erzählers, in dessen Munde alles so natürlich und wahr wirkt, wie uraltes Volksgut es immer tut; das andere Band aber ist Turis Liebe zu seinem Volke, zu dessen eigener Art, zu seinem Rechte auf die Weise des Lebens, die ihm von Urzeiten her überkommen ist, die allein es instand setzt, weiter bestehen zu können.

Zuerst erzählt Turi, wie er sich die Geschichte seines Volkes denkt. Die Erinnerungen reichen nicht weit zurück. Von großen Geschehnissen ist nicht zu berichten. Das Ringen mit der Natur ist immer der Hauptinhalt des Lebens gewesen: die Bemühung, gute Weideplätze zu sichern, die Suche nach einem sicheren Unterkommen für den langen Winter, der Kampf

um die Renntiere, den reichsten Besitz, und ihre Verteidigung gegen die Feinde in der Tierwelt und die grimmige Jahreszeit. Den Lebensgewohnheiten des Renntieres hat der Lappe sich beugen müssen, daher die weiten Wanderungen nach dem südlich gelegenen Schweden, wenn das Renntier südwärts strebt, die Wanderung hinauf in das Gebirge, wenn es das Tier nicht mehr im wärmeren Tiefland duldet. Wie es bei diesen Wanderungen zugeht, erzählt uns Turi: von den großen Schwierigkeiten, die die Mütter mit ihren Kindern haben, von den vielen Krankheiten, die hier leicht ausbrechen, von dem stetigen Kampfe, der um die Renntiere geführt werden muß. Von Leben und Art der Renntiere erfahren wir dann natürlich am meisten; auch wie die Lappen ihre Hütten bauen und wie sie für ihre Winternahrung sorgen.

Turi kann eigentlich von nichts berichten, ohne auf die „Ansässigen" zu sprechen zu kommen, also die Bauern, denen das ursprüngliche Land der Lappen zugeteilt worden ist, die jetzt auch in den steten Streitigkeiten um das Eigentumsrecht von der Regierung immer gestützt werden. Turi zeigt, wie es den Lappen gar nicht möglich ist, die Vorschriften zu erfüllen, wie sie in allen Rechtshändeln deshalb den kürzeren ziehen müssen. Wenn er so für die Rechte seines Volkes kämpft, steht ihm eine recht scharfe Ironie zur Verfügung, wie er denn auch zum Schluß seines Buches eine satirische Fabel als „Erzählung von Lapplands unbekannten Tieren" gibt, unter denen er seine eigenen Landsleute versteht. Im allgemeinen aber spricht er mit tiefem Ernst und einer ruhigen Sachlichkeit, die in ihrer inneren Ergebenheit etwas Ergreifendes hat. „Nun kann ich wohl glauben, daß die Regierung sieht, daß der Lappe wie ein uneheliches Kind übergangen worden ist; aber sie kann ja auch nicht zurücknehmen, was sie den Bauersleuten gegeben hat. Jetzt ist es schwer, den Lappen zu helfen, so daß alle von Renntieren leben könnten, die, die jetzt sind, und die, die heranwachsen. Und wenn die Lappen sehen würden, daß hier möglicherweise mehrere leben könnten, so würden sie in einem jüngeren Alter heiraten und sich vermehren. Da sie aber sehen, daß nicht mehr Lappen leben können, wenn sie nicht von anderer Seite eine Erwerbsquelle bekommen, so sind sie gezwungen, zu leben, ohne sich zu vermehren, unverheiratet und ohne Kinder. Aber auch hierin ist Leid, wenn der Anspruch des Körpers unterdrückt und die Liebe des Herzens vernichtet werden muß. Und das versteht jeder, der über die Sache nachdenkt. Und wir sehen andere Volksstämme, wie sie wachsen und füllen, auch hier oben in Schweden, so daß sie zu Tausenden im Jahr nach Amerika reisen, ja ich meine, es gehen zehntausend von Schweden und Norwegen fort. Und der Lappe, der hier das erste Volk gewesen ist, der hat sich nicht weiter vermehrt."

Im allgemeinen ist Turis Redeweise einfach, aber von einem echt epischen Stil. Wenn es ihm schwer fällt, abstrakte Gedanken scharf zu fassen, so besitzt er für sinnliche Schilderung eine hohe Anschaulichkeit der Rede, und die einfachen Bilder sind wirklich gesehen. Da wirkt manchmal der einfache Bericht mit echt dichterischer Schönheit. So erzählt er von dem Unfrieden des Wolfes, wie gefährlich dieser wilde Räuber ist. „Und wenn der Wolf zu einer gesammelten Renntierherde kommt, das ist das Allerschlimmste; er tötet erst die Kälber, und dann tötet er die Renntierkühe; dazu braucht er nichts weiter, als den Renntierkühen dort aufzulauern, wo er die Kälber getötet hat. Die Renntierkuh ist natürlich so, daß sie ihr Kalb da sucht, wo sie weiß, daß es zuletzt gewesen ist. Und so tötet der Wolf alle die Renntierkühe, deren Kälber er zuerst getötet hat, und die kann man nicht hüten, die in ihrem Kummer davonlaufen, weil sie ihre Kinder verloren haben."

Natürlich ist das Verhältnis dieses Wandervolkes zur umgebenden Natur sehr innig. Der, der stets zum Umziehen gezwungen ist, ist besonders beglückt, wenn er wo Plätze findet, an denen er länger hausen kann. „Die Lappen nennen den Boden oder die Wohnplätze D u o v d d a g a t, sie sagen, wenn da schöne Wohnplätze sind und gute Renntierplätze, daß da so schöne Duovddagat sind, daß sie lachen. Und wenn der Mensch gut ist, und wenn alles gut geht, dann findet er, daß der ganze Wohnplatz sich freut, und wenn es traurig für den Menschen ist, oder wenn er in Sorgen ist, dann dünkt es ihn, daß der ganze Wohnplatz weint

und alle Steine und alle Bäume und alles in der ganzen Welt, und nichts von dem, was ihm früher Freude machte, erfreut ihn mehr, und die Tage sind so lang, daß sie fast niemals ein Ende bekommen. Und wenn es an einem Ort eine schlechte Gegend für das Renntier ist, so ist es ein schlechter Wohnplatz."

Fesselnd ist, was der Jäger Johan Turi von der Jagd auf die Tiere berichtet. Die Jagd ist auf dem schneeigen und vielfach vereisten Gelände schwer, erheischt große Zähigkeit und bei den unvollkommenen Waffen große Kühnheit. Ganz merkwürdig ist, was ein so erfahrener Jäger von eigentümlichen Wirkungen der Rede des Menschen auf die Tiere berichtet. Zum Beispiel: „Und wenn es ein mutiger Mann ist, wenn er in die Nähe kommt, dann ruft er dem Wolf zu: ‚Nun nicht weiter, du kommst doch nicht weiter!' und dann wendet der Wolf sich augenblicklich um und geht vorwärts und heult und bellt und sperrt den Rachen so weit auf, wie er kann; aber wenn es ein kühner Mann ist, dann fürchtet er sich nicht, wie er sich auch anstellen mag."

Besonders ausgiebig ist die Schilderung von der Jagd auf den Bären. Diese „Pelzgreise" achtet der Lappe als vernunftbegabte Wesen. Er sieht im Bären einen edelmütigen Gegner, der sich sogar auf regelrechte Ringkämpfe einlasse. Da heißt es zum Beispiel auch: „Das Gesetz des Bären ist so: wenn der Bär einen Menschen tötet, dann hat er keine Ruhe im Winter zu schlafen. Und das haben die früheren Lappen begriffen, daß der Bär ein Gewissen hat."

Des Lappen Freund unter den Tieren ist der Hund. Es ist einer der schönsten Abschnitte des Buches, wenn Turi davon erzählt, wie der Hund Hausgenosse des Lappen geworden ist. „Jetzt kann niemand mehr die Sprache des Hundes sprechen, und darum versteht man nicht, was der Hund erzählt. Doch einige Hunde verstehen wohl, was der Mensch sagt. In alten Zeiten konnte alles sprechen, alle Tiere und Bäume und Steine und alles, was sich auf Erden befindet. Und so wird auch alles zur Zeit des Jüngsten Gerichtes sprechen. — Aber der Hund hat noch eins verlangt: wenn er alt wird, da soll man ihn hängen, man soll ihn nicht auf andere Weise töten. Und man soll ihn an einer dünnen Schnur erhängen, die schnell zuschnürt, so daß er nicht gequält wird. Derjenige, der den Hund ordentlich erhängt und ordentlich gegen ihn gewesen ist, als der Hund strenge gearbeitet hatte und müde war, der bekommt gutes Hundeglück. Und der, der nicht so getan hat, wie sie verabredeten, der bekommt schlechtes Hundeglück. Und am Jüngsten Tage ist der Hund der erste Ankläger und danach die anderen Tiere, die in der Gewalt des Menschen gewesen sind, gegen diejenigen, die allzu hart haben arbeiten lassen oder ihnen schwere Bürde auferlegt und dazu geschlagen haben. Und das arme Tier hat keinen Mund, zu sagen, daß es nicht mehr zu ziehen vermag; und darum ist es gezwungen, so schwer zu ziehen und zu tragen, daß es ihm fast das Leben nimmt, und so, daß auch der Mensch den traurigen Laut hört, der zuweilen wie ein Seufzer ist, auf alle Fälle so ein betrüblicher Laut, der den Leuten fast durch Mark und Bein geht, wenn es nicht ein allzu hart gesonnener Mensch ist. Und daran sollen alle denken, daß sie nicht so hart gegen ihre Untergebenen sein sollen, seien es Menschen oder Tiere."

So findet sich im höchsten Norden dieselbe Lehre von der Verbrüderung aller Lebewesen, wie sie unter Indiens heißem Himmel erwachsen ist, und Johan Turi findet ebenso ergreifende Worte wie sein Genosse in Herzenseinfalt vor siebenhundert Jahren, Franziskus von Assisi. Und noch in anderen Dingen ist kein Unterschied zwischen Nord und Süd. Wenn die Formen der Liebeserklärung, der Werbung und Ehe andere sind hier droben als in heißeren Landesstrichen, die Wirkung der Liebe ist dieselbe. Freilich, Johan Turi ist ein Junggeselle und darum wohl etwas boshaft in seiner Beurteilung. „Und in der Heiratszeit pflegt der Verstand jedem, der das Blut hat, oft ein wenig verwirrt zu sein. (Erklärung hierfür, warum einige Menschen solch schwaches Blut haben, daß es geneigt ist, ein wenig in Verwirrung zu geraten. Das ist, daß einige Menschen so liebevoll veranlagt sind, daß sie an gar keine andern Dinge denken in der Zeit. Und so ist es, als wenn der Verstand verwirrt wäre. Und wohl sind einige wohl auch

hinterher verliebt, aber es ist nicht jeder, der hinterher verliebt ist. Und wenn sie die Heiratsangelegenheit in Ordnung haben, dann pflegen sie wieder so klar zu werden wie vorher.)“

Nur andeuten ließ sich der außerordentlich mannigfaltige und eigenartige Inhalt dieses merkwürdigen Buches, durch das das Leben eines ganzen Volkes dem Leser nahegebracht wird. Eine wertvolle Beigabe sind Bilder von der Hand Turis. Sie erinnern mich lebhaft an die Wandkritzeleien, die man in den Höhlen vorzeitlicher Bewohner der Dordogne gefunden hat. Auch da schließen sich die Kreise der menschlichen Entwicklung viel enger zusammen, als es dem erscheint, der immer nur den Blick auf das Trennende gerichtet hält.

Ich wünsche diesem Buche viele Leser, vor allem natürlich bei jenen Völkern, in deren Händen das Schicksal dieses kleinen, eigenartigen Volksstammes liegt. Sie müssen sich dann die Schlußsätze der Fabel von Lapplands unbekannten Tieren zu Herzen nehmen: „Und wenn es fortfährt, so zu gehen, wie es bisher mit der Einschränkung der Erde gewesen ist, so werden die Tiere vernichtet, und nur durch Leiden, die wohl gegen das Tierplagegesetz sind. Wenn diese Tiere einen Hausherrn hätten und er verstünde, wie sie litten, so kaufte er möglicherweise mehr Land für sie. Aber da sie nicht einen solchen richtigen Hausherrn haben, so bleibt für sie, unter der Qual zu leben bis an den Tod, was eine traurige Sache für den ist, der denkt und versteht. Aber der, der dieses schreibt, wünscht doch, daß die Gnade auch ihre Augen erleuchten möge, wie die der andern Geschöpfe der Erde, welche von demselben Gott geschaffen sind. Schließlich sind wir in Gottes Schoß, wie das Kind auf seiner Mutter Knie, wo es seine beste Zuflucht hat.“ K. St.

Ein Vorschlag zur Sicherung des Rechts

Der Gesetzgebung liegt es ob, die Grundlagen des Verkehrs nach all seinen Rechtsbeziehungen zu bestimmen; in den gleichwohl unvermeidlichen Streitfällen hat die Rechtsprechung das Wort. Möglichste Sicherheit der Rechtsgrundlagen, möglichste Sicherheit und Einheitlichkeit der Rechtsprechung sind das erstrebenswerte Ideal. Was von den unendlich vielen täglich im Verkehr entstehenden Rechtsbeziehungen nicht zum Streite führt, kommt dem Einzelnen kaum zum Bewußtsein. Und doch ist es auch für diese Fälle von höchster Bedeutung, mit Sicherheit die Rechtslage beurteilen zu können: ob und wie eine Rechtsbeziehung einzugehen ist, wie man sich in seinem Verhalten gegenüber Staat und Gemeinde, gegenüber dem andern Vertragsteil, gegenüber jedem Dritten aus der Rechtsgemeinschaft zu verhalten hat — und nicht zuletzt, ob man es bei dem drohenden Rechtskonflikte wagen kann, sich „auf den Rechtsstandpunkt zu stellen“, d. h. es auf einen Prozeß ankommen zu lassen.

Das Ideal voller Rechtssicherung ist unerreichbar, weil es dem Gesetzgeber versagt ist, bei seinem Schauen in die Zukunft alle Möglichkeiten der Verkehrsentwicklung sicher vorauszusehen. Bei der Ausgleichung der hiernach unvermeidlichen Unvollkommenheiten der Gesetze, leistet die Rechtsprechung wertvolle Dienste. Denn wenn auch ihre Sprüche grundsätzlich nur den einzelnen Streitfall betreffen, so hat sie doch das höchst erwünschte Nebenergebnis, daß die im Einzelfalle geäußerte Rechtsanschauung meist Aussicht hat, bei künftigen Rechtsstreiten beachtet zu werden und Nachfolge zu finden. So erfreut sich der Verkehr bei einer großen Zahl von frühern Streitfragen schließlich einer „einheitlichen Rechtsprechung“.

Diese einheitliche Recht*sprechung* ist aber noch kein einheitliches, *gesichertes Recht*. Denn der Rechtsprechung fehlt die bindende Kraft für die kommenden Fälle. Und nun gar die Rechtsfragen, die zu jener „einheitlichen Rechtsprechung“ noch nicht gediehen sind — und, wie ein jahre- und jahrzehntelanger Streit in Wissenschaft und Rechtsprechung mit Sicherheit erwarten läßt, auch nie gedeihen *werden*! Das ist der Tummelplatz für immer neue



Kämpfe — für immer neue Kämpfe um ein und dieselbe Frage, die heute vom Reichsgericht entschieden worden ist und morgen von dem oder jenem Oberlandesgericht oder von einem Oberverwaltungsgerichte aufs neue gewissenhaft geprüft und entschieden werden muß.

Die Einheitlichkeit der Rechtsprechung ist heute schwerer denn je zu erreichen. Mit jeder Maßregel der Zuständigkeitsbeschneidung, die notwendig geworden ist, um das Reichsgericht zu entlasten, ist die Bedeutung der oberlandesgerichtlichen Rechtsprechung gewachsen. In den Strafsachen, die in der ersten Instanz zum Schöffengerichte gehören, steht ohnehin das Oberlandesgericht als die höchste Instanz neben dem Reichsgericht, das sonst in Strafsachen das letzte Wort spricht. Dazu die Fülle von Fragen (namentlich des Verwaltungs- und Polizeirechts), die je nach der Rechtslage einmal vom Reichsgericht, einmal von einem Oberlandesgericht als Strafgericht, einmal von dem Oberverwaltungsgericht eines Bundesstaates (und von allen in letzter Instanz) zu entscheiden sind! Und neben dem Reichsgericht das von ihm vollständig unabhängige Reichsmilitärgericht, das Reichsversicherungsamt und einige andre für Sondergebiete errichtete höchste Gerichte des Reichs; über kurz oder lang wohl auch ein Reichsverwaltungsgericht als die höchste Instanz in Verwaltungsrechtssachen.

Treten hiebei, was bei der heutigen Rechtslage unvermeidlich ist, verschiedene Rechtsprechungen auf, so besteht eine Rechtsunsicherheit, die nicht zu heben ist; die Rechtseinheit, jene oberste Forderung für einen gesunden Verkehr, ist dahin.

Auf diesen Gedankengang gründet sich das alte Problem, durch besondere Maßnahmen die Sicherung des Rechtes zu erreichen. Mannigfaltig ist die Zahl der Versuche hierzu, die die Jahrhunderte gesehen haben — ohne daß freilich heute kaum eine dieser Einrichtungen sich der Wertschätzung erfreute.

Ein neuer Vorschlag mit dem Ziele der Rechtssicherung ist der der Schaffung eines Gerichtshofs für bindende Gesetzesauslegung.

Nicht die Rechtsprechung der höchsten Gerichte kann uns helfen, selbst wenn ihren Sprüchen im Sinne der alten Präjudiziengesetze die bindende Wirkung verliehen würde. Das verbietet sich schon wegen der eben geschilderten Vielheit der höchsten Gerichte. Das verbietet sich, weil hiebei Tür und Tor dem Zufall geöffnet wäre, welche Fragen, geeignete oder ungeeignete, bindend entschieden würden, und weil viele Streitfragen, die für den täglichen Verkehr von großer Bedeutung sind, doch kaum jemals an die Reihe kämen. Das verbietet sich aber namentlich um des willen, weil die Verallgemeinerung eines bei der Entscheidung eines Einzelfalles gefundenen Rechtssatzes grundsätzlich zu verwerfen ist.

Ein anderer Weg aber, entstandene Zweifel und damit die Rechtsunsicherheit zu bannen: das Eingreifen des Gesetzgebers, sei es zur Änderung des Gesetzes, sei es zu seiner authentischen Interpretation, verbietet sich durch die Schwerfälligkeit, Langsamkeit und Unsicherheit der ohnehin schon überlasteten Gesetzgebungsmaschine.

So soll denn eine eigene Einrichtung geschaffen werden, die zwischen den Gesetzgeber und die Rechtsanwendung einzuschalten wäre, der genannte Gerichtshof für bindende Gesetzesauslegung.

Er hätte uns nicht neues Recht zu schaffen — denn das ist und bleibt Sache des Gesetzgebers. Er soll auch nicht das Recht auf den Einzelfall anwenden — denn das ist und bleibt Sache des Streitrichters, und in dessen Tätigkeit hätte der Auslegungsgerichtshof sich grundsätzlich nicht einzumischen. Er hätte nur die im Verkehr auftauchenden rechtlichen Streitfragen daraufhin zu prüfen, ob sie nicht ein für allemal bindend entschieden werden könnten, und hätte, wo diese Frage zu bejahen wäre, die Entscheidung zu treffen. Sein Wirken wäre die authentische Interpretation des Rechts, das ist aller Rechtsquellen, die auch der Richter seinem Urteil zugrunde zu legen hat: des geschriebnen Rechts wie des Gewohnheitsrechts und des Gerichtsgebrauchs, des Gesetzes- wie des Verordnungsrechts, und zwar des gesamten Reichsrechts in seinen mannigfachen Rechtsgebieten.



Wenn ich sage, der Auslegungsgerichtshof hätte nicht neues Recht zu schaffen, so ist das mit einem Körnchen Salz zu verstehen. Auch die Urteile unserer Gerichte arbeiten in ihrem Ergebnisse mit an dem Weiterbau, an der Ausgestaltung des Rechtes. Ein bißchen Rechtschaffen ist immer dabei. Das bliebe natürlich auch bei der Tätigkeit des Auslegungsgerichtshofs nicht aus und würde hier sogar in höherem Maße zur Geltung kommen, weil seinen Sprüchen ja bindende Kraft zugedacht ist. Seine Stellung gegenüber den Rechtsnormen wäre die gleiche wie die des Richters, und auf demselben Wege wie dieser würde er zur Feststellung der Rechtsnormen gelangen. Eine sinngemäße Weiterbildung und Ausgestaltung der bestehenden Rechtsnormen mit der fortschreitenden Erkenntnis und Verkehrsentwicklung ist dabei ebenso notwendig wie zulässig. Und sie ist um so notwendiger, je mehr der Gesetzgeber — einer oft aufgestellten Forderung entsprechend — sich darauf beschränkt, die allgemeinen Richtlinien aufzustellen, auf Einzelbestimmungen aber verzichtet. Zeigt sich in solchen Fällen bei der Anwendung des Gesetzes, daß ohne bestimmte bindende Einzelsätze doch nicht auszukommen ist, so hätte diese der Gerichtshof zu geben. Der Gesetzgeber aber könnte, — wer weiß was die Zukunft bringt — in dem Maße, wie der Gerichtshof sich Vertrauen zu erwerben weiß, dazu übergehen, weit mehr als heute in den geeigneten Fällen auf jene Einzelausgestaltung zu verzichten, die er heute ohne Gefährdung der Rechtssicherheit nicht unterlassen darf, und sie auf die Schultern der Stelle zu legen, die dazu nach mehr als einer Richtung geeigneter wäre als er selbst.

Ein so umfassendes Wirken des Gerichtshofs erfordert möglichste Freiheit, möglichste Anpassungsfähigkeit an den Zweck. Andererseits dürfen nie die Zusammenhänge des Rechts aus dem Auge gelassen werden.

Darum soll schon die Organisation des Gerichtshofs ebensosehr die innerliche Gleichmäßigkeit seines Wirkens wie die Rücksicht auf die Verschiedenheit der Rechtsgebiete gewährleisten, auf denen die einzelnen Streitfragen liegen. Darum soll den Gerichtshof bilden ein Stamm von ordentlichen Mitgliedern — zusammengesetzt ungefähr im Verhältnis von 2 zu 1 aus Praktikern und Theoretikern verschiedener Rechtszweige — und eine Anzahl von außerordentlichen Mitgliedern für die besonderen Rechtsgebiete. Während der Stamm der ordentlichen Mitglieder bei der Entscheidung der sämtlichen Streitfragen mitzuwirken hätte, wären von den außerordentlichen Mitgliedern jeweils die einschlägigen zur Beratung der Streitfragen aus Sondergebieten zuzuziehen.

Alle Mitglieder aber, die außerordentlichen wie die ordentlichen (erstere im Nebenamt), wären Richter, damit ihnen die volle Unabhängigkeit gegenüber der Regierung gesichert, die vollkommene Unparteilichkeit nach jeder Richtung zur Pflicht gemacht wäre.

Die Sprüche des Gerichtshofs würden im Reichsanzeiger veröffentlicht und wären bindende Norm für alle Rechtsbeziehungen, die sich in der Folge ergäben; und sie blieben bindende Norm so lange, bis sie vom Gerichtshof — infolge der Weiterentwicklung der Wissenschaft, auf Grund späterer Ergebnisse der Rechtsprechung oder infolge von Änderungen der Gesetzgebung — ergänzt, geändert, beseitigt würden, oder auch bis der Gesetzgeber selbst die Frage in andrer Weise regeln würde.

Wie schon bemerkt, müßte das gesamte Gebiet des Rechtes dem Wirken des Gerichtshofs offen stehen; keine Rechtsfrage, deren Unsicherheit den Verkehr belastet, wäre ihm grundsätzlich entzogen. Denn keiner Weisheit des Gesetzgebers ist es möglich, den Kreis der Fragen, die sich für eine bindende Reglung eignen, im vorhinein zu umschreiben, während die Entscheidung dieser Frage für den Gerichtshof, der sie von Fall zu Fall, auf Grund seiner Erfahrungen und seiner Kenntnis der bisherigen Ergebnisse von Wissenschaft und Rechtsprechung zu beurteilen hätte, eine besondere Schwierigkeit nicht böte.

Wie aber die Bestimmung darüber, welche Fragen zu behandeln wären, nicht im vorhinein zu treffen, sondern der Entscheidung des Gerichtshofs für den einzelnen Fall

vorzubehalten wäre, so müßte grundsätzlich auch dem Gerichtshof allein diese Entscheidung überlassen bleiben. Ich hielte es für verfehlt, etwa der Reichsregierung oder einem unserer höchsten Gerichtshöfe die Entscheidung darüber, ob eine Frage bindend geregelt werden solle, zu übertragen. Denn auch darüber läßt sich natürlich im einzelnen Falle streiten. Soll aber der Auslegungsgerichtshof nicht in der Formulierung der Streitfragen und der Antwort darauf gebunden sein; soll er nicht Fragen entscheiden müssen, von deren bindender Reglung er selbst eine Fesselung des Verkehrs befürchtet; soll er eingreifen überall, wo es nötig ist, um den Verkehr zu sichern, und wo es möglich ist, ohne ihn zu fesseln; kurz soll sein Wirken ersprießlich sein — so muß auch er allein darüber zu befinden haben, welche Fragen behandelt werden sollen und welche nicht. Nicht selten wird gerade erst die Beratung über die Beantwortung einer Streitfrage die Klarheit darüber bringen, ob — in dem angegebenen Sinne — ihre bindende Reglung geschehen kann.

Und so hoffe ich, daß der Auslegungsgerichtshof, der dem Gesetzgeber läßt, was des Gesetzgebers ist, und dem Richter, was des Richters ist, und der nur etwas leisten soll, was weder der Gesetzgeber noch der Richter zu leisten vermag, sich immer mehr Freunde erwerbe. Dann wird die Zeit kommen, wo es ihm beschieden sein wird, an einem Ausbau unseres gesamten Rechtes im Sinne einer zeitgemäßen Weiterentwicklung mitzuwirken.

Erster Staatsanwalt A. Zeiler



Geburten-Rückgang

Es erregte in weiten Kreisen Aufsehen, als im Jahre 1900 die Statistik der Bevölkerungsbewegung in Frankreich einen Überschuß der Todesfälle über die Geburten verzeichnen mußte. Seitdem ist das Geburtendefizit daselbst beständig gewachsen und mit dem Jahre 1911 auf 35 000 angeschwollen. Dieses den anderen Ländern bisher fremde Phänomen ist nun, wenn auch in ungleich schwächerer Form, auch in Preußen aufgetreten und hat in ganz Deutschland begreifliches Erschrecken wachgerufen, denn man ist es in den letzten Jahren gewöhnt gewesen, in der Unfruchtbarkeit der französischen Bevölkerung ein Zeichen des langsamen Verfalls der Nation zu erblicken. Sollte dem deutschen Volk in etwas fernerer Zeit das selbe Schicksal bevorstehen?

Eine gewisse Beruhigung kann der Umstand gewähren, daß unsere Geburtenzahl zunächst noch nicht unter die Sterblichkeitsziffer gesunken, augenblicklich also noch eine Volksvermehrung zu verzeichnen ist. Allein man darf sich deswegen doch nicht der Tatsache verschließen, daß der fortschreitende Rückgang der Geburten in Preußen lediglich darum nicht zu einem Rückgange der Bevölkerung überhaupt führt, weil einstweilen die Sterbefälle noch in stärkerem Maße zurückgehen — infolge von Fortschritten der Hygiene, der Säuglingsfürsorge usw. Während im Jahre 1901 auf je 1000 Einwohner in Preußen 36,52 Lebendgeborene kamen, ist diese Ziffer 1910 auf 30,83 heruntergegangen. Während in Berlin 1876 noch 46,9 Lebendgeborene auf je 1000 Einwohner kamen, ist diese Ziffer 1910 auf 20,83 gesunken.

Seitdem das für Frankreich schon über ein Jahrzehnt aktuelle Problem auch für uns brennend geworden ist, hat man sich allenthalben damit beschäftigt, einmal die Ursachen der beängstigenden Erscheinung zu erforschen, zum andern auf Maßnahmen zu sinnen, die geeignet wären, sie zum Stillstand zu bringen. Die von Regierungsseite kundgegebene Auffassung, daß das Problem in erster Linie sozialer, nicht physiologischer Natur sein dürfte, und daß keinerlei Anhaltspunkt vorliege, der berechtige, an eine einsetzende Erschöpfung der Rasse zu denken, hat im großen und ganzen Zustimmung gefunden, natürlich mit den vielfach schattierten Einschränkungen, die der Parteistandpunkt bei der gleichzeitigen Erörterung der Schuld-

frage notgedrungen vornehmen mußte. So macht der „Vorwärts“ die Agrarpolitik letzten Endes verantwortlich, die „Kreuzzeitung“ hält den Augenblick für geeignet, nach Eindämmungsgesetzen gegen den bösen Umsturz zu rufen, und in der liberalen Presse wird als eigentlich innere Ursache der Erscheinung die herrschende Reichsverdrossenheit hingestellt. Immerhin ist man sich hüben und drüben doch einigermaßen klar darüber, daß der Geburtenrückgang im wesentlichen eine Folgeerscheinung der sozialökonomischen Wirtschaftsveränderungen ist, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen haben: die wachsende Verteuerung der Lebenshaltung und die gleichzeitige Erhöhung der Ansprüche hat naturgemäß eine Zunahme der ledigen Frauen im gebärfähigen Alter und ein Hinaufrücken des Heiratsalters bei beiden Geschlechtern bewirkt. Von den nahezu 10 Millionen Frauen, die in das Erwerbsleben eingetreten sind, ist fast die Hälfte verheiratet und wird dem Familienleben völlig entzogen. Eine weitere Ausjätung der Geburtenzahl und Frequenz erfolgt durch sozialpathologische Ursachen, insonderheit durch Geschlechtskrankheiten, Alkoholismus und Säuglingssterblichkeit. Ein Arzt, Dr. Julian Marcuse, macht darüber im „März“ folgende Aufstellungen:

„Den jährlichen Geburtenausfall für Deutschland durch sterile, also unfruchtbare Ehen berechnet man auf 220 000 Kinder, davon entfallen etwa 48 %, das sind etwas über 100 000, auf die Gonorrhöe. Nun bilden aber die ganz sterilen Ehen nur e i n e Folgeerscheinung der Gonorrhöe, ebenso häufig, wenn nicht noch häufiger, ist die Einkindsterilität. Man kann also annehmen, daß Deutschland alljährlich mindestens einen Ausfall von 200 000 Kindern durch diese Krankheit erleidet.“ Und weiter: „Die Zahl der in den preußischen Irrenhäusern allein jährlich aufgenommenen Paralytiker betrug in den Jahren 1881—1890 1217, im Jahre 1907 2939, also das Zweieinhalbfache. Da die Paralyse durchschnittlich etwa fünfzehn Jahre nach der syphilitischen Infektion auszubrechen pflegt, die Geschlechtskrankheiten in diesen letzten fünfzehn Jahren sich aber in Preußen annähernd verdoppelt haben, wird in weiteren fünfzehn Jahren die Zahl der Paralytiker das Doppelte betragen und somit ein weiteres Kontingent zeugungsunfähiger Individuen hinzutreten. Der chronische Alkoholismus führt zur Verkümmerung der Geschlechtsdrüsen, also ebenfalls zur Unfruchtbarkeit, und wo die Fortpflanzung erfolgt, zur Degeneration der Nachkommenschaft: Totgeburten, Lebensschwäche, Idiotie und andere Psychosen; da Deutschland über 300 000 notorische Säufer hat, ein außerordentlich hoher Prozentsatz aller Insassen der Irrenanstalten Abkömmlinge von Trinkern sind, bei Irren bis zu 90 % Erblichkeit angenommen werden kann, ist die Einbuße, die durch den Alkohol allein die Bevölkerungsziffer erleidet, wohl genügend gekennzeichnet. Als drittes Ausjätemoment die Säuglingssterblichkeit. Sie beträgt für Deutschland im Jahre 1908 359 022 = 17,8 %, hat scheinbar nachgelassen, schwillt aber regionär und zeitlich immer wieder an, so hat Bayern im Jahre 1911 eine Mehrung der Säuglingssterblichkeit gegenüber dem vorausgegangenen Jahr um 7,4 %, insgesamt sind im letzten Jahr in Bayern allein 46 665 Kinder unter einem Jahr gestorben. Hierzu treten die Ziffern über das Kindbettfieber, die allen hygienischen Kenntnissen über Entstehung und Wesen zum Trotz in den letzten 20 Jahren eine erschreckende Zunahme erfahren haben. Im Berliner Stadtkreis betrug die Zahl 1908: 60,06, 1910: 87,36. Wohnungselend, Mangel an Entbindungsanstalten und an Hebammenfürsorge sind ihre Ursachen.“

Die Regierungspräsidenten, die vom preußischen Ministerium des Innern aufgefordert worden sind, Erhebungen über die Ursachen des Geburtenrückganges zu bewirken, werden zu ähnlichen Ergebnissen gelangen. Es wären damit ja schließlich ein paar Fingerzeige gegeben, auf welche Weise einem weiteren Fallen der Geburtenziffer entgegenzuwirken sei. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ selbst hat einer Reform des Wohnungswesens das Wort geredet. Wenn ihre Vorschläge wirklich praktischen Wert haben sollen, entgegnen ihr die „Deutschen Nachrichten“ sehr richtig, „so müßte zuvor mit der Interessenwirtschaft in den städtischen Kollegien aufgeräumt werden“. Und so ist es überall. Die Ursachen sitzen tiefer. In einer Broschüre „Der Geburtenrückgang in Deutschland“ (Schwerins Verlag, Berlin) nennt Oskar

Kresse als einziges Mittel die „Abkehr von dem krassen kaufmännischen Standpunkte des rücksichtslosen, möglichst hohen Geldgewinnes und Hervorhebung großer volkswirtschaftlicher Gesichtspunkte im Sinne der quantitativen und qualitativen Vermehrung der Volksgenossen, nicht des Volksvermögens, wie es bisher ausnahmslos geschieht". Als Beispiel führt er das Warenhaus an: „Ein solches mag mit der Höhe der gezahlten jährlichen Steuersumme prunken, so viel, wie die tausend selbständigen Existenzen, die ihm zum Opfer gefallen sind, zusammen an Steuern jährlich aufbringen müßten, zahlt es nicht! Nimmt man einen Kleinbetrieb im Durchschnitt mit 10 000 ℳ jährlichem Umsatz an, so kann man leicht berechnen, wieviel durch die Warenhäuser aufgesogen wurden. Diese beschäftigen nun zumeist weibliche Kräfte, der Billigkeit halber, dadurch werden heiratsfähigen Männern Existenzmöglichkeiten genommen. Die weiblichen Angestellten aber werden dieser Heiratsmöglichkeiten beraubt und ihrer natürlichen Bestimmung, das ist die Ehe und die Mutterschaft, entzogen. Der Beruf, den sie als Angestellte des Warenhauses ausüben, macht sie überdies in den meisten Fällen unlustig und unfähig, einem kleinen Haushalte vorzustehen, selbst wenn sich Heiratsmöglichkeiten vielleicht durch tüchtige und intelligente Arbeiter darbieten. Die Gründe dafür, daß in Städten weniger geheiratet wird als auf dem Lande, und daß dort auch die Ehen unfruchtbarer zu sein pflegen, sind durch diese Erwägungen gegeben. Will man eine Änderung herbeiführen, so muß man die Verhältnisse ändern. Mit der Einführung von Maschinen in der Landwirtschaft und mit der Herbeiholung billiger Arbeitskräfte, wie sie Völker auf niedrigerer Kulturstufe liefern, wird der Geburtenüberschuß der Deutschen auf dem Lande in gleicher Weise zurückgehen, wie es in den Städten geschieht."

Professor Dr. Julius Wolf hat in einem kürzlich veröffentlichten Buche „Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft" nachgewiesen, daß wir in Deutschland bereits Gegenden haben, die auf das Zweikindersystem lossteuern. Das gilt beispielsweise vom Königreich Sachsen. 1901 hatte Sachsen noch eine Geburtenfrequenz von 37, 1910 nur mehr eine solche von rund 27 aufs Tausend der Bevölkerung. Ginge es so weiter, so wäre im Jahr 1920 Frankreich durch Sachsen bereits eingeholt. Denn die französische Verhältnisziffer war 1910 19,7 gegen 22,0 in 1901.

Die nächstliegende Maßnahme gegen das Zweikindersystem ist das Verbot der der Einschränkung der Kinderzahl dienenden Mittel, und voraussichtlich wird der Reichstag ein dahin zielendes Gesetz vorgelegt bekommen. Auch diese Maßnahme wäre ein sehr oberflächliches Abwehrmittel. Das Zweikindersystem herrscht in den Kreisen der Intelligenz vor und entspringt durchaus nicht immer dem Wunsch nach Bequemlichkeit, sondern der durch die sozialen Verhältnisse den Eltern aufgezwungenen Erwägung, daß es besser sei, zwei Kinder gut als vier oder fünf mangelhaft zu ernähren und zu erziehen. Weit bedenklicher als dieser Grundsatz zahlreicher Eltern ist da das Verhalten des Staates selbst seinen Angestellten gegenüber. Es gibt in Deutschland kaum eine Behörde, die ihren Beamten das jugendliche Heiraten empfiehlt oder es gar befördert. Im Gegenteil warnen die Behörden ihre Angestellten vor dem Heiraten ohne Mitgift und verbieten häufig geradezu die Ehe vor Erlangung eines bestimmten Einkommens. Der Staat weiß also recht wohl auch, daß Kinder Geld kosten.

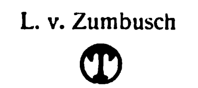
Es läßt sich nach alledem leicht ausdenken, welche Maßnahmen bei den an der Oberfläche haften bleibenden Anschauungen in Preußen-Deutschland herauskommen werden: Propaganda gegen den Malthusianismus, Überwachung gewisser Anpreisungen von Geheimmitteln, etwas mehr Beratungsstellen für Alkoholkranke, ein bißchen mehr Säuglingsreform und Wohnungsfürsorge. Allein mit solchen kleinen Mitteln wird man das Kinderlosbleiben, den „Rassenselbstmord", wie Roosevelt es genannt hat, kaum merklich in günstiger Richtung beeinflussen. Denn die Zustände, die zur Kinderlosigkeit führen, bleiben genau dieselben, und Frankreichs Beispiel lehrt, daß selbst Geburtenprämien und Straffsteuern für Ehe- und Kinderlose die ehemalige Norm des Geburtenüberschusses nicht mehr herzustellen vermögen.

Ob sich eine vertiefte Auffassung des Problems anbahnen läßt? Bei dem ungeheuren Ernst der ganzen Frage müßte es jedenfalls mit aller Macht versucht werden. Der Verfasser des oben angeführten Buches über „Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft“ kommt als kalter Statistiker in einem vergleichenden Artikel über die Bevölkerungsziffern Europas („Deutsche Revue“, Juliheft) zu folgendem Ergebnis, das zu denken gibt: „Atheistisch-materialistische Kultur ist niedriger Geburtenfrequenz genau so hold, wie religiös-traditionelle Kultur hoher Geburtenziffer günstig. Die höchsten Geburtenziffern haben in Europa die Länder des russisch-orthodoxen Glaubens, in Deutschland die Wahlkreise des Zentrums. Die niedrigste Geburtenziffer hat in Europa das atheistische Frankreich, in Deutschland haben sie die Wahlkreise der Sozialdemokratie.“

Neue Rassen?

Bilden sich solche noch heute? In der Berliner Anthropologischen Gesellschaft hat Professor Boas aus Neuyork über die Bildung einer neuen Rasse gesprochen. Dabei hat er, wie die „Kreuzztg.“ berichtet, auf gewisse auffallende Änderungen in der Schädelbildung der Nachkommen von Eingewanderten hingewiesen. Iren und Juden zum Beispiel haben sich zwar in verschiedener Weise verändert, gemeinsam ist aber bei allen eine Verlängerung des Schädels. Daß die Menschen sich in neuen klimatischen Verhältnissen, umgeben von anders gearteten Mitmenschen, mit denen gemeinsame gesellschaftliche Sitten, gemeinsame Gesetze sie verbinden, auch anders entwickeln, als sie es in der Heimat getan haben würden, erscheint begreiflich. Freilich — bis es zu einer neuen Rasse kommt, dürfte viel Zeit vergehen, weit mehr als früher, sollte man annehmen, da der Zustrom bei den heutigen Verkehrsverhältnissen die ruhige Entwicklung immer wieder unterbrechen wird. Eine neue Volksgemeinschaft mit gewissen gleichmäßigen Eigenschaften, aber doch unter Wahrung von Rasseunterschieden, dürfte sich eher bilden. Wie lange die Rasseneigentümlichkeiten festgehalten werden, zeigen die blonden Nachkommen von Germanen in Italien, die verschiedenen Typen in England, in Nord- und Südfrankreich. In den Rifleuten Afrikas will man die Abkömmlinge der Vandalen an ihrem germanischen Typus noch deutlich erkennen. Aber auch neue Völker, die durch Sprache, Geschichte, Lebensbedingungen zusammengeschweißt werden, können gewiß in unsrer verkehrsreichen Zeit, die da Menschen immer wieder durcheinanderfluten, nicht so leicht mehr entstehen wie früher in der weit größeren Abgeschiedenheit. Verhältnismäßig schnell ist aus Kelten, Dänen, Angelsachsen, Normannen die englische Nation entstanden, nachdem der Erobererwille der Normannen sie einte. Im heutigen Amerika dürfte solch Zusammenwachsen schwieriger sein, weil die Bevölkerung immer noch zahlreiche neue Elemente in sich aufnimmt. Dieser Zustrom wird zwar auch einmal ein Ende haben, und dann mag ein amerikanisches Volk (nicht eine Rasse) schon durch das Vorherrschen der einen Sprache sich leichter bilden als ein schweizerisches und österreichisches mit den schroff geschiedenen Nationen. Früher wäre auch hier solch ein Verschmelzen schon deshalb schneller vor sich gegangen, weil die einzelnen Nationen sich nicht so gegensätzlich zueinander verhielten wie jetzt. Äußerst wichtig muß für das Zusammenwachsen zu einem Volke die gemeinsame Sprache sein. Solange das normännische Französisch als Herrensprache sich schroff von der Volkssprache schied, war auch noch kein einiges Volk vorhanden; es entstand das erst, als die angelsächsische Volkssprache sich mehr zur Geltung zu bringen wußte und das Französische in sich aufnahm. Vielleicht wird die Bildung einer neuen amerikanischen Sprache nicht allzulange auf sich warten lassen, das amerikanische Englisch weicht von dem in Großbritannien gesprochenen ja schon in mancher Weise ab. Kommen die Minderheiten drüben mehr zur Geltung, so dürfte die National-

L. v. Zumbusch



sprache manches von deren Sprache in sich aufnehmen. Aber auch dieser Prozeß muß heute langsamer vor sich gehen, weil die herrschende Sprache durch zahlreiche Druckwerke mehr festgelegt ist. All solche Betrachtungen führen uns in ferne Vergangenheit und Zukunft und lassen uns der Menschheitsentwicklung nachsinnen. Prophezeiungen sind freilich wenig angebracht. Ereignisse, die wir nicht voraussehen, vielleicht nicht einmal vorausahnen können, geben schließlich der Entwicklung von Völkern eine ganz neue Richtung. Bleiben wir in Deutschland uns des Vorzuges gemeinsamer Abstammung und einer trotz arger Zerrissenheit nicht verloren gegangenen völkischen Einheit und Eigenart bewußt! Suchen wir unter Wahrung der Stammeseigentümlichkeiten und einer durch sie bedingten erfreulichen Vielseitigkeit unser Volkstum immer höher und schöner zu entfalten!

Vom Weltkrieg

Allerlei Ahnungen eines drohenden Weltkrieges gehen durch die Gemüter. In einem ungenannten Sonderling, der aus dem Verlag Gustav Ferdinand Müller, Berlin, ein Flugblatt versendet, nimmt diese Ahnung folgende Gestalt an:

„Der heraufziehende Weltkrieg dürfte ausnahmslos jeder der beteiligten Mächte furchtbare Wunden schlagen. Keine der Mächte dürfte in diesem Kriege durch den Triumph endgültiger Niederwerfung aller Machtkonkurrenten und unbeschränkter weiterer Alleinherrschaft zu ihrer Rechnung kommen.

Des uns drohenden Weltkrieges Verlauf dürfte ein gleichzeitiges Aufflammen von Revolutionen in allen Ländern mit dem Ergebnis endlosen gegenseitigen Vernichtungswütens ohne den Erfolg endgültiger Oberherrschaft irgendeiner Macht sein. Alle hierbei erzielbaren Machterfolge sind immer nur von kurzer Dauer. Weder autokratische noch demokratische Mächte werden der Früchte ihres Sieges froh. Die Gefahr des Verblutens der gesamten Kulturwelt durch immer größer aufgerissene Wunden steigt mit allen ihren Schrecklichkeiten drohend herauf. Und um das Maß des Grausens und der Gefahr voll zu machen, dürften sich zuletzt noch des Orients und Ostens Völker zu Rachekriegen für erlittene Mißhandlungen gegen eine entmenschte, sich selber zerfleischende, ohnmächtig gewordene Christenheit rüsten. Hört ihr's, ihr Weisen des Abendlandes! Ihr weitschauenden Staatsmänner! Ihr Verherrlicher großzügiger nationaler Politik! Ihr stolzen Soldaten! Ihr klugen Kaufleute! Ihr Verächter der von euch Sentimentalität getauften Gewissensstrenge! Die Zeit wird kommen, in der auch ihr in tiefster Herzensnot zu höheren Mächten beten lernen werdet! Oder aber in der ihr zertreten werdet von finsteren Gewalten wie stinkendes Gewürm!

Kein Großer sagt euch dieses! Nur ein ganz Kleiner! Eine Null in eurem Weltgetriebe. Einer, der euch nicht wert erscheinen mag, euch die Schuhriemen zu lösen. Und doch ein Glied von euch!“

Diesem Gesellschaftsprediger schwebt die Entfaltung einer „Edelreligion“ als Gegenmittel vor. „Statt einander zu berauben“, meint er, „und nichtiger Dinge wegen totzuschlagen, werden wir anfangen, uns gegenseitig Opfer zu bringen. Doch zuvor wird die Welt den Leidenskelch einer längeren, schreckensreichen Kriegs- und Revolutionsperiode noch bis auf den Grund zu trinken haben. Und je bittrer ihr dieser schmecken wird, um so besser für sie. Denn nur an Bitterkeiten grausenerregender Art kann ihr besseres Teil noch einmal gesunden. Inzwischen aber gilt es, Gesundung unserer Gesittungswurzeln durch eine Edelreligion einzuleiten. Aus ihr hat die Welt die zur moralischen Aufrichtung nötigen sittlichen Energien zu schöpfen. Nur eine kleine Schar im Wesenskern gesunder Geistesrecken, in Gemüt, Geist und Gewissen gleich schlank und hoch gewachsen — und die Wendung zum Besseren setzt ein. Nur mit diesen drei G läßt sich die Welt erlösen.“

Erinnerungen an die Kontinentalsperre vor hundert Jahren

Es war eine stürmisch bewegte Zeit, als vor rund hundert Jahren Napoleon das Festland vergewaltigte, mit seiner Willkür die Geister und mit seiner Kontinentalsperre die Interessen aufregte. Damals wurden die Keime gelegt zu den nationalen und wirtschaftlichen Strömungen, die später das Jahrhundert beherrschen sollten.

Infolge der Kontinentalsperre und der englischen Blockade war die Zufuhr von Kolonialwaren, besonders von Zucker und Kaffee, abgeschnitten und nur noch mit Hilfe des Schmuggels möglich. Die Preise dafür stiegen auf eine beispiellose Höhe und nötigten die Bevölkerung, auf den Genuß von Kaffee und Zucker zu verzichten. Darüber war man in weiten Kreisen noch ungehaltener als über den politischen Druck.

Napoleon wollte das Festland, zunächst Frankreich, vom englischen Zwischenhandel möglichst unabhängig machen und war darauf bedacht, für die beliebtesten und unentbehrlichsten Kolonialwaren Ersatzstoffe zu schaffen. Seine Bemühungen wurden vielfach belächelt, waren nicht immer erfolgreich, trugen aber dazu bei, manche heimischen Kräfte und Schätze zu beleben und zu befruchten, die bis dahin zum Schaden aller festländischen Völker und zugunsten der englischen Vorherrschaft vernachlässigt worden waren.

Erfolgreich über alles Erwarten erwies sich die Suche nach einem Ersatz für den kolonialen Rohzucker.

Ursprünglich als Heilmittel nach den Kreuzzügen aus dem Orient gebracht, war der Zucker nach der Entdeckung Amerikas ein Luxusleckerbissen, mit den vermehrten Zufuhren gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein beliebtes Genuß- und Nahrungsmittel geworden. Große Mengen Rohrzucker kamen über England und Frankreich auf das Festland. Mit den französisch-englischen Kriegen verminderten sich die französischen, mit der Kontinentalsperre die englischen Zufuhren. Der Zucker wurde teurer. Der Preis für das Pfund stieg von durchschnittlich 1 ℳ um 1800 in Leipzig bis auf 2 ℳ um 1810 in Heidelberg und in Paris, wo der Schmuggel schwieriger war, bis auf 5 ℳ und darüber um 1810 bis 1812. Dieser Preis war für die Masse der Bevölkerung unerschwinglich. Vielfach begann man Speisen und Getränke wieder mit Birnen- oder Honigsaft oder Sirup zu süßen. Außerdem versuchte man Zucker zu gewinnen aus Trauben, Äpfeln, Pflaumen, Kirschen, Feigen und Maulbeeren, aus Mais, aus gelben Rüben und Kohlrüben, Kastanien und Kartoffeln. In Steiermark zog man Maisstengel zu diesem Zwecke, in Italien die echten Kastanien, in Österreich den Ahornbaum, Fürst Auersperg gründete auf seinen böhmischen Gütern eine Ahornzuckersiederei. Am Mittelrhein empfahl man den Anbau von Ahornbäumen für die Zuckergewinnung.

Einigen Erfolg hatte man nur mit dem Traubenzucker, einem schwärzlichen Sirup, der nicht kristallisiert werden konnte. Um 1810/11 soll Paris hauptsächlich Traubenzucker verbraucht haben.

Da erschien als Retter in der Not die deutsche Wissenschaft mit einer Entdeckung, die ungeahnte Bedeutung erlangen sollte. Schon 1747 hatte der Berliner Chemiker Marggraf den hohen Zuckergehalt der Runkelrübe entdeckt, seit 1786 der Berliner Chemiker Achard den Runkelrübenbau zur Zuckergewinnung betrieben und 1802 in Schlesien die erste Runkelrübenzuckerfabrik erbaut, die in den Kriegsläuften zerstört, aber 1811 wiederhergestellt wurde.

Von Anfang an war den Engländern der festländische Rübenzucker eine höchst unerwünschte Neuerung, da sie davon eine Vernichtung ihres großen und ergiebigen Rohrzuckerhandels befürchteten. Nach französischen Quellen hat Professor Achard selbst erzählt, daß ihm vertraulich von englischer Seite 1800 zuerst 50 000 und 1802 sogar 200 000 Taler geboten wurden, falls er sich verpflichte, ein Werk zu veröffentlichen und darin zu bekennen, daß seine Begeisterung ihn irregeführt habe, und daß seine Erfahrungen bei der Herstellung im großen

die Unzulänglichkeit seiner ersten Versuche gezeigt und ihn zu der sehr bedauerlichen Überzeugung gebracht hätten, es könne der Rübenzucker den Rohrzucker niemals ersetzen. Dazu hat sich Professor Achard nicht hergegeben, obwohl er damals in ungünstigen Verhältnissen lebte und seine Versuche im großen nicht fortsetzen konnte.

Dieser deutschen Erfindung wandte Napoleon seine lebhafte Aufmerksamkeit zu. Bot sie ihm doch die Möglichkeit, eine außerordentlich wichtige Handelsware den Engländern zu entziehen. Am 25. März 1811 verfügte er die Bebauung von 32 000 ha mit Zuckerrüben und bestimmte für die Förderung der Zuckerindustrie 800 000 ℳ. Ende 1811 konnte man bereits von 7000 ha gegen 100 000 Doppelzentner Rüben ernten und 40 Fabriken versorgen.

Am 2. Januar 1812 erschien der Zuckerfabrikant Delessert aus Passy bei Chaptal, dem ersten Beirat Napoleons in industriellen Angelegenheiten, und überbrachte Proben eines Rübenzuckers, der von Rohrzucker nicht zu unterscheiden war. Chaptal beeilte sich, dem Kaiser davon Mitteilung zu machen. Napoleon war auf dem Truppenübungsplatz, zeigte sich hocherfreut und ritt sogleich mit Chaptal, wie dieser erzählte, nach Passy in die Fabrik. Delessert traf erst ein wenig später dort ein und sah das Tor seiner Fabrik von kaiserlichen Leibgardisten besetzt, die ihm den Eintritt verwehrten. Erst als er sich zu erkennen gab, ließ man ihn ein. Napoleon hatte alles gesehn und bewundert und wurde von den Arbeitern bejubelt. Als Delessert erschien, heftete ihm der Kaiser das Ehrenkreuz, das er selbst trug, auf die Brust. Vierzehn Tage später verfügte er die Errichtung von Rübenzuckerversuchsschulen in fünf Fabriken mit Stipendien zur Heranbildung von Zuckertechnikern, den Anbau der Zuckerrübe in großem Umfange, die Erteilung von 500 Konzessionen für die Anlage von Zuckerfabriken mit vierjähriger Steuerfreiheit und noch für längere Zeit, falls Fabrikationsfortschritte eingeführt werden, endlich die Gründung von fünf kaiserlichen Zuckerfabriken. Frankreich sollte schleunigst seinen ganzen Zuckerbedarf selbst erzeugen.

Erst spätere Geschlechter erreichten dieses Ziel. Aber auch Napoleon konnte Erfolge sehen. Die französische Rübenzuckerindustrie erzeugte 1814 bereits 3,4 Millionen Kilogramm raffinierten Zucker. Nach Aufhebung der Sperre gingen in Frankreich 200 Zuckerfabriken zugrunde. Die Herstellungskosten hatten sich noch auf 2.66 bis 3.50 ℳ für das Kilo gestellt. Im freien Wettbewerb mit dem Rohrzucker war der Rübenzucker noch nicht wettbewerbsfähig.

Auch in Deutschland waren Runkelrübenzuckerfabriken entstanden, 1811 in Aschaffenburg, damals die größte, in Lohr am Main, 1812 in Sachsenhausen und Oberrad bei Frankfurt a. M. Auch sie gingen zugrunde, da ihnen der erforderliche Zollschutz versagt wurde.

Napoleon war lange tot, als man zuerst wieder in Frankreich seit Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts und noch später in Deutschland den praktischen Wert der deutschen Erfindung anerkannte und dazu schritt, wozu sich Napoleon in wenigen Tagen entschlossen hatte, die Rübenzuckerindustrie zu unterstützen und sie wettbewerbsfähig zu machen. Heute erzeugt die festländische Rübenzuckerindustrie jährlich 6 Milliarden Kilogramm Zucker, davon die deutsche gegen 2 Milliarden.

Auf den Zuckerhandel hatten die Engländer größten Wert gelegt und durch hohe Zölle für raffinierten Zucker (von 1806 bis 1840 mit 168 ℳ für den Zentner) das ergiebige Geschäft des Raffinierens an sich gebracht. Für den englischen Kolonialhandel war Zucker die wichtigste Ware gewesen. Englands Einfuhr aus seinen Kolonien betrug in Millionen Mark:

	1805	1807	1812
Insgesamt	138	160	170
davon			
Zucker	80	94	100
Kaffee	40	44	48
Baumwolle	12	14	12
Rum	6	8	10

Inzwischen hat England sein Zuckergeschäft eingebüßt, deckt jetzt zwei Drittel seines Bedarfs durch Rübenzucker und will sich sogar eine Rübenzuckerindustrie im eigenen Lande schaffen.

Napoleons vielbelächeltes Wort, ganz Europa kann sich selbst mit Rübenzucker versorgen, ist Tatsache geworden.

Und noch nach einer anderen Richtung hin hat die deutsche Erfindung wohltätig gewirkt: sie hat wesentlich zur Beseitigung des Sklavenhandels in den amerikanischen Zuckerpflanzungen beigetragen.

Nicht weniger wichtig wäre ein heimischer Ersatz für Kaffee gewesen. Als nach Eintritt der Sperre der Kaffee trotz des Schmuggels immer höher im Preise stieg, durchschnittlich in Leipzig von 1.35 ℳ das Pfund bis auf 2.50 ℳ in 1806 und auf 2.80 ℳ in 1812, in Heidelberg bis auf 5.25 ℳ, versuchte man aus gebrannten Roggenkörnern, Eicheln, Erbsen, Löwenzahnwurzeln, Runkelrüben usw. kaffeeähnliche Getränke zu bereiten. In Schweden braute man sogenannten Kontinentalkaffee aus dem gerösteten Samen der Kaffeewicke.

Die „Schlesische Zeitung" wiederholte 1809 unaufhörlich in fetten Lettern den Rat, Kolonialwaren nicht mehr zu kaufen und z. B. statt des Kaffees besser Biersuppe zu genießen, bei der Friedrich der Große aufgewachsen und unsere Vorfahren „ohne Nervenschwäche mindestens ebenso geistreich wie wir" geworden seien. (150 Jahre, Schlesische Zeitung, Breslau 1892.)

Der Kaffeeverbrauch ging stark zurück, aber der Schnapsverbrauch nahm zu. Nicht alle machten es wie der napoleonische Großherzog Dalberg von Frankfurt am Main, der sich, wenigstens zum Frühstück, mit Milch begnügte.

Indessen erstand damals eine neue Industrie, die Zichorienindustrie, zuerst 1807 in Neuwied, brachte der heimischen Landwirtschaft manchen Nutzen und entwickelte sich später zu ansehnlichem Umfange. In neuester Zeit haben geeignetere Ersatzmittel (Feigen-, Malz-, Gerstenkaffee) den Verbrauch des fremden Kaffees trotz seines Preisrückganges beschränkt und werden große Bedeutung erlangen, sobald die Kaffeepreise wieder in die Höhe gehen.

Auch für koloniale Farbwaren suchte Napoleon nach Ersatz. Auf seine Veranlassung wurde in verschiedenen Gegenden Frankreichs Waid für die Herstellung von Farben angebaut. Wer in Frankreich jährlich mehr als 50 Kilogramm Waid erzeugte, sollte einen Geldpreis erhalten. Auch in Thüringen wurde der bis zum 16. Jahrhundert blühende Waidbau bei Erfurt, Gotha, Langensalza, Tennstadt und Arnstadt wieder aufgenommen, freilich nur vorübergehend. Die letzte Thüringer Waidmühle ging 1810 wieder ein.

Nicht töricht, nur verfrüht war Napoleons Drängen nach einem vollgültigen Ersatz für fremden Indigo auf chemischem Wege. Dafür setzte er am 4. Juli 1810 Preise von 800 000, 40 000 und 20 000 ℳ aus. Ein Jahrhundert später wurde der künstliche Indigo in Deutschland gefunden.

Paul Dehn





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Heilkunst und Philosophie

Erwiderung an Herrn Dr. Strünkmann

(Vgl. XIV. Jahrg., Heft 6)

Wenn ich den Herrn Kollegen Strünkmann recht verstanden habe, so will er nachweisen, daß die Schulmedizin an einem Mangel philosophischer Denkweise, sowie an einem Überfluß materialistischer Anschauung kranke, deswegen einer Reformation bedürfe und daß sie zu diesem Zweck die Naturheilkunde nötig habe. Er stellt sich vor, daß dieser Prozeß nach dem Hegelschen Pendelgesetz vor sich gehen werde, so daß die divergierenden Richtungen Schulmedizin—Naturheilkunde als Komponenten in einem Parallelogramm der Kräfte als Resultante die erwünschte neue Richtung erzeugen würden.

Nun hat das erwähnte Hegelsche Gesetz doch etwas überaus Schematisches; und es ist recht mißlich, einen solchen Schematismus auf die komplizierten Formen der flutenden modernen Entwicklung anzuwenden. Er verhilft zu einem vielleicht ganz nützlichen und interessanten Gesichtspunkt, von dem aus man sich theoretisch leichter im Gewühl orientieren kann, aber die Wirkung eines Gesetzes und die Fähigkeit, als Prämisse logischer Folgerungen für die Praxis zu dienen, wird man ihm kaum zuerkennen können.

Gleich die Voraussetzung, daß die Schulmedizin und die Naturheilkunde gleichstarke Komponenten in einem Parallelogramm der Kräfte wären, verdient eine entschiedene Zurückweisung. Seit Hamlet hat das Wort „Schulweisheit" einen unangenehmen Beiklang, und der Herr Kollege Strünkmann verbindet denn auch richtig mit dem Begriff „Schulmedizin" die Vorstellung von etwas Dogmenhaftem, Starrem, der Entwicklung Unzugänglichem. — Nun, wenn etwas falsch ist, so ist es dies. Wer die Arbeiten der Schulmedizin aufmerksam verfolgt, der weiß, mit welcher Rücksichtslosigkeit sie vorwärts strebt, wie vieles, was gestern noch als wahr galt, heute verworfen wird, wie sich grundlegende Anschauungen im Laufe weniger Jahre vollständig ändern. Wir alle haben in den letzten zehn Jahren in mancher Disziplin nicht einmal, nein, mehrere Male umlernen müssen.

Diese Änderungen beruhen nun allerdings nicht auf psycho-biologischen Betrachtungen, sondern ganz einfach auf experimentellen Arbeiten, auf, wie Strünkmann sagt, mechanistischer Grundlage. — Hoffentlich! Denn wehe unserer Wissenschaft, wenn sie von der sicheren Grundlage der Erfahrung und des Versuchs weichen wollte. Sie hat es doch hauptsächlich mit körperlichen Veränderungen zu tun, und die lassen sich nun einmal, ob wir wollen oder nicht, immer auf materielle Ursachen zurückführen. Und in der Mangelhaftigkeit unserer Kenntnisse über den Ablauf so vieler komplizierter somatischer Vorgänge, über das wunderbare Spiel

der chemischen und physikalischen Kräfte liegen so viele drängende Aufgaben für die experimentelle Forschung, daß wir uns wirklich den Luxus philosophischer Betrachtungsweise nicht leisten können. Schon Friedrich Albert Lange verurteilte es aufs schärfste, materiellen Problemen, die nur durch das Experiment gelöst werden können, mit der Waffe der Spekulation zu Leibe zu gehen. Unsere Arbeiten ergeben freilich auch nicht immer unumstößliche Wahrheiten, aber sie ergeben doch wenigstens Tatsachen, und diese sind es, auf denen wir unser ärztliches Handeln aufbauen müssen. Die Fruchtbarkeit dieser Methode hat sich in den letzten dreißig Jahren doch hinreichend bewährt, und ohne die Fortschritte der Schulmedizin rühmen zu wollen, ignorieren können wir sie nicht mehr.

Dazu kommt noch etwas. Gibt es eine Methode der Naturheilkunde, die nicht von der Medizin auch angewendet würde? Nur mit Kritik, mit dem nüchternen Blick des Forschers für das Wertvolle unter dem Zufälligen. Oder hat es die Medizin etwa an der Ausnutzung der neuen natürlichen Heilmittel fehlen lassen? Sind Röntgenstrahlen, Radium, Heilquellen, Elektrizität keine Naturheilkräfte? Was hat die Naturheilkunde dann noch vor uns voraus? — Ich weiß nicht, wo Herr Kollege Strünkmann seine Resultante finden will.

Anders steht die Sache mit der Homöopathie. Zweifellos ist sie eine wissenschaftliche Methode auf experimenteller Grundlage. Offen gestanden weiß ich auch gar nicht recht, warum in der offiziellen Berufs- und Standesvertretung der Ärzte so heftig gegen sie gearbeitet wird. Es mögen wohl oft Differenzen in persönlichen und Standesangelegenheiten vorliegen; denn warum sollte man sonst einen wissenschaftlichen Gegner anders als wissenschaftlich bekämpfen. Schließlich handelt es sich bei der Homöopathie um ein ziemlich eng begrenztes Gebiet: lediglich um die Therapie der inneren Krankheiten. Die Pathologie, die Untersuchungsmethoden und alle andern Disziplinen außer der inneren Medizin, auch wohl die Heilerfolge, sind die gleichen.

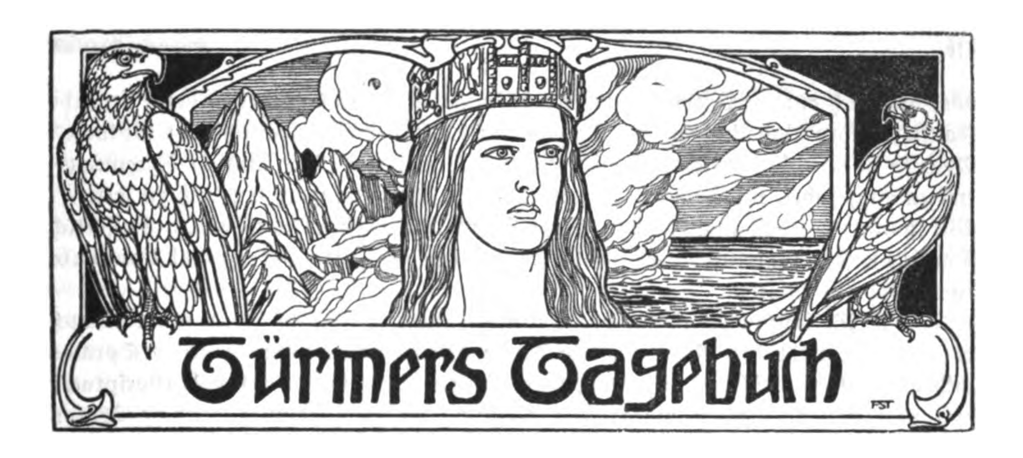
Der Herr Verfasser verlangt mehr biologisch-vitalistische Denkweise von uns Ärzten. Nun, auch die kommt zu ihrem Recht. Wir Ärzte sind alle, bewußt oder unbewußt, oder sogar gegen unsere wissenschaftliche Ansicht, Vitalisten im weitesten Sinne. Wir können schon den Körper von einem Reagenzglas unterscheiden, wenn es uns auch manchmal nicht zugetraut wird. Wir wissen, daß genug unbekannte, chemisch und physikalisch nicht faßbare Kräfte im Körper wirken, die wir bei unserer Diagnose, Prognose und Therapie in Rechnung stellen müssen. Das tut jeder Arzt, der eine mehr, der andere weniger. Diese Tätigkeit ist ein Teil der ärztlichen K u n st; und deren Ausübung kann man nicht erlernen, die muß angeboren sein.

Im übrigen stehen die naturwissenschaftlichen Anschauungen über Vitalismus und Mechanismus, Monismus und Dualismus, dem Beruf des Arztes so fern und so nahe, wie dem jedes andern gebildeten Mannes. Sie sind Elemente unserer allgemeinen Bildung, ohne uns bei unsern speziellen Bedürfnissen zu fördern oder zu schaden. Wenn die Ärzte im Rufe stehen, Materialisten zu sein, so liegt das — vorausgesetzt, daß dieser Ruf begründet ist — daran, daß sie wohl viel Gelegenheit haben, den herzzerreißenden Jammer des Menschenlebens zu sehen und mitzufühlen, aber wenig, einen Sinn darin zu entdecken. Schließlich ist es auch gleichgültig, ob jemand wissenschaftlicher Materialist ist oder nicht; die Hauptsache ist der praktische Idealismus, und gottlob, an dem fehlt es unserem Stand nicht.

Auch die Psychologie hat für den Arzt keine andere praktische Bedeutung, als die eines allgemeinen Bildungselementes; und niemals sollte er ihr zuliebe auch nur eine Stunde von seiner speziell-beruflichen Weiterbildung opfern. Was fangen wir in einer schwierigen Situation mit Psychologie an? Da helfen nur ganz simple materielle Kenntnisse; und für die seelischen Nöte unserer Kranken ist die beste Psychologie, wenn der Arzt das Herz auf dem rechten Fleck hat. — Nicht die Weltanschauung macht den guten Arzt, sondern der Charakter.

Dr. med. H. Orth





Daheim anfangen! · Semel Germanus, semper Germanus! · Erinnerungen · Die internationale Phrase · Das dumme Huhn und die klugen Entlein · Am Pannekoek

Fast regelmäßig, wenn der Türmer schweren Herzens Mangel an nationalem Rückgrat bei unseren Brüdern im Auslande beklagen muß, schallt ihm aus den Kreisen dieser das Echo zurück: „Sehr wahr! Leider! Aber — wie ist's denn bei euch zuhause? Traget ihr, tragen insbesondere eure Regierenden nicht oft mehr dazu bei, das Ansehen des deutschen Namens herabzusetzen, als es zu erhöhen? Faßt euch doch gefälligst zuerst an die eigene Nase!" — Jetzt schreibt ein deutscher Kaufmann aus Neuyork (er schreibt nämlich wirklich Neu-York und nicht New York!) an den Herausgeber:

„Von Zeit zu Zeit erscheinen in Ihrer den Deutschen so notwendigen Zeitschrift Klagen über den Mangel an Vaterlandsliebe und Volksstolz der Deutschen in Amerika. Daß diese Klagen berechtigt sind, daran zweifelt kein Deutscher in den Vereinigten Staaten. Aber wenn unsere Brüder im alten Vaterlande wüßten, was man den Auslandsdeutschen manchmal bietet, würden sie uns weniger schnell verdammen. Wissen Sie, verehrter Herr, daß man in Neuyork jeden selbstbewußten Deutschen einen ‚gottverdammten Deutschling' nennt? Haben Sie eine Ahnung, wie die amerikanische Presse das Reich und den Kaiser täglich mit den gemeinsten Verleumdungen und Unterstellungen beschimpft? Wissen Sie, wieviel Achtung der Durchschnittsamerikaner vor dem Deutschtum hat? — Ich sage nein. — Weder die deutsche Presse noch die Führer des Reiches können das wissen, sonst wäre es doch nicht möglich, daß man vor dem Land des unbegrenzten Maules immer und immer wieder Kotau macht.

Aber an alledem trägt das deutsche Volk schuld, durch seine erbärmliche Welschtümelei.

Weshalb spricht denn der Kaiser mit jedem dahergelaufenen Ausländer in fremder Sprache? Warum müssen deutsche Fürsten aus ihrem Namen Wilhelm

oder Heinrich einen ‚William‘ und ‚Henry‘ machen? Weshalb geben denn deutsche Kaufleute ihre Bestellungen ans Ausland in englischer oder französischer Sprache? Warum haben die deutschen Konsulate noch immer nicht das Einfuhr-Rechnungssystem eingeführt, mit dem die Amerikaner alle Welt zwingen, Englisch zu lernen? Wie kommt es, daß man in der Stadt Neuyork vergeblich nach einem Kaiserlich Deutschen Konsulat sucht? Es gibt hier nämlich nur ein —‚Imperial Consulate General of Germany‘.

Die Welschtümelei ist für die Deutschen nicht nur beschämend, sondern auch von großem geldlichen Nachteil. Die Auslandsdeutschen würden deutsche Sprache und Sitte nicht so schnell aufgeben, wenn ihnen die Kenntnis ihrer Muttersprache von materiellem Vorteil wäre. Wo Deutsche wohnen, können deutsche Waren verkauft werden, aber wo die Bevölkerung für deutsche Art nur Hohn und Verachtung hat, hört's mit dem deutschen Geschäfte auch schnell auf. — Die Handelskammer von Neuyork hat erst vor einigen Wochen den Stadtrat ersucht, den freien Unterricht im Deutschen in den Volksschulen abzuschaffen und dafür Spanisch lehren zu lassen, da diese Sprache im Handelsverkehr der Union wichtiger sei. Tatsächlich ist die spanische Sprache in den amerikanischen Geschäftshäusern mehr angesehen als die deutsche, obwohl der Handel der Union mit deutschsprachigen Ländern mehr als zehnmal so groß ist als mit allen südamerikanischen Freistaaten. Die spanischen Geschäfte aber schicken ihre Aufträge nur in spanischer Sprache, die deutschen schreiben von vornherein Englisch. Ich arbeite in einem bedeutenden Exporthause und spreche aus Erfahrung. Aus Baku in Rußland, aus Upsala in Schweden haben wir schon deutsche Briefe erhalten, aber aus — Munich, Nueremberg, Mayence und Cologne kommen die englischen Episteln. Ein ganz bemerkenswertes Großhandelshaus in Köln kauft von meiner Firma jährlich für mehr als 250 000 Dollar Ware, aber seit den letzten drei Jahren haben wir auch nicht einen einzigen deutschen Brief von diesen Herren erhalten. Die deutschen Kaufleute sollten es nur einmal versuchen, einem Amerikaner in deutscher Sprache etwas anzubieten. Ein zweites Mal wird er's nicht versuchen. Auch die Behörden haben für die deutsche Sprache nichts übrig. So wollte sich vor einigen Wochen ein plattdeutscher Gesangverein ins Vereinsregister eintragen lassen, das war aber unmöglich, solange er sich nicht in einen ‚Low German Singing Club‘ verwandelte. In Deutschland machen die Herren Amerikaner Staat mit ihren welschen Namen.

Herr Schriftleiter, der Türmer kann helfen, wenn er will.

Wollen Sie!!

Holen Sie tüchtig aus und schlagen Sie den Welschtümlern die Waschlappigkeit aus dem Leibe!

Erst wenn das deutsche Bürgertum sich selber achtet, kann es erwarten, daß auch die verhetzten Arbeiter ihr Volksgefühl zeigen.“

So beschämend das ist —: es läßt sich schlechterdings nichts dagegen sagen. Handelt sich's öfter auch scheinbar nur um „Kleinigkeiten“, so gibt's eben, wie die „Berl. Neuesten Nachrichten“ sehr richtig betonen, in nationalen Dingen keine Kleinigkeiten.



Das Blatt erinnert daran, daß der englische Hof im Schriftenaustausch mit den auswärtigen Höfen bei offiziellen Gelegenheiten sich grundsätzlich der englischen Sprache bedient, während der Berliner Hof unentwegt dem Französischen treu bleibt: „Das ehrt ihn und beschämt uns ... Was die ausführenden Organe im alten Schlendrian sündigen, geht unter des Kaisers Namen in die Welt und wird dem Kaiser auf die Rechnung gesetzt. Schon aus diesem Grunde sollte man sich ein geschärftes Bewußtsein für nationale Würde zulegen, ein nie versagendes Feingefühl, wie der Engländer es vorbildlich besitzt und übt. Ist das Deutsche weniger welt- und hoffähig als das Englische? Gilt das heute noch als internationale Durchschnittsmeinung, so lasse man sich die Mühe ihrer beharrlichen Umbildung durch die Tat nicht verdrießen. Es mutet seltsam an, daß der deutsche Kaiserhof sich dem Besiegten von 1864 gegenüber der Sprache des Besiegten von 1870/71 bedient ... Im Guten wie im Bösen bleibt das nationale Beispiel eines Herrschers und seiner Verantwortlichen auch heute noch und bis auf weiteres nicht ohne nachhaltigen Eindruck und Einfluß auf breiteste Volksschichten. Nachgerade könnte der Deutsche wissen, daß das Geheimnis für Englands Riesenerfolg sein hochentwickeltes Nationalgefühl ist. Es wird schwer zu sagen sein, ob das englische Volk sein Herrscherhaus sozusagen national erzogen hat oder umgekehrt. Jedenfalls sehe der Deutsche zu, daß er es allmählich dem Engländer gleichtue. Dann wird seine Weltgeltung noch eine ganz andere werden als gegenwärtig. Unserm Herrscherhause vertrauen wir, daß es sich forthin auch in scheinbaren Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten, seien sie durch noch so langen Brauch geweiht, auf nationalem Gebiet von keinem, auch nicht vom englischen Vetter, überbieten lassen werde ..."

Vertrauen wir also! Vertrauen wir unentwegt. Mehr können wir schließlich bei der gegenwärtigen Geschäftslage nicht tun.

* * *

Von allen auf reichsdeutschem Boden geborenen Auslandsdeutschen sind noch nicht ein Zehntel reichsangehörig! Ist das Schuld der Auslandsdeutschen oder des Reiches?

Noch heute besteht ein Reichsangehörigkeitsgesetz zu Recht, das an den Auslandsdeutschen geradezu Hausknechtsdienste verübte, und erst von der Tagung im Herbst ds. Js. dürfen wir Erlösung von ihm durch ein neues hoffen, nachdem der Entwurf vom Reichstage beraten und einer Kommission überwiesen worden ist. „Deutschland", schreibt Hans Ratjen in der Zeitschrift des „Vereins für das Deutschtum im Auslande", „wird aufhorchen, wenn die Glocke klingt; denn es wird lange ersehnt, dieses Zeichen. Für ein Volk, das sich — wirtschaftlich mehr als politisch — bei ständig wachsender Volkszahl eingeengt sieht durch die stärksten Mächte, das umgekehrt nichts so arg hat spüren müssen wie den Undank solcher Völker, die es mit deutschem Blute und deutscher Kultur beschenkte, bedeutet die Einbringung jenes Entwurfs einen Sammelruf weit hinaus über See und Sand. ...

Handelt es sich doch nicht um einen Streit wegen Steuern und Zölle, wegen Nährstand und Wehrstand. Eine Frage vielmehr des mächtigen Buchstabens,

der Deutsche schaffen und austilgen kann. Und eine Frage, die manchen der Besten — rechts, links, wie aus der Mitte, wer immer in den Sesseln der Reichstagshalle auf das Glockenzeichen warten mag —, aufblicken läßt zu dem dreifarbigen Banner über der Türe, in vergangenen Tagen durch die Deutschen von Neu-Orleans dem deutschen Parlament geschenkt. Mit Recht, denn die alte Fahne spricht von verlorenen Deutschen. Der Grund aller, auf ein neues, besseres Reichsangehörigkeitsgesetz gerichteten Bestrebungen ergibt sich aus der nackten Zahl, daß heutzutage unter denjenigen Auslandsdeutschen, die selbst noch auf reichsdeutschem Boden geboren sind, weniger als ein Zehntel reichsangehörig sind....

Dasjenige Volk, das in seiner Auswandererpolitik möglichst wenig brüskierend verfährt, aber berechnend und geschmeidig zu Werke geht, wird am besten fahren. Was im Leben des einzelnen nicht wünschenswert erscheinen mag, ist im Leben der Völker, ganz besonders aber den Regeln gegenüber, nach denen unser nächster Nachbar, das volkarme Frankreich, deutsche Neubürger zu gewinnen bemüht ist, erlaubt und nötig.

Zudem gilt es, im Auge zu behalten, daß Deutschland auf diesem Gebiete vieles nachzuholen, vieles wieder gut zu machen hat, und daß es seine Lage als eine außergewöhnliche, von kaum einem andern großen Volke — Italien vielleicht ausgenommen — geteilte anzusehen hat. Drei Dinge sind es, die uns, verglichen mit den englischen und französischen Rivalen, eine Ausnahmestellung unter den Völkern geben: Menschenreichtum und Bodenmangel, verbunden mit der Heerespflicht. Drei Dinge, die in dieser Vereinigung weder das Söldnerland England noch das menschenarme Frankreich mit seinem Kolonialreich kennen, zwingen Deutschlands Bürgern und Parlamentariern die scharfe Waffe deutschen Verstandes in die Hand....

In der Eröffnungsrede des Staatssekretärs Dr. Delbrück (in der ersten Lesung) wird der neue Entwurf als ein Merkstein in der Entwicklung des Deutschen Reiches bezeichnet. Den Ausgangspunkt bildet die Neuregelung der deutschen einzelstaatlichen Bürgerrechte untereinander: Die Möglichkeit, daß ein Deutscher zahlreiche einzelstaatliche Angehörigkeiten auf seinem Haupte vereine, soll mehr als bisher eingeschränkt werden.

Weiter wird, sofern der Deutsche der Wehrpflicht genügt, dem Auslande gegenüber der Grundsatz ‚Semel Germanus, semper Germanus' (einmal Deutscher, immer Deutscher) mit Einschränkungen zugelassen. Das ist indessen kein Merkstein; denn grundsätzlich soll die Annahme des fremden Bürgerrechts dieses stolze ‚Semper Germanus' untergehen lassen. Daß das Reich neben den damit geschaffenen neuen, dem alten Gesetze unbekannten ‚Verlust durch Fremdnaturalisation' nicht auch noch den alten starren Verlust durch zehnjährige Abwesenheit setzt, ist selbstverständlich. Daß frühere Deutsche, ohne daß auch sie wieder Wohnsitz in Deutschland nehmen, in den Reichsverband aufgenommen werden dürfen, ist nicht neu. Daß die Wiederaufnahme im Inlande künftig nicht nur dem Rückwanderer selbst, sondern auch seinen Kindern und Enkeln erleichtert, im Auslande sogar den Nachkommen jeden Grades verstattet werden kann, ist grundsätzlich mit Freuden zu begrüßen. Leider aber wird diese langerwünschte Bestimmung ein-



geschränkt dadurch, daß die Wiederaufnahme des einzelnen im In- und Auslande seitens des Reichskanzlers und Bundesrates verboten werden kann, wenn der Wiederaufzunehmende das Bürgerrecht eines ausländischen Staates besitzt. Rein theoretisch ist ferner mit Freuden zu begrüßen, daß die Naturalisation im Auslande nur dann einen Verlustgrund des Reichsdeutschtums bilden soll, wenn der Reichsdeutsche selbst diese Naturalisation beantragt hat, wobei ihm außerdem vorbehalten ist, die Erlaubnis seines heimischen, deutschen Bundesstaates und die Zustimmung des Reichskonsuls dahin nachzusuchen, daß er Fremdbürger werden und dennoch reichsdeutsch bleiben dürfe. Jedoch auch hier gibt es ein böses ‚Aber'. Der Reichskanzler kann verordnen, daß bestimmten Auslandsstaaten gegenüber diese Erlaubnis zu verweigern ist, der Fremdstaat also den Naturalisierten für sich allein in Anspruch nehmen darf. Man sieht: Hier schwindet das ‚Semper Germanus'.

Und dennoch ist der Entwurf nach e i n e r bestimmten Richtung hin ein Merkstein! Er gibt zu, daß mit Fällen gerechnet werden muß, in denen der Auslandsdeutsche nicht kraft freien Willens das fremde Bürgerrecht erwirbt, in denen er vielmehr zur Annahme dieses fremden Bürgerrechts gedrängt wird durch unabweisliche wirtschaftliche Beweggründe und dennoch nicht an ein bureaukratisches Entweder — Oder denkt, also keineswegs ein Aufgeben seiner Reichsangehörigkeit wünscht. Der Entwurf erhebt also die bereits in unserm alten Gesetze verborgene Zulässigkeit doppelten Bürgerrechts zu einer klar ausgesprochenen Möglichkeit. Er möchte den freien Willen der Zugehörigkeit zum alten Volke, wo er vorhanden ist, auch trotz der Fremdnaturalisation schützen. Damit gibt er unserm an überseeischen Weideplätzen so armen, an Menschen so überreichen Volke die Möglichkeit, sowohl bei der Fremdnaturalisation da draußen, wie bei der Wiederaufnahme im Inlande die Reichsangehörigkeit vor dem Fremdbürgerrecht nicht weichen zu lassen; er gibt uns die Möglichkeit, dem nachzugehen, was der letzte Kongreß der Ausland-Italiener für das mit uns in fast gleicher Lage befindliche italienische Volk als das Problem der Zukunft bezeichnete, nämlich einer Erleichterung des Doppelbürgerrechts und einer Bekämpfung des neuen Bürgerrechts. Der fernere Ausbau dieses Gedankens wird zunächst bei der Reichstagskommission, sodann bei den mit der Handhabung des Gesetzes betrauten Behörden liegen.

Es handelt sich dabei um eine Erleichterung des Treubleibens, um eine Klausel, die in diesem jenseits und diesseits der See um europäisches Fleisch und Blut geführten Handel durchaus legal ist, um eine Abwehr, die von der Selbsterhaltung geboten wird, gegenüber der Förderung, die vor allem Frankreich der Naturalisation unserer Deutschen angedeihen läßt. Ohne weiteres leuchtet ein, daß Deutschland den freien Willen dessen, der sich einem fremden Volke freiwillig zu eigen gibt, voll zu respektieren hat, daß Deutschland aber an wertvollem Menschenmaterial nichts aufgeben soll, was man nicht unbedingt aufgeben muß. B e d e n k l i c h muß es uns deshalb erscheinen, daß der Verlust der reichsdeutschen Eigenschaft durch die Fremdnaturalisation stets ein e n d g ü l t i g e r, nur durch spätere Wiederaufnahme, also durch deutsche Naturalisation zu beseitigen ist. Wie viel geschmeidiger wäre es, wenn man, sobald ein Pflanzer, ein Kaufmann, ein Jurist durch sein Fortkommen gezwungen ist, das Bürgerrecht seines Wohn-

staates zu erwerben, die angestammte Angehörigkeit nach englischer Art r u h e n und bei Rückkehr nach Deutschland wieder aufleben ließe, ohne den Zurückkehrenden ähnlichen Förmlichkeiten zu unterwerfen, wie man sie einem Fremden bei deutscher Naturalisation zumutet. Allerdings können bei Doppelbürgerrecht Schutzkonflikte drohen, aber gerade diese vermeidet man, wenn man die alte Staatsangehörigkeit ‚ruhen' läßt, das heißt, sie nach außen behandelt, wie eine erloschene, wenn man demgemäß bis zu ihrem Wiederaufleben den heimatstaatlichen Schutz gegenüber dem Neustaate verweigert.

Das alles gilt vom Auswanderer selbst. Weit wichtiger aber sind, schon der Zahl nach, die im fremden Lande geborenen Kinder deutscher Auswanderer. Und hier begegnen wir in der ganzen Welt einer typischen, immer wiederkehrenden Erscheinung, die zeigt, daß eine zähe Betonung der deutschen, heimatstaatlichen Interessen ganz unmittelbar dem Schutze des freien Willens dient, weil nämlich die fremden Länder den freien Willen in zwangähnlicher Form zu beeinflussen suchen.

Zu den Zeiten des Absolutismus hatte sich in den Ländern Europas die Untertanenschaft noch nicht zu einer Staatsangehörigkeit entwickelt, damals war die Geburt auf dem Staatsboden für die Untertanenschaft entscheidend. Daraus ist der ‚Territorialgrundsatz' erwachsen: Die Geburt auf dem Staatsboden macht staatsangehörig. Nur Deutschland, die Völkerwiege, von der die fränkischen und angelsächsischen Staatengründer einst auszogen, und Österreich-Ungarn stehen dieser Entwicklung noch heute fern. Unser Recht ist nicht bodenständig, Deutschland ist das Land des reinen Abstammungsrechts, des reinen germanischen Blutsrechts, des Personalgrundsatzes.

Dieses alte, vom Boden losgelöste Erobererrecht beruht vollkommen auf der Familie. Es mag in der Tat stolz klingen, daß nur das Kind eines Deutschen ein Deutscher sei, gleichgültig, wo es geboren wurde. Für das Ausland aber wendet sich das Bild; denn deutsch sind nur die deutschgeborenen Kinder deutschgebliebener Väter. Im Auslande verlieren wir — anders als Frankreich, das einer Fremdnaturalisation der Väter die Kinder n i c h t folgen läßt — mit den Vätern die Söhne. Im Inlande verzichten wir nach wie vor auf jede gesetzliche Geburtseinbürgerung. Der Entwurf ändert an diesen Dingen nichts, auch die bisherigen Beschlüsse der Reichstagskommission nur wenig.

Um so mehr haben wir Veranlassung, den auf diese gesetzliche Geburtseinbürgerung gerichteten Gesetzen der fremden Völker zu begegnen.

Frankreich hat Zeiten gehabt, in denen es dem in der Einwanderung lebenden Blutsrechte gegenüber den Grundsatz, daß die Geburt auf dem französischen Boden französisch mache, nicht vollbewahren konnte. Eine Zeitlang gewährte es den auf seinem Boden geborenen Einwandererkindern das, was uns heutzutage als gerecht und wünschenswert erscheinen würde, nämlich die freie Wahl zwischen dem Stamm- und dem Geburtslande, soll heißen, es gewährte diesen Fremdkindern das Recht, nach Volljährigkeit für Frankreich zu optieren.

Mag sein, daß diese faire, freie Wahl seinem Soldatenbedürfnisse nicht genügte. Besonders in den Grenzgebieten hielt die fremde Inlandgeburt vor-



wiegend zur alten Heimat jenseits der blau-weiß-roten Pfähle. Dann kamen in Frankreich die Gebrüder des Rotours und kämpften lange und leidenschaftlich gegen diese freie Fahnen- und Waffenwahl. Sie predigten einen stärkeren Zwang zum Franzosentume. In den Jahren 1889 und 1893 wurde denn auch das gesetzliche Netz gewoben, das seitdem den Kindern der deutschen Einwanderer über dem Kopfe zusammenschlägt, ehe sie sich dessen versehen. Aus der Option für Frankreich ist eine Option für das Ausland — bei Deutschen für Deutschland — geworden. Läßt das Deutschkind die ihm nach Volljährigkeit gegebene einjährige Frist verstreichen, so gilt es nicht als deutsch, es gilt als französisch. Es ergibt sich, daß ein in Frankreich geborener junger Deutscher erster Generation (die zweite Generation wird überhaupt nicht mehr gefragt) nichts hat, als ein streng befristetes und deshalb leicht versäumtes Ausschlagungsrecht! Französische Wehrpflicht und französische Stammrolle ziehen die Maschen noch enger; denn bezeichnenderweise wird schon das minderjährige Deutschkind in die französische Stammrolle eingetragen. Da die für Deutschland optierenden Deutschen bei Ausübung ihrer Option den Fortbestand der deutschen Reichsangehörigkeit nachzuweisen haben, wozu naturgemäß auch die Erfüllung der deutschen Wehrpflicht gehört, so sind die Kinder, selbst wenn ihre Väter trotz unserer bisherigen engherzigen Matrikel, trotz unseres im wahrsten Sinne des Wortes ‚abstoßenden' alten Gesetzes reichsdeutsch geblieben sind, trotzdem dem Franzosentume verfallen, wenn sie nicht vorher in Deutschland dienten. Und welcher Vater hielte sein minderjähriges Kind dazu an, wenn er weiß, daß es schon in der französischen Stammrolle steht? Er hat ihm vielleicht die beste französische Schulbildung geben können, aber wie wenige Auslandschulen können heute — trotz aller Bemühungen unserer Auslandsvereine — aufwarten mit der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienste.

Unsere Reichsbehörden haben die Vorbereitung des Entwurfes besonders gründlich betrieben. Dabei werden sie ganz wesentlich verhandelt haben über die Frage, ob eine Volksgemeinschaft ohne Wehrgemeinschaft denkbar sei, namentlich, ob man etwa der Wehrgemeinschaft schade, wenn man an der Volksgemeinschaft festhalte und umgekehrt. Jetzt stellt man im Reichstage, vielleicht mit einem Aufblick zur Fahne von Neu-Orleans und zur Beruhigung des Gewissens beim Gedenken an alte Verluste den Grundsatz auf: ‚Keine Volksgemeinschaft ohne Wehrgemeinschaft'. Dieser Grundsatz ist im Reichstage von vielen Seiten als gut und echt deutsch bezeichnet worden. Möge sich der Reichstag in seiner Kommission jedenfalls klar darüber sein, daß bei der Wahl zwischen deutscher und fremder Wehrpflicht häufig genug nicht der freie Wille entscheidet. Gerade für die Freiheit dieses Willens muß Deutschland sorgen, denn sie ist schlecht verbürgt.

Aus dem Rechte, das Franzosentum oder sonstiges Fremdbürgertum auszuschlagen, muß ein Recht gemacht werden, frei zu wählen zwischen den Völkern und den Fahnen. Dazu ist nötig eine echte Option und eine beiderseitige Hinausschiebung der Wehrpflicht bis zur Großjährigkeit, gewährleistet zunächst durch

deutsches Gesetz und sodann, nach dem Muster des Verfahrens der kleinen Schweiz gegenüber Italien und Frankreich, durch Staatsverträge."

* * *

So geht es langsam, sehr langsam, aber doch vorwärts. Und oft auf anderen Wegen, als auf denen auch die Besten einer Zeit das Ziel zu erreichen hoffen.

Mitte Juli feierte der Deutsche Schützenbund in Frankfurt a. M. sein fünfzigjähriges Bestehen. „Als vor einem halben Jahrhundert", erinnert die „Frankf. Ztg.", „die deutschen Schützen aus allen Ländern in Frankfurt zusammenkamen, geschah dies mit dem ausgesprochenen Zweck, die deutsche Einheit zu fördern und herbeizuführen. Es war ein nationales und ein politisches Fest. Unter der Ägide des Nationalvereins ward der Deutsche Schützenbund gegründet, neben und mit dem Nationalverein waren in jener Zeit der deutschen Zerrissenheit die Turn- und Schützenvereine die Träger des nationalen und zugleich liberalen Gedankens. In dem Aufruf, der die Gründung des Deutschen Schützenbundes vorbereitete, heißt es: Man habe gesehen, daß das tüchtigste stehende Heer nicht ausreiche, um ein Land zu halten; nur im Volke selbst ruhe der Quell aller Wehrhaftigkeit; getrennt vom Volke entbehre das Heer die geistige und materielle Stütze; die Verbindung zwischen Volk und Heer anzubahnen und das Volk zur Waffenbereitschaft und Selbstverteidigung heranzuziehen, das sei die Aufgabe der deutschen Schützenvereine.

Der Gang der geschichtlichen Ereignisse war ein anderer, als ihn sich die großdeutsch gesinnten Förderer der Schützensache gedacht hatten. Die deutsche Einheit ward errungen, ‚mit Blut und Eisen', unter preußischer Hegemonie. Frankfurt, ehedem freie deutsche Reichsstadt, kam unter preußische Herrschaft. Die vor fünfzig Jahren noch hervorleuchtenden Festfarben Schwarz-Rot-Gold — in einem Zeitungsbericht vom 5. Juli 1862 heißt es, ‚der Umsatz in schwarz-rot-goldenen Zeugen sei eben enorm' — waren schon nach fünfundzwanzig Jahren fast verschwunden, und es herrschte damals die Trikolore Schwarz-Weiß-Rot vor, die man beim ersten Bundesschießen nicht gekannt hatte. Aber die Festesfreude war 1887 die gleiche wie beim Gründungsfest, man suchte zu vergessen und vergaß für kurze Zeit, daß nicht alle und jede Sehnsucht ihre Erfüllung gefunden hatte, in der versöhnenden Erkenntnis, daß das Hauptziel der Einheit im wesentlichen erreicht und das Deutschtum gefördert ward....

Selbstverständlich besteht trotz alledem ein großer Unterschied zwischen dem Einst und Heute. Nationale Feste sind die Schützenfeiern und die Feiern ähnlicher großer Korporationen, wie der Sänger und Turner, auch heute noch. Denn auch zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts gilt noch, was der Vorsitzende des Frankfurter Zentralausschusses, Oberbürgermeister Miquel, auf dem Schlußbankett des silbernen Schützenjubiläums ausführte, daß die Zeit solcher Volksfeste nicht vorüber sei und nicht vorübergehen werde, solange ein großes Volk wie das deutsche bestehe; diese großen Volksfeste seien notwendige Bestandteile des nationalen Lebens, und es werde immer ein Bedürfnis sein, daß die Vertreter der verschiedenen deutschen Stämme und Landesteile in einem gemeinsamen Punkt sich zusammenfinden, sich brüderlich einigen zum männlichen Wettkampf, sich gegen-



seitig kennen lernen, anregen und ergänzen. Aber ein großes politisches Fest wie das von 1862, eine gewaltige politische Kundgebung war das fünfundzwanzig Jahre später gefeierte nicht und auch das jetzige nicht. Damals zwang die Sehnsucht nach Einheit und Größe die Liberalen und Demokraten aller Schattierungen zusammen, die Vorkämpfer für die preußische Hegemonie und die Führer des großdeutschen Radikalismus. Damals kannte man auch noch nicht den Klassenkampf in seiner heutigen Ausgeprägtheit, der Allgemeine deutsche Arbeiterverein zählte bei Lassalles Tod 1864 in ganz Deutschland rund 4500 Mitglieder, eine Sozialdemokratie gab es noch nicht, und man darf nicht vergessen, daß heute Millionen Klassenkämpfer abseits von diesen Festen des Bürgertums stehen. Solche politischen Reden wie vor fünfzig Jahren werden in unseren Tagen nicht gehalten. Heribert Rau sagte unter jubelndem Beifall, um nur einiges zu erwähnen: ‚Deutschland tritt an die Schwelle eines neuen Zeitabschnitts. Schwarz ist die hingesunkene Nacht, rot erglüht die Aurora einer neuen Zeit, golden steigt für unser schönes, großes deutsches Vaterland die Sonne der Einheit, Macht und Größe auf.‘ Und das Schwarz-Rot-Gold, das man auf den Straßen und dem Festplatz überall sah, kehrte immer und immer in den Reden wieder, und ein Frankfurter Redner sprach mit Begeisterung von diesen Farben: getaucht in das Blut der Freiheitskämpfer von 1848 und 1849, gesegnet mit den Tränen unzähliger Familien, geheiligt durch das Elend all derer, die gestritten und gelitten.

Mancher mag über die Phrase und das Pathos jener Tage lächeln. Wer sich indes in die Zeiten des harten politischen Kampfes zurückversetzt, der nach Jahrzehnten unerhörter Verfolgung der Liberalen einsetzte, wer die Reden liest mit ihren Überschwänglichkeiten, aber auch mit ihrer Aufrichtigkeit und Überzeugungstreue, mit ihrer glühenden Liebe zum Vaterland, der wird gefesselt und dann hingerissen, und der begreift, welch ungeheure Wirkung diese Volksredner damals ausübten. Der Zahlenvergleich von einst und heute fällt zuungunsten der Vergangenheit aus. Wie klein und mager muten jene Ziffern an, die zum Beispiel vermelden, daß mit etwa zwanzigtausend Personen ein Rekord in der Besucherzahl geschaffen wurde! Heute imponieren uns kaum hunderttausend, und wenn wir die Wunder der Technik erblicken, die heute durch Künste der Elektrizität gleichsam einen Wunderpark aus Tausend-und-eine-Nacht hervorzaubern, so ist dagegen das frühere Beleuchtungsbild in Dunkel eingetaucht. Aber in der Vertiefung des Gedankens, der Verinnerlichung der Geschehnisse steht die Gegenwart zurück, trotz der grandiosen Erfindungen und Entdeckungen, die uns die drahtlose Telegraphie zur Rettung aus Seenot, die heilenden Röntgenstrahlen und die fliegenden Menschen brachten, vielleicht auch gerade wegen dieser ein anderes Feld als das frühere suchenden Betätigungen des menschlichen Geistes.

Der harte Kampf von ehedem schuf ein ‚neudeutsches Schützenlied‘, das mit den trutzigen Versen begann: ‚Kein Schütz bin ich in des Regenten Sold!‘ Die neudeutschen Schützenlieder unserer Tage haben andern Text und andere Melodei, gerade so wie die Festredner unserer Zeit fast durchweg das Thema vermeiden, das vor fünfzig Jahren den Plan beherrschte: die Mitwirkung und die Anteilnahme des Volks. ‚Zwar wird der Gabentempel,‘ so sagte der Festredner

von 1862 bei seiner Eröffnung, ‚der nicht für Fürsten, sondern für die Majestät des Volkes erbaut ist, in einigen Tagen niedergelegt, wenn aber das deutsche Volk Sinn und Geist des Festes richtig erkennt, wird dieser Tempel ewig dauern und feststehen im Herzen des Volks.‘ Freilich ist durch die moderne Entwicklung auch das Militärwesen von Grund auf verändert worden, aber die oben erwähnten Worte aus dem Aufruf von 1860, daß nur in dem Volk selbst der Quell aller Wehrhaftigkeit ruht, haben unbestritten für alle Zeiten Wahrheitswert. . . .“

Und dann kam Bismarck . . . Und — ging . . . Zwanzig Jahre waren es im Juli seit dem Tage, an dem, wie die „Leipz. Neuesten Nachr.“ den Zeitgenossen das Gedächtnis schärfen, „der große Schöpfer des Reiches verfemt und geächtet von den Epigonen, auf der Heimfahrt von der Wiener Hochzeit in Jena eintraf, um dort das stärkste Bekenntnis vom Rechte der Persönlichkeit, vom Rechte des Genius gegenüber dem ewig Alltäglichen auf offenem Marktplatz auszusprechen und sich mit Prometheischem Trotz gegen die Kommissare des Kaisers zu erheben. Vielleicht ist dieser Tag der Gipfelpunkt in dem Leben Bismarcks, der höchste Ferner in dieser reichen Bergeswelt gewesen.

In jenen Julitagen erhob sich das deutsche Volk in wildem Zorne, nicht gegen den Verbannten, den Geächteten, sondern gegen eben die Kommissare des Kaisers, die den Wahnwitz zur Staatsräson erhoben. In Dresden, in Wien, in München und Kissingen war es zu unerhörten Demonstrationen gekommen. Tausende und aber Tausende bekannten sich zu dem geschändeten Helden, der allerdings alsbald mit dem Worte ‚A corsaire corsaire et demi‘ und mit dem rücksichtslosen Protest gegen die ‚dummdreisten Unverschämtheiten‘ seiner Nachfolger sich wie ein Riese vor den Erschreckten erhob. Was damals durch das deutsche Volk gezogen ist, was alle Herzen in heißem Zorne entflammte, das war nicht nur die Kränkung seines besten Empfindens, sondern auch das Bewußtsein, daß hier das Recht des Verdienstes durch den ungesicherten Anspruch der Erben verkümmert werden sollte, daß hier die stärkste Persönlichkeit des deutschen Lebens den Kampf eben für das Recht der Persönlichkeit aufnahm. . . .“

Heute regiert brave „Alltäglichkeit“ die Stunde, und was wäre ihr weniger — „homogen“ als die „Persönlichkeit?“ Ideen gelten als veraltet und gehören in die Rumpelkammer. Die „große Politik“, bekennt der Leiter unseres Auswärtigen einem dreisten französischen Ausfrager, sei „nur geeignet, Enttäuschungen herbeizuführen“. Wenn man etwas erreichen wolle, so müsse das in der Art der Präriejäger geschehen, die bei jedem Schritt von der Gefahr umlauert sind und langsam und geduldig vorwärts schreiten. „Sonst“, bemerkt dazu das Leipziger Blatt, „pflegt selbst der unbedeutendste Staatsmann doch äußerlich wenigstens den Eindruck zu erwecken, als habe er Ideen, als wolle er nicht nur von der Hand in den Mund leben, als treibe er ‚große Politik‘, sonst pflegt er sich als Löwenjäger, nicht als Fallensteller zu drapieren. Herr v. Kiderlen aber preist ‚eine kleine Politik, die vielleicht die Vorbedingung für eine Politik auf breiterer Grundlage ist‘ — vor dreizehn Monaten trieb er den ‚Panther‘ zum Sprung auf Agadir. Das war also nach seiner eigenen Darstellung die kleine Politik, die ‚eine breitere Grundlage‘, die Versöhnung mit Frankreich, schaffen sollte. . . . Herr v. Kiderlen-

Wächter fühlt sich als Jäger der Prärie. Dort leben, seit der Bison fast völlig ausgerottet ist, Murmeltiere, Präriehund und Präriewolf, Antilopen und wilde Hühner. Sie will er umlauern und umschleichen, und glücklich will er sich schätzen, wenn er ein Murmeltier erbeutet oder eine Henne in der Jagdtasche heimbringt. Die Zeiten ändern sich, und auch die Jäger. Nicht immer jagten Deutschlands Staatsmänner auf Murmeltiere. Und nicht immer rühmten sie sich solcher Leistung. Aber er will zugleich ein praktischer Staatsmann, ein Realist sein, er will nicht, großen Zielen nachjagend, kleine Vorteile verschmähen, und so glaubte er auch, über alle Imponderabilien hinweggehen, geschichtliche Stimmungen einfach ignorieren zu dürfen. Er nennt das, was Bismarck le sacré feu de la revanche genannt hat, was Gambetta schon in dem Worte: ‚Ne parlez jamais de la guerre, mais pensez y toujours!‘ zur Signatur des französischen Lebens gemacht hat, einen ‚Zustand der Schmollerei‘, er träumt von Jacques Bonhomme, der sich doch endlich entschließen sollte, mit Deutschland im Streite um die Bagdadbahn, in Sachen der chinesischen Anleihe und sonstwo freundwillig Hand in Hand zu gehen, den nationalen Haß still auf Flaschen zu ziehen und in den Keller zu legen. Herr v. Kiderlen sieht nur ‚ein schweigendes und schmollendes Frankreich‘, er sieht nicht das von Haß gegen uns erglühte Volk, das jeden einen Verräter schilt, der es wagen wollte, irgendwo in der Welt sich an die Seite Deutschlands zu stellen. Er sieht auch nicht, wie dieser Haß befeuert wird durch die Hoffnung, die das Bündnis mit England und Rußland erweckt. Und so glaubt er auch, daß die Versöhnung auf dem Marsche sei, weil wir aus Marokko wichen, weil es ‚keine marokkanische Frage mehr gibt‘. Welche Psychologie! Die Wunde von Agadir ist nicht vernarbt, und wenn wir auch nur wertlose Strecken aus dem kolonialen Besitztum Frankreichs erhielten, so fühlte sich doch der Nationalstolz dieses empfindlichen Volkes auch hierdurch schwer verwundet, und die Wunde brennt um so stärker. Deshalb hat auch nicht, wie Herr v. Kiderlen meint, die ganze öffentliche Meinung Deutschlands sich des ‚vielfachen Entgegenkommens‘ gefreut, das Deutschland in diesen zwanzig Jahren den Franzosen erzeigte, sondern es ist frühzeitig und dringlich auf die Nutzlosigkeit dieser unmännlichen Bestrebungen hingewiesen worden, die bald als ein Zeichen deutscher Schwachmütigkeit, bald als ein Akt unerfreulicher Herablassung zu dem Besiegten erschienen.“

* * *

Es müßte geradezu beunruhigend wirken, wenn unsere leitenden Staatsmänner die Imponderabilien, die in den Sympathien und Antipathien der Nationen liegen, in der Tat verkennen oder auch nur unterschätzen sollten. Ein verhängnisvoller Irrtum ist es auch, wenn der deutsche „Kulturbürger“ von seinem nur embryonal entwickelten Nationalgefühle aus auf die gleiche nationale Windelnässe bei anderen Völkern schließen zu dürfen glaubt. Bei der suggestiven Massenhaftigkeit internationaler Bestrebungen und der noch größeren Massenhaftigkeit internationaler Phrasen kann es freilich, wie Johannes W. Harnisch in der „Kreuzzeitung“ ausführt, weiter kein Wunder nehmen, daß die guten Leutchen, die in diesen internationalen Bestrebungen und internationalen Phrasen leben und weben, sich in der Tat vielfach einbilden, den Begriff der Nation überwunden

zu haben: „Sie fühlen sich als ‚gute Europäer‘ oder, wenn sie noch weniger Blick für Tatsächliches und daher die Fähigkeit zu noch verschwommenerem Denken haben, einfach als ‚Menschen‘ schlechtweg. Sie sehen nur das Gemeinsame, nicht das Trennende; jubeln, daß es heutzutage keine nationalen Kulturen mehr, sondern nur noch eine einheitliche internationale Kultur gäbe. Sätze wie den: ‚Es gibt keine deutsche und keine englische und keine französische Wissenschaft mehr, es gibt nur noch eine einheitliche moderne Wissenschaft, innerhalb derer die Nationalität der einzelnen Arbeitenden lediglich mehr etwas Zufälliges und Belangloses ist‘, solche Sätze werden als etwas völlig Selbstverständliches vorgetragen und hingenommen. Genau das Gleiche wird für die Kunst behauptet und geglaubt.

Über dem Stofflichen, dem Äußerlichen übersieht man das Innere, den Geist. Gewiß, jede Wissenschaft befruchtet sich heute mit den Forschungsergebnissen der Wissenschaft jedes andern Volkes — in etwas stärkerem Maße und etwas schneller als dies früher geschah und geschehen konnte. Aber die Stoffansammlung, die Registrierung von Einzelerkenntnissen bildet doch, weiß Gott, nicht die Wissenschaft, sondern nur ihr Rohmaterial. Die Weltanalyse kann einer vom andern absehen, in ihr kann einer dem andern helfen; die Synthese muß jeder für sich vornehmen. Und auf sie kommt's an. Wer etwa auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft die Werke eines Carlyle, eines Taine (die beide doch sehr stark unter dem Einfluß deutscher Kultur standen), eines Treitschke oder Lamprecht miteinander vergleicht und nicht merkt, daß das Charakteristische in Fehlern und Vorzügen in der Zugehörigkeit zu der bestimmten Nation wurzelt, der ist zu stumpf oder zu unwissend, als daß es sich mit ihm zu diskutieren lohnte. Und kann es in der Tat Leute geben, die nicht einsehen, daß selbst an den Werken von Leuten, die mit besonderer Liebe vom Internationalismus in Anspruch genommen werden, an denen eines Haeckel, eines Ostwald, eines Liszt ganz ungewollt doch das Wesentliche, das spezifisch Deutsche oder, wenn man will, Germanische ist?

Genau so liegt es in der Kunst. Ja, hier drängt sich der wahre Zusammenhang fast noch deutlicher hervor, weil die Kunst unsrer Epigonenzeit immer wieder aus dem Auslande, aus Frankreich, Italien, Rußland, ja Japan Anregungen und technische Vorschriften geholt hat. Es hat eine Zeit gegeben — die achtziger Jahre —, wo man in der Tat wähnen konnte, unsre Literatur gehe in einer Nachahmung des Auslandes, der Franzosen, Russen, Skandinaven auf. Das liegt keine 30 Jahre zurück. Überblickt man jetzt die Strecke, dann sieht man, daß alle die auf ihr liegen geblieben sind, die dem Auslande das neumodische Räuspern und Spucken besonders gut abgelernt hatten, und daß sich die andern genau in dem Maße als Könner bewährt haben, in dem sie spezifisch deutsch zu denken und zu dichten, zu singen und zu sagen wußten. Gerade die Kleineren sind hier lehrreich. Holz und Schlaf fingen mit der plattesten Nachstammlung des Ausländischen an; seitdem hat der eine die Dafnis-Lieder geschrieben, die in Art und Unart so echt — man möchte sagen: so engherzig deutsch sind, daß kein Ausländer ihnen irgend etwas abgewinnen kann; und der andre verliert sich in mystischen Spekulationen über das kopernikanische Weltsystem! Oder die Malerei: Wir

haben wenig Sehkultur, und so erklärt es sich, daß unsre Jungen immer wieder mit frisch aus der Fremde bezogenen Methoden und Verrücktheiten daherkommen, sich entzücken und andre erschrecken. Und nun sehe man sich die Werke eines Könners unter diesen Auslandsnarren — es sind freilich recht viele Nichtkönner darunter — nach fünf, zehn, fünfzehn Jahren wieder an; die Formensprache bewahrt vielleicht noch Anklänge an das Fremde, Anklänge, die sich immer mehr verflüchtigen, immer mehr gemodelt werden, der Geist aber, die Stimmung, das Wesentliche des Bildes ist deutsch, deutsch, deutsch.

Das sind Tatsachen; freilich solche, zu deren Erkennen ein klein wenig Auge und ein klein wenig Urteil gehören. Da nun ein klein wenig Auge und ein klein wenig Urteil und vor allen Dingen der Drang, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenem Verstande zu urteilen, nur einer sehr kleinen Minderzahl verliehen sind, so wohnt diesen Tatsachen dem böswilligen und dem Verrannten gegenüber nur geringe Beweiskraft inne. Dummheiten müssen handgreiflicher widerlegt werden. Und da trifft es sich ganz gut, daß die Natur sich doch von Zeit zu Zeit immer wieder einmal stärker erweist als der beste Wille, den modernen, freidenkenden, fortgeschrittenen Menschen zu markieren. Man mag sie noch so energisch mit der Phrasengabel austreiben, sie kehrt doch immer wieder zurück. Das sind dann ganz lehrsame Fälle. Und ihrer sind gerade aus der letzten Zeit drei zu registrieren.

Die Kaiserlich russische geographische Gesellschaft hat den schwedischen Forscher S v e n H e d i n als unwürdig aus ihren Reihen ausgeschlossen. Weshalb? Ist er ein Schwindler, ein Cook? War er etwa gar nicht in Tibet? Hat er Räubergeschichten von dort berichtet? Nichts von allem. Er hat in einer zur Massenaufklärung bestimmten Broschüre seine schwedischen Landsleute vor den agressiven Tendenzen Rußlands gewarnt und gemahnt, für die militärische Sicherung Skandinaviens besser vorzusorgen. Er hat also lediglich einer von recht vielen Skandinaviern gehegten Sorge Worte verliehen; hat nicht etwa gegen Rußland gehetzt, sondern nur sein Vaterland zur Verteidigung tüchtig machen zu helfen gesucht. Gleichviel; die russische wissenschaftliche Gesellschaft schloß ihn aus. Warum? Weil sie aus guten R u s s e n besteht und Hedin ein guter S c h w e d e ist.

Und wie sich hier auf das Gebiet der Wissenschaft jählings das Nationale vorgedrängt hat, so hat es sich in einem anderen Lande auf das Gebiet der Kunst vorgedrängt. Die f r a n z ö s i s c h e G e s e l l s c h a f t d e r B ü h n e n s c h r i f t s t e l l e r hat beschlossen, bei Regierung und Theaterbesitzern dagegen vorstellig zu werden, daß Pariser Bühnen im Sommer an fremde Schauspieler, Truppen und Direktoren hergegeben werden. Die Motive zu diesem Beschluß liegen sehr offen zutage: solange die Fremden spielen, kann natürlich der französische Bühnenschriftsteller von der betreffenden Bühne keine Tantiemen ziehen. Die schäbigsten Geldbeutelinteressen haben also hier zu einer Engherzigkeit geführt, die, was ohne Rühmen gesagt werden kann, in Deutschland absolut unmöglich wäre. Und daß eine solche, solchen Beweggründen entspringende Absperrung gegen fremde Kunst und Kultur, eine solche Absage an die Erziehung zum guten Europäertum von Leuten, die in der Öffentlichkeit stehen und von der Gunst der Öffentlichkeit

abhängig sind, just im demokratischen Frankreich, im Lande der Freiheit, bei den Bannerträgern der Zivilisation (und wie die Phrasen alle heißen mögen) gewagt werden kann, das ist nicht ohne Humor.

Und nicht ohne Humor ist auch der dritte Fall. Wenn jemand auf den Internationalismus eingeschworen ist, dann sind es die Sozialdemokraten. Daß das Nationale mitunter stärker ist als ihr internationales Programm, haben sie zu ihrem Leidwesen in Österreich erfahren müssen, wo die internationale Sozialdemokratie in nationale Verbände auseinandergesprengt worden ist. Nun solchen rückständigen Notwendigkeiten Rechnung zu tragen, kann sich der überzeugte Sozialdemokrat unter Umständen mit Seufzen gezwungen sehen. Nie aber darf er sich, ob des ‚Zufalls' seiner Abstammung, mehr dünken als der anderssprachige ‚Bruder'; kein schlimmeres Verbrechen läßt sich vom sozialdemokratischen Standpunkt aus denken als nationaler Hochmut, als die Beschimpfung eines andern um seiner Nationalität willen. Was geschieht? Im österreichischen Reichsrate ärgert sich der Sozialdemokrat Reger (trotz des deutschen Namens ein polnischer Renegat?) an den Ruthenen, und in seinem Ärger ruft er ihnen die Beschimpfung „russisches Gesindel" zu. Stärkeres kann der rabiateste polnische Nationalist auch nicht leisten. Wie man sieht, sitzt unter Umständen der internationale Firnis trotz allen emsigen Aufpinselns nur recht dünn über der Epidermis. Die Tugenden des nationalen Sinnes sind glücklich ausgetilgt; die Schwächen, das Laster der nationalen Überheblichkeit, das jeder anständige Mensch verwirft und abzustreifen sucht, sie sind geblieben. Ob's da nicht doch vielleicht besser ist, sich mit Bewußtsein und Willen als Teil der Nation zu fühlen? Ob nicht die nationale Gesinnung, die aus der Achtung der eigenen nationalen Individualität heraus auch die anderen nationalen Individualitäten begreift und achtet, der kümmerlichen internationalen Frisur vorzuziehen ist, unter der unbewußt und unkontrolliert die fadeste nationale Überheblichkeit haust?"

* * *

Es kommt noch schlimmer. Der „Vorwärts" ist genötigt, heftige Klage über seine tschechischen „Brüder" und „Genossen" zu führen, alldieweil sie einem ganz polizeiwidrigen nationalen Separatismus frönen. Das separatistische Zentralorgan in Prag hat von einem „Fachblatt" der ausländischen tschechischen Arbeiter („Der tschechische Auswanderer") einen Artikel über die tschechischen Arbeiter in den reichsdeutschen Gewerkschaftsorganisationen übernommen, der — vielversprechend genug — schon mit „Beschimpfungen der Zentralorganisation" anfängt: „Die tschechischen Mitglieder der reichsdeutschen Zentralverbände durchleben jetzt ‚bittere Zeiten', denn die deutsche Parteipresse, die politische und die gewerkschaftliche, sei jetzt ‚voll von Angriffen auf die tschechoslavische Sozialdemokratie'. Die Berichte über diese seien ‚durch ihre Unwahrhaftigkeit direkt beschämend'. Das sei um so kränkender, als in ‚Deutschland heute viele Zehntausende tschechischer Arbeiter beschäftigt sind', es gebe Orte, ‚wo die Gewerkschaftsorganisation in erster Linie durch tschechische Arbeiter erhalten wird'; ‚das wissen die Ortsgruppenverwaltungen der reichsdeutschen Verbände, aber das weiß man offenbar nicht in den gewerkschaftlichen Zentralen'. Wie man sieht,

hat der Prager Separatist gute Lust, von den deutschen Zentralverbänden zu begehren, daß sie, versteht sich aus Rücksicht für ihre tschechischen Mitglieder, gegen den gewerkschaftlichen Zentralismus in Österreich Stellung und den tschechischen Separatismus in ihre Obhut nehmen. Und da diese vermessene Forderung wahrscheinlich wenig Aussicht auf Berücksichtigung hat, so verlangt er doch wenigstens die Anerkennung des tschechischen Separatismus auch für Deutschland, und zwar dadurch, daß den Tschechen in den Zentralverbänden als tschechisch-gewerkschaftliches Blatt das betreffende separatistische Blatt geliefert werde! Daß ihnen die Verbände das zentralistische tschechische Blatt (aus Österreich) liefern, ‚rufe ununterbrochene Konflikte und Verdrossenheit in den Reihen der tschechischen Gewerkschaftler hervor‘. Durch ‚diese Vergiftung der proletarischen Öffentlichkeit‘ (damit meint der Separatist, daß sich die reichsdeutsche Parteipresse von der richtigen Beurteilung des Separatismus nicht abwendig machen läßt) sei ‚die Geduld der organisierten tschechischen Arbeiter auf die qualvollste Probe gestellt‘. ‚Für das Geld, das sie der Organisation zahlen, sollen sie ein Blatt lesen, das, wenn es deutsch ist, unsinnige beleidigende Verdrehungen schreibt (damit meint der edle Separatist die reichsdeutsche Gewerkschaftspresse!), wenn es aber tschechisch ist, Lügen bringt, die offensichtlich zur Aufhetzung ausgedacht sind (darunter meint er wieder die tschechisch-zentralistische Presse in Österreich); gegen dieses Kartell der Unwissenheit und der Lüge sind die tschechischen Arbeiter bisher wehrlos.‘ Und nach dieser vom Geiste der proletarischen Solidarität, wie ihn eben der Separatismus versteht, erfüllten Schilderung der deutschen und österreichischen gewerkschaftlichen Organisation geht der Separatismus zu Drohungen über. ‚Schon einigemal ist der Unwille der tschechischen Arbeiter im Deutschen Reiche gegen diesen so unwürdigen Zustand losgeplatzt, und nun erhebt sich unter ihnen die Frage: Was weiter unternehmen?‘ Dieses ‚weiter‘ kennt man aus der Taktik des Separatismus in Österreich: wenn die Zentralorganisationen nicht parieren, wie es die Herren Separatisten diktieren, dann sei für die Zentralorganisation ‚kein Platz‘. Und der Artikel berichtet auch, daß ‚einige allzu Heißblütige‘ sich bereits zu diesem Rufe ‚erheben‘. Wohl wird den tschechischen Arbeitern in Deutschland empfohlen, in den Zentralorganisationen zu verbleiben. Aber es wird ihnen gleichzeitig versichert, daß sie ‚Unrecht‘ erleiden, es wird ihnen zugegeben, ihr Austritt wäre begreiflich, da man ‚ihre Leiden und ihren Ekel über die gegen die Tschechen angewendeten Mittel kennt‘, aber ‚allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, die sie erdulden müssen‘, ungeachtet ihrer ‚berechtigten Verbitterung‘ mögen sie sich ‚beherrschen‘ und in den Zentralverbänden bleiben! Wohlgemerkt, diese gehässigen Angriffe gegen die reichsdeutschen Gewerkschaften haben keine andere Wurzel, als daß sich die Zentralverbände auf die Einschmuggelung des separatistischen Nationalismus in Form der separatistischen Blätter nicht einlassen wollen! ...

Wenn der Zentralismus für die tschechischen Arbeiter im Reiche nicht bloß ein Gebot praktischer Politik sein soll, sondern vor allem ein Gebot internationaler Gesinnung: wie kann dann für Österreich der tschechische Separatismus verteidigt werden? Wenn der Separatismus im Reiche ‚vom Standpunkt des Sozialismus‘

unzulässig ist: wie konnte er für Österreich zum alleinseligmachenden Dogma der tschecho-slawischen Sozialdemokratie erhoben werden? Es fühlen auch die Separatisten, daß sich schließlich jedem Arbeiter diese Frage aufdrängen wird, die mit der Erklärung nicht beseitigt ist, daß der separatistische Streit eine ‚rein österreichische Angelegenheit' sei. Als Antwort kommt natürlich das tschechische Staatsrecht zum Vorschein; ‚im Rahmen Österreichs sind wir ein Ganzes, eine Nation, eine selbständige Person mit dem unverlierbaren Anspruch auf Selbstverwaltung' — so argumentiert der Separatist, wie vor ihm der nationalistische Tscheche argumentiert hat! Daß im ‚Rahmen' Österreichs sowie im ‚Rahmen' jedes Staates die Proletarier vor allem eine Klasse sind, die zusammen gehört, das vermag der Separatist nicht mehr zu fassen! Und neugierig darf man wohl sein, wie die separatistische Unlogik über die Beschlüsse von Kopenhagen hinüber voltigieren wird; hören wir zu: ‚Die tschechische Sozialdemokratie ist Mitglied der Internationale und ihre Beschlüsse sind für sie verbindlich. In unserem österreichischen Konflikt sind die Interpretationen ihrer Beschlüsse verschieden, bis zu einem gewissen Grade sogar widersprechend.' Eine hübsche Umschreibung dessen, daß sich die Tschechen über die Beschlüsse der Internationale brutal hinweggesetzt haben! Nicht zu reden vom ‚natürlichen Recht jeder Nation auf Selbstverwaltung, das zusammenhängt mit dem natürlichen Rechte des Menschen und das auch durch Beschlüsse der Internationale nicht aufgehoben werden' könnte. ‚Für die Auswanderer gilt die unbezweifelbare und klare Bestimmung, daß sie verpflichtet sind, Mitglieder zu sein der internationalen Organisation des Landes, in dem sie gerade arbeiten.' Mit dürren Worten: Die Auswanderer haben sich an die Beschlüsse der Internationale zu halten, die Tschechen zu Hause können auf sie pfeifen.

Aus dem Artikel erfährt man übrigens auch, daß die tschechischen Arbeiter in den reichsdeutschen Industrieorten Mitglieder von Vereinen sind, die nur tschechische, aber beileibe keine sozialdemokratischen Vereine sind; wird doch auf einen Kongreß dieser ‚auswärtigen tschechischen Vereine', der im vorigen Jahre in Prag tagte, ausdrücklich Bezug genommen und dessen Beschlüsse für bindend erklärt. Daß diese Vereine, in denen wohl das proletarische Element überwiegen wird, keine sozialdemokratischen Organisationen sind, entnehmen wir einem wahrhaft possierlichen Detail: man nennt sich dort nicht ‚Genosse', sondern ‚Landsmann' (wir setzen die deutsche Bezeichnung her), und so erscheint als Prager Zentralstelle nicht der Genosse Karl Folber, der frühere sozialdemokratische Abgeordnete, sondern der ‚Landsmann' Folber! Auch an ihren Namen erkennt man die Vereine als bürgerlichnational; Palacky, Komensky, Hus; so würden sich doch nicht sozialdemokratische Vereine nennen! Das sind also danach sicherlich merkwürdige Vereine für sozialdemokratische Arbeiter! Nun werden die Tschechen höchstwahrscheinlich antworten, daß diese Vereine jedes politischen Charakters entbehren, bloße Vereinigungen von Landsleuten sind, in denen sich die im Auslande wohnenden Tschechen, ihrer wirtschaftlichen und politischen Stellung un-

geachtet, zusammenfinden und zusammenfinden können. Wir haben aber noch nie gehört, daß deutsche sozialdemokratische Arbeiter etwa in Paris oder in London, in solche ‚neutralen' Vereine von Auswanderern, die es ja überall gibt, eingetreten wären! Es ist ja bekannt, daß die Tschechen für ihr Zusammenarbeiten mit bürgerlich-nationalen Elementen immer eine Ausrede bereit halten; in Wien berufen sie sich dafür zum Beispiel wieder auf die ‚Notwendigkeit' des gemeinsamen Kampfes aller guten Tschechen für tschechische Schulen, und in dem Begriff der ‚nationalen Minorität' ist ihnen das sozialdemokratische Bewußtsein allmählich ganz verloren gegangen..."

Die Sache ist nicht ohne grimmigen Humor: Das dumme internationale Huhn, das kräftige Entlein ausgebrütet hat und nun starr vor Staunen und Entsetzen zusehen muß, wie sie ihm auf dem so sehr verabscheuten nationalen Wasser ganz ungeniert und mit sichtlichem Wohlbehagen davonschwimmen. Es ist geradezu was Klägliches um die Hilflosigkeit, mit der das deutsche sozialdemokratische Zentralorgan diesem doch so ganz natürlichen Vorgange gegenübersteht, wie es der anders, der natürlich gearteten Brut mit theoretischen „Gründen" das „Verbotene" ihres Betragens „beweisen" will, und schließlich doch nichts weiter vermag, als ohnmächtig mit Scheltworten hinter ihr her zu kollern. Aber darin hat der „Vorwärts" recht, und dafür soll denen, die es so weit gebracht haben, dieser und jener das Bad heizen —: von deutschen sozialdemokratischen Arbeitern hat man freilich „noch nie gehört", daß sie im Auslande in nationale Vereine eingetreten wären. Auf diese mustergiltige „Erziehung" können die sozialdemokratischen Führer sich was einbilden. Wenn's dann nur nicht einmal heißt: „Irrtum, laß los der Augen Brand! Und merkt euch, wie der Teufel spaße!"...

* * *

In der in den weitesten Kreisen, auch der Sozialdemokratie, nicht gelesenen „Neuen Zeit" hat „Genosse" Anton Pannekoek einen saftigen Pfannkuchen, mit der Aufschrift „Kampf gegen den Krieg", niedergelegt, aus dem nun Rosinen, wie die folgenden, beflissen herausgepickt werden:

„Der bisherige zurückhaltende Standpunkt entsprach dem bisherigen Geiste der Massen, die instinktiv empfanden, daß sie einem Kampfe gegen die ganze Macht des stärksten Militärstaats nicht gewachsen waren. Aber mit dem stetigen Steigen der proletarischen Macht muß einmal ein Umschwung eintreten, dessen Anzeichen jetzt schon wiederholt zutage traten. Eine Arbeiterklasse, die vierzig Jahre intensiver grundsätzlicher sozialistischer Aufklärung durchgemacht hat, wird sich nicht mehr mit dem Gefühl vollkommener Machtlosigkeit auf die Schlachtfelder schleppen lassen. Das deutsche Proletariat, das an Organisationsmacht voransteht in der Welt, kann den Machinationen des internationalen Großkapitals gegenüber weder tatenlos in Ruhe verharren, noch sich auf angebliche Friedenstendenzen der bürgerlichen Welt verlassen. Es wird nicht anders können, als eingreifen, sobald die Kriegsgefahr aufkommt, und seine Macht den Machtmitteln der Regierung gegenüberstellen...

Die Stunde der sozialen Revolution hat geschlagen. Die Erkenntnis für den Inhalt und den gewaltigen Ernst der Zeiten, den wir jetzt erleben, ist es, die den Arbeitern not tut. Die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter aber müssen sich von dieser Erkenntnis ganz besonders erfüllen lassen, sind sie es doch, die die Kerntruppen der kommenden Massenkämpfe bilden werden, sind sie es doch, von deren revolutionärer Tatkraft und Entschlossenheit das Schicksal der kommenden Jahre in erster Linie abhängen wird ... Darum soll und muß der Arbeiter, der Gewerkschaftler in erster Linie, sich ganz erfüllen lassen von dem revolutionären Gluthauch, der durch unsere Zeit weht. Er soll wissen, daß die kommenden Kämpfe Männer brauchen, die für ihre Klasse, ihre Organisation, ihre Partei einstehen mit dem letzten Hauch ihrer Kraft ..."

Dieser „revolutionäre Gluthauch" entströmt vielleicht nur einem harmlosen Kartoffelpuffer, schmalzig genug riecht er dazu. Oder, da alles kurz und klein gehackt wird, — einem Deutschen Beefsteak. Aber ich will nicht vorgreifen. Also, bitte, nach Ihnen, „Kölnische Zeitung":

„Damit, glauben wir, sind wir nun wirklich an der Grenze dessen angekommen, was auch ein toleranter und nicht gerade empfindlicher Staat sich an Aufwiegelung und an Verherrlichung von Verbrechen gefallen lassen darf. Wir stehen in einer Neugestaltung unseres materiellen Strafrechts. In der ‚Schlesischen Zeitung' wird gerade jetzt daran erinnert, daß der Vorentwurf für ein neues Strafgesetzbuch dem Auffordern zur Begehung von Verbrechen oder zur Auflehnung gegen Gesetze, das heute schon strafbar ist, das Aufreizen gleichstellen will, weil gerade die gefährlichsten Volksaufwiegler die Form der Aufforderung vermeiden und dafür die jetzt straflose Anreizung wählen. Deshalb erschien es notwendig, einen wirksameren Schutz zur Abwehr von Umtrieben gegen die Sicherheit des Staates zu schaffen. Dabei soll nicht nur die Aufforderung zur Begehung von Verbrechen oder Vergehen, sondern auch die Anreizung zur Auflehnung gegen Gesetze oder rechtsgültige Verordnungen oder gegen die von der Obrigkeit innerhalb ihrer Zuständigkeit getroffenen Anordnungen unter Strafe gestellt werden. Die Strafrechtskommission, die soeben den Abschnitt des Vorentwurfs über die Verbrechen und Vergehen gegen die öffentliche Ordnung beendet hat, hat an dem Vorentwurf eine Verschärfung vorgenommen, indem sie das Merkmal der ‚Gefährdung der gesetzlichen Ordnung' nur bei der Anreizung zum Ungehorsam bestehen ließ, während es für die Aufforderung zur Begehung von Verbrechen und zur Auflehnung gegen Gesetze usw. in Fortfall gekommen ist. Der Vorentwurf stellt weiterhin die Verherrlichung begangener Verbrechen ebenfalls unter Strafe. Dieser Vorschlag geht von dem Gedanken aus, daß sich zwar heute schon derjenige strafbar macht, der zur Begehung eines Verbrechens andere aufreizt, indem er die Tat als erlaubt darstellt oder rühmt. Ein solcher Nachweis ist jedoch selten zu führen, weil gerade die geschulten Agitatoren an der Tatsache der Verherrlichung, von der sie die Wirkung von selbst erhoffen, sich genügen lassen, ohne sonstige Beweise für ihren Aufreizungsvorsatz zu liefern. Gegen dieses Verfahren, die sogenannte ‚agitatorische Glorifikation', richtet sich die Strafvorschrift des Vorentwurfs. Auch diese Bestimmung hat die Strafrechtskommission übernommen mit

der alleinigen Einschränkung, daß die Verherrlichung von Verbrechen ‚in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise' geschehen müsse. Bei der übereinstimmenden Anschauung beider Kommissionen darf man, wie das genannte konservative Blatt meint, annehmen, daß die in Aussicht genommene Verschärfung des Strafgesetzes gegen revolutionäre Umtriebe im endgültigen Entwurf Aufnahme finden wird. Angesichts solcher Leistungen, wie sie jetzt in offiziellen Blättern der Sozialdemokratie verübt werden, läßt sich nichts mehr dagegen sagen."

Dem gegenüber fragt nun die „Frankf. Ztg.":

„Soll das Reich wirklich die Politik der strafrechtlichen Umsturzbekämpfung, nachdem vor mehr als zwei Jahrzehnten das Sozialistengesetz ruhmlos zu Grabe getragen worden ist, in moderierter Form wieder aufnehmen, sollen wir wieder mit Umsturzvorlagen und verhüllten Ausnahmegesetzen die Gegensätze auf die Spitze treiben, nachdem der Verzicht auf den politischen Faustkampf, alles in allem genommen, doch gute Früchte getragen hat? . . ."

Ohne die „Kölnische Ztg.", meint das Blatt weiter, wäre vermutlich der Artikel Pannekoeks völlig unbeachtet geblieben: „Unbeachtet vor allem von der Sozialdemokratie selbst, deren offizielle Wochenschrift, die ‚Neue Zeit', sich, wie bekannt, der allgemeinsten Unaufmerksamkeit erfreut. Die Artikel hätten diese Nichtbeachtung auch durchaus verdient; denn es ist ja nicht wahr, daß derartige Betrachtungen charakteristisch wären für die Gesamtentwicklung der sozialdemokratischen Partei. Muß man in der Zeit des badischen Großblocks, der bayerischen Wahlkoalition zwischen Liberalen und Sozialdemokraten und des Stichwahlabkommens im Reich daran erinnern, daß die allgemeine Entwicklung der Sozialdemokratie seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes schließlich doch in der Richtung auf die Gegenwartsarbeit gegangen ist und jedenfalls nicht in der Richtung auf den Anarchismus? Freilich, es ist richtig, daß sich in der Sozialdemokratie viele Köpfe mit der Frage beschäftigen, wie die Arbeiterschaft ihre große organisatorische Macht zur Sicherung des Weltfriedens ausspielen könne, und daß eine kleine Gruppe von Extremradikalen hierbei sehr bedenkliche Projekte ventilieren möchte; wir geben auch durchaus zu, daß solche Diskussionen, wenn sie eine so ungeheure Organisation, wie die sozialdemokratische, hinter sich haben, in ihrer Bedeutung und ihren möglichen Gefahren nicht unterschätzt werden dürfen, daß der außerordentliche Einfluß, den die Sozialdemokratie auf die ganze Gesinnungsbildung ihrer Anhänger besitzt, und die demagogische Art, wie sie diesen Einfluß benutzt, zu Schwierigkeiten mancher Art führen kann. Aber wenn die Gesinnungsarbeit der Sozialdemokratie in der Tat neben manchen schädlichen auch viele wertvolle Traditionen zerstört, so handelt es sich doch gerade hier um Dinge, denen man mit einem Strafparagraphen unmöglich beikommen kann. Wer gegen Gesinnungen kämpfen will, gelangt unfehlbar zum Ausnahmegesetz, und die Erfahrungen des Kulturkampfes wie des Sozialistengesetzes haben gezeigt, was man auf diesem Wege erreicht. Aber erzieht denn die Sozialdemokratie ihre Anhänger wirklich zu revolutionärer Gesinnung? Ihr Einfluß in dieser Beziehung ist zwiespältig; wenn sie auf der einen Seite tatsächlich die revolutionäre Geste kultiviert, so hat sie doch zugleich — wenn

nicht aus Überzeugung, so aus Klugheit — ihren Leuten das Prinzip der Gesetzlichkeit eingehämmert und in diesem Sinne sogar eine große positive Arbeit gegen die Revolutionierung der Massen geleistet. Je umfangreicher ihre Organisation wird, je mehr sich ihre Tätigkeit mit der der Gewerkschaften und Genossenschaften verknüpft und je mehr so die Partei zu einer Macht im Gegenwartsstaat wird, die viel zu verlieren hat, um so fester müssen diese Gesetzlichkeitstendenzen sich einwurzeln. Man muß abwarten, welche Kräfte in diesem Hin und Her sozialdemokratischer Strebungen sich als die stärkeren erweisen werden; zu einer pessimistischen Auffassung aber liegt zunächst keine Notwendigkeit vor und an eine wirkliche revolutionäre Tatbereitschaft der Arbeitermassen glauben wir bis auf weiteres nicht. Solange eine solche Tatbereitschaft sich nicht in konkreten Unternehmungen oder Vorbereitungen äußert, sollte man jedenfalls den Strafrichter nicht bemühen.

Hier liegt die wesentliche Differenz, die uns von der ‚Kölnischen Ztg.' trennt. Das nationalliberale Blatt stimmt in mehreren Beziehungen mit uns überein. ‚Ausnahmegesetze sind ausgeschlossen', erklärt es kategorisch, und ebenso ist es im Prinzip mit uns einer Meinung, daß keine Kautschukbestimmungen geschaffen werden dürfen. Es schreibt sogar kurz und bündig: ‚Eine politische Gesinnung darf niemals als straffällige Tat behandelt werden. Sehr gut! Aber dann heißt es wieder: ‚Ob die absichtliche Vorbereitung der Revolution im Rahmen theoretischer Forderungen erfolgt, oder ob sie sich als Aufforderung zu einem positiven konkreten Tun darstellt, halten wir für unerheblich.' Entscheidend soll also die revolutionäre Absicht sein, auch wenn sie sich in keinerlei positivem Tun verrät. Damit ist man indessen mitten auf dem Gebiet der Gesinnungsstrafe, und deren Tatbestand wird nicht anders als kautschukartig formuliert werden können....

Zwölf Jahre lang hat das Sozialistengesetz auf der deutschen Politik gelastet, hat die Verfemung einer ganzen großen, auf dem Boden der Gesetze stehenden Partei gedauert. Der Sozialdemokratie hat alle Unterdrückung nichts anzuhaben vermocht, aber die grenzenlose Erbitterung, die das Gesetz bei seinen Opfern wecken mußte, hat unser öffentliches Leben korrumpiert, und wenn etwas geeignet gewesen wäre, die deutschen Arbeiter zu revolutionieren, so das Sozialistengesetz. Das war die Wirkung eines Tendenz- und Gelegenheitsgesetzes, und wenn heute kein Nationalliberaler an die Schaffung eines neuen offenen Ausnahmegesetzes denkt, so sollte aus jener Zeit doch ein heilsamer Schrecken auch vor versteckten Ausnahmeparagraphen, vor unkritischer Nachgiebigkeit an Stimmungen und Verstimmungen zurückgeblieben sein."

Über die Torheit und Verwerflichkeit solcher Ideengänge und Bestrebungen, wie sie der Genosse Pannekoek auf seiner Bratpfanne brenzlich schmoren läßt, kann es innerhalb der bürgerlichen Parteien nur eine Meinung geben und gibt es auch nur eine. Desgleichen werden sich alle bürgerlichen Kreise darüber einig sein, daß, wo ernste Gefahren das Vaterland bedrohen, auch scharfe und schärfste Maßnahmen keinen Augenblick gescheut werden dürfen. Es handelt sich hier also

in keiner Weise um eine grundsätzliche Frage, sondern lediglich um eine Frage der nationalen Zweckmäßigkeit, um die Frage: wird der erhoffte Nutzen eines wie immer auch gearteten Sondergesetzes gegen die in Rede stehenden Auswüchse der Sozialdemokratie größer sein als der von ihm zu befürchtende Schaden oder umgekehrt? Greifen wir aber den Kern der Frage heraus, so kann sie nur lauten: können Gesinnungen durch Gesetze überhaupt mit Erfolg bekämpft werden? Dann aber ist in der Frage auch schon die Antwort enthalten. Denn um Gesinnungen handelt es sich, und die Gesinnungen, die hier bekämpft werden sollen, sind ja gerade während des Sozialistengesetzes und durch das Sozialistengesetz großgezüchtet worden. Ohne die maßlose und sag' ich's nur gerade heraus: zumeist berechtigte Erbitterung, die der durch zwölf lange Jahre auf der Arbeiterklasse lastende grausame Druck, seine oft unerhörten Härten und Vergewaltigungen auch einfachster Menschenrechte notwendig erzwingen mußten und erzwungen haben, stünden wir vor der beklagten nationalen Selbstentmannung als vor einer schier unbegreiflichen, durch keinerlei Gründe zu erklärenden Erscheinung, vor einem Rätsel. Aber das Rätsel hat seine Lösung in sich.

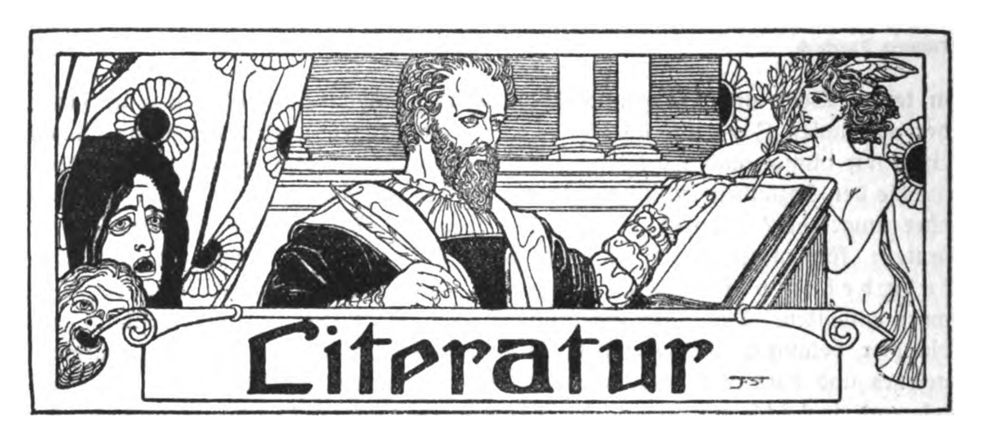
Die Frage kann für unsere gesamte nationale Wohlfahrt, ja für unsere nationale Existenz entscheidend werden. Wir können unmöglich dauernd im Kriegszustande mit einer Hälfte unseres eigenen Volkes leben, von der man noch nicht weiß, ob sie nicht schon die größere Hälfte der Gesamtnation ist oder doch über ein kleines werden kann. Darüber sollte man sich doch zuallererst und bis in die letzte Gehirnwindung klar werden. Wir leben nicht außerhalb der Welt, auch auf keiner Insel, wir sind von Feinden und falschen Freunden umgeben, wir können die Massen nicht in dauernder Aufsässigkeit und doch botmäßig erhalten, wir brauchen sie. Es ist geradezu ungeheuerlich, sich von Stimmungen oder Verstimmungen, wie sie der Zufallsartikel irgendeines Genossen in irgendeinem Blättchen wohl berechtigterweise auslösen kann, zu Forderungen hinreißen zu lassen, die in den Lebensnerv unserer nationalen Wohlfahrt und Sicherheit schneiden, und das in dem Bewußtsein der eigenen grenzenlosen Unverantwortlichkeit.

Scheint es den Herren wirklich hier und da im Gebälk unseres Reichshauses leise zu knistern, — nur ein Narr doch schüttet noch Öl ins Feuer.

Aber es ist ja gar nicht an dem, und was wir brauchen, ist nicht unerträgliche nervöse Geschäftigkeit, die, um nur was zu tun zu haben, ihre Finger überall zwischen die langsam, aber sicher mahlenden Mühlräder Gottes klemmt, sondern ruhige Überlegenheit, die sicheres und festes Zugreifen im rechten Augenblick noch nie verboten und auch vor noch so stürmischem Drängen immer noch das letzte Wort behalten hat. Nur ruhig Blut! ...

Kommen Sie sich nicht wahrhaft groß vor, Herr Pannekoek? Tant de bruit pour une omelette!





Die Heldin einst und jetzt

Von Käthe Damm

Ich weiß gar nicht, ob es in der modernen Literatur noch richtig eine „Heldin“ gibt, mit welcher Bezeichnung man die Trägerin der Hauptrolle auch im Roman und in der Novelle bedachte. Die jetzigen Hauptpersonen sind mehr oder weniger pathologische, philosophische, jedenfalls höchst differenzierte Damen, was von denen einer früheren Zeit nicht behauptet werden kann. Jedenfalls war es das Bestreben der Verfasser und Verfasserinnen, auf die Heldin auch das Hauptinteresse der Leser zu konzentrieren. Abgesehen von den Schöpfungen der ganz Großen, der Klassiker, von deren Heldinnen hier nicht die Rede sein kann, waren die meisten Heldinnen der früheren Durchschnittsromane gleich ihren meisten lebendigen, auf Erden wandelnden Schwestern sehr passive Menschen. Sie lebten und schwelgten in schönen Gefühlen, waren stets sehr bewegt und gerührt, weinten viel, waren zärtlich im Glück, oft auch mutvoll im Unglück, und liebten den Erwählten mit vieler Glut, die aber oft still verborgen, gleichsam unter der Asche, glimmte. Sie ließen das Leben über sich ergehen; ihr Schicksal zu meistern, fiel ihnen selten ein.

Sie erstiegen, nach oft sehr schweren Fährlichkeiten, die höchste Höhe des Glückes oder — sie versanken in der Nacht des Unglücks. Äußerlich waren sie immer sehr schön. Eine Heldin, die nicht berückend schön war, gab es einfach nicht. Sie war gewachsen wie eine Tanne (eine vielgelesene Schriftstellerin erfand die Bezeichnung tannenschlank), sie hatte entweder blondes oder dunkles, aber immer prachtvolles Haar, besonders schöne, tiefgründige Augen, war außerdem sehr jung, ungefähr zwischen achtzehn bis vierundzwanzig Jahren, und entwickelte im Lauf der Handlung die großartigsten Charaktereigenschaften.

Neben das blonde Haar trat dann, als eine Nuance, die sehr beliebt war, das rote Haar. Es hatte einen Stich ins „Dämonische“, was aber durchaus nicht immer auf den Charakter der Dame anwendbar war. Natürlich waren die meisten Heldinnen „ohne Beruf“. Von „Berufen“ der Damen war noch nicht viel die Rede, höchstens machten die „armen“ Heldinnen für Hungerlöhne Handarbeiten.

Als man, durch die staatliche Ausbildung zur Lehrerin, zunächst den Lehrerinnenberuf geschaffen hatte, wurde dieser Beruf vielfach für eine Heldin gewählt. Aber vorläufig nicht der Beruf der Schullehrerin, der Klassenlehrerin. Erstens waren diese noch nicht sehr zahlreich vertreten, und was sollte auch sich Interessantes in diesem engen, kleinen Kreise der Lernschule zutragen? Das soziale Interesse war damals noch nicht aufgewacht. Nein — die in eine vornehme Familie gehende Erzieherin, die Gouvernante, war es, die eben durch ihren Eintritt in ein anderes, ihrem Kreise oft entgegengesetztes Milieu besondere Erlebnisse haben konnte, von denen die Liebe eines zu dem hochadligen Hause gehörenden oder versippten Herren sehr beliebt war. Immerhin mußten bei dieser Fabel doch Kämpfe und Verwicklungen gezeigt werden, wobei das Gegenspiel verderbenheischender Elemente ausdrucksvoller hingestellt werden konnte.

Natürlich waren auch diese Gouvernantenheldinnen, die man oft in Gedanken auf langen Reisen in noch damals vielfach ganz entlegene Gegenden, auf polnische oder russische Güter begleiten mußte, stets sehr schön und sehr stolz, jedenfalls immer so stolz, um der hochmütigen Gesellschaft, die sie nur duldete, gründlich zu imponieren.

Der zweite „Beruf", dessen sich die Heldinnen befleißigten, war der der Künstlerin. Meist mußten es Damen der Bühne sein, schöne Sängerinnen mit berückenden Stimmen, oder eben so schöne Schauspielerinnen; Malerinnen oder Dichterinnen wurden eher vernachlässigt. Die Künstlerinnen waren aber nicht nur sehr schön, sondern auch sehr tugendhaft, selbst mitten im fragwürdigsten Milieu, das übrigens früher nur angedeutet wurde.

Eine eigene Spezies dieser Heldinnen wurde mit vielem Glück von Elise Polko kultiviert. Leider schilt die heutige Kritik vielfach über die sentimentale Art, die Elise Poltos kleine Geschichten auszeichnet, aber man kann nicht leugnen, daß ihre Skizzen immer sehr liebenswürdig, sehr graziös waren und daß sie mit den bekannten musikalischen Märchen ein Feld bebaut hat, auf dem andere es ihr nicht gleichtun konnten. Und trotz des jetzt oft gehörten Vorwurfs der allzu breiten Anlage, die ihn hier und da inhaltlich etwas auseinanderflattern läßt, ist ihr großer Roman „Faustina Hasse" eine Arbeit, die unverdienterweise ganz in Vergessenheit geraten ist.

Natürlich fehlten unter den Heldinnen einer früheren literarischen Produktion auch die Bauerntöchter, die ländlichen Mägde, nicht, sie waren eher als Heldinnen erachtet worden, als ihre dienenden Kolleginnen in der Stadt, welche erst die vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren beginnende realistische Schule in Aufnahme brachte. Einzig in der Literatur steht wohl, aber doch nur als Nebenheldin neben einer Hofdame, eine Prinzen-Amme da, die Bauernfrau Walpurga in Auerbachs vielgelesenem Roman „Auf der Höhe".

Wie mit der Zeit sich das Leben, die Ziele, Erfolge und Ausblicke der Frauen änderten, so änderten sich auch die Heldinnen. Wurden aus den passiven Frauen und Mädchen die selbsttätigen, selbständigen, selbstverantwortlichen, die nunmehr auch mit auf den Kampfplatz ums Brot traten, so mußten auch die Romanheldinnen eine Änderung erfahren.



Als eine Art Übergang trat dann auch wohl die „unverstandene Frau“ auf, deren Seele oder Herz in manchmal ganz unerklärlichen Banden und Fesseln schmachtete und die einen Ritter brauchte, der eben diese Seele befreite.

Daneben aber traten die Heldinnen mit dem Mut der Selbstbestimmung, die nicht mehr passiv sich verhielten, die nicht nur träumten und liebten, sondern die handelten und arbeiteten und ihr Schicksal selbst kräftig in die Hand nahmen. Diese Heldinnen brauchten auch nicht, wie ihre Vorgängerinnen, schön oder gar nur hübsch zu sein. Das war durchaus nicht mehr nötig! Sie mußten aber klug und sehr interessant sein. Sie hatten meist kein leuchtend blondes, sondern aschblondes oder rötliches Haar, keine blauen Sirenen- oder Nixenaugen, sondern graue, große, ernstblickende Augen, sie trugen ihr Eigenkleid und redeten keine schönen Perioden, sondern sprachen der Wirklichkeit entsprechend. Waren die Heldinnen nicht verheiratete, natürlich auf dem Punkt der Scheidung oder der Trennung stehende Frauen, so hatten sie selbstverständlich einen Beruf, oder bereiteten sich auf denselben vor.

Wie die Gouvernante sehr selten geworden ist, indem geprüfte Lehrerinnen eine selbständige Schulstellung der Erzieherinnenstellung meist vorziehen, so ist auch die Roman-Gouvernante verschwunden, während die Roman-Gesellschafterin als meist sehr verkanntes, unglückliches Wesen in manchen Geschichten noch eine Art Scheindasein fristet. Neben die Lehrerin traten dann, mehr als früher beliebt, alle Künstlerinnen; Bühne, Konzertpodium, Maler- und Bildhauerateliers gaben sie her, ferner kamen dazu die kunstgewerblichen Arbeiterinnen, die Damen, die in landwirtschaftlichen Berufen stehen, schließlich die enorme Schar der Handlungsgehilfinnen, der Schreibmaschinenschreiberinnen, der Telephonistinnen und der Verkäuferinnen. Auch der sogenannte vierte Stand wurde als besonders interessant entdeckt, Fabrikarbeiterinnen, Kellnerinnen und moralisch ganz verkommene Frauen und Mädchen wurden als Heldinnen mehr oder weniger peinlich empfundenen Seelenanalysen unterworfen.

Im Grunde konnten oft diese die Heldinnenstelle einnehmenden Damen aber gar keine Heldinnen im alten Sinne des Wortes sein. Denn der Heldin von Anno dazumal haftete doch meist etwas an, das sie zur Heldin machte: irgend ein guter, großer Gedanke. Und auch die späteren Heldinnen mit Beruf hatten oft daran teil. Aber in vielen, vielen, in unzähligen Romanen, in denen die Heldin oder die Heldinnen (oft haben die Romane jetzt zwei oder mehr Heldinnen) ganz aufdringlich modern und klug sind, in denen sie alle Sentimentalitäten der vergangenen Zeit überwunden haben, fehlt eben meist das wirkliche Heldentum: der große Gedanke, von dem reinen Herzen, das man sich nach Altmeister Goethe erbitten soll, ganz zu schweigen.

So zurechtgemacht in ihrer Größe manche Heldin der alten Schule wirkte, so ganz armselig und klein erscheinen oft die Heldinnen der neuen und neuesten Bücher; flogen die alten zu hoch mit erborgten und erträumten Schmetterlingsflügeln, so kriechen gar viele moderne Heldinnen allzu sehr im Staube und sind unfähig, überhaupt irgend einen hohen, großen Gedanken zu erfassen.

Natürlich sind oft die Helden, die ihnen beigegeben werden, ebenso arm-

selig, wie die Situationen peinlich und allzu kläglich-natürlich sind. Über den Schwächen und Fehlern der früheren Heldinnen lag ein zarter Schleier, auch ihrer viele strauchelten und fielen, auch sie erfreuten sich nicht alle der jetzt so oft verhöhnten „unversuchten Tugend“.

Die moderne Heldin aber bricht unbewußt, bricht mit Mut und Entschlossenheit alle Schranken entzwei und erscheint in ihren Leidenschaften ohne Schleier. Man hat das den Romanen der neuen Zeit als Lob angerechnet, weil man verlernt hat, Vergleiche richtig zu ziehen. Um das Beispiel des Romans anzuführen, der von wirklichen Kennern und Literaturgrößen als einer der ersten und besten Frauenromane überhaupt hingestellt wird, Luise von François' „Letzte Reckenburgerin“. Wie in vielen modernen Romanen, steht da ein uneheliches Kind zuerst im Vordergrund, ein Soldat, der, selbst schon Vater, sich aufmacht, um seine Mutter zu suchen, die er in der „letzten Reckenburgerin“ zu finden meint. Also da sehen wir es: der so oft gehörte Vorwurf, daß die früheren Schriftstellerinnen als allzu prüde verschrien, sich an derartige Stoffe und Verwicklungen nicht heranwagten, ist ganz haltlos. — Louise von François hat das schon vor vierzig Jahren bewiesen, wie sie mit feiner Hand den Stoff gemeistert hat, ohne je mit einer groben Situation die Grenze zu verletzen, die auch dem wahrsten Buch gezogen ist, wenn es eine künstlerische Arbeit werden soll.



Enge und Weiten

Enge und Weiten sind mehr als Begriffe des Raums, aus dem kleinen Menschenhirn hinausprojiziert in die umgebende Schöpfung. Sie sind die Kulissen der Welt, dazwischen die Bühne des Lebens sich breitet. Sie sind Tragik und Schuld, Glück und Größe des Menschen. Sie sind die Eltern der Sehnsucht, des ewigen Singequells der Menschenherzen.

In die Enge ist der Mensch geboren. Sie umhüllt ihn behutsam in seiner Wiege, sie begrenzt dem Kinde den Lebensausschnitt mit den vier Wänden des elterlichen Raums, sie spannt strenge Pflichtnetze um den Anwachsenden, sie führt als Berufs- und Lebensnot tapfer die Zügel. In die Weiten w ä ch st der Mensch. Trotz Enge und Fron. Seiner Seele Heiligstes gibt ihm Kraft und Flügel. Aber Wachstum schmerzt. Wachstum ist Kämpfen und Ringen. Ist der Gegner zu mächtig, die Enge des Lebens zu drückend und erdschwer, dann trägt der Sehnsuchtstreiter Narben und Male des Siechtums, und seiner Seele fehlen Größe und lachende Freiheit.

Zu diesen Gedrückten und Verkürzten, denen die Enge der Umwelt zum Verhängnis wird, zählt schon die Weisheit des Sprichworts den Schulmeisterstand. Schule und Lehrerkram sind uns typisch für tote Pedanterie und lebenentrückte Verdrossenheit. Gott weiß, mit Recht. Ein „freier“ Lehrerstand, die Grundfeste jeder gedeihlichen Schulentwicklung, ist zum Märchen geworden. Und wären sie frei, denen die aufstrebende Jugend vertraut ist, eine Klasse der Schöpferischen könnten sie nimmer werden. Ihr Amt, auch in idealster Erfüllung, fordert Verarbeiten und Anpassen, nicht Schaffen und Bauen aus dem Ureigenen, dem Heiligtum der Seele. Darum wellen so wenig Kulturkreise hinaus aus den Zentren der Lehrenden, darum

ist der Kunst, der s c h a f f e n d e n Kunst des Worts, der Weise, der Darstellung so selten ein Herdsitz frei im Heim eines Schulmanns. Ein großes Quantum von Eigenkraft, ein stürmisch forderndes Dichterherz ist nötig, soll die lähmende Last der Lehrerarbeit feierabends mit fröhlichem Ruck von der Seele schwinden, daß sie, die den lauten Tag im Schweigen lag, nun raunt und spricht und singt und von den tiefgrünen heiligen Gründen sagt, denen sie sinnend entsteigt ...

Vor mir liegen einige Bändchen Lyrik. Durchaus Schulmeisterlieder. Von ungleichem Wert, manches unfertig und konventionell in Ton und Phrase, viel Schönes und echt Ergreifendes, einzelne Lieder voll edelster Tiefe und ausgereifter Kunst. Alle singen sie mit warmer Innigkeit von Heim und Herdglück, von Kindheit und jugendlich erblühender Lustbarkeit. Durch alle glüht Liebe und Treue zum Boden der Heimat, ein glückliches Verstehen der Lehrerfreuden, eine traute Befreundung mit Humor und heitrer Laune. Fast alle diese Sänger sind Optimisten mit lachenden Augen, auch der eine, der sich zur Melancholie bekennt, findet zeitweilig Töne schalkhafter Lust. Bis auf ihre weibliche Genossin sind sie Gymnasiallehrer. Vertreter also der umstrittensten Schulkategorie. Doch vor diesen liebenswürdigen Gestalten schweigt der Streit. Die Persönlichkeit macht's, nicht das System. An solchen Lehrern kann unser Volk, kann unsre Jugend gesunden.

Die Dichtungen der H e l e n e B r e h m („Von heimischer Scholle", Verlag Friedrich Scheel, Kassel) und O t t o D o e p k e m e y e r s („Bunte Blätter", Verlag Friedrich Kortkamp, Herford) sind Kinder durchsonnter Enge. Dem Meißnerland und der westfälischen Heimat treu verbunden, mit schlichter Innigkeit den wandelnden Werten der Natur ergeben, im Herzen den Zauber des deutschen Hauses — des versunkenen Glücks im Elternheim, der frohen Gegenwart am eigenen Herd —, singen beide ihre anspruchslosen Lieder. Auch eine gemütvolle Freundschaft zu den alten christlichen Festen eignet ihnen, Kinderlust und Ferienglück und Wanderfrohmut kleiden sie in gefällige Verse, Sagengestalten entsteigen ihrem heimatlichen Boden. Helene Brehm ist die größere Dichterin, sie fällt seltener in dilettantischen Phrasenton als ihr männlicher Genosse, ihr Blick ist weiter und ihr Fragen tiefer. Sie weiß von Nächten, unheimlich bewegten, da ungeborne Seelen seufzen, sie fragt um Gott, den Namenlosen, dessen Walten ihr Erleben ihr verbürgt, sie singt von den alten Händen die schönen Verse:

> In diesen runenbeschriebenen Händen
> Ist viel zu lesen,
> Von eines Lebens Sonnenbränden,
> Das köstlich gewesen.
> Den Becher des Glücks, den Kelch der Leiden.
> Sie durften ihn greifen.
> Nun blieben uns noch aus fernen Zeiten
> Zwei goldene Reifen.

Tiefer durchfühlt, von Leid und Lust zerpeitscht und gesegnet liefen die Tage des Altmärkers W i l h e l m A r m i n i u s hin. Ein volleres, reicheres Leben spricht auch aus seinen Liedern („Gedichte", Verlag Alexander Duncker, Berlin). Die meisten durchzieht ein weher Grundton. Wie Lenau sieht er die Melancholie sich stets verbunden als Freundin durchs Leben. Und so überwiegen in seinen Tageszeitbildern Abend und Nacht, da Tote aufstehen und selige Grüße bringen, auch Frühling und Sommer tragen in allem Glanz die Schatten des Vergangenen, des begrabenen Glücks. Dies Glück seiner Liebe, das erhoffte, lenzfrohe, dem sich duftende Blumen gesellen und Osterglockenklang; das heiße, krafterrungene Gegenwartsglück; sein dämmerndes Leuchten und Grüßen aus Grab und Dunkel, darein es versank, ist das tiefste Erlebnis des Dichters, die heiligste Glut seiner Lieder. Immer wieder gleitet lichtvoll leise ihre Seele zu ihm, ein stiller weißer Schwan ...

Doch Arminius versinkt nicht im Leid, er weiß den Weg zur Versöhnung mit Gott und Leben und bekennt: „Tiefer klärt sich mir die Welt." Die Natur tröstet und härtet sein Herz,



die Jagdlust tönt ernst und froh aus seinen Liedern, als Hüter junger Menschensaat fühlt er die Tiefe seines Berufs, zum Sonnenflug hebt sich neu seine ungebrochene Seele. Auch seine geliebte Altmark wird besungen, Stätten historischer Weihe finden ihr Lied, Heidegeister und Märchengebilde huschen durch seine Dichtung, und tapferer Jugend und ihrer ruhmreichen Tat gilt der Ausklang der Sammlung.

Jugend, sonnige, selige Jugend lacht und singt aus den Liedern des pensionierten Gymnasialprofessors Adolf Ey („Aus allerlei Schubladen." Verlag A. Hofmann & Co., Berlin). Ein wonniger warmer Abendglanz vergoldet die fröhlichen Reime des Greises. Nichts macht Herz und Auge so froh und lebensgläubig wie ein leuchtendes altes Gesicht. Keine Predigt, kein Weisheitsbuch der Erde überzeugt so tief und klar vom sonnigen Werte des Lebens, vom endlichen Siege des Schönen und Zukunftsstarken. Und Adolf Eys Augen leuchten so jung wie sein Herz. In Gedichten, die durch die Feinheit des psychologischen Verstehens, den schalkhaften Halbernst, mit dem auf die kindlichen Gedankenkreise eingegangen wird, durch die graziöse, leicht-naive und doch fein pointierte Form zum Besten, Allerbesten ihrer Art zählen, plaudert der Großvater von Spiel und Freuden und kleinen Sorgen seiner Enkelkinder. Ein Schwesterchen ist angekommen. Großvater erkundigt sich bei den drei Jungens um ihre Wohlmeinung. Der Älteste sagt: „Ein Mädel nur? 's ist jammerschad!" „Na," meint der Zweite gnädig, „'s ist doch immer noch besser wie nichts." Der Kleinste aber mault und quest: „Ein Eselchen wär' mir lieber gewest." — Oder: Großvater tröstet und belehrt den armen Jungen, der eben Schulprügel hinter sich hat. Doch der Knirps findet die Weltweisheit Großpapas ungenügend. „Ach," ruft er, „das würdest du nicht sagen, hätt'st du mal Haue so wie ich gekriegt. Großvater, nein, du kennst das Leben nicht!" — „Haue" kriegt auch der Siegfried, der die Nibelungenerzählung Großvaters im Verein mit den Geschwistern allzu radikal in Wirklichkeit umsetzen will. Und aus einer Fülle andrer reizender Geschichtchen spielen und plaudern und strampeln die Kleinen, in der Mitte immer der glückliche, freundliche Großpapa.

Doch auch der Jugend, der seine Lebensarbeit gewidmet war, der männlich herangedeihenden Gymnasiasten gedenkt Adolf Ey in Liedern voll herzlichster Innigkeit. Er findet aus der Enge der Schulstube immer den Weg zu den goldenen Weiten des Lebens und den heiligen Träumen der Jugend. Die eigne, weit zurückliegende Jugendzeit, die Zeit der Penne und des freien Burschentums leuchtet noch immer, sie läßt den Professor verträumt abschweifen von den Themen seines Vortrags, sie gibt ihm das warme Verständnis für Lust und Sehnsucht seiner Schülerschar. Er läßt seine Abiturienten ein lustiges Lob der Prima singen mit dem Refrain: O tempus omnium florum, o Prima Gymnasiorum! Vom Schulfest im Tiergarten hören wir, wo's schön war, schön zum Schrein, denn die pulcherrima pulchrarum war auch in horto bestiarum. Die Trude gegenüber wird vom homerwütigen Primaner als Nausikaa geehrt und besungen. Und er belehrt die Dame seines Herzens über den Zweck ihrer feinen, schlanken Hände, von Gott gegeben vor allen Dingen, um sie ihrem liebeskranken Freunde um den Hals zu schlingen.

An der nachleuchtenden Kraft des eignen Jugendglücks labt sich der Dichter in einem freundlichen Ausklang. Auch fremde Gestalten, auch Sagengebilde und tiefe Fragen des Lebens steigen hier auf und erweitern den Horizont dieser hellen, durchsonnten Welt.

Doch den Dichter des weitesten Stoffgebietes, der stärksten und persönlichsten Schaffenskraft finden wir in Fritz Erdner. Seine Lieder, die das stattliche Bändchen „Erdenenge und Weltenweiten" (Fritz Eckardt, Leipzig) versammelt hat, rief eine freie, ringende Dichterkraft aus den Tiefen ihres Schöpferschachtes ans sonnige Licht. Schlackenlos, rein. Vom Staub der Schule, vom Ruß der Werktagsfron verschont. Und doch fröhlich einbekannt als Schulmeisterkinder. Fest und breit steht ihr Sänger auf dem Stück Land, das ihn nährt. Schule und Heim, diese trauliche Enge, sind ihm Quelle der Kraft, sein Hort in der Bangnis. Doch dem erdsichern Mann raunt die Natur das Geheimnis ihrer Schönheiten zu, spinnen Ge-

schichte, Sage und Mythos goldene Fäden. Das Leben, das farbenbewegte, das jenseits der Schulmauern sprüht, prägt kleine, deutliche Bilder in seine Seele. Aus ihr aber grollen zehrende Fragen und Zweifel, die Stimmen der Sehnsucht steigen auf wie suchende weiße Hände, heiße Wünsche der Liebe lohen glührot empor. Doch aus den Lüften wehen die Grüße eines gottgegründeten Zion, hoch in den Höhen des blauschimmernden Raums bauen sich die Mauern der Gralsburg, der leuchtenden, heiligen Heimat ...

Die Natur, in die er gestellt ist, ihre Tages- und Jahreszeitformen besieht Fritz Erdner als treue Interpreten menschlichen Werdens und Vergehens. Ob er den Frühling psalmierend begrüßt, ob aus Ostergewittern Lebensfluten an ihn hinanbrausen, ob der Nordwind den fallenden Blättern zu herbstlichen Tänzen geigt. Der Wald ist des Dichters alter Gesell, mit dem er feiern will und flammen, bis beide entblättert die graue Zeit. Der Herbst und die Alten, blühende Bäume und des Dichters sehnende Werdefreude, goldene Früchte und bleibendes Menschenwerk sind innig verschwistert. So sind die weiß und roten Dirnen, die zum Frühlingstanz ausziehen, den weißen und roten Kastanienkerzen verwandt, beide lenzentzündet, so der Dichter der spätgrünenden, mannhaften Wintereiche. Und am Weiher stehen drei Weiden. Die eine praller Kätzchen voll, die andre gab die Zweige für Körke und Schalmeien, die dritte aber, die alte, sinnende, leuchtet still durch die Nacht und birgt der Nachwelt einen schweren goldenen Hort ...

Tiefdunkler, schweigender Wald und die kreischende Kraft des brandenden Meers, klirrender Frost und die bange Scheidestunde eines ersterbenden Jahres sind gleichfalls Themen seiner Dichtung. Am liebsten aber, mit den innigsten Klängen besingt Fritz Erdner die Nacht. Ihren leuchtenden Beginn, über dem der Mond waltet — hier findet sich die wunderbar schöne Strophe:

Drüben, wo im Taugewand
Schwarz das Schweigen thront,
Hebt sich übern Wipfelrand
Groß der volle Mond —;

den Nachtwind mit seinen reinen Gottesstimmen urewiger Liebe, die Sommernacht, von tiefen Brunnen geheimnisvoll durchrauscht, die Nacht des Frühherbstes, wenn zu Mondenschein die Sense rasselt und die bangende Seele erschreckt. Verlorenes Liebesglück und der Segen der frohen Gegenwart blicken zur Nachtzeit auf den Schlummerlosen mit offenen Augen. Er seufzt: Wenn nur nicht die langen Nächte wären ..., wenn nur nicht die Toten auferstünden ..., und doch birgt er Leid und Bangen und das tiefste Glücksverlangen in den heilenden Frieden der Nacht.

Bisweilen belebt sich Erdners Natur mit mythischen Gebilden: Frau Holle und Schwanenjungfrauen, der personifizierte Frühlingswind und der lachende Lenzgott walten noch heute. Auch sonst sind Gestalten des Mythos und der Sage seiner Dichtung nicht fremd. Baldur, die seligen Asen und die rauhen Sprüche der Nornen, Wielands, des kraftberaubten Schmieds, Befreiung und die geheimen Schatten des heiligen Nerthushains stehen hier neben Hebe, Odysseus und Butes, neben der traumhaften Erinnerung an Eurydike.

Auch historische Persönlichkeiten leben auf. Den Fasching zu Prag, wo der alte Fritz mit seiner mächtigen Gegnerin den Reigen dreht, besingt Erdner mit Humor und Laune. Zu patriotischer Begeisterung flammt er auf in „Ibrahim und Moltke“. Doch auch Dunstan, Bischof von Canterbury, auch Bilder der Antike sind eingewoben. Von der letzten, grausen Quadrille von Sybaris hören wir im Balladenton, das entschlummerte Rom wird wach vor den Augen des nächtlichen Besuchers. Und vom Richthaus des Pilatus geht einer nach Golgatha. Jesus Christus, mit der Last des Kreuzes. Eine wunderliebe Legende wird erzählt von einem schönen verlorenen Kind, das ihm entgegenhüpft, ein Adonislied auf den Lippen. Und das Rosen windet in den Dornenkranz des Dulders. Schweigen. Dann spricht der Herr: „Ich hab' dich je und je geliebt. Kythere, du bist mein.“ Und weiter geht der traurige Zug. Doch als der Tag ver-

ronnen und welk die Rose im Kranz des Heilands, lehnt unterm Kreuz ein Weib. Und zuckend schluchzt ihr Mund: „O mein Adonis" ...

Die Vergangenheit spricht nicht allein, auch die Gegenwart, das vielgestaltige Leben der Welt redet vertraut zu dem Dichter. Zwei Balladen erzählen von Alaska und den verderbenden Goldströmen und von der Gretel, die zur Ostermitternacht, nur im bloßen Hemdchen, den Liebsten sieht. Derber und sinnlicher ist die Liebe zweier junger Menschen, die im Korn der Scheuer ihr verschwiegenes Stelldichein haben, der jungen Bauerswitwe, die nach den sehnigen Armen des Großknechts schielt, der leichterregten Dorfdirnen, die beim Tanz mit einquartierten Soldaten der Dichter warnen muß:

> Lieschen und Dörten und Fieken! Bedenkt das Ende und opfert
> Einer krieg'rischen Nacht Jahre des Friedens nicht auf!

Nicht nur toller Liebesdrang regiert die Welt, auch stilles Heldentum blüht in verlassenen Winkeln des Lebens. Ein hohes Lied heldhaften Duldens singt Erdner von einem schwerkranken Dorfschullehrer, der seine Schmerzen verbiß und aß und litt und aß, um sein Ende über den Letzten des März hinauszuschieben und so ein höheres Witwengehalt den Seinen zu erwirken. Und der, als der junge April angraut, sieghaft schweigt, vom letzten März das Kalenderblatt in kalter Hand ...

Dieser freie Blick für die Natur und die geheimen Fäden, die sie ans Menschliche knüpfen, für Geschichte und Sage, für Kräfte und Gestalten der Gegenwartswelt hat den Dichter auch zum Gnomiker gemacht. Es sind Lehren eines freudigen Herzens. Gegen die Verkehrten richtet er schneidig die Waffe. Gegen Heulmeier, gegen die Prediger einer ultravioletten Transzendenz, gegen den „Reifen" mit dem zufrieden überlegenen, matten, satten, unausstehlich reifen Lächeln. Dem Espritprotzen wirft er den derben Vers entgegen:

> Geistreich zu glänzen ist nicht schwer,
> Wie groß auch sonst der Ochs ist;
> Das Wort sei noch so frech und leer,
> Wenn es nur paradox ist.

Doch freut es den Dichter, bejahen zu dürfen und das Lebenskräftige in der Welt fröhlich zu bekennen. Voll tiefer Schönheit ist der Satz:

> Mephisto kam ergrimmt geschlichen
> Und schrieb sein Minus vor die Welt;
> Gott aber hat es durchgestrichen
> Und hat das Kreuz davorgestellt.

Und neben Gedichten des Sinnens, Plauderns und Urteilens die Lieder, die aus dem Herzen des Dichters heller Liebesdrang singt. Auch die lose Liebe kennt Erdner, die in dämmernder Weihnachtsstunde seiner Wirtin Bäschen herzen und küssen lehrt, die von den heißen Lippen einer freien Schönen ihm goldenen Überfluß bietet. In den heiteren Maßen des antiken Distichons beichtet er ein süßes Idyll aus Neapel, unter dem Torweg gepflückt, von blitzenden Wettern umleuchtet. Und aus der Gasse der Sünde lockt schönes Fleisch und girrt und berückt, bis das Gespenst des Elends, das hier haust, den fiebernden Besucher verjagt.

Sonst ist sein Lieben rein und voll tiefer Seele. Die ferne Geliebte grüßt den Dichter durch lose Rosenblätter, die der Lenzwind auf seinen Arbeitstisch weht, oder sie spitzt die Lippen, um die Feder zu netzen. Und beidemal ist's mit ernster Arbeit vorbei, nur heitrer Liebestand quillt aus der Feder. In süßen Morgenträumen, an still versonnenen Tagen fühlt er die Ferne nah, ein roter Schal aus der drängenden Menge der Gasse weckt ihr Bild, zur Nacht, wenn weicher Veilchenduft den Träumenden umspült, beglückt ihn ihres duftenden Gewandes süße Nähe.

Und dann ist sie da. Sonntags, wenn alles zur Kirche ist, feiern die beiden, dem Orgelklang fern und den gläubigen Sängern, ihren stillen Gottesdienst. Oder sie sitzen wohl im Predigergestühl, lassen den guten Vater von der Kanzel den Erntedank sagen und denken ihr

Eigenes über Sommerhoffen und Erntesegen. Kühl und züchtig sitzt das bräutliche Paar, wenn musternder Besuch am Tisch weilt — nur unten tippt verstohlen sein Fuß auf ihren Schuh. Doch in der Waldnacht, da die Johanniswürmchen glühn und fern die Geigen klingen, wirbelt das Frühlingsfest tief in die heißen, verlangenden Seelen. Und sie wird sein Weib, sein treuer Kamerad. Von dem Grab der Mutter steigt segnende Gnade. In kleinen Liedern voll reizender Laune preist er sein Frauchen, ihr emsiges Walten, ihr Schmollen und Strafen.

Ein sonniges Heim hat sich der Dichter gebaut. Die innigsten Klänge seiner Leier singen ihm ein fröhliches Preislied. Das Häuschen und der hellblühende Garten, die anwachsende Kinderschar mit den strammen, zappelnden Beinchen, und über allem der weiche Duft segnender Frauenarbeit. Kabinettstückchen poesiedurchsonnten Familienglücks sind die kleinen Geschichten vom Töchterchen, dessen Rosenstrauß den gimmen Köter bannt, von der ersten Reise des wagefrohen Stammhalters, von der Zerlederung alter Atlanten durch die tatendurstige Kinderwelt. Und namentlich die heitere Flucht nach Ägypten. Am ersten Weihnachtsfeiernachmittag, im neuen Schlafrock, dehnt sich behaglich auf dem Sofa der Vater, froh getaner Pflicht. Doch nicht lang währt die wohlverdiente Siesta. Grau wie ein Esel ist doch Papa, finden die Kinder, da kann man fein nach Ägypten reiten. Mariechen und Fritz und der neue Bademat — die heilige Familie ist fertig. Und Papachen seufzt und muß sich fügen.

Einmal freilich greift der Tod rauh in dies sonnige Glück. Und raubt Hansi, den kleinen Jungen, der draußen vor der Stadt im Garten des Friedens sein lang ersehntes Beetlein erhält. Auch die Gattin bedroht der Würger. Hier erhebt sich des Dichters Stimme zu lautem, vertrauendem Gebet. Und der Himmel hört sein Rufen. Doch neue Gefahren bestürmen das stille Glück. Aus anderer Richtung droht dunkles Gewölk. Zur Nachtzeit meldet sich eine längst Entschlafne, im Mondlicht schimmert ihr weißes Kleid. Eine Lilie im Garten, träumend in dämmernder Wildnis, blüht nicht seiner Frau. Und ein Wort fällt, das alles Glück tötet, ein Wort, jach wie ein Schwert. Tief aber im Herzen wird lauter und lauter die Stimme der Sehnsucht, die hinausruft aus der freundlichen Enge des Heims, aus der umgrenzten Magisterarbeit, die nach Sturm ruft und Sieg und befreiendem Leid .

Diese Lieder reden keine klare Sprache. Dunkel und weh zittert es durch ihre Verse. Arbeit und Schaffen und die feste, fügende Hand des Schicksals heilen wieder und härten und führen zu neuen, freieren Höhen. So werden die schweren Stunden zum Feierglockenklang. Wieder klingt Liebe hinein ins neue Leben. Doch der Tod steht da, schwarzverhangen, als düsteres Ende ...

Tod und Leben, die Schauer letzter, tiefgründiger Fragen, die Tröstung aufdämmernder Weltweisheit voll versöhnlicher Milde schufen der Sammlung wertvollste Dichtungen. Hier liegt geklärtes Gold. Müde und bange sucht er und fragt:

> Immer tiefer graun die Schatten,
> Immer schwerer und erschlaffter
> Schleicht der Schritt des Wandermatten,
> Und der Pfad wird rätselhafter.
>
> Was ich war und was ich werde?
> Wo ich her, wohin ich reise?
> War ich Himmel? Werd' ich Erde?
> Ob ich wiederkehr' im Kreise?

Trost aber leuchtet ihm der funkelnde Glanz der Sterne. Und er verzichtet auf das stürmende Verlangen der Jugend, die Welt zu meistern und ihren Sinn ausschöpfen zu können. Ich weiß nicht, ob die Wahrheit des ewigen Ignorabimus aus Dichtermund je schöner und ergreifender verkündet wurde. Von einem Knaben erzählt er, der tief im kalten Winter in die schneeige Heide zog, Holz zu holen. Und der auf dunklem Waldgrund einen goldenen Schlüssel fand, in Schlummer sank und starb. Nach tausend Jahren zur Weihnachtszeit fand ein Knabe den

Schlüssel, grub aus schwarzer Erde ein goldnes Kästchen, sank in Schlummer, träumt' und starb. Wieder und wieder nach tausend Jahren kamen Knaben zur Stelle, fanden Schlüssel und Kästchen, drin einen neuen Schlüssel, dazu ein neues Kästchen —

Doch im letzten, größten von der Kästen
Langer Reihe, also hört' ich sagen,
Schwer, gediegen — zwei der Tränenperlen
Aus den großen hellen Augen Gottes
An dem Griffe —, liegt der goldne Schlüssel
Für das goldne Schloß der goldnen Tür zum
Paradies. Den wiegt der Menschenkinder
Allerletztes in den müden Händen,
Selig lächelnd, neigt das Haupt zum Schlummer,
Träumt und stirbt . . .

Bisweilen klingen Grüße des Paradieses ans Ohr des Dichters. Vom andern Ufer, wo der Amboß seiner Taten steht, ruft es und lockt es. Von dort winkt es mit lieben blassen Händen. Drüben wartet die lang Entschlafne seines anrauschenden Kahns, drüben, in der Mutter Schoß gelehnt, liest er dereinst die Kindermär vom entflognen goldnen Sperber aus.

Noch aber, trotz der werbenden Stimmen aus dem Lande der Stille, trotz der heiß verlangenden Sehnsucht nach dem Schatten des Erkenntnisbaumes, der drüben ragt und blüht, noch steht der Dichter, sich selbst behauptend, mit heitrem Blick und Sinn im Leben,

nehmefreudig, tatbereit,
Und gebekräftig dennoch, todesopferfroh,
Zu streben und zu sterben, wie's ein Gott gebot.

Eine herrliche Kraft ist's, die durch die Verse dieses Büchleins fließt, gleich klar und zwingend in den traulichen Liedern vom stillen Herdglück, in den tiefsinnigen Sängen von Natur und Liebe, in den kurzen und prägnanten Bildern aus Geschichte und Leben, in den ringenden Notrufen und frommen Gottvertrauliedern der suchenden Seele. Im Mittag seines Lebens ist hier ein Dichter auf den Plan getreten, der die gesegnete Ernte seiner besten Schaffenskraft voll ausreifen ließ und dann mit reichen Geberhänden die Fülle seines Lebens entbot. So kann er, seiner starken Gnadenkraft selig bewußt, das vielgestaltige Dichten seiner Sammlung mit einem frohen Sang beschließen. Und hoffnungsstark bekennen:

O Sieg! O Siegersonne!
Ich schreit' in einen goldnen Tag hinein . . .

Dr. Emil Hadina



Lese

Erotik und Literatur

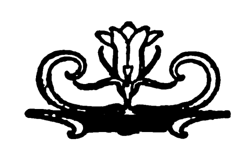
Wenn eine spätere Zeit versuchen sollte, sich aus den Erzeugnissen der schönen Literatur unserer Epoche deren geistiges Gesamtbild wiederherzustellen, so wird sie, schreibt Herbert Stegemann im „März", dabei sicher zu sehr seltsamen Ergebnissen kommen. Diese würden etwa dahin gehen, daß die Menschheit um den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts von einer Art erotischer Monomanie besessen gewesen sei und sich mit nichts anderem als erotischen Dingen und Problemen beschäftigt habe ... Sagen wir es einmal ganz ehrlich und offen: es ist ja gar nicht wahr, daß die Erotik im Leben des normalen Mannes eine derartige Rolle spielt, wie uns die emsigen Unterhaltungsschriftsteller einzureden bemüht sind. Im Leben des Mannes ist — wir stellen hier nicht etwa



ethische Postulate auf, sondern sprechen von reinen Tatsachen — keineswegs die Liebe, sondern die Arbeit die Hauptsache, die sich je nach dem Bildungsgrade und der Intelligenz des einzelnen in sehr verschiedenen Bahnen bewegen, immer aber seine beste Kraft und den größten Teil seines seelischen Lebens in Anspruch nehmen wird. Es bedeutet eine schwere Schädigung nicht nur unseres literarischen, sondern auch unseres nationalen Lebens, wenn jener Mann, der in erster Linie Liebhaber ist und seine ganze Existenz auf die eine Karte der Liebe setzt, immer wieder als der normale Typus hingestellt und in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt wird. Lessings Urteil über den Werther, daß die Alten eine solche Schwachheit kaum einem Mädelchen verziehen haben würden, gilt in erhöhtem und verstärktem Maße von der ganzen modernen Literatur, die des leidenschaftlichen und herrlichen Überschwanges, der uns den Werther immer wieder lieb macht, durchaus entbehrt und in der Regel auf die Apotheose eines höchst soliden Philisterglückes hinausläuft.

Zum Teil hängt das Überwiegen der Erotik in unserer heutigen Literatur mit der gesteigerten Romanproduktion zusammen, die besonders von weiblicher Seite betrieben wird. Die Gründe dieser Erscheinung liegen auf der Hand. Der moderne Roman behandelt in erster Linie das alltägliche Leben, und das Interesse des Weibes für dieses und seine kleinen Einzelheiten ist bedeutend größer als das des Mannes, dessen Blick mehr auf das Große und Weite gerichtet ist. Der Realismus, dessen ursprüngliche Intention durchaus großzügig war, ist, wie das zu geschehen pflegt, in der Praxis sehr bald entartet, und eine Kunstform, die von der Wahrheitsliebe strenger und ernster Geister erfunden wurde, ist unter den Händen der schreibseligen Damen sehr bald zu einer platten und trivialen Kopie der gleichgültigsten Wirklichkeit geworden. Überdies hat sich das Interesse der Männer von künstlerischen Dingen und Problemen mehr und mehr abgewendet und richtet sich in der Gegenwart vornehmlich auf Technik, Politik, Wissenschaft und verwandte Disziplinen. So ist das Feld für das weibliche Geschlecht frei geworden, und es begreift sich, daß die Erotik in unserer heutigen Literatur entschieden überwiegen muß. Denn das eigentliche Interesse des Weibes lag von jeher und wird ewig liegen auf dem Gebiete der Erotik, und wenn es nichts von Liebe erlebt, so will es wenigstens über Liebe schreiben. Die Literatur ist dabei natürlich nichts als Mittel zum Zweck, und die Kunstform des Romans wird in der Regel zum Ventil einer emsigen persönlichen Geschwätzigkeit, wie man sie im Leben ja auch bei weniger kultivierten Frauen zu beobachten Gelegenheit findet.

So gedeiht gegenwärtig als nahezu einzige Form des künstlerischen Schaffens der Roman, speziell der erotische Roman, und alle anderen Gattungen der Poesie fallen mehr oder minder der Vergessenheit anheim. Auch das Schauspiel vermag nur noch dann zu wirken, wenn es sich — wie man gerade von den zugkräftigsten der neueren Bühnenwerke nachweisen kann — nach Möglichkeit als ein dramatisierter Roman erotischen Inhalts herausstellt . . .





Über das Lächeln als edelstes Erlebnis des Geistes · Von Otto Riedrich

Nichts ist größer und erhabener im menschlichen Geschehen als die Fähigkeit des Sehergeistes, zum Verkünder neuer Gedanken und nie geahnter Möglichkeiten zu werden. Jeder ist des Namens „Seher" würdig, der, ist er innerlich und äußerlich von vollkommener Ruhe erfüllt, dem geheimnisvollen Weben der Welt zu lauschen vermag. Im allgemeinen wird diese Fähigkeit mit den Worten „das innere Erleben" bezeichnet und ist ungeheuer abgestuft an Kraft und Intensität. Mit Spott und Hohn haben die allzeit Nüchternen die also ausgezeichneten reichlich überschüttet. Bekannt sind Namen wie Größenwahnsinniger, Narr oder merkwürdiges Geschöpf. Aber wenn die Spötter wüßten, was in diesen äußerlich oft wirklich Armseligen vorgeht, und wenn sie erkannt hätten, daß aus derartigen Menschen alles Wissen entsprungen ist, alles, was die Gegenwart so tausendfältig bewegt, sie würden stille sein und würden sich vor ihnen neigen, denn in diesen Armen ist Gott lebendig.

Alles, was Tat geworden ist im Laufe der Jahrtausende, hat seinen Ursprung in der Phantasie des Menschen. Sie ist das Mittel, durch das sich die Kraft des Sehens, das Versinken in den Geist Gottes, ermöglicht. Am gewaltigsten offenbart es sich in den Wesen, die wir Künstler, Dichter und Philosophen nennen. Zu allen Zeiten ward ihnen zunächst Spott und Hohn zuteil und meist erst spät die Ehre, die ihnen gebührt.

Sind die Werke, die sie hinterließen, in jeder Beziehung harmonisch und rein, so werden alle Völker zur Andacht gezwungen werden, in denen Gott erwachen will. Immer werden die Schöpfungen künden von der Größe des Menschen, der alle Ströme der Welt in seiner Seele vereinigt. Jede Schöpfung, und sei es die unscheinbarste Darstellung, muß ein Erlebnis sein. Sie steht niemals außerhalb aller Zeiterscheinungen. Es gibt viele, die die Kunst ein Spiel nennen, sie gar als überflüssig vertreiben möchten. Bekannt ist ja die Behandlung der Künstler durch ehrsame Bürger. Die Kunst allein, in diesem Begriffe alles vereinigt, kann als Maßstab für die Größe und die Kultur eines Volkes betrachtet werden,

denn sie entsteht aus der Summe aller Lebens- und Tätigkeitserscheinungen. Je größer die Fassungskraft und das Bewußtsein eines Künstlers sind, um so größer wird auch sein Werk sein. Vollendet können wir denjenigen nennen, in dem alles, was das All bewegt, zum Erlebnis wird. Die Werke dieser Geister werden zu Symbolen des göttlichen Atems, der alles, was ist, umschließt und erfüllt. Seien es die größten und kleinsten Organe der Welt; sei es ein kleines Gedicht, die größte Tragödie; sei es ein einfaches Lied, eine Sinfonie, eine Statue, ein Gemälde oder ein Tempel.

Diese Ausführungen sollen Werke der Plastik und Malerei nennen, die Vollendung im höchsten Sinne verkünden. Beginnen will ich mit dem „Bildnis der Bildnisse", der Mona Lisa Lionardo da Vincis. Eine der wunderbarsten Erscheinungen ist dieser Meister (1452—1519), der auf allen Gebieten des Wissens Bedeutendes geleistet hat. Auf Grund seiner Beobachtungen wurde jetzt die Entwässerung der Adria ausgeführt, wodurch 75 000 ha Land für die Kultur gewonnen werden. Doch über alles, was dieser Geist geschaffen, ragt das Bildnis der Mona Lisa. Im Hofe eines Palastes ist es entstanden. Umspielt von glühender Sonne saß die Frau vor dem Meister, gehüllt in schöne Kleider. Leise plätscherte der Brunnen, und feine Mandolinen- und Lautenklänge ließen keinen Hauch von Düsternis und Schwermut in des Weibes Seele dringen. Losgelöst sollte sie sich fühlen von der Erde, daß der in ihr schlummernde Gott sich auf ihrem Antlitz zu spiegeln vermochte. Während Lionardo dieses Gemälde schuf — er arbeitete vier Jahre an ihm (1502—1506) —, ward seine Sehnsucht erfüllt. Es gelang ihm, hier sein Höchstes und Bestes harmonisch als göttlicher Mensch wie als Künstler zu geben. In ihm selbst war Reinheit. Alle Zweifel waren aus seiner Seele verbannt. In ihm war Gott vollkommen erwacht, als er Farbenteil an Farbenteil zu jenem köstlichen Bilde fügte. Der Nebelschleier, der den Geist von der Unendlichkeit trennt, zerriß, und alles lag in sonniger Klarheit vor ihm ausgebreitet. Durch das Antlitz Mona Lisas fühlte er sich eins werden mit Gott: die Freude seiner Seele bewegte den Pinsel in seiner Hand und schuf dieses wundersame Lächeln. Sein Altar muß dieses Bild gewesen sein, vor dem er betend stand, wenn das Leid der Erde auf ihn einstürmte und an der Ruhe seiner Seele nagte. Im Jahre 1516 nahm er es mit nach Frankreich; erst als er starb (auf dem Schlosse Cloux zu Amboise), erhielt es König Franz I., der es längst schon besitzen wollte.

Alle Menschen, in denen ein Hauch von Sehnsucht nach Reinheit erwacht ist, sind von diesem Werke gefesselt worden, bis Bubenhand es der Menschheit raubte. Fast kein Künstler entging ihm. Jeder schuf ein Frauenbildnis mit einem lächelnden Munde, ähnlich dem Mona Lisas. Aber erlebt hat es keiner mehr, es blieb immer Nachahmung. Und das Geheimnis von Mona Lisas Lächeln ist lösbar durch unser eigenes Herz. Wenn wir die Stürme der Außenwelt überwunden haben, daß nichts den göttlichen Frieden unserer Seele erschüttern kann, dann werden wir es verstehen und werden es begrüßen wie einen lang vertrauten Freund.

In Betrachtung der Mona Lisa versunken, geschah es, daß die Zeusmaske von Otrikoli vor mir aufstieg, und ich sah, daß das Lächeln dieses gewaltigen Hauptes dieselbe Reinheit verkündet wie das genannte Gemälde. Auch in dem Künstler

Griechenlands war Gott erwacht, wie in dem Meister der Renaissance. Und als ich diese Übereinstimmung in den beiden Werken entdeckt hatte, forschte ich weiter nach und fand zu allen Zeiten Völker, in denen Gott lebendig war, und die Menschen besaßen, die als Künstler groß genug waren, um Gott in ihre Schöpfungen zu bannen.

Jedem Volke ist ein Höhepunkt seiner Entwicklung nachzuweisen. Er ist aber nicht meßbar an Handelsbeziehungen, Kriegsrüstungen, technischen Erfindungen und Eroberungen, nein, einzig und allein an geistigen Werten, die sich darstellen in Gestaltungen der reinen Philosophie und der angewandten Philosophie: der Kunst. Diese Güter allein wandern durch die Zeiten, werdende Völker aneifernd und beglückend.

Das Lächeln der Reinheit, der Vollendung, des höchsten Gottesbewußtseins findet sich niemals bei einem werdenden Volke, niemals bei einem untergehenden, sondern nur dann, wenn es den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht hat. Italien hatte ihn, als Lionardo die Mona Lisa schuf, Michelangelo das Antlitz der Nacht am Grabmal der Medici, Raffael die Madonna della Sedia, Botticelli sein Magnifikat und die Madonna mit den Lilien und Giorgione sein Konzert. Viele Werke finden sich noch während dieser Zeit, doch ist es mir natürlich unmöglich, alle aufzuzählen.

Die allerorts einsetzende Bautätigkeit dieser Zeitepoche war die Ursache, daß viele Statuen der griechischen Kunst ausgegraben wurden. Ihr Lächeln wird gleiche Fragen, gleiche Sehnsucht wachgerufen haben wie heute noch in uns. Was für innerer Jubel, was für Ergriffenheit, so ein Geist das selbe Lächeln erlebte. Mehr als tausend Jahre mögen viele Marmor- und Bronzebilder in Kellerschächten alter Tempel versteckt oder in der Erde vergraben gelegen haben, um sie vor der Wut der Priestermacht zu schützen. Dann auch zur Zeit, als die immer mächtiger flutenden Völker, die aus dem Norden Europas gedrängt wurden, endlich die von Rom aufgerichteten Dämme zerbrachen und sich ergossen auf die alten, geweihten Fluren, vernichtend, was ihrer Stirne nicht weichen wollte, denn Jahrhunderte alt war der Groll. Gleichwie die Wogen des Meeres alles vernichten, wenn es ihnen nach jahrtausendelanger Arbeit gelang, ein Felsengebirge zu zernagen, daß es in sich zusammenstürzt.

Wer die ausgegrabenen Statuen aufmerksam betrachtet, wird bald bemerken, daß einzelne eine besondere Wirkung auf ihn ausüben. Und erkundigt er sich nach der Entstehungszeit dieser Werke, wird er erfahren, daß sie geschaffen wurden, als die Jünglinge Athens den Worten des Sokrates und Platon lauschten, als Äschylos, Sophokles und Euripides die großen Tragödien schufen. Es ist die Zeit von der Seeschlacht bei Salamis (480 v. Chr.) bis zur Geburt Alexanders des Großen (356 v. Chr.). Was Florenz unter den Städten Italiens, das war Athen für Griechenland. Wie reich war diese Stadt! — Wir stehen vor ihren Schöpfungen wie vor einer eben erblühten Rose und lassen uns berauschen vom Geiste, der aus ihnen spricht, wie vom Dufte dieser Blüte. Nur einige Werke und ihre Meister will ich nennen, die den gleichen Hauch der Vollendung in sich tragen wie Mona Lisa. Den Zeus von Otrikoli habe ich bereits genannt, sein Schöpfer ist nicht be-

kannt. Die knidische Aphrodite, der Hermes von Praxiteles; der Apollo von Belvedere von Leochares; der Zeus von Olympia, die Statue der Pallas Athene von Phidias und die dem Kresilas zugeschriebene Hermenbüste des Perikles.

So schön auch die Statuen gebildet sind aus der hellenistischen und römischen Periode, wetteifern können sie niemals an Reinheit und Harmonie mit denen der vorgenannten Zeit.

Wir besitzen eine Reihe von Werken aus früherer Periode griechischer Geschichte, der archaistischen. Entstanden zur Zeit, als die Perserkriege begannen, und vorher, der Herrschaft des Pisistratus über Athen (6. Jahrh. v. Chr.), zeigen sie wundervolle Behandlung des Körpers. Das Antlitz lächelt, aber es ist von den Meistern nicht erlebt, sondern nachgeahmt. Die berühmtesten sind: die Giebelfiguren des Tempels zu Ägina, der Apollo von Tenea und eine Grabstelle aus Orchomenos. Weiter drängt der Geist zu fragen: Wo sahen diese frühen Künstler ein Lächeln, daß sie gezwungen wurden, es nachzuahmen? Wo gab es früher eine Vollendung, eine Reinheit und Harmonie gleich der bereits verkündeten Italiens und Griechenlands? — Gen Südost wendet sich der Geist über das Mittelländische Meer zur Mündung des Nil, aufwärts den heiligen Strom in das Herz Ägyptens. Als die Griechen beginnen konnten, ihre Kultur zu schaffen, hatten die Ägypter ihren Abend erreicht. Aber machtvoll ragten damals wie auch heute noch ihre steingewordenen Gedanken aus der Einsamkeit der Wüste. Dort, wo das Land ist wie das Meer, schrankenlos für das Auge, eingehüllt in glühende Sonne wie ein Kind in die Liebe der Mutter, die Luft von einem Blau so tief, daß sie den Geist wie ein Magnet in sich hineinzieht, dort konnten sich gewaltige Gedanken entfalten. Dort konnte Kraft entstehen, die rastlos Berge aushöhlte, Berge zerbrach und sie zu neuen Gebilden zusammenfügte. Und an den Tempeln wuchsen als Wächter Gestalten empor, die den Bewußtlosen mit Grauen erfüllen, den Bewußten aber, den Erwachten mit hoher Freude. Denn er findet sich selbst in ihnen wieder, findet den Gott in seiner Brust wieder in dem wundersamen Lächeln dieser Werke. Die Härte des Steines hat es ermöglicht, daß viele Statuen bis auf unsere Tage vollkommen geblieben sind; sie wanderten in alle Museen Europas. Einsam aber stehen die Götterbilder vor dem Felsentempel zu Abu Simbel; einsam liegt der niemals aufgestellte Ramseskoloß im Wüstensande; einsam stehen die Memnonssäulen, die Reste eines ungeheuren Tempels, und aus nicht erforschbarer Zeit ragt die Sphinx von Gizeh. In wessen Geist war sie einst Erlebnis geworden? Was für Werke haben sie beeinflußt? Schuf sie derselbe Geist, der sich sehnte, aus einem Berge einen Riesenkörper zu meißeln, der in einer Hand eine Stadt tragen sollte; oder der sich sehnte, den Marmorberg von Carrara in eine Statue zu verwandeln? — Diese Größe des Geistes!

Ägypten, Griechenland und Italien sind tot. Aber ihre Gedanken leben und formen an der Kultur des nördlichen Europa. Aus Elementen der griechisch-römischen Zeit haben sich die Werke der altchristlichen Periode entwickelt. Ich sage: aus Elementen! Denn vom reinen Geiste der Vergangenheit verkünden sie nichts, er war versunken. Und die germanischen Völker, die den lichtesten Gott in der Seele trugen, aus deren Augen Jubel und Tatkraft sprühten, wurden gefesselt vom Geiste des päpstlichen Rom. Verdammt und verflucht die Reinheit ihrer

Seele, und wie die Kinder düster blickend werden, wenn immer nur Worte des Leides, der Qual und der Vergänglichkeit entgegengerufen werden, so wurden auch die Völker düster, und der lichte Gott versank in das Meer der Seele. Buße und Kasteiung waren die Antwort, wenn dennoch ein Funken der Reinheit emporbrang. Um die Liebe und die Verzeihung eines Gottes über den Sternen zu erringen, schufen sie die trutzigen Werke der romanischen Zeit. Es ist seltsam zu sehen, wenn ein naiv gebildeter Körper ein schön und edel gestaltetes Haupt trägt. Es ist, als ob eine Erinnerung lebendig geworden sei, eine Erinnerung an etwas Großes und Schönes. Die Bildhauer der romanischen Zeit werden auch Gelegenheit gehabt haben, griechische und römische Statuen zu sehen. Siehe die Figuren der Dome zu Bamberg, Naumburg und Würzburg. Ein herrliches Werk ist die Kreuzigungsgruppe vom Wechselburger Hochaltar. In ihm ist bereits der kühne Flug der Gotik bemerkbar.

Der Geist verdammte nicht mehr die Funken, die immer mächtiger aus seiner Seele sprühten. Er befreite sich von der Zerknirschtheit und Düsternis, der Mensch ward wieder Gott. Er sah und fühlte, daß die Erde nicht ein Tal des Leidens und der Qual sei, sondern ein Pfad, der in das Meer, in Gott führt. Wie jubelte der Geist, als er das gefunden, wie sprudelte der göttliche Quell in der Seele. Was für Seligkeit, was für Freude klingt aus den Worten Meister Eckeharts, wenn er sagen will, was er noch nie gesagt; wenn er die Einheit alles in Einem und den Einen in allem findet. Viele sind es der Gestaltungen aus dieser Zeit, die den erwachenden Gott verkünden. Jeder gotische Dom birgt viele Beispiele. Es war ein stolzes Werden in allen Landen Europas. Und große Entfaltungsmöglichkeiten öffneten sich, als die Brüder Hubert und Jan van Eyck im 14. Jahrhundert die Ölmalerei erfanden. Ihre bedeutendste Arbeit ist der Genter Altar. Und als sich Philosophie und Wissenschaft vollständig von Rom befreiten und den Kampf mit ihm begannen, die Zeit, die wir Renaissance nennen, da schien auch für Deutschland sich der Weg zu einer Höhe zu öffnen wie für Italien. Das Bürgertum erstarkte; die Häuser, die ängstlich um den Dom zusammengedrängt standen, wurden stolzer und freier. Und im Bewußtsein der Größe und Macht ließ es die bisher dem Adel und dem Klerus vorbehaltene Kunst in seine Räume einziehen.

Wie groß war der Reichtum an Werken von Stephan Lochner bis Hans Baldung Grien, Matthias Grünewald, Altdorfer und Lukas Cranach. Alle tragen sie die Idee der Reinheit und Harmonie in sich. Höchste Vollendung, vollständig ebenbürtig der Italiens, finden wir, als Dürer und Holbein d. J. ihre Wunderbilder schufen. Sie verkünden das Lächeln wieder, das nur ein vollendeter Geist schaffen kann. Wie schön sind Dürers Bildnisse des Michael Wohlgemuth, seines Lehrers; des Holzschuher und sein eigenes! Dann von Holbein: die Handzeichnungen in England, der Kaufmann Gisze und sein Selbstbildnis. Am bedeutendsten erscheint mir das in München befindliche Gemälde des Sir Bryan Tuke zu sein. Das Antlitz dieses Mannes ist mit frohem, reinem Lächeln geschmückt, trotzdem der hinter ihm stehende Tod drohend auf ihn einspricht und auf das Stundenglas zeigt.

Die Deutschland begrenzenden Länder sind ebenso reich an großen Künstlern dieser und der folgenden Zeit. Außer den bereits genannten italienischen, die natürlich den weitestreichenden Einfluß ausübten, hat Spanien einen Murillo und

Velasquez. In Frankreich konnte ich keinen in diesem Sinne vollendeten Künstler entdecken; diese mußten den Sonnenkönig, seine Anhänger und Nachkommen verewigen und verherrlichen; in den Niederlanden Rubens, van Dyck, Rembrandt und Franz Hals; in England Reynolds, Gainsborough und Lawrence.

In den letztgenannten Ländern konnte sich die Idee der Renaissance vollenden. Deutschland aber ward von seiner Höhe herabgestürzt, als der ungeheure Sturm über seine Fluren brauste, der Dreißigjährige Krieg. Die Gedanken des stolzen Körpers lagen festgebannt in den köstlichen Werken; der Körper selbst aber vom Feuer überall verwundet. Es war ein Wunder, daß die Blätter und Blüten nicht rot waren vom Blute, das die Erde getrunken. Der erwachte Gott sank wieder in Schlummer, und kein Werk entstand, das den Geist eines göttlichen Menschen in sich saugte, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts: Goethes und Schillers Zeit. Da sauste ein neuer Sturm über Deutschland, ein erweckender und belebender: Napoleon. Er war ausersehen, die ungeheuren Kräfte auszulösen, die das 19. Jahrhundert aufbauten. Gestalten tauchten wieder auf, die als Menschen und Künstler gleich groß waren: Anselm Feuerbach, Böcklin, Wilhelm Leibl. Wie kämpften sie, um ihre Sehnsucht Tat werden zu lassen, gleichzeitig mit einer Künstlerreihe Frankreichs. Wie oberflächlich wurde meist und wird noch über ihre Werke geurteilt. Wird aber das Leben verfolgt, so erkennt der Geist, was das für Menschen waren. Von einer Sehnsucht hin und her getrieben, bald diesen, bald jenen Pfad versuchend, aber nie ward ihnen Ruhe geschenkt. Ich habe hier besonders van Gogh und Gaughin im Auge. Diese Künstler sind an sich keine Vollendung, sie bilden einen Baustein für einen kommenden Großen. Das ist das Tragische eines Lebens, eine Sehnsucht in sich zu tragen, aber keinen Weg finden zu können, der zur Erfüllung und Vollendung führt. Unsere Kunst hat diesen französischen Künstlern viel zu danken. Zu spotten haben wir kein Recht. Denn jeder Mensch ist das, was er muß! Wir können nur eins: ihn verstehen lernen, indem wir uns in sein Werden vertiefen, in die Zeit, der er entstammt.

Gott wird in uns wieder lebendig. Bereitet werden die Werke vergangener Zeiten, an die sich der Sehnende klammern kann. In alle Räume tauchen wir, ins Größte wie ins Kleinste dringen wir, und überall findet sich der Atem Gottes. In allem ist er, und alles ist in ihm.

Mit der Erwähnung des Selbstbildnisses von Böcklin aus dem Jahre 1873 will ich meine Ausführungen schließen. Der Künstler lauscht den Klängen des Liedes, das der Tod auf der letzten Saite einer Geige spielt. Des Künstlers Linke hält die Palette, die Rechte einen Pinsel, der sich fein abhebt vom schwarzen Jackett. Gefüllt ist er mit Grün, der Farbe der Hoffnung. Gelingt es uns, das Lächeln der Reinheit, der Harmonie und Vollendung auf uns und den Schöpfungen unseres Geistes zu bilden, dann haben wir gesiegt. Dann gibt es keinen Tod mehr für uns. Wir haben den Weg vollendet, der aus Gott kam und wieder in Gott führt. So soll dieses Selbstbildnis zum Symbol werden für Deutschland: Mögen alle um uns her ein Lied vom Tode singen, in unserer Brust ist ein Hoffen und Sehnen lebendig, und das muß Wahrheit werden!

Ludwig von Zumbusch

So lebhaft die Teilnahme ist, mit der wir die leidenschaftlichen Kunstkämpfe unserer Tage verfolgen, so gern wenden wir unseren Blick auch einmal dorthin, wo die brandenden Wogen ohne ein neue Stürme verkündendes Echo abprallen. Hierzu bietet die Kunst Ludwig von Zumbuschs, der um die Mitte des Jahres 1911 die erste Hälfte eines Jahrhunderts überschritt, wohl die schönste Gelegenheit. Wie ihr Meister auf der Höhe steht und glücklich herabschaut auf das Geleistete, so breitet sich vor unseren Augen das Werk eines Mannes aus, der auf dem gediegenen Fundament, wie es die Schule W. von Lindenschmits zu geben vermochte, den Bau aufrichtete, vor dem wir heute bewundernd stehen.

Fast mit jedes großen Künstlers Namen finden wir irgend etwas als Charakteristikum verbunden, das unserem durch die tausendfältigen Erscheinungen belasteten Gedächtnis zu Hilfe kommt und uns sofort sagt, wes Art wir vor uns haben. Das wertvollste Charakteristikum ist natürlich das rein künstlerische. Das Technische, Handwerkliche, die Handschrift. Nicht die Manier. Sie ist für die Kunst das, was für den Menschen das Kleid ist. Wie das Kleid zu den verkehrtesten Schlüssen auf den inneren Wert des Menschen verleitet, so die äußerlich leicht erkennbare Manier des Künstlers. Anders aber die Handschrift. Sie verkündet uns die spezifisch künstlerischen Werte, die ein schöpferisches Ingenium in seinem Werke festgelegt hat. Sie läßt uns über den Gegenstand hinwegschauen und vor allem nach dem suchen, was dem wirklichen Kunstwerke die Berechtigung zu diesem Ehrentitel gibt. Daß auch Zumbusch seine Handschrift besitzt, die wir ohne weiteres als eine schöne, gut unterbaute zu würdigen vermögen, wer möchte es ernsthaft leugnen. Aber wie viele andere, so hat auch er sein äußeres, besonderes Merkmal, an das wir immer, wenn wir den Namen Zumbusch hören, uns zuerst erinnern. Womit er sich die Sympathie, vielleicht auch die stille Verehrung Tausender erworben und ermalt hat, das sind seine Darstellungen aus der Kinderwelt.

Nun könnte man wohl zunächst einwenden, Kinderbilder sind von Künstlern aller Zeiten mit gleicher Vorliebe, mit gleicher Bravour gemalt worden. Aber was tut's, daß Zumbusch in Sir Joshua Reynolds, der die kleinen englischen Ladys und Lords mit entzückendem Liebreiz, mit allen Feinheiten seines geistvollen Pinsels zu malen verstand, einen unvergleichlichen Vorgänger hatte; daß dessen französischer Zeitgenosse Jean Baptiste Greuze in den Kindern seiner Zeit einen schier unversieglichen Quell für seine fruchtbare Kunstbegeisterung fand. Was tut's, daß auch seinen Münchener Zeitgenossen Kaulbach — Fritz August, dem die Kinder der großen Welt, der Fürsten und Könige, sitzen, und Hermann, der in die bürgerlichen Kinderstuben spähte und dort die unglaublichsten, die drolligsten und amüsantesten Szenen erlauschte — als besonderes Erkennungszeichen das Prädikat Kindermaler angehängt wurde: Zumbusch hatte eben doch wieder eine ganz andere Art, eine jenen ganz entgegengesetzte Ausdrucksform. So wie wir es niemand übelnehmen, wenn er heute Madonnen malt und morgen sich in Verherrlichungen längst getaner Heldentaten ergeht, so wenig können wir Zumbusch die immer neue Freude an den Kindern und ihrer Welt verargen. Besonders wenn es mit so künstlerischen Mitteln geschieht. Die rein künstlerische Qualität spielt eben doch bei ihm eine zu große Rolle, als daß nicht auch der Feinschmecker, dem das Gegenständliche unwichtig ist, auf seine Kosten käme. Man sieht an diesen kleinformatigen, in großen Ausstellungen fast verschwindenden Bildern, daß hier ein Maler am Werke ist, der Kultur im Leibe hat. Seine Werke rufen den Beschauern nicht zudringlich und protzig von der Wand entgegen, sondern warten ruhig ab, bis man sich mit ihnen beschäftigt. Man fühlt hier das Walten eines künstlerischen Geistes, dem der sichere Ausbau seines angeborenen Talentes die vornehmste Aufgabe ist.

Im allgemeinen sucht Zumbusch seine Vorwürfe auf der Sonnenseite des Lebens. Seine Kunst ist der Niederschlag seines eigenen liebenswürdigen, auf heitere Grundtöne gestimmten Temperamentes. Hie und da einmal kommt ein ernster Ton dazwischen, und wir

sehen seine reiche Palette um die Ergründung nüchterner Alltäglichkeiten, erschütternder Menschheitsfragen bemüht. Aber im großen Ganzen seines Werkes fühlen wir das Widerklingen einer heiteren Seele, deren Kunstwollen nur danach drängt, beglückt zu werden und wieder zu beglücken. Und so können wir, wenn wir die lange Reihe seiner Kinderbilder überblicken, durch den Ernst seines sicheren, hochgesteigerten Könnens fröhliches, glückliches Kinderlachen vernehmen. Wir fühlen, wie der von den Hypermodernen verpönte Stoff, der Inhalt des Bildes, der unsere Seele in Schwingungen versetzt, zum Ausdruck gebracht werden kann durch eine Malerei, die wir mit ehrlicher Überzeugung Kunst nennen.

Wer soll den lustigen Reigen eröffnen? Vielleicht läßt man dem kleinen Wickelkinde, dem „Peterl", den Vortritt. Wohl ist es das jüngste von allen den vielen gemalten Kindern Zumbuschs. Aber es ist doch ganz famos, und die Jury der Neuen Pinakothek wußte wohl, was sie tat. Ganz prächtig der kleine wohlgenährte Körper, mit zärtlicher Sorgfalt eingewickelt und dahingelegt, um von der Sonne beschienen zu werden. Aber über dem Vergnügen an dem harmlosen Gegenstande steht doch die Freude am malerischen Werte. Ich gestehe ehrlich, auch ich war zunächst verwundert, warum gerade dieses Bild seinen Meister im vornehmsten deutschen Museum moderner Kunst vertreten sollte. Aber bald war die Verwunderung der Bewunderung gewichen. Und lassen wir sie weiter aufmarschieren, da kommt wohl keines, das nicht seine besonderen Vorzüge hätte, das uns nicht lockte zu längerem Verweilen. Da ist der Knabe mit dem Tambourin in seinem schönen, warmen altmeisterlichen Kolorit, aus dem wir die Klänge des Cinquecento zu vernehmen meinen. Da ist ferner das Kind mit dem Ball, das freilich im reizvollen Gegensatz hierzu mit viel moderneren Augen gesehen zu sein scheint. Der halbe Körper des allerliebsten Mädels beherrscht den ganzen Raum einer weiten Landschaft, die wir allerdings nur ahnen. Glänzend ist das Grau des Kittels und des Häubchens heruntergestrichen, und in reizvollem Gegensatz steht der rote Ball in den fleischigen Händchen zu dem dunklen Grün einiger weniger, aber prächtig hingesetzter Blätter eines kaum zu sehenden Baumes. Und weiter kommt die „Johanna", die aus ihrer sonnigen, heiteren Naturumgebung so klug in die Welt hineinschaut, kommt das „Münchner Kindl", „Marianne", der Knabe, der glückstrahlenden Gesichtes die gesammelten Früchte heimträgt, und kommt noch ein ganzer Troß lieber kleiner Menschlein, in denen sich des Künstlers innige Freude am Gegenstand mit dem zielbewußten Herausheben und Unterstreichen aller künstlerischen Möglichkeiten und Feinheiten paart.

Den einen Vorzug aber haben sie alle gemein, daß sie niemals in jene oft unerträgliche Sentimentalität und Süßlichkeit verfallen, die gewissen Malern von Kinderbildern unentbehrlich scheint. Und um dessentwillen sind Zumbuschs Feierungen des Kindes auch so ganz besonders liebenswert. Hier ist keine falsche Gefühlsheuchelei, keine künstlich gesteigerte Kindlichkeit, die eher unkindlich wirkt, sondern ein frisches, forsches Draufgängertum, eine ungebändigte Freude des Kindes an seinem Dasein, seiner jugendlichen Ungebundenheit, an den Tagen glückhafter Kindheit, in die wir alle, wes Geistes wir auch sind, uns doch so gern einmal zurückversetzen. Ob wir das entzückende Bild „Schmetterlinge" betrachten, wo eine ausgelassene Gesellschaft pausbäckiger Kinder wie toll hinter den leichtbeschwingten bunten Frühlingsverkündern einherjagt, oder das ganz reizende „Adam und Eva", in dem das inhaltschwere Thema in ganz einzig dastehender Weise behandelt wird, immer fühlen wir das Walten eines Malers, dem in allererster Linie die rein künstlerische Lösung vorschwebt. In „Adam und Eva", dieser köstlichen Idylle aus der Kinderwelt, wie sie anmutiger, bestrickender kaum gedacht werden kann, welches ausgesprochen feine Raum- und Kompositionsgefühl! Welches zarte Abstimmen der farbigen Werte zu höchster malerischer Wirkung. Und in dem „Kinderreigen"! Welche ungebändigte Beweglichkeit, die sich durch die schweren, aber so treffend und charakteristisch hingesetzten groben Stoffe dieser einfachen Menschenkinder zu einem mächtig klingenden Fortissimo steigert.



Aber weit davon entfernt, sich auf einen mit besonderer Vorliebe behandelten Vorwurf festzulegen, hat Zumbusch schon von früh auf den Kreis seiner malerischen Betrachtung möglichst erweitert. Vor allem machte die „Jugend“, dieser Herold der jungen, farbenfrohen Künstler, die sich Arm- und Bewegungsfreiheit aufs Panier geschrieben hatten, den Maler Zumbusch durch seine originellen, von blühender Lebendigkeit und Farbigkeit erfüllten Darstellungen aus den verschiedenartigsten Stoffgebieten bekannt. Der frische, fröhliche Zug, der um die Neige des alten Jahrhunderts durch die gesamte Kunst, und besonders die illustrative, ging, wird allen unvergeßlich bleiben, die ihn verspürt haben.

Da gehörte Zumbusch zu jenen, die wir Nummer um Nummer mit einem neuen Werke vertreten fanden. Aus der Tiefe seiner reichen Phantasie schöpfend, immer die Augen offen haltend für die Zeitströmungen, hatte er immer etwas Neues zu sagen. War es heute eines seiner vielbewunderten Kinderbilder, so brachte er morgen irgendwelche von blühendem Humor erfüllte Darstellung, in der er dem ewig alten und ewig neuen Thema Wein, Weib und Gesang seinen künstlerischen Tribut entrichtete. Und übermorgen war es eine Verherrlichung der Schönheit des Weibes, mit der er selbst dem verwöhntesten Feingeschmack helles Entzücken entlockte.

Freilich für seine von sprudelnder Lustigkeit erfüllten Gesänge auf das feuchtfröhliche Leben glücklicher Menschen war ihm die nüchterne Gegenwart nicht reizvoll genug. Und so wählte er, nicht ohne Beeinflussung seitens des herrschenden Geschmackes, das Biedermeier. Er zeigte uns, wie unsere Großmütter und Großväter in ihren buntfarbigen Exterieurs, ihren malerisch kleidsamen Trachten, der Welt ein ungemein reizvolleres Gepräge gaben; wie ihren Kehlen, entfacht vom perlenden Saft der Reben, begeisterte Lieder entquollen. Mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit, mit dem sprühenden Temperament, das seinem ganzen Werke die bestimmende Note gibt, stellt er uns junge, lachende Mädchen vor, in der reizenden Haltung unserer Großmütter, da sie zwanzig Jahre zählten, führt er uns ein in den Kreis zechender lustiger Gesellen, und beweist uns, daß sie auch in der guten alten Zeit recht gut zu leben verstanden. „Schnapphahns Trinklied“, die „Damen vom Theater“, die das Flirten ebenso gut verstehen wie das Theaterspielen, „Ein guter Trunk“, „Der letzte Heller“, sie alle und eine Menge noch, stehen im Zeichen jener Zeit, da Zumbuschs empfänglicher Sinn an dem buntgestaltigen Leben und Treiben unserer Altvorderen einen besonderen Reiz fand. Und man hat sie auch dankbarst aufgenommen. Man hat mit eingestimmt in den fröhlichen Sang, in das hell aufjauchzende Gelächter seiner Zechgesellschaften und hat mit ihnen und dem Künstler empfunden, daß es doch etwas Herrliches ist um die wenigen Augenblicke, da wir so ganz vergessen, daß diese Erde nur ein Jammertal ist. — Die glänzend gelungene „Maibowle“ steht zuvorderst. Hier sehen wir eine frische, gesunde Malerei, die uns keine Rätsel aufgibt, die uns aber alle fesselt und in ihren Bann zwingt, und uns einstimmen läßt in die Scheffelsche Strophe, die man daruntergeschrieben hat. — Herrschen in diesem im Jahre 1905 entstandenen Bilde noch die tiefen Farben vor, die besonders in der Kleidung der Männer vielleicht etwas zu eintönig wirken, so muß man doch den feinen Geschmack bewundern, mit dem Zumbusch durch das Weiß eines brillant gemalten Tischtuches, durch das der riesigen Vatermörder einen ungemein hübschen koloristischen Reiz hineinbringt. Viel anders ist das einige Jahre später erschienene Bild „Silvesterbowle“ in farbiger Hinsicht behandelt. Man sieht, die Palette hat sich mehr und mehr aufgehellt und an Stelle der ruhigen, feinen Gesamtwirkung tritt der mehr impressionistische Eindruck, der die Farbigkeit der Erscheinungen aufs höchste zu steigern bemüht ist. Der ursprüngliche Malersinn stimmt das Ganze zu einem beherrschenden, aus der Umgebung herausfallenden Farbenfleck und auf bestimmte, wohlerwogene Gegensätze, und bringt es so fertig, bei allem Reichtum der farbigen Nebenwerte dem Bild die geschlossene Einheit zu geben. Zumbusch löst nicht, wie die modernsten Farbenfanatiker, alles in Farbe auf. Er läßt den Dingen ihren materiellen Charakter und ihre Form. Stimmung zu erwecken

und sie zu erhöhen, Duft und Zauber hineinzubringen, die Farbe leuchtender, geistiger wirken zu lassen, das ist bei ihm die Aufgabe des Lichtes.

Die hohe malerische Kultur Zumbuschs kann man am besten an Zumbuschs Verherrlichungen der weiblichen Schönheit kennen lernen. Sie offenbaren den ganzen Reichtum seines künstlerischen Instrumentes. Wenn man die nicht allzu vielen Bilder sieht, auf denen Zumbusch alle Reize des schönen, von Luft umwobenen Frauenkörpers enthüllt, freut man sich wohl zunächst der vornehmen Zurückhaltung, durch die seine Darstellungen bei aller lebenswarmen Erotik niemals lüstern werden.

Nie ganz verleugnen wird Zumbusch, daß er bei Bougouereau in Paris war. Freilich würde Bougouereau, der bis in sein hohes Alter hinein den französischen Akademismus vertrat und verfocht, im Zumbusch von heute wohl kaum seinen einstigen Schüler erkennen. Denn er war süßlich, weichlich und konventionell, hatte aber gerade diesen Eigenschaften seinen internationalen Ruhm zu verdanken. Anders aber Zumbusch, der aus einem gesunden Realismus heraus immer in inniger Berührung mit der Erde bleibt, auch dann noch, wenn er den Boden der Wirklichkeit verläßt. Und das tut er, wenn er der Frauenschönheit seine begeisterte Huldigung darbringt, sehr gern. Seine Vorzüge dürfte wohl seine Susanne am besten zeigen. Zweimal hat er den in der Kunstgeschichte aller Zeiten immer wiederkehrenden Vorwurf gemalt. Einmal sehen wir die Schöne in der Rückenansicht den klaren Fluten des Wassers entsteigen. Üppig wie der herrliche, wohlgeformte Körper mit seinem edlen Linienflusse ist auch die Vegetation. Und üppig und von einer berauschenden Glut erfüllt ist die mit den glänzendsten malerischen Mitteln hervorgezauberte Naturstimmung, die die beiden neugierigen Späher durch ihre lüsternen Blicke zerstören. Auch in seinem zweiten Bilde entwindet sich der im Profil gesehene, berückend schöne Leib gerade dem kühlenden Naß. Aber während dort ihre herrlichen Formen in der weichen Dämmerung des Waldes schon halb verschwinden, finden wir sie hier ungeschützt im Baderaume ihres Hauses. Und während dort die Neugierde der Männer durch die Bäume halb verhüllt wird, wird hier die Lüsternheit der alten gebrechlichen Gecken, die in ihrer ganzen Häßlichkeit den vollen Bildraum beherrschen, sehr kräftig unterstrichen und vielleicht zum Stein des Anstoßes für das ehrbare Gemüt manches Sittlichkeitsapostels.

Zu jenen glücklichen Künstlern gehörend, denen für jede Regung ihres fein entwickelten Empfindungslebens die entsprechenden Ausdrucksmittel zur Verfügung stehen, sehen wir bei weiterer Betrachtung, daß Zumbusch nichts fremd geblieben ist, was eines Malers Sinn nur irgendwie erregen kann. Wie er dem kindlichen Sein und Frohsinn die mannigfachsten Anregungen verdankt, wie er die Feste trinkfroher Menschen in heiteren Farbenspielen nachlebt, wie ihn die berückende Schönheit des Frauenkörpers zu wundervollen Werken begeistert, so ist er dann auch seinen immer suchenden und zur Aufnahme bereiten Sinnen weitergefolgt. Er hat deutsche Märchen illustriert, von heiterer Fröhlichkeit getragene Scherzos und spukhaft drollige Dinge in ganz ernsthafte künstlerische Form gekleidet, und gelegentlich finden wir ihn auch auf dem vielumworbenen Gebiet der Satire. Freilich, zu bissigem Sarkasmus wird er sich nie versteigen, dazu ist sein ganzes Naturell zu liebenswürdig eingestellt.

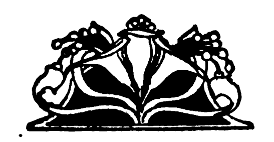
In langer Reihe kommen sie an, diese teils zum ernsten Nachdenken, teils zu erschütternder Lustigkeit zwingenden Darstellungen, die, entsprungen einem reich fabulierenden Sinn, ebenso ganz von dem Geiste künstlerischen Wesens erfüllt sind, wie die bemalten Riesenleinwande mancher spekulativen Museumsbevölkerer. Hie und da einmal ist er auch ganz in die naturalistischen Bahnen übergeschwenkt. So hat er die Münchener Pferdebahn verspottet, hat zur Geschichte des Galgens unter dem Titel „Die Hochnotpeinlichen“ einen tiefinnerlich packenden Beitrag geliefert und hat zuletzt über allerlei ernst-heitere Dinge hinweg durch grotesk wirkende Mißgestalten menschlichen Ursprunges ganz die Lacher auf seine Seite gewonnen. Ob er uns nun einen alten Griesgram vorstellt, den zwei lockere Dämchen an den Händen über eine frühlingsfrohe Wiese schleifen, oder einen Handwerksburschen, der, erhaben über alle Miß-

geschicke des Erdendaseins, seelenvergnügt sein Liedchen in die Luft trällert, ein altes Hexlein, das grimmig seines Weges schreitet und durch sein greuliches Aussehen eine ganze Horde harmloser Kinder erschreckt, einen verliebten Schwerenöter, den das Alter nicht vor Torheit schützt, oder einen jungen Faun, der einem einsamen Wanderer ein artig Geschichtlein in die Ohren flüstert, immer sind wir gewiß, den Künstler auf der Höhe zu treffen.

Diese sonnenklar zutage tretende Kunst, der nichts ferner liegt, als zu spintisieren, gibt keine Rätsel auf. Wo wir ihr auch begegnen, haben wir nur eins zu tun: uns zu erfreuen an diesem Können, das die Kunst des Malens vollkommen beherrscht, das, auch wenn es sich der Quintessenz aller Malerei, dem Porträt, zuwendet, immer bemüht ist, den zitternden Schein bewegten Lebens zum Ausdruck zu bringen.

Mit einem immer aufs neue Bewunderung heischenden Feingefühl sind die charakteristischen Merkmale herausgeholt: sei es das bewußte Sichgehenlassen der Weltdame, eine heitere, unbefangene, bestrickende Liebenswürdigkeit, oder jener erlesen feine Zug, für den wir kaum Worte haben, der aber wie ein feierlicher Hauch über die Bevorzugtesten des weiblichen Geschlechtes ausgebreitet ist. Und gerade das weibliche Element ist es, das Zumbuschs Kunst in seinen Dienst zwang. Was Wunder auch, er, der als Mensch und Künstler von Welt durch seine Kinderdarstellungen dem weiblichen Herzen und Empfinden schon in beträchtliche Nähe gerückt war. Die gesunde, temperamentvolle, sich mit naiver Lust an den Schönheiten der Erde und ihrer herrlichsten Schöpfung, dem Weibe, ergötzende Art, die Freude am bezaubernden Linienfluß des Körpers, am prickelnden Reiz der darüber hinwegfallenden Stoffe, kommen in diesen Bildnissen zu ebenso hinreißend schönem Ausdruck, wie in seinen freien Verherrlichungen der Frauenschönheit. Mit der überlegenen Sicherheit des geborenen Künstlers hat Zumbusch die Klippen zu umschiffen verstanden, die gerade dem modernen Menschenmaler, trotz der sogenannten erhöhten Kultur der Allgemeinheit in künstlerischen Dingen, sich noch immer mit gebieterischen, grausamen und unkünstlerischen Forderungen in den Weg stellen. Er hat sich die Persönlichkeit zu bewahren gewußt, die wir gerade in unseren Tagen, wo die brandenden Wogen künstlerischer Widerstreite hochschlagen, beim Künstler hochschätzen.

Arthur Dobsky





Parsifal und Bayreuth

Von Dr. Karl Storck

Wie die Zeitungen geschäftig verkünden, wird im nächsten Winter Hermann Bahr an vielen Orten Vorträge halten, um das deutsche Volk über seine Pflichten gegen Richard Wagners „Parsifal" aufzuklären. Hermann Bahr als offenbar besonders beauftragter Gralsritter! Ausgerechnet Hermann Bahr, der seit einem Vierteljahrhundert als Commis voyageur jeder neuen Literaturmode reiste; der, wie kein zweiter, in taumelnder Begeisterung von Paris und französischer Kultur gegen deutsches Barbarentum schwärmte!

Indessen, warum soll Hermann Bahr, der Gatte einer trefflichen Wagnersängerin, nicht jetzt ein überzeugter Gralsritter sein? — Überhaupt liegt es mir fern, die lautere Gesinnung und ehrliche Überzeugtheit derer anzuzweifeln, die jetzt den neuen Feldzug zum Schutz des Parsifals ins Werk setzen. Aber zu lebhaftestem Widerspruch zwingt die anmaßliche Art, wie von vornherein alle jene abgeurteilt werden, die in dieser Frage anderer Meinung sind, als das Haus Wagner und seine Paladine. Da wird einem nicht nur jedes echte Kunstempfinden, sondern geradezu das Anstandsgefühl abgesprochen, wenn man nicht dafür eintritt, daß der Parsifal „in aller Zukunft" „einzig und allein" in Bayreuth aufgeführt werden dürfe.

Trotz dieses Bannfluches erkläre ich, daß ich noch heute wie vor zehn Jahren (Türmer: Oktober 1902) im „Freiwerden" des Parsifals durchaus keine „Gefahr" und keine „Entweihung" sehe.

Ich verhehle mir nicht, daß 1914 eine wüste Wagneritis und Parsifalitis ausbrechen wird, vor der einem jetzt schon gruseln kann. Aber solche akuten Krankheiten werden überstanden. Das Wagnerfieber wird um so rascher überwunden werden, als es nur auf äußerer Erhitzung (dem Freiwerden der Werke von Tantième) beruht. Die unausbleibliche Reaktion wird unser Gesamtverhältnis zum Kunstwerk Wagners nur läutern.

Ein gleiches gilt für den Bayreuthgedanken. Es wird jetzt auch von den Vorkämpfern der neuen Schutzbewegung zugegeben, was mir vor zehn Jahren vielfach bestritten wurde, daß Bayreuth nach 1914 und ohne Parsifal-Monopol eben so gut weiterbestehen wird, wie bisher. Ich glaube, es wird besser, es wird reiner werden, befreit von alledem, was heute noch Sensation ist. Nicht mehr in äußeren Vorrechten wird Bayreuths Kraft beruhen, sondern nur in inneren: darin, daß dort Festspiele stattfinden. Die Besucher werden Festpilger sein, Wallfahrer, die nur um des Festes willen hinwallen; der Snob aus aller Welt wird fehlen, der heute einen ungeheuren Prozentsatz der Besucherzahl ausmacht.

Ich glaube nicht an die Entweihungsmöglichkeit eines Kunstwerks durch äußere Umstände. Die Weihekraft liegt einerseits im Kunstwerk, andererseits im Empfänger. Ich weiß sehr wohl und habe es oft erfahren, daß äußere Umstände diese Wirkungskraft erhöhen können. Aber Gott sei Dank hängt die Wirkung nicht davon ab. Wenn Beethovens „Missa solemnis", Bachs „h-moll-Messe" und Passionen dadurch nicht entweiht werden, daß sie im gewöhnlichen Konzertbetrieb, in oft unwürdigen Sälen vor einer durchaus nicht von vorneherein gottesdienstlich eingestimmten Hörerschaft aufgeführt werden, so kann auch Wagners „Parsifal" durch unzulängliche Aufführungen im gewöhnlichen Theaterbetrieb nicht ernstlich geschädigt werden. Es müßte um die Innenwerte des „Parsifals" übel bestellt sein, wenn er nicht eine solche Weihekraft ausübte, daß die Stätte geweiht wird, auf der er erscheint.

Die katholische Kirche hat die wunderschöne und für ihre Gläubigen trostreiche Lehre, daß die persönliche Unwürdigkeit des Priesters die Heilskraft der von ihm gespendeten Sakramente nicht antasten kann. Nur auf den Spender selbst fällt der Frevel. Ein heiliges Gnadenmittel ist auch das edle Kunstwerk. Die Heiligkeit aber liegt in ihm selbst, auf den Spender kommt es nicht an. Dem wahrhaft Frommen wird es zur Gnade aus den Händen eines Unreinen; wer aber nicht selbst rein ist zum Empfang, der wird es auch nicht durch die Stätte, an der es gespendet wird.

So bleibt nur die Tatsache von Richard Wagners ausdrücklichem Wunsche, daß sein „Parsifal" nur in Bayreuth aufgeführt werden solle.

Ich will der Frage nicht nachgehen: Was dann, wenn es dem Hause Wahnfried aus irgend einem Grunde belieben sollte, jahrelang keine Festspiele zu veranstalten, so wie man mit recht fadenscheiniger Begründung die Festspiele für das Jubiläumsjahr ausfallen läßt? Oder wenn Bayreuth überhaupt keine Festspiele mehr veranstalten will oder kann? Der Fall ist doch denkbar. Haben wir dann keine Rechte an den „Parsifal"?

Und die weitere Frage: Wagt jemand zu behaupten, daß Bayreuth bis heute zu jenem Festspieltheater des deutschen Volkes geworden ist, das Wagner vorschwebte, als er jenen Brief an König Ludwig schrieb? — Bei aller Achtung vor dem in Bayreuth Geleisteten ist der Gegenbeweis leicht zu führen.

Wenn aber der Rahmen nicht das geworden ist, was dem Künstler vorschwebte, so wird auch sein Wunsch, sein Bild nur in diesem Rahmen zu sehen, davon betroffen. —

Doch das alles ist schließlich nur Wortgeplänkel, ein Kampf um den Buchstaben.

Kein Künstler hat die Macht, und ich glaube, auch nicht das Recht, die Außenverhältnisse seines Werkes für immer zu bestimmen. Das vom Künstler losgelöste Werk steht als Eigenwert in der Welt. Diese Welt wandelt sich, während das Kunstwerk ewig bleibt. Gerade um des Ewigkeitsgehaltes des Kunstwerkes willen wird die Welt immer neue Wege wählen müssen, um zum Kunstwerk zu gelangen.

Ob für Wagners „Parsifal" schon diese Zeit gekommen ist, ist eine andere Frage. Es zeugt für die Jugendlichkeit, die noch im greisen Wagner wirkte, daß sein Alterswerk uns noch zu jung für den freien Gebrauch der Menschheit erscheinen kann. Aber andererseits wird gerade diese jugendliche Kraft dem Wagnerschen Kunstwerk helfen, die in der „Freiheit" liegenden Gefahren zu überwinden.

* * *

Endlich will mir scheinen, es werde hier viel gute Kraft unnütz vertan. Wozu der vielfach verbitternde Kampf, der Aufwand an edler Begeisterung und guter Arbeit, wo doch niemand im Ernste daran glauben kann, das „Schicksal" noch abwenden zu können. Da wäre es doch klüger und mehr im Geiste Wagners, positive Arbeit zu leisten. Es ist so unendlich viel zu tun an der künstlerischen Erziehung unseres Volkes! Wohlan, ans Werk! Je besser unser Volk vorbereitet ist zum würdigen Empfang des Weihefestspiels, um so mehr wird es selbst das Kunstwerk gegen alle Widersacher und Spekulanten schützen.



Berlin als Musikstadt

Es ist nicht zu leugnen, daß Berlin heute der Hauptplatz des musikalischen Lebens für das deutsche Sprachgebiet, ja in gewisser Hinsicht für Europa und die ganze Welt ist. Die europäische und Welthauptstadt insofern, als an keiner anderen Stelle das internationale Musikertum sich so zusammenfindet, um seine Beurteilung, gewissermaßen seine Abstempelung für die musikalische Welt zu erhalten. Gewiß drängt das internationale Musikvolk auch nach London, nach Neuyork; aber sein Auftreten möchte dort Ernte sein. Hier in Berlin verzichtet der Musiker bewußt auf die Ernte; er betrachtet sein hiesiges Wirken als Aussaat. Berlin nimmt alles auf und steht mit einer gewissen gelassenen Objektivität jeder Erscheinung sachlich gegenüber, registriert das Vielerlei, katalogisiert und etikettiert die betreffenden Künstler meistens endgültig für ihr weiteres Auftreten in der musikalischen Welt.

Beim musikalischen Neuschaffen kommen natürlich die nationalen Sonderwerte zur Geltung. Paris hält sowohl seine jungfranzösische wie auch die dem Franzosen immer genehme klassizistische Richtung, unbekümmert um das Urteil des Auslandes, in einer steten Pflege. Italien braucht neben einer Masse vulgärer Musik, die niemals über die Grenze kommt, doch auch für seine Oper ein beträchtliches Material, für das die äußeren Lebensbedingungen kaum andere geworden sind, als sie für die Oper der früheren Zeit waren. Diese Werke sind zumeist

an einen Ort oder doch an eine Truppe und an eine Saison gebunden. Aber wenn die Komponisten dieser Länder ihre Werke zur internationalen Geltung bringen wollen, so führt der Weg über Berlin. Für das deutsche Ländergebiet vollends bleibt das Urteil Berlins maßgebend, selbst dann, wenn es erst geraume Zeit nach der Uraufführung des Werkes an anderen Orten gesprochen wird.

Diese Erscheinungen sind Tatsachen, mag es dem Lokalpatriotismus anderer großer Musikstädte auch noch so schwer fallen, sie zuzugestehen. Dabei können diese anderen Orte freilich auch einiges ins Feld führen, was den Wert des Berliner Musiklebens mindert. Es ist Tatsache, daß Berlin nicht eigentlich in jenem Sinne musikalisch ist, wie etwa Wien oder auch Italien. Die Musik ist in Berlin nicht Naturgewächs, nicht Naturbedürfnis. Darum fehlt auch allem Berliner Musizieren jene Freudigkeit, jener jauchzende Überschwang, in dem vielleicht die Wiege alles Musizierens liegt. Und wenn Berlin sich begeistert, so wirkt es mehr als ein Taumel oder Rasen, denn als Beseligung oder Glücksjubel. Wenn man sich eben erst Rechenschaft darüber ablegt, warum man begeistert ist, so ist das hellste Feuer bereits mit Rauchschwaden durchsetzt; und wenn man sich kritisch klar gemacht hat, daß man alle Ursache hat, freudig zu sein, so wird aus dem Jubel günstigstenfalls ein Hurra.

Wieso konnte Berlin trotz dieser Umstände das Musikzentrum der Welt werden? „Nur der allgemeine Niedergang des musikalischen Schaffens, die allgemeine Abspannung nach dem ungeheuren Aufstieg Wagners konnte dieser Stadt die Vorherrschaft geben. In einer Periode frischen, eigenartigen, genialen Schaffens mußte sie infolge ihrer kritischen Besonnenheit naturgemäß nachhinken. Nun aber erscheint, den aufgehäuften Stoff verwertend, die darstellende Musik, das Nachschaffen, mit rücksichtsloser Aufdringlichkeit. Es findet die günstigsten Verhältnisse vor: eine Stadt, deren Energie nun durch den kommerziellen und industriellen Aufschwung gewachsen ist; die unaufhaltsam dem Amerikanismus zustrebt. Scheint dieser dem Musikbetrieb zu widersprechen, so bürgt doch die bekannte Musikliebe der Einwohner dafür, daß man nicht tauben Ohren predigen wird. Und allmählich ist zu dem Altberliner Stamm von Musikfreunden ein ganz neues Publikum getreten: das jüdische, das, aus allen Provinzen hergeströmt, seiner Vermittlernatur getreu, auch die Kosten für den musikalischen Genuß nicht scheut. Dieses arbeitet für den Internationalismus der Kunst und der Künstler. Aber noch mehr gibt es, was die Musikanten aus aller Herren Ländern lockt. Hier finden sie ein in sich gefestigtes, allmählich gewordenes Musikleben vor. In inniger Verbindung mit ihm stehen die musikalischen Erziehungsinstitute. Aus ehrlicher Arbeit geboren, scheinen sie die Gewähr für eine allseitige musikalische Bildung zu bieten. Noch mehr: ein genialer Mann, Musiker und Geschäftsmann zugleich, erfindet mit dem rechten Instinkt für die Zeit ein System. Ohne den Amerikanismus Berlins, ohne seinen Geschäftsgeist, ohne seinen Reichtum wäre es nicht möglich gewesen. Im Bunde mit ihm aber verspricht dieses System seinem Erfinder den höchsten Erfolg. Auch den Musikanten? Für den Augenblick scheint es so: es kommt den Talenten wie den Talentlosen zugute. Es nimmt all den unpraktischen Leuten gegen angemessenes Entgelt die Mühe der Vorbereitung eines öffentlichen Auftretens ab. Wer seinen Obolus zahlt, darf sich öffentlich hören lassen. Aber auch das würde nicht genügen, gäbe es nicht eine Kritik, die jedem Konzert ihr Echo leiht. Amerika ist übertrumpft. Berlin hat ihm die Priorität der Reklame entrissen."

Diese Sätze schließt Dr. Adolf Weißmann einer scharf gesehenen und derb zupackenden Schilderung der neuesten Musikentwicklung an und gibt damit den Rahmen für den letzten, der unmittelbaren Gegenwart gewidmeten, Abschnitt seines Buches: „Berlin als Musikstadt. Geschichte der Oper und des Konzertes von 1740 bis 1911. Mit hundert Bildern" (Berlin, Schuster & Löffler). Das Buch ist entstanden aus dem resignierten Gefühl, daß wir den Gipfel überschritten haben und nicht so recht daran zu glauben wagen, daß für die Musikentwicklung bald ein neuer Gipfel folgen werde. Immer, wenn so der Strom der



Entwicklung in ein ebenes Bett geführt hat, wo die Wasser vielleicht breit und tief, aber nicht mehr in jener lebhaften Auf- und Abbewegung der Werdezeit sich vorwärtsschieben, bemächtigt sich der Geister ein Gefühl des Abschlusses. Und auch wenn man sich die innere Zaghaftigkeit, mit der man der Zukunft entgegensieht, nicht eingesteht, äußert sich diese darin, daß man am Vorwärtsschauen keine Freude mehr empfindet. Und während in der gesunden, starken Lebenszeit der Blick sich kaum jemals rückwärts wendet, und dann auch nur, um die anderen zum Mitkommen aufzumuntern bei dem raschen Vorwärtsdrängen, so tut man in diesen Zeiten des Stillstandes schon ein Besonderes, wenn man das Ufer erklimmt und von dort Rückschau hält über den Weg, auf dem man dahin gelangt ist. Denn die meisten „liegen und besitzen und wollen schlafen" im Vollgefühl des Besitzes. Sie merken gar nicht, daß sie vom Kapital zehren, daß sie selber erschlaffen im Verbrauch des von den Vätern Ererbten. Der Historiker, der immer ein Erzieher ist und immer als Ethiker die Welt ansieht, hegt aber im Innern — mag er sich äußerlich auch noch so ruhig geben — die Hoffnung, daß seine Darstellung des Weges, wie man zum Reichtum gekommen ist, eine Mahnung sein wird zu neuem Vorwärtsschreiten.

Für Berlin hat diese Rückschau den Vorteil, daß der Weg der Entwicklung eigentlich kurz ist. Wenig mehr als anderthalb Jahrhunderte liegen die ganz bescheidenen Anfänge des Berliner Musiklebens zurück, und gerade weil der musikalische Sinn hier nicht so im geheimsten Innern des Lebens wurzelt, weil andererseits die verständig-nüchterne Art der Bewohner stets gewohnt war, sich über das Empfinden Rechenschaft abzulegen, weil darum die verständige, faßbare Kritik eine so außerordentliche Rolle spielt, läßt sich diese Berliner Entwicklung in ihrem ganzen Aderwerk bloßlegen. Weißmann hat sich dieser Arbeit mit großem Fleiße unterzogen. Mit Friedrichs des Großen Regierungsantritt beginnt er seine Darstellung. Scharf wägt er ab, wie des Königs persönliche Musikliebe förderte und hemmte. Vielleicht zu scharf. Auch Weißmann ist insofern Berliner, als er die schwer nachzuprüfenden Einflüsse, die ganz auf der Gemütsseite liegen, gern ausschaltet. Das Flötenspiel des Königs mag gewesen sein, wie es will; in der Tatsache, daß der König die Flöte ins Feld mitnahm, daß er in schwerster Stunde sich durch die Musik Trost zu gewinnen strebte, lag sicher eine ganz außerordentliche Kraft, der nüchternen norddeutschen Welt, diesem Volke der Tat, die Bedeutung rein seelischer Lebenswerte nahezubringen. Und gerade weil der König der großen Taten so in schwerster Zeit in ganz Unpraktischem, Tatlosem Stärkung fand, muß es auf die Gemüter viel stärker eingewirkt haben, als es noch so glänzende musikalische Aufführungen zu tun vermocht hätten. Denn des Königs Tun war ein Beispiel.

Es ist hier nicht der Ort, hinter Weißmann her den Weg der Entwicklung nochmals abzuschreiten. Er verfolgt die Oper und die Konzerte mit gleicher Eindringlichkeit. Er zeigt, wie dort eigentlich dauernd der fremde Geist gehegt wurde, der deutsche nur unter Kämpfen Zutritt fand; wie der Konzertsaal dagegen die Heimstätte der deutschen Kunst wurde. Schwer wurden die äußeren Mittel zum Musizieren gewonnen, und in dieser zähen Erarbeitung auf ungünstigem Boden liegt die höchste Leistung Berlins. Begreiflich ist es, daß unter diesen Umständen der in schwerer Arbeit einmal errungene Besitz zäh festgehalten wurde. In der Kunst erzeugt diese Art immer jenen konservativen Sinn, der sich gegen das Neue sträubt. Man sieht im Neuen immer nur die Bekämpfung des Alten, nie die Vermehrung des Besitzes. Darum kann sich Berlin mit dem schöpferischen Genie nicht vertragen. Weder Mozart noch Beethoven, Weber, Mendelssohn oder Wagner, ja nicht einmal Lortzing vermögen persönlich in Berlin zu wirken oder Berlin als Boden für ihre Lebensarbeit zu benutzen. Und in der Hochburg des Konservativen muß für den schöpferischen Herrscher in diesem Reiche, Brahms, der Platz ebenso mühselig erstritten werden, wie für die neudeutschen Gegner.

In sechsunddreißig — Feuilletons reicht Weißmann das riesige Material, das er sich selbst schwer erarbeitet hat, seiner Leserschaft in einer so leichten Form dar, daß diese für einen ernsten



Menschen auf die Dauer fast ungenießbar wird. Ist das nun auch Geist des heutigen Berlin, der Weltstadt? — Ich glaube wohl. Wie der Feuilletonroman der Tagesblätter bestrebt sein muß, in jedem Abschnitt von etwa zweihundert Zeilen etwas Neues, Prickelndes zu bringen, auf daß der Leser ja nicht untreu werde, so müht sich Weißmann immer und überall, „interessant" zu sein und ja dem Leser keinerlei schwerere Mitarbeit zuzumuten. Auf diese Weise zerstückelt er sich selbst seinen Stoff, bringt sich um wirklich große Entwicklungsdarstellungen, vermeidet eindringliche psychologische Begründungen.

Der Geist des Feuilletons herrscht, beherrscht auch den Stil und die Tonart. Das Feuilleton ist selbstsüchtig. Es setzt sich deshalb mit den gleichen Mitteln, dem gleichen Aufwand innerer Anteilnahme mit dem Kleinen und Nebensächlichen, wie mit dem Größten und Ergreifendsten auseinander. Der Stil gilt nicht der Sache, sondern will an und für sich wirken. Darum gefällt er sich in scharfen Antithesen und in der Zuspitzung auf Pointen. Natürlich kommt dadurch in die Urteile etwas Schiefes, weil es eben zu scharf ausgedrückt wird. Zum Beispiel über Beethoven: „Der Meister, in seiner Abgeschlossenheit bereit, jede Hand, die man ihm reichte, zu ergreifen, und weiblichem Einfluß gern erliegend ..." (S. 112). Wo wäre Beethoven weiblichem Einfluß „erlegen"? Wenn Joachim den Berlinern vorspielt und das Berlinertum hier dem Ernst der eigenen Musikauffassung wieder begegnet, aber doch noch ein Höheres dabei fühlen muß, so heißt es: „Der Spießbürger fühlt Geist von seinem Geiste, muß sich aber trostlos eingestehen, daß er versimpelt ist." Auf der gleichen Seite 249 heißt es dann wieder in der beliebten feuilletonistischen Übertreibung: „Zum ersten Male hatte man den Eindruck von etwas Vollendetem heimgetragen." Bei Liszts Klavierspiel also nicht?

Derartige Beispiele ließen sich ins Endlose mehren. Für den Stil sind die selbständigen Relativsätze charakteristisch, die einen ordentlich zapplig machen können. „Seltsame Schwierigkeit, einzig ersonnen, um Herrn Professor Engel von der Zauberflöte zu befreien. Was natürlich nicht gelingt" (S. 78). Und gleich auf der folgenden Seite: „Friedrich Wilhelm wird gleichfalls ein begeisterter Verehrer ihrer (der Schick) Kunst und wünscht sie der Berliner Oper zu gewinnen. Was im Jahre 1793 geschieht." Gelegentlich gerät's dann auch ins Saloppe. Da heißt es von Franz Eck: „Der ausgezeichnete Geiger und später vorübergehende Lehrer Spohrs" (S. 86). Oder es ist gar von einer „Restauration" unter den Linden die Rede, und so kommt das schöne Wort, das die Berliner Weißbierbudiker geprägt haben, in eine wissenschaftliche Darstellung.

Sachlich habe ich nicht viel zu bemerken; denn, wie gesagt, der geistigen Arbeitsleistung des Verfassers zolle ich jegliche Anerkennung. Mit sichtlicher Liebe hängt er an J. F. Reichardt. Gerade in einem solchen Falle bedauert man das feuilletonistisch Abgebrochene der Darstellung, weil wir auf diese Weise nirgendwo eine abschließende Darstellung dieses verwickelten Charakters erhalten, zu der der Verfasser offenbar aus besonders eindringlichen Studien Eigenes beizusteuern gehabt hätte.

Zum Schluß betone ich nochmals, daß ich überhaupt meine Einwendungen nur gegen die Art der Behandlung richte. Unter dieser wird übrigens der weniger zu leiden haben, der das Buch nicht wie unsereins systematisch durcharbeitet, sondern es als Feuilleton in kurzen Abschnitten zur Unterhaltung liest. K. St.



Otto R. Hübner

Wiederholt haben wir im Türmer Lieder dieses, sein schönes Talent zielbewußt in den Dienst der Hausmusik stellenden Komponisten gebracht und vielfach erfahren, wie viele Freunde sich diese schlichten Weisen im Kreise unserer Leser erworben haben. Hübner hat eine echte Singnatur, die aber durchaus aufs Lied angelegt ist. Ich verstehe darunter, daß ihm die Melodie durchaus aus der eindringlichen Deklamation des Gedichtes herauswächst. So unterscheiden sich diese volkstümlichen Weisen wesentlich von den populären Liedern der Schubertnachfolger (Curschmann, Fesca, Proch usw.), ganz zu geschweigen von der Industrieware der auf Sentimentalität und „humoristische Sinnigkeit“ abzielenden Schlagerfabrikanten (Bohm, Meyer-Helmund u. Gen.). Eher könnte man von einem Wiederanknüpfen an die durch Schuberts überwältigende Größe zerrissene Entwicklung des 18. Jahrhunderts sprechen. Mit den Hiller, J. P. Schulz und Reichardt hat Hübner das lebendige Empfinden für die zeitgenössische Lyrik gemein. Während die große Mehrzahl unserer Komponisten sich in der Vertonung schon oft komponierter Gedichte einiger weniger Dichter gefällt oder zu so schwachen Texten greift, daß man sofort gewahr wird, daß diese „Entdeckungen“ auf Zufall beruhen, kennt Hübner die gute neuere Lyrik aus eindringlichem Studium. Wer sich überlegt, daß auch heute noch Lyrik eigentlich nur durch Gesang volkstümlich wird, daß nur durch eine sangbare Melodie ein Gedicht so oft uns ins Gehör gebracht wird, daß es zu einem inneren Besitze wird, muß dieses Verhältnis Hübners zur neueren Lyrik und sein Bemühen, diese Gedichte volkstümlich zu vertonen, sehr hoch bewerten.

Auch aus diesem Grunde weise ich unsere Leser aufs nachdrücklichste auf die unter dem Titel „Schlichte Lieder für eine Singstimme und Klavier nach Gedichten deutscher Meister“ soeben erschienene Sammlung von hundert Liedern Otto R. Hübners hin (Verlag P. Pabst in Leipzig; 3 Hefte je 4 M). Die Lieder stehen über Texten von Avenarius, Bierbaum (6), Boelitz, Brentano (2), Busse (4), Dehmel (5), Ebner-Eschenbach, Eichendorff (5), Falke (7), Fontane, Goethe (9), Groth, Hebbel, G. Keller (3), Lenau (3), Liliencron (9), Lorm, Mackay, K. F. Meyer (2), Mörike (6), Raabe, Reuter, Rilke (2), Salm, Schiller (2), Schoenaich-Carolath (3), Sergel, A. Stern, Storm (10), Sturm, Volkslied (4), Walther v. d. Vogelweide (2), Weitbrecht.

Über die ihn leitenden Absichten äußert sich der Komponist selbst:

„Was streben diese schlichten Lieder an? Sie möchten allen nach Musik verlangenden Menschenherzen Freude bringen, sie erheben, begeistern ode rauch erschüttern — je nach dem Wort- und Toninhalte der gar verschiedenen Gesänge — und wollen vor allem nicht ‚Kunst für die Kunst‘, sondern ‚Kunst für das Leben‘ darbieten. Denn diesem in uns zu dienen, es zu veredeln und sein Aufwärtsstreben zu fördern, scheint keine Kunst mehr berufen als gerade die Liedkunst, jenes natürliche Gemisch von Wort-, Ton- und Gebärdekunst. Was vermöchte auch unser Gemüt tiefer zu bewegen und so den Verstand glücklicher zu beeinflussen, als ein innig vorgetragenes Lied! — Diese Liedersammlung enthält eine Menge köstlicher Perlen deutscher Dichtkunst; sie würdig in Musik zu fassen — einfach, aber so, daß ihr hoher Gefühls- und Stimmungswert dadurch noch stärker hervortrete —, war das Bestreben ihres Vertoners. Ob man diese Gesänge Volks- oder Kunstlieder nennen mag, gilt dem Verfasser gleich, da er der Meinung ist, daß es im Grunde nur ein Lied gibt — freilich in vielartigster Abstufung. Mögen sie im deutschen Hause Eingang finden und mithelfen, unsre Musikkultur von der heute drohenden Veräußerlichung und Verkünstelung zu befreien, dafür aber an deren natürlicher Verinnerlichung mitwirken!“

Ich bin der Überzeugung, daß die „Schlichten Lieder“ wirklich berufen sind zu so guter Wirkung, und wünsche ihnen eine recht weite Verbreitung.





Staatlicher Raubbau an Volksgesundheit

Just in die Zeit, da in Preußen ein Rückgang der Geburten festgestellt wird, fällt ein Beschluß der Reichspostverwaltung, nach dem 8600 neue Postbeamtinnen eingestellt werden sollen. Das geschieht, um Ersparnisse zu erzielen. Die Beamtinnen für die Postämter dritter Klasse erhalten nämlich durchschnittlich ein Jahresgehalt von 750 ℳ, in den höheren Stellungen werden die Frauen zwischen 1300 und 1900 ℳ etwa beziehen. Man hofft, auf diese Weise 6 Millionen Mark zu ersparen.

So also rechnet die oberste Stelle einer Reichsbehörde! Hauptsache sind die „Ersparnisse", mit denen dann Herr Krätke im Reichstag prunken kann. Daß bei solchen Kalkulationen Frauen Löhne erhalten, die in keiner Weise für eine anständige Ernährung, Wohnung und Kleidung ausreichen können, ist nebensächlich. Wenn in privaten Betrieben durch Verwendung billiger Frauenarbeit zu sparen gesucht wird, so ist das vom Übel. Der Staat aber, der sich die Ausbeutung der Kräfte junger Mädchen zum Prinzip macht, arbeitet an seinem eigenen Ruin. Herr Krätke freilich sieht das nicht. Er denkt nur an die 6 Millionen „Ersparnis" und hilft unbewußt die Ziffer des Geburtenrückganges zu vergrößern. Sein Erlaß trifft übrigens zeitlich mit einem solchen des belgischen Postministeriums zusammen. In diesem wird angeordnet, daß die weiblichen Postangestellten künftig den männlichen vollkommen gleichgestellt sein sollen. — Unglaublich, wie man in Belgien das Geld zum Fenster hinauswirft! Nicht wahr, Herr Krätke?

L. H.

Reklamepatriotismus

Ein rheinisches Stahlwerk hat dem Kriegsministerium 25 000 ℳ zur Anschaffung eines Flugzeuges unter der Bedingung angeboten, daß der Führersitz mit dem Stahl der Firma gepanzert werde und das ganze Flugzeug den Namen der Firma erhalte.

Es ist noch nicht bekannt, wie sich das Kriegsministerium zu diesem Angebot verhalten hat, das eine niedliche Verquickung von Patriotismus und Geschäftsreklame darstellt. Die anderen Großindustriellen, die bereits große Summen für die Nationalflugspende gestiftet haben, werden sich die Haare raufen, daß sie den genialen Einfall der rheinischen Firma nicht gehabt haben. Würden sie alle die gleiche Bedingung stellen, dann hätten wir bald eine Luftflotte, die ungefähr dem Inseratenteil einer Tageszeitung gliche. Man denke sich, welchen Schauder Flugzeuge mit den weithin sichtbaren Inschriften „Krupp A.G.", „Henckell trocken" usw. nicht nur dem Feinde einflößen müßten!

Darum munter weiter auf dem neuentdeckten Wege! Teilt den Bug unserer Kriegsschiffe in Felder ein und vermietet sie für Reklame, wie die Berliner Untergrundbahn die Wände ihrer Tunnels. Auf unseren Infanteriehelmen preiset die beste Putzpomade an, in unsre Kanonen laßt einbrennen: „Richard Brandts Schweizerpillen sind noch durchschlagender!"

Sind wir erst so weit, dann wird auch jene lächerliche Einfalt im deutschen Volke

aussterben, wie sie sich noch kürzlich in einem sächsischen Großindustriellen offenbarte. Was tat dieser seltsame Kauz? Er hat ganz anonym 25000 M an die Sammelstelle der Flugspende überwiesen — — — L. H.

*

Der Staat als „geborener Heide"

Bismarck war ein Feind des Geheimratsliberalismus, „der manchem hohen Staatsbeamten früherer Zeit den Namen eines königlich preußischen Hofjakobiners zugezogen hat", er bekämpfte die Neigung eines großen Teils der preußischen Bureaukratie für Nivellierung und Zentralisierung. Diese preußischen Geheimräte leben noch. Einer von ihnen hat sich kürzlich als stellvertretender Gouverneur von Deutschostafrika in Daaressalam bei einem Missionsfest vernehmen lassen, ein zweiter Nathan: Als geborener Heide müsse der Staat über den religiösen Parteien stehen. Die Kaiserliche Regierung habe dafür gesorgt, daß in Deutschostafrika jeder nach seiner Fasson selig werden könne, auch der fanatischste Mohammedaner!

Der Staat ist weder geboren noch Heide, also auch kein geborener Heide, wie vielleicht der betreffende Geheimrat. Der Staat duldet und begünstigt die Religionen, aber auch nur insoweit sie sich innerhalb der sittlichen und gesetzlichen Schranken halten. Das Mormonentum wird nicht geduldet, ebensowenig die Vielweiberei des Islams. Sollten die Geheimräte in Deutschostafrika darüber anderer Meinung sein?

Von Landeskennern wird behauptet, daß der Islam in Deutschostafrika unter deutscher Herrschaft einen ungeahnten Aufschwung genommen habe. Der Geheimratsliberalismus begünstigt den Islam, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, er schätzt den mohammedanisierten Eingeborenen höher als den heidnischen und drängt diesen dem Islam in die Arme, der bequemer ist als das Christentum und u. a. die Vielweiberei gestattet.

Wenn der Geheimratsliberalismus die Mohammedanisierung von ganz Deutschostafrika bewirkt hat, dann wird er zu spät erkennen, daß seine Anschauung vom Staat als geborenem Heiden auf dem grünen Tisch gewachsen ist. Theoretisch betrachtet, fein und folgerichtig ausgedacht, ist der Staat als geborener Heide ein ebenbürtiges Seitenstück zu dem andern Ideal des Geheimratsliberalismus, zu dem Staat als Nachtwächter. P. D.

*

's ist halt Deutsch!

Deutsch, nicht Englisch ist die Verkehrs- und Umgangssprache in den deutschen Kolonien. Vielen deutschen Kaufleuten und Exporteuren scheint dies noch nicht genügend bekannt zu sein. Immer wieder kommen Klagen aus unseren Kolonien, daß die dortigen Geschäftsleute aus Deutschland Offerten in englischer Sprache und mit Preisangabe in englischer Währung erhalten. Wenn auch die englische Sprache unter den Exportsprachen die erste Stelle einnimmt, so liegt doch kein Grund vor, diese nun auch auf die deutschen Kolonien auszudehnen! Ist schon der Gebrauch der englischen Sprache eine Selbsterniedrigung, so die Einführung der englischen Währung direkt pervers, denn weder im deutschen Mutterlande, noch in den Kolonien wird man sich nach John Bulls eigenartigem Münzsystem sehnen. Es ist nationale Prostitution, wenn Deutsche an Deutsche sich der englischen Sprache und Währung bedienen. Andere freilich werden achselzuckend meinen: „'s ist halt deutsch!" — E. M.

*

Was Deutsche fertig bringen!

Mitglieder der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft machten im Sommer 1911 eine Studienreise nach Ungarn, wo sie von der ganzen Regierung empfangen und im Lande herumgeführt und bewirtet wurden. Ein Teilnehmer dieser Reise veröffentlicht nun unter dem Titel „Madjarische Reisebilder" in Heft 204 der Arbeiten der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft einen fachmännischen Bericht über die Ergebnisse dieser Reise, in dem die geographischen Namen Ungarns stets nur in madjarischer Form auftreten. Wir lesen dort, daß „zwei mächtige Ströme, die Duna und die

T i s z a" das Land durchfließen, weiter wird nur von Pozsony, Nagyszeben und Brassó, statt von P r e ß b u r g, H e r m a n n s t a d t und K r o n s t a d t gesprochen. Dabei handelt es sich hier um altes deutsches Sprachgut, kämpfen dort 2½ Millionen Deutsche nach jeder Richtung einen schweren Kampf um ihre Existenz! Es geht doch nichts über die deutsche Gelehrigkeit!

*

Binz in Anklage

Die Begleitumstände der Katastrophe von Binz sind so typisch für das Kurortwesen überhaupt, daß es sich lohnt, noch einmal zu resümieren. Daß das Publikum kopflos gehandelt hat, wird keiner bestreiten wollen. Indessen, wo größere Zusammenballungen von Menschen an der Tagesordnung sind, sollte man auch einigermaßen mit den Erscheinungen der Massenpsychose vertraut sein. Von dem Besitzer des kümmerlichsten Kientopps verlangt man das. Er ist mit Vorschriftsmaßregeln aller Art gewappnet. In Binz wußte man davon nichts. Der behördliche Apparat ist dem Binz des Winters angepaßt, einem gottverlassenen kleinen Nest also. Daß Binz im Sommer ein Stück Berlin ist und der Apparat dementsprechend erweitert werden müßte, kommt der Regierung nicht in den Sinn. Der Badedirektor, der Gemeindevorsteher, der Amtsvorsteher verkörpern sich in e i n e r Person!

Dafür sind die wenigen Beamten der Gemeinde aber offenbar von ganz einzigartigem Pflichteifer beseelt. Es ist bei dem Unglück ein Bureaukratismus in die Erscheinung getreten, der nötigenfalls über Leichen geht. Eine Berlinerin berichtet an den „Vorwärts" (und kein Dementi ist erfolgt), daß unmittelbar nach der Katastrophe, anstatt die Brücke sofort zu sperren, von den Wärtern eine Unmenge Neugieriger hinaufgelassen wurden. Warum? Nun, damit die Gemeinde von jedem ihren Brückengroschen einheimste. Folgerichtig wurden die, welche, vom Entsetzen gepackt, die Brücke schleunigst verlassen wollten, nach Möglichkeit daran gehindert. Die braven Brückenleute mußten doch die heilige Ordnung, die segensreiche, wahren und zusehen, daß jeder eine Brückenkarte gelöst hatte. Gewissenhaft ließen sie daher jeden einzeln durch die Drehkreuze passieren!

Und nun die Binzer selbst. Es darf nach den übereinstimmenden Mitteilungen zahlreicher Augenzeugen als festgestellt betrachtet werden, daß die biedern Fischer untätig dem Unglück zusahen. Die Gemeindevertretung hat das mit eigentümlichem Hinweis zu entschuldigen gewagt, daß ja die Marine das Rettungswerk übernommen hätte. Als ob nicht bei energischem Eingreifen auch der Einwohner von den fünfzehn Opfern noch manches den Wellen hätte entrissen werden können! Und wie, wenn die tapfere Marine nicht zur Stelle gewesen wäre? Dank der — sagen wir „Passivität" der Binzer würde die Zahl der Opfer etwa aufs Fünffache gestiegen sein.

Genau so skandalös war das Verhalten im Orte selbst den Geretteten gegenüber. Auch darüber gibt es, vergleicht man die Berichte der verschiedenen Blätter, nur eine Stimme. Frierende, triefende, vor Aufregung halb tote Menschen wurden mit ihren Bitten um zeitweilige Unterkunft und trockene Kleider kaltblütig abgewiesen. Die Matrosen gaben ihre Sachen aus eigenem Antriebe hin, die Bewohner von Binz schüttelten die Köpfe. Folgende Szenen, für die ein Augenzeuge sich verbürgt, verdienen festgehalten zu werden: „Es kommen zwei Damen und ein Herr wie Nachtwandler an, die aufgelösten Haare triefend vor Nässe, um die Schultern Kaffeedecken geschlungen. Der Herr trägt in einer Kaffeedecke etwas vorsichtig, es macht den Eindruck eines Kindes. Grenzenlose Trauer in jeder Bewegung bitten sie um ein Zimmer. Eine Schar Kellner, inmitten ein Herr, anscheinend der Geschäftsführer, ist ihnen durch den Garten schon entgegengekommen und weist sie ab. Eine grenzenlose Empörung bemächtigt sich meiner. Ich springe auf und schleudere ihnen entgegen, ob sie sich nicht schämen. . . . Die Ärmsten wurden nun wenigstens aufgenommen." Und weiter: „Ein Herr kommt eilig auf die Brücke: er sei Arzt und will sich an den Rettungsarbeiten beteiligen. Aber der

Brückenwärter schickt ihn zum Automaten zurück, eine Brückenkarte zu lösen!" — — —

Der Geldzufluß, der den Charakter verdirbt, hat — das muß einmal offen gesagt werden — in vielen deutschen Kurorten einen Menschenschlag mit ähnlichen Merkmalen großgezüchtet, wie sie beim Binzer Ereignis hervorgetreten sind. Der Fremde wird lediglich als Ausbeutungsobjekt betrachtet, von der Verwaltung gleichermaßen wie von den Einwohnern, und die Regierung duldet schweigend diese Politik; duldet es, daß die Kurtaxe die Bedeutung einer Steuer auf die Sommerfrische gewinnt, denn in vielen Fällen kann von einer entsprechenden Gegenleistung nicht die Rede sein. Werden die Lehren der Binzer Katastrophe die Regierungen endlich veranlassen, den Kurverwaltungen mehr als bisher auf die Finger zu sehen?

*

„Mit dem Pfeil, dem Bogen ..."

In einer weitverbreiteten süddeutschen Tageszeitung finde ich ein Inserat, das meines Erachtens Freunden der Jagd und Natur nicht vorenthalten werden darf. Es lautet:

> „Meine Jägerei bringt innert einer Woche jeden Gems-Abschußnehmer in meinen 100 000 Morgen großen Reh-, Gems- und Rotwild-Revieren ‚unt. Garantie' zu Schuß. Revierlage 700—1400 m ü. d. M. Birschzeit und -Dauer, sowie eigene Revierteile ganz nach Wunsch. Im Herbst 1911 streckten dahier nicht berggewandte, reichsdeutsche Herren, teils bis 65 Jahre alt, nebst 30 guten Sechserböcken usw. ‚vierzig Gemsböcke' als ihr erstes Weidmannsheil auf dieses edle Wild. Viele berufene Referenzen zur Verfügung. Adolf Reichart, Jagdbesitzer und Jagdpächter, Dornbirn (Vorarlberg) am Bodensee. (Schnellzugstation.)"

Wer solche Anerbieten macht, hat nicht nur keine Ahnung, daß der Jäger auch der Heger seines Wildstandes, nicht aber dessen Mörder sein soll, er macht vielmehr auch noch ein schnödes Gewerbe daraus, Sonntagsjägern schlimmster Sorte Dutzende der armen Tiere „unter Garantie" zum Abschuß zuzutreiben. Noch bedauerlicher aber erscheint es mir, daß es so viele „reichsdeutsche Herren", noch dazu „teilweise bis zu 65 Jahren", gibt, die einem solchen „Aasjägerunternehmen" für geleistete gute Dienste Referenzen ausstellen. Das Motiv, sich auf solche Weise als Weidmann „auf dieses edle Wild" zu betätigen, wird wohl in den meisten Fällen der schlimme Ehrgeiz gewisser Reichsdeutscher sein, sich hernach in ihrem heimischen Kraal als „Jemsenbezwinger" feiern zu lassen. Für sie ist ja auch wirklich das Angebot zu verlockend: Zwischen zwei Schnellzügen („Birschzeit nach Wunsch") kann man Jagderfolge erzielen, die fast die des Kaisers in den Schatten stellen, selbst wenn man noch nie ein Schießeisen gehandhabt hat und „nicht berggewandt" ist. Außerdem liegt ja das Jagdgebiet in nächster Nähe des Reviers des Kronprinzen, was an und für sich schon für jeden hier jagenden „echt preußischen Mann" eine hohe Ehre sein muß.

Wir wollen hoffen, daß diesem „Sport" von den maßgebenden Stellen (verpachtende Gemeinde usw.) bald ein Ende bereitet wird, sonst geht es mit unserem „wunderschönen Gamsgebirg" zu Ende. H. S.

Massenfeste

In den letzten Wochen haben mehrere Schützen-, Turner- und Sängerfeste stattgefunden, die vierzigtausend und noch mehr Teilnehmer anlockten. Dazu kommt dann jeweils noch die Zahl der Zuschauer, die zuweilen noch größer gewesen sein mag. Man fragt sich umsonst, welchen Sinn diese Massenansammlungen haben sollen. Jede wirkliche Festlichkeit muß auf diese Weise unbedingt vernichtet werden. Gedränge und Überfüllung an allen Orten. Sicher leiden die Veranstaltungen selber aufs schwerste unter dem Massenandrang. Bei Turnfesten z. B. ist es kaum möglich, die einzelnen Gruppen im Tagesprogramm unterzubringen; halb maschinenmäßig wird alles abgehaspelt. Ein großer Irrtum ist die Annahme, daß die Massenbeteiligung die Wirkung der einzelnen Darbietungen

erhöhe. Die Grenze, bis zu der das zutrifft, ist bald erreicht. Wird sie überschritten, so müssen die Vorführungen ungenau werden oder doch im Rohen stecken bleiben. So hebt jetzt der Wiener Chormeister Eduard Kremser gelegentlich des Nürnberger Sängerfestes, an dem sich 40 000 Sänger beteiligten, hervor, daß 4000 Sänger das Höchste seien, was sogar hinsichtlich der Klangkraft überhaupt in Betracht komme. Im übrigen können solche Massenchöre nur jede Gesangskunst schädigen. — Nur große nationale Zwecke könnten diese Massenansammlungen rechtfertigen. Jetzt dienen sie nur dem Übel. Die Bilanz ergibt für die eigentlichen Zwecke der Veranstaltungen ein Minus; ungeheuer aber sind die Summen für Speise und Trank und noch bedenklicher und gefährlicher ist der Zustrom einer gewissen Weiblichkeit, die für gewöhnlich mehr das Dunkel sucht, als das festtägliche Licht.

St.

*

Presse und Geschäft

„Wenn ein Geschichtschreiber der Presse sorgfältig vergleichen will, was die Zeitungen für große Kunden ihres Anzeigenteils getan haben und was sie, sagen wir einmal, für John Ruskin taten (der niemals Anzeigen einrücken ließ), so wird er schwerlich dem Schlusse ausweichen können, daß der Umfang und die Freudigkeit der Beachtung, die die Tagespresse einem guten Kunden der Anzeigenspalte widmet, sehr erheblich das übersteigt, was selbst für den berühmtesten Zeitgenossen ohne Anzeigebedürfnis zu erwarten ist."

Dieser Ausspruch Bernhard Shaws gilt nicht nur für London und England und die übrigen Kulturstaaten, sondern auch, mit rühmlichen Ausnahmen, für Deutschland. Der Einfluß der Geschäftsstelle für den Anzeigenteil einer Zeitung auf die Schriftleitung tritt nur zu oft hervor. In den meisten Fällen wird die Geschäftsleitung stärker sein als die Schriftleitung.

Das läßt sich von Fall zu Fall nachweisen.

Tagtäglich bringen Berliner Blätter große Anzeigen von Warenhäusern. Diese Anzeigen füllen in der Regel eine volle Seite. Eine solche Anzeige kostet etwa 800 M. Jährlich mag ein einziges Blatt etwa 600 bis 800 solcher Warenhausanzeigen bringen und dafür etwa 500 000 bis 600 000 M einnehmen. Was ist die Folge? Diese gewinnbringende Kundschaft wird mit ganz besonderer Rücksicht behandelt. Niemals wird man in dem Blatte auch nur die geringste Beschwerde über die Warenhäuser und Großbazare finden, niemals auch nur die geringste Andeutung, daß sie bedenkliche Nachteile im Gefolge haben, zum Ankauf minderwertiger und unnützer Waren verleiten, besondere Locksachen anbieten, um sich den Ruf der Billigkeit zu verschaffen, den selbständigen Kleinhandel empfindlich schädigen, die Industrie bedrücken und zu Warenverschlechterung drängen, ihre weiblichen Angestellten schlecht bezahlen und mit ihrem Anwachsen zu übermäßig großen Betrieben auf Kosten des Mittelstandes den sozialdemokratischen Bestrebungen vorarbeiten. Darüber geht das Blatt mit Stillschweigen hinweg, weil es das Anzeigengeschäft so verlangt. Vielmehr sieht es sich veranlaßt, alles abzudrucken, was der Verband der Warenhäuser in besonderen Mitteilungen weiter verbreitet wissen will, um alle Kreise von dem großen Nutzen der Warenhäuser für die Käufer und für die Allgemeinheit zu überzeugen. Gelegentlich werden sogar kleine Ankäufe der Warenhäuser zu Wohlfahrtseinrichtungen stark aufgebauscht. Genug. Wer nur das eine liest, wird überzeugt sein, daß die modernen Warenhäuser, die sämtlich aus bedenklichen Ramschbazaren hervorgegangen sind, einen idealen Kulturfortschritt darstellen.

Dasselbe Verfahren beobachten die meisten General- und Lokalanzeiger anderer Städte, die ganze moderne Geschäftspresse. Wes Brot ich esse, des Lied ich singe.

Das Verfahren dieser Blätter würde nicht zu beanstanden sein, wenn sie dabei ehrlich zu Werke gingen, wenn sie offen einräumten, lediglich auf Gewinn bedacht zu sein. Geschäft ist Geschäft. Allein alle diese Zeitungen geben vor, unabhängig und unbeeinflußt dem Gesamtwohl zu dienen, Gesinnung, Charakter, Überzeugung zu haben. Darin liegt eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, und gut-

gläubige Leser werden dadurch nur zu oft geschädigt.

Solange gerade die verbreitetsten Zeitungen in vieler Beziehung sich von rein geschäftlichen Grundsätzen leiten lassen, muß immer wieder davor gewarnt werden, dem gedruckten Wort unbedingt Glauben zu schenken. Man nimmt die Zeitungen vielfach zu ernsthaft, hat noch viel zu viel Achtung vor dem gedruckten Wort. Man sollte gewisse Zeitungen wie einen geschwätzigen Figaro betrachten, sie mit Mißtrauen lesen und sich selbst ein Urteil bilden. Dann wird man sich vor Schaden schützen. Jene Zeitungen sind zuverlässig und vertrauenswürdig für die Warenhäuser und die anderen großen Anzeigenkunden, nicht aber auch für weitere Kreise und für die Gesamtheit, da sie nur zu oft gewisse Einzelinteressen bevorzugen und das Gesamtwohl zurücksetzen. P. D.

*

Schutz der Natur

Aus verschiedenen Teilen unseres Vaterlandes wird jetzt durch die Statistik bestätigt, was Naturfreunde schon lange beobachtet haben: der Storch, der stolzeste Vogel unserer Landschaft, wird immer seltener; mancherorts scheint er schon fast ausgerottet zu sein. Das ist die Folge, andererseits aber nur eine Teilerscheinung, des Vernichtungskrieges, den die Jägerwelt gegen das sogenannte „Raubzeug" führt. Raubzeug ist alles, was den Jägern ihre Jagdbeute verringert. Andere Werte kommen für diese Herrschaften nicht in Betracht, am wenigsten die Schönheitswerte, die der Vogel in die Landschaft bringt. Beim Storch kommen sie der Allgemeinheit stärker zum Bewußtsein, als bei Bussard, Habicht und Krähe; daher wagt sich jetzt auch der Widerspruch lebhafter hervor. Wenn übrigens die „Mitteilungen über die Vogelwelt" recht haben, daß der Großherzog von Oldenburg von allen Storchenpaaren den einen Ehegatten wegschießen lasse, so muß auch vom Standpunkte der Menschlichkeit gegen diese jedes Gefühls bare Vertilgungsweise Widerspruch erhoben werden. Ich pfeife auf einen Tierschutz, der seine Gesetze lediglich vom Krämergeiste einer kurzsichtigen Nützlichkeitsrechnung erhält.

Im übrigen versichern erfahrene Weidmänner, daß diese Vertilgungswut gegen alles „Raubzeug" in der Tat sehr kurzsichtig und auch von höherem jagdlichen Gesichtspunkt aus keineswegs zu rechtfertigen ist. Denn das Raubzeug vertilgt ja auch viele schädlichen Tiere (der Storch z. B. viele Mäuse) und schlägt andererseits zumeist nur schwächliches oder krankes Wild, dessen Abgang dem Gesamtbestand nur dienlich ist. Auch erhalte die Gefährdung durch diese Feinde das Wild in einer Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, die sehr nützlich sei. Es ist ja auch von vornherein anzunehmen, daß die Natur als gute Haushalterin in diesen Dingen weitsichtiger ist, als die dünne Klugheit vorteilslüsterner Menschen. Im übrigen aber dürften wir uns die Schönheit der Natur sogar etwas kosten lassen, sonst werden wir am Ende vor lauter Gewinnsucht bemitleidenswert arm. St.

*

Gelehrsamkeit made in U. S.

Zu dem halbwissenschaftlichen Unsinn, der die Feuilletons bei uns mit „sensationellen Entdeckungen" füllt, stellen die Reklamenotizen amerikanischer Gelehrter einen erheblichen Beitrag. Da sich aus der deutschen besoldeten Wissenschaft keine Hand gegen diesen Unfug rührt, der sich ja „nur" an das Publikum wendet, so erscheint es als die Pflicht Freiwilliger, immer wieder die Zeitungsleser zum Mißtrauen gegen solche „überraschenden Forschungsergebnisse" zu ermahnen. Da sollen nun wieder, um ein recht schönes Beispiel zu geben, die vorzeitlichen Bauten in Yucatan, Mittelamerika, errichtet sein von den in alle Welt zerstreuten Erbauern des Babylonischen Turms oder ihren Nachkommen. Denn sowohl diese alten Mittelamerikaner wie die Altmesopotamier — die Babylonier und Assyrer — legten ihre großen feierlichen Steinbauten terrassenförmig an. Daraus folgert man eine volkliche Identität und stützt sie durch allerlei verworrene Geologie und Mythologie.

[...] Die Sache ist aber einfach die, daß Völker, die den Gewölbebau noch nicht verstehen, ganz von selber auf den Terrassenbau kommen, der Stattlichkeit mit einer gewissen Höhe zu verbinden erlaubt und auch sonstige Vorteile für öffentliche Gebäude bietet. Wenn Gelehrte des Smithsonian Institute daraus auf eine Urverwandtschaft jener legendarischen Bibelleute und der Indianer Zentralamerikas schließen, so zeigen sie eine methodische Naivität, daß unsere dilettantischsten Prähistoriker hinter ihnen zurückbleiben. Ed. H.

*

Vom Soldatenliede

Nach der „Militärisch-politischen Korrespondenz“ hat der Kaiser zur Förderung des Marschgesanges und der Marschmusik bei den Fußtruppen acht Marschlieder unter Begleitung durch die Spielleute und vier Märsche für Spielleute eingeführt. Ferner hat der Kaiser befohlen, daß das Singen anstößiger Lieder allgemein zu verbieten ist. Die ausgewählten acht Marschlieder sind: „O Deutschland, hoch in Ehren“, „Morgen marschieren wir“, „Marsch ins Feld“, „Der gute Kamerad“ und die allgemein bekannten „Heil dir im Siegerkranz“, „Ich bin ein Preuße“, „Deutschland, Deutschland über alles“, „Die Wacht am Rhein“. Neben diesen acht Liedern bleibt den Truppen das Singen weiterer, guter, in den verschiedenen Landesteilen heimischer und dem Mannschaftsgeschmack entsprechender Lieder überlassen.

Das entspricht zum guten Teil dem, was wir im Türmer schon wiederholt unter eingehender Begründung verlangt haben. Nun wäre nur zu wünschen, daß noch einen Schritt weiter gegangen und ein offizielles Soldatenliederbuch eingeführt würde. Es dürfte keine zu knappe Auswahl von Liedern umfassen und keineswegs bloß „patriotisch“ sein. Die Lieder (vielleicht hundert) müßten gelernt und bei jeder Gelegenheit gesungen werden. Dann würden sie von den Soldaten am Ende der Dienstzeit in die Heimat mitgenommen werden und so zur Neubelebung des Volksgesangs beitragen. St.

*

Ein geduldiges Völkchen

Die Örtlichkeit ist bei dem Nachfolgenden eine zufällig gegebene, die Beobachtung vielleicht nicht isoliert, sondern bezeichnend und typisch für eine ganze Gegend im deutschen Vaterland.

Wer nach Doberan in Mecklenburg kommt, muß staunen über die Konsequenz, womit in den staatlichen Waldungen, die einen der Hauptvorzüge des schönen Städtchens bilden, die Wege verboten sind. Die Wege; nicht etwa der Unfug im Walde, das Querdurchlaufen, das Eindringen in junge Pflanzungen. Das Begehen der großen, breiten Schneisen und altbestehender, angelegter Wege. Reuters berühmtes Wort: „Rindfleisch un Plummen is en good Äten, wi kriegn 't man nich“ überträgt sich hier auf den Genuß vorhandenen herrlichen Buchenwaldes durch das anständige Publikum. Denn jenen Pöbel, der verständnis- und gedankenlos die Wälder schändet, hat das von ehemaligen Beamten, Offizieren, Landleuten und sonst von Ackerbürgern und Handwerkern bewohnte und von natur-ersehnenden Kurgästen aufgesuchte Örtchen überhaupt nicht.

Man meinte, mir als Grund der unzähligen barschen Tafeln: „Verbotener Weg“ angeben zu können, das Wild solle wohl nicht belästigt werden. Sehr schön — und von der Forstverwaltung auf eine recht einfache Weise herbeigeführt.

Ach, wenn dann nur die erwähnten menschlichen Bewohner viertels so viel Rücksicht fänden, wie das schnellfüßige Wild! Aber ununterbrochen durch den Ort, der das Geschick hat, am Zugang zu einem z. T. vornehmen Seebad zu liegen, rasen die großen Automobile und durchfahren Straßen, die von langen Häuserzeilen gesäumt sind, unbekümmert mit ihrer höchsten und allerhöchsten Chausseegeschwindigkeit. Hier wehrt kein Verbot, keine Tafel an den Stadteingängen fordert gemäßigtes Tempo. Und der dortige Staats- und Stadtbürger nimmt alles hin, schluckt mit Ehrfurcht im Rückgrat die langen Staubwolken und meint: Die mit solcher Unver—hindertheit durch bewohnte Städte brau-

sen, das müssen gewiß alles „hohe Herrschaften“ sein. Ed. Heyck.

*

Hinterhauskinder

Im Organ der deutschen Bodenreformer liest man:

„Man muß die Luft auf Berliner Höfen und in Hinterhäusern kennen, um folgendes kleine persönliche Erlebnis würdigen zu können: Bei einer gemeinsamen Spazierfahrt des Pestalozzi-Fröbel-Hauses kommt ein armer Junge zum erstenmal in den Grunewald. Selig springt er aus dem Wagen und ruft, fast stotternd vor Begeisterung: ‚Kinder — hier riecht's — hier riecht's — nach nischt!‘“

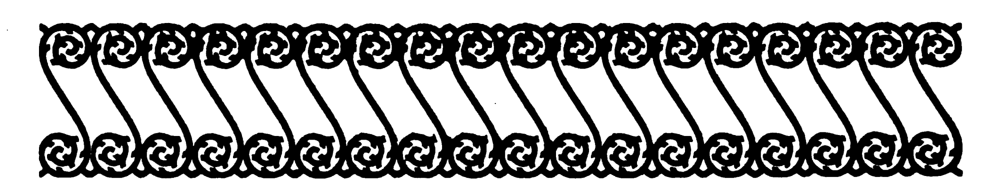
Ein Befähigungsnachweis

In Derdingen (Württemberg) hat ihn (nach dem „Landarbeiter“) ein Landwirt seinem Knecht ausgestellt. Er lautet:

Zeugnis.

Der ledige Dienstknecht Jakob ... war vom 16. Juli bis 4. November 1911 bei mir in Arbeit. ... war ein treuer und fleißiger Dienstknecht und hat bei mir einen tadellosen Lebenswandel geführt. Auch war er ein tüchtiger Fresser und scheute überhaupt keine Kost; Schwartenmagen war seine Hauptnahrung. Ich kann ihn daher jedem Arbeitgeber bestens empfehlen. Dies bezeugt usw.

Eine billige, aber gute Kraft. Gr.



Erklärung

Das Sinken des Geldwertes, das sich seit Jahren in einer allgemeinen Steigerung der Materialien wie der Arbeitslöhne und Honorare ausdrückt, zwingt uns nunmehr, wo auch eine Erhöhung aller Löhne im Buchdruckgewerbe eingetreten ist, den Bezugspreis unserer Zeitschriften

Der Türmer

Der Kunstwart

von 4 Mark auf 4 Mark 50 Pfennige vierteljährlich zu erhöhen. So ungern wir uns dazu entschließen, wir meinen: unsere Leser werden das kleine „Opfer“ von $16^2/_3$ Pfennigen im Monat für eine geistige Nahrung gern bringen, die wir ihnen unter den Verhältnissen der Zeit sonst nicht mehr in gewohnter Güte bringen könnten. Bei hohen Auflagen summieren sich aber auch solche kleinen Werte.

Türmer-Verlag (Greiner & Pfeiffer) in Stuttgart
Kunstwart-Verlag (Georg D. W. Callwey) in München

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



XIV. Jahrg. September 1912. Heft 12

Drei Lieder
von
O. R. Hübner

1. DER MUSIKANT
(Eichendorff)
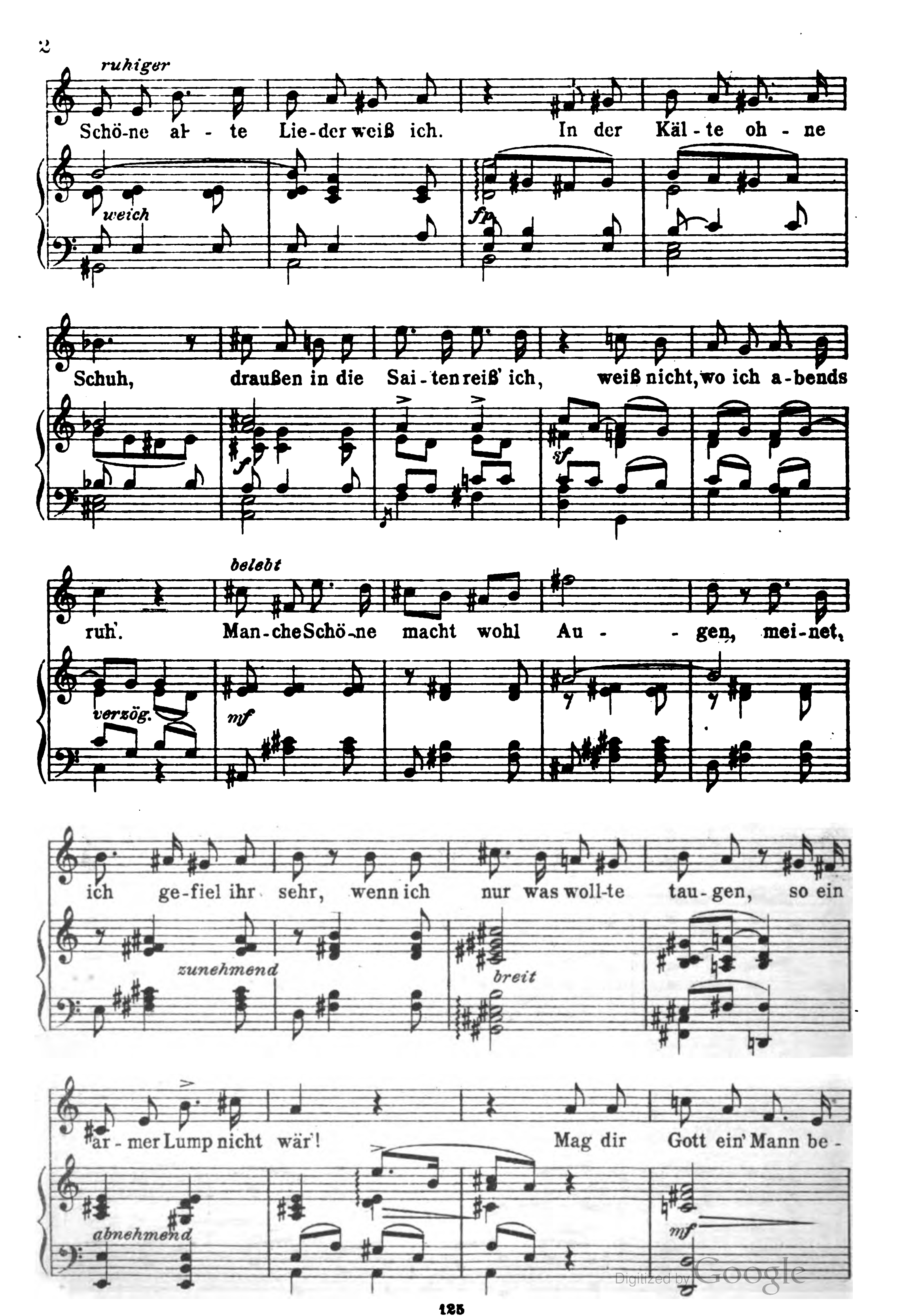
In frischer Bewegung
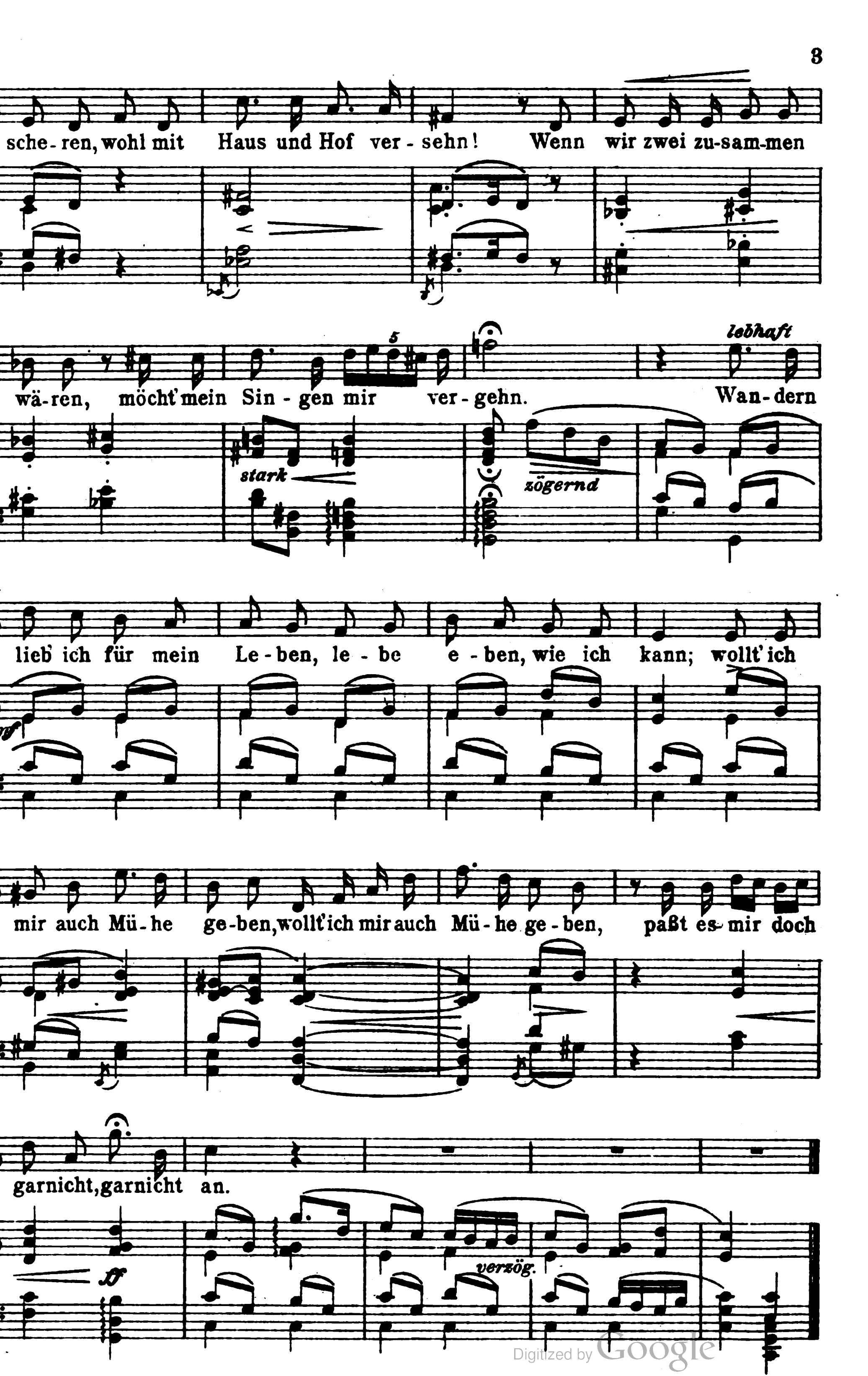
GESANG
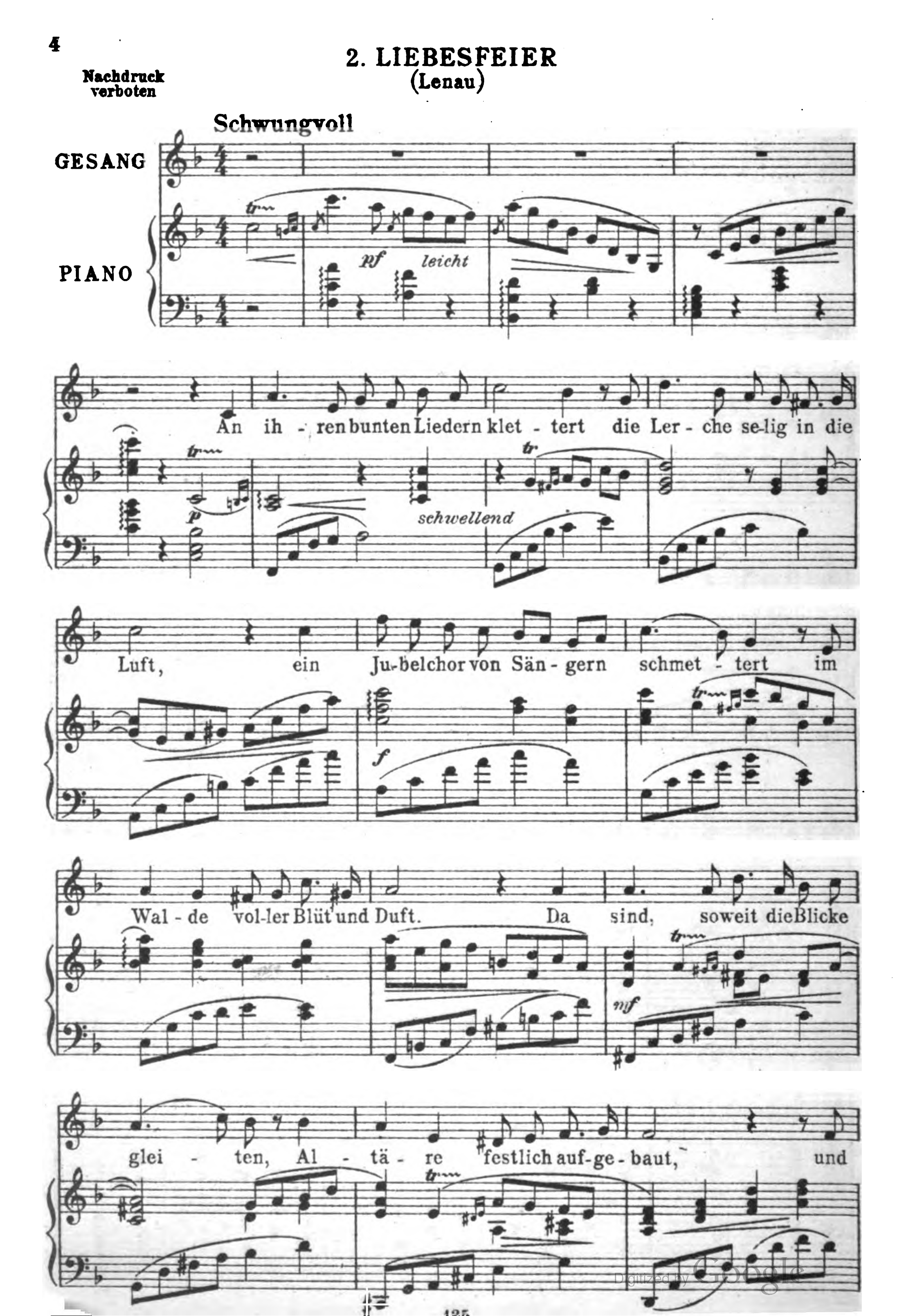
PIANO

Wandern lieb' ich für mein Leben, lebe eben, wie ich kann; sollt' ich mir auch Mühe geben, paßt es mir doch garnicht an.

leicht


ruhiger
Schö-ne al - te Lie-der weiß ich. In der Käl-te oh - ne
weich
fp
Schuh, draußen in die Sai-ten reiß' ich, weiß nicht, wo ich a-bends
sf
belebt
ruh'. Man-che Schö-ne macht wohl Au - - gen, mei-net,
verzög.
mf
ich ge-fiel ihr sehr, wenn ich nur was woll-te tau-gen, so ein
zunehmend
breit
ar - mer Lump nicht wär'! Mag dir Gott ein' Mann be -
abnehmend
mf


sche-ren, wohl mit Haus und Hof ver-sehn! Wenn wir zwei zu-sam-men
wä-ren, möcht' mein Sin-gen mir ver-gehn.
lebhaft
Wan-dern
stark
zögernd
lieb' ich für mein Le-ben, le-be e-ben, wie ich kann; wollt' ich
mf
mir auch Mü-he ge-ben, wollt' ich mir auch Mü-he ge-ben, paßt es mir doch
garnicht, garnicht an.
ff
verzög.


4
Nachdruck verboten
2. LIEBESFEIER
(Lenau)
Schwungvoll
GESANG
PIANO
leicht
An ih - ren bunten Liedern klet - tert die Ler - che se-lig in die
schwellend
Luft, ein Ju-belchor von Sän - gern schmet - tert im
Wal - de vol-ler Blüt und Duft. Da sind, soweit die Blicke
glei - ten, Al - tä - re festlich auf-ge - baut, und
Digitized by Google



all' die tausend Herzen läu - ten zur Lie - bes-fei-er dringend

p *drängend* *anschwellend*

laut. Der Lenz hat Ro-sen an - ge -

ff *breit*

zün - - det von Leuchtern aus Smaragd im Dom, und

betont
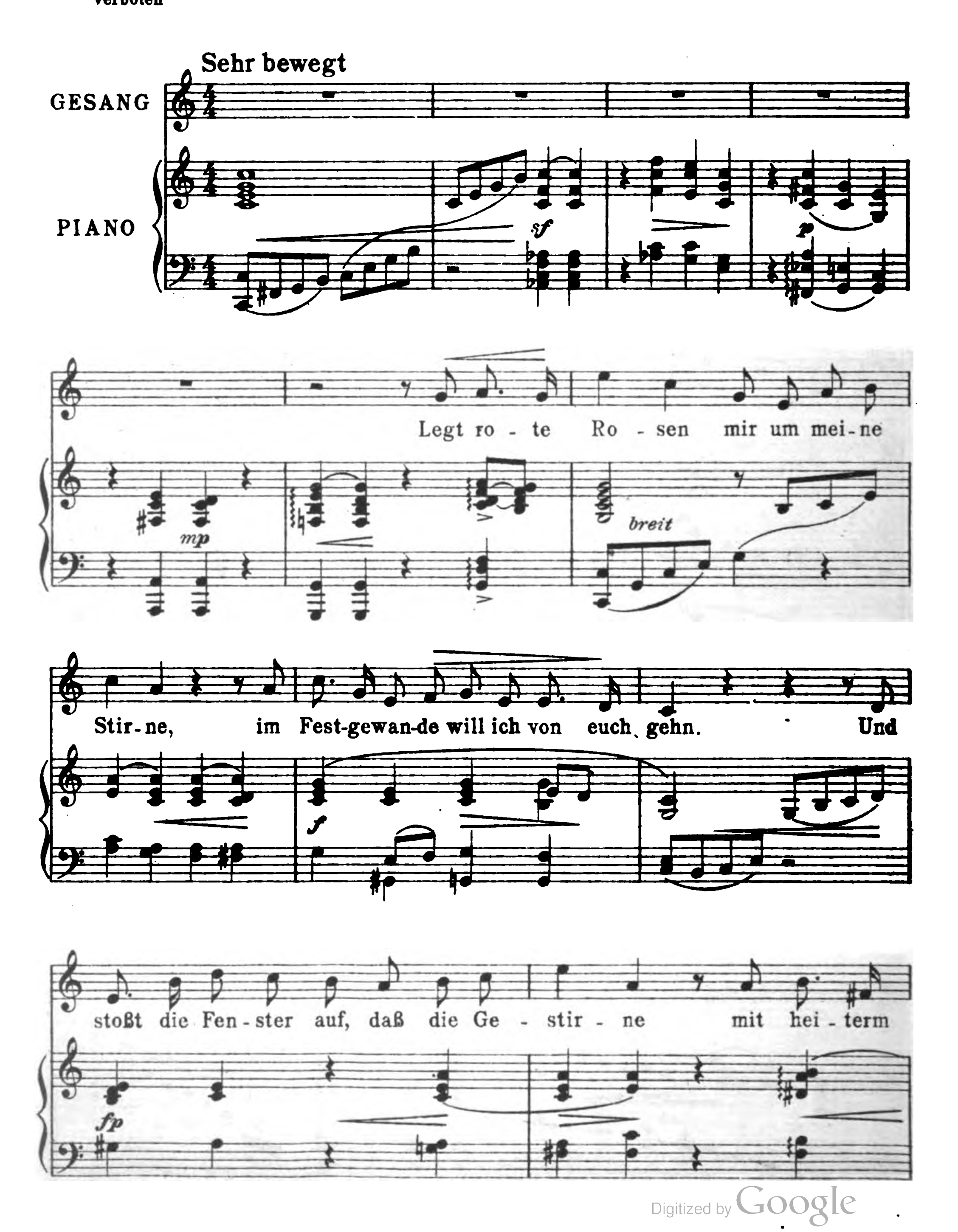
je - de See-le schwillt und mün - det hin - ü - ber in den Op-fer-

steigernd *ff*

strom.

3. „WENN ICH STERBE"

(Gustav Falke)





Lächeln auf mein La - ger sehn.

pf *p* *klagend*

sf *verzög.*

Und dann Mu - sik! Und während Lie - der schal -
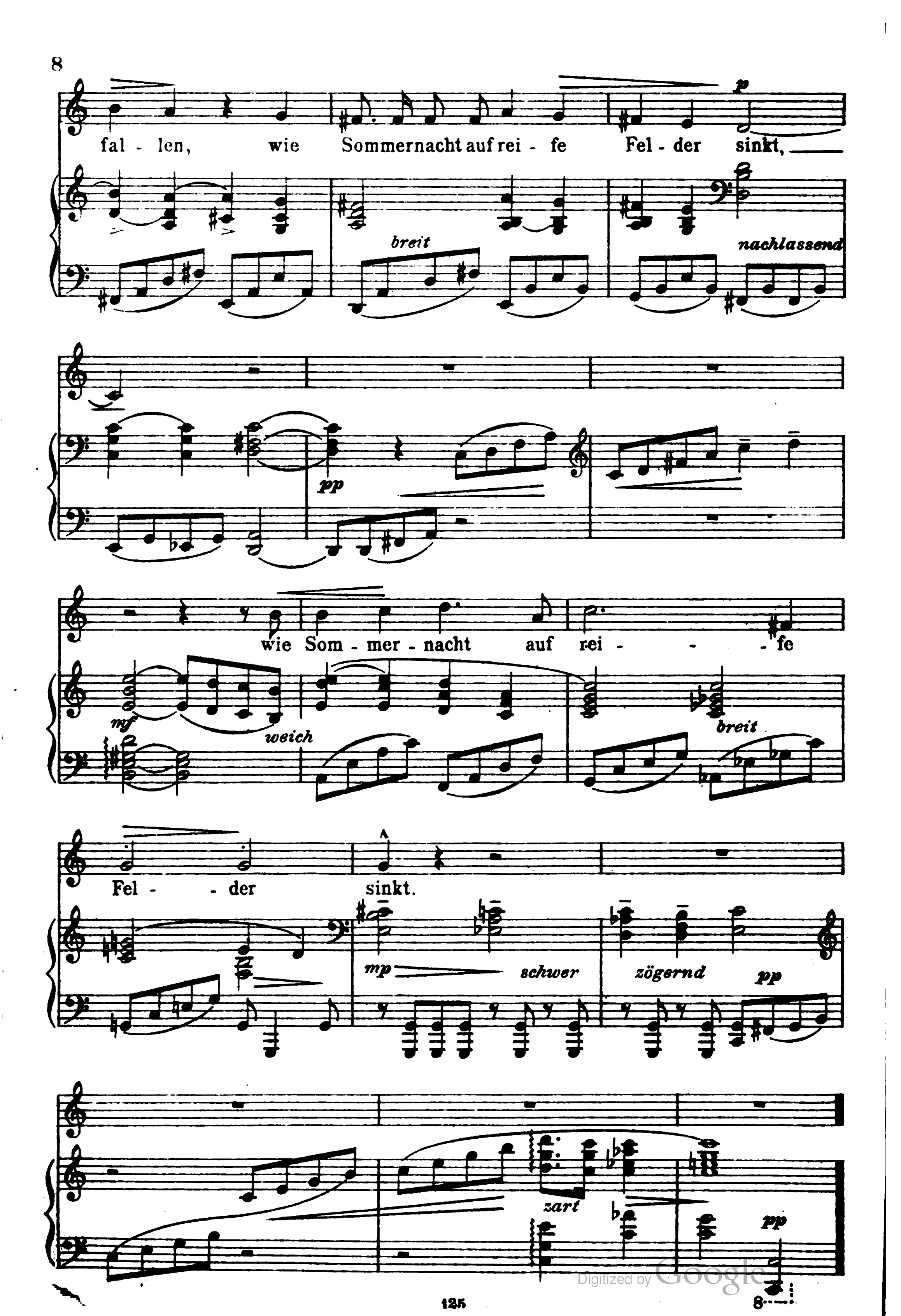
schwer *anschwellend*

len, von Hand zu Hand der Ab-schieds-be-cher

ausdrucksvoll

blinkt, mag mäh - lich ü - ber mich der Vor - hang

verzögert *p* *betont*



fal - len, wie Sommernacht auf rei - fe Fel - der sinkt,
p
breit
nachlassend
pp
wie Som - mer - nacht auf rei - - - fe
mf
weich
breit
Fel - - der sinkt.
mp
schwer
zögernd
pp
zart
pp



